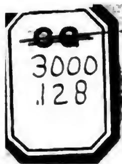
ARCHIV FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN




3000
.128



100

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXVII. JAHRGANG, 69. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1883.

Inhalts-Verzeichnis des LXIX. Bandes.

Abhandlungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Die Hervarar-Saga.

Von

L. Freytag.

Erstes Kapitel.

So findet sichs geschrieben in alten Büchern, dafs Alfheimr die nördliche Gegend am Gandvik hiefs, aber Ymisland gegen Süden zwischen jenem und Halogaland.* Bevor aber Türken und asische Leute nach Nordland kamen, bewohnten die Nordgegenden Riesen und Halbriesen; da geschah eine grofse Völkervermischung, die Riesen holten sich Frauen aus Mannheimr, und einige verheirateten auch ihre Töchter dahin. Godhmundr hiefs ein König in Jötunheimr; sein Sitz hiefs zu Grund, aber sein Bezirk Gläsisvellir. Er war ein grofser Opfermann und war ein mächtiger und weiser Mann; auch wurde er mit allen seinen Leuten so alt, dafs sie manches Menschenalter erlebten, und deshalb glaubten die Heidenleute, dafs in seinem Reiche Odhinsfeld wäre. Diese Stätte ist jedwedem Menschen, der dahin kommt, so wohlthätig, dafs von ihm Siechtum und Alter schwindet und niemand dort sterben kann. So wird er-

* Gandvik eigentlich das weifse Meer, dann das Eismeer überhaupt: Alfheimr hier = Jötunheimr oder das Nordland im allgemeinen. Ymisland = Lappland, Halogaland der Süden des Nordlandes, Mannheimr das Menschenland. Gläsisvellir soll an der Dwina gelegen haben. Unter den „Türken“ sind die Südländer zu verstehen, die durch Rufsland bis nach Skandinavien Handel trieben. Die Asen werden nach späterem Brauche zu einem menschlichen Volke degradiert, das unter Odhinn ins Nordland eingewandert sein soll.

zählt, dafs nach dem Tode Godhmunds die Leute ihn durch Opfer ehrten und ihren Gott nannten. König Godhmundr hatte einen Sohn, welchen er Hofundr hiefs; der konnte die Zukunft voraussehen und war klug an Geist: er war als Richter gesetzt über alle Lande, die ihm in der Nähe lagen, und fällte nie ein schiefes Urteil, und niemand wagte und brauchte sein Gesetz zu brechen. Ein Mann hiefs Arngrimr, der war ein Riese und Bergbewohner; dieser entführte aus Ymisland Ama Ymis Tochter und vermählte sich mit ihr. Deren Sohn war Hergrimr, der ein Halbtroll hiefs; der war bald bei den Bergriesen bald bei den Menschen und hatte eine Kraft wie die von Joten. Auch war er ein vielkundiger Zauberer und ein grofser Berserker, entführte aus Jotunheimr Ögn die Alfentochter und heiratete sie; Grimr hiefs ihr Sohn; vorher besessen hatte sie Starkadr Aludrengr. Der Mann hauste da bei Alfofs, der Starkadr hiefs; er war von den Thursen entsprossen und war diesen auch gleich an Kraft und Art; er hatte acht Hände, und Storkvidr hiefs sein Vater. Ögn die Alfentochter war Starkads Braut gewesen; aber Hergrimr entführte sie ihm, als Starkadr nach Norden gefahren war über Eliuvogr. Als er aber zurückgekehrt war, forderte er die Frau von Hergrimr und ihn damit zum Holmgange.* Sie trafen aufeinander beim letzten Wasserfall bei Eidr; Starkadr hatte acht Hände und schwang vier Schwerter zugleich. Er war da siegreich und Hergrimr fiel. Ögn sah ihrem Holmgange zu, und als Hergrimr gefallen war, durchbohrte sich Ögn mit dem Schwerte, da sie sich Starkadr nicht überliefern wollte. Starkadr bemächtigte sich nun aller Habe, welche Hergrimr besessen hatte und nahm auch mit sich dessen Sohn Grimr, und dieser wuchs auf bei Starkadr. Grimr wurde sowohl grofs als stark, als er an Alter zunahm. Alfr hiefs ein König, der über Alfheimr herrschte, und Alfhildr hiefs seine Tochter; Alfheimr hiefs das Land zwischen Gaut-Elfar und Raum-Elfar. Eines Herbstes ward beim Könige Alfr ein grofses Opfer für die Göttinnen zubereitet, und Alfhildr vollbrachte das Opfer. Sie war schöner als jedwedes Weib,

* Die bei solchen Holmgängen üblichen Formalien haben mit denen unserer akademischen Duelle eine grofse Ähnlichkeit.

und alles Volk in Alfheimr war überhaupt hübscher anzusehen als ein anderes gleichzeitiges Volk. Aber nachts, als sie die Opferstätte mit Blut rötete, entführte Starkadr Aludrengr Alfhildr und brachte sie mit sich heim. Alfr der König rief da Thorr an, ihm Alfhildr wieder zu verschaffen; Thorr nachher tötete Starkadr und liefs Alfhildr heimkehren zu ihrem Vater und mit ihr Grimr den Sohn Hergrims. Und da nun Grimr zwölf Winter alt war, ging er in den Krieg und wurde der gewaltigste Kriegsheld, und zur Gattin erhielt er Bauggerdhr, die Tochter Alfhilds und Starkads. Grimr nahm sich seinen Wohnsitz auf der Insel in Halogaland,* welche Bolm heifst, und ward seitdem der Insel-Grimr zu Bolm geheifsen (Ey Grimr Bolmr). Ihr Sohn hiefs Arngrimr der Berserker, der nachher zu Bolm wohnte, und er war ein höchst berühmter Kriegsmann.

Zweites Kapitel.

Zu dieser Zeit kamen osther die Asier und Türken und siedelten sich an im Nordlande. Odhinn hiefs ihr Anführer. Er hatte viele Söhne, und sie alle wurden gewaltige und starke Männer. Einer von seinen Söhnen hiefs Sigrlami; für diesen schuf Odhinn das Reich, welches jetzt Gardhariki** heifst. Er wurde da ein gewaltiger Fürst über dieses Reich. Er war der stattlichste unter den Seinen. Sigrlami hatte zur Frau Heidhi, die Tochter des Königs Gylfi; sie hatten zusammen einen Sohn, der hiefs Svafrlami; Sigrlami fiel in einem Kampfe, den er mit dem Joten Thiassi ausfocht. Als nun Svafrlami den Fall seines Vaters erfuhr, nahm er all das Reich, welches sein Vater gehabt hatte, zur Beherrschung an sich, und er wurde ein mächtiger Mann. Es geschah einstmals, dafs König Svafrlami in den Wald auf Jagd ritt und einem Hirschen lange nachjagte und ihn auch am nächsten Tage erst um Sonnenuntergang einholte. Er war da so weit in den Wald hineingeritten, dafs er kaum wufste, was aus ihm werden sollte. Um Sonnenuntergang erblickte er einen grofsen Fels und daselbst

* Bolm war ein Teil von Halogaland, das die einen mit dem schwedischen Smaland, die andern mit dem südlichen Norwegen identifizierten.
** Gardhariki = Rufsland.

zwei Zwerge; er trieb sie von dem Felsen hinweg mit drohendem Eisen und schwang das Schwert über sie. Da baten sie um Einlösung des Lebens. Svafrlami fragte nach ihrem Namen; der eine hiefs Durinn, der andere Dvalinn. Svafrlami wufste, dafs sie die geschicktesten aller Zwerge waren; so legte er ihnen die Bedingung auf, dafs sie ihm das beste Schwert schmiedeten, welches sie vermöchten. Den Griff und ebenso das Heft, auch den Schwertgurt und das Gehänge sollten sie aus Golde machen. Er sagte noch, dafs das Schwert nie fehlen und nie Rost ansetzen dürfe, dafs es in gleicher Weise Eisen und Stein wie auch Panzer beifse, und es möge in allen Schlachten und Zweikämpfen jedem, der es trage, der Sieg folgen. Darin bestand die Lösung ihres Lebens; sie gelobtens, und der König ritt heim. Am anberaumten Tage kam Svafrlami zum Fels, und die Zwerge waren draufsen. Sie holten ihm sein Schwert und es war das das schönste. Als aber Dvalinn im Felsenthore stund, da sprach er: „Dies Schwert, Svafrlami, werde ein Menschentöter jedesmal, da es gezogen wird, und mit diesem werden drei der ärgsten Neidingswerke vollbracht, und dein Mörder werde es auch.“ Da hieb Svafrlami nach dem Zwerge, aber diese liefen in den Fels. Der Hieb fuhr in den Stein, und beide Stahlschärfen des Schwertes safsen tief im Gesteine, denn das Thor hatte sich hinter jenen geschlossen. Svafrlami nun besafs dies Schwert und nannte es Tyrfingr;* er führte es in Schlachten und Zweikämpfen und hatte immer den Sieg. Im Einzelkampfe fällte er den Joten Thiassi, den Mörder seines Vaters; und er raubte dessen Tochter, welche Fridhr hiefs, und besafs sie von da ab. Sie hatten eine Tochter, welche Eyvör hiefs, der Frauen schönste und klügste.

Drittes Kapitel.

Nun ist davon zu erzählen, dafs Arngrimr der Berserker, der auf Seeraub ausging, über viele Streitkräfte gebot; er heerte in Svafrlamis Reiche und hatte mit ihm Schlacht und Zwei-

* Der Name soll durch Metathesis statt Tyfringr (= Zauberschwert) stehen. Indes würde auch die Deutung (Tyr, fingr, als „Finger des Schwertgottes Tyr“) einen Sinn geben; die Abl. von tyrfi (= Harztanne) ist sehr gesucht.

kampf. Arngrimr hatte einen festen, gewaltigen Schild, besetzt mit grofsen Eisenbuckeln. Svafrlami hieb in den Schild und hieb ihn nach unten durch, und das Schwert fuhr in die Erde und blieb dort stecken. Da schwang Arngrimr das Schwert gegen Svafrlamis Hand, so dafs er sie abhieb; da erfafste Arngrimr das Schwert Tyrfingr und hieb auf Svafrlami und zerklaubte ihn der Länge nach. Darauf bemächtigte sich Arngrimr einer grofsen Kriegsbeute und auch der Eyvör, der Tochter Svafrlamis, und nahm sie mit sich fort. Arngrimr fuhr dann heim nach Bolm und veranstaltete seine Hochzeit mit Eyvör. Sie hatten zwölf Söhne: Angantyr war der älteste, der andere Hervardhr, der dritte Semingr, der vierte Hiörvardhr, der fünfte Brani, der sechste Brami, der siebente Barri, der achte Reytnir, der neunte Tindr, der zehnte Bui, der elfte und zwölfte beide des Namens Haddingr. Und diese beiden vollbrachten zusammen das Werk eines von jenen, weil sie Zwillinge und die jüngsten waren; aber Angantyr that die Arbeit von zweien, und er war um einen Kopf gröfser als die anderen; aber grofse Berserker* waren sie alle. Als sie noch in jungen Jahren waren, fuhren sie schon auf Plünderungszüge aus und durchheerten weithin die Lande und fanden nicht ihresgleichen an Kraft und Mut. Davon wurden sie aufserordentlich berühmt und sieghaft. Ihrer waren zusammen im Schiffe nicht mehr als die zwölf Brüder, aber sie hatten auf der Heerfahrt oft mehr Schiffe. Ihr Vater hatte auf den Kriegsfahrten, da er sich ausgezeichnet hatte, die herrlichsten Waffen erbeutet: so besafs Angantyr Tyrfingr, Hervardhr Hrotti, Semingr Mistilteinn (welches sich später Thrainn aus seinem Grabhügel holte); sie alle hatten treffliche Schlachtschwerter. Das war ihre Gewohnheit, wenn sie mit ihren Leuten allein waren und merkten, dafs die Berserkerwut über sie kam, an Land zu gehen und sich unter grofse Felsen oder Wälder zu stürzen; denn es hatte ihnen zum Unfalle gereicht, dafs sie ihre eigenen Leute erschlagen und ihre Schiffe entvölkert hatten, wenn die

* Das Wort soll „die mit Bärenfellen bekleideten“ bedeuten. Dem entsprechen würden die „Berserker des Königs Harald Harfagr, welche Ulfhednar („die im Wolfspelze“ oder gar „die im Wolfskleide“, die Werwölfe?) hiefsen.

Berserkerwut sie befiel. Niemals kamen sie in einen Kampf, dafs sie nicht den Sieg hatten, und davon gingen über sie grofsartige Erzählungen um. Und es gab keinen König, der ihnen nicht lieber gäbe, was sie haben wollten, als dafs er ihren Anfall über sich ergehen liefse. So verging eine Zeit, dafs sie sommers auf Heerfahrt waren, aber winters safsen sie daheim in Bolm bei ihrem Vater.

Viertes Kapitel.

Es begab sich nachdem an einem Julfeste zu Bolm, dafs die Männer nach der Gewohnheit bei Bragis Becher* ihr Gelübde darzubringen hatten. Da thaten auch Arngrims Söhne ein Gelübde. Hiörvardhr gelobte dieses: er wolle die Jungfrau besitzen, welche Ingibjörg hiefs, die Tochter des Schwedenkönigs Yngvi zu Uppsala, welche Ruhm hatte in allen Landen wegen ihrer Schöne und Vollkommenheit; sonst wolle er fallen, jedesfalls aber kein anderes Weib haben. Von noch mehreren ihrer Gelübde geschieht nicht Erwähnung. Denselben Frühling bewerkstelligten die zwölf Brüder ihre Fahrt nach Uppsala zusammen und traten vor den Tisch des Königs; dessen Tochter safs neben ihm. Und Hiörvardhr sagte da dem Könige sein Gelübde und seine Botschaft; aber alle, die drinnen waren, horchten auf. Hiörvardhr bat den König ihm schleunig zu sagen, was für eine Botschaft er zu empfangen habe. Der König erwog diese Angelegenheit und wufste wohl, wie berühmt die Brüder waren und von welch einem erlauchten Geschlechte sie stammten. Es waren da beim Könige Yngvi zwei Kämpen und Schirmherren, Hjalmarr der Mutvolle und Oddr der Weitgereiste, der auch Örvar Oddr (= Pfeilspitze) hiefs. Und als Hjalmarr hörte, was die Berserker sagten, trat er vorwärts vor den Tisch und sprach zum Könige: „Bedenke, Herr, welch grofsen Ruhm ich dir verschafft habe, seit ich in dies Land kam, und wie viele Kämpfe ich hatte, um dir das Reich unterthan zu machen, wie ich dein Reich um die Hälfte vermehrt und hier die Landeswehr gehalten, wodurch ich dir

* Bragarfull, der dem Dichtergotte Bragi geweihte Becher, bei dem man ebenso wie bei Freys Eberkopfe Gelübde that.

aus dem Kriege die besten Kostbarkeiten in die Gewalt gegeben, wie ich um deinetwillen in mancher Gefahr gewesen und dir meinen Dienst ganz zur Verfügung gestellt habe. Nun bitte ich dich, dafs du mir Ehre erweisest und mir deine Tochter giebst, auf die sich mein Sinn immer gerichtet hat. Und es ist geziemender, dafs du mir lieber diese Gunst erweisest als dem Berserker, der böses angerichtet hat bei dir in deinem Reiche und dem vieler anderen Könige." Nun hatte der König noch ein gut Teil mehr zu erwägen, und es bedäuchte ihn ein grofser und bedenklicher Handel, da diese zwei Helden wettkämpften um seine Tochter. Der König antwortete auf diese Weise: „Ein jeder von beiden sei ein so grofser und edelgeborener Mann, dafs er keinem die Verschwägerung abschlagen möge, und er bitte sie zu kiesen, wen sie haben wolle." Sie entgegnete: „Das sei billig, wenn ihr Vater sie weggeben wolle, dafs sie lieber den zu haben wünsche, der ihr rühmlich bekannt sei, als dafs sie einen besitze, von dem sie nur Sagen wisse, und alles schlimme, wie über Arngrims Söhne." Und als Hiörvardhr ihre Worte hörte, entbot er Hjalmarr zum Holmgange südwärts nach Samsey* und hiefs ihn jedermanns Neiding, wenn er früher dazu schreite die Frau zu besitzen, als bis dieser Zweikampf erprobt wäre. Doch Hjalmarr erwiderte, er werde nicht säumen, und es ward dann unter ihnen die Zeit des Zweikampfes verabredet. Es fuhren nun Arngrims Söhne heim und erzählten ihrem Vater von der Botschaft und dem Zweikampfe. Arngrimr sprach: „Ich habe nie früher als jetzt um eure Fahrt gefürchtet, denn ich weifs keinen, der Hjalmarr gleich ist an Tapferkeit und Kühnheit. Auch begleitet ihn ein Kämpe, der ihm zunächst kommt an Stärke und Thatkraft." Sie liefsen nun ihr Gespräch so auf sich beruhen. Den Winter hindurch nun waren sie daheim, um den Frühling rüsteten sie sich zur Abfahrt von Hause. Und da sie zum Holmgange fahren sollten, gab ihnen ihr Vater das Geleite, wünschte ihnen alles Gute und sagte, dafs die guten Waffen ihnen gut zu statten kommen würden. Darauf fuhren sie ihres Weges.

* Diese dänische Insel war für Holmgänge besonders beliebt.

Fünftes Kapitel.

Ein Jarl gebot über Aldeigjuborg, der Bjartmarr hiefs; er war sehr mächtig und ein gewaltiger Kriegsheld; auch war er ein grofser Freund der Söhne Arngrims, und sie hatten da bei ihm immer befreundetes Land. Er hatte unter seinen Kindern eine einzige Tochter, welche Svafa hiefs; sie war ein kernhaftes Weib und nunmehr herangewachsen, da Arngrims Söhne ihre Fahrt vorhatten. Nun kamen die Brüder alsbald mit dem Jarl Bjartmarr zusammen, und er rüstete ihnen zum Willkomm ein grofses Gastmahl. Bei diesem Festmahle bat Angantyr um die Tochter des Jarls, und das war leicht durchzusetzen. Es ward sogleich das Festmahl vergröfsert und ihr Brautlauf getrunken. Das Fest währte einen halben Monat und bei diesem Gastgelage wurden Angantyr und Svafa zum ehelichen Lager geführt. Aber als das Ehrenfest vorbei war, machten sich Arngrims Söhne an ihre Fahrt nach Samsey. Und in der letzten Nacht, ehe sie abfuhren, hatte Angantyr einen Traum und erzählte ihn dem Jarl. „Mich däuchte," sagte er, „wir Brüder auf Samsey versetzt fänden dort viele Vögel und erlegten sie alle. Darauf däuchte mich, wir wendeten uns einen anderen Weg auf der Insel und es flögen uns zwei Adler entgegen; und es schien, ich hätte mit dem einen einen harten Kampf. Wir setzten uns beide nieder, ehe einer aufhörte, und wir waren zu keiner Entscheidung gekommen. Aber der andere Adler hatte es mit meinen elf Brüdern zu thun, und mich däuchte, er gewönne über sie die Oberhand." Der Jarl antwortete: „Diese Art Traum bedarf nicht erst der Deutung, denn es wird dir da der Fall bedeutender Männer vorverkündet. Ich glaube, es geht euch Brüder ganz nahe an." Sie sagten, dafs sie sich deshalb nicht fürchten würden; sprach der Jarl: „Alle fahren, wenn der Tod ruft." Darauf ward das Zwiegespräch unter ihnen beendet, und nach dem Schlusse des Gastmahls wandten sich die Brüder heim, aber Svafa blieb bei dem Jarl zurück. Sie rüsteten sich nun zu dem Zweikampfe, und ihr Vater geleitete sie zu Schiffe; er gab ihnen allen gutes Heergewand und verlieh das Schwert Tyrfingr dem Angantyr: „Ich meine," sagte er, „ihr werdet gutes Heergewandes be-

dürfen, da ihr es mit den beherztesten Haudegen zu thun habt.“ Dann schieden sie und er wünschte ihnen gute Fahrt. Sie segelten nun, bis sie nach Samsey kamen, und landeten im Hafen bei Munarvogr; und als die Brüder ausgestiegen waren auf die Insel, kam die Berserkerwut über sie und sie stürzten sich da in den Wald nach ihrer Sitte.* Aber von Hjalmarr ist zu sagen, dafs er mit seinen Schiffen jenseits von Samsey landete in dem Hafen, der Unavogr heifst; er hatte zwei Schiffe, und sie hiefsen beide Askar (Eschen), und in jedem derselben waren hundert Mann der tapfersten Degen. Die Brüder sahen nun die Schiffe und sie glaubten zu wissen, dafs Hjalmarr sie eignen mufste und Oddr der Weitgereiste, der Örvar Oddr hiefs. Da schwangen Arngrims Söhne die Schwerter und bissen vor Wut in den Schildrand und brüllten furchtbar auf; sie wendeten sich dann gegen die Schiffe, und je sechs erstürmten jeden Askr, und man schlug da alsbald los in gewaltigem Kampfe. Aber es waren da so gute Degen vorhanden, dafs alle ihre Waffen ergriffen und keiner vom Posten wich noch auch ein Wort der Furcht sprach. Die Berserker gingen von einem Schiffsborde vorwärts und nach dem anderen rückwärts und erschlugen jedes Menschenkind, dann gingen sie wutbrüllend an Land. Da sprach Hiörvardhr: „Unserm Vater Arngrimr droht schon die Altersschwäche, da er uns sagte, dafs Hjalmarr und Oddr die tapfersten Kämpen wären; nun aber sah ich nicht, dafs einer von ihnen tapferer war als die anderen.“ Sprach Angantyr: „Wenn wir auch keinen finden, der uns gewachsen ist, so wollen wir uns doch darüber nicht beklagen; es kann auch sein, dafs Oddr und Hjalmarr noch nicht tot sind.“ Nun ist von Hjalmarr und Oddr zu sagen, dafs sie die Insel hinaufgegangen waren, um zu erfahren, ob die Berserker gekommen wären; und als sie aus dem Walde heraustraten, da gingen Arngrims Söhne an Land von ihren Schiffen mit blutigen Waffen und geschwungenen Schwertern. Die Kampfwut war da von ihnen gewichen, und sie waren da mittlerweile an

* Wie an einer vorhergehenden Stelle könnte das brutu; þeir þá við skôginn auch übersetzt werden: „Sie kämpften mit dem Walde“, d. h. sie liefsen ihre Wut an den Bäumen aus.

Kraft geschwächt, wie nach Krankheiten irgend welcher Art. Oddr sang:

Einmal befiel da grofse Furcht mich,
als aus den Schiffen die schreiend gingen,
ans Land stiegen und laut heulten,
Helden zwanglos,* zwölf zusammen.

Hjalmarr entgegnete: „Das siehst du, dafs unsere Leute gefallen sind, und es scheint mir das Wahrscheinlichste, dafs wir alle noch diesen Abend bei Odhinn in Valhöll zu Gaste gehen werden.“ Dies eine Wort der Furcht sprach Hjalmarr. Sprach Oddr: „Ich habe solche Feinde nie gesehen, und es würde mein Rat sein, dafs wir hinweg flüchteten in den Wald; wir zwei würden nicht vermögen es mit den zwölfen aufzunehmen, welche die zwölf tapfersten Männer in Schwedenland erlegt haben.“ Da sprach Hjalmarr: „Lafs uns nicht fliehen vor unseren Feinden, lafs uns lieber ihren Waffen standhalten; ich wenigstens will hingehen und es mit den Berserkern aufnehmen.“ Sprach Oddr: „Nicht werde ich zu Abend Odhinn besuchen, und diese alle werden tot sein, ehe der Abend kommt, wir zween aber leben.“ Dafs dies ihre Rede war, bezeugen diese Verse, welche Hjalmarr sang:

Es steigen aus dem Heerschiff hochgemute Helden,
zwölf Krieger sind es zusammen kühn und zwanglos.
Heute abends gehn wir bei Odhinn noch zu Gaste,
wir zween kühne Kämpen; die zwölfe werden leben.

Oddr sprach:

Deinem Worte mufs ich Erwidrung würdig geben!
Sie gehn heute abends bei Odhinn noch zu Gaste,
die zwölf Berserker; wir zween werden leben.

Nun sagte Oddr: „Eine doppelte Wahl ist für uns vorhanden: in den Wald zu fliehen oder uns eigenhändig zu wehren.“ Da sang Hjalmarr:

Wir wollen nimmer weichen vor unsern wilden Feinden,
wenn sie auch etwas mächtig uns bedünken mögen.

* Das tyrarlauss durch „ruhmlos“ zu übersetzen ist unmöglich. Dies müfste tirarlauss (= illaudatus) heifsen und wird freilich von Egilsson im Lex. poet. vorgeschlagen.

Nun traten die Berserker ihnen entgegen mit geschwungenen Schwertern; sie waren ganz blutig, und einer war um eines Hauptes Länge höher als die anderen. Hjalmarr mit seinem Genossen sah, dafs Angantyr Tyrfingr in Händen hatte, weil von ihm ein Glanz ausging wie Sonnenstrahlen. Sagte Hjalmarr: „Was willst du lieber, es mit Angantyr allein aufnehmen oder mit seinen elf Brüdern?“ Oddr antwortete: „Ich will mit Angantyr kämpfen; er wird mit Tyrfingr gewaltige Hiebe geben, und ich vertraue besser zum Schutze auf meinen Rock als auf deinen Panzer.“ (Oddr hatte aus Irland einen seidenen Rock erhalten, der niemals Waffen haften liefs.) Erwiderte Hjalmarr: „Wo kamen wir je zum Kampfe, dafs du mir vorgegangen wärest? Deshalb willst du's mit Angantyr aufnehmen, weil dich das eine gröfsere Heldenthat dünkt. Nun aber bin ich die Hauptperson in diesem Zweikampfe; aufserdem bin ich aus königlichem Stamm und für die Herrschaft geboren, und so habe ich von uns beiden zu gebieten. Anderes verhiefs ich der Königstochter daheim in Schweden, als dich oder einen anderen für mich in diesen Zweikampf gehen zu lassen, und ich werde es mit Angantyr aufnehmen.“ Oddr sprach, er wähle, was das Verderblichste sei; aber es geschah, dafs das gethan ward, was Hjalmarr wollte. Dieser schwang dann das Schwert und ging vorwärts dem Angantyr entgegen; jeder von beiden verwies den anderen nach Valhöll. Angantyr sprach: „Das will ich,“ sagte er, „wenn einer von uns davonkommt, so soll keiner den anderen der Waffen berauben, und ich will Tyrfingr mit mir in den Hügel nehmen, wenn ich sterbe; so soll Oddr seinen Rock behalten, und Hjalmarr seine Kriegswaffen, und diejenigen, welche am Leben bleiben, sollen derart scheiden, dafs sie nach der anderen Tode ihnen einen Hügel aufwerfen.“ Sodann trafen Hjalmarr und Angantyr aufeinander und kämpften zusammen mit äufserster Erbitterung, und keinem von beiden war in Bezug auf Angriff und Abwehr ein Vorwurf zu machen. Sie hieben beide kräftig und häufig und stampften in die Erde bis an die Knie.* Wenn die Schwerter

* Ein Zug, der in den germanischen Sagen und Märchen nicht selten wiederkehrt.

aufeinander trafen, so war es gleich wie sprühendes Feuer, und keiner achtete auf etwas anderes als so schnell wie möglich zu hauen; das Land bebte bei ihrem Zusammenstofse, wie wenn es an einem Faden schwankte. Sie kämpften so lange, bis dafs ihre Schilde zerhauen zu werden anfingen, und da gab einer dem anderen grofse und zahlreiche Wunden. Oft hat Oddr später gesagt, es würden nie ein mannhafterer Kampf oder herrlichere Waffen gesehen werden als in diesem Zweikampfe, und es ist weitbekannt in den Sagen, dafs wenige berühmter erfunden worden sind oder tapferer gefochten haben. Und als die Brüder und Oddr hier lange zugesehen hatten, gingen sie an einen anderen Platz und rüsteten sich zum Kampfe. Oddr sprach zu den Berserkern: „Ihr werdet die Sitte von Hermännern, nicht von Knechten befolgen wollen; darum solls nur einer von euch, nicht mehrere auf einmal mit mir aufnehmen, falls es euch nicht an Mut gebricht.“ Er forderte die Berserker heraus und sang:

Kühner Krieger einer soll mit einem kämpfen,
ist er nicht ein Weichling und entweicht ihm Mut nicht.

Sie gelobtens. Da trat Hiörvardhr vor und Oddr wandte sich ihm entgegen. Es hatte Oddr ein so gutes Schwert, dafs es Stahl und Panzerkleid zerschnitt. Nun fochten sie ihren Zweikampf mit gewaltigen Hieben, und es dauerte nicht lange, dafs Hiörvardhr tot zur Erde fiel. Aber als jene das sahen, wurden sie furchtbar wütend und nagten an den Schildrändern, und Schaum sprühte aus ihren Kinnladen. Da stund Hervardhr auf und griff Oddr an, und es geschah wie zuvor, dafs auch er tot niederfiel. Bei diesem Ereignisse tobte es in den Berserkern, sie streckten vor Wut die Zungen aus, knirschten mit den Zähnen zusammen und brüllten wie Opferstiere, dafs es hohl widerhallte in den Felsen. Nun trat Semingr vor; er war der elf gröfster und kam Angantyr am nächsten. Er griff Oddr so kräftig an, dafs dieser genug zu thun hatte sich zu wehren. Sie kämpften so lange, dafs man nicht unterscheiden konnte, wer siegen würde; sie hieben sich die ganzen Schilde entzwei, aber der Rock kam Oddr so wohl zu statten, dafs es ihm nichts that. Da erhielt Semingr Wunden, doch machte

er sich nichts daraus, bis ihm fast alles Fleisch von den Gebeinen gehauen war. Oddr sah da keine unblutige Stelle an ihm; als all sein Blut ihm aus den Adern geflossen war, fiel er in grofser Tapferkeit und war alsbald tot. Dann stund irgend einer von den anderen auf, aber es endete so, dafs Oddr sie alle fällte; er war da gewaltig müde, aber nicht verwundet. Er wandte sich nun dahin, wo Angantyr und Hjalmarr gekämpft hatten. Angantyr war gefallen, aber Hjalmarr safs bei einem Hügel und war bleich wie ein Toter. Oddr ging da zu ihm und sang:

Was fehlt dir? Gewechselt hast du die Farbe:
Mich dünkt, matt machte dich manche Wunde.
Helm und Harnisch sind dir zerhauen;
dein Leben, sag ich, ist fast verloschen.

Hjalmarr sang:

Ich habe sechzehn Wunden, zerhaun ist meine Brünne:
mir schwarz ists vor den Augen; nichts seh ich wenn ich schreite.
In das Herz stiefs mir der Stahl Angantyrs,
des Blutes herber Hauer, gehärtet in Gifte.

Beherrscht auf Erden hab ich zusammen fünf Höfe,
Doch nicht genug hatt ich je an meiner Herrschaft.
Nun aber mufs ich liegen beraubt meines Lebens,
vom Eisen zerhauen auf der Insel Samsey.

Meine Männer trinken Met in meiner Halle,
vielberühmte Helden in meines Vaters Hause.
Das Bier ermüdet der Männer Menge;
mich schmerzt hier auf der Insel des Schwertes schwere Wunde.

Ich schied von der Schönen, Stirnband-Geschmückten,
die weilte zu Agnafit, dem weithin entlegnen.
Wahr wird das Wort nun, das mir von ihr geworden:
nicht verheifsen sei mir jemals die Heimkehr.

Zieh mir von der Rechten den Ring hier, den roten,
an Ingibjörg gieb ihn, die jugendliche Edle!
Sie wird in ihrem Herzen herben Harm hegen:
gen Uppsala kehr ich künftig niemals.

Ich schied von dem schönen Schall der Mädchenlieder
gen Osten, nach Kampfes Kurzweil durstend;
des Weges eilend fuhr ich und stieg in das Fahrzeug,
fern zum ersten Male den festergebnen Freunden.

Im Ost der flinke Rabe fliegt vom hohen Baume,
und ihm folgt eilend der Adler auf dem Wege.
Ihm geb ich und dem Adler der Beute letzte Gabe;
meines Blutes werden alle beide kosten.

Danach starb Hjalmarr. Oddr blieb da die Nacht; am Morgen trug er alle die Berserker zusammen und ging dann an die Bereitung des Grabhügels. Die Inselbewohner rodeten und trugen zusammen viele Eichenstämme auf Odds Geheiſs und schütteten dann Steine und Sand darüber. Es war das eine gewaltige Arbeit und ward treu durchgeführt; Oddr war einen halben Monat an diesem Werke. Dann legte er die Berserker hinein mit ihren Waffen und schüttete den Hügel wieder zu. Demnächst nahm er Hjalmarr und trug ihn hinaus aufs Schiff und führte ihn heim nach Schweden, dem Könige und dessen Tochter diese Märe verkündend. Der Tod Hjalmars erschütterte die Königstochter so sehr, daſs ihr das Herz brach vor Leid; sie und Hjalmarr wurden in einen Hügel gelegt und der Leichenschmaus um sie gehalten. Oddr verblieb da einige Zeit, und es ist nun von ihm weiter nicht die Rede.

Sechstes Kapitel.

Nun gehts mit der Erzählung auf den Jarl Bjartmarr über. Als dieser den Fall der Söhne Angantyrs erfuhr, däuchte ihn dies ein groſses Unglück. Svafa seine Tochter ging damals mit einem Kinde; sie härmte sich schwer um Angantyrs ihres Gatten Fall, aber der Jarl tröstete sie immer. Und als die Zeit erfüllt war, gebar sie ein groſses und schönes weibliches Kind. Das war eine einzig schöne Jungfrau. Und mancher gab den Rat, sie müsse aus dem Leben geschafft werden; man meinte, kaum könne ihr die weibliche Art dazu gereichen, daſs sie den Verwandten ihres Vaters gleich würde. Bjartmarr sah das Mädchen an und sprach die Erwartung aus, es sei zweckmäſsiger, daſs sie am Leben bleibe. „Auch ist es meine Pflicht, Arngrims Söhnen nach Kräften beizustehen,“ sagte er: „es wird sich bewähren, wenn diese erwachsen ist, daſs Arngrims Söhne durchaus nicht tot sind, denn ich glaube, daſs von ihr groſse Geschlechter und vornehme Männer abstammen werden.“ Sie ward dann mit Wasser besprengt und Hervör

geheifsen. Sie wurde auferzogen beim Jarl und war stark wie ein richtiger Mann, und als sie schon etwas vermochte, gewöhnte sie sich mehr der Schufswaffen, des Schildes und Schwertes als des Nähens und Tuchwirkens; überhaupt that sie öfter Übles als Gutes. Wenn der Jarl ihr über solches seine Meinung sagte, so entwich sie in die Wälder, schuf sich dort ein Obdach und erschlug Männer der Beute wegen. Da der Jarl von dieser Räuberei und Wegelagerei erfuhr, ging er in den Wald mit seinem Gefolge und ergriff Hervör bei den Händen, aber zuvor ward sie manches Mannes Tod in seinem Gefolge. Er nahm sie dann mit sich heim, und sie verweilte einige Zeit bei ihm. Es geschah nun einstmals, dafs Hervör sich draufsen befand, wo einige Knechte und Arbeiter waren, und mit ihnen wie mit anderen übel umging. Da sprach ein Knecht: „Du, Hervör! du willst immer nur Böses thun, und Böses hat man von dir gewärtig zu sein. Darum verbeut der Jarl den Leuten auch, dir deine väterliche Herkunft zu sagen, denn es dünkt ihn eine Schande, dafs du das wissest. Es wissen ja die Leute, dafs ein Schweinehirt seiner Tochter beilag und dafs du ihr Kind bist.“ Hervör ward über dies Wort überaus zornig, ging sofort vor den Jarl und sprach:

Des Namens Ehre rühm ich nimmer,
erhielt sie nicht die Huld des Helden.
Den höchsten Vater zu haben wähnt ich;
man sagt, es sei nur ein Hirt der Säue.

Sagte der Jarl:

Vieles wird gelogen, und du weifst wenig.
Als stärkster galt dein Vater unter starken Helden.
Es hebt sich Angantyrs von Erde rings verhüllter
finstrer Saal auf Samsey, wo südwärts sinkt die Sonne.

Sie sprach:

Zu schaun verlangts mich nun, lieber Pfleger,
die heimgegangne Heldensippe.
Gewifs, sie schirmen genug der Schätze:
sie solln mir frommen, sterb ich nicht früher.

Das Haupt werd ich schnell verhüllen
im Linnenschleier, eh ich euch lasse.
Und das ist wichtig: denn morgen will ich
den Mantel umthun und Männerkleider.

Sodann sagte Hervör zu ihrer Mutter:

Frau, du reizvolle wahrlich, rüste völlig
mich, so schnell es gehe, als gelt es einem Sohne!
Wahr wird das eine im Traum mir werden:
Wonne wufst ich seit jüngst hier wenig.

Siebentes Kapitel.

Nun rüstete sie sich allein zur Reise und legte Mannskleider und Waffen an; sie begab sich dahin, wo mehrere Wikinger waren, unter dem Namen Hjörvardhr, und schlofs sich ihrer Schar an. Kurz darauf starb der Häuptling der Wikinger, und sie nahm nun die Führerschaft des Haufens an. Als Hjörvardhr heerte sie nun weit im Lande und hielt endlich auf Samsey. Und da die Wikinger den Hafen erreicht, begehrte Hjörvardhr auf die Insel auszusteigen und sagte, es müsse in dem Grabhügel Hoffnung auf Schätze vorhanden sein.* Alle Gefolgsleute redeten dagegen und behaupteten, es gingen dort so furchtbare böse Geister tagtäglich um, dafs es da bei Tage schlimmer wäre als weit und breit anderswo nachts. Doch endlich wards da durchgesetzt, dafs man die Anker auf den Grund warf, um dort für die Nacht beizulegen. Hjörvardhr aber nahm sich das Bot, ruderte ans Land und landete bei Munarvogr zu der Zeit, da die Sonne sinkt. Er ging dann landeinwärts und traf da auf einen Mann, der die Herde hütete. Sie sprachen da eine Zeit miteinander, und sie forschte ihn aus. Er sagte: „Bist du hier auf der Insel unbekannt? Geh heim mit mir, denn es taugt keinem, nach Sonnenuntergang hier aufsen zu sein, und ich will schleunigst heimfahren.“ Sprach Hjörvardhr: „Sage mir, welche der Hügel Hjörvardhs heifsen!“ Der Hirtenjunge entgegnete: „Du stürzest dich ins Unglück, der du um die Nachtzeit auf das neugierig bist, was wenige mittags wagen, zumal brennende Flammen über jenem Orte spielen, sobald als die Sonne untergeht.“

---

* Das Erbrechen solcher Hünengräber kommt in den Sagas oft vor; der Eindringling hat da regelmäfsig mit dem Toten zu kämpfen, und dieser letztere erliegt meist. Dafs ein Toter zum zweiten Male (und dann für immer) sterben kann, ist ein Zug, der in den Mythen der amerikanischen Indianer und auch sonst noch vorkommt.

Hjörvardhr sagte, er werde die Hügel sicherlich aufsuchen. Entgegnete der Viehhüter: „Ich sehe, dafs du ein tapferer Mann bist, wenn du auch thöricht bist; da will ich dir mein Halsband geben, und du folge mir heim!“ Hjörvardhr sagte: „Und gäbest du mir alles, was du hast, so gelänge es dir doch nicht, mich aufzuhalten.“ Als aber die Sonne untergegangen war, brach auf der Insel ein mächtiges Getöse los, und Feuer lohten am Hügel empor. Da erzürnte der Hirte, und er wollte heim eilen und sagte, das komme keinem Menschen zu, bei Abendzeit draufsen zu sein. Hjörvardhr hielt ihn auf und befragte ihn weiter um die allgemein bekannten Neuigkeiten der Insel und hiefs ihn mitgehen; da ergriff der Hirte die Flucht und lief in den Wald, so schnell er vermochte, und sah gar nicht hinter sich. Das Folgende nun wird berichtet über ihre Unterredung. Der Hirte sprach:

Wer der Männer kamst du kühn auf diese Insel?
Hebe dich von hinnen hastig in die Herberg!

Hjörvardhr sprach:

Nimmer gehen will ich als Gast in die Herberg;
Keinen der Bewohner auf der Insel kenn ich.
Doch eilig gieb mir Antwort, eh du eilst von hinnen,
wo sich erheben Hjörvardhs allbekannte Hügel?

Der Hirte sagte:

Nicht woll' es wissen! Nicht weise bist du,
Wikings-Genosse, es naht dir Unheil!
Fort, so schnell uns die Füfse tragen:
es gehn nachts um die Geister alle.

Hier statt Redens nimm das Halsband:
die Helden leiden Besuch so leicht nicht!
Niemand giebt mir so gutes Kleinod
und helle Ringe, nicht heimzueilen.

Hjörvardhr sprach:

Nicht acht ichs, mich zu sorgen um solcherlei Getose,
mag nah und fern das Eiland von Feuer auch entbrennen.
Nicht im geringsten vor solchen Recken
uns fürchten lafs uns: fahr fort im Reden!

Der Hirte sagte:

Für thöricht halt ich ihn, der hieher
sich naht einsam im Nachtgrauen;

die Loh' umspielt ihn, auf springt der Hügel,
Erd und See loht: lafs heim uns eilen!

Der Hirte legte den Hirtenstab auf die Schulter, fing an zu laufen, so schnell er vermochte, sah sich nicht um und sprach:

Der Hirte flüchtet flink zu Walde;
doch diesen nenn ich im Sinn umnachtet.
Gleich wie Hervör im Busen hegt er
aus diesem Anlafs ein Herz von Eisen.

Er lief dann weiter heim zu Hofe, und so schieden sie voneinander. Nun blickte Hervör zunächst hinaus in die Insel, wo die Flammen der Grabhügel brannten, und sah die Hügelbewohner aufsen stehen. Und sie ging dahin und fürchtete sich dessen nicht, obwohl alle Hügel auf ihrem Wege loheten. Wie durch finsteren Nebel schritt sie vorwärts, bis sie an den Hügel der Berserker kam. Sie wendete sich weiter zu dem gröfsten Hügel und sang:

Erwache du, Angantyr! Es erweckt dich Hervör,
die einige Tochter euer, dein und Svafas;
schaff mir aus dem Hügel das schneidige Schlachtschwert,
einst für Svafrlami die Arbeit der Zwerge!

Hjörvardhr! Hervardhr! Hrani! Angantyr!
Euch weck ich, die ihr schlafet unter Baumwurzeln,*
mit Helm und mit scharfem Schwert und mit der Brünne
geschmückt und mit dem Schilde und blutbespritztem Speere.

Zu Erdenstaub geworden seid ihr, Arngrims Söhne,
Gewaltiges wagend, würdgen Ruhm erwerbend;
nicht wird einer von Eyvörs Söhnen
hier in Munarvogr mit mir gemeinsam reden.

Hjörvardhr! Hervardhr! Hrani! Angantyr!
Es sei euch allen so innerhalb der Rippen,
als müfstet ihr im Hügel der Ameisen modern,
schenkt ihr mir das Schwert nicht, das einst schweifste Dvalinn;
nicht geziemt es Geistern das gute Schwert zu eignen.

---

* Vgl. die Stelle in Richthofens Friesischen Rechtsquellen S. 46: „... sine feder, theth hi sa diape and sa dimme is, under eke and under eerthe, bislaghen and biseten and bitacht.“

Da sang Angantyr:

Hervör! Tochter, warum hallt dein Ruf so
mit grauenvollen Worten, die grimmes Los dir deuten?
Wild bist du worden, und wahnwitzig wardst du,
denn unbesonnen schreckst du Tote aus dem Schlummer.

Nicht Vater noch Verwandte wölbten mir den Hügel;
Zwei erlangten Tyrfingr, die mich überlebten;
doch endlich geeignet einer hat die Waffe.

Sie sang:

Nicht genügt dein Wort mir. Dir mag der Asen Walter
So Ruh im Hügel gönnen, als du nicht hast zur Habe
dein Schlachtschwert Tyrfingr: aber schwierig scheinst du
der einigen Tochter ihr Erbteil auszuliefern.

Da öffnete sich der Hügel, und es war zu sehen, wie wenn Feuer und Lohe den ganzen Hügel umgäbe. Da sang Angantyr:

Auf sprang die Thür des Todes, des Hügels Thor ist offen,
zu sehn ist in Lohe die Seebucht der Insel.
Schreckliches läfst sich hier rings aufsen schauen:
ists noch möglich, eile, Maid, zu deinem Schiffe!

Sie erwiderte:

Nimmer lafst ihr lodern nachts solche Lohe,
dafs ich mich feig fürchte vor all eurem Feuer;
nicht soll der Maid des Herzens holder Hag erbeben,
sähe sie die Toten auch im Thore stehen.

Da sang Angantyr:

Ich sage dir, Hervör (gehorch, so lang es Zeit ist,
sei weise, meine Tochter, denn wahr mufs es werden):
Maid, es mufs Tyrfingr (möchtest du mir glauben!)
deinen stolzen Stamm einst ins Verderben stürzen.

Bestimmt ist dir ein Sohn einst, der stolz auf seine Stärke
den gewalt'gen Tyrfingr wird als Waffe tragen.
Heidhrekr werden ihn die Leute heifsen;
er ist der allerstärkste unterm Zelt der Sonnen.

Hervör sang da:

Euch Tote weih ich solches Schicksals würdig,
dafs ihr nun und nimmer in der Nacht des Grabes
sollt als bleiche Leichen unter Leichen liegen,

erhalt ich nicht, Angantyr, von dir aus dem Hügel
des Harnisches Hasser,* Hjalmars Mörder.

Er sang:

Nicht vergleich ich jemals dich Jungfrau anderen Jungfraun,
da du's wagst im Nachtgraun dich zu nahn dem Hügel
mit dem scharfen Speere und dem Schwert der Helden,
mit Helm und mit Harnisch vorm Thor unsrer Halle.

Hervör sang:

Mich däucht', ich wär ein Mann schon vordem untern Menschen,
noch eh ich eure Säle beschlofs zu besuchen.
So gieb mir aus dem Hügel des Harnisches Hasser,
den Zwerge einst gehämmert: nicht darfst du ihn verhehlen!

Da sang Angantyr:

Untern Schultern liegt mir Hjalmars Erleger;
rings umströmt sein Eisen von aufsen die Lohe.
Keine Jungfrau oben auf der Erde kenn ich,
welche diese Waffe wagt zur Hand zu nehmen.

Sie sang:

Wohl behüten will ichs und mit Händen fassen,
das Schwert, das schneidig scharfe, vermag ich mirs zu schaffen;
nimmer will ich fürchten das flammende Feuer;
die Lohe wird sich legen, die ich lodern sehe.

Da sang Angantyr:

Thöricht bist du, Hervör, ob auch hohes Mutes,
die du streitbegierig dich ins Feuer stürzest!
So aus dem Hügel will ich dir die Waffe geben,
du Maid, du jugendliche! Nicht mag ichs mehr versagen.

Es ward da das Schwert herausgeworfen in Hervörs Hand.
Da sang sie:

Würdig thatst du, Wikingersprosse,
dafs ich aus dem Hügel von dir erhielt die Waffe!
Mich dünkt, ich habe, König, besseres bekommen,
als hätt ich Norwegens ganze grofse Herrschaft.

Angantyr sang:

Weib, weifst du noch nicht? Verwünscht sind deine Worte,
Wes jetzt du darfst frohlocken, das wird dein Verderben:

---

* Ähnlich bezeichnet auch Tegnér das Schwert, Frithjofssage 24, 282: Då knäppte Frithiof brynjohataren från länd. Gleich hernach heifst es auch in unserem Gedichte noch deutlicher: hatar brynjur.

Maid, es mufs ja Tyrfingr (möchtest du mir glauben!)
deinen stolzen Stamm einst in Zernichtung stürzen.

Sie erwiderte:

Nun rüstig will ich gehen zu den Brandungsrossen,*
und wohl ists dem Kinde des Königs zu Sinne.
Gar nicht grämen solls mich, du Sprofs grofser Fürsten,
um was einst meine Söhne später streiten mögen.

Da sang er:

Du sollst ihn besitzen und lang dich sein erfreuen,
und gut verhüllt halt ihn, Hjalmars Erleger.
Nicht greif an die Schärfen, denn Gift ist an beiden;
es ist der Menschenmörder mächtig an Verderben.

Sie sang:

Wol behüten will ich und mit Händen fassen
das Schwert, das schneidig scharfe, das mir nun geschenkt ist,
nimmer will ich sorgen, du Jäger wilder Wölfe
wie einst meine Söhne über alles rechten.**

Da sang er:

Lebe wohl, Tochter! Die Lebenslänge gäb ich
dir von zwölf Männern, wenn du mir folgen möchtest,
die Kraft und die Herrschaft und alles auch an Habe,
was einst Arngrims Söhne als eigen hinterlassen.

Sie sang:

Gehabt euch wohl alle, und Heil in eurem Hügel!
Mich gelüstets fort nun, hinnen will ich fahren:
im Heim der Hel wahrlich däucht' ich mich zu Hause,
als um mich nah und ferne flammend Feuer brannte.

Hervör stieg nun hinab zum Strande, und als es tagte, sah sie, dafs die Schiffe fort waren, denn die Wikinger hatten sich gefürchtet, als sie das Getöse hörten und das Feuer brennen sahen. Sie verweilte nun auf Samsey, bis sie Gelegenheit zur Abfahrt erhielt, und es wird nun von ihren Fahrten nicht eher wieder berichtet, als bis sie zum Könige Godhmundr zu Gläsisvellir kam, und sie war da den Winter hindurch. Wiederum nannte sie sich Hervardhr und gab sich für einen Kämpen aus, und dieser Hervardhr ward da aufserordentlich wohl aufgenom-

* til gialfrmara: eine der vielen Umschreibungen des Schiffes.

** Diese Strophe fehlt in mehreren Handschriften; auch bietet sie wenig Neues.

men. Der König Godhmundr hatte ein grofses Gefolge; er war so alt, dafs es die Aussage der Leute ist, es habe ihm nichts an hundert Wintern gemangelt, aber er sei noch vollkräftig gewesen; sein Sohn Höfundr war damals zum Jünglinge herangewachsen und wurde schon zu allen wichtigen Rechtshändeln zugezogen. Eines Tages, als Godhmundr sich am Bretspiele ergötzte, geschah es so, dafs er Unglück hatte, und es war ihm schon übel mitgespielt worden, und er war nahe am Verlieren; da fragte der König, ob ihm jemand dazu raten könne ihm beim Spiele zu helfen. Da trat Hervardhr heran; er brauchte nur wenig Sorgfalt aufzuwenden und nahm sich des Spiels nur kleine Zeit an, als es auch schon um Godhmundr erträglicher stund und es dem Könige besser erging. Hervardhr hatte Tyrfingr auf seinen Sitz gelegt, indes er sich ans Spiel machte. Ein Hofmann des Königs hatte da das Schwert Tyrfingr aufgenommen und schwang es; es gefiel ihm aufserordentlich, und er sagte, er hätte kein besseres Schwert gesehen, denn es ging davon ein Leuchten aus wie von Sonnenstrahlen. Das sah Hervardhr, entrifs ihm das Schwert und hieb ihn nieder; dann ging er hinaus. Die Männer wollten ihm nacheilen und ihren Gefährten rächen; da sprach Godhmundr: „Haltet Ruhe! Um den Mann 'brauchts nicht so schwerer Rache als ihr denkt: denn ihr wifst nicht, wer dieser ist, da ich ihn für ein Weib halte; aber mit der Waffe, die sie eignet, wird dieses Weib auch schwer zu bestehen sein, ehe ihr ihm das Leben nehmt.“ Da war keiner, der sie zum Angriffe verfolgte. Sie schlofs sich nun wieder Seewikingern an und nannte sich aufs neue Hervardhr, und lange Zeit war sie dann auf Kriegsfahrt und war aufserordentlich siegreich. Als ihr das verleidet war, begab sie sich zu ihrer Mutter Vater, dem Jarl Bjartmarr. Da benahm sie sich wie andere Mädchen: sie beflifs sich der Stickerei und Handarbeit, und sie begann da reich an Freunden zu werden und nicht arm an Gelde, und es ging grofse Rede um wegen ihrer Schönheit.

Achtes Kapitel.

Dieses erfuhr Höfundr, Godhmunds Sohn, und es däuchte ihn aufserordentlich wichtig. Höfundr war der verständigste

der Männer und so gerechtigkeitsliebend, dafs er nie vom Rechte abwich, mochte es sich um inländische oder ausländische Leute handeln: nach seinem Namen pflag derjenige Höfundr zu heifsen, der den Männern Recht sprach. Einmal kam er mit seinem Vater ins Gespräch und sagte, er habe im Sinne sich zu verheiraten, und bat ihn um Rat, wohin er auf Werbung gehen solle. Godhmundr nahm das wohl auf. „Das ist mein Rat,“ sagte der König, „dafs du um Hervör, die schöne Tochter Angantyrs anhältst. Sie ist jetzt daheim beim Jarl Bjartmarr, ihrem Erzieher, und sie wäre die beste Wahl und die allervornehmste von allen, von denen ich erfahren habe.“ Sie sendeten dann zwölf Männer an den Hof des Jarls Bjartmarr und warben um die Frau.* Der Jarl nahms wohl auf und trug die Angelegenheit Hervör vor, und sie gab keine Absage und hiefs ihn nur ihre Bedingung erfüllen; das Ende der Verhandlung war, dafs sie sich mit Höfundr verlobte. König Godhmundr hielt daheim zu Gläsisvellir ihren Brautlauf mit grofser Pracht: beim Hochzeitsmahle gab er Höfundr Königs Titel, Schatz und Reich. Sie wurden dann zum Brautbette geleitet, und diese Hochzeit** dauerte einen vollen Monat. Nach dem Ende des Gastgebotes fuhren die Fürsten heim, mit kostbaren Geschenken beehrt. Zwischen dem Könige Höfundr und Hervör trat aber herzliche Liebe ein, und sie hatten zween Söhne: der ältere hiefs Angantyr nach seiner Mutter Vater, der jüngere hingegen Heidhrekr. Sie beide waren grofse und starke Männer, verständig und schön; jeder von beiden war der stattlichste und gröfser und stärker als andere Männer, beide waren klug an Verstande und die begabtesten Menschen. Angantyr war an Sinnesart seinem Vater ähnlich und wollte jedem Menschen wohl, und der König und alles Volk liebte ihn sehr. Wenn er aber jedwedem Menschen Gutes erwies, so erwies ihnen Heidhrekr noch mehr Übles, aber Hervör liebte ihn dennoch am meisten. Als er aber noch wenig das Kindesalter überschritten hatte, sandte ihn Höfundr zur Erziehung einem Manne, der Gissr hiefs und ein weiser Mann und grofser Kämpe

* Das Wort Frau (at bidja fruarinnar) steht wie im älteren deutschen Sprachgebrauch in der Bedeutung der vornehmen Dame, der Herrin.
** Im Sinne des mittelhochdeutschen hôchgezîte.

war. Der Königssohn wurde bei diesem erzogen, bis dafs er achtzehn Winter alt war, und lernte hier allerhand Künste und dazu die Ritterschaft: da war er ein Mann von so gewaltiger Stärke, dafs sich keiner fand, der ihm gewachsen wäre, Gissr ihm aber in allen ritterlichen Künsten zunächst kam. Betreffs seiner Gemütsart blieb Heidhrekr aber derselbe. Nun feierte König Höfundr einst eine grofse Hochzeit zu Grund und entbot dazu alle vornehme Männer in seinem Reiche, Heidhrekr und dessen Erzieher Gissr ausgenommen. Das gefiel dem Heidhrekr sehr übel und er sagte, es wäre geziemend, das Gastmahl in der Halle seines Vaters zu vereiteln. Gissr riet ihm davon ab mit den Worten, alles andere wäre geziemender, als zum Verdrufs seines Vaters dahin zu fahren. Trotzdem fuhr er dahin und sagte, er müsse jenem irgend einen Streich spielen. Als nun das Gastgebot gefeiert wurde und die Männer überm Trunke safsen, da kam Heidhrekr der Königssohn hereingegangen, worüber viele Männer unfroh wurden. Und da er in die Halle kam, begrüfste er seinen Vater und seine Mutter. Sein Vater nahm ihn schweigend auf, aber die Mutter freute sich sein herzlich; Angantyr stund auf ihm entgegen und führte ihn zum Sitze neben ihm. Das nahm er an, und es wurde da in aller Ordnung gezecht. König Höfundr ging den Abend frühzeitig zur Ruhe, aber die Gäste setzten das Gelage fort. Heidhrekr war nicht fröhlich und safs noch spät abends beim Trunke. Einmal nun, als Angantyr hinausging, stieg Heidhrekr vom Hochsitz, setzte sich auf die niedere Bank und sprach mit den Männern, die ihm zunächst waren; da kams auf sein Anstiften, dafs sie uneins wurden und einer zum andern Übles sprach. Nun kam Angantyr zurück, hiefs sie schweigen und geleitete Heidhrekr auf seinen Platz. Zum zweitenmal, als Angantyr hinausgegangen war, gemahnte sie Heidhrekr an das, was sie einander gesagt hatten, und es kam so weit, dafs einer einem anderen einen Faustschlag gab; da kam Angantyr und hiefs sie sich bis auf morgen vertragen. Als Angantyr sich zum drittenmal entfernte, fragte Heidhrekr denjenigen, der den Schlag erhalten hatte, ob er sich nicht rächen müfste, und behauptete, einem Furchtsamen zieme es nicht, Wein zu trinken. Durch sein Aufhetzen kams dahin,

dafs derselbe jählings aufsprang und seinen Bankgenossen erschlug. Dessen lachte Heidhrekr und sagte, das Gastmahl wäre um so prächtiger, wenn rotes Nafs übers Tischtuch rinne. Inzwischen kam Angantyr in die Halle, und es däuchte ihn ein schweres Unglück; er brachte da Heidhrekr zu Bette. Am Morgen aber, als der König diesen Vorfall erfuhr, ward er gewaltig zornig und sprach: „Ich werde das Recht nicht beugen, obschon Heidhrekr mein nächster Blutsfreund ist, und er wird des Landes verwiesen wie jeder andere, der in der Halle bei uns Totschlag verübt.“ Angantyr und Hervör legten bei Höfundr für Heidhrekr Fürbitte ein, damit er dem Hofhalte daheim zugeteilt bleibe und mit seinem Lose zufrieden sein könne; aber Höfundr sprach: „Keineswegs soll das geschehen, und stracks soll er sich aus meinem Reiche entfernen.“ So kündigten sie Heidhrekr seine Verbannung an, aber er entsetzte sich dessen wenig. Heidhrekr sagte da: „Geht ihr beide vor meinen Vater und saget, dafs ich ihn bitte, mir irgend welche heilsame Ratschläge zu geben.“ So thaten sie. Höfundr der König antwortete also: „Nur wenige Ratschläge werde ich ihm geben, denn ich meine, sie werden ihm schlecht zu statten kommen. Aber da ihr so angelegentlich darum bittet, so gebe ich ihm den ersten Rat, niemals demjenigen Manne zu helfen, der seinen rechtmäfsigen Herrn betrogen hat; zum anderen gebe ich ihm den Rat, niemals des Mannes zu schonen, der seinen Genossen gemordet hat; zum dritten, dafs er seine Gattin nicht oft ihre Freunde besuchen lasse, selbst wenn sie darum bitte; zum vierten, dafs er nicht spät aufsen sei bei seiner Kebse, noch auch ihr sein ganzes Vertrauen schenke über Dinge, die er verhohlen wissen will; zum fünften, dafs er nicht auf seinem besten Hengst reite, wenn rasch zu eilen nötig sein solle; zum sechsten, dafs er nie die Kinder eines vornehmeren Mannes erziehe, noch auch dessen Bewirtung bereitwillig annehme; zum siebenten, dafs er nie gegen sein gegebenes Friedenswort verstofse; zum achten, dafs er niemals mehrere im Kriege erbeutete Knechte bei sich habe. Und wenn er sich nach allen diesen Ratschlägen richtet, dann hege ich Hoffnung, dafs er ein glücklicher Mensch werden würde, wenn er auch jetzt durch mich für seinen Gesetzesbruch büfsen mufs. Aber ich hege die

größere Besorgnis, daſs er sie keineswegs befolgen wird.“ Nun ging die Königin zu ihrem Sohne Heidhrekr und sagte ihm, was für Ratschläge ihm der König erteilen lasse. Heidhrekr entgegnete, er habe sie in übler Gesinnung gegeben, und sagte, es sei zwecklos sie zu befolgen. Er rüstete sich nun für die Reise, und dann ging Heidhrekr hinaus, und die Königin und sein Bruder Angantyr gaben ihm noch das Geleite; Hervör nahm da das Schwert Tyrfingr unter ihrem Mantel hervor und gab es an Heidhrekr. Dieser begrüſste dann scheidend seine Mutter und bat Angantyr, noch eine Strecke mitzugehen, und er that es und gab Heidhrekr dann einen groſsen Geldbeutel, der mit Golde gefüllt war. Heidhrekr nahm das Geschenk entgegen und sprach dann: „Ich glaube, es ist ein groſser Unterschied zwischen dem Könige Höfundr und meiner Mutter, und ich weiſs nicht, wann ich zu der so ganz verschiedenartigen Behandlung, die sie mir jetzt erweisen, habe den Grund legen können: mein Vater verweist mich Landes, aber meine Mutter gab mir das Schwert Tyrfingr, das mich besser dünkt als ein groſses Reich, wenn ich frei wählen sollte. Ich werde nun irgend etwas thun, was ihm sehr übel gefallen mag.“ So sprach er, dann schwang er das Schwert, so daſs es hell glänzte, und eilte rasch hin und wider. Da schrie Heidhrekr laut auf: er war im Begriff, von der Berserkerwut ergriffen zu werden. Und da die zwei Brüder zusammen allein waren, Tyrfingr aber ein Menschentöter wurde, so oft man ihn schwang, da gab Heidhrekr seinem Bruder einen Todesstreich, und so vollbrachte er als der Erste ein Neidingswerk mit dem Schwerte. Als König Höfundr diese Begebenheit erfuhr, härmte er sich sehr um seinen Sohn Angantyr, dessen Tod auch vielen anderen schwer zu Herzen ging. Höfundr lieſs nach seines Sohnes Tode das Leichenmahl veranstalten und hieſs nach Heidhrekr suchen, damit er getötet werden möchte; Hervör aber verhinderte das, und er entwich also in den Wald.

Neuntes Kapitel.

Heidhrekr war übel zufrieden mit der That, die er vollbracht hatte. Dann ging er hinaus in die Wälder, hielt sich

in den Forsten lange auf und schofs Wild und Gevögel sich zur Speise. Und als er über sein Schicksal nachdachte, schien es ihm um seine Geschichte nicht gut zu stehen, wenn sich einst über ihn weiter nichts erfahren liefse, als was schon vorgegangen war, und niemand wisse, was aus ihm geworden wäre, damit er berühmt werden möchte durch Grofsthaten und Mut, wie seine Verwandten vor ihm. So wendete er sich vom Walde ab und suchte menschliche Wohnungen auf. Nun geschahs eines Tages, als Heidhrekr irgend eines Weges dahin ging, dafs ihm Leute begegneten mit einem gefesselten Menschen, der zur Strafe bestimmt war, und sie befragten einander nach Neuigkeiten. Heidhrekr fragte nach dem Rechtsfalle, was dieser Mann verbrochen habe? Sie entgegneten, er habe seinen rechtmäfsigen Herrn betrogen; wiederum fragte Heidhrekr, ob sie eine Geldentschädigung für ihn haben wollten? Sie sagten Ja dazu, er gab ihnen eine halbe Mark Goldes, und sie liefsen den Gefangenen los. Dieser bot nun Heidhrekr seinen Dienst an; er aber antwortete: „Wie wirst du mir treu sein? Du hast doch deinen Herren betrogen, dem du viele Gutthaten zu lohnen hattest? Darum geh fort von mir!“

Nun ging er weiter zu einem Hause und stellte daselbst Fragen; es ward ihm gesagt, dafs dort im Lande mehrere Wikinger und Krieger wären. Er ging nun aus, um diese aufzusuchen. Und da er durch irgend einen Wald kam, begegneten ihm Männer mit einem Gefangenen. Fragte Heidhrekr, was derselbe Böses gethan habe? Sie sagten, er habe seinen Gefährten ermordet, und er forschte, ob sie Geld für ihn nehmen wollten, und bat sie's anzunehmen. Wiederum bejahten sie; er gab ihnen die andere halbe Mark Goldes und übernahm den Mann dafür. Dieser erbot sich zu seinem Dienste; er aber schlug denselben aus und ging so seines Weges. Das that er vorzugsweise deshalb, um den Rat seines Vaters zu entkräften. Heidhrekr ging weiter, bis er die Wikinger fand, und schlofs sich ihnen an. Und nicht lange war er bei ihnen gewesen, als sie ihm auch schon die Steuerung des Schiffes übergaben und nächstdem die Hauptmannschaft über die Schar. Rasch machte er sich dann berühmt und wurde reich an Siegen.

Zehntes Kapitel.

Zu dieser Zeit herrschte über Reidhgotaland* ein König, der Haraldr hiefs. Er war damals schon sehr alt und hatte ein grofses Reich zu beherrschen; einen Sohn hatte er nicht, sondern nur ein Kind, eine Tochter, die Helga hiefs, vornehmer Sitte kundig. Deshalb aber minderte sich sein Reich, denn mehrere Jarle lehnten sich gegen ihn auf, und er hatte mit ihnen mehrfache Kämpfe und hatte immer Unsieg. So vertrugen sie sich mit ihm dergestalt, dafs er ihnen alle zwölf Monate Schatzung geben sollte. Nun landete gerade Heidhrekr mit seinen Schiffen in Reidhgotaland, und da der König das erfuhr, ladete er ihn zu einem prächtigen Gastmahle und bat ihn sein Land als befreundetes anzusehen. Heidhrekr nahm das fröhlich an, ging zur Burg mit seinem Gefolge und weilte da einige Zeit. Einst ereignete es sich, dafs dem Könige viel Geld einkam und König Haraldr grofse Summen Silbers auf einem Tische aufzählte; und als Heidhrekr das sah, sprach er: „Herr, wer soll das Silber bekommen? Oder gedenkst du damit unseren Unterhalt zu bestreiten? Ich selbst werde für mich und die Meinen unseren Beitrag für unsere Bewirtung geben, so lange als wir hier verweilen.“ Der König entgegnete, das sei zu einem anderen Zwecke aufgehoben: „Mit diesem Gelde mufs ich Schofs zahlen an zwei Jarle, die in meinem Reiche geheert und mir viel Übles zugefügt haben.“ Sprach Heidhrekr: „Das halte ich für eine grofse Erniedrigung eines reichen und mächtigen Königs, lästigen und unbedeutenden Jarlen Schofs zu zahlen; von würdigerem Entschlusse sprechen würde es, mit ihnen es auf einen Kampf ankommen zu lassen.“ Der König sagte, er habe das versucht, habe aber immer Unsieg erlitten. „Oder steht es so, dafs du dich getraust es um meinetwillen mit ihnen aufzunehmen und zum Lohne Gold und Silber annimmst?“ Heidhrekr antwortete: „Über mich will ich mich noch nicht genau erklären. Aber diese Kriegsfahrt hätte meinen Vorfahren kein Bedenken verursacht, und ich werde

* = Jütland. Andere suchens mit mehr Wahrscheinlichkeit in den heutigen russischen Ostseeprovinzen an der Düna.

mich dir zur Verfügung stellen, es mit den Jarlen aufzunehmen, wenn du mir deine Tochter geben willst.“ Der König nahms freundlich auf, und das war der Schlufs ihrer Unterredung, dafs die Jungfrau mit Heidhrekr verlobt ward. Danach brachte der König ein gewaltiges Heer zusammen, und das Heer war auf Kriegsfahrt gerüstet; auch er machte sich dann auf den Krieg fertig, und der König gab ihm eine grofse und stattliche Schar. Heidhrekr zog dann den Jarlen entgegen, und als er in ihr Reich kam, fing er an daselbst zu heeren und zu plündern. Da nun die Jarle dies erfuhren, zogen sie ihm mit einem grofsen Heere entgegen, und als sie aufeinander trafen, geschah da die allerhärteste Schlacht; Heidhrekr war in der Vorderreihe der Schlachtordnung und trug Tyrfingr in der Rechten. Er hieb die Mannschaft der Jarle nieder wie frisches Holz, und gegen ihn bestund weder Helm noch Brünne: er erschlug da alle, die ihm zunächst waren; er brach sich Bahn durch die ganze Masse und streckte sie nieder und stürmte wiederum vorwärts in den Haufen und hieb zu beiden Seiten, und so weit drang er hinein ins Heer, dafs er beide Jarle erschlug und der meiste Teil ihrer Mannschaft fiel, und was übrig war, floh: er machte da grofse Kriegsbeute. Dann überzog Heidhrekr das ganze Land und machte es dem Könige Haraldr steuerpflichtig, wie es früher gewesen war; und als die Dinge so geordnet, fuhr er heim: er hatte eine unendliche Menge Geldes und gewaltigen Sieg gewonnen. Der König Haraldr liefs ihm entgegengehen, ging ihm auch selbst entgegen mit grofser Ehrenbezeugung und liefs zu seinem Empfange ein grofses Gastmahl veranstalten. Da empfing er ihn aufserordentlich wohl und dankte ihm mit vielen schönne Worten; da ward der Brautlauf* gerüstet, und Heidhrekr führte des Königs Tochter heim. Der König Haraldr veranstaltete ihren Braut-

* Dieser symbolische Brauch weist in die ältesten Zeiten zurück. Es ist wohl nicht (mit Grimm, Rechtsaltert. 434) an einen Wettlauf der Bewerber um die Braut zu denken, sondern an ein mehr oder minder ernst gemeintes Entlaufen der Braut vor dem Bräutigam, an eine letzte, feierliche Empörung der Jungfräulichkeit gegen die Ehe. Dieser Brauch soll übrigens noch im vorigen Jahrhundert in einigen Gegenden Deutschlands vorgekommen sein, bis auch ihm der absolutistische Polizeistaat ein Ende machte.

kauf* mit grofsem Aufwande; dann verlieh er Heidhrekr den Königstitel und die Herrschaft über das halbe Reich. Dieser beherrschte dann Reidhgotaland lange Zeit und galt allgemein für weise und sieghaft. Er hatte mit seiner Gattin einen Sohn, der Angantyr hiefs. Auch König Haraldr gewann in seinem Alter noch einen Sohn, den er Halfdan hiefs. Sie beide waren vielversprechend und übertrafen die anderen in Reidhgotaland bei weitem.

Elftes Kapitel.

Um diese Zeit kam eine grofse Mifsernte über Reidhgotaland, so dafs es danach aussah, als ob das ganze Land aussterben müsse. Von wissenden Männern ward da das Schicksal durch Werfung der Lose befragt und das Opfer dargebracht. Und so erging die Antwort, dafs nicht eher wieder ein fruchtbares Jahr über Reidhgotaland käme, als bis ein Knabe geopfert würde, der da im Lande der vornehmste sei. Heidhrekr sagte, der Sohn Haralds sei der vornehmste, aber König Haraldr behauptete, dafs Heidhreks Sohn der adligste sei.** Es ward dann ein Thing anberaumt, und man kam dahin überein, dafs Heidhreks Sohn Angantyr von ihnen der edelste wäre um seiner Abstammung willen. Aber das wagte keiner öffentlich zu äufsern, und man fafste den Entschlufs, diese Sache dem Könige Höfundr in Gläsisvellir zur Entscheidung zu unterbreiten. Zu dieser Fahrt sollten nun die vornehmsten Männer ausgewählt werden, aber alle sagten sich davon los; da baten König Haraldr und viele andere den König Heidhrekr, dafs er die Entscheidung dieser Streitfrage bewirke, und der König sagte, es solle so geschehen. So liefs er ein Schiff zur Fahrt aufser Landes ausrüsten und bestieg es und nahm viele vor-

---

* Der Sinn des Brautkaufs ist klar; bei wilden Völkern, wo die Frau die schwere Hausarbeit zu leisten hat, kommt der Brauch noch jetzt vor. Vgl. Grimms R. A. S. 420 ff. Später (Weinhold, Altnord. Leben 240 f.) wird daraus ein Loskaufen der Braut aus der väterlichen oder verwandtschaftlichen Vormundschaft.

** Von allen Arten der Menschenopfer dürfte diese (zur Erzielung besserer Ernte) naturgemäfs die älteste sein; sie kommt bei allen heidnischen Völkern zahlreich vor. Man denke nur an die Argonautensage. Die Opferung weiblicher Kinder ist hier übrigens viel häufiger als diejenige männlicher. Vgl. meine Aufsätze in der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins“ über „Die christlichen Hauptfeste im Alpengebiet“ 1880 und „Die Göttin Bercht-Holda“ 1881.

nehme Männer mit. Er segelte so bis Riesenland, und als König Höfundr seine Ankunft erfuhr, wollte er ihn sofort töten lassen; aber Hervör die Königin redete zum Guten, und sie wufste die Sache so zu schlichten, dafs Vater und Sohn sich zu voller Sühne verglichen. Da trug denn Heidhrekr seine Angelegenheit dem Könige vor und erbat sich dessen Entscheid darüber: Höfundr der König aber sagte, dafs sein Sohn in jenem Lande der vornehmste sei. König Heidhrekr wechselte die Farbe, denn er sah ein, dafs die Sache sich verschlimmert hatte: so bat er seinen Vater, ihm einen Rat zu geben, um das Leben des Knaben zu retten. Da entgegnete Höfundr: „Wenn du heimkommst nach Reidhgotaland, so sollst du die Männer zum Thinge entbieten aus euer beider Reichen, deinem und Haralds, und meine Entscheidung über deinen Sohn verkünde da; und dann sollst du fragen, womit sie dir würden lohnen wollen, wenn du ihnen den Sohn zur Opferung giebst. Dann sage, du seiest Ausländer und das Land und ebenso das Volk würden von dir abfallen, wenn das Opfer vor sich gehen würde, und so stelle ihnen die Bedingung, dafs jeder zweite, der von den Vornehmen Haralds in diesem Thinge stehe, in deiner Gewalt sei; sonst würdest du deinen Sohn nicht ausliefern. Und das solle eidlich bekräftigt werden. Hast du das durchgesetzt, so werde ich dir über das, was du dann zu thun hast, nicht noch einen Rat zu geben brauchen.“ Heidhrekr grüfste dann zum Abschiede Vater und Mutter und segelte ab aus Riesenland. Und als er nach Reidhgotaland kam, liefs er zum Thinge laden, und beide Knaben waren bei diesem Thinge zugegen. Da ergriff Heidhrekr das Wort folgendermafsen: „Das ist der Ausspruch meines Vaters, des Königs Höfundr, dafs mein Sohn hier zu Lande der vornehmste und zur Opferung bestimmt sei. Dem entsprechend will ich aber auch über jeden zweiten Mann des Königs Haraldr zu gebieten haben, der in diesen Thing gekommen ist, und ich verlange, dafs ihr mirs durch Handschlag gelobt.“ Und das geschah demgemäfs, und die Betroffenen vereinigten sich mit seiner Mannschaft; da baten ihn die Bauern,* dafs er nun seinen Sohn preisgebe und ihnen so den

* Das altnordische bondi (welches auch in den niederdeutschen Dialekten erscheint) bezeichnet den freien Mann, der unabhängig auf eigenem

Jahresertrag bessere. Als ihre Mannschaft nun aber getrennt war,* forderte Heidhrekr von seinen Leuten einen Treueeid; sie thaten so und leisteten ihm einen feierlichen Schwur, sie würden ihm folgen inner und aufser Landes zu allem, was er wolle. Da rief er: „Mir scheints, dafs Odhinn für den einen Knaben wohl Ersatz haben wird, wenn dafür der König Haraldr und sein Sohn eintritt samt ihrem Heere!" Da gebot er ihnen, sein Kriegsbanner aufzurichten, den König Haraldr anzugreifen und ihn und all seine Mannschaft niederzuhauen, und dann liefs er das Heerhorn blasen und über den König Haraldr und dessen Leute herfallen. Der Kampf gegen diese schwankte nur kurze Zeit, denn Vater und Sohn hatten eine viel geringere Mannschaft und waren auch nur schwach gerüstet. Doch als sie sahen, dafs es kein Entrinnen gab, benahmen sie sich mit grofser Tapferkeit und hieben die Mannschaft des Königs Heidhrekr so gewaltig zusammen, dafs es nicht abzusehen schien, wer Sieger sein würde. Als aber Heidhrekr sah, dafs seine Mannschaft fiel wie der Seetang, den die Welle auswirft,** da drang er vor mit dem Schwerte Tyrfingr und fällte einen über den anderen. Und es schlofs damit, dafs Vater und Sohn fielen und der gröfste Teil ihres Heeres: so ward König Heidhrekr der Mörder seiner Verwandten, und das heifst das zweite nach dem Fluche des Zwerges mit Tyrfingr bewirkte Neidingswerk. Heidhrekr liefs da die Götterbank mit dem Blute König Haralds und Halfdans röten und und weihte dem Odhinn all die Erschlagenen, die da gefallen waren, zur Besserung der Jahresernte statt seines Sohnes Angantyr. Als aber die Königin Helga den Fall ihres Vaters erfuhr, erschütterte diese Botschaft sie so sehr, dafs sie sich im Disarthale erhängte. Heidhrekr bemeisterte sich dann des ganzen Landes und ward dessen König, und er wurde so weitberühmt, dafs es kaum seinesgleichen zu geben schien in dieser Zeit.

Grund und Boden sitzt; daher bedeutet es auch (wie das oberdeutsche wirt) einen selbständigen Haus- und Familienvater.

* Indem Heidbrekr die Hälfte von Haralds Unterthanen zu sich so eben herübergezogen hatte.

** Sva unuvörpum, eigentl. = Auswurf des Meeres.

Zwölftes Kapitel.

Das geschah einmal, dafs König Heidhrekr mit seinem Heere südwärts fuhr gegen Hunaland,* mit dem Könige, der Humli hiefs, schlug und den Sieg erhielt, indes Humli floh. Er erbeutete da viel Geld und auch die Tochter des Königs, welche Sifka hiefs; er führte sie mit sich heim, nahm sie zu seiner Nebenfrau und behielt sie eine Zeit bei sich. Im nächsten Sommer aber sendete er sie wieder zurück zu ihrem Vater, und sie ging damals mit einem Kinde. Kurz darauf gebar sie einen Knaben, welcher den Namen Hlaudhr erhielt: er war von allen Männern als der hübscheste anzusehen und zeigte sich schon früh in jugendlichem Alter als der vorzüglichste unter den anderen. Er wuchs da bei Humli, seiner Mutter Vater, in Hunaland empor. In einem Sommer fuhr nun Heidhrekr nach Sachsenland mit seinem Heere. Der König, der dieses Landes waltete und Aki hiefs, sendete ihm freundlich Männer entgegen und rüstete zum Empfange des Königs Heidhrekr ein Gastmahl; auch hiefs er ihn von seinem Reiche einen beliebigen Teil nehmen und bat, er möge mit ihm Frieden halten. Bei diesem Gastmahle sah er des Königs Tochter, welche Olöf hiefs und hübsch und schön von Angesicht war, und sie gefiel ihm wohl; so bewarb er sich um diese Jungfrau. Sie ward ihm verlobt, und es wurde das Gastmahl verlängert und ihr Brautkauf getrunken; auch zahlte der König die Mitgift seiner Tochter in Golde und wertvollen Kleinoden. Dieses Fest dauerte zwanzig Tage, und als es endete, fuhr König Heidhrekr heim mit Olöf seiner Frau und einer grofsen Menge Geldes. Heidhrekr wurde da ein grofser Kriegsheld und vermehrte sein Reich vielfach. Öfters bat ihn die Königin um Erlaubnis, nach Sachsenland zu fahren, um mit ihren Verwandten und Freunden zusammenzukommen, und Heidhrekr gewährte ihrs; der Knabe Angantyr war immer mit ihr. Und einstmals, als der König auf Heerfahrt war, fuhr die Königin nach ihrer Gewohnheit, ihre Freundschaft zu besuchen, gen Sachsenland, und der Königssohn ging mit. König Heidhrekr erfuhr dies und hielt mit seinen Schiffen

* Das Hunenland vermuten einige in Polen, andere mit mehr Recht im heutigen Westfalen und Friesland (womit die Thidrekssaga stimmt).

auf Sachsen, nicht allzu nahe dem Sitze des Königs; er rüstete da einen Schnellsegler, segelte damit nach dem Hafen und landete in einer versteckten Bucht; er ging daselbst an Land und ein Mann mit ihm. Sie kamen nachts zu dem Wohnsitze des Königs und begaben sich zu dem Frauengemache, wo seine Gemahlin zu schlafen pflegte. Die wachthaltenden Männer wurden ihres Kommens nicht gewahr; so gingen sie ins Frauengemach hinein und sahen, dafs ein Mann bei der Königin ruhete, der langes und schönes Haar hatte. Der König schnitt aus dessen Haare eine Locke und nahm diese in Verwahrung. Der Mann, der bei ihm war, äufserte, er sei doch sonst um geringere Dinge zur Rache geneigt; er aber entgegnete: „Diesmal werde ich das nicht rächen." Er sah, wo Angantyr in einem anderen Bette lag, und nahm ihn mit sich fort; dann gingen sie hinab zum Schiffe, und der König hielt nicht eher inne, als bis er seine Mannschaft antraf. Am Morgen, da die Königin erwachte, vermifste sie Angantyr: da ward sie aufserordentlich ängstlich und harmvoll, und sie fafste den Entschlufs, einen Hund bestatten zu lassen, und sagte, der Königssohn sei eines plötzlichen Todes gestorben. Nun ist von Heidhrekr zu erzählen, dafs er mit seinen Schiffen im Hafen des Sachsenkönigs anlegte, und als der König dessen gewahr ward, liefs er ein Festmahl rüsten, ging ihm selber entgegen und freute sich seiner Ankunft herzlich. Heidhrekr ging zur Burg mit all seiner Mannschaft und setzte sich unter die Männer am Zechtische, und als sie eine Weile getrunken hatten, begab sich die Königin Olöf in ihre Mitte an die Tafel, begrüfste den König Heidhrekr wohl und umschlang seinen Hals mit beiden Händen, was er wenig freundlich aufnahm. So verging die Nacht. Am Morgen befragte er die Königin um den Knaben Angantyr; sie entgegnete, er sei jähes Todes verblichen und bereits zur Erde bestattet. Der König verlangte seinen Körper zu sehen, und als die Königin sagte, das werde seinen Harm bedeutend steigern, antwortete er, darum kümmere er sich nicht. Heidhrekr setzte seinen Willen durch; man folgte ihm dahin, und er liefs sofort die Erde aufwerfen; da war das Leichentuch zusammengelegt, und drinnen ein Hund. Sprach König Heidhrekr: „Übel verwandelt hat sich mein Sohn, da er zum

Hunde geworden ist.“ Er liefs dann den Knaben vorführen und sagte, er habe von der Königin schweren Trug erfahren. Er bewies nun den Zusammenhang der ganzen Begebenheit und verlangte, dafs ein Thing anberaumt und alle Männer aus der Burg, die dahin kommen könnten, dahin entboten würden. Als eine ganze Menge von Männern erschienen war, sprach der König: „Der mit dem Goldhaare* ist noch nicht gekommen.“ Da ward gesucht, und man fand einen Mann in der Küche mit einem Bunde um den Kopf. Viele wunderten sich, dafs ein Knecht ins Thing kommen sollte. Und als derselbe ins Thing kam, sprach Heidhrekr: „Hier möget ihr denjenigen sehen, den des Königs Tochter lieber haben will denn mich!“ Er brachte dann die Locke zum Vorschein und verglich sie mit dem Haare, und es pafste zu demselben. Nun liefs der König ihn** die Wahrheit betreffs der ganzen Sache sagen. Der König Aki ward nun erbittert auf seine Tochter und bat, Heidhrekr möchte das Urteil geben, wie es ihn gut dünke. Da sprach Heidhrekr: „Du König Aki hast uns stets Gutes gethan, und deshalb soll auch dein Reich vor uns Frieden haben; aber deine Tochter will ich nicht länger haben, und zwischen uns beiden soll Scheidung sein. Auch erkenne ich mir alles Geld zu, welches sie von Hause mitbekommen hat. Der ihr beigelegen hat, soll als Verbannter aus unseren beiden Reichen hinwegfahren; wird er aber in denselben betroffen, so soll er vogelfrei sein.“ Für dies Verfahren sagten die Männer dem Könige Dank, und es däuchte sie ein billiges Urteil. Die Freundschaft

* Dieses ganze Kapitel könnte möglicherweise starke Entstellung erfahren haben. Denn in allen unseren Sagen, Märchen und verwandten volkstümlichen Überlieferungen ist das lange Goldhaar nie Eigentum eines gemeinen Knechts, sondern des echten Königssohns und Befreiers, der es nur auf eine Zeit verbergen mufs, so lange als die Zeit seiner Prüfung und Verbannung währt. Auch die merkwürdig gelinde Strafe der Schuldigen pafst zu Heidhreks Charakter und zu den Sitten nicht. Ebenso ist die nun folgende Erzählung von der zweiten Sifka wohl nur eine Wiederholung.

** Unter dem Könige ist vermutlich Heidhrekr, unter dem „ihn“ gewifs der Schuldige zu verstehen. Die Entdeckung des letzteren, das ihm durch den beleidigten Gatten widerfahrende Abschneiden des Haares u. s. w. kommen in unseren Sagen öfters vor; vgl. z. B. die Geschichte von Agilulf und Theodelinde in Grimms Sagen 2, 41 ff. In unserer Sage fehlt die List, durch welche die Rachegedanken des Königs vereitelt werden.

unter den Königen blieb aber bestehen, und nach dieser Übereinkunft schieden sie; König Heidhrekr fuhr nun heim in sein Reich und sein Sohn Angantyr mit ihm. Er verblieb dann bei der Heerfahrt, und so dauerte es eine Zeit. Einst heerte er nordwärts in Finnland und betrieb daselbst ein gewaltiges Kriegshandwerk. Da erbeutete er eine Jungfrau, welche Sifka hiefs, und die Männer meinten, nie eine schönere gesehen zu haben. Der König hielt grofse Stücke auf sie, nahm sie mit sich heim und machte sie zu seiner Nebenfrau.

(Schlufs folgt.)

Die

Liebe des Königs Helgi und der Walkyrie[1] Sigrun.

Eine altgermanische Helden- und Herzensgeschichte aus dem 8. Jahrhundert; nach den drei Helgiliedern der älteren Edda mitgeteilt

von

W. Calaminus.

I.

Einleitende Bemerkungen.

Wir führen unsere Leser heute weit zurück in die Geschichte der germanischen Volksstämme. Zwölf bis dreizehn Jahrhunderte etwa sind es, da klangen die Gaue unseres Vaterlandes, besonders Westfalens und des Niederrheins, nicht minder wie diejenigen der blutsverwandten nordischen Völkerschaften wieder „von kühner Helden Streiten" und von „alten Mären", die zu ihrem Lobe vom Volke gesungen wurden; es war eine Zeit frischer, überschäumender Jugendkraft, in welcher ein heldenhafter und sangesfreudiger Sinn die Germanen Deutschlands und des Nordens beseelte; von aller Lippen ertönten damals die Lieder, in welchen die germanischen Stämme die Thaten und Schicksale ihrer Götter, Volkshelden und Stammesfürsten besangen. Was Siegfried (altnordisch Sigurd), der gewaltige Nationalheld unseres Volkes, die Verjüngung des sieg-

[1] So hiefsen bekanntlich die Schlachtjungfrauen, welche als Dienerinnen des höchsten Gottes Odin auf ihren Zauberrossen „Luft und Meer ritten" und von den Wolken des Himmels aus den Gang der Schlachten leiteten, nach deren Ausgang sie die Seelen der gefallenen Helden zu neuem seligem, d. h. kriegerischem Leben nach der Götterburg Walhalla führten. Sie verbanden sich oft in Liebe mit irdischen Helden, deren Schutzgöttinnen in allen Kämpfen sie waren, wie in unserem Liede Sigrun diejenige des edlen Helden Helgi.

reichen Sonnen- und Lichtgottes in der Gestalt eines sterblichen Helden, stritt und litt, lebte und liebte, was Thor (Donar), der mächtige, unwiderstehliche Donnergott, der Schützer und Freund der Erde und der Menschen, von heldenhaften Thaten gegen die verderblichen Riesen, die Feinde der Menschen und ihrer Werke, verrichtete, was der schöne strahlende Lichtgott Baldur, der herrlichste und edelste aller Götter, litt und duldete, als ihn die finsteren Mächte durch das todbringende Geschofs der Mistel mordeten: alle diese und noch viele andere tiefsinnige und poesievolle Sagen entstanden und lebten damals in der nach den Sagenforschern mit dem 6. Jahrhundert im westlichen Teile unseres Vaterlandes und bei den nordischen Brudervölkern beginnenden Blütezeit, erst des mythologischen, dann des Helden-Volksgesanges (denn letzterer hat sich aus ersterem entwickelt, die Götter wurden später zu Helden, wie aus Baldur oder Freyr, den Licht- und Frühlingsgöttern, der strahlende Held Siegfried), — lebten, sagen wir, in balladenartigen Liedern im Munde des Volkes (die Lieder von den genannten Göttern allerdings nur bei den nordischen Germanen), und so grofs war die Freude am Gesang in dieser zugleich waffen- und liederfrohen Zeit, dafs die Germanen Deutschlands und diejenigen des Nordens ihre Sagen- und Liederschätze bereitwillig miteinander austauschten. Wenn die Nordleute zu den Frankenstämmen des Niederrheins und Westfalens auf ihren schnellen „Drachenschiffen“, den „schaumhalsigen Wellenrossen“, herunterfuhren, um Handelsverkehr mit ihnen zu treiben (denn die Zeiten, in welchen sie als die furchtbaren „Wikinger“, auch an unserer Küste, mordend und raubend erschienen, begannen erst mit dem 9. Jahrhundert), so hörten sie von ihnen manches Lied von dem kühnen Helden Siegfried, dem Stamm- und Nationalheros des Frankenvolkes, und brachten es mit in ihre nordische Heimat, wo es dann wieder umgemodelt und nach nordischen Anschauungen weitergedichtet wurde, in der Gestalt, wie sie uns heute noch die ältere Edda zeigt.

Dieser rege Sagen- und Liederverkehr der germanischen Völker Deutschlands und des Nordens ist eine von allen Sagenforschern übereinstimmend angenommene Thatsache, und die Meinungen gehen nur über die Frage auseinander, **wie viel**

das nordische Brudervolk von uns empfangen hat. Die meisten deutschen Gelehrten, darunter der Altmeister germanischer Sprachen- und Sagenforschung, Jakob Grimm, suchen unserem Volke den Löwenanteil zuzuschreiben; „der Norden empfing von uns, was er uns rettete,“ meint diese Autorität, und ein anderer verdienter Forscher über jenen Gegenstand, Rafsmann, stellt sogar die sehr kühne Hypothese auf, im 5. Jahrhundert sei in Westfalen (besonders in der Gegend von Soest) ein grofses einheitliches Volks-Epos von den Nibelungen entstanden, welches im 6. Jahrhundert nach dem Norden gekommen sei, und dessen Trümmer uns noch in den Liedern der alten Edda von Sigurd (Siegfried) erhalten seien. Die nordischen Gelehrten dagegen weisen dieses Übergewicht Deutschlands zurück, suchen nachzuweisen, dafs vieles in den altgermanischen Sagen, die sich bei beiden Brudervölkern finden, besonders in der Siegfriedsage, gemeinsames Eigentum, d. h. von den deutschen wie von den nordischen Germanen mit herübergebracht worden sei, als beide aus ihrer Urheimat Asien in ihre europäischen Wohnsitze einwanderten, dafs aber auch sehr vieles den nordischen Germanen speciell eigentümlich sei. Wir neigen uns persönlich zu dieser letzteren vermittelnden Ansicht, können aber diese sehr schwierigen und ins einzelne gehenden Untersuchungen, über welche ein sicheres Resultat noch nicht erzielt ist, hier nicht weiter verfolgen.

Auch über die schöne Sage der älteren Edda von Helgi und Sigrun, welche wir nun unseren Lesern erzählen wollen, sind ähnliche Streitfragen erhoben worden; manche Forscher halten sie für ursprünglich deutsch und erst nach dem Norden verpflanzt, andere für rein nordisch. Wir aber wollen dieselbe blofs nach ihrer poetischen Seite hin betrachten und uns den reinen und ungetrübten Genufs, den sie in dieser Beziehung gewährt, nicht durch gelehrte Untersuchungen stören. Unter den zwanzig altgermanischen Heldenliedern, welche uns die ältere Edda aufbewahrt hat, nimmt sie, was dichterischen Wert betrifft, eine der ersten Stellen ein und ist darum auch dem nichtfachmännischen Publikum bekannter als die übrigen, welche, mit Ausnahme des Liedes von Wieland dem Schmied, alle dem Sagenkreise Sigurds angehören; neuere Maler haben die ergrei-

fende Schlufsscene derselben öfter zum Gegenstande ihrer Kunst gemacht. Die Sage ist in der höchsten Blütezeit des altnordischen Heldenepos, im 8. Jahrhundert entstanden und dann, wie alle alten Götter- und Heldenlieder der nordischen Reiche, vom Ende des 9. Jahrhunderts an oder im Laufe des zehnten aus ihrer norwegischen Heimat nach der fernen Eisinsel Island hinübergebracht und daselbst aufgezeichnet worden.

Von der Mitte des 9. Jahrhunderts an begann nämlich in Norwegen eine Zeit bedeutender politischer wie geistiger Umwälzungen; nicht nur fing die alte Götterwelt während des 10. Jahrhunderts an, dem durch nordwestdeutsche Sendboten zuerst gepredigten Christentum allmählich zu weichen, sondern auch der altgermanische Staat schwand nach und nach dahin, seitdem ein kühner Fürst, Harald Schönhaar (Harfagur) genannt, die vielen kleinen Stammkönigreiche, in welche damals das Land zerfiel, seiner Herrschaft unterworfen und an ihre Stelle den monarchischen Einheitsstaat gesetzt hatte. Da konnten viele Nordmannen den Verlust der politischen, wie der Gewissensfreiheit, den Untergang des alten Staates und des alten Glaubens nicht ertragen und zogen, um als freie Germanen weiter zu leben, in die westlichen Meere auf Wikingerfahrten. So ward damals (879) Island entdeckt, bebaut und rasch bevölkert, denn je mehr der neue Staat und der neue Glauben die Herrschaft gewannen, desto gröfser wurden die Scharen derjenigen, welche auf der fernen Eisinsel das liebgewordene Alte weiter zu pflegen suchten. So entwickelte sich rasch auf dem unwirtlichen Eilande des Hekla und des Geiser, wo Eis und Schnee des hohen Nordens von den glühenden Ergüssen gewaltiger Vulkane gerötet werden, mitten unter der Erhabenheit wie den Schrecken einer polarischen Natur, ein reges politisches und geistiges Leben, es bildete sich ein blühendes freies Gemeinwesen, in welchem nicht nur die alten Formen des germanischen Staates, sondern auch die alten Dichtungsschätze, die Sagen und Lieder von den Volksgöttern und -Helden, mit höchster Liebe und Verehrung gepflegt wurden. Waren sie doch nebst der Freiheit das Kostbarste, was man aus der alten norwegischen Heimat vor den verhafsten Zwingherren, den Königen, und den verhafsten Priestern des

neuen Glaubens hatte retten können! So sang denn das Volk auf Island in den langen Nächten des Polarwinters, wenn es um die trauliche Flamme des Herdes safs, wo der Ehrensitz (Hochsitz, hâsaeti) für das Haupt des Geschlechtes stand, seine alten norwegischen Lieder von Thor, Odin und Baldur, von Sigurd, dem herrlichen Helden, von Brynhilde, der gewaltigen Walkyre, die ihn ermorden liefs, von Völundur (Wieland), dem kunstreichen Schmiede, von Helgi, dem edlen, früh gefallenen Helden, und seiner Liebe zur Schildjungfrau Sigrun, einer Liebe, wie sie niemals in der Welt gewesen ist, noch sein wird, die Grab und Tod überdauerte und die Schrecken der Unterwelt siegreich bezwang; es ergötzte sich an diesen alten traulichen Weisen und brauchte (hierbei glücklicher vom Schicksal geführt als seine Brüder in Norwegen) sie auch dann nicht zu vergessen, als das Licht des neuen Glaubens siegreich in die unwirtliche Eisinsel hineinleuchtete; denn die Sendboten des Christentums verboten und verleideten ihm nicht seine alten Lieder und Sagen, wie es in der früheren Heimat und in Deutschland geschah, sie pflegten und förderten vielmehr dieselben, und als im 11. Jahrhundert mit der Einführung der Schreibekunst und der Gründung von Schulen durch den Eifer christlicher Geistlicher auch eine Zeit geistigen Lebens und Strebens, eine Zeit wissenschaftlicher, ja gelehrter Thätigkeit begann, welche mehrere Jahrhunderte lang diese jetzt wenig beachtete Polarinsel zu einer ganz einzigen Erscheinung in der Geschichte machte: da war es ebenfalls ein Diener des Evangeliums, der gelehrte, aus hochangesehenem, altem Geschlechte stammende Sämund der Weise (1059—1133), welcher die im Munde des Volkes lebenden alten Sagen von Göttern und Helden sammelte und aufschrieb in jenem berühmten Werke, das von ihm den Namen Sämundar- oder der älteren Edda trägt.

Wie wert dem Isländer die von Sämund gesammelten und aufgeschriebenen alten Volkssagen waren, zeigt auch der Name „Edda“ = Grofsmutter, den die Sammlung trug; wie eine Grofsmutter die Enkelkinder um ihren Sessel versammelt, um ihnen alte Sagen und Märchen zu erzählen, so sollte auch dieses ehrwürdige Buch dem Isländer gelten. Sämund selbst hat allerdings seinem Werke diesen Namen nicht gegeben, sondern

derjenige, welcher es, nachdem es viele Jahrhunderte verschollen war, wieder aus dem Staube der Vergessenheit hervorzog und der wissenschaftlichen Welt bekannt machte: der gelehrte isländische Bischof von Skalholt, Brynjulf Sveinson, welcher 1643 diesen unschätzbaren Sagenhort entdeckte. Er setzte auf die von ihm aufgefundene Handschrift den Titel: Edda Saemundar hins frôda, d. h. Edda Sämunds des Weisen, — aber gewifslich hat er dies nur im Anschlufs an eine damals in Island noch lebendige alte Tradition gethan, und so mag der trauliche Titel „Grofsmutter", obgleich urkundlich nicht sicher nachzuweisen, dieser ältesten Sagenbibel der germanischen Völker, ohne welche wir nur weniges über die Dichtkunst unserer Vorfahren wissen würden, verbleiben.

In ihr also ist uns auch die Geschichte von der Liebe des Königs Helgi und seiner Gattin Sigrun, der schönen und tapferen Schildjungfrau Odins, erhalten worden. Sie ist ein Hohelied der Gattenliebe, wie aufser Shakespeares „Romeo und Julie" und Beethovens „Fidelio" die Dichtkunst kein zweites besitzt. Die Liebe zwischen Mann und Weib, die in ihr besungen wird, ist stärker als Tod und Grab. Wir Modernen, denen das Gefühl der Liebe in den Spalten unserer Zeitungsdutzendromane und in den Bändchen unserer Goldschnittslyriker nur in schwächlich-sentimentaler, homöopathischer Verdünnung kredenzt wird, thun wohl, wenn wir zuweilen solche Schilderungen echter, starker und tiefer Liebe lesen, wie sie uns die Helgilieder bieten, von denen ein Kenner der Edda, Fr. Koppen, mit Recht bemerkt: „An epischer, wahrhaft homerischer Kraft und Fülle stehen diese Lieder allen anderen Dichtungen der Edda voran. Andererseits aber weht in ihnen, namentlich in der Liebe zwischen Helgi und Sigrun, eine so unendliche Milde und Tiefe des innigsten Gemütslebens, dafs man nicht weifs, von welcher Seite man diese hohen Gesänge am lautesten preisen soll."

Eine Übersetzung, und wäre es auch die beste, wie diejenige von Simrock (welche wir hier zu Grunde legen), kann freilich nur ein ganz schwaches Nachbild des Originals geben, denn die Sprache, in welcher jene Lieder geschrieben sind, die altnordische (die gemeinsame Sprache der nordischen Reiche

bis in das 12. Jahrhundert hinein, die Stammsprache des heutigen Dänisch, Schwedisch und Norwegisch, die noch heute auf Island fast unverändert gesprochen wird), ist eben nicht zu ersetzen. Die vollen markigen und wohltönenden Klänge dieses Idioms bilden ein treffliches Material für Darstellung poetischer Gedanken, welche in der Wiedergabe durch eine modern-abgeschwächte Sprache notwendig verlieren müssen. Eine solche Sprache bedarf unseres Wortreimes, dieses musikalischen Elementes der Sprache, welches unseren modernen Idiomen unentbehrlich ist, nicht, sie begnügt sich, da schon in ihren Klängen selbst Kraft und Wohlklang liegen, mit der bescheideneren Form des Stab- oder Buchstabenreimes (Allitteration), indem sie in jeder der vier Ganzzeilen oder acht Halbzeilen, aus welchen der älteste epische Vers der Nordmannen (Starkadarlag genannt) bestand, je zwei oder drei Worte mit demselben Konsonanten resp. Vokal (im letzteren Fall werden aber nicht gleichlautende Vokale vorgezogen) beginnen läſst, wie z. B. in der ersten Strophe des ersten Helgiliedes:

In alten Zeiten, als Aare sangen,
Heilige Wasser rannen von Himmelsbergen,
Da hatte Helgi, den Hochherzigen,
Borghild geboren in Bralundr.

Dies also die altgermanische Dichtungsform, in welcher unsere Helgilieder, wie die meisten anderen Lieder der Edda (denn vielfache Abweichungen bis zu gänzlicher Regellosigkeit und Auflösung der Strophe kommen vor) geschrieben sind. Sie wurden im 8. Jahrhundert im alten Norden viel gesungen, und das Volk muſs groſse Freude an ihnen gehabt haben, denn wir besitzen in den drei uns erhaltenen Helgiliedern (andere sind verloren gegangen) drei verschiedene, mannigfach sich ergänzende und öfter auch voneinander abweichende Darstellungen der Sage; es läſst sich aber unschwer erkennen, daſs zwei dieser Lieder, genamt das erste und das zweite Lied von Helgi dem Hundingstöter (Helgaquida Hundingsbana fyrri und önnur), die älteren und ursprünglichen sind. Sie sind es auch (resp. das zweite von ihnen), in welchen uns die Liebe Helgis und Sigruns erzählt wird, und sie genossen so hohes Ansehen im Norden, daſs ein strebsamer Volksdichter dachte, sich einen

Namen dadurch zu verschaffen, dafs er ein drittes Lied jenen nachdichtete, auf welches dann ein Teil des Ruhmes der alten Helgilieder zurückstrahlen sollte. Dieses dritte, also spätere Helgilied, ist uns erhalten unter dem Namen des Liedes von Helgi, dem Sohne Hiörwards (Helgaquida Hiörvardssonar); wie alle Epigonen, besitzt es bei weitem nicht die Kraft und Tiefe der ursprünglichen Lieder, ist aber doch auch nicht ohne poetischen Wert. Sein Verfasser hatte allerdings eine grofse Schwierigkeit für seine Nachdichtung zu überwinden, denn der echte, alte Helgi Hundingstöter (so genannt, weil er einen tapferen Helden namens Hunding erlegt hatte) war ja nach den beiden älteren Liedern tot und lebte als seliger Held in Walhalla; da gebraucht er nun den Kunstgriff, dafs er ihn samt seiner geliebten Sigrun wiedergeboren werden läfst, nämlich ihn als Helgi Hiörwardssohn, sie als die Walkyrie Swawa, von welchen beiden er nun eine den echten Liedern nachgebildete Helden- und Liebesgeschichte erzählt. Wir halten uns in unserer Darstellung hauptsächlich an die alten Lieder von Helgi, dem Hundingstöter, die wir, soweit sie sich ergänzen, miteinander verschmelzen, und berücksichtigen das Lied von Helgi, dem Sohne Hiörwards, nur am Schlufs und soweit es poetischen Wert hat. Wie grofs übrigens die Anziehungskraft dieses Stoffes für den Norden gewesen ist, ersieht man noch daraus, dafs weitere (uns verloren gegangene) Lieder von Helgi (die sogen. Karalieder) gedichtet wurden, in welchen man den Helden nochmals wiedergeboren werden liefs!

Ja, sogar unsere moderne Zeit hat eine Wiedergeburt dieses schönen alten Stoffes erlebt, nämlich in dem bekannten Märchen vom Thränenkrüglein und dem Totenhemdchen und in der Leonorensage, welche durch Bürgers Ballade allbekannt ist; vielfach sind ja unsere Märchen die letzten Nachklänge uralter Götter- und Heldenlieder, wie z. B. das reizende Märchen vom Dornröschen der letzte Ausläufer und Nachklang der alten Sage von der heldenhaften Walkyrie Brynhild ist; das Zauberfeuer, von welchem die schlachtenkühne Schildjungfrau umlodert ist, hat sich in dem holderen und freundlicheren Märchen in eine Dornenhecke verwandelt, und der göttergleiche Held Sigurd, welcher auf seinem Hengste Grani kühn durch die lodernden

Flammen sprengt, um die schlafende Halbgöttin Brynhild zu erlösen, ist im Märchen zu dem Königssohn umgestaltet worden, der zu Dornröschen durchdringt. So lassen sich auch in der Helgisage die Keime zu den obengenannten Märchen und zur Leonorensage nachweisen. Denn Sigruns unaufhörlich strömende Thränengüsse lassen dem toten Helden Helgi in Walhalla, wo er bei Odin des seligen Lebens geniefst, keine Ruhe, jede Thräne, die sie vergiefst, gräbt sich ihm „eiskalt, angstbeklommen“ ins Herz; so mufs er als gespenstiger Reiter mit seinem Gefolge um Mitternacht von Walhalla herniedersteigen, um die jammernde Gattin zu trösten und sie zu bitten, ihre Thränen zu stillen, damit er Ruhe finde — ganz so wie im Märchen das gestorbene Kind mit dem Thränenkrüglein, in welchem die Zähren der Mutter gesammelt sind, nachts erscheint und die Mutter bittet, nicht ferner so schmerzlich zu weinen; und wie Leonore verzweifelt nach dem verstorbenen Geliebten ruft und ihn zur gespenstigen Umarmung herbeizieht, so auch Sigrun den Helgi; nur dafs der deutsche Dichter hier das der alten Sage gänzlich fehlende sittliche Moment der Strafe für das Verzweifeln an Gott hineinmischt; wie aber Sigrun sich in zärtlicher Liebe an den toten Helden in dem geöffneten Grabhügel anschmiegt, so Leonore an ihren gespenstigen Bräutigam. Wir haben also in unserer Leonorensage einen interessanten Nachklang an das uralte Lied von der Liebe des Helden Helgi und der Schlachtjungfrau Sigrun, über welche vor 1100 Jahren so viel von den Germanen des Nordens gesagt und gesungen wurde; echte Poesie überdauert eben, wie echte Liebe, Grab und Tod und der alte Volksheld Helgi des 8. Jahrhunderts ist darum ein Jahrtausend später im Geiste eines begabten deutschen Dichters als gespenstiger Reiter Wilhelm, seine geliebte Sigrun als die jammernde, verzweifelnde Leonore wiedergeboren worden!

II.

1) König Helgis Jugend und erste Begegnung mit Sigrun.

In alten Zeiten, als Aare sangen,[1]
Heilige Wasser rannen von Himmelsbergen:

[1] Adler galten für weissagende Vögel.

Da hatte Helgi den hohen Helden,
Borghild in Bralund [1] zur Welt gebracht.

Nacht in der Burg war's, Nornen [2] kamen,
Die dem Edeling (Fürsten) das Alter bestimmten;
Sie gaben dem König, der Kühnste zu werden,
Allen voranzuleuchten an Adel.

Sie schnürten so scharf die Schicksalsfäden,
Dafs alle Burgen in Bralund brachen; [3]
Goldne Fäden fügten sie weit,
Unterm Mondessaal in der Mitte sie heftend.

Die Enden bargen sie östlich und westlich,
Es lag in der Mitte des Königes Land;
Einen Faden nordwärts warfen die Nornen,
Sie hiefsen ewig halten dies Band.

Freudig sahen sie hin auf den Sohn
Sigmund und Borghild, doch sorgend zugleich;
Rab sprach zum Raben (auf ragendem Baum
Safs er ohne Nahrung): „Ich weifs etwas;

Es stehet Sigmunds Sohn in der Brünne
Einen Tag nur alt: unser Tag bricht an.
Er schärft die Augen (so schauen Helden)
Der Freund der Wölfe; freuen wir uns!“ [4]

Dem Volke schien sein Fürst geboren,
Sie wünschten sich Glück zu goldener Zeit;
Der König (Sigmund) selber ging aus dem Schlachtlärm,
Edlen Lauch [5] dem jungen Edling zu bringen.

Kurz liefs der König auf Kampf ihn warten;
Fünfzehn Winter alt war der Fürst,
Da hatt' er den harten Hunding erschlagen,
Der Land und Leute so lange beherrschte.

Aber Hundings Söhne hatten nun ihren Vater zu rächen und bekriegten Helgi. Bei Logafiöll (wörtlich = „Flammen-

[1] Eine Landschaft in Dänemark.

[2] Schicksalsgöttinnen, die den neugeborenen Kindern ihr Leben bestimmten, die Feen des späteren Märchens.

[3] Auf die Zukunft bezügliche Andeutung von Helgis künftigem Kriegsruhm.

[4] „Sättiger oder Freund der Wölfe und Raben“ (welche die Leichen der Gefallenen frafsen), ist in der altnordischen Dichtung ein sehr gewöhnliches Beiwort für Helden. Mit dem obigen Zwiegespräch der beiden Raben gleich am ersten Tage nach Helgis Geburt wird also prophetisch das künftige Heldentum des Kindes angedeutet.

[5] Der Edellauch war Schmuck und zugleich Amulet der nordischen Kriegsleute gegen Wunden.

berge") kam es zu heifser Schlacht; Odins, des obersten Kriegsgottes, Grauhunde (seine Wölfe Geri und Freki) fuhren gierig durchs Land, lüstern nach Leichenschmaus; Helgi aber zeigte, dafs er nicht umsonst von den Raben gleich nach seiner Geburt als ihr Freund begrüfst worden war; denn er fällte Hundings sämtliche Söhne im Kampfe; oben von den Wolken aus aber hatte die tapfere Schildjungfrau Sigrun, die den jungen Helden schon lange liebte, ohne dafs er sie kannte, dem Kampfe zugesehen, und als er nun müde unter dem Felsen safs und sich von der Schlacht ausruhte, erschien sie ihm und begrüfste ihn:

Da brach ein Licht aus Logafiöll
Und aus dem Lichte kam Wetterleuchten;
Helmträgerinnen sah man am Himmel,
Ihre Brünnen waren mit Blut bespritzt;

Ihre Gere strahlten im Glanze der Sonne.
Sigrun suchte den freudigen Sieger,
Helgis Hand zog sie heftig ans Herz,
Grüfste und küfste den König unterm Helme.

Da ward auch der Fürst der Jungfrau gewogen,
Die längst schon hold war von ganzem Herzen
Dem Sohne Sigmunds, eh er sie gesehn.

Nun erzählte Sigrun auch ihre Geschichte und warum sie ihn aufgesucht und begrüfst habe. Sie war die Tochter eines norwegischen Königs namens Högni und wurde von Hödbrodd, dem Sohne eines anderen mächtigen Fürsten in Norwegen, namens Granmar, zur Ehe begehrt. Sigrun aber konnte den Hödbrodd nicht leiden, und als sie hörte, dafs er sie mit Gewalt erwerben wolle, schlofs sie sich den Walkyrien an und ritt mit ihnen Luft und Meer. So sah sie von den Wolken herunter Helgis Kriegsthaten und liebte ihn. Jetzt nun flehte sie ihn um Hilfe gegen den verhafsten Hödbrodd an und sprach zu ihm:

Mein Vater hat mich, seine Maid,
Verheifsen Granmers grimmem Sohne,
Doch hab ich, Helgi, den Hödbrodd genannt
Einen König so kühn wie ein Katzensohn.

Dem Hödbrodd ward vor dem Heer ich verlobt,
Doch einen andern zur Ehe wollt ich;
Nun fürcht ich, Fürst, der Freunde Zorn,
Vereitelt hab ich dem Vater den Wunsch.

Zum Kampfe zieht Hödbrodd in kurzem heran,
Wofern du nicht forderst den Fürsten zum Kampf
Oder mich, deine Maid, ihm raubst."

Nicht wider ihr Herz sprach Högnis Tochter,
Helgis Huld, sprach sie, müsse sie haben.

Helgi:

Hege nicht Furcht vor Högnis Zorn
Noch dem wilden Drohen deiner Verwandten.
Du sollst, junge Maid, mit mir nun leben,
Edler Abkunft bist du, das ist mir gewifs.

Nach dem Liede von Helgi, Hiörwards Sohn, lernt der Held die Jungfrau auf andere Art kennen. Er ist nämlich zwar grofs, schön und stark, aber stumm und ohne Namen. Als er nun einst auf einem Hügel safs, sah er neun Walkyrien in den Wolken reiten, darunter eine namens Swawa, die Tochter des Königs Eilimi, die herrlichste war. Sie hatte schon lange Wohlgefallen an dem schönen und stattlichen, aber noch unberühmten Jüngling gefunden und suchte nun den in ihm schlummernden Heldenmut zu wecken, indem sie ihn anredete:

Spät wirst du, Helgi, die Schätze beherrschen,
Du reicher Schlachtbaum[1] in Rödulswöllir
(Früh sang es ein Adler), da immer du schweigst,
Wie kühn auch im Kampf du dich, König, bewährst.

Da ward auf einmal das Band von Helgis Zunge gelöst, als er die herrliche Schildjungfrau sah, er grüfste die in kriegerischem Schmuck aus den Wolken Strahlende wieder und rief ihr zu:

Was giebst du mir noch zu dem Namen Helgi,
Blühende Braut, den du mir botest?
Erwäge den ganzen Grufs dir wohl:
Ich nehme den Namen nicht ohne dich!

Sie sang:

Schwerter weifs ich liegen in Sigersholm
Viere weniger als fünfmal zehn;
Eins ist von allen darunter das beste,
Der Schilde Verderben, beschlagen mit Gold.

---

[1] Eine von den zahllosen Umschreibungen, die sich in der altnordischen Dichtersprache — charakteristischerweise — für die Begriffe König und Held finden.

Am Heft ist ein Ring und ein Herz in der Klinge,
Schrecken in der Spitze vor dem, der es schwingt.
Die Schneide birgt einen blutigen Wurm,
Am Stichblatt wirft die Natter den Schweif.

Nun fühlte Helgi plötzlich kriegerischen Thatendrang in sich erwachen, um die herrliche Schildjungfrau, die ihn liebte, zu erwerben. Er holte sich das Zauberschwert, das sie ihm bezeichnet hatte, und ward ein berühmter Held. Swawa aber schwebte nun über ihm in den Wolken, so oft er zum Kampfe auszog, und schützte ihn in allen Schlachten und Gefahren.

2) Wie König Helgi Sigrun sich als Weib erkämpft.

König Helgi liebte die schöne und tapfere Schildjungfrau Sigrun so innig, dafs er all seine Heldenkraft und die Macht seines Reiches aufbot, um sie dem verhafsten Hödbrodd, dem Sohne des Königs Granmar, und ihrem Vater Högni, welcher mit jenem verbündet war und ihm Sigrun vor dem Heere verlobt hatte, durch Kampf abzugewinnen. Da Helgi weithin berühmt war und viele nordische Helden zu ihm hielten, so sammelte sich auf seinen Ruf alsbald ein mächtiges Heer und Schiffsgefolge, um ihn gegen Hödbrodd und seine Verbündeten, die ebenfalls tapfer und mächtig waren, zu unterstützen, und es gab einen gewaltigen Krieg, in welchem Sigrun wiederum als himmlische Beschützerin, als „Maid auf dem Goldrofs“, über ihrem geliebten Helden in den Wolken schwebte, und ihn allen Gefahren, die ihm von den Stürmen des Meeres und den Geschossen der Feinde drohten, entrifs; als aber Helgi nach hartem Kampfe alle Feinde bezwungen und gefällt hatte, ward ihm als Preis des Sieges die Hand Sigruns zu teil, mit welcher er nun in glücklicher Ehe lebte.

Diese Kampf- und Liebesabenteuer des Helden erzählen uns das erste und das zweite Lied von Helgi dem Hundingstöter folgendermafsen:

Boten sandt nun der gebietende König
Über Flut und Land, um Hilfe zu fordern
Und mehr als genug den Mannen zu bieten
Und ihren Recken des rötlichen Goldes:

„Heeifset si schnell zu den Schiffen gehen,
Dafs sie aus Brandey[1] uns Hilfe bringen.“
Da harrte der König des Kommens der Helden,
Helden vielhundert von Hedinsinsel.

Bald kamen von Stränden und steinigen Klippen
Die Schiffe gesegelt, mit Golde geschmückt.
Helgi fragte alsbald den Hiörleif:[2]
„Hast du erkundet die Zahl der Kühnen?“ —

Aber der Königssohn kündete freudig:
„Schwer ist's, Helgi, vom Schnabel des Schiffes
Die Segler alle zusammen zu zählen,
Die draufsen sich drängen in Örwasund.

Zwölfhundert der Wellenrosse zählst du,
Doch harren noch halbmal mehr in Hatun
Mit Scharen der Helden: der Schlacht nun gedenk ich!“

Da stürzte der Steurer die Zelte am Steven,[3]
Der Männer Menge damit zu erwecken,
Dafs die Fürsten sähen den sonnigen Tag.
Es banden die Helden bei Warins Bucht
Die rauschenden Segel fest an die Rahen.

Die Ruder ächzten, das Eisen klang,
Schild klang an Schild beim Rudern der Helden.
Eilend entschwamm mit der Edlinge Schar
Fern von den Landen die Flotte des Fürsten.

Die langen Kiele und die kühlen Wellen
Stiefsen sich hart; sie standen im Kampfe
Wie Brandung und Berg, die brechen sich wollen.

Helgi, der Fürst, hiefs das Hochsegel aufziehn,
Als Woge mit Woge sich streitend mengte,
Und als die tobende Tochter Ögirs[4]
Die starren Rosse[5] zu stürzen gedachte.

Aber Sigrun kam nun kühn aus den Wolken
Und schützte Helgi und seine Helden;

---

[1] Sämtliche in diesen Kämpfen genannten Orte liegen im dänischen Archipel, in der Nähe von Helgis Königreich.

[2] Einen seiner Kriegsgefährten, einen Königssohn, den Admiral seiner Flotte.

[3] Zelte aus Schildern wurden vornen im Schiffssteven während der Nacht zum Schutze der Helden errichtet. Ihre Abreifsung war das Zeichen zum Aufbruch.

[4] Ögir ist der Meeresgott, seine Töchter sind die Wellen.

[5] Nämlich die Wellenrosse, d. h. die Schiffe.

Kräftig rifs sie der Ran[1] aus der Hand
Bei Gnipalunder das Langschiff des Königs.

Nun safs in der Bucht er geborgen am Abend,
Es schossen dahin die schmucken Schiffe;
Aber Granmars Söhne[2] von Swarinshügel
Erspähten sein Volk mit feindlichem Sinn.

Nach dieser malerischen und kräftigen Schilderung der Seefahrt und der Hilfe Sigruns in dem Sturme folgt in dem ersten Helgilied nun die Erzählung eines Wortwechsels zwischen einem der Söhne Granmars, namens Gutmund, „dem Gottgebornen", welcher von Swarins Hügel aus das Herannahen der mächtigen Flotte Helgis beobachtet hat, und des letzteren Bruder Sinfiötli, ebenfalls einem gewaltigen Helden, eine Erzählung, die zwar für den Altertumsforscher nicht ohne Interesse ist, da die beiden hadernden Helden, ganz ähnlich den Helden Homers, ja diese noch bei weitem überbietend, sich mit den urwüchsigsten und kräftigsten Namen belegen und sich gegenseitig die schmählichsten Dinge vorwerfen; aber für das gebildete gröfsere Publikum hat dieses „Prachtstück erhabenen Heldenzanks", welches, wie gesagt, ähnliche Scenen in der Ilias noch bei weitem an Derbheit übertrifft, doch zu wenig ästhetisches Interesse. Wir übergehen es daher und wenden uns der Schilderung der Schlacht mit Granmars Söhnen und ihrem Verbündeten Högni zu, nach deren Ausgang Sigrun wiederum in den Wolken erscheint und ihrem Helden sich für ewig verbindet. Granmars Söhne liefsen, als sie sich von Helgis und seines Heeres Ankunft überzeugt hatten, ihre Rosse gewaltig rennen „durch tauige Thäler und tiefe Wege", dafs die Erde schütterte, wo sie dahinfuhren. Sie trafen den König Hödbrodd helmbedeckt vor der Thüre seiner Burg und verkündeten ihm die Ankunft der Feinde:

Her schnauben zum Strande schnelle Kiele,
Ragende Masten und lange Rahen,
Schilde genug und geschabte Ruder,
Herrliche Helden der hehren Ülfinge.[3]

---

[1] Ögirs Gemahlin, eine verderbliche Meeresgöttin.
[2] Hödbrodd, der verschmähte Liebhaber Sigruns, und seiner Brüder.
[3] D. i. „Wölfinge" (ulfr', der Wolf), der Name des Heldengeschlechts, von welchem Helgi und sein Stiefbruder Sigurd (Siegfried) stammten.

Fünfzehn Fähnlein fuhren ans Land,
Doch stehen im Sund noch siebentausend,
Hier liegen am Lande vor Gnipalunder
Blauschwarze Seetiere,[1] goldgeschmückte.
Helgi ist hier mit der Menge der Mannen,
Nicht länger säumt er, zu kämpfen um Sieg.

Hödbrodd seinerseits rüstet sich nun auch gewaltig zum Kampf und entbietet alle seine Mannen, die „Wundenflamme"[2] zu schwingen wissen, um den Wölsungen[3] Widerstand zu thun. Bei Frekastein treffen beide Heere aufeinander:

Ein Sturmwind schiens, da zusammentrafen
Die funkelnden Schwerter bei Frekastein.
Immer war Helgi, der Hundingstöter,
Vorn im Volkskampf, wo Männer fochten.
Schnell im Schlachtlärm, säumig zur Flucht,
Hart war das Herz, das der König hatte.

Da kam vom Himmel die Helmgeschmückte
— Das Speersausen wuchs — und schützte den Fürsten.
Laut rief Sigrun, des Luftritts kundig,
Aus Herzensgrund zum Heere der Helden:
„Heil sollst du, Helgi, der Herrschaft walten,
Ingwigs Nachkomme, dein Leben geniefsen,
Den fluchtträgen Fürsten[4] hast du gefällt;
Nun sollst du beides nicht länger missen,
Rote Ringe und die Maid, die reiche."[5]

Heil sollst du dich, Fürst, erfreuen der beiden,
Der Tochter Högnis und Hringstadirs,[6]
Des Siegs und der Lande; zum Schlufs kommt der Streit."

Das zweite Helgilied erzählt die Vermählung des Helden mit Sigrun auf etwas andere Weise, indem es nach Erzählung des Ausganges der Schlacht folgendes Gespräch zwischen ihr und Helgi einflicht:

Als alle Verwandte Sigruns von Helgi erlegt waren, fand ihn diese und freute sich sehr.

---

[1] Eine der vielen poetischen Bezeichnungen des Begriffes „Schiff".
[2] Eine der zahlreichen Umschreibungen der altnordischen Poesie für „Schwert".
[3] Anderer Name für das Heldengeschlecht der Ülfinge.
[4] Hödbrodd.
[5] „Rote Ringe", d. h. Brautschatz Sigruns.
[6] Des väterlichen Erblandes, das Sigrun als Brautschatz mitbringt.

Helgi aber sprach:

Nicht alles, Gute, erging dir nach Wunsch,
Doch tragen die Nornen ein Teil der Schuld.
In der Frühe fielen bei Frekastein
Bragi und Högni; ich bin ihr Mörder.

Zur Erde sanken sie allermeist,
Deine lieben Freunde, in Leichen verkehrt.
Du gewannst nicht beim Siege; es war dein Schicksal,
Durch Blut zu erlangen den Wunsch der Liebe.

Sigrun weinte sehr, er aber tröstete sie:

Weine, Sigrun, nicht, du warst mein Schicksal;
Nimmer besiegen Fürsten die Nornen!

Da sank ihm Sigrun in die Arme, küfste ihn und sprach getröstet:

Beleben möcht ich die Leichen dort —
Aber zugleich auch im Arme dir ruhn!

3) König Helgis Tod.

König Helgi war nun nach der Besiegung des mächtigen Hödbrodd und seiner Verbündeten der berühmteste Held des Nordens; Sigrun war sein Weib geworden und sie liebten sich sehr. Aber Helgi sollte sein Glück nicht lange geniefsen, ihm war, wie Achilleus, ein ruhmvolles, aber kurzes Leben bestimmt.

In der Erzählung seines Endes weicht das Lied von Helgi, Hiörwards Sohn (dessen Helgi und Sigrun, wie erinnerlich, die wiedergebornen Helgi und Sigrun der alten echten Lieder von Helgi dem Hundingstöter sind), nicht unwesentlich von dem zweiten Lied von Helgi dem Hundingstöter ab. Die berühmte Schlufsscene von der Wiederkunft Helgis aus Walhalla, das er verlassen mufs, um seine weinende Gattin zu trösten, und von seiner nächtlichen Zusammenkunft mit ihr in dem geöffneten Grabhügel — jener früheste Vorläufer unserer Leonorensage — findet sich nur in dem letzteren; der erhabenen und tiefergreifenden Poesie dieser Scene gegenüber nimmt sich allerdings die Erzählung des Todes Helgis und seines Abschiedes von Swawa (wie die wiedergeborene Sigrun genannt wird) wie eine spätere Epigonendichtung aus, welche der Kraft und Tiefe

des echten alten Volksliedes entbehrt; jedoch ist dieselbe auch nicht ohne poetischen Wert; wir teilen sie unseren Lesern zuerst mit, um dann unsere Sage mit der herrlichen Grabesscene des zweiten Helgiliedes zu schliefsen.

König Helgi, erzählt das Lied von Helgi, Hiörwards Sohn, war ein allgewaltiger Kriegsmann und vollbrachte mit dem Zauberschwerte, das ihm seine Geliebte, die Walkyrie Swawa, bezeichnet hatte, als er sie am Hügel zuerst kennen lernte, viele Heldenthaten. Nachdem er so ein reicher und mächtiger Fürst geworden war, ging er zu dem König Eilimi, Swawas Vater, und hielt um ihre Hand an; er erhielt sie, und Helgi und Swawa verlobten sich und liebten sich wundersehr. Sie blieb nach wie vor Walkyrie und ritt nur dann auf ihrem Zauberrosse in den Wolken, wenn Helgi in den Krieg zog, denn da schützte sie ihn, sonst war sie daheim bei ihrem Vater.

Nun aber nahte Helgi das Todesverhängnis; sein Folgegeist[1] verliefs ihn. Als sein Bruder Hedin, der daheim bei seinem Vater, dem norwegischen König Hiörward, lebte, am Julabend[2] einsam aus dem Walde heimfuhr, traf er ein Zauberweib, welches auf einem Wolfe ritt, den sie mit einer Schlange als Zaum lenkte. Sie bot dem Hedin an, sein Folgegeist zu werden, aber dieser lehnte es ab. Da schwor sie ihm Unheil zu und sprach: „Das sollst du mir bei Bragis Becher[3] entgelten.“ Am Julabend wurden nach alter Sitte Gelübde gethan und Fros Sühneber gebracht, auf den die Helden die Hände

[1] Nach dem Glauben der Nordländer die persönlichen Schutzgottheiten, die jedem Menschen in Gestalt von dämonischen Weibern beigegeben waren und ihm, so lange er leben sollte, nachfolgten (daher „fylgjur“ — von fylgja, folgen, genannt), ihn aber, wenn sein Ende nahte, verliefsen, um einen anderen aufzusuchen. In unserem Liede weifs diese Schutzgottheit, ein Zauberweib, dafs Helgi bald im Kampfe fallen soll, und verläfst ihn daher, um seinen Bruder aufzusuchen, den sie, als er sie nicht annehmen will, mit dämonischen Künsten bestrickt, dafs er sich vermifst, um Swawa, seines Bruders Verlobte, sich zu bewerben.

[2] Dem altnordischen Weihnachtsfeste.

[3] Am Julabend wurden, wenn der Becher Bragis, des Gottes des Gesanges und der Dichtkunst, kreiste, von den Helden Gelübde zur Vollbringung grofser Thaten gethan, zu deren Bekräftigung sie die Hände auf den zugleich aufgetragenen gebratenen Eber, „Freyrs Eber“ genannt (weil er diesem Gotte, dem zu Ehren das Julfest gefeiert wurde, geweiht war), legten. Im Taumel des Weines wurde dann manch vermessenes Gelübde gethan, wie es auch Hedin, infolge der Rache des verschmähten Zauberweibes, begegnete.

legten und bei Bragis Becher Gelübde thaten; da vermafs sich Hedin eines Gelübdes, Swawa, Eilimis Tochter, seines Bruders Braut, sich erwerben zu wollen. Bald aber gereute ihn sein treuloser Schwur so sehr, dafs er fortging auf wilden Stegen südlich ins Land. Als er da einsam umherirrte, begegnete er seinem Bruder Helgi, welcher ihn fragte:

Heil dir Hedin! Was hast du zu sagen
Neuer Mären aus Norwegen mir?
Was führte dich, Fürst, von der Heimat fort,
Dafs allein im Wald du mich aufsuchst?

Hedin:

Ein allzugrofses Unheil betraf mich;
Ich hab erkoren die Königstochter
Bei Bragis Becher; deine Braut!

Helgi:

Klage nicht an dich! noch kann sich erfüllen,
Was wir uns schwuren beim Weine, Hedin.[1]
Mich hat ein Held zum Holmgang[2] entboten;
Da find ich den Feind in Frist dreier Nächte.
Ich werde, das ahn ich, nicht wiederkehren;
So löst sich's in Güt', wenn das Schicksal es will.

Hedin:

Du Held, mein Bruder, den so ich gehärmt,
Willst mich beglücken mit grofsem Gut;
In des Verräters Brust solltest röten das Schwert du,
O Helgi, wie dir, dem Helden, geziemt.

Nun trennten sich die beiden Brüder Helgi und Hedin nach ihrem Zwiegespräch im Walde und Helgi rüstete sich zu dem Kampfe in Sigarswöllr (Siegesfeld), zu welchem ihn Alfur, König Hrodmars Sohn, in Frist dreier Nächte entboten hatte. Sein Herz war trüber Todesahnungen voll, denn aus der Begegnung des Zauberweibes mit seinem Bruder Hedin

[1] Wie aus dem Schlusse der Erzählung hervorgeht, hat Helgi seinem Bruder für den Fall seines Todes seine Braut Swawa zugesagt. Er ahnt aber bereits, dafs er sterben soll und ist darum, seiner ganzen edlen Natur entsprechend, sehr milde und nachsichtig gegen dessen thörichtes Gelübde.

[2] = Inselgang. Auf den Eilanden der norwegischen Küste wurden meistens die Kämpfe der nordischen Helden ausgefochten.

erkannte er, dafs ihn sein Folgegeist verlassen hatte, und darum sprach er, ehe der Kampf begann, zu seinen Gefährten:

Es ritt den Wolf in dem dunkelnden Walde
Eine Frau, die dem Bruder die Folge bot;
Sie wufste wohl, es würde fallen
Der Sohn Sigurlins (Helgi) bei Sigarswöllr!

Es geschah, wie Helgi geahnt hatte; er empfing in heifser Schlacht die Todeswunde.

Als er nun sterbend auf dem Schlachtfelde lag, da gedachte er an seine verlassene Braut Swawa und sandte, damit sie sich zum letztenmale auf der Erde sähen, einen seiner Gefährten zu ihr:

Helgi sandte den Sigar, zu reiten
Hin nach Eilimis einziger Tochter:
„Bitte sie, Sigar, bald bei mir zu sein,
Wenn sie den Fürsten will finden am Leben."

Als Sigar zu Swawa kam, sprach er:

Helgi hat mich hierher gesendet,
Selber zu sprechen, Swawa, mit dir,
Zu sehn dich, verlang ihn, sagte der König,
Ehe der Edle den Atem verhaucht.

Swawa:

Was ist mit Helgi, Hiörwards Sohn?
Hart hat das Unheil mich heimgesucht.
Wenn die See ihn schlang, das Schwert ihn fällte,
So will ich des Werten Rächerin werden.

Sigar:

Es fiel in der Früh bei Frekastein
Der Edlinge edelster unter der Sonne;
Des vollen Sieges freuet sich Alfur,
O hätten die Nornen ihn nie ihm beschert.

Da eilte Swawa auf das blutige Schlachtfeld, wo Helgi sterbend im Kreise seiner Gefährten lag, und küfste sein bleiches Antlitz mit Thränen. Helgi aber sagte:

Höre mich Swawa: Teile dein Herz,[1]
Wir sehen uns wieder nicht mehr auf der Welt.

[1] D. h. vermähle dich mit meinem Bruder Hedin, welchem Helgi schon früher seine Braut für den Fall seines Todes zugesagt hatte.

Es bluten zu voll die Wunden dem Fürsten,
Zu nah kam meinem Herzen die Klinge.

Ich bitte dich, Swawa (Braut, weine nicht!) —
Willst du vernehmen, was ich dir sage,
So bereite Hedin, meinem Bruder, ein Bette
Und hege im Arme den Helden, den jungen.

Swawa aber entgegnete:

In meiner Heimat einst hab ich verheifsen,
Als Helgi der Braut die Ringe bot,
Nie wollt ich froh nach des Königs Fall
Einen anderen Helden im Arme hegen.

Da fühlte Hedin alle seine Heldenkraft in sich erwachen, um die schöne Braut, die ihm sein Bruder hinterliefs, sich zu erringen und sagte zu ihr:

Küsse mich, Swawa, ich kehre nicht wieder,
Rögsheim zu sehen noch Rödulfsfiöll,[1]
Ich hab denn gerochen Hiörwards Sohn,
Der Edlinge edelsten unter der Sonne.

Mit der Bemerkung: von Helgi und Swawa wird gesagt, dafs sie wiedergeboren wären, schliefst der Bericht des Liedes von Helgi, Hiörwards Sohn, die Erzählung von dem Tode des edlen Helden und seinem letzten Abschied von der Geliebten.

Die alten Volkslieder von Helgi dem Hundingstöter, aus deren Helgi und Sigrun der Dichter des obigen Liedes, wie wir wissen, sein Liebespaar Helgi und Swawa sich durch Wiedergeburt verjüngen liefs, damit ein Teil des Ruhmes jener uralten Volkslieder auf sein Gedicht zurückstrahle — erzählen den Tod des Helden und die letzte Zusammenkunft der Liebenden in wesentlich anderer Weise. Welche Darstellung in Beziehung auf Kraft, Tiefe und erhabene Poesie den Preis davontrage, können unsere Leser leicht ermessen.

Nachdem Helgi — erzählt das zweite Lied von Helgi dem Hundingstöter — Sigrun durch die Besiegung des Hödbrodd sich erworben hatte, vermählte er sich mit ihr und sie gebar ihm Söhne. Aber Helgi ward nicht alt, denn sein Schwager Dag, der Sohn des Königs Högni, konnte, obgleich er auf dem

[1] Städte in Swawas väterlichem Reich.

Schlachtfelde dem Helgi den Eid der Treue geschworen hatte, den Tod seines Vaters und seiner Brüder nicht vergessen[1] und opferte dem Odin, dafs er ihm bei dem Werke der Blutrache behilflich wäre. Odin erhörte ihn und lieh ihm seinen eigenen unfehlbaren Spiefs Gungnir. Mit diesem durchbohrte Dag seinen Schwager Helgi, als er ihn einsam in Fiöturlundr (Fesselwald) antraf, ritt darauf nach Sewafiöll (Seeberg), wo seine Schwester Sigrun wohnte, und überbrachte ihr die Nachricht von dem Tode ihres Gatten.

Betrübt bin ich, Schwester, dir Trauer zu künden,
Die ich wider Willen zum Weinen brachte.
In der Frühe fiel bei Fiöturlundr
Der Edlinge edelster unter der Sonne,
Viel Fürsten setzt' er den Fufs auf den Hals.

Da verwünschte ihn Sigrun ob seiner Treulosigkeit und sprach Flüche über ihn aus:

So sollen dich alle Eide versehren,
Die du dem Helgi geschworen hast,
Bei der Leiptr leuchtender Flut
Und der uralten Klippe des Wassers.[2]

Nicht fahre das Schiff, das unter dir fährt,
Steht auch erwünschter Wind dahinter.
Nicht renne das Rofs, das unter dir rennt,
Müfstest auch fliehn du vor deinem Feinde.

Es schneide das Schwert nicht, welches du schwingst,
Es haue denn dir selber aufs Haupt.

Rach' hätt' ich dann erst für Helgis Tod,
Wenn du ein Wolf im Walde wärst draufsen,
Des Beistands bar und bar der Freunde,
Der Nahrung ledig, du sprängst denn um Leichen.

Dag:

Irr bist du, Schwester, und aberwitzig,
Dafs du dem Bruder Verwünschung erbittest.

---

[1] Nach der altgermanischen Sitte der Blutrache war der Überlebende streng verpflichtet, den Tod seiner Verwandten zu rächen; besonders der Pflicht, den Bruder zu rächen — denn Bruderliebe galt als das heiligste aller Bande — durfte er sich um keinen Preis entziehen.

[2] Orte in der Unterwelt, bei welchen die Germanen schworen, wie die Griechen beim Höllenflusse Styx.

Odin hat allein an dem Unglück schuld,
Das zwischen Verwandte Zwistrunen warf.[1]

Dir bietet rote Ringe der Bruder,
Ganz Wandilswer und Wigdalir.[2]
Halb habe das Reich den Harm zur Bufse,
Spangengeschmückte, für dich und die Söhne.

Sigrun:

Nicht sitz ich mehr selig zu Sewafiöll
Früh noch spät, dafs mich freute zu leben,
Es brech denn ein Glanz aus dem Grabe des Fürsten,
Auf dem Rosse Wigblär reit er daher,
Den so gern ich umfing, auf dem goldgezäumten.

So schuf Helgi Schrecken und Angst
All seinen Feinden und ihren Freunden,
Wie vor wütigen Wölfen rennen
Geisen vom Berghang, des Grauens voll.

So hob über alle Helden sich Helgi,
Wie die edle Esche über die Dornen,
Oder taubeträuft das Tierkalb[3] springt;
Weit überholt es anderes Wild
Und gegen den Himmel glühn seine Hörner.

Nach alter Vätersitte ward nun ein Grabhügel über Helgi aufgeworfen; Sigrun aber konnte sich nicht trösten und weinte Tag und Nacht um ihn, hoffend, dafs geschehen werde, was sie ersehnte, als sie zu ihrem Bruder Dag sprach:

Nicht sitz ich mehr selig zu Sewafiöll,
Früh noch spät, dafs mich freute zu leben,
Es brech denn ein Glanz aus dem Grabe des Fürsten,
Auf dem Rosse Wigblär reit er daher,
Den so gern ich umfing, auf dem goldgezäumten.

Darum sandte sie jeden Abend ihre Dienerin hinaus nach Helgis Grabhügel; und nicht lange dauerte es, da sah diese, als die Mitternacht heran kam, den verstorbenen Helden, von

---

[1] Odin wurde als der Urheber des Krieges und Streites betrachtet, welcher durch die als Zauberzeichen verwendeten altgermanischen Schriftzeichen — Runen genannt — hervorgerufen werden konnte.

[2] Als sog. Wergeld (Mordbufse), womit jeder Mord gesühnt werden konnte.

[3] Hirschkalb (dyr, der Hirsch).

Walhallas Höhen herniedersteigend, mit grofsem Gefolge seiner Mannen auf den Hügel zureiten. Erstaunt sprach das Mädchen:

Ist's Sinnentrug, was ich zu sehen meine?
Ist's der jüngste Tag? Die Toten reiten!
Die raschen Rosse reizt ihr mit Sporen;
Ist denn den Helden die Heimkehr gegönnt?

Helgi sprach:

Nicht Sinnentrug meinst hier du zu sehen,
Noch Weltverwüstung,[1] obwohl du uns siehst
Die raschen Rosse mit Sporen reizen,
Sondern den Helden ist Heimkehr gegönnt.

Atemlos lief die Dienerin heim und rief Sigrun zu:

Geh schnell, Sigrun von Sewafiöll,
Wenn du den Volksfürsten finden willst;
Der Hügel ist offen, Helgi gekommen!
Die Kampfspuren bluten; dich bittet der König,
Du wollest die weinenden Wunden ihm stillen.

Da eilte Sigrun freudig-bestürzt zu dem Grabhügel, ging hinein und fiel dem toten Gemahl um den Hals:

Nun bin ich so froh, dich wieder zu finden,
Wie Odins aasgierige Habichte sind,[2]
Wenn sie Leichen wittern und warmes Blut
Oder triefend von Tau den Tag schimmern sehen.

Nun will ich küssen den toten König,
Eh du die blutige Brünne noch abwirfst.
Das Haar ist dir, Helgi, in Angstschweifs gehüllt,
Ganz übergossen mit Grabtau der König;
Die Hände sind eiskalt dem Eidam Högnis;
Wie bring ich, Gebieter, dir Bufse dafür?[3]

Helgi:

Du, Sigrun von Sewafiöll, bist schuld,
Dafs Helgi trieft von tauendem Harm.
Du vergiefsest, goldziere, grimmige Zähren,
Sonnige, südliche, ehe du einschläfst.

---

[1] Anbruch des jüngsten Tages, des „Ragnarök" (Götterdämmerung).

[2] Da Sigrun selbst eine heldenkühne Schlachtjungfrau ist, so ist diese eigentümliche Bezeichnung ihrer Freude begreiflich.

[3] Sigrun hat wohl eine Ahnung, dafs ihre unaufhörlichen Thränenströme Helgi in Walhall keine Ruhe gelassen haben.

Jede fiel blutig auf die Brust dem Helden,
Grub in die angstbeklommne sich eiskalt.

Wohl darf ich nun trinken köstlichen Trank,
Verlor ich Leben und Lande auch;
Niemand stimme ein Sterbelied an,
Schaut er durchbohrt die Brust mir auch;
Im Hügel halt ich die Gattin im Arm,
Die Königstochter — sie kam zu dem Toten!

Sigrun bereitete nun in dem Grabhügel ein Lager und sprach zu Helgi:

Hier hab ich ein Lager dir, Helgi, bereitet,
Ein sorgenloses, dem Ülfingensohn.
Ich will dir, Edling, im Arme liegen,
Wie ich dem lebenden Könige lag.

Helgi:

Nun darf uns nichts unmöglich dünken,
Früh noch spät zu Sewafiöll,
Da du im Arm dem Entseelten schläfst,
Im Hügel, holde Högnistochter,
Und bist doch lebendig, du Königsgeborne!

Zeit ist's, zu reiten gerötete Wege,[1]
Den Flugsteg das fahle Rofs zu führen,
Westlich mufs stehn ich vor Windhelms Brücke,[2]
Eh Salgofnir[3] krähend das Siegervolk weckt.

Nun nahm Helgi Abschied von Sigrun und ritt mit seinen Mannen wieder nach Walhalla zu Odin zurück, Sigrun aber ging nach Hause. Am anderen Abend aber liefs sie ihre Dienerin wieder an dem Grabhügel Wache halten, ob Helgi wieder erschiene. Da diese nicht wieder kam, ging sie bei Sonnenuntergang selbst zum Grabhügel, und als sie Helgi nicht sah, sprach sie traurig:

Gekommen wär nun, gedächte zu kommen
Sigmunds Sohn aus den Sälen Odins.
Die Hoffnung ist hin auf des Helden Rückkehr,

---

[1] D. h. den Pfad der Morgenröte, auf welchem Helgi vor Tagesanbruch wieder nach Walhall zurückreiten mufs. „Rapp, Rapp, ich wittre Morgenluft!“ heifst es in Bürgers „Lenore“.

[2] Der Götter(Regenbogen)brücke Bifröst.

[3] Der Hahn in Walhalla, welcher den dort lebenden seligen Helden den Anbruch des Tages verkündet.

Da auf Eschenzweigen die Aare sitzen,
Und alles Volk zur Traumstätte fährt.[1]

Sigrun weinte nun nicht mehr, um des Toten Ruhe und seliges Leben in Walhall nicht ferner zu stören, aber das Herz brach ihr bald vor Harm und Sehnsucht nach ihrem Gemahl, mit dem sie nun in Odins Sälen in dem strahlenden Walhalla wieder vereinigt wurde.

[1] D. h. da es Mitternacht ist.

Die eigentümliche Bedeutung

und

der bleibende Wert der Dichtungen Schillers.

Göthe und immer nur Göthe in Büchern und Zeitschriften bis zur Aufzählung seiner Gebirgsreisen mit etlichen eingestreuten Bemerkungen von ihm selbst oder seinem namhaften Verehrer! Wie selten wendet dagegen einmal jemand sein Studium oder seine liebevolle Verehrung der Muse Schillers noch zu, fast als ob es ein überwundener Standpunkt wäre, an den herrlichen Dichtungen dieses Genius sich zu erquicken. Ganz unbedingt soll ja dem Jupiter unter den grofsen Dichtern unseres Volkes sein volles und allseitiges Recht der Betrachtung und Würdigung werden, und jeder Verständige wird sich daran nur erfreuen. Aber mufs deshalb der Apoll — ich denke natürlich nicht an den von Belvedere, sondern an jenen Typus des Hohen, Strengen und Reinen aus der älteren Zeit — mufs derselbe darum ganz in den Schatten gestellt werden? Hat doch Göthe selbst anders geurteilt, da er gegen Eckermann sich äufserte, dafs „sie (das Publikum) sich doch freuen sollten, dafs überall ein paar Kerle da sind, worüber sie sich streiten können.“ So sollte denn auch die Göthegemeinde, welche die geringste Äufserung des Meisters als eine Offenbarung des göttlichen Genius preist, ihr unbestreitbares Verdienst um das Verständnis desselben nicht dadurch beeinträchtigen, dafs sie ihr fertiges Urteil über die vermeintliche Inferiorität Schillers immer wieder laut werden läfst, sondern sie sollte sich lieber auch einmal zu den Füfsen dieses Meisters setzen. Denn es

ist doch eine ganz unbestreitbare Thatsache, dafs auch unter den wahrhaft Gebildeten Schiller mehr und besser gekannt und vollends in die tieferen Schichten des Volkes weit mehr eingedrungen ist als Göthe, und doch wahrhaftig nicht, weil er sich etwa mehr zu den niederen Instinkten herabgelassen hat.

Wie viel ist denn aus den 40 Bänden Göthe wirklich unser aller geistiges Eigentum bis jetzt geworden? Ohne Frage weniger als aus den 12 Bänden unseres Schiller. Man vergleiche auch, um sich schnell und leicht zu überzeugen, die von Büchmann gesammelten „Geflügelten Worte“. Schiller ist eben im besten und edelsten Sinne des Wortes unser vornehmster Volksdichter.

Niemandem wird es einfallen, Göthes Vorzüge leugnen zu wollen. Seine Kenntnisse, seine Interessen, sein Blick sind umfassender, er hat ein schärferes Auge für alles Individuelle, ein feineres Ohr für die verborgensten Reize der Sprache, ein tieferes Verständnis der Welt und des menschlichen Herzens, er hat selbst alle leidenschaftlichen Regungen desselben gründlich durchgekostet, er hat einen früh und sorgfältig ausgebildeten Form- und Kunstsinn, die klarste Anschauung, eine wunderbare Gestaltungskraft und ein klassisches Mafs. Darum ist er unser gröfster Lyriker und Epiker geworden. Alle seine Dichtungen atmen schöne Wirklichkeit und vergeistigten Lebensgenufs, daher es nicht zu verwundern ist, dafs er in unserer realistischen Zeit immer mehr Anerkennung und Verständnis findet, während Schiller gottlob bis heute noch der Bildner der Jugend ist und bis in die Tage unserer Jugend der Leitstern auch der Alten war, da man nicht so wie jetzt das Herz an die Güter hing, die das Leben vergänglich zieren. Wodurch er das geworden, worin er auch einem Göthe ebenbürtig zur Seite treten kann und weshalb es zu hoffen, dafs er wieder einmal gebietend hervortrete, das mag die Betrachtung seiner hervorragendsten Dichtungen lehren.

Ich beginne mit den bekanntesten, den Balladen: Diese kunstreiche Nachbildung des alten lyrisch-epischen Volksliedes, deren Pflege bei uns bekanntlich im vorigen Jahrhundert durch Sammlung und Übertragung schottisch-englischer Volksballaden angeregt worden ist, hat ja mit ihren Vorbildern das gemein,

dafs sie ein ungewöhnliches, oft wunderbares Begebnis in seinen Hauptmomenten darstellt, um die leidenschaftliche Erregung des Gemüts und meist auch das sichtbare Walten höherer Mächte an demselben und durch dasselbe zum Ausdruck zu bringen, und dafs sie nur immer bei demjenigen, was diesem Zwecke besonders dient, länger verweilt, das übrige dagegen mehr nur andeutungsweise behandelt. Doch mit ihren vollkommneren Darstellungsmitteln hat die Kunstdichtung das doch wieder so reizvolle Dunkle, Sprungweise der ungelenkeren Volksdichtung überwunden und in jenen Hauptpartien gerade die Kunst feiner und glänzender Darstellung entfaltet. Gleich unsere älteste derartige Dichtung, Bürgers Lenore, trägt alle diese Merkmale an sich, während z. B. bei Uhland, unserem fruchtbarsten Balladendichter, das leidenschaftlich Bewegte sehr zurücktritt; die bedeutendsten Balladen von Göthe und alle von Schiller dagegen haben sie in vorzüglichem Grade aufzuweisen, bei jedem von beiden natürlich nach seiner besonderen Art. Namentlich weifs Schiller die Energie der inneren Erregung unübertrefflich zum Ausdruck zu bringen. Zu alledem kommt aber bei ihm noch ein bestimmt Unterscheidendes.

Uhland zaubert uns warm empfundene Bilder längst verschwundener Zeiten wieder hervor; der Vater der Ballade, Bürger, versteht sich meisterlich auf die gemütlich ansprechende Erzählung im echten Volkston — falls er nicht zum Gemeinen herabsteigt, und Göthe ist auch hier vorzugsweise Stimmungslyriker, der um die Gestalten einen wunderbaren Hauch zu weben versteht und unserer Phantasie es überläfst, das Tiefste zu finden und zu empfinden. In allen gleichartigen Dichtungen Schillers aber vernehmen wir den Sänger der „uns beweget die Brust mit göttlich erhabenen Lehren“; so ist es z. B. in den Kranichen des Ibykus das wunderbare Walten der göttlichen Gerechtigkeit, im Kampf mit dem Drachen die höchste Ritterschaft in dem Sieg, den ein edles Herz über sich selbst erringt, im Gang nach dem Eisenhammer die göttliche Vorsehung, welche die Unschuld und Frömmigkeit wunderbar behütet, im Ring des Polykrates die doch nicht blofse antike Anschauung, dafs ungemessenes Glück zuletzt sicher Leid gebiert, im Taucher die freudige Hingabe des Lebens für das,

was dem Leben erst seinen Wert verleiht u. s. w. Kurz „der Stoff dieser Balladen ist höhere menschliche Natur in Handlung“, alle gehen auf einen hohen sittlichen Gedanken hinaus. In dieser Hinsicht lassen sich nur wenige Balladen Göthes, Uhlands und anderer namhaften Dichter neben diejenigen Schillers stellen, kaum eine von diesen dürfte die besten von Schiller an sittlicher Energie und idealem Schwung erreichen.

Und nun die kunstvolle Anlage; nicht dafs unserem Dichter in dieser Hinsicht überhaupt vor allen anderen und namentlich vor Göthe der erste Platz angewiesen werden soll. Aber zweierlei ist es, worin ihm keiner gleich kommt. Erstens ist es die Pracht und Anschaulichkeit der Schilderung, mit welcher der Hauptteil jedesmal ausgeführt ist, während der Dichter von vornherein die Sachlage und die Anlässe nur mit wenigen scharfen Strichen zeichnet und zuletzt um so rascher zum Schlusse eilt, der durch seine die Phantasie anregende Kürze um so wirkungsvoller ist. Das andere ist, dafs der Widerstreit einer höheren sittlichen Macht gegen Niedrigeres, z. B. frevelhaftes Begehren, hinterlistige Tücke, zur gefahrdrohenden Verwickelung treibt, aus welcher die idealen Mächte siegreich hervorgehen, selbst wenn der Held untergehen mufs.

„So entwickelt sich in dramatischer Lebendigkeit die fest und klar gegliederte Handlung; in dem Stoffe aber lebt die Idee und schwebt zum Schlusse frei über ihm.“ Es ist der Ideendichter, der hier wie überall sonst einen so mächtigen Zauber auf alle edel empfindenden Herzen ausübt, und der Dramatiker, der den tiefsten Grund der Seele aufzuregen weifs wie kaum ein anderer.

Keine seiner Balladen entbehrt der schönen Schilderung; die Kunst der Gliederung aber und die unwiderstehliche Gewalt, mit der jener Konflikt die Herzen erschüttert, haben vor anderen die berühmten drei, den Taucher, die Bürgschaft und die Kraniche des Ibykus, zu den Lieblingsballaden unseres Volkes gemacht. Und endlich sei nicht vergessen, dafs Schillers Balladen, rein und keusch, von einem jeden ohne sittlichen Nachteil genossen werden können, ein

Vorzug, den bekanntlich auch die Meisterwerke Göthes nicht alle aufzuweisen haben.

Das eben Erörterte führt von selbst zu den Dramen.

Über die drei genialen Schöpfungen der Jugendzeit, die Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe, pflegt man heute mit ziemlicher Geringschätzung hinwegzugehen. Man wirft ihnen alle möglichen Fehler, mafslose Übertreibung, Unkenntnis des Lebens, unmögliche Situationen und Konflikte, gemachte Empfindungen, unwahre Charaktere, schreiendes Pathos vor. Nicht ohne Grund, und doch hat niemals auf der Bühne und in der Litteratur ein Drama eine solche gewaltige Wirkung ausgeübt wie die Räuber, „das genialste Erstlingswerk, was jemals ein deutscher Dramatiker geschrieben hat“, trotz seiner Fehler, ja wegen derselben. Woher diese? Schiller hat selbst bald nachher ausgesprochen, dafs er zwei Jahre vorher sich angemafst habe, Menschen zu schildern, ehe ihm nur einer begegnet war. Er war nicht wie Göthe in einem fein gebildeten Hause, in steter Berührung mit der guten Gesellschaft, mit liebreizenden oder seelenvollen Frauen und in einer lebhaften Grofsstadt aufgewachsen, abgesehen davon dafs sein Blick von Natur schon mehr über sich als um sich gerichtet war. Die Akademie, für ihn ein Gefängnis, in dem er seine schönsten Jugendjahre verlebte und aus dem heraus er nur selten einmal ein Stück Welt erblickte, betrat kaum je ein anderes weibliches Wesen als die Geliebte seines gnädigen Despoten. Er hat selbst nie eine leidenschaftliche Jugendliebe durchgemacht, wie Göthe deren nicht wenige. Daher sind von Anfang seine Charaktere nach vorgefafsten Ideen gebildet, daher, und weil sein Wesen auf das Allgemeine und Hohe angelegt, ganz Kraft und Mannheit war, hat er niemals mit Göthescher Naturwahrheit die Frauengestalt zu zeichnen vermocht, aufser wo er sie von Hoheit und Würde strahlen lassen oder Heldinnen dichten konnte, so Donna Isabella, Gertrud, Stauffachers Gemahlin, Johanna und Maria Stuart.

Was hat nun jenen drei Dramen ihre auffallende Wirkung verliehen, was sichert ihnen noch heute einen bedeutenden Erfolg, wenn feines Spiel die Übertreibungen mäfsigt? Sie enthalten ein vernichtendes Urteil über des jungen Dichters Zeit-

alter, das erbärmliche „tintenklecksende Säkulum“, den gewaltigsten, kühnsten Protest der Natur, der Wahrheit und Sittlichkeit gegen verrottete gesellschaftliche und politische Zustände, gegen die verlogene Konvention, die jede mannhafte und wahrhafte Regung erstickt, und unter deren gleifsender Larve die raffinierteste Liederlichkeit ins Kraut schiefst, gegen die schamlose, alles vergiftende Mifswirtschaft der grofsen und kleinen Dynastenhöfe, deren Zeichnung voll aus dem Leben entnommen ist. Es ist die mächtig tönende Stimme heiligen Zornes gegen alles Schlechte und alle Niedertracht und das gigantische Ringen nach Freiheit, was auch jetzt noch die Herzen fortreifst. Zwar ist der Begriff der Freiheit noch ohne bestimmten Inhalt; aber alle Freiheit ist zunächst Befreiung, und wo der Freiheitsdrang sich gegen einen unnatürlichen, ungesetzlichen und unsittlichen Druck richtet, da hat er sein ewiges Recht.

Dazu zeigt Schiller gerade hier eine bedeutende dramatische Gestaltungskraft. Schuld und Sühne entwickeln sich in einer Fülle von Handlung, in einer Reihe packender Scenen vor unseren Augen wie sonst kaum noch in unserer dramatischen Litteratur. Und wie die Charaktere nun einmal angelegt sind, so ergeben sich ihre Handlungen mit Notwendigkeit aus den Grundbedingungen ihres Wesens. Blutlose Schemen sind diese Menschen denn doch nicht, einige, wie der Mohr und der Musikus Müller, erinnern unmittelbar an Shakespearesche Gestalten. Einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet, wie jedermann weifs, Don Carlos. Hier ist die Übertreibung schon ziemlich überwunden. Das Gesetz des Verses, dem der Dichter von nun an treu bleibt, übt seine mäfsigende Wirkung, alles jugendlich Wilde und Verzerrte ist hinweg, nicht aber die jugendfrische Kraft und der hohe Flug der Gedanken. Im Gegenteil verleiht gerade diesem Drama die schwärmerische Begeisterung für die höchsten Ideale der Menschheit trotz aller noch anhaftender Mängel jugendlicher Unerfahrenheit einen ganz einzigen Wert, zumal für die Jugend. Im Marquis Posa denkt und spricht der Bürger oder vielmehr der Reformator der Welt. Die geschichtlichen und philosophischen Studien hatten nunmehr Schiller befähigt, der Freiheit einen bestimmteren Inhalt

zu geben, nämlich die ungehemmte Entfaltung aller edlen Kräfte, die in der Menschennatur liegen, innerhalb der politischen Gemeinschaft. Mit der Glut des Herzens zeichnet er das Ideal des Zukunftsstaates, in welchem der freie Gedanke das erstorbene Leben wieder wecken und im Verein mit der Humanität die Völker beglücken soll.

„Stellen Sie," so fleht Posa den König an, „der Menschheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck! — Ihn binde keine Pflicht
Als seiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte!"

Es ist derselbe Grundgedanke, den Schiller nach Überwindung alles revolutionären Dranges auch in der Glocke wieder ausspricht, da wo er das fröhliche Gedeihen unter der Freiheit heiligem Schutze schildert. Der Reformator zwar geht unter, weil er der Vorsehung in ihre Rechte gegriffen hat. Es ist die Zeit Pombals und Josephs II., in welcher das Stück gedichtet wurde. Aber jenes Ideal ist mit ihm nicht untergegangen. Und dafs unser Volk demselben immer mehr entgegengereift ist, dazu hat Schiller durch sein begeisterndes Drama nicht zum wenigsten beigetragen.

Nach einer zwölfjährigen Pause brachte der nun gereifte Forscher und Dichter in rascher Folge seine unsterblichen Meisterdramen auf die Bühne, zuerst die Wallenstein-Trilogie, doch die gewaltigste deutsche Dichtung nächst Göthes Faust.

Wenn er uns nur jene schreckens- und folgenreiche Zeit des dreifsigjährigen Krieges in lebendig wirkender Gegenwart vor Augen gestellt hätte, da im Greuel der Verwüstung die alten Ordnungen zusammenbrechen und das ganze Leben der Nation in seinem bisherigen Bestande zerstört wird, da an Stelle des Gesetzes eine wilde Soldateska mit strafloser Frechheit gebietet, so hätte er damit schon der Dichtung einen unvergänglichen Wert gesichert. Aber „auf diesem finstern Zeitgrund malet sich ein Unternehmen kühnen Übermuts und ein verwegener Charakter ab," — welcher „der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg und ungesättigt immer weiter strebte". Doch ist es nicht nur „die Macht, die sein Herz verführt", es

ist auch das Bewufstsein, dafs er, „der Herrschverständigste“, „Herrscher sollte sein und König“. — Denn wie er allein in dieser Zeit es vermocht hatte, die vaterlands- und glaubenslosen Soldatenhaufen „alle an gleich gewalt'gem Zügel — zu führen, durch gleiche Lieb und Furcht zu einem Volke sie zusammenbindend“, so fühlt er auch Beruf und Kraft in sich, „den Knäuel zu entwirren, der „sich endlos selbst vermehrend wuchs“, den Schweden über seine Ostsee heimzujagen, den Jammer des deutschen Volks zu endigen, und die Elemente der politischen Gesellschaft neu zu ordnen. Das ist die sittliche Berechtigung, die ihm freilich gröfstenteils der Dichter nur leiht, und so wird „des Glückes abenteuerlicher Sohn“ zum Helden.

Im Lager, diesem lebenden Bilde, wie kein zweites die Bühne aufzuweisen hat, zeigt uns der Dichter den Grund, auf den gestützt jener sich emporhebt, in den Piccolomini ihn selbst als den einen, der ein Mittelpunkt, ein Halt für viele Tausende geworden ist, die er alle mit hineinrechnet in den Plan, der hier entworfen wird; im dritten Teile, in Wallensteins Tod, wie der kühne Plan, ins Werk gesetzt, seinen Urheber ins Verderben stürzt. Er stürzt, weil er den Kampf aufnimmt mit den altheiligen sittlichen Mächten, die in der Menschenbrust ihm widerstehen. Er will die alte Ordnung beseitigen, die „in der Völker frommem Köhlerglauben mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt hat“, er stöfst ins Herz der Treue, die, wie er selbst sagt, „jedem Menschen wie der eigene Blutsfreund ist, als deren Rächer sich jeder geboren fühlt.“ Das will er, da er selber doch nur auf die Treue der Seinigen sich stützen kann; und solcher Treue hofft er durch schlimmen Trug sich zu versichern, den er gegen alle, insbesondere aber gegen Buttler, seinen Mörder, übt.

In diesem Kampfe gegen die hohen sittlichen Mächte mufs er unterliegen, wie er vorschauend selbst es ausruft: „Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sät, Erfreuliches zu ernten.“

Er fällt zur gerechten Sühne, doch ein furchtbar erschütterndes Schauspiel. Von besonderer Wirkung mufste die Dichtung auf die Zeitgenossen sein, welche darin das Spiegelbild der weltumgestaltenden Ereignisse erkannten, die damals auf der grofsen Schaubühne des Lebens in ihren ersten Akten sich

abspielten, zugleich eine Weissagung auf den Ausgang des Gewaltmenschen, dessen Gestirn eben damals mit wunderbarem Glanze emporgestiegen war und dessen Macht auf gleich unsicherem Grunde ruhte. — Wer könnte aber auch jetzt und jemals dem tief ergreifenden Eindruck dieser grofsartigen Tragödie sich verschliefsen?

Was bei ihr das „wollustvolle Grausen“ wesentlich noch erhöht, das ist, wie Wallenstein, nachdem er eben aus Scheu vor jenem Ringen mit dem unsichtbaren Feinde allzu lange gezögert, nunmehr in verhängnisvoller Verblendung in sein Verderben hineinschreitet, während wir und selbst die Mithandelnden die unheilschwangere Wolke längst heraufziehen sehen. Eben dies ist auch der Hauptgrund unseres tragischen Vergnügens an der Braut von Messina. Die erste Schuld liegt an den Voreltern, also jenseit des Stückes, aber nicht nur damit „die Götter recht behalten“, sondern in echt menschlicher Kurzsichtigkeit und Verblendung führen die handelnden Personen selbst herbei, was sie in thörichter Vermessenheit zu hindern meinen. Besonders erliegt Don Cesar gleich Wallenstein, weil er sich aus blinder Leidenschaftlichkeit nicht emporgerungen hat zur sittlichen Freiheit. So ist das Schlufsergebnis des Dramas in der That die grofse Lehre: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel gröfstes aber ist die Schuld.“

Eine Läuterung zur inneren Freiheit vollzieht sich auch an der Maria Stuart, der lediglich leidenden Heldin der gleichnamigen Tragödie. Wofür sie Kerker, Mangel, Schmach und Tod erleidet, dessen ist sie nicht schuldig, aber sie nimmt es als Sühne für ihre Jugendsünden, in denen sie sich doch menschlich nur vergangen hat; ja sie wirft den letzten Rest königlichen Stolzes weg und demütigt sich vor der, welche von Rechts wegen vor ihr im Staube liegen sollte. Als aber die heiligsten Empfindungen ihres weiblichen Herzens mit kaltem Hohn gelästert werden, gewinnt sie ihre ganze Würde als Weib und Königin zurück, um ihrer Gegnerin, obschon dieselbe ihr Leben in der Hand hält, die Larve erborgten Tugendscheines abzureifsen und — zu sterben.

Das Gröfste, was Schiller aufser Wallenstein für die Bühne

geschaffen hat, sind die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell. Mit besonderer Klarheit ist in beiden die Idee im ganzen Verlauf des Stückes und in ihren Hauptträgern ausgeprägt; in reicher Fülle entfaltet sich vor uns die Handlung, vorzüglich ist die Exposition, welche namentlich im Tell Göthes uneingeschränktes Lob erhielt; folgerichtiger ist nirgends Verwickelung und Lösung, dies besonders in der Jungfrau von Orleans.

Was auch für Einwände die Kritik gerade gegen diese beide Dichtungen erhoben hat, sie werden dennoch in der Schätzung aller Unbefangenen ihren unvergänglichen Wert behaupten und immer wieder unser Volk begeistern. Nur zwei Figuren möchte man gern anders haben, als sie die Dichtung unter dem Einflusse der sentimentalen Zeitströmung gebildet hat, die Bertha und die Agnes Sorel; alles andere wird sich leicht als meisterlich erweisen lassen.

Dafs im Tell drei gesonderte Handlungen zu einer grofsen Wirkung zusammenlaufen, dafs Tell und Rudenz und bis zu einem gewissen Grade auch Melchthal, indem sie ihre eigene Sache zu betreiben scheinen, doch nur dem Vaterlande dienen, dafs durch Tells nicht vorbedachte Verzweiflungsthat eine empfindliche Lücke im Plane der Eidgenossen ausgefüllt wird und dieselben dadurch zur Entscheidung hingerissen werden, das verdient doch wohl Bewunderung, nicht Tadel. Nicht stichhaltiger ist der andere Vorwurf, dafs zu wenig Handlung und zu viel schöne Worte nur die Scenen füllen. Jede der drei Einzelhandlungen hebt ja schon in der Exposition (I u. II, 1) deutlich an; sie entwickeln sich unausgesetzt nebeneinander in den übrigen Scenen des zweiten und dritten Aktes, besonders auch in der wundervoll gestalteten Rütliscene, sie verwickeln sich miteinander in der Apfelschufsscene und wirken gemeinsam am Ende des vierten und im fünften Akte das grofse Gesamtergebnis. — Bei der Jungfrau von Orleans mufs man natürlich die mittelalterlich-katholischen Voraussetzungen annehmen, nach denen die himmlischen Erscheinungen nicht etwa nur in der Einbildung der Johanna bestehen, das Gottesurteil in den Donnerschlägen wirkliche Geltung hat und das Wunder am Schlufs auf keinen Zweifel stöfst.

Und die grofsen Gedanken der beiden Tragödien. In der Jungfrau handelt es sich um die Wiederherstellung einer grofsen Nation, die durch die Schuld ihrer Führer dem Untergange verfallen scheint. Auf wunderbare Weise wird das erlöschende Nationalgefühl wieder angefacht und zum religiösen Glauben gesteigert. Die gottgesandte Heldin sammelt alle Schichten des Volkes um den König, als den geheiligten Mittelpunkt der Nation, gewinnt die abgefallenen Glieder zurück und reinigt in begeisterungsvollem Ansturm das teure Vaterland von den eingedrungenen Fremdlingen.

Im Tell hat der Dichter die in ihrer Art einzige Aufgabe gelöst, ein ganzes Volk als den Helden des Stückes zu feiern, ein Volk, das nicht begehrlich nach Neuerungen strebt, nur freie Selbstbestimmung nach altem Rechte will, ein Volk

„— das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet.
Das ist unsterblich und des Liedes wert.“

So hat Schiller die Idee der Freiheit allseitig entwickelt, geläutert und mit immer realerem Inhalt erfüllt. Und diese beiden Dichtungen stehen als Wahrzeichen am Anfang des Jahrhunderts. In ihnen zeigt der gottbegnadete Seher seinem eigenen Volke die Schicksale, die bald über dasselbe hereinbrechen sollten, zugleich auch den Weg der Rettung und der Wiedergeburt. Daher die gewaltige Wirkung, welche beide in den Tagen tiefster Erniedrigung gehabt, also dafs sich nicht zum wenigsten an ihnen jene heilige Glut der Freiheitskriege entzündet hat. Und fort und fort werden sie zünden und erheben, solange noch Herzen für Vaterland und echte Freiheit schlagen.

Es ist hier nicht der Ort, das reiche und bunte Gestaltenheer von Alba, „des Fanatismus rauhem Henkersknecht“, bis zu dem dämonisch grimmen Gefsler im einzelnen vorzuführen, Gestalten, die auf das lebendigste vor unser aller Augen stehen. Denken wir doch, auch die Gelehrten unter

uns, bei Wallenstein, bei Jeanne d'Arc, Maria Stuart, Tell und Gefsler immer zuerst an Schillers Phantasiegebilde und haben Mühe die geschichtlichen Personen von jenen deutlich zu unterscheiden. Auch dies trägt ja wesentlich dazu bei, diesen Dichtungen ihren bleibenden Wert zu sichern; aber wichtiger ist hierfür ihr allgemeiner Charakter. „In seinen Dramen behandelt Schiller die grofsen Angelegenheiten der Menschheit, der Gesellschaft", in allen aber hat er den Lebensnerv des deutschen Volkes, seinen idealen Sinn, seinen tiefen sittlichen Ernst wie kein anderer getroffen. Und dazu kommt jenes schon Berührte, wodurch diese Dichtungen unseres edelsten und gröfsten Volksdichters für unser Volk ihre volle Bedeutung erhalten. Im Don Carlos hat er es von allen Dichtern zuerst und von allen grofsen Dichtern allein auf die politische Aufgabe hingewiesen, im Wallenstein ihm seine eigene Vergangenheit erschlossen, durch die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell es zur nationalen Erhebung emporgerissen. Damit hat er mehr wie alle seine Zeitgenossen und mehr zumal wie Göthe in seiner kühlen Zurückhaltung zur Wiederaufrichtung der Nation beigetragen und bis in unsere Tage praktisch fortgewirkt.

Wenn anders das Charakteristische der antik-klassischen Weltanschauung die volle Befriedigung an der schön gestalteten, sinnvoll belebten Wirklichkeit ist, ohne den erhebenden Ausblick in eine transcendente Welt, ohne die starke Sehnsucht des Herzens nach einem bessern Jenseits, so ist Göthes ganze Denkweise demselben vorzugsweise verwandt. Man vergleiche seine an sich so meisterhafte Ballade „die Braut von Korinth", oder auch den „Schatzgräber" mit den bedeutenderen Balladen von Schiller, in welchen allen die Vorgänge im Diesseits durch die ewigen Gesetze einer höheren Welt bestimmt werden, oder das Gedicht „Hoffnung", eine Hoffnung, welche durchaus in die Grenzen der Wirklichkeit eingeschlossen ist, mit der gleichnamigen Dichtung Schillers, einer „Hoffnung", die über das Grab hinausweist und Grund und Bürgschaft in dem in der edeln Menschennatur selbst begründeten Drange nach einem besseren Dasein hat, oder auch mit der Allegorie „Sehnsucht". Auch im Faust, so sehr er von Anfang an

deutsch angelegt erscheint, ringt sich doch der mystisch-dunkle Drang der Menschenseele, indem sie alles geniefst und erfafst, was das Diesseits bieten kann, nach antiker Denkweise zur Klarheit und Befriedigung hindurch. In der vollkommenen Erfassung der Antike und als Führer auf der Bahn zur Weltlitteratur kann Schiller freilich nicht neben Göthe gestellt werden, aber das *eigentümlich deutsche Empfinden und Denken hat Schiller*, nicht Göthe in seinen Dichtungen *zum idealsten Ausdruck gebracht*, und seinen grofsen *Dramen mufs*, was das eigentümliche Wesen dieser Dichtungsgattung anlangt, *das unbefangene Urteil den Preis zuerkennen*.

Man kann dabei die Vorzüge, die Göthes Dramen im einzelnen haben, unbedingt anerkennen, die wundervolle Sprache, die Sicherheit und Feinheit der Charakteristik, die ergreifende Darstellung der Seelenzustände, die überaus anschauliche Zeichnung der Situation und eine Fülle von dramatisch belebten Scenen. Aber eine klar heraustretende Idee und eine mächtige Leidenschaft, welche mit zwingender Gewalt die Handlung erzeugt und bis zum Ende treibt, das fehlt ihnen aufser in der Iphigenie, wo doch die Idee sich leidenschaftslos entwickelt, und im Faust, wo wieder nicht alle Scenen notwendig zur Explikation der Idee gehören. Es ist im ganzen in *Göthes* Dramen nicht das Wirkende, sondern das Wirkliche, nicht das Werdende, sondern das Seiende, welches sich nach seinen inneren Bedingungen meist mit dem höchsten Reize vor uns entfaltet; es ist der grofse *Epiker* und *Lyriker*, welcher auch in seinen Dramen uns entzückt; *Schiller* aber ist vermöge der gröfseren Energie seines Empfindens und seines auf das Höchste gerichteten gigantischen Ringens *unser gröfster Dramatiker*.

Wenige Bemerkungen seien noch über *Schiller als Lyriker* verstattet. Wenn vornehmlich die rein und voll strömende Empfindung, eine sichere Sinnlichkeit, Formensinn und klare Anschaulichkeit der lyrischen Dichtung Reiz und Anmut verleiht, so kann sich Schiller, wie er auch selbst bekennt, mit Göthe nicht messen. Und doch sind wenigstens einige Erzeugnisse aus seiner letzten Zeit auch auf diesem Gebiete den

Götheschen ebenbürtig. In der schon erwähnten herrlichen Allegorie Sehnsucht („Ach aus dieses Thales Gründen") ist der erhabene Gedanke mit tiefster Empfindung in einem schönen Bilde ausgeführt, und die gleichfalls allegorische Schilderung von den beseligenden Wirkungen der Poesie in dem Mädchen aus der Fremde wirkt selbst beseligend. Auch in dem schönen Gedicht Ideale wird die schmerzliche Resignation warm und lebenswahr in einen trostreichen Gedanken hinübergeleitet, fast in Göthescher Art. Und wie bewegen die Chöre in der Braut von Messina, Theklas Abschied und die leidenschaftliche Selbstanklage der Jungfrau von Orleans auf die verschiedenste Weise unsere Seele. Überall ist hier der Gedanke durch tiefes und wahres Gefühl belebt; überall aber beherrscht eben ein bedeutender Gedanke, zur vollen Klarheit ausgeprägt, das Gedicht. Und das eben unterscheidet auch die lyrische Muse unseres Dichters ganz charakteristisch, und darum versteht er so meisterhaft die allegorische Dichtung zu handhaben, immer geistreich und ohne alle trockene Lehrhaftigkeit. Jene beiden schon genannten, Sehnsucht und das Mädchen aus der Fremde, ferner Pegasus im Joch, die Teilung der Erde und das den feinsten Duft der Poesie atmende Ideal und Leben, auch die reizvollen Rätsel dürfen wohl ohne Widerspruch zu dem Gelungensten in dieser Gattung gerechnet werden — nicht zu vergessen endlich die Huldigung der Künste, diese freisinnige halballegorische Dichtung. Von nicht allegorischen Gedichten brauchen wir nur etwa nach den trotz schwärmerischer Überschwenglichkeit immer grofs bleibenden Hymnus auf die Freude, die Klage der Ceres, Erwartung, die drei Worte des Glaubens und die drei Worte des Wahns, ein vielleicht noch beredteres Zeugnis für den Idealismus Schillers, und endlich die geistreiche, zu wenig gewürdigte Spruchdichtung hinzuzufügen, um Schiller schon daraufhin den bedeutendsten Lyrikern zuzählen zu dürfen. Was hier und da an Formvollendung im einzelnen mangelt, das wird durch den Reichtum und die Hoheit der Gedanken ausgeglichen. Aber auch in formeller Beziehung das Vollkommenste auf dem Gebiete der Gedankendichtung sind und bleiben der Spaziergang,

das noch unerreichte Muster der Elegie, und die Glocke, das hohe Lied des deutschen Bürgertums, die Lieblingsdichtung unseres Volkes, von denen jedes einzig in seiner Art die höchsten Aufgaben und Interessen menschlicher Gesittung in dichterisch vollendeter Weise behandelt. Beide Gedichte bleiben in dem verschiedensten Betracht bewundernswert, sei es dafs man sich in den unendlichen Reichtum des Stoffes vertieft, sei es dafs man darauf achtet, wie geistreich und kunstvoll derselbe mit jenen zur Anreihung dienenden geringfügigen äufseren Vorgängen verknüpft ist, sei es dafs man sich klar macht, wie dort der tiefsinnigste und schwierigste Gehalt in der einfachsten Form zur ruhigen und gleichmäfsigen Betrachtung und doch mit tiefer Anregung des Gefühls dargeboten wird und hier ein nicht weniger reicher, doch leichter verständlicher Gegenstand durch die gröfste Mannigfaltigkeit des Rhythmus und des Verses höchsten Reiz empfängt. Wird wohl jemand W. v. Humboldts Urteil über das Lied von der Glocke bestreiten, wenn er es „die wundervollste Beglaubigung eines vollendeten Dichtergenies“ nennt?

Schliefslich möge noch in wenigen Worten die Eigentümlichkeit der poetischen Sprache Schillers beleuchtet werden. Göthes Sprache ist von edler Einfachheit, ohne allen herzugenommenen Schmuck. Durch die Wahl der feinsten und angemessensten Worte, durch die unmittelbare Wirklichkeit des Ausdrucks, durch Klang und Rhythmus übt er einen unnachahmlichen Zauber. Schiller redet fast immer in bedeutsam ausgewählten und kunstreich verbundenen Worten. Ich erinnere nur an die Beifügungen und Bestimmungen jeglicher Art, die der Veranschaulichung dienen oder zuschiefsende Gedanken anfügen und häufig in ungewöhnlicher Stellung hervortreten, oder an die geistreichen Gegensätze in dem Sinn und der Gliederung der Rede oder an den Reichtum von Sentenzen, welcher besonders die Braut von Messina, Wallenstein, die Jungfrau von Orleans, Tell und die Glocke verschönen. Er braucht Bild und Gleichnis, seltener in eigentlichen Vergleichen als im Ausdruck selbst mit grofsem Nachdruck. Man denke an das Brett im Ocean, auf das Gott die beiden feindlichen Nationen der Schotten und Engländer ge-

worfen, oder an den entlaubten, aber im Innern noch krafterfüllten Stamm, wie Wallenstein sich bezeichnet, oder wie derselbe sich das Schiff nennt, in das der leichtsinnige Isolan seine Hoffnungen geladen hat, oder die Untreue als das wilde Tier, den gemeinen Feind der Menschlichkeit, treffend charakterisiert, an Alba, des Fanatismus rauhen Henkersknecht, an die Ruhe eines Kirchhofs, die Philipp seinem Reiche gab, wie die Jungfrau (Johanna) umwälzen wird des Glückes Rad, oder wie die schwer Geknechteten (die Schweizer) getrosten Mutes hinaufgreifen zum Himmel und ihre ewigen Rechte herunterholen, und an so viele andere gleich grofse und wirkungsreiche Bilder und Gleichnisse. Das führt uns zu der Meisterschaft Schillers in glänzenden Schilderungen bedeutender Vorgänge oder Zustände, wofür, wie die Balladen, so auch die Dramen zahlreiche Belege liefern, so z. B. Questenbergs Bericht von den Kämpfen bei Nürnberg und der des schwedischen Hauptmanns von Maxens Tod im Wallenstein, die Erzählung von der Belagerung von Orleans und von Johannas erstem Siege, von Tells Rettung und dem fürstlichen Leichenbegängnis in der Braut von Messina, oder Mortimers Beschreibung des Petersdoms in Maria Stuart, oder die, welche Arnold von der Natur des Hochgebirges und seiner Bewohner im Tell giebt u. a. m.

Schillers Dichtungen adelt dazu süfser hinreifsender Wohllaut und eine unerreichte Pracht der Sprache, wie sie in der Braut von Messina am reichsten entfaltet ist. Sein begeisterungsvoller Schwung, sein stetes Ringen mit dem immer grofsen Stoffe geben seiner Rede eine Hoheit und Würde, die jede Vertraulichkeit träger oder gar gemeiner Naturen unbedingt entfernt, eine Kraft, ein Feuer und eine Tiefe, wie sie kein anderer älterer und neuerer deutscher Dichter bewiesen hat. Was Wunder, wenn diese Virtuosität und das eigene Wohlgefallen an schöner Rede ihn auch zu einer gewissen Überfülle verleitet! Selbst dann aber dient seine Sprache der ganz eigentümlichen Wirksamkeit seiner Muse und ist das vorzüglichste Instrument, um namentlich zum Herzen der Jugend zu dringen.

Ziehen wir die Summe. Wenn wir Göthe als den eigentlichen Dichter der Empfindung und der Anschauung

bezeichnen, so ist Schiller dagegen der Dichter des Gedankens und der Idee; wenn jener immer vom einzelnen ausgehend die Natur seelenvoll verklärt, so giefst dieser einen unendlichen geistigen Gehalt in die Wirklichkeit hinein. Er selbst sagt es:

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Grofse in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.
(Die Huldigung der Künste.)

Diesen erhabenen Sinn in ganz individuellen Erscheinungen auszuprägen, ist ihm allerdings wegen der Überfülle und Hoheit seiner Ideen nicht immer, ja selten vollkommen gelungen; darin liegt ein unleugbarer Mangel. Wenn Schiller überall es erreicht hätte, einen bedeutenden übersinnlichen Gedanken in einer vollkommen sinnlichen, durchaus anschaubaren und rein zu empfindenden Einkleidung zu verkörpern, so hätte er eben das Höchste erreicht, was der Poesie überhaupt möglich wäre. Das hat er freilich nicht überall, immer aber leiht „die Begeisterung, womit er den Gedanken erfafst, den Worten die eindringlichste Wirksamkeit. Und in der Kraft, womit Schiller die Geister über sich emporzuheben, sie mit würdigen und erhabenen Vorstellungen zu erfüllen vermag, steht er ganz einzig da.“

Diese Wirkung ist bei ihm eine bezweckte. Die Kunst ist ihm Mittel, wenn auch das vorzüglichste, um zur Wahrheit und reinsten Sittlichkeit zu erheben. Die Schaubühne ist ihm von Anfang an eine moralische Anstalt, freilich keine Schulstube. In dem philosophischen Gedicht „die Künstler“, in welchem er seine ästhetische Grundanschauung poetisch entwickelt, heifst es: „Durch das Morgenthor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land.“ Den Künstlern weist er die Aufgabe zu, durch immer reinere Formen, immer schönere Schöne die Menschheit in der Wahrheit Arme zu leiten, ihnen vertraut er nicht der Menschheit Vergnügen, wenn auch noch so edel gedacht, sondern der Menschheit Würde an. Dafs er dieser Ansicht später untreu geworden wäre, beweisen weder seine Dichtungen noch seine ästhetischen Abhandlungen. Und er konnte es sich zur Aufgabe setzen, sein Volk zu freier

edler Menschlichkeit zu erziehen, denn wie sein grofser Freund in dem Epilog zur Glocke, dem schönsten aller Schillerdenkmale, ihm schmerzerfüllt nachruft, immer schritt sein Geist gewaltig fort,

Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Und so sei das grofse Vermächtnis unseres Dichters auch den Alten unter uns, insonderheit den Lehrern der Jugend, mit der Mahnung, welche der in den Tod gehende Posa für seinen Carlos der Königin anvertraut, ans Herz gelegt:

Sagen Sie
Ihm, dafs er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird;
— dafs er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

Lübben. F. Weineck.

Eine Götterstätte im Eifellande.

Das vielbesprochene und vielbesungene linke Rheinufer ist einer der fesselndsten Landstriche unseres Vaterlandes, ja — man kann ohne Übertreibung sagen: — ganz Europas, weil es uns ein Kultur-Mittelland darbietet, schon in den ältesten Zeiten eine Art Lotharingen, welches in stetem Hin- und Widerfluten die verschiedensten Völker geschaut und beherbergt hat: Gallo-Kelten, Germanen, Italo-Romanen und wieder Germanen. Alle haben mehr oder weniger ihres Blutes zurückgelassen und also zur Schaffung eines Mischvolkes beigetragen; jedoch blieb entgegen anderen Mischvölkern das deutsche Blut, das Germanentum jederzeit — so zur Zeit Cäsars und ebenso weit früher wie später — das mächtig überwiegende und herrschende. Dies erhellt nicht nur aus den alten Sitten und Gebräuchen, welche ihren Widerhall im rechtsrheinischen Deutschland finden, sondern vor allem auch aus den Namen der Örtlichkeiten, welche gröſstenteils nur durch die deutsche Sprache gedeutet werden können und zum groſsen Teil ihre Wurzeln in der heidnischen Urzeit des Germanenlandes haben.* Die anziehendste Gegend des linken Rheinufers ist nun wohl unstreitig der altvulkanische Feuerherd, die wildromantische Eifel. Für jetzt sei der Blick nur auf ein kleines Fleckchen Erde dieses Gaues gerichtet, auf den $2^1/_2$ Meilen südöstlich von Prüm, an der Kyll (Kill) gelegenen freundlichen Ort Mürlenbach und seine nächste Umgebung.

* Leider sind die Forschungen in dieser Hinsicht noch sehr schwach, wie überhaupt alles, was nicht gleich faſslich ins Auge springt, kurzweg auf römischen oder keltischen Ursprung zurückgeführt zu werden pflegt.

Der Name lautete früher verschiedentlich: Morlenbach, Morlebach, Mörlbach, und hat bis jetzt keine Deutung gefunden; auch ich bin leider nicht in der Lage, zu einer solchen beitragen zu können. Ganz dicht westlich bei diesem Dorfe erheben sich auf einem Berge geringer Höhe die Trümmer einer alten Burg, deren Name nicht überliefert ist. Flüchtige Einblicke genügen, um zu erkennen, dafs verschiedene Zeiten an ihr gearbeitet haben; das älteste Mauerwerk ragt unzweifelhaft in das graue Altertum zurück. Durch eine erhalten gebliebene Urkunde aus dem 8. Jahrhundert ist bekannt, dafs Bertrada, Grofsmutter der Berta, der Gemahlin Königs Pipin des Kleinen, also eine Urgrofsmutter Karls des Grofsen, vermutlich eine merowingische Fürstin, daselbst ihren Wohnsitz gehabt hat; aber die Burg danach ohne weiteres Bertradenburg zu heifsen, wie wohl geschehen, ist nicht gerechtfertigt, weil ihr Alter noch höher hinaufreichen kann.* Man hat vermutet, dafs sie auf den Trümmern eines römischen Castellum erbaut sei; aber für eine derartige Annahme spricht durchaus nichts. Das einzige, was auf Benutzung römischen Baustoffes schliefsen liefse, wäre der Umstand, dafs früher ein römischer Stein eingemauert war, dessen zum Teil verlöschte Inschrift also gedeutet worden ist:

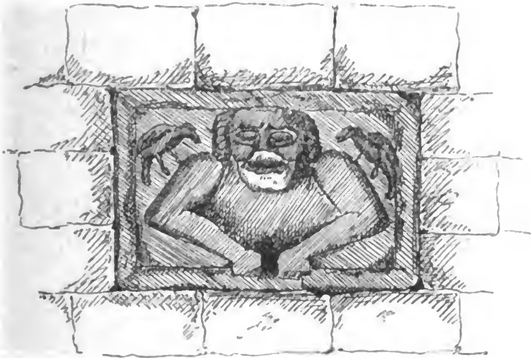
Junius Amerinus
vivo sibi et Junio
filio defuncto
fieri curavit,

„Junius der Ameriner hat (diesen Stein) sich bei Lebzeiten und seinem gestorbenen Sohne Junius fertigen lassen.“ Doch würde hieraus lediglich die Nähe eines ganz oder teilweise römischen Begräbnisplatzes folgern, dessen Steine später das Schicksal hatten, bei deutschen Bauten, wie dieses Fürstensitzes, verwandt zu werden. Eine unbedeutende Sage wird von der Burg erzählt: Hirtenknaben sollen (zu Ende des 18. Jahrhunderts?), einer Maus nachlaufend, in den Trümmern verborgene Gold- und Silbergeschirre und vieles wertvolle Geräte gefunden

* Die Burgtrümmer, sicher zu unseren würdigsten Altertümern rechnend, werden zwar durch die Regierung erhalten, aber leider sind sie durch die Benutzung für eine Bierbrauerei und durch Einbauung von Barrackenhäusern entweiht.

haben; der Zusatz, dafs diese Funde römische Aufschriften, von Nero etc., getragen hätten, ist um so müfsiger, als von einer Schatzentdeckung überhaupt keine stichhaltige Kunde nachweisbar ist; es geht eben hier wie bei allen alten Schatzsagen.

Noch einer scheinbaren Kleinigkeit dieser Merowinge-Burg sei gedacht: Im Osten derselben erblickt man über dem alten Thore, dem früheren Haupteingange (zwischen den beiden besterhaltenen Türmen gelegen) eine ziemlich grofse Steinplatte mit einem erhaben ausgearbeiteten Bilde, dessen plumpe ungeschickte Art uns auf eine sehr alte Zeit weist. Dieses Bild hat bis



dahin wenig Beachtung, höchstens hie und da ein flüchtiges, überlegenes Lächeln mit Rücksicht auf den mangelnden Kunstwert gefunden. Der Volksmund nennt es „das Kringbötschel" oder „Grünbetschel", welches seltsame Wort laut eingezogener Erkundigung etwa „Grimassenschneider" bedeutet und wahrscheinlich aus „Grimpetschel", d. i. „das Petschel (der Patsch, Tollpatsch) mit der Larve, Grimasse" verstümmelt worden ist. Sehen wir, was das Steinbild, von welchem eine getreue Abbildung beigefügt ist, darstellt: In einem knappen Steinrahmen befindet sich das nackte Brustbild eines Mannes, nach unten abgeschlossen durch die mit den Ellenbogen seitlich gespreizten und unter der Brust auf die Fäuste gestemmten Arme. Am

Kopfe ist ein Teil der Nase, der Mundgegend, sowie des Kinnes abgebröckelt und abgewittert; es scheint aber, dafs man eben daraus auf das frühere Vorhandensein eines Schnurr- und Kinnbartes schliefsen kann. Kopfhaare sind nur an den Schläfen lockenartig zu sehen, die Ohren verhüllend. Auf jedem Oberarme befinden sich ungeschickte Tiergestalten, welche bei näherer Betrachtung sich als Vögel und zwar dem allgemeinen Baue nach als Raben erkennen lassen, die ihre Schnäbel der Ohrgegend des Mannes zukehren. Das Grimassenhafte des allerdings sehr rohen Bildes beruht einzig auf der Verwitterung eines Teiles des Gesichtes. Fragt man, was das Bild bedeuten solle, so mufs man unwillkürlich kurzweg antworten: Es ist Wuotan, wie er immer geschildert wird; wir haben ein altheimisches Götterbild vor uns. Und in der That ist es so! Dafs das Bild wirklich heidnischen Ursprunges ist und nicht etwa einen christlichen Heiligen, wie St. Oswald (den christianisierten Wuotan), darstellen soll, erhellt aus dem sonst undenkbaren Fehlen christlicher Sinnbilde. Wuotan führte bei den Franken, an welche wir wohl zunächst als Urheber des alten Heidenstückes zu denken haben, vorzugsweise den Namen Charal (Karl, d. i. Herr), wie die umfangreichen, später auf Karl den Grofsen übertragenen Karl-Sagen beweisen; der fürstliche Stammesheld der Franken nach nordgermanischer Sage, Sigi, ist Wuotan-Charals Sohn, und von ihm stammt der berühmte Sigfrid ab, ein verheldeter Wuotan.*

Wir haben nun die Frage zu beantworten: Wie kommt das Götzenbild an die Burg? Zwei Fälle sind da denkbar: Entweder reicht das Alter der Burg in das Heidentum, also in die vorchlodowigsche Zeit zurück, und der Burgherr liefs das heilige Bild als Schmuck für seinen Eingang, als Schutzmittel seiner Besitzung, anfertigen; oder aber: die Burg ist christlichen Ur-

* Ganz unabhängig von diesem Sagenkreise ist die Fabel von dem Ursprunge des Geschlechtes der Merowinge, welche sich von dem Landstriche Merouwe, Meruwe (d. i. Meer-Aue), dem Wohnsitze der sigigambrischen (salischen) Franken benannten: Ein in Gestalt eines Ungeheuers (Eber oder Stier) der See entstiegener Nix (Wassergeist) erzeugt mit der am Strande schlafenden Königin, der Gemahlin des Clojo (Chlogio, Chlodio) den Meroveus (Merowig, Merowing?), den Stammvater der fränkischen Merowinge.

sprunges, und der Erbauer oder ein späterer Besitzer liefs das irgendwo unter Trümmern eines zerstörten Tempels aufgefundene Bild als Seltsamkeit, vielleicht gar noch aus verstecktem Sinne für das Heidentum, beim Baue oder nachträglich über dem Thore einmauern. Letzteres, weil näher liegend, dürfte das Wahrscheinlichere sein; möglicherweise wird noch einmal helleres Licht über diesen Fall verbreitet werden. Jedenfalls aber dürfen wir mit Fug und Recht auf eine alte Wuotan-Stätte der Eifel schliefsen, wie der Verfasser dieser Zeilen eine gleiche im Hunsrück bei Otzenhausen* nachgewiesen hat. Der etwaige Einwand auf Grund der oberflächlichen Äufserung des Tacitus, dafs unsere Vorfahren keine Tempel und keine Götterbilde gehabt haben, ist allermindestens für das mit westlicher und südlicher Bildungsart in Berührung gekommene Westgermanien hinfällig. Ob das Heiligtum auf Mürlenbachs Burgberge selber oder sonst in der Nähe gestanden, wird kaum noch sicher ausfindig zu machen sein. Das Bleibsel aber, unser wieder zu Ehren gebrachtes Grimpetschel, sei als vielleicht ältestes Denkmal bildlich-religiöser Kunst unserer Altvordern dem Wohlwollen des Vaterlandes empfohlen; es würde verdienen, dem Verwitterungs-Einflusse entzogen und im germanischen Museum zu Nürnberg der spätesten Nachwelt erhalten zu bleiben.**

Etwa eine halbe Stunde östlich von Mürlenbach, auf dem rauhen Abhange der gegenüberliegenden Thalwand, ist im Jahre 1841 ein altes Gemäuer, der Unterbau eines als römisch vermuteten Gebäudes von 30 Fufs Länge und ungefähr gleicher Breite entdeckt worden; man fand in demselben u. a. eine mit einer Kranzleiste versehene Steinplatte, welche die Inschrift trägt:

In H. D. D.
Deo Caprioni
L. Teddiatus
Primus;

---

* Vergl. „Der Otzenhäuser Ring im Hochwalde", Deutsches Dichterheim 1. Jahrgang (1881), 1. Teil, S. 108—111; desgl. „Tanhäuser", Archiv f. n. Spr. LXVIII (1882), S. 50, Anm. 2.

** Für solche, welche dem Dorfe Mürlenbach einen Besuch abstatten möchten, sei erwähnt, dafs es sehr leicht zu erreichen ist: Es ist eine Station der Eifelbahn (Strecke Trier-Köln) und liegt etwa 1½ Meilen südlich von Gerolstein, zwischen den Stationen Densborn und Birresborn. Das Gasthaus zur Post gewährt gute Unterkunft und Verpflegung.

d. i. „In diesem Götterhause (?) [hat] dem Gotte Caprio L. Teddiatus der Ältere [diesen Stein gewidmet].“ Wer ist dieser Gott Caprio? In der römischen Mythologie scheint er nicht nachweisbar. Der Name hängt offenbar mit dem lateinischen caper, der Ziegenbock, zusammen und könnte einen Beschützer der Ziegenherden, vielleicht den ziegenstaltigen Pan meinen. Aber viel wahrscheinlicher ist, dafs wir hier ein Seitenstück zu Hercules Saxanus (Saxonus?), einen germanischen Gott mit römischer Benennung haben. Denn nicht nur die heiligen Stätten wurden beim Wechsel des herrschenden Volkes häufig übertragen, sondern sogar die Götter wurden mit mehr oder weniger Veränderung, welche sich oft nur auf den Namen erstreckte, übernommen; vor allen verstand das Römertum, die Gottheiten der verschiedenartigsten Bekenntnisse zu einer Art Weltreligion zu vereinigen. Wenn wir nun überlegen, welcher germanische Gott unter dem Caprio verstanden sein könnte, so werden wir zunächst an den benachbarten Wuotan-Grimpetschel erinnert; aber bei ihm ist keine Beziehung auf den Ziegenbock nachweisbar, welche einen solchen Beinamen rechtfertigte. Hingegen der nächstbedeutende Gott der alten Deutschen, der Gewittergott Donar, hat ein Gespann Böcke vor seinem Donnerwagen, reitet wohl auch auf einem Bocke und führt so, ähnlich Wuotan, seine Anhänger weithin durch die Lüfte;* vielleicht wandelte er sich sogar zeitweilig gänzlich oder teilweise in Bocksgestalt, wie solches dann auf den Teufel überkommen scheint; Böcke und Ziegen waren ihm geweiht und wurden ihm dargebracht (langobardisches Ziegenopfer). Alles läfst in Caprio unsern Donnergott erkennen, auf welchen auch die Ausdrücke „Haberfeld-Treiben“ als „Caperfell-, Bockfell-Treiben“, „ins

---

* Bei der Falkenburg, an dem Südwestende des Kifhäusergebirges gelegen, besteht die Sage, dafs im 17. Jahrhundert (?) ein Herzog aus Schlesien in der Heimat von einem gespenstigen Bocke aufgenommen, in gar kurzer Zeit durch die Lüfte geführt und in den Trümmern der Falkenburg abgesetzt worden sei; halbtot und elendiglich zugerichtet sei er dann bei Nacht in die naheliegende Falkenmühle gekommen und habe um Obdach gebeten. Schade, dafs diese Sage uns so lückenhaft erhalten ist! Entweder führte Donar auf seinem Bocke den Herzog durch die Lüfte, wie Wuotan den Hartung (Grund? um ihn Verfolgern zu entziehen?), oder der Herzog war Donar selber (welcher vielleicht die Gastlichkeit der Menschen prüfen wollte?).

Bockshorn jagen" und „Hörner aufsetzen" zu beziehen sind (vergl. Simrock, Mythologie). Die Mürlenbacher Gegend enthielt ein grofses germanisches Gau-Weihtum, von welchem das Grimpetschel-Bild und die Caprio-Platte bis jetzt die spärlichen Überbleibsel sind; hoffentlich wird weiterer Forschung gelingen, noch mehr zu Tage zu fördern. Möglicherweise ist der aufgefundene Caprio-Bau nicht einmal ohne weiteres römisch, sondern eher eiflisch zu nennen. Ob neben dem romanisierten Donar-Caprio auch Wuotan-Charal (im Hunsrück Otan) einen fremdzungigen Namen, etwa Carolus oder Mercurius Germanicus, trug?

Zu beachten sind noch manche mythologische Namenanklänge, welche in der Mürlenbacher Umgebung begegnen: Gottesbach, Rödelkaul (von Hruodo, der Ruhmreiche, Beiname Wuotans? oder vom „roten" Barthaare Donars?), Grindelborn (Riese Krintil, Grindel), Hundskaul (verderbt aus Hunskaul, Riesenkaul; man denke an den Hunsrück) und manche andere. Der Verfasser richtet an alle, welchen Gelegenheit zu eingehenden Forschungen geboten ist, die Bitte, jene nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen; reichlicher Erfolg wird die Belohnung sein.

Ein halbes Jahr ist seit Niederschrift obiger Zeilen verstrichen, und die Zeit hat mich in der geäufserten Ansicht bestärkt. Einige kleine Nachträge seien mir noch gestattet:

Der Name Grimpetschel erinnert an die herkömmliche Fasnacht-Maske „Der Grimes".

Die Beziehung der Charalinge (Carolinge), Kerlinge auf den alten fränkischen Stammgott wird fast zur Gewifsheit, wenn man erwägt, dafs nicht nur die Nachkommen Karls des Grofsen so benannt wurden, sondern das ganze Geschlecht, welches die merowingische Erbschaft antrat — ob nun die Kerlinge in heidnischer Vorzeit sich unmittelbar von dem Gotte ableiteten, oder ob nur eine Art Patenverhältnis mit dem zum Stammhelden gewordenen Charal = Carolus obwaltete. Zu den Kerlingen gehört auch jener sagenhaft anklingende Karl Martell (Hammer), welcher die Übertragung altgermanischer Vorstel-

lungen auf das Christentum vollzog und dadurch den Grund zu der neuen christlich-germanischen Mythologie legte.

Als Seitenstück zu Donar = Caprio, deutscher Gottheit lateinischer Benennung, mag auch noch Wuotan — Apollo Granus —, welcher zu Aachen verehrt ward, angeführt werden. Leichtlich kann gerade diese Benennung, welche auf dem germanischen Namen Grani beruht, für unsere Betrachtung wichtig sein. Simrock schreibt darüber in seiner Mythologie u. a.: „Granen heifsen im Altdeutschen die Barthaare, und nach Isidor nannten die Goten ihre lang herabhängenden Haare Grannen. Aus dem Lateinischen ist weder Granus noch Grannus zu erklären u. s. w.“ Man vergleiche hiermit unser gelocktes und bärtiges Götterbild; vielleicht weist es uns auf den Beinamen Grani, latinisiert: Apollo Granus, hin.

Seit beinahe funfzehn Jahrhunderten hat das Grimpetschel geduldig die Stürme des Völkerringens geschaut, in ewigem Wechsel die Geschlechter vergehen und entstehen sehen. Wahren wir es selber nun vor dem Untergange, welchem es ohne Eingreifen unfehlbar entgegensieht.

Adalbert Rudolf.

Lord Byrons

Einflufs auf die französische Litteratur.*

Kein Dichter des 19. Jahrhunderts hat einen solchen tief greifenden Einflufs auf die europäischen Litteraturen ausgeübt als Lord Byron.

Von den romanischen Litteraturen aber hat Byron in der französischen die nachdrücklichsten Spuren und Einwirkungen hinterlassen.

Byron hatte eine Zuneigung zu den romanischen Völkerstämmen, deren schönes Klima er besang. Er hatte Portugal gesehen, als es von dem französischen Eroberer bedroht, als Spanien halb, Italien ganz unterworfen war. Diese Länder hatten poetische Funken in ihm entzündet; er hing an ihnen mit ganzer Seele, während sie, welche sich gerade zum Aufstande erhoben, ihn übersetzten und studierten.

Gleichwohl ist sein Einflufs auf die französische Litteratur am tiefhaltigsten gewesen. Denn Byrons Weltschmerz war den leichtlebigen Italienern weniger verständlich, und während die Dichtung über das ganze Europa hin in einem Zustande unnatürlicher Bedrückung schmachtete, war in Frankreich der „grofse Romantismus" in einem mächtigen Aufschwunge begriffen, welcher eine völlige Umwälzung in der schönen Litteratur der Franzosen verkündete. Den Franzosen war überdies kein Dichter so sympathisch als Byron. Bei ihnen war die Verneinung vorherrschend, sowohl gegen die bourbonische

* Aus des Verfassers demnächst erscheinendem Werke: Lord Byrons Einflufs auf die Litteratur Europas, 1883.

Restauration als auch gegen die akademische Klassicität. Byrons Eingreifen in die Entwickelung der romantischen Schule begegnete demjenigen Shakespeares.

Während alles in Frankreich über die Dichtung fremder Nationen träumte, war die Leier Byrons plötzlich über das Meer hinübergetönt und hatte alles, was bereits den Zündstoff von Göthe, Schiller und Scott in sich aufgenommen hatte, begeistert.

Auf den Eisfeldern Ruſslands hatte sich das Geschick des „unüberwindlichen“ Frankreichs erfüllt. Der Tag von Waterloo verdunkelte die Sonne Frankreichs und zerschmetterte das kaiserliche Scepter. Voll Schmerz stand Frankreich vor den Ruinen. Es konnte keinen Trost finden. Die Qual von Byrons Leben, sein Streben ohne Ziel: Frankreich fand dieses wieder in seinem eigenen Geschick.

Chateaubriand (1768—1848) ist „Childe Harold“ im Keime. Sehnsucht nach Abenteuer jagt ihn von Land zu Land, bis in die Urwälder Amerikas. Schwelgend in den Naturschönheiten, sucht er hier den von Rousseau erträumten Naturzustand. Seine indianischen Geschichten repräsentieren die natursehnsüchtige, weltschmerzlich kulturfeindliche Seite seiner Tendenzen. Im Jahre 1806 erschien sein „René“. Dem klassisch-atheistischen Elemente setzte er hiermit das romantisch-christliche entgegen. „René“ hat auf Byron nachhaltig eingewirkt.

Neben Chateaubriand vertritt Madame de Staël (1766 bis 1817) die Gesamtheit der groſsen poetischen Anregungen, die in dem Zeitraume von 1800—1870 auf den geistigen Fortschritt in Frankreich gewirkt haben. Die gewaltigen reformatorischen Ideen der Staël schufen Byron neuen Boden.

Alphonse de Lamartine (1790—1869) ist der erste französische Dichter, welcher von Byron beeinfluſst wurde. Er vertrat die sentimentale Seite des Weltschmerzes. Trotz der inneren Gegensätze beider Dichter fühlt Lamartine doch eine Verehrung für den Engländer. Mit der Religion sucht der erstere den letzteren vom Abgrunde zu retten.

Georg Herwegh liefert uns von der „Anrede“ Lamartines an Lord Byron folgende Übersetzung:

Dir, Byron, gleich dem Aar, dem Räuber in den Wüsten,
Klingt der Verzweiflung Schrei auch stets am allersüſsten.

Das Böse deine Lust, der Mensch dein Opfer ist,
Dein Auge, wie Satan, den dunklen Abgrund mifst,
Denn deine Seel' sich stürzt', fern Gott und lichtem Leben,
Wenn ewig Lebewohl der Hoffnung sie gegeben.
So wie der Satan herrscht in seinem finstren Haus,
So bricht dein wilder Geist in Totensänge aus,
Er jauchzt nach Freude und du singst nach Höllenweise
Des Bösen düstrem Gott ein düster Lied zum Preise.
Doch gegen das Geschick — wozu denn stets der Groll?
— — — — — — — — — — —
Ja deine Würde ist vor Gott, sein Werk zu sein
Und der Abhängigkeit, anbetend, dich zu freun.

Gewifs entzückte Frankreich solche Keuschheit, welches mit Sehnsucht auf Poesie und Religion wieder wartete.

Nichtsdestoweniger aber lauschte es fortan den Dichtungen Lord Byrons, während es zugleich in Lamartines frommen Poesien Trost fand.

Im Jahre 1825 verfafste Lamartine „le dernier chant du pèlerinage de Childe-Harold“ und besang die Schicksale dieser flammenden Natur, welche in Griechenland ihren Atem ausgehaucht hatte. Lamartine läfst den mit dem irrenden Junker identifizierten Lord erst als ruhmgekrönten Freiheitshelden auftreten, dann aber in einer ganz verfehlten Charakterentwickelung als reuigen, den blutenden Lorbeer verschmähenden Sünder eines bufsfertigen, christlichen Todes sterben. Seine Apostrophen an Byron sind ganz gehaltlose Deklamationen, und Lamartine ist im Unrecht, wenn er seine Persönlichkeit und seine Erfahrungen mit Byron in Parallele stellen zu dürfen glaubt:

Hélas, tel fut ton sort, telle est ma destinée,
J'ai vidé comme toi la coupe empoisonnée.

und ihm, in schwerer Gedankenverworrenheit, die halb erhabenen, halb lächerlichen Zeilen zuruft:

La nuit est ton séjour, l'horreur est ton domaine:
L'aigle, roi des déserts, dédaigne ainsi la plaine,
Il ne veut, comme toi, que des rocs escarpés,
Que l'hiver a blanchis, que la fondre a frappés,
Des rivages couverts des débois du naufrage
Ou des champs tout noircis des restes du carnage,
Et, tandisque l'oiseau, qui chante ses douleurs,
Bâtit au bord des eaux son nid parmi les fleurs,

Lui des sommets d'Athos fraudit l'horrible cime,
Suspend aux flancs des monts son aile sur l'abîme,
Et là, seul, entouré de membres palpitants,
De rochers d'un sang noir sans cesse dégouttants,
Trouvant sa volupté dans les cris de sa proie,
Bercé par la tempête, il s'endort dans sa joie.
Et toi, Byron, semblable à ce brigand des airs,
Les cris du désespoir sont tes plus doux concerts.
Le mal est ton spectacle, et l'homme est ta victime,
Ton œil, comme Satan, a mesuré l'abîme,
Et ton âme, y plongeant loin du jour et de Dieu,
A dit à l'espérance un éternel adieu!

Eduard Engel bemerkt in seiner „Geschichte der französischen Litteratur“ S. 417 mit Recht: „Die Pose der weltschmerzlichen Entsagung hat Lamartine dem grofsen englischen Dichter nachzuahmen versucht, von der erschütternden Gewalt in Byrons lyrischer Sprache hat er nichts aufzuweisen.“

Der zweite Band von Lamartines „Méditations“ (1820 bis 1823) ist vielfach inspiriert von den durch Byron aufgekommenen Themas des Orients und Griechenlands.

Nach Byrons Vorbild schuf auch Lamartine eine Ode an Napoleon, die aber das Vorbild nicht erreicht.

Lamartines umfangreiches Epos „La Chute d'un Ange“ ist durch Byrons „Heaven and Earth“ beeinflufst worden. Durch Byron angeregt unternahm Lamartine seine grofse Reise in den Orient, deren Beschreibung er 1835 herausgab. Ihr folgte 1854 ein „Nouveau voyage en Orient“.

Ehe wir zur Betrachtung der romantischen Schule in Frankreich, welche unter dem unmittelbarsten Einflusse Byrons stand, übergehen, wollen wir noch Charles de Chênedolles gedenken, dessen „Le Gladiateur romain“ (in seinen 1820 herausgegebenen Etudes poétiques) sich Byrons „Childe Harold“ zum Vorbild genommen hat, sowie Pierre Jean Berangers (1780—1857), dessen Teilnahme an der Befreiung und Beglückung der Völker Ausdruck in „La sainte alliance des peuples“ und dem „Hâtons-nous!“ findet.

Das Haupt der neuen romantischen Schule, die er selber so charakterisiert, ist Victor Hugo. Er erklärte die Romantik für den Liberalismus in der Poesie, richtiger den Radikalismus

in der Poesie; er acceptierte den Namen der „satanischen Schule“ als einen ehrenden. Victor Hugo ist genial und leidenschaftlich, schwankend und ruhmsüchtig, und wie Lord Byron wesentlich lyrischer Natur. In seiner Lyrik kehrt er sich vorzugsweise der Bejahung, der Lichtseite zu, wohingegen seine Romane und Dramen die Hinwendung zur Verneinung, zur Nachtseite charakterisiert. Byron hatte im Jahre 1824 seinen Geist ausgehaucht. Die ganzen Zeitverhältnisse hatten, wunderbar zusammengreifend, den Tod Byrons zum Augenmerk in Frankreich gemacht. Die französischen Maler fesselten das Publikum mit ihren Darstellungen aus dem griechischen Freiheitskampfe. Gerade waren Fouriels „Griechische Volkslieder“ (1824—1825) erschienen, die von einer unbeschreiblichen Wirkung waren.

Chateaubriand trat in die Opposition über und lieſs sich in eines der griechischen Comités aufnehmen. Die neu auftretende Dichterschule scharte sich um Byrons Fahnen.

Im Jahre 1826 erschienen Victor Hugos „Orientalen“. Sie sind ganz von dem Geiste Byrons durchweht und stützen sich auf Reminiscenzen aus Byrons Philhellenismus.

„On s'occupe,“ so heiſst es in der Vorrede, „aujourd'hui, et ce résultat est dû à mille causes qui toutes ont amené un progrès, on s'occupe beaucoup plus de l'orient qu'on ne l'a jamais fait. Les études orientales n'ont jamais été poussées si avant. Au siècle de Louis XIV on était hélléniste, maintenant on est orientaliste etc.“

Indes ging Victor Hugo nicht in der Verstimmung über die Gegenwart in den Orient, wie die deutsche Romantik in das Mittelalter. Die bloſse Örtlichkeit führte ihn durch das neue Griechenland zugleich in die Gegenwart zurück.

Die Preisgedichte auf Kanaris und der Liederkranz zur Feier der Schlacht von Navarin zeigt den Dichter ganz in Byrons Geiste in die lebensvollen Bewegungen der Gegenwart verwebt.

Es ist unschwer, an den übrigen zahlreichen Dichtungen Victor Hugos den Einfluſs des englischen Dichters nachzuweisen. Seine Oden sind vielfach der Ausdruck seines Zweifels, des Schmerzes und einer oft bitteren Ironie. Seine Dramen

bieten in ihrem Geiste und ihrer Komposition vielfach Berührungspunkte mit denjenigen Byrons.

Casimir Delavigne (1794—1843), inspiriert durch die politische Seite von Byrons Dichtungen, veröffentlichte 1818 seine Messéniennes. Es sind teilweise satirisch-lyrische Epen, teilweise patriotische Elegien, die ihren Namen durch die Ähnlichkeit der Lage des überwundenen und besiegten Frankreichs mit dem von Messene erhalten haben. Delavigne wurde mit seinen Messéniennes der Sänger der Freiheitsbegeisterung. Unter der Verhüllung des antiken Stoffes des unterdrückten Messene war darin die Klage des von der europäischen Koalition besiegten Frankreichs um den dahingegangenen Ruhm ausgesprochen. Bemerkenswert sind seine Gesänge auf Lord Byron und die Aufstände in Italien und Griechenland.

Byrons Tod erschütterte Delavigne aufs tiefste. Als er, seinen Spuren nachgehend, den romanischen Süden durchwanderte, schöpfte er hier den Stoff zu seinen „Neuen messenischen Liedern“.

Im Jahre 1829 schuf Delavigne nach Byrons Vorbilde das Trauerspiel „Marino Falieri“, das indes von geringem Wert ist.

Pierre Lebrun verfafste 1828 einen „Voyage en Grèce“. Gérard de Nerval, lange Zeit auf grofsen Reisen zubringend, einen „Voyage en Orient“. In dem letzteren zeigt sich die weiche Seite des englischen Dichters.

Nächst Victor Hugo ist Alfred de Musset (1810—1857) der bedeutendste Dichter der französischen romantischen Schule, die vielfache Inspirationen von Lord Byron empfing. Musset sprang am kecksten in die Reihen der Neuerer ein, „in der ungetäuschten Genialität, der affektierten Geistesverstimmung und Lebensüberdrüssigkeit Byrons“. Bezüglich Mussets bemerkt Heine, dafs der damals jugendliche Verfasser eine französische Übersetzung Byrons gelesen habe und durch diese Lektüre bestimmt ward, im Kostüme des englischen Lords jene Übersättigung und jenen Lebensüberdrufs zu affektieren, die in jener Zeit unter den jungen Leuten zu Paris Mode waren.

Im Jahre 1820 veröffentlichte Musset seine „Contes d'Espagne et d'Italie“. Sie sind voll von den Wunderlichkeiten der Romantik, versetzt mit Byronscher und Heinescher Ironie. An

manchen Stellen sucht Musset Byron noch zu „überbyronisieren“. In seinen Erzählungen in poetischer Form „Mardoche“, „Le saule“, „La coupe et les lèvres“, „Rolla“ nahm er Byron als Vorbild. Er ahmte seinen „Lava“ den „Korsaren“, „Porisina“ und „Don Juan“ nach. An die letztere Dichtung erinnert Mussets Namouna. Aufs glücklichste kopiert er Byron in seiner Portia, einem Charakter, wie ihn Byron uns in „Lara“ und „Parisina“ vorführt. „Musset,“ bemerkt Scherr, „ist sehr geeignet uns zu verdeutschen, warum er die französische Romantik eine ‚Litteratur der Verzweiflung‘ nannte. Denn die Summe seines Denkens und Dichtens war: Wir können nicht mehr glauben, hoffen und lieben; um aber die grofse Krankheit des Daseins in würdiger Fassung und Ergebung zu tragen, sind wir zu selbstsüchtig und genufssüchtig; stürzen wir uns also aus dem Zweifel in die Orgie.“

Es ist die bittere Verzweiflung, welche aus seinen Versen spricht. Eine betrogene Jugendliebe hatte eine finstere Byronsche Falte auf seine Stirn gelegt; in seinen Erzählungen poetischer Form kehrt daher die weibliche Untreue fortgesetzt wieder.

Wir übergehen in unserer Betrachtung die übrigen Glieder der romantischen Schule, welche gleichfalls mehr oder minder von Byron beeinflufst sind, wir wenden uns derjenigen Frauengestalt zu, welche mit Alfred de Musset eine Zeit lang in näherer Verbindung stand. Wir meinen George Sand (Aurora Dudevant) 1804—1876, die gröfste Dichterin unseres Jahrhunderts.

An ihrem Innern nagt die Skepsis eines Byron, den sie eifrig studiert hat. Vertraut mit den tiefen Schäden, welche sich unter dem Firnis der gesellschaftlichen Bildung bargen, hat sie in ihren Romanen die von Byron berührte sociale Frage berührt und ausgesponnen. In diesem Sinne erschien im Jahre 1832 ihr Roman „Indiana“. Alle Leidenschaften und Zerwürfnisse, alle Schmerzen und Konflikte, alles Elend und alles Sehnen, alles, was die moderne Gesellschaft bewegt, ist hier zu einem Gemälde vereinigt. Eine grofse Anzahl anderer Romane, denselben Zweck erstrebend, folgten.

„Auf die Unnatur, Zerrissenheit und Ungerechtigkeit der Gesellschaft basierte die Sand ihre Poesie. Sie kämpfte für die gesellschaftliche Berechtigung der Frauen. Um die Wir-

kungen der socialen Schäden ganz zu verstehen, ging sie den Ursachen bis an die Wurzeln nach. Auf diesem Gange sucht die Dichterin überall Gott und den Himmel, findet aber statt dieser nur den Zweifel und die infernalische Verzweiflung."

Die Chorführer der modernen französischen Romanlitteratur folgten der Sand in der Berührung und Darstellung der von Byron energisch angeregten socialen Frage.

Balzac (1799—1850) wurde auf dem Wege gewissenhafter Beobachtung anderer und eigener Selbstprüfung Pessimist. Von den gewonnenen Resultaten überwältigt, erzeugen sie in ihm eine Byronsche Zerrissenheit, einen tiefen und dauernden Weltschmerz. Sein Pessimismus hindert ihn, wie Byron, vollendete Kunstwerke zu schaffen.

Sue (1804—1859) vertritt gleichfalls den Pessimismus, aber dieser ist nicht hervorgegangen aus gewissenhafter Beobachtung der Welt, sondern aus Frivolität. Er höhnt in ekelhaftester Weise alle höheren, sittlichen und ästhetischen Interessen. In ihm und seinen Nachfolgern, zu denen wir in gewissem Sinne auch die Vertreter des gegenwärtig in Frankreich herrschenden Naturalismus zählen, sehen wir die von Byron ausgestreuten Ideen daher in den Schmutz getreten.

Zum Schluſs nennen wir noch Gustave Flaubert (geb. 1821), auf dessen Entwickelung Lord Byron den wichtigsten Einfluſs ausgeübt hat (Romane: „Madame Bovary", „Salammbô", „L'éducation sentimentale"); für seinen groſsen Roman „die Versuchung des heiligen Antonius" lieferte in Einzelheiten der zweite Akt von Byrons „Kain" das Vorbild; ferner nennen wir Alphonse Daudet, über dessen Lebensanschauung ein Hauch von Wehmut und Weltverachtung liegt.

Dr. Otto Weddigen.

Zur Physiologie der
französischen und deutschen Konsonanten.

Von
Fr. Devantier.

Veranlafst sind die nachfolgenden Bemerkungen durch das fleifsige und inhaltreiche Programm der höheren Bürgerschule zu Freiburg im Breisgau 1881 von T. Merkel: Die deutsch-französische Aussprache, 1. Teil.

Über die drei ersten der sieben in demselben aufgestellten und verteidigten Thesen erlauben wir uns kein Urteil; mögen Merkels specielle Fachgenossen, zu denen wir nicht gehören, es entscheiden, ob wirklich, wie die erste These sagt, bei den lebenden Sprachen die Aussprache ebenso wichtig ist, als die Kenntnis und richtige Behandlung des Sprachschatzes und der grammatischen Gesetze; ob in Deutschland, wie in der zweiten These behauptet wird, im französischen Sprachunterricht ziemlich allgemein statt der französischen eine deutsch-französische Aussprache gelehrt und gelernt wird, welche — These 3 — auf den betreffenden deutschen Dialekt zurückzuführen ist.

Mehr Beurteiler werden sich für den vierten und fünften Satz finden, „das allgemeinste und deshalb charakteristischste Merkmal der deutsch-französischen Aussprache liege in dem absoluten Mangel eines wohlausgeprägten Wechsels von harten und weichen Konsonanten, während dem Deutschen gegenüber gerade dieser Wechsel als das Wesen der wahren französischen Aussprache bezeichnet werden müsse (4); in der deutsch-französischen Aussprache würden die weichen Buchstaben alle zu hart und die harten alle zu weich, d. h. nicht scharf genug und mit zu viel Aspiration ausgesprochen“ (5). Die meisten Norddeutschen werden, da sie sich klar bewufst sind, die harten und

weichen Verschlufslaute, also p und b, t und d, k und g, in der Aussprache völlig auseinander zu halten, gegen die allgemeine und schroffe Fassung der These 4 Einsprache thun, indem sie den erhobenen Vorwurf des „absoluten Mangels eines wohlausgeprägten Wechsels“ von harten und weichen Konsonanten zunächst für ihre Muttersprache von sich zurückweisen und ihn auf die Süd- und Mitteldeutschen, namentlich auf die Thüringer werden beschränken wollen. Und mit Recht; denn der „Wechsel“, oder wohl besser: der Unterschied zwischen den genannten harten und weichen Konsonanten ist, wenigstens im An- und Inlaut, in Norddeutschland ein wohlausgeprägter; Verwechselungen von Bein und Pein, Begleitung und Bekleidung etc. kommen hier nicht vor. Denselben Unterschied machen die Norddeutschen aber auch, wenn sie französisch sprechen. Daher werden z. B. die Berliner es nicht begreifen, dafs ihr ha*b*it einem Franzosen wie ha*p*it, ihr *b*onjour wie *p*onjour, ihr *d*e wie *t*e klingen soll, und zugleich auch noch umgekehrt ihr *c*omme wie *g*omme, ihr *p*eut wie *b*eut etc., Fehler, die E. Rod, Les Allemands à Paris (Merkel pag. 27) zwei junge Berliner machen läfst. Wenn Rod wirklich in Berlin oder an Personen aus Berlin diese Aussprache bemerkt hat, so darf man wohl die Vermutung aufstellen, dafs die Wiege der Betreffenden irgendwo in Thüringen gestanden hat; übrigens liegt es nahe, auch hier, wie Merkel selbst pag. 28, Anm. 1 bei dem „Witze, ein Elsässer Abgeordneter habe gesagt: Tous mes brochets sont des truites, statt: Tous mes projets sont détruits“ es thut, an eine „tendenziöse Erdichtung“ zu denken. Wir können nur wiederholen: der Norddeutsche unterscheidet, auch wenn er französisch spricht, p und b, t und d, k und g vollkommen deutlich.

Ob er aber seine harten und weichen Konsonanten in derselben Weise unterscheidet wie der Franzose, ob also die norddeutschen harten Laute genau ebenso artikuliert werden wie die französischen harten, und die norddeutschen weichen genau ebenso wie die französischen weichen, das ist allerdings eine zweite Frage. Was die harten norddeutschen Konsonanten p, t, k betrifft, so ist der in der zweiten Hälfte der These 5 ausgesprochene Tadel insofern ein gerechter, als die Norddeutschen vielfach, das Gebiet genau zu bezeichnen sind wir nicht im stande, ihre harten Konsonanten in der That nicht als reine Tenues, sondern mit einem deutlich vernehmbaren nachstürzenden Hauche sprechen. Auf die Aussprache der norddeutschen und französischen weichen Konsonanten b, d, g speciell einzugehen, bestimmen uns die beiden letzten Thesen. These 6

lautet: „Der als Urquell dieser deutsch-französischen Aussprache zu betrachtende Irrtum besteht darin, dafs man die weichen französischen Konsonanten b, d, g, j, z, weiches s und x den deutschen gleich behandelt, d. h. sie nur als solche kennzeichnet, welche „weich, gelinde, sanft“ u. s. w., also mittelst eines sehr gelinden Luftstroms auszusprechen seien, während man den wesentlichen Unterschied dieser Laute im Französischen von den entsprechenden deutschen fast allgemein ganz aufser acht läfst;“ These 7: „Derselbe besteht aber bei b in einem kurzen Vorlaut von m, bei d und hart g in einem solchen von n, bei j und z in dem summenden Halbvokal.“

Was Merkel als charakteristisch für die angeführten französischen Konsonanten bezeichnet, ist, darüber lassen seine Ausführungen keinen Zweifel, der bei ihrer Aussprache hervorgebrachte Stimmton, ein im Kehlkopf durch rhythmische Schwingungen der Stimmbänder erzeugter musikalischer Klang, welcher das eigentliche Wesen der Vokale ausmacht, aber auch bei einer Reihe von Konsonanten hörbar ist. Merkels These 6 besagt also: die französischen Konsonanten b, d, g, j, z, weich s und x werden mit dem Stimmton gesprochen, in der deutsch-französischen Aussprache haben sie ihn „fast allgemein“ nicht; These 7: der Stimmton besteht bei b aus einem kurzen Vorlaut von m, bei d und hart g in einem solchen von n etc. Zu der 6. These müssen wir bemerken, dafs statt des Ausdruckes „fast allgemein“ deutlicher und bestimmter hätte gesagt sein sollen, dafs die grofse Mehrzahl der Norddeutschen, eine genaue Angabe ist leider auch hier nicht möglich, beim deutschen b, d, g und weichen s den Stimmton ebenfalls hören lassen. Wie sprechen sie aber die französischen b, d, g und weiches s? Wir können nur konstatieren: mit demselben Stimmton. Sie sprechen das b in *b*leu wie in *b*lau, das g in *g*rand wie in *g*rofs, das d in *d*e wie in *d*a, das s in pri*s*on wie in die*s*er etc., ja man darf behaupten, sie würden, wenn nicht eines anderen belehrt, fransösisch b, d, g und weich s mit dem Stimmton sprechen, auch wenn diese Konsonanten ihn im Französischen nicht hätten, eine Behauptung, die mit Merkels These 3 durchaus im Einklang steht. Die eine Folgerung Merkels, dafs, da die Franzosen den Deutschen im allgemeinen vorwürfen, die harten und weichen Konsonanten nicht gehörig zu unterscheiden, die Norddeutschen „von den ihnen zu Gebote stehenden weichen Lauten in der fremden Sprache nicht den richtigen Gebrauch machen“, können wir nicht zugeben. Die andere, Merkel wahrschein-

lichere Ansicht, „dafs die härtere Aussprache der weichen Konsonanten vom Süden aus immer mehr nach Norden vorrücke“, ist einerseits, da ja die Lautverschiebung (cf. Merkel, pag. 29) beendet ist, wohl gänzlich unerwiesen, andererseits aber erklärt sie doch keineswegs, wie in denjenigen norddeutschen Gegenden, wo nun doch einmal wirklich tönende Mediæ gesprochen werden, diese beim Französischsprechen zu tonlosen werden sollten!

Ferner haben wir zu Merkels These 6 die Bemerkung zu machen, dafs die mit Stimmton gesprochenen französischen Konsonanten hätten vollständig aufgeführt werden müssen. Den Stimmton haben aber aufser den von Merkel genannten noch m, n, l, r und v. Merkel mag diese Konsonanten, von denen er allerdings in den Erläuterungen seiner Thesen redet, nicht in diese selbst aufgenommen haben, weil er bei ihnen eine unrichtige Aussprache im Französischen nicht glaubte befürchten zu müssen; aber hören wir wie Sievers, Grdze der Lautphysiologie[1], § 16, pag. 90 sich über sie äufsert: „Die reduzierte Aussprache von l, m, n (d. h. diejenige, bei welcher ‚der Stimmton erst in dem Momente einsetzt, wo der Übergang zum folgenden Laute bereits beginnt‘) ist in einem grofsen Teile von Mittel- und Süddeutschland heimisch (aus Norddeutschland sind mir ganz sichere Beispiele nicht gegenwärtig). Sie fällt besonders auf, wenn man Angehörige dieser Gegenden etwa englisch oder französisch mit Übertragung dieser Eigentümlichkeit auf die fremde Sprache sprechen hört. Wie sehr dieselbe stellenweise eingewurzelt ist, kann man daraus ersehen, dafs der Frankfurter Oskar Wolf in seinem Buche über Sprache und Ohr S. 15 jene Laute nebst h und der ebenfalls der Reduktion fähigen Spirans w als eine besondere Klasse von „tonborgenden“ Konsonanten aufstellt, „weil m, n, l und w nicht selbständig ohne Zuhilfenahme eines Vokals zu lautieren sind, weil sie sich erst von einem vorangehenden oder folgenden Vokale begleiten lassen müssen, um hörbar zu werden.“ Also überflüssig war es doch gewifs nicht, bei diesen Konsonanten etwas über den Stimmton zu sagen! Selbst wenn sie im Badischen durchweg mit vollem Stimmton gesprochen werden, was nach Sievers' Ausführung doch einem Fernerstehenden zweifelhaft sein mufs, hätte Merkel seine nördlichen Nachbarn vor einer, anderen Gelehrten besonders auffallenden mangelhaften Aussprache im Französischen warnen sollen, er, der Seite 38 es rügt, dafs einige Verfasser von Lehrbüchern „ihre Ausspracheregeln nur für ihre

Heimat tauglich eingerichtet haben, während sie ihre Bücher keineswegs nur für diesen engeren Kreis bestimmt hatten." Oder will etwa Merkel gar umgekehrt die von Sievers gerügte, vielleicht ihm selbst geläufige reduzierte Aussprache auch im Französischen? Dann wäre eine Bemerkung für die sonores m, n, l, r und w sprechenden Norddeutschen unentbehrlich!

Noch einen anderen Punkt möchten wir hier zur Sprache bringen. Die Aussprache des f und w, meint Merkel, mache der übergrofsen Majorität der Deutschen keine Schwierigkeit. Das mag sein, aber das w wird, ganz abgesehen vom Stimmton und der „Aspiration, bezw. Friktion" (Merkel, pag. 22, Anm. 1) in Deutschland verschieden gesprochen; es ist „in einem grofsen Teile Mittel- und Süddeutschlands (Sievers) bilabial, das norddeutsche w aber ist labiodental. Die Hervorhebung dieses wesentlichen Unterschiedes und eine Notiz darüber, dafs das französische v durchaus nicht bilabial zu sprechen ist, sondern labiodental, hätte Merkel nicht fehlen lassen dürfen, ebenso wenig ein Wort über alveolares und gutturales r (cf. Vischers Aufsatz in der „Gegenwart" 1882, Nr. 40 und 41: „Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland", speciell S. 249, linke Spalte oben).

Wir kommen zu der von Merkel in These 7 gewählten Bezeichnung des Stimmtons bei b durch kurzes vorlautendes m, bei d und g durch ein solches n, und damit auf einen Punkt, der von allgemeinem lautphysiologischen Interesse ist. Ist nämlich Merkels Bezeichnung der betreffenden französischen Konsonanten richtig, so sind diese keine echten Verschlufslaute, sind dagegen die französischen b, d, g wirkliche Verschlufslaute, was man bisher geglaubt hat, so ist Merkels Bezeichnung nicht nur ungenau, sondern physiologisch unrichtig.

Das Wesen der Verschlufslaute besteht ja bekanntlich darin, dafs an irgend einer Stelle des Ansatzrohres ein völliger Verschlufs, eine „völlige Absperrung von Mund- und Nasenkanal" hergestellt und plötzlich vom Exspirationsstrom durchbrochen wird; m und n gehören aber zu denjenigen Lauten, bei welchen kein völliger Verschlufs hergestellt wird; bei ihnen „strömt die Luft durch die Nase ab", wie Merkel selbst ganz richtig pag. 32 sagt. Es ist also klar: die Laute mb, nd, ng können keine einfachen echten Verschlufslaute sein; da sie als Reibelaute begonnen und als Explosive beschlossen werden sollen,

mufs während ihrer Artikulation ein Übergang stattfinden von einem Reibelaute zu einem Verschlufslaute. Dafs sich solche Laute bilden lassen, soll nicht bestritten werden, obgleich sie von den Physiologen, soviel wir wissen, in einer indogermanischen Sprache noch nicht konstatiert sind. In afrikanischen Sprachen kommen sie vor; so schreibt z. B. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, p. 41 ff. Mbali, p. 325 ff. Ndoruma etc.; durch das m und n soll doch gewifs ein Nasal vor b und d bezeichnet werden. Anders steht es mit den neugriechischen Zeichen $\mu\pi = b$, $\nu\tau = d$, welche Brücke, Grdz. Wien 1856, p. 45, eine „interessante Art" nennt, „die Mediæ bei Mangel eines besonderen Zeichens zu umschreiben." Er sagt dort weiter: „Die Neugriechen drücken nämlich, da β und δ bei ihnen das Zeichen für w[2] und z[4] sind, das b durch $\mu\pi$ und das d durch $\nu\tau$ aus. Beim μ mufs die Stimmritze zum Tönen verengt, der Mund geschlossen, der Nasenkanal offen sein, beim π Mund- und Nasenkanal geschlossen, aber die Stimmritze offen. Man soll also, nachdem man die Lippen geschlossen und die Stimme hat anklingen lassen, sofort durch Weiteröffnen der Stimmritze den Ton wieder schwinden lassen, dann den Nasenkanal von der Mundhöhle abschliefsen und endlich das π durch Öffnen der Lippen explodieren lassen. Je rascher man diese Akte hintereinander auszuführen sucht, um so schwieriger wird es, sie auseinander zu halten. Zunächst verschliefst man den Nasenkanal, noch ehe man die Stimmritze erweitert hat, und dann geht das μ in den Verschlufs für b über; es erscheint statt des Lautes der von Purkiňe sogenannte Blählaut, der dem b angehört, und sobald sich nun bei der noch verengten Stimmritze die Lippen öffnen, explodiert dasselbe. Das μ ist also hier das Zeichen der zum Tönen verengten Stimmritze; es soll ein π mit zum Tönen verengter Stimmritze, das heifst: ein b gebildet werden. Ganz so verhält es sich mit dem $\nu\tau$, nur dafs hier der Verschlufs des Mundkanals nicht von den Lippen, sondern mittels der Vorderzunge gebildet wird. Wahrscheinlich rührt diese Transskription daher, dafs man den Laut der Resonanten mit dem ihm ähnlichen Purkiňeschen Blählaute verwechselte."

Wie steht es nun mit Merkels Transskription des französischen b durch mb, des d durch nd, des g durch ng? Merkel citiert unter anderen pag. 33 Jäger (Korr. Bl. 1864, Seite 85): „... während die Lippen für das b sich schliefsen und der Laut vor der Öffnung der Lippen anfängt im Munde zu vibrieren, so

dafs ein Teil durch die Nase entweicht, was ebenso bei dem d stattfindet, und man kann daher diese beiden Buchstaben un peu nasales nennen, wie mir mein Lehrer in Genf sagte." Diese Beschreibung stimmt allerdings, abgesehen davon, dafs das g fehlt, vollkommen mit Merkels Bezeichnung; haben aber Merkel, Jäger und dessen Genfer Gewährsmann richtig beobachtet? Das an sich höchst einfache, aber vorsichtig anzustellende Czermaksche Experiment kann die Frage entscheiden: „Man bringe während der Bildung des zu untersuchenden Lautes eine kalte polierte Platte, etwa eine Messerklinge, vorsichtig unter die Nasenöffnung; ist die Gaumenklappe fest geschlossen, so bleibt die Platte rein, bei der geringsten Öffnung aber beschlägt sie mit Wasserbläschen" (Sievers[1], pag. 34). Vorsicht ist bei diesem Experimente deshalb geboten, weil, wenn man den zu untersuchenden Konsonanten nicht allein, sondern mit einem voraufgehenden oder folgenden nasalen Vokale oder Konsonanten spricht, leicht der Exspirationsstrom dieser für den des fraglichen Konsonanten gehalten werden kann. Entscheidet das mit der erforderlichen Vorsicht und Genauigkeit angestellte Experiment für Jäger und Merkel, indem die Platte bei französ. b, g und d beschlägt, so haben sie das Verdienst, auf eine wichtige Eigentümlichkeit dieser französischen Laute aufmerksam gemacht zu haben, welche etwa spirantisch angesetzte Mediæ oder explosivisch beschlossene Spiranten genannt werden könnten. Dann aber hätte Merkel nicht an anderen Stellen sagen dürfen, dafs die norddeutschen tönenden Mediæ diesen französischen unechten Medien gleich seien! Dadurch verdirbt er zum guten Teile wieder, was er, falls seine Entdeckung sich bestätigt, gewonnen hat. Denn bei den norddeutschen tönenden Medien bleibt die Platte, auch wenn man noch so energisch artikuliert, rein, bei ihnen ist der Nasenkanal völlig abgeschlossen, sie sind echte Verschlufslaute. Der physiologische Vorgang bei ihnen ist folgender. Bei allen dreien, b, d und g, ist der Nasenkanal durch die Gaumenklappe fest abgeschlossen; die Mundhöhle ist abgeschlossen bei b durch die Lippen, bei d durch den vorderen Teil der Zunge und den harten Gaumen, bei g durch den hinteren Teil der Zunge und den weichen Gaumen. Der den Stimmton im Kehlkopf erzeugende Exspirationsstrom wird nun in die so völlig abgeschlossene Mundhöhle hineingetrieben und kann nicht mehr, als diese anfüllen; ist der „Blindsack" der Mundhöhle mit Luft ganz gefüllt, so ist, wenn nicht die Explosion erfolgt, das Ende des Exspirationsstroms und damit dann auch das Ende des Stimmtons

gegeben. Der auf die beschriebene Weise entstehende Stimmton der Mediæ b, d und g ist der in dem obigen Citat von Brücke erwähnte Blählaut. Er ist zeitlich begrenzt, und zwar ist er von kürzester Dauer beim g, weil bei diesem der Blindsack der Mundhöhle am wenigsten Luft fafst, also am schnellsten gefüllt ist; etwas länger kann er beim d ertönen, wo der abgeschlossene Teil der Mundhöhle etwas geräumiger ist; am längsten beim b, bei welchem er hörbar gemacht werden kann, bis die Backen völlig aufgeblasen sind. Der Stimmton bei m und n dagegen erklingt, da der Exspirationsstrom durch den Nasenkanal freien Abflufs hat, so lange, wie der Atem reicht.

Auch Merkel hätte sich über das Wesen des Blählautes klar werden müssen und es leicht können, da er pag. 32 f. die richtige Sieverssche Definition wörtlich anführt! Dafs er trotzdem die nötige Klarheit nicht gewonnen hat, beweist der Umstand, dafs er dieser Sieversschen Definition die zum Teil ungenaueren von Castres, Crombie, Sweet und Krönig folgen läfst, dann die mit seiner Bezeichnung, wie schon bemerkt, völlig übereinstimmende Jägersche Ansicht anführt, und doch pag. 34 sagen kann: „Gemeinverständlicher — pag. 39 nennt er den von ihm gewählten Ausdruck sogar ‚verständlicher und genauer' — als alle diese Bemerkungen und Beschreibungen scheint mir jedoch die Darstellung zu sein, die ich von dem fraglichen Blählaute schon im Jahre 1859 gegeben habe, indem ich ihn einem kurzen m, bezw. n gleichstellte." Also von einer ziemlich starken und verwirrenden Unklarheit über diesen Punkt ist Merkel nicht freizusprechen. Wenn wir unter diesen Umständen Brückes Erklärung vergleichen (Grdz. p. 33): „dafs man beim b die Stimme schon einen Moment vor der Lösung des Verschlusses tönen lassen kann, indem man die Luft durch die zum Tönen verengte Stimmritze in den Blindsack, den die Mundhöhle bildet, hineintreibt, wie dieses bei den Franzosen in der That häufig geschieht, bei uns Deutschen aber selten" (cf. pag. 37 f. über d, pag. 45 über g), so kann man sich schwer des Gedankens erwehren, dafs Merkel, Jäger und dessen Genfer Lehrer mit ihrem nasalen Vorlaute bei franz. b, g und d im Irrtume sind, dafs sie, ähnlich wie diejenigen, welche im Neugriechischen μπ für b, ντ für d einsetzten, den Laut der Resonanten mit dem ihnen ähnlichen Blählaute verwechseln.

Trotzdem ist auch so die Merkelsche Untersuchung nicht ohne Wert, denn eins wollen wir gern zugeben, nämlich dafs der Stimmton, bei den Verschlufslauten b, g und d also der Blählaut, im Französischen

deutlicher hörbar ist, als im Deutschen, und weiter hat Merkel auch wohl nichts gemeint. Wir sahen, dafs bei den Blählauten schliefslich der ganze Blindsack völlig durch den Exspirationsstrom angefüllt werden kann, und dafs der Stimmton während der ganzen Dauer dieser Füllung erklingt. Der Blählaut verliert aber nichts von seiner charakteristischen Eigenschaft (gegenüber den Nasalen m und n ist dies der Abschlufs des Nasenkanals), wenn die Füllung des Blindsackes nur eine unvollständige ist, wenn die Explosion schon vor der völligen Füllung eintritt. Der höhere oder niedrigere Grad der Füllung und die sich daraus ergebende längere oder kürzere Dauer des Stimmtons kann in verschiedenen Sprachen und Dialekten recht wohl einen bemerkenswerten Unterschied im Klange der betreffenden Konsonanten verursachen; auch die verschieden grofse Energie, mit welcher der Exspirationsstrom in den Blindsack getrieben wird, kann dazu beitragen. So wie innerhalb des Deutschen dieser Unterschied im Klange auffällt, indem in einem grofsen Teile Mittel- und Süddeutschlands die tönenden Konsonanten reduziert gesprochen werden, während die Norddeutschen den Stimmton deutlicher und auch wohl länger hören lassen; so wird auch der Unterschied zwischen den französischen tönenden Konsonanten und denselben deutschen, auch norddeutschen, wohl darin bestehen, dafs die französischen von einem deutlicheren und längeren Stimmtone, die französischen tönenden Verschlufslaute b, d, g also von einem deutlicheren und längeren Blählaute begleitet werden, als die deutschen. Nichts anderes wird das „klangvollere Gepräge", die „besondere douceur" des Französischen ausmachen.

Nach diesen Erörterungen stellen wir für die im An- und Inlaut mit vernehmlichem Stimmton gesprochenen norddeutschen Konsonanten folgendes Schema auf: Der Stimmton ist

a) zeitlich begrenzt bei den Verschlufslauten b, d und g (Blählaut);

b) zeitlich unbegrenzt, d. h. er dauert, solange der Atem reicht,

α) bei den Spiranten: labiodentalem w, weichem s und j;

β) bei den Sonoren: m, n, l, r.

Im Französischen treten zu den Spiranten noch j, g vor e, i, y und z hinzu, während der Laut des deutschen j fehlt; französ. x setzt sich zusammen aus tönendem harten g und tönendem s. Auf die Bezeichnung des Stimmtons bei französ. j und z als „summenden Halbvokals" glauben wir besser zu verzichten.

Zum Schlufs können wir uns nicht enthalten, noch auf einen Punkt ausdrücklich hinzuweisen, dessen Wichtigkeit sich schon aus dem Gesagten ergiebt, das ist: die möglichst genaue Konstatierung der in den verschiedenen deutschen Dialekten gesprochenen Laute. Solange wir eine solche Statistik nicht haben, entbehren wir bei orthoepischen Regeln für die Erlernung einer fremden Sprache durchaus eines genügenden Anhaltes. Mit Recht ruft Sachs in der von Merkel pag. 38, Anm. 4 citierten Stelle aus: „Wer kann . . . die tausendfältigen dialektischen Verschiedenheiten, welche sich auch in Deutschland fühlbar machen, feststellen und vorhersehen? Wer kann für das ganze Vaterland bestimmen, welches franz. Wort ‚nach den vorhandenen Regeln‘ überall richtig, welches Wort falsch gesprochen wird, und in welchen Punkten der Österreicher, in welchen der Ostpreufse, in welchen der Rheinländer u. s. w. verwarnt werden mufs?“ (Sachs, deutsch-franz. Wtbch. S. VII). Bis jetzt kann es allerdings leider niemand; aber darf man sich mit diesem Geständnis der Impotenz zufrieden geben? Wenn ein einzelner Gelehrter jetzt die Riesenarbeit auf sich genommen hat, die Grenzen und Eigentümlichkeiten der mittel- und niederdeutschen Dialekte, namentlich in Hinsicht auf die Lautverschiebung, festzustellen, und bei seinem rationellen und umsichtigen Verfahren auch gewifs zu sicheren Resultaten kommen wird, so mufs es doch einer Vereinigung zusammen arbeitender Gelehrter auch möglich sein, die wichtigsten lautphysiologischen Thatsachen der Dialekte zu fixieren. Durch feinhörige und einigermafsen geschulte, vorurteilsfreie Persönlichkeiten auf Grund sorgfältig gearbeiteter Fragebogen auch für diese Seite der Sprachwissenschaft einen breiten und festen Unterbau zu legen, das ist eine Aufgabe, der man sich nicht mehr lange wird entziehen können.

Jever in Oldenburg.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Einführung in das Studium der Dichtkunst. 1. Das Studium der Lyrik. Von A. Görth, Direktor der höheren und mittleren Töchterschule zu Insterburg. 1883. Leipzig 1883, Julius Klinkhardt.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes beabsichtigt nichts Geringeres als eine durchgreifende Reform. Er will zunächst die bisherigen Ansichten über die Lyrik und den Geschmack für lyrische Kunstwerke reformieren. Seiner Ansicht nach „schenken selbst berufene Litterarhistoriker dieser Kunst nicht die Beachtung, welche ihrer Würde angemessen ist". Man begnügt sich überall mit dem „blofs stofflichen Geniefsen". Infolgedessen hat sich „ein ganzes Heer von unberufenen Poetastern auf den Parnafs gedrängt und dicke Bände gereimter Gedanken und mehr oder weniger unnützer Spielereien in die Welt geschickt". Er verlangt von jedem Kunstfreunde und namentlich von jedem Litterarhistoriker, dafs er solle sein Urteil für lyrische Gedichte so verfeinern, dafs er „augenblicklich im stande sei, ein echtes Kunstwerk von einer feinen dilettantischen Leistung zu unterscheiden". „Was würden," sagt er S. 331, „die Tonkünstler sagen, wenn man ihre Schöpfungen mit den Dudeleien irgend eines Bierfiedlers auf gleiche Stufe setzen wollte; welch Gelächter würde ein Kritiker erregen, wenn er die Machwerke irgend eines immerhin guten Stubenmalers in die Reihe der Kunstwerke einführen wollte? Sollen denn die lyrischen Dichter ewig unter diesem mangelhaften Verständnis ihrer reizenden Schöpfungen zu leiden haben?" Darum hat er sich die Aufgabe gestellt, „den Unterschied zwischen echten Kunstwerken und dilettantischen Leistungen so scharf wie möglich herauszukehren und denselben überall auf die ewigen, dem künstlerischen und dem dilettantischen Schaffen zu Grunde liegenden Gesetze zurückzuführen". Er hofft, dafs jeder Freund des Schönen, wenn er seine Ideen beherzigt und seiner Anleitung zum Studium der Gedichte folgt, zu jener oben bezeichneten feinen Ausbildung des Geschmacks gelangen werde. Er hofft ferner, dafs auf diesem Wege das Ziel erreicht werden könne, die Dichterlinge und Schöngeister aus der Reihe der Dichter zu streichen, und dafs man endlich „eine Geschichte der Dichtkunst erhalten werde, in der, ähnlich wie in der Geschichte der Malerei, der Plastik, der Tonkunst, die Dichter nicht, wie bisher in den Litteraturgeschichten, vorwiegend als Denker, sondern als Künstler behandelt und ihre Werke nur vom Standpunkte der Kunst beleuchtet werden."

Man sieht, das sind gründlich reformatorische Bestrebungen. Um die-

selben recht anzubahnen, wendet sich der Verfasser an alle Lehrer und Lehrerinnen, die in Oberklassen höherer Bildungsanstalten Unterricht in deutscher Litteratur zu erteilen haben, und giebt ihnen Anleitung, ihren Unterricht zu reformieren. Er verlangt, man solle die jungen Leute in die Werkstätte des Dichters führen, ihnen die Geheimnisse der Komposition, die Verarbeitung der Ideen, die Wechselbeziehungen zwischen der Form und dem tiefsten Gemütsleben der Menschen klar machen und sie so zum „geistigen Nachschaffen des Schönen anleiten“. Sein Buch zeichnet in den einzelnen Beleuchtungen lyrischer Gedichte den Weg dazu vor.

Fragen wir uns, wie hat der treffliche Verfasser diese ziemlich weitgehenden Pläne ausgeführt?

Zunächst ist anzuerkennen, dafs wir hier vor einem selbständigen Denker stehen, der aus voller Hingabe, ja Begeisterung für die Sache der Dichter und ihrer Kunst die Feder ergriffen hat und in der That aus innerem Berufe schreibt. Mit solch einem Manne soll und mufs gerechtet werden, selbst wenn wir seine Ansichten nicht teilen können. Das sehr beachtungswerte Buch ist ein Werk aus einem Gufs. In den beiden Abhandlungen der Einleitung, 1. Künstler und Dilettant und 2. Über die Ausbildung des ästhetischen Urteils entwickelt der geistvolle Verfasser seine ästhetischen Grundanschauungen, die nachher in dem ganzen Buche einheitlich festgehalten werden und allen einzelnen Beleuchtungen von Kunstwerken und dilettantischen Leistungen zu Grunde liegen. Wer das Buch recht würdigen will, mufs namentlich den ersten Aufsatz „Künstler und Dilettant“ einem sorgfältigen Studium unterwerfen.

Vor allem wichtig ist seine Ansicht über Ideen und das Idealisieren dichterischer Stoffe, weil er darauf den Unterschied zwischen künstlerischem und dilettantischem Schaffen gründet. Er fafst den Begriff „Idee“ weder im Sinne von Plato, noch in dem von Kant auf. Er nennt Idee (S. 16) „Meinungen, die das Menschengeschlecht unter der allgewaltigen Macht des kategorischen Imperativs in Bezug auf alles das hinstellt, was im Leben geschehen soll, um dem heiligen Ideal immer näher zu kommen; es sind die geistigen treibenden Mächte des Lebens. Sie werden vom ganzen Menschengeschlechte in seinem Streben nach allseitiger Vollkommenheit durch gemeinsame geistige Arbeit erzeugt.“

„Das Ideenleben einer Nation,“ fährt er fort (S. 18), „wird dargestellt durch die Werke der Wissenschaft und durch die der Kunst; durch jene in klarer, verständlicher Sprache, durch diese in Kunstformen. Daher ist das künstlerische Idealisieren nicht ein Vervollkommnen des Stoffes, sondern das Verarbeiten desselben nach ästhetischen, sittlichen (sozialen und politischen) und religiösen Ideen. Dies Geheimnis besitzen nur die Künstler. Nur durch dies Idealisieren ist's möglich, den Stoff mit dem Zauber des Schönen zu umgeben. In diesem Idealisieren liegt der wahre Unterschied zwischen Poesie und Prosa. Poetische Werke bleiben Kunstwerke, auch wenn sie, wie Romane, in ungebundener Rede dargestellt werden; denn der Stoff in ihnen ist idealisiert. Prosawerke bleiben prosaische, auch wenn sie, wie Boileaus Art poétique oder Popes Essay on Man in Versen geschrieben sind, denn in ihnen ist der Stoff nicht idealisiert.“

Wir müssen gestehen, dafs uns diese Auffassung von Idee und Idealisieren als ein durchaus schöpferischer Gedanke erscheint. Sie beseitigt mit einem Schlage so manche Unklarheit, die von Hegel und seinen Schülern durch deren Auffassung von Ideen in die Ästhetik gebracht worden ist, und gewährt für die Beurteilung von Gedichten eine durchaus klare und leicht fafsliche Grundlage. Sie lehrt in der That, dafs man auch lyrische Gedichte studieren kann. Dem Buche giebt sie die oben hervorgehobene Einheit; denn der Verfasser hebt bei jedem Kunstwerke, das er beleuchtet, dieses künstlerische Idealisieren scharf hervor, zeigt, wie dadurch das Ganze

Leben und Schönheit erhält und wie jedes Dilettantenwerk, dem dies Idealisieren fehlt, notwendigerweise ein blofses „Kunststück der Rhetorik“ werden mufs.

Von grofser Wichtigkeit mufs diese Auffassung von Ideen und Idealisieren für das Studium von dramatischen Gedichten werden — man lese, was S. 26 u. 27 darüber gesagt wird — und wir stehen darum nicht an, den Verfasser zu bitten, uns den zweiten Band seines Werkes, das Studium der dramatischen Kunst, nicht vorenthalten zu wollen.

Besonders schöpferisch hat sich obige Auffassung für die Beurteilung und Beleuchtung der Volkslieder gezeigt. Der Verfasser scheidet aus dem reichen Schatze der verschiedenen Sammlungen mit strenger, unerbittlicher Kritik alles aus, was blofse Dilettantenarbeit ist, und zeigt, wie wir meinen mit Fug und Recht, dafs das nachsingende Volk das ursprünglich Schöne oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt hat, so dafs einzelne Volkslieder allmählich „Pöbellieder“ geworden sind. Er beseitigt die überschwängliche Lobpreisung der Volkslieder und namentlich viele unklare Ideen über die Entstehung und Verbreitung derselben. Dafs er die wahrhaft schönen Stücke wohl zu würdigen versteht, beweisen seine Beleuchtungen des „Hildebrandsliedes“, der Balladen „Edward“, „Herr Oluf“, des Liedes vom jungen Zimmergesell, sowie der vielen sangbaren Lieder. Vielleicht wird er mit seinen Ansichten — namentlich in Bezug auf die historischen Volkslieder — auf heftigen Widerspruch stofsen; aber wir weisen darauf hin, was er S. 43 sagt: „Die Schätze, welche tüchtige Philologen beim Studium älterer Dichterwerke für ihre Wissenschaft entdeckt haben, bestechen das ästhetische Urteil der Herren oft so sehr, dafs sie die Werke über Gebühr loben, ja nicht selten das als Vorzüge preisen, was ein richtiges Kunsturteil als Mängel verwerfen mufs. Unzweifelhaft wird das interessante Werk vielseitige Beachtung finden, und Ref. ist überzeugt, dafs jeder Leser mannigfache Anregung aus demselben gewinnen dürfte. Die äufsere Ausstattung ist vorzüglich, und man ist berechtigt, dem Buche die wärmste Empfehlung zu widmen. H.

Le Roman de Renart publié par Ernest Martin. Premier volume. Première partie du texte: L'ancienne collection des branches. Strasbourg, J. Trübner. Paris, E. Le Roux. 1882. XXVII und 484 p.

Unter den Tierfabeln des Mittelalters hat sich die Dichtung von Reineke Fuchs seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts bei den Forschern einer besonderen Beliebtheit zu erfreuen gehabt. Nach längeren Vorarbeiten veröffentlichte D. M. Méon, nachdem der Jesuit Le Grand d'Aussy in den Notices et Extraits des mss. de la Bibliothèque Nationale (Paris, An VII, V, p. 294) eine Analyse nach vier Handschriften gegeben hatte, im Jahre 1826 in Paris den ersten Band der umfangreichen französischen Fuchsdichtung u. d. T.: „Le Roman du Renart publié d'après les manuscrits de la Bibliothèque du Roi des XIIIe, XIVe et XVe siècles.“ Die ersten drei Bände dieses Werkes enthalten 30326 Verse, während die Dichtungen Couronnemens Renart und Renart le nouvel im vierten Bande noch 11446 Verse bilden.

Somit sind in den vier Bänden ziemlich 42000 Verszeilen enthalten. Acht Jahre später erschien von deutscher Seite eine wichtige Publikation von J. Grimm, welcher die Fabel vom Fuchs „die Königin aller anderen“ nannte: Reinhart Fuchs, Berlin 1834, und 1835: Chabailles Supplément des roman du Renart. Es folgten nun noch folgende Arbeiten: Aug. Rothe, Les romans du Renard examinés, analysés et comparés, d'après les textes mss. les plus anciens, les publications latines, flamandes, allemandes et fran-

çaises, précédés de renseignements généraux et accompagnés de notes et d'éclaircissements philologiques et littéraires. Paris 1845. In der Histoire littéraire de la France XXII p. 889—946 erschien 1852 ein Artikel von Fauriel, betitelt: Roman du Renart, welchem 1860 ein Aufsatz von P. Paris, Nouvelle étude sur le roman de Renart, in den Berichten der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (von J. Grimm, Kleinere Schriften, Bd. V, Berlin 1871 p. 460 als „seicht und oberflächlich" abgeurteilt) und 1863 A. Jonckbloets Etudes sur le roman de Renart (Groningue) folgten. Einen weiteren Beitrag brachte 1866 W. Knorr, Die XX. Branche des Roman de Renart und ihre Nachbildungen (Eutiner Programm), und in demselben Jahre: F. W. Genthe, Reinecke Vos, Reinaert, Reinecke Fuchs im Verhältnis zu einander (Eisleben, ebenfalls Programm des Gymnasiums). Von italienischer Seite erschien 1869 ein P. Paris gewidmetes Buch: Rainardo e Lesengrino per cura di E. Fera, Pisa 1869, und R. Putellis Nuovo testo Veneto del Renard im Giornale di filologia romanza II (1879). Endlich druckte G. Paris in der Romania III p. 373—376: Un fragment de Renart, das von einem Bücherdeckel in Brüssel losgelöst ist, und E. Martin in Böhmers Romanischen Studien II 410—437: Pelerinage Renart. Als Vorstudie zu einer Ausgabe des Roman de Renart schickte E. Martin voraus: Examen critique des manuscrits du roman de Renart, Basel 1872. Nunmehr liegt der erste Band der neuen Ausgabe des Roman de Renart vor, welche auf 3 Bände berechnet ist.

Schon J. Grimm, welcher die drei Haupthandschriften des „roman du renard" kannte, hat viele von Martin übergangene Fragen der Fuchsdichtung erörtert: so meinte er, dafs die altfranzösischen Quellen „auf eine frühere, wahrscheinlich lateinische, leider verloren gegangene wörtlich hinweisen" und dafs von „urdenklicher Zeit her ein Kreis von Sagen, der sich gleichsam um einen Mittelpunkt, immer um den Fuchs oder Wolf dreht, ein echtes Epos ausgemacht hat". Vgl. Kleinere Schriften, Bd. IV, Berlin 1869, p. 52 fgd. Derselbe urteilt in den Kl. Schriften V (1871) p. 455 fgd., dafs die altfranzösischen Dichtungen vom Renart reichhaltige Nachklänge der von den einwandernden Franken mitgebrachten und eingeführten deutschen Tiersage sind, die den Eigennamen ihres Haupttieres der frz. Sprache als Appellativ eindrückte und den Königssitz des Löwen noch in Montléon d. i. Laon festhielt, wo die alten Frankenkönige lange hausten.

In der Vorrede bespricht E. Martin noch einmal die Handschriften A—N des Renart nebst den Fragmenten a—i; die erste Stelle nimmt die dem Original zunächst stehende Hs. A ein, welche der Herausgeber Branche I bis XIV zu Grunde legt, indem die Lücken durch D gedeckt werden.* Der erste vorliegende Band enthält die Branchen I—XI, welche in den drei Haupthandschriften ABC vorhanden sind. Im zweiten Bande sollen die Branchen erscheinen, die nur in den Hss. einer oder zweier Gruppen erhalten sind; der dritte endlich soll die Varianten bringen. M. sucht bei Herstellung des Textes die offenbaren Fehler der Haupths. zu beseitigen, ohne die Varianten zu häufen, und bemüht sich, die Orthographie von A „ein wenig" zu regeln, doch gesteht er selbst betreffs dieser chose très délicate ein: „je crains que le système que j'ai suivi et qui laisse tant à corriger aux lecteurs eux-mêmes, ne soulève bien des objections."

Das Ziel einer kritischen Ausgabe, die Herstellung des Originaltextes, ist beim Renart ganz besonders schwierig, da zusammengehörige Handschriften in Bezug auf Verszahl, Anordnung, Anzahl der Branchen und Lesarten abweichen. Dazu kommt, dafs die verschiedenen Branchen keinen

* Mit Recht bemerkt G. Paris in der Romania III p. 375: „La famille A a généralement la meilleure leçon, mais B et C sont parfois supérieurs, et la leçon de A n'est préférable ipso facto que quand il n'y a absolument aucune raison intrinsèque qui décide le choix."

gemeinsamen Ursprung haben, sondern von verschiedenen Dichtern zu verschiedenen Zeiten verfaſst und von Schreibern verschiedener Provinzen geschrieben sind. Bei der veränderten und umgestalteten Textüberlieferung ist somit die Rekonstruktion des Originals nicht immer sicher. Daſs der Renart nicht vollständig die ungeheure Arbeit einer kritischen Ausgabe verdiene, erscheint doch als ein seltsamer Grund, nicht die Herstellung des Urtextes zu versuchen, und wer nur einen einigermaſsen lesbaren Text wünscht, kann ja zu der Ausgabe von Méon greifen. Eine kritische édition partielle stellt der Herausgeber durch J. Cornu in Aussicht, welcher dieselbe nach Erscheinen des III. Bandes des Renart veröffentlichen will.

Über die Entstehungszeit und die Verfasser der einzelnen Branchen, Richart de Lison, den Geistlichen von La Croix en Brie und den Pierre von St. Cloud, bringt Martins Einleitung nichts bei; auch eine Untersuchung über den Dialekt der Schreiber und der Verfasser der Branchen fehlt. Ein besserer Text hätte hergestellt werden können, wenn vorher die Reime geprüft worden wären; so jedoch ist die Orthographie höchst ungleichmäſsig; z. B. in Branche I 183 estros : 184 cos, 245 estrox : 246 jalox, 157 jalox : 158 cox, 448 chosse : 449 repose, auch 565 chosse; 264 ist die Form aseüree zu bessern; 528 verdruckt, 130 len. 336 crent = 133 crient. Branche Ia 1633 roche : 1634 aproce, während 2179 roche : 2180 aproche reimt. 1641 asaut, 1701 asez mit 1702 trespasses im Reime ist nicht gebessert; 1725 formaches : 1726 vaches widerspricht 1688 formaje : 1687 gaje. In Branche IV 79 grange : 80 estrange nach Hs. A widerspricht 93 granche : 94 planche nach Hs. D; 191 rendus : 192 venuz. 167 fois : 168 vois, 227 foiz : 228 voiz; 69 asise = 264 assise; 145 cort : 146 court; in V. 320 sagt der Herausgeber, es fehle molt, setzt aber in den Text moult, wohl der Uniformierung wegen mit moult 340, 283. 157 und 205 lauten ganz gleich; das schon 395 eingefügte dedenz ist hier überflüssig, 333 dedens, 317, 314 dedenz, während 209, 210 Hersens : leens, 162 dolens. 313 levre : 314 chievre, jedoch 273, 274 lievre sind nicht uniformiert, während 216 das handschriftliche caiens auecques in ceens avec geändert ist; 379 asne, 383 arne = 390, 386 l'arnes sind nicht in Einklang gebracht; ebenso 406 temps, dolenz, 369 renduz, 449 venus, 183 sens : 184 tens u. a.

Wie fehlerhaft die Hs. A (Bibl. Nat. 20043, St. Germ. 1980) ist, giebt der Herausgeber selbst zu. Bei Hs. B der Bibl. Nat. giebt Martin p. VI an, die Schrift „scheine“ von einer Hand des 13. oder 14. Jhd.; im Katalog dürfte auch bei C (Bibl. Nat. 1579) entschieden sein, daſs sie von einem Schreiber herrühren. Die Hs. F in Cheltenham, angeblich aus dem 15. Jhd., hat M. nicht kollationiert. Die Hs. L ist bezeichnet mit der Nr. 3355, B L F 195 C der Arsenalbibliothek, jedoch U. Robert, Inventaire sommaire des mss. Paris 1879 p. 117 giebt an 3335, während er H in das 13. bis 14. Jhd. setzt.

Diese beiden letztgenannten Hss. kennt schon C. M. Robert, Fables inédites et fables de La Fontaine, I, p. 6—9; derselbe hielt die Hss. des „Roman du Renard“ der Pariser öffentl. Bibliotheken, obgleich wenig zahlreich, doch für so verschieden, daſs er es für ebenso langwierig als schwierig hielt, dieselben in Einklang bringen zu wollen, alle seien jedoch im 14. Jhd. geschrieben. Derselbe teilte I, p. CXXIII die sechs ersten Zeilen der Branche IX mit (nach Hs.?), doch weichen seine Lesarten von denen Martins ab: so V. 1 Croix. Martin: Croiz. 2. dam Diex. Martin: damledex. Robert: bonne; Martin: bone. 3. R.: atalante; M.: atalente. 4. R.: son estude; M.: sun estuide. 5. R.: faire; M.: fere. 6. R.: set; M.: sout. Auch bei Branche II zeigen sich Abweichungen (Robert p. CXXIV): V. 10. Robert: oncques; Martin: onques. 11. R.: mout; M.: taut; R.: et de; M.: de. Ob Robert noch die Hs. A in ihrer Vollständigkeit kannte, ist fraglich; jetzt fehlen V. 1—131.

Auch den Anfang von Branche I teilt Robert p. CXXVI mit: 1. Robert:



Perros . et s'art; Martin: Perrot . essart. 2. R.: faire; M.: fere. V. 3 fehlt bei Robert. 4. R.: laissa . miex . matière; M.: lessa . meus . matere. R.: quant . entr'oublia . les plais; M.: car . entr'oublia . le plet.

Auch Méons Text weicht von dem Martins ab; so in Branche II 1021 bis 1022, die bei Méon 7375—7376 umgestellt sind; 7377—7378 bei Méon an falscher Stelle stehn bei Martin nach II 1016. Von II 1025 hat A eine Lücke, die D ergänzt. II 1024 vet, Méon: va; II 1025 Martin: Cilz plaiz fu ainsi = Méon: Car bien est son plet. 1026 Renars s'est acheminez; Méon: Renart est d'iluec tornez, während Méon 373 Cil plet fu atant definez hat. II. 1028 hat M.: broche, Méon: roche. Méon 341—344 fehlen bei Martin; Méon 345 et taut, wo Hs. D que qu'il liest. II 1030 Martin: Tant que il vint . Méon 346: Qu'il s'enbati; II 1031 dessus . obscure, Méon 348 desus . oscure . 1032 li, Méon: il; 1033 De quoi li anuia, Méon 349: de qoi il li anuie, was dem poise besser entspricht; 1034 car . commenca. Méon 350: qar . commenca. 1036 connestable, Méon 352 conestable. 1037 cheue la, Méon 353: la cavee; 1038 sot que faire, Méon 354 set que est; 1039 Pour, Méon 355 Et por. 1040 C'on ni eüst repost, Méon 356 Ou il péust repos. 1041 Onc . quant . avale. Méon 357 Ainz . que . s'avale; 1042 trouva, Méon 358 trova u. s. w. u. s. w. Auf die Méonschen Wortungeheuer kann hier nicht eingegangen werden. Mit V. 711 geht der Méonsche Text und Martin II 1391 fgd. auseinander, indem Méon zwei Verse (711—712) mehr hat. II 1395—1396 fehlen bei Méon, dessen Text noch ca. 30 Verse (717—748) mehr hat. Während Branche I bei Martin 3212 Zeilen hat, hat Méon 3337, und Branche III hat bei Martin 510 Zeilen, bei Méon 517 (749—1266), Branche IV bei Martin 478, bei Méon 571 (6455—7026) Zeilen, Branche V—V^{a} 1272, Branche XI 3402, bei Méon 3437 (24345—27782). Die elf ersten Branchen enthalten zusammen in Martins I. Bande 18660 Verse, dazu die möglichst knapp bemessenen Varianten unter dem Texte. Schliefslich sei bemerkt, dafs in der Einleitung mehrere Versehen stehen geblieben: p. XXII le statt de, p. XXIII une texte, p. XXV redactions; am Schlufs der Einleitung begegnet roman du Renart, während vorher immer richtig de gebraucht ist; noch Fauriel, der wohl wufste, dafs es korrekter wäre zu sagen Roman de Renart, schlofs sich dem älteren Gebrauch an und schrieb nach Méons Vorgange Roman du Renart.

Um einige Fragen des Roman de Renart endgültig zu erörtern, müssen erst die nächsten Bände der Martinschen Ausgabe abgewartet werden.

Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie veröffentlicht von E. Stengel. III. Beiträge zur Kritik der französischen Karls-Epen. Marburg, N. G. Elwert, 1881. Auch u. d. T.: Beiträge zur Kritik der französischen Karls-Epen. Von H. Perschmann, W. Reimann, A. Rhode. Mit Vorwort von E. Stengel. Marburg 1881. XX und 176 S.

Die von E. Stengel herausgegebene Sammlung von Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie ist bereits, nachdem im ersten Bande die Cancun de saint Alexis und im zweiten die italienische Bearbeitung der Chanson de geste Fierabras erschienen war, bei dem zur Besprechung vorliegenden dritten Bande angekommen. In demselben vereinigt sind drei Arbeiten, welche ursprünglich als Marburger Dissertationen erschienen sind und ihre Entstehung der von Stengel im Romanischen Seminar gegebenen Anregung verdanken. Nach einem orientierenden, von Bemerkungen begleiteten Vorwort erscheinen unter den Beiträgen zur Kritik der französischen Karls-Epen folgende Abhandlungen:

1) H. Perschmann, Die Stellung von O in der Überlieferung des altfranzösischen Rolandsliedes (p. 1—48).

2) W. Reimann, Die Chanson de Gaydon, ihre Quellen und die angevinische Thierry-Gaydon-Sage (p. 51—120).

3) A. Rhode, Die Beziehungen zwischen den Chansons de geste Hervis de Mes und Garin le Loherain (p. 123—170).

Ein zuletzt beigefügter Index, welchem sich Verbesserungen und Nachträge anschliefsen, erhöht die Brauchbarkeit des Sammelbandes, insofern das Nachschlagen nach einzelnen, mit dem Thema der drei Arbeiten nicht in unmittelbarem Konnex stehenden Punkten sehr erleichtert wird.

Schon in der Anzeige von H. Ottmanns Dissertation: Die Stellung von V⁴ in der Überlieferung des altfranz. Rolandsliedes, Heilbronn 1879 (Litteraturblatt für german. und roman. Philologie 1880, Nr. 3 p. 104—107), hatte E. Stengel obige Arbeit von Perschmann angekündigt. Ottmann war in der Frage nach der Stellung von V⁴ zu O und zur Reimredaktion des Rolandsliedes zu dem Resultat gelangt, dafs V⁴ wenigstens auf zwei Hss. beruhe, deren eine mit O, die andere mit der übrigen Überlieferung verwandt wäre. Th. Müller nahm zwei Redaktionen für die Rolandsüberlieferung an, E. Stengel und A. Rambeau (Über die als echt nachweisbaren Assonanzen des Oxforder Textes der Chanson de Roland, Halle 1878) nehmen deren fünf an: diese beiden Ansichten und die Stellung von O in der Textüberlieferung des Rolandsliedes zu prüfen, ist Zweck der Untersuchung von Perschmann.

Bei der Erörterung des Verhältnisses von O zur gesamten Rolandsüberlieferung sucht P. vor allem die Frage zu entscheiden, ob zwei oder ob mehrere Redaktionen der Überlieferung anzunehmen sind, während der 1880 in Bd. IV p. 7—34 von Gröbers Zeitschrift erschienene Aufsatz von Fr. Scholle: „Das Verhältnis der verschiedenen Überlieferungen des altfranzösischen Rolandsliedes zueinander“ sich weitere Grenzen steckt. Der Verf. gelangt zuletzt zu dem Resultate, dafs in einigen Fällen einer isolierten Lesart von O gegenüberstehen: 1) alle Hss. V⁴, β, n, d, h; 2) die Hss. V⁴, β, n, d; 3) V⁴, β und je eine ausländische Bearbeitung; 4) mehrere Hss. exklus. V⁴ oder β; 5) V⁴β, und aus diesem Ergebnis folgert P., dafs 1) jede Lesart von O einer Kombination von V⁴, β, γ, δ gegenüber als fehlerhaft zu betrachten und durch die der Überlieferung zu ersetzen ist, so dafs also die Müllersche Annahme abzuweisen ist, während der von Stengel, Rambeau und Förster vertretenen Ansicht nichts im Wege steht, und 2) dafs jede Lesart von OV⁴, wenn sie β, γ, δ geschlossen gegenüber tritt, für fehlerhaft anzusehen ist. Prüfen wir das Verfahren P.s an ein paar Beispielen. L. Gautier, Chanson de Roland V. 1505 liest: Respunt li quens: „Deus le me duinst vengier!“ indem er in den Notes: Respont. Doinst venger verzeichnet; Müller folgt Gautiers Lesart; Perschmann wünscht einzusetzen laist, was in V⁴β n h V591, 2 sich findet. Gautier setzt duinst mit V. 1898. Den derartigen Gebrauch des Konjunktivs von doner belegen die Herausgeber nicht weiter. — V. 1215 liest L. Gautier: Il tint la tere Dathan e Abirun für das handschriftliche Datliun e balbiun, wo V⁴n 509, 11: Dathan et Albirun [so Müller] hat, während die Lésart von β dR4218 Dathan e Abiron ist. Perschmann hält die Aufnahme von Abiron in den Text durch Génin und Gautier für unzulässig, „da ja auch ‚balbiun‘ O für ‚Albirun‘ spricht“.

Zu 2260 ist für cervel als Artikel li anzusetzen, für die Nebenform cervele der weibl. Artikel, entsprechend li oisel, la oisele. In V. 2525, wo der Vers um eine Silbe zu kurz, verwirft P. nach 2559 die zweisilbige Form hume für hum im Rolandslied. Auf die der Rolandskritik höchst förderlichen Bemerkungen kann hier nicht weiter eingegangen werden. Wer den Oxforder Text lieb gewonnen, wird sich gegen manche Änderung sträuben. Um jedoch zu einem sicheren positiven Ergebnis zu gelangen, sind erst die Arbeiten von G. Paris und W. Förster abzuwarten.

Die Untersuchung von W. Reimann über die mehr als 10000 Verse zählende Chanson de Gaydon, von welcher der Verf. eine kritische Ausgabe in Aussicht stellt, liefert mancherlei neues Material zu dem Aufsatze von Paulin Paris in der Hist. litt. de la France t. XXII p. 425—434, zu der Dissertation von S. Luce, de Gaidone, Paris 1860, und zu der nicht nach der ältesten Hs. veranstalteten Ausgabe von F. Guessard und Luce in dem 1862 erschienenen 7. Bd. der Anciens poëtes de la France. Die eine der drei Hss. der Chanson de Gaydon, die nach 1216 abgefafst ist, hielt P. Paris für „l'œuvre d'un excellent copiste, qui présente peut-être le meilleur texte de langue et d'orthographe de tout le XIIIe siècle" und glaubte sie von einem Schreiber aus Anjou oder Maine geschrieben; dabei hatte er Ms. fr. 860 (Ende des 13. Jhd.) im Auge, die dem Abdrucke zu Grunde liegt. Jedoch ist als die älteste, wiewohl unvollständige Hs. anzusehen Ms. 2510 des Suppl. fr. der Nationalbibliothek in Paris.

R.s von Belesenheit zeugende Arbeit zerfällt in drei Teile: der erste, in welchem nach dem Vorgange von P. Meyer nochmals auf den eigentümlichen Übergang von der Assonanz zum Reime hingewiesen wird, handelt von der Chanson de Gaydon im allgemeinen, der zweite von den Quellen dieser Dichtung und der dritte von der angevinischen Thierry-Gaydon-Sage. Aufserdem sind noch wertvolle Anmerkungen beigefügt.

Gaidon oder Gaides (Jaides), wie die Nominativform richtig lauten müfste, ist der Held der in Anjou spielenden chanson, welcher im Rolandsliede (vgl. Gautiers Ausg. sub Tierris) Thierry heifst; seitdem aber sich ein Häher auf seinem Helme niedergelassen hatte, erhält der chevalier au geai den Namen Gaidon: einen Widerspruch enthält die chanson, insofern im Anfang gesagt ist, dafs der Häher während des Kampfes mit Pinabel herabflog, während nach einer Bemerkung gegen den Schlufs hin dies Ereignis während der Wappnung stattfand.

Für die verlorene epische Legende von Girbert, welcher sich gegen Gott auflehnte, der ihn „fist mucier dedens le crues d'un fust" (vgl. Gaydon V. 802 fgd. 828 fgd.) und durch einen Blitzstrahl geblendet wurde, dürften sich noch andere Parallelen als die von P. Rajna in den Reali di Francia (I, p. 85—86) beigebrachte auffinden lassen; denn die Anspielung in der chanson de Gaydon pafst nicht auf den Bischof von Rheims Gerbert, welcher, nach dem Glauben der Zeitgenossen, wie P. Paris zuerst bemerkte, in die Hölle gefahren sein sollte, und auch nicht auf Girbert au fier visage, einen fränkischen König, welcher wie ein zweiter Nebukadnezar lebte.

Wie R. die Parcevalsage mit Anjou in Verbindung bringt, so den Namen Loth d'Aingleterre mit dem Vater des Gauvain in der anglobretonischen Sage, eine Beziehung, der weiter nachzugehen der Mühe wert ist.

Gegen L. Gautier, der eine Beziehung der Gaydon-Sage zur Geschichte leugnet, gelangt R. zu dem Resultat, dafs sich in der chanson de Gaydon als Grundtendenz der Geist des Widerspruchs gegen die Angriffe Ludwigs VII. auf das Stammland Anjou und die von demselben abhängenden englischen Besitzungen auf dem Festlande geltend macht, und setzt die Entstehung der assonierenden Fassung der chanson in die Zeit des Kampfes Heinrichs II. mit Ludwig VII., während in der ersten Hälfte des 13. Jhd. die ältere Bearbeitung überarbeitet und erweitert wurde.

Die dritte Untersuchung von H. Rhode hat die über 50000 Verszeilen enthaltende Geste des Loherains zum Vorwurfe genommen, speciell die chanson de Hervis de Mes und die chanson de Garin le Loherain, welche die beiden ersten Gedichte dieses Cyklus ausmachen. Nachdem Vietor 1876 die mehr als 30 Handschriften der Geste des Loherains wie Bonnardot in der Romania III zu klassifizieren versucht hatte, veröffentlichte 1879 Hub eine Arbeit über Hervis de Mes nebst einer Analyse des Gedichtes und einer Klassifikation der Handschriften. Rhodes Untersuchung nun will die

Art der Verknüpfung der chanson de Hervis de Mes mit der chanson de Garin le Loherain erörtern.

Nach Erörterung der Beziehungen der beiden Gedichte weist R. in den Handschriften NT den Versuch eines Überarbeiters nach, die beiden Gedichte zu verschmelzen, indem er deren Widersprüche beseitigte. Die Verbindung ist bewerkstelligt durch Einschub von 21 Tiraden am Schlufs der chanson de Hervis, deren Zeilenzahl ziemlich übereinstimmt in NT. Der von Hub in seiner Analyse des Hervis übergangene gemeinsame Zusatz schildert den Ausgang des Krieges mit dem Könige von Spanien und den Kampf Karl Martels mit Girart von Rossillon. Die unter sich abweichende Überlieferung von NT und das Verhältnis zu der übrigen Überlieferung gedenkt R. später selbständig zu behandeln. Das Hauptergebnis der vorliegenden Untersuchung ist, dafs der Zusatz der Hss. NT zur chanson de Hervis eine innere Verknüpfung und Beseitigung der Widersprüche bezweckt, ein Versuch, der jedoch dem Überarbeiter nicht gelungen ist. Hoffentlich folgen bald zum Abschlufs dieser Arbeit Untersuchungen über den zweiten Teil der Geste des Loherains, die von P. Paris neufranzösisch bearbeitete chanson de Garin le Loherain, sowie über den letzten Teil, die chanson d'Anseis de Mes nach. Zum Schlufs sei hier nur noch bemerkt, dafs in der zweiten Abhandlung verschiedene Druckfehler stehen geblieben sind, z. B. p. 108 Zeitscheibe, p. 119 Hautefueille, p. 86 auf, p. 104 Rayna, p. 87 dite u. a., von Interpunktionsfehlern p. 78, 102 abgesehen; auch in III finden sich derartige Versehen: p. 167 Du Meril, p. 170 debarasser u. a. Das beigefügte Register mufs vor allem ein vollständiges Namensverzeichnis enthalten, damit die Orientierung über die in den Epen vorkommenden Personen erleichtert wird; so fehlen Ferrant, Alori, Reinier, Gaifers, Ludie u. a.

Die französische Schweiz und Savoyen. Ihre Geschichte und Litteratur, Kunst und Landschaft. Mit Auszügen aus den einheimischen Schriftstellern. (Choix de lectures françaises.) Von Dr. Hermann Semmig, Ancien professeur agrégé de l'Université de France au Lycée d'Orléans, fr. Oberlehrer an der h. Schule für Mädchen in Leipzig. Zürich, Trübsche Buchhandlung. Erste und zweite Lieferung: 160 Seiten.

Das in zwei Lieferungen vorliegende, von echt deutschem Geiste durchwehte Werk entwirft zum erstenmal ein farbenreiches Bild der Gesamtentwickelung der französischen Litteratur und Kultur in der französischen Schweiz und in Savoyen und schildert die heimischen Schriftsteller, welche seit Calvin den eigentlich französischen, unter Pariser Einflusse stehenden gegenüber ein eigenes nationales Gepräge tragen. Das mit Freuden zu begrüfsende und für alle Gebildeten bestimmte Unternehmen, welchem etwa die „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes hgb. von J. Bächtold und F. Vetter“ als Pendant zu vergleichen ist, bildet eine Ergänzung der französischen Litteraturgeschichte und füllt eine Lücke aus, die insbesondere von den durch nationale Eitelkeit geleiteten Pariser Litterarhistorikern gänzlich übersehen worden ist. Mit Recht betont der Verfasser, dafs uns Deutschen die Bewohner der Suisse romande oder französischen Schweiz ethnographisch näher verwandt sind, da burgundisches Blut in den Adern der Umwohner des Genfer Sees rollt, dafs Genf und Zürich die Schwestern Wittenbergs sind, dafs in den Poesien von Genfer und Waadtländer Dichtern gegenüber dem voltairisierten Frankreich ein protestantisch-religiöser Geist vorherrscht, und dafs die dem katholischen Savoyen entstammenden Schriftsteller Franz von Sales, Joseph und Xavier de Maistre, ebenso wie J. J. Rousseau, Mme de Staël, Benjamin Constant

keine Franzosen sind. Der Verf., wohlbekannt durch seine „Geschichte der französ. Litt. im Mittelalter", durch „Œuvres historiques choisies de Frédéric le Grand, roi de Prusse", wie durch philosophische Publikationen und durch seine Wirksamkeit in der Tagespresse, beginnt die litterargeschichtliche Darstellung mit einem Überblick über die Geschichte der romanischen Schweiz, um zur Sprache, dem romand überzugehen, das als einheimische Sprache durch das Französische verdrängt worden ist, aber als patois noch fortbesteht. Die Einleitung handelt zuletzt noch von dem Eindringen der franz. Sprache in das südliche Frankreich und die Schweiz infolge der Albigenserkriege und schliefst mit einem Hinweis auf die seit 1871 datierende Ära der protestantischen Welt und die Thatsachen, dafs die von falschen Voraussetzungen ausgehende französ. Litteratur noch aller grundsätzlichen Sicherheit entbehrt, dafs die Lektüre und Kritik von Alphons Daudet und Zola Deutschlands unwürdig, und dafs Paris Frankreichs Unglück ist, während die romanische Schweiz eine moralisch reine Litteratur aufweist; deshalb solle sich Deutschland von der Pariser Litteratur hinweg der der romanischen Schweiz zuwenden, und Genf, Zürich und Wittenberg sollen von nun an Lehrmeisterinnen von Paris sein. In dem ersten Abschnitte mit dem Titel: „Savoyen und Genf" werden unter Benutzung von R. Reys Buche „Genève et les rives du Léman" die Pfahlbauten der Schweiz, die Besitznahme durch die Kelten, Savoyen mit seinen Bewohnern, die Herrschaft der Burgunden, die Entstehung der romanischen Nationalität, die Fürsten von Savoyen, das Land Beauges, das Klima von Savoyen, die Karthause Ripaille, Chamouny und der Montblanc, die Grafen und Bischöfe von Genf und die Befreiung der Stadt von Savoyen, der Zwiespalt zwischen Nord und Süd des Genfer Sees, die Überrumpelung von Genf 1602, das geistige Leben in dieser Stadt im 16. Jhd., die Peterskirche in Genf geschildert. Als erstes Gedicht wird hier eingefügt: „Promenade sur le Léman" von der Genferin Jeanne Mussard, worauf die Genferin Mme de Staël, Savoyens Ende und Verhältnis zu Genf, die Reformation in Savoyen und Franz von Sales (1567 [nach andern 1568] bis 1622), dem Sainte-Beuve in den Causeries du lundi VII eine Studie gewidmet hat, charakterisiert wird; weiter wird die Litteratur in Savoyen im 16. bis 19. Jhd. zur Darstellung gebracht. Die Schriften des Grafen Xavier de Maistre, der nur ein mal 1839 in Paris war: „Voyage autour de ma chambre", „Le Lépreux de la cité d'Aosta", „La jeune Sibérienne", „Expédition nocturne autour de ma chambre", „Les Prisonniers du Caucase" werden nicht nur genannt, sondern aus der 1794 geschriebenen Reise um mein Zimmer mehrere Proben mitgeteilt. Kürzer besprochen wird der Geschichtsschreiber der Kreuzzüge Michaud, der ebenfalls aus Savoyen gebürtige Bischof Dupanloup, der mit dem Gottesleugner Littré nicht unter den Mitgliedern der Académie française zusammensitzen wollte, wird ebenso wie die Vertreter der modernen Savoyer Litteratur nur mit Namen aufgeführt. Nicht mit aufgeführt ist der 1450 zu Aix in Savoyen geborene Geschichtsschreiber Claude de Seyssel, der Verf. der Histoire singulière du Roy Loys XII. Nachdem das Verhältnis von Genf zu dem litterarischen Centrum Paris besprochen, wird unter der Rubrik „Paris und die Natur" wieder ein Gedicht von J. Mussard teilweise mitgeteilt, von kleineren Stücken ganz abgesehen. Eine Schilderung der Savoyer Landschaft nach des Verfassers Lettres savoisiennes, die 1863 in L'Illustration erschienen, und das Gedicht La Savoie von J. Mussard beschliefsen den Abschnitt über Savoyen und Genf. Der zweite Abschnitt betitelt: „Der waadtländische Jura" beginnt mit einem poetischen Grufse an den Jura von der letztgenannten Dichterin, erörtert das geologische Verhältnis des Jura zu den Alpen, seine Entstehung, schildert die Aussicht vom Gipfel der Dôle, die Baukunst, die Abtei von Romainmotier, die Stadt Orbe, die Burgen und die Kathedrale von Lausanne. Der dritte Abschnitt ist Neuchâtel gewidmet, wo die Geschichte des Landes, die Litteratur, die Malerei und Industrie behandelt ist. Auch die mittelalterliche

Litteratur in Neuchâtel ist berücksichtigt und auf das Mystère de la Nativité von einem unbekannten Geistlichen hingewiesen; dafs Guillaume Farel als Reformator und als Schriftsteller Erwähnung gefunden, ist selbstverständlich. Nur hätten Pierre Virets Schriften erwähnt sein können. Unter den Poeten und Schriftstellern neuerer Zeit aus Neuchâtel ist F. Pétavel (1791—1870), der von der philos. Fakultät Berlin das erste Doktordiplom summa cum laude erhalten, auch Eugen Borel, der durch Übersetzungen deutscher Dichtungen und seine Grammaire de la langue fr. bekannte Dichter und Gymnasiallehrer, von dem hier ein Gedicht Le Lac de Neuchâtel abgedruckt ist, und u. a. F. Godet, der Erzieher des deutschen Kronprinzen, genannt. Mit Bezug auf die Ode Friedrichs II. Aux Prussiens wird gegen den Schlufs des Abschnittes noch besonders hervorgehoben, „dafs der König von Preufsen auch Fürst von Neuchâtel war, und dafs er seine Ode in der Sprache des Neuchâteller Volkes gedichtet hat“.

Der vierte Abschnitt ist überschrieben: „Der Berner Jura“ und gelangt bis zu Jean Jacques Rousseau, der seine letzten Tage auf der Petersinsel im Bieler See verlebte; seine Oper Le devin du village, sein Stil und seine Liebe zur Natur und Musik finden hier Besprechung. Kurz, das teilweise vorliegende Werk verspricht, nach den zwei ersten Lieferungen zu urteilen, ein Repertorium der französischen Kulturgeschichte im weitesten Sinne sowohl in der romanischen Schweiz wie in Savoyen zu werden. Mögen die übrigen Lieferungen nebst einem Register sich den ersten bald gleich würdig anschliefsen! R.

Choix de lectures françaises, à l'usage des classes moyennes des écoles secondaires, par H. H. Wingerath. Cologne, DuMont-Schauberg, 1878. IV, 537 S. 8. — Première partie: Classes inférieures. 2. éd. 1881. VIII, 273 S. 8.

Die Vorzüge der Wingerathschen Lesebücher haben schon anderwärts gebührende Anerkennung gefunden. Was über die Neuheit und Mustergültigkeit des Gebotenen, über die passende Auswahl und die gefällige Abrundung der Stücke von anderen gesagt worden ist, könnte hier nur wiederholt werden. Zufügen läfst sich nur, dafs die nötige Abrundung erreicht wurde, ohne dafs beim Ausscheiden und Zusammenfügen die Nähte hervortraten. Jedes Stück ist wie aus einem Gufs und bietet gewöhnlich auch eine interessante und angenehme Lektüre.

Die Gruppierung des ersten Teils ist folgende (die in Klammern stehende Zahl giebt das Verhältnis, in welchem die auf die Gruppe entfallende Seitenzahl zu derjenigen der anderen Rubriken steht, wobei 4 — die geringste einer Rubrik zufallende Seitenzahl — die Einheit bildet): I. Contes, 10 Stücke ($2^1/_2$), II. Apologues, 40 St. (3), III. Paraboles, 15 St. (2), IV. Mythes et légendes, 18 St. (5), V. Légendes pieuses, 8 St. (1), VI. Anecdotes et narrations, 44 St. (5), VII. Histoire, 6 St. (9), VIII. Géographie, 11 St. ($2^1/_2$), IX. Histoire naturelle 20 St. ($4^1/_2$), X. Poésie, 106 St. ($8^1/_2$). Der zweite für Mittelklassen bestimmte Teil enthält: I. Mythes et traditions, 11 St. (5), II. Narrations, 17 St. ($7^1/_2$), III. Histoire, 52 St. (50), IV. Géographie, 57 St. (22), V. Religion, morale et philosophie, 27 St. ($4^1/_2$), VI. Caractères moraux, 6 St. (1), VII. Lettres, 35 St. (6), VIII. Dialogues, 4 St. (2), IX. Histoire naturelle, 14 St. (5), X. Physique et chimie, 11 St. (5), XI. Notions mathématiques, 3 St. (3), XII. Sujets divers, 17 St. (5), XIII. Morceaux en vers, 92 St. (16).

Von dem gewöhnlichen Verfahren ist der Verf. besonders in dem poetischen Teil insofern abgewichen, dafs er keine Bruchstücke aus Dramen aufgenommen hat. Dafs er es für sehr überflüssig ansieht, aus Stücken, die

gewöhnlich der Schullektüre zufallen, einzelne Abschnitte aufzunehmen, ist nur zu billigen. Es giebt jedoch eine Menge von Stücken, die aus mancherlei Rücksichten in der Klasse nicht ganz gelesen werden dürfen, aus denen aber recht passende Stellen ausgewählt werden können. Auszüge aus Dramen nehmen von jeher in der französischen Chrestomathie die Stelle ein, welche das deutsche Lesebuch der Balladendichtung einräumt, weil auch diese Form der epischen Poesie der französischen Kunstdichtung nahezu fremd ist.

Seiner Anlage nach gehört das Wingerathsche Lesebuch zu denjenigen, welche eine Konzentration des Unterrichts erstreben. Der Verf. bestimmt dasselbe für Gymnasial- wie für Realklassen. Schon deshalb kann er sich nicht denjenigen anschliefsen, welche den jugendlichen Geist für einen bestimmten Ideenkreis mit Beschlag zu belegen suchen, und die damit ebenso sehr die für die Jugend notwendige Vielseitigkeit des Interesses wie unsere gesamte Kultur verkennen, welche aus antiken und modernen Elementen, aus idealen und realen Bestrebungen zusammengesetzt ist. Er will die Schule als Schule und nicht als eine Art von Fachakademie aufgefafst wissen. Sein Buch enthält Stücke, welche den Realwissenschaften entlehnt sind, aber dabei allgemein interessant und allgemein verständlich bleiben, jedenfalls nicht voraussetzen, dafs der Lehrer des Französischen auch über sehr ausgedehnte und bis auf den heutigen Standpunkt der Wissenschaft vervollständigte Realkenntnisse verfügt. Das Buch bietet für den Gymnasialunterricht Anknüpfungspunkte in noch höherem Mafse, meidet aber die Exklusivität, welche einer richtigen Auffassung des Altertums eher schaden als nützen könnte, weil zur Vermittelung antiker Ideen die heutige französische Sprache wohl das denkbar schlechteste Medium ist.

Der Verf. versteht die Konzentration dahin, dafs auch das französische Lesebuch sich dem Lehrstoff und zwar dem gesamten Lehrstoff der Klassen, für die es bestimmt ist, anschliefsen soll. Daher die grofse Zahl seiner Rubriken. Nicht überall wird dieser Satz unbedingte Zustimmung finden; der Verf. selbst ist durch seine glückliche Hand davor bewahrt geblieben, Stücke auszuwählen, die nur durch seinen Grundsatz sich hätten rechtfertigen lassen. In der That kann man das Buch recht wohl gebrauchen, ohne diesen Grundsatz sich anzueignen. Eine Ausnahme bilden höchstens die Notions mathématiques, d. h. 12 Seiten unter 524.

Es ist gewifs von Wert, wenn die französische Sprachkenntnis nach verschiedenen Seiten hin erweitert wird, wenn das Vokabular des Schülers sich auf eine gröfsere Reihe von Begriffssphären erstreckt und ihm zugleich zum Bewufstsein gebracht wird, wie mit dem Stoff auch die Stilart wechselt.

In der Art also, wie der leitende Gedanke durchgeführt ist, mufs er dem französischen Unterricht selbst zu statten kommen. Zunächst aber hat jeder Lehrgegenstand sich selbst zu konzentrieren, d. h. die Zeit und Mittel, welche ihm zur Verfügung gestellt sind, so auszunützen, dafs möglichst Hohes erreicht wird mit möglichst geringen Anforderungen an die schulfreie Zeit der Schüler. Sobald dieses Ziel erreicht wird, ist die grofse Frage der Konzentration auf die befriedigendste und für die Gesamtbildung erspriefslichste Weise gelöst. Bleibt dann noch einem Fache ein Überschufs von Zeit und Mitteln, so mag derselbe den übrigen Fächern thunlichst zu gute kommen, aber auch erst dann, denn charité bien ordonnée commence par soi-même. Und in dieser Hinsicht scheint mir der Verf. nicht genug gethan zu haben. Eine Sprache verstehen heifst nicht blofs, dafs man eine gröfsere oder geringere Zahl von Regeln sich angeeignet und anzuwenden gelernt hat, dafs man einen gewissen Vokabelvorrat angesammelt hat und leidlich aus einer Sprache in die andere zu übersetzen versteht. Eine Sprache verstehen heifst auch, in das Wesen, die Sitten und Anschauungen eines Volkes, seine politische, Kultur- und Litterärgeschichte den Einblick gewonnen zu haben, der allein befähigt, die

Ideen und nicht blofs die Wörter der fremden Sprache in die eigene zu übertragen und fremde Litteraturerzeugnisse annähernd so zu verstehen, wie der Einheimische sie versteht, weil er die nationale Bildung sich angeeignet hat, deren Ausdruck jene Litteraturdenkmale sind.

Dafs dieses Ziel sich nur in beschränktem Mafse erreichen läfst, ist sicher; gerade deshalb aber ist es nötig, in Lese- und Übungsbüchern dem Schüler möglichst viele Kenntnisse dieser Art zuzuführen, damit er allmählich dazu gelangt, mit Genufs zu lesen, statt die Zeit herbeizuwünschen, wo das lästige Präparieren einmal aufhören wird. In den für den altsprachlichen Unterricht bestimmten Büchern dient jeder Satz jenem Zwecke; der neusprachliche Unterricht hat daraus noch unendlich viel zu lernen. Dafs unsere Lesebücher darin bisher so wenig gethan haben, ist um so verwunderlicher, da sie gerade hierdurch am besten ihre Existenzberechtigung nachweisen könnten.

Da ein dritter Teil des Lesebuches in Aussicht genommen ist, bei welchem das bisher leitende Princip zu Gunsten des litterarhistorischen aufgegeben wurde, so liefse sich das Vorstehende vielleicht berücksichtigen und es könnte so gleichzeitig eine Prosalektüre für Prima entstehen, die einerseits in ihrer Form schwierig genug für die entwickeltere Fassungskraft ist, anderseits aber nicht auf die Länge trocken und eintönig wird. Denn trotz der kolossalen Ausgabenproduktion der letzten Jahre ist an derartiger Prosalektüre noch ein erschreckender Mangel. Dem Verf., der gezeigt hat, dafs er nicht nach dem an der grofsen Heerstrafse Liegenden mit Vorliebe greift, dafs er zu suchen und auch zu finden versteht, dürfte das unschwer gelingen.

Strafsburg i. E. Ph. Plattner.

Miscellen.

Grays auf einem Dorfkirchhof geschriebene Elegie

übersetzt von Otto Emans.

Die Abendglocke klagt den Tag zur Ruh;
Heim treibt der Hirt im Feld das müde Tier;
Der Ackersmann strebt seinem Herdfeu'r zu
Und läſst die Welt der Finsternis und mir.

Nun blaſst die Landschaft, wo das Aug auch irrt,
Es naht die Nacht sich feierlich und still,
Nur daſs ein Käfer wo noch summend schwirrt,
Ein Herdenglöckchen noch nicht schlafen will;

Nur daſs die Eule im Gemäuer klagt
Mit tiefem Wehruf zu dem bleichen Mond,
Wenn sich ein Wandrer an ihr Reich gewagt,
Drin sie von alters her vereinsamt thront.

Hier bei den Ulmen, bei dem Eichenbaum,
Wo Grün und Moder sich gesellig traf,
Da schlafen, jeder still im engen Raum,
Des Dorfs Vorväter ihren ew'gen Schlaf.

Des Morgens blütenduftgeschwängert Wehn,
Der Schwalbe Zwitschern auf des Zaunes Brett,
Des Hifthorns Echo und der Hähne Krähn,
Nichts mahnt sie mehr von ihrem harten Bett.

Für sie sprüht keine Funken mehr der Herd,
Kein Weib teilt liebend ihres Tages Last,
Kein Kind späht, ob der Vater wiederkehrt,
Und klimmt nach ihrem Kuſs in süſser Hast.

Oft hat ihr Sensenstreich die Frucht gefällt,
Oft gab die Scholle ihrem Pfluge nach;
Wie lustig fuhren sie hinaus ins Feld!
Wie sank der Wald vor ihrem wucht'gen Schlag!

Nicht sei des Strebers Spott der Arbeit Lohn,
War still ihr Glück, ihr Los auch sonder Glanz,
Belächle keiner mit verstecktem Hohn
Das schlichte Lebensbild des kleinen Manns.

Gespreizter Ahnenstolz. der Prunk der Macht,
Und was Gesicht und Reichtum alles gab,
Erwartet gleicherweis die sichre Nacht,
Des Ruhmes Pfade führen nur — ins Grab.

Nicht, Stolzer, schreibe du es ihnen zu,
Dafs man kein Bild auf ihre Gräber stellt,
Wo durch gewölbter Hallen heil'ge Ruh
Der Chorgesang des Lobes Hymnen schwellt.

Kann Urnenschrift, ein kunstbelebter Stein,
Den Atem bannen, floh er leichtbeschwingt?
Haucht Ruhm der kalten Asche Leben ein?
Welch Flehn, das zu des Todes Herzen dringt?

In diesem armen Winkel ruht vielleicht
Ein Herz, das einst von Himmelsgluten schwoll,
Ein König, dem das schwerste Scepter leicht,
Ein Sänger, heiligster Begeistrung voll.

Jedoch vor ihrem Blick entrollte nie
Die Wissenschaft ihr inhaltschweres Buch,
In kaltem Elend fror die Phantasie,
Erlahmte früh ihr stolzer Himmelsflug.

Wie mancher Perle strahlend reines Licht
Birgt tief im Meer ein ödes Felsenbeet,
Wie manche Rose blüht, die keiner bricht
Und deren Süfsigkeit der Wind verweht!

Vielleicht liegt hier ein Hampden, der mit Mut
Dem kleinen Dorftyrann sich widersetzt;
Vielleicht dafs hier ein stummer Milton ruht,
Ein Cromwell, der kein Land mit Blut benetzt.

Dafs sie des Rates Beifallssturm gewehrt,
Dem Schmerz getrotzt und der Vernichtung Drohn,
Dafs sie den Völkern Überflufs beschert
Ein Land sie pries als seinen besten Sohn,

War nicht ihr Los; doch ihres gab zugleich
Dafs keines Fehlers üpp'ger Keim gedieh;
Es sah sie nicht durch Blut erhöht und reich,
Schlofs nie die Welt das Thor des Glücks durch sie.

Nie unterdrückten sie den Puls der Pflicht,
Noch das Erröten angeborner Scham;
Sie räucherten dem protz'gen Mammon nicht
Mit Weihrauch, der vom Schrein der Musen kam.

Fern von der Menschen wirrem Treiben stahl
Ihr stiller Wunsch sich nie zu eitler That,
Hin durch des Lebens kühn entlegnes Thal
Wand sich geräuschlos ihr bescheidner Pfad.

Jedoch zum Schutz selbst dieser Gräber fleht
Ein ärmlich Denkmal, still und demutsvoll,
Mit schlechtem Reim den, der vorübergeht,
Um eines stillen Seufzers flücht'gen Zoll.

Die ungeschulte Muse schrieb hierher
Nur Jahr und Namen, wo sonst Lobspruch prangt;
Und manchen frommen Spruch streut sie umher,
Damit dem Bauer vor dem Tod nicht bangt.

Denn wer sänk in Vergessenheit und Nacht
Aus dieses Lebens qualenvollem Glück.
Wer liefs' des warmen Tages sonn'ge Pracht
Und würf nicht sehnend einen Blick zurück?

Es sucht das Herz nach einem Herzen nur
Das Aug nach einer Thräne, eh es bricht,
Selbst aus dem Grabe noch stöhnt die Natur,
Selbst in der Asche stirbt die Glut noch nicht.

Und du, den der vergefsnen Toten hier
Einfach Geschick zu diesen Zeilen rührt,
Vielleicht fragt auch ein Dichter einst nach dir,
Wenn stille Wehmut ihn hierhergeführt.

Dann sagt vielleicht ein alter Bauersmann:
„Oft sahn wir früh ihn bei des Morgens Wehn
Den Tau abstreifend dort die Höh hinan
Der Morgensonne schnell entgegengehn.

Dort unter jener Buche schatt'gem Dach,
Die hoch vom Boden ihre Wurzeln reckt,
Da lauscht' er häufig auf den nahen Bach
Zur Mittagszeit nachlässig ausgestreckt.

Dicht bei dem Wald war's, wo sein Grübeln ihn
Oft bitter lächelnd auf- und niedertrieb,
Dann matt und weh, als schwänd sein Leben hin
In Sorgen oder hoffnungsloser Lieb.

Doch eines Morgens sahn wir ihn nicht mehr,
Nicht bei dem Hügel noch dem alten Baum,
Ein zweiter Tag — nicht bei dem Bach safs er,
Nicht auf der Heide, nicht am Waldessaum.

Am nächsten Morgen kam ein Leichenzug
Mit Trauerklang daher nach altem Brauch,
Geh hin und lies (du kannst es ja) den Spruch
Dort auf dem Stein bei jenem Dornenstrauch."

Deutsche Dichtungen übersetzt von Karl Finger.

May-Song. (Göthe.)

How glorious Nature
I tinged with light!
How smile the meadows!
The sun how bright!

On all the branches
Sweet buds appear;
And thousand voices
In woodlands cheer.

Through hearts the throbbings
Of joy increase.
On earth, in heaven,
Such bliss! such peace!

Such love! such loving!
So golden fair,
Like clouds of morning
In light and air!

Hast blest unmeasured
The pastures green,
The flowers breathing
In all that's seen.

O sweetheart! sweetheart!
How love I thee!
How shine thy glances!
How thou lov'st me!

The sky-lark loveth
Thus song and mirth,
Thus morning-flowers
The vernal earth.

How I do love thee
With fervent truth,
Who gav'st me courage
And joy and youth,

That songs and dances
I seek with glee.
And while thou lov'st me,
Thus happy be!

The Castle on the Sea. (Uhland.)

Oh, didst thou see and love it,
The castle high on the sea?
Golden and rosy above it
The clouds now rest, now flee.

It yearns that its turrets would bending
Kiss the clear waves below;
It yearns that it were ascending
To the evening clouds which glow.

„Well did I see and love it,
The castle high on the sea;
And the moon then lingered above it,
And fogs that would not flee."

And the winds and waves, had they risen
To lively and welcome songs?
From the halls yon, didst thou listen
To music and festive throngs?

„The winds and waves were dying
And soon no breath more stirred.
From the halls yon, deeply sighing
A plaintive song I heard."

And the king and his queen, were they showing
Themselves on the castle old?
With the purple garments flowing,
With the glittering crowns of gold?

Had they not oft a tender
Beautiful maiden there?
Bright like a sun in her splendor,
Radiant with golden hair?

„The parents I saw, but adorning
Their brows no crown of gold.
I saw them in garments of mourning,
The maiden I did not behold."

Prayer. (Lenau.)

Dwell on me, ye secret glances;
Let me feel thy wondrous might,
With thy mild, grave, inexhausted,
Blissful dreams, sweet hour of night!

Spread around thy magic circles
Which the world from memory tore,
And o'er all my thinking, feeling,
Linger lonely evermore.

Thou art a budding flower. (Heine.)

Thou art a budding flower,
So pure, so sweet, so fair;
I glance at thee, and sadness
My heart moves to a pray'r.

I feel as if to bless thee
My trembling hands would meet,
That God keep thee for ever
So fair, so pure, so sweet!

High in the North. (Heine.)

High in the North quite lonely
On a hill, there grows a pine;
He sleepeth while his branches
The flakes of snow entwine.

Of a palm-tree he is dreaming
Who weary, lone and meek,
Far in the East stands mourning
On a glowing mountain-peak.

Ebers' neuester Roman.*

„Das war kein Meisterstück, Octavio" kann man nach der Lektüre dieser neuesten Weihnachtsgabe des vielgeschäftigen Herrn Professors ausrufen. Mit dem Boden Ägyptens scheinen ihm die Kräfte geschwunden zu sein und die Neuzeit mutet uns in seiner Darstellung weit weniger sympathisch an als das modernisierte Alt-Ägypten. Schon die Gabe vom vorjährigen Weihnachtstische: „Die Frau Bürgermeisterin" war gegenüber „Uarda", „Homo sum" u. a. ein recht dürftiges Spielzeug, indessen fühlte man hier doch einen Hauch jener grofsen Epoche, die das arbeitsamste aller Handelsvölker Europas vom Joche Spaniens befreite. Die neue Dichtung ist dem Inhalte nach nur die Vorläuferin der vorigen, sie schildert die erste Regierungszeit Philipps II., wirft einen interessanten Rückblick (freilich aus Vogelperspektive) auf die Bauernkriege und endet auf niederländischem Boden. Aber wie ist hier alles nach einem bestimmten Schema gearbeitet, unhistorisch ausgeführt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden! Philipp II. — um mit dem bekanntesten zu beginnen — wird zu einem blondgelockten, schöngeistigen Jüngling, der mit Künstlern herumtändelt, selbst den Pinsel führt und nur an seine königliche Würde sich erinnert, wenn ein vorwitziger Maler ihm eins mit dem Stocke versetzt. Dann ein wundersames Ideal eines Juden, der die Tiefe aller Wissenschaften durchforscht hat, auch für Christus und Christentum schwärmt, aber doch Jude bleibt, um mit seinen Glaubensgenossen verfolgt zu werden. Sein Idealismus scheint die katholischen Geistlichen so sehr angesteckt zu haben, dafs sie alle sich mehr des verfolgten Juden als seiner Verfolger annehmen, dafs sie tolerante Grundsätze aussprechen, wie den: „erst sei man Mensch, dann Jude, Christ, Mohammedaner" etc. Und das in der Zeit der heftigsten Glaubenskämpfe und in einem abgelegenen Kloster des Schwarzwaldes! Endlich der Held selbst! Sohn eines Grobschmiedes, der sich plötzlich als genialer Maler, Kapitän, unwiderstehlicher Don Juan, rationalistischer Freigeist und zur Abwechselung als fanatischer Katholik entpuppt und allerdings in seinem ganzen Wesen stets etwas Grobschmiedliches beibehält. Ein zweiter Odysseus, der alle Metamorphosen des Lebens durchkostet, um endlich, fein spiefsbürgerlich, als Gatte einer Schwarzwälder Bauerndirne zu enden! „Tant de bruit pour une omelette!" Noch wundersamer als die Helden sind die Heldinnen. Da tritt u. a. eine sechzehnjährige Spanierin auf, die als „kleines Kind" bezeichnet und auch behandelt wird, und die anderthalb Jahre später schon recht hübsch in die Geheimnisse der venetianischen Schönen eingeweiht ist. Ferner die Mutter des Helden! Eine entlaufene Gattin, dann Lagerdirne mit sehr kommunistischem Beigeschmack, aber so abstrakt edelmütig, dafs sie um ihres wiedergefundenen Kindes willen plötzlich in die Schmiede zurückkehren will, dabei auch während ihrer Lagerthätigkeit als „Sibylle" angestaunt und von rohen Kriegern verehrt! Und nun — um auch das nicht unerwähnt zu lassen — die weniger idealen Frauengestalten Venedigs. Wir wollen zwar, minder frech als der Held des Romans, ihren Schleier nicht lüften, aber hätte Äneas Sylvius, der uns Jahrhunderte früher als Ebers dieselben Schönen so anmutig beschrieben hat, diese Schilderungen noch lesen können, er würde, fürchten wir, keine seiner Freundinnen wiedererkannt haben. Überhaupt diese übermäfsige Zartheit, diese Scheu, die Dinge so zu sehen und zu schildern, wie sie sind! Da hat z. B. unser Romanheld für Philipp II. ein Madonnenbild gemalt, das die Erinnerungen seiner Venetianer Erlebnisse widerspiegelt, Philipp II., bekanntlich auch ein Freund irdischer Schönheit, wirft es als gotteslästerliches Bild beiseite. Aber die Madonnenmaler damaliger Zeit arbeiteten

* „Ein Wort", Leipzig 1882.

doch auch nach Modellen, deren sittliche Qualität man unbeachtet liefs, oder porträtierten ihre Geliebten.

Es ist selbstredend, dafs ein vielgewandter Romanschriftsteller, wie Ebers, fesselnd und formgewandt schreibt und in Einzelheiten vieles Schöne bietet. So ist die Flucht des gehetzten Juden in vollendeter Weise geschildert, der Kampf der spanischen Freischar mit der niederländischen Besatzung lebhaft und dramatisch dargestellt worden. Doch andererseits zeigt die Beschreibung der ländlichen Verhältnisse des Schwarzwaldes nur das Talent eines gewöhnlichen Novellisten. Der Freund der Geschichte aber wird Herrn Prof. Ebers für seine historische Komposition wenig Dank wissen, denn ein historischer Stoff, der des gröfsten Dichters würdig ist, konnte kaum unwürdiger behandelt werden. M—z.

Either und neither.

In Dr. Websters Complete Dictionary of the English Language steht: Ei′ther (é′ther, or ī′ther. The former is the pronunciation given in nearly all the English dictionaries, and is still the prevailing one in the United States; the latter has of late become somewhat common in England. Analogy, however, as well as the best and most general usage, is decidedly in favor of é′ther); ebenso heifst es bei neíther (né′ther, or nē′ther. The former is given in most dictionaries, and still prevails in America. In England, nī′ther is rather more common than in America, but the best speakers in both countries say né′ther).

In Amerika herrscht die Aussprache é′ther und né′ther vor, in England kann man womöglich von zwei denselben Gottesdienst verrichtenden Geistlichen die zweifache Aussprache hören; doch wird behauptet, dafs namentlich die höheren Stände und alle, die gewählt sprechen wollen, sich mehr des ī′ther und nī′ther befleifsigen. Die Analogie ist dieser Aussprache entgegen, ein organischer Grund für die Abweichung läfst sich nicht entdecken; dafs aber gerade die aristokratischen Kreise das auffällige ī begünstigen, das macht eine Erklärung dieses Falles, die als wahrheitsgemäfs berichtet wird, durchaus annehmbar.

Die unnatürliche Aussprache ī′ther und nī′ther wird danach zurückgeführt auf Georgs I. Unkenntnis der englischen Sprache. Macaulay sagt von Georg I. und Georg II.: If they spoke our language, they spoke it inelegantly and with effort. Dafs Georg I. die englische Sprache, die er erst spät erlernte, nur unbeholfen behandelte, weshalb er auch der englischen Litteratur kein Interesse entgegenbrachte, ist auch sonst hinreichend bekannt. Er soll nun die Worte either und neither nach deutscher Weise ausgesprochen haben, was die Hofleute, um den König nicht zu korrigieren, im Verkehr mit ihm angenommen hätten.

Hannover. Ad. Ey.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschule. (München, Lindauer.) 70 Pf.

H. Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft. (Bonn, Cohen & Sohn.) 1 Mk.

K. v. Bader, Die deutsche Philologie im Grundrifs. (Paderborn, Schöningh.)

H. Ruete, Der Unterricht im Lesen und Litteratur. Hist.-methodol. Abhandlung. (Leipzig, Dürr.) 1 Mk. 80 Pf.

Grammatik.

F. Kern, Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. (Berlin, Nicolai.) 1 Mk. 80 Pf.

G. F. Burguy, Grammaire de la langue d'Oil. III Ed. (Berlin, Weber.) 3 vols. 25 Mk.

H. Breymann, Die Lehre vom franz. Verb auf Grundlage der historischen Grammatik. (München, Oldenbourg.) 2 Mk. 40 Pf.

P. Nissen, Der Nominativ der verbundenen Personalpronomina in den älteren franz. Sprachdenkmälern. (Kiel, Diss.) 1 Mk.

P. Jahn, Über das Geschlecht der Substantive bei Froissart. (Halle, Diss.) 1 Mk.

G. Meerholz, Über die Sprache des Guillaume Guiart. (Jena, Deistung.) 80 Pf.

K. Dreyer, Der Lautstand im Cambridger Psalter. (Greifswald, Diss.)

Lexikographie.

Grimms Deutsches Wörterbuch VI. 10. Lfrg., hrsg. v. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

A. Gombert, Nomenclator amoris oder Liebeswörter. Ein Beitrag zum deutschen Wörterbuche der Gebrüder Grimm. (Strafsburg, Trübner.) 3 Mk.

Dictionnaire historique de la langue française II. 3. Agr—Air. (Paris, F. Didot.) 4 fr. 50 c.

Dictionnaire du Patois normand. (Paris, Champion.) 5 fr.

Wedgwood, Contested etymologies in the Dict. of W. Skeat. (London, Trübner.)

A. S. Palmer, Folk Etymology. (London, Bell.) 21 sh.

J. Haller, Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus der Zeit vor Cervantes ins Deutsche übersetzt. (Regensburg, Manz.) 5 Mk.

Litteratur.

P. Norrenberg, Allgemeine Litteraturgeschichte II. 1. u. 2. Lfrg. (Münster, Russell.) à 60 Pf.

W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur. 6. u. 7. Heft. (Berlin, Weidmann.) à 1 Mk.

R. Becker, Der altheimische Minnesang. (Halle, Niemeyer.) 6 Mk.

O. Lyon, Minne- und Meistersang. Bilder aus der Geschichte altdeutscher Litteratur. (Leipzig, Grieben.) 6 Mk. 50 Pf.

N. Sobel, Die Accente in Otfrieds Evangelienbuch. (Strafsburg, Trübner.) 3 Mk.

H. Blümner, Laokoon-Studien, Heft II: Über den fruchtbaren Moment und das Transitorische in den bildenden Künsten. (Freiburg, Mohr.) 3 Mk.

Du Bois-Reymond, Göthe und kein Ende. Rede geh. beim Antritt des Rektorats. (Leipzig, Veit & Co.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Fernandez Merino, Calderon y Goethe. Relaciones entre el Magico prodigioso y el Fausto. (Madrid, Agencia internacional.) 2 fr.

H. Welti, Geschichte des Sonnettes in der deutschen Dichtung. (München, Diss.)

L. Tobler, Schweizerische Volkslieder mit Einleitung und Anmerkungen. (Frauenfeld, Huber.)

J. E. Bladé, Poésies populaires de la Gascogne. (Paris, Maisonneuve.)

G. Merlet, Etudes littéraires (Chanson de Roland, Joinville, Montaigne, Pascal, Lafontaine, Montesquieu, Buffon etc.). (Paris, Hachette.) 6 fr.

K. Volmöller, Sammlung franz. Neudrucke Nr. 5. Rob. Garnier, les Tragédies. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 80 Pf.

Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies. Zwei altfranz. Heldengedichte, hrsg. von K. Hofmann. Ed. II. (Erlangen, Deichert.) 4 Mk.

Octavian, Altfranz. Roman, hrsg. v. K. Volmöller. (Heilbronn, Henninger.) 4 Mk. 40 Pf.

F. Lotheifsen, Gesch. der franz. Litteratur im XVII. Jahrh. III. (Wien, Gerold.)

G. Brandes, Die Litteratur des 19. Jahrh. in ihren Hauptströmungen dargestellt. 5. Bd. Die romantische Schule in Frankreich. (Leipzig, Veit.) 8 Mk. 60 Pf.

R. Mahrenholtz, Molière. (Heilbronn, Henninger.) Kleine Ausg. 4 Mk.

R. Mahrenholtz, Voltaire-Studien. (Oppeln, Franck.) 6 Mk.

M. Sachse, Über das Leben und die Lieder des Troubadours Wilhelm IX., Graf v. Poitou. (Leipzig, Schlömp.) 1 Mk. 75 Pf.

Denkmäler provençalischer Litteratur und Sprache. Hrsg. v. Suchier. I. (Halle, Niemeyer.) 20 Mk.

E. Müller, Über accentuierend-metrische Verse in der franz. Sprache des XVI. bis XIX. Jahrh. (Bonn, Behrendt.) 1 Mk. 50 Pf.

Morley, Of English literature in the reign of Victoria. (Leipzig.) 2 Mk. 40 Pf.

K. Dietrich, Hamlet der Konstabel der Vorsehung. Eine Shakespeare-Studie. (Hamburg, Nolte.) 2 Mk.

Shakespeares Troilus and Cressida. Ed. w. notes by W. J. Rolfe. (New-York.) 3 sh. 6 d.

P. Anton, England's Essayists. Macniven. (Edinburgh, Simpkin.) 2 sh. 6 d.

E. J. Bierbaum, History of the English language and literature. (Heidelberg, Weifs.) 2 sh. 6 d.

Mrs. Oliphant, The Literary History of England in the end of the eighteenth century and beginning of the nineteenth. (London, Macmillan.) 21 sh.

Th. Braga, Parnaso portuguez moderno precedido de un estudo da poesia moderna portugueza. 6 fr. 30 c.

Th. Braga, Historia de romantismo en Portugal. I parte. (Agencia intern. Madrid.) 6 fr. 30 ct.

E. Martin, La poesia lirica en Cuba. I serie. Oviedo. (Agencia intern. Madrid.) 1 fr. 50 ct.

Hilfsbücher.

F. Pfaltz, Die deutsche Litteraturgeschichte, in den Hauptzügen ihrer Entwickelung, sowie in ihren Hauptwerken dargestellt und den höheren Lehranstalten Deutschlands gewidmet. I. Die Litt. des Mittelalters. (Leipzig, Brandstetter.) 2 Mk. 70 Pf.

H. Düntzer, Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 14., 15. und 16. Bändchen. (Leipzig, Wartig.) à 1 Mk.

Ph. Plattner, Franz. Schulgrammatik. (Karlsruhe, Bielefeld.) 2 Mk.

Haefmaert & Schmidt, Holländische Unterrichtsbriefe. I. Bf. (Leipzig, Morgenstern.) 50 Pf.

Die Hervarar-Saga.

Von

L. Freytag.

(Schlufs.)

Dreizehntes Kapitel.

Um diese Zeit herrschte über Gardhariki ein König, der Hrollaugr hiefs; er war reich und mächtig, treu gegen Freunde und ein grofser Kriegsheld. Seine Königin hiefs Herborg. Sie hatte zwei Kinder; ihr Sohn hiefs Herlaugr, die Tochter Hergerdhr, und beide waren aufserordentlich schön. Zu der Zeit, wo diese Geschichte spielt, war der Knabe erst zwei Winter alt, aber die Königstochter war älter. Nun kam König Heidhrekr gen Gardhariki und empfing da gastfreie Aufnahme. Mit den Königskindern ging er freundlich um, und sie gefielen ihm wohl; da kam es ihm in den Sinn, den Rat seines Vaters zu vereiteln, und er erbot sich zum Erzieher des Königssohnes Herlaugr. Der König meinte, es sei ihm nicht zuzumuten, dafs er dem Manne, der so vieler schlimmer Dinge beleumdet sei, seinen Sohn gäbe, denn er habe den König Haraldr, seinen Verwandten, und andere Blutsverwandte und Freunde betrogen. Da sagte die Königin: „Sprich nicht so, Herr, denn es ist dir zu Ohren kommen, welch gewaltiger Mann er ist und wie siegreich, und es ist weit klüger, sein Anerbieten wohl aufzunehmen, denn sonst steht dein Reich in grofser Gefahr.“ Erwiderte der König: „In dieser Sache wirst du Grofses durchsetzen.“ Man kam also zu dem Entschlusse, dafs der Knabe Herlaugr dem Heidhrekr zur Erziehung übergeben ward. König Heidhrekr nahm den Knaben freundlich auf und erzog ihn in hohen Ehren; er und ebenso Sifka liebten ihn sehr. So fuhr dann Heidhrekr

fort aus Gardhariki, und der Knabe mit ihm. Wiederum beschäftigte er sich mit Heerfahrt, und immer folgte ihm der Knabe und seine Nebenfrau Sifka, wo er auch kämpfen mochte. So vergingen fünf Winter. Sifka, Humlis Tochter, war da zum anderen Male mit dem Könige; aber es war von ihm angeordnet, dafs er ihr keine Sache mitteilen würde, welche er verhehlen müfste. Nun ging König Heidhrekr einst mit seinen Schiffen nach Gardhariki, und als König Hrollaugr seine Ankunft erfuhr, liefs er ihm zu Ehren ein Gastmahl veranstalten und ladete ihn zu sich ein. Der König ging mit seinen Freunden zu Rate, ob er die Einladung des Königs annehmen sollte.* Die meisten Männer wollten ihm die Fahrt widerraten und baten ihn, sich der heilsamen Warnung seines Vaters zu erinnern. Heidhrekr sagte, aus dem allen mache er sich wenig, da er ja doch dessen Rat niemals befolgt habe: „Und zuverlässig werde ich zum Gastmahle kommen.“ So sendete er Botschaft zum Könige, dafs er das Gastgebot besuchen würde. Er änderte dann sein gewöhnliches Verfahren dahin, dafs er seine Mannschaft in drei Haufen teilte: den einen liefs er der Schiffe hüten, dem anderen trug er auf, sich im Walde zu verbergen bei dem Königshofe, wo das Gastmahl sein sollte, und scharf auszuspähen, wenn ihm etwa Hilfe Not sei; er selbst aber begab sich zur Burg mit dem dritten Teile, und mit ihm kamen Sifka und der Königssohn. Da begann ein äufserst prächtiges Gastmahl, welches lange anhielt. Die Männer hatten das immer zur Kurzweil, dafs sie wilde Tiere jagen ritten; und so oft auch Heidhrekr ausging, folgte ihm Herlaugr. Und einmal, als sie beide in den Wald ritten, Heidhrekr und der Königssohn, sendete der König den Knaben zu seiner Mannschaft und hiefs ihn dort verbleiben.** Dann ritt er seines Weges heim und kam spät abends zu Hause an. Sifka war

* Wenn es keine Beweise davon gäbe, dafs in diesen Sagas die prosaischen Stücke nichts sind als eine späte und meist recht schlechte Überarbeitung der alten Poesie, und wenn wir von dieser gar keine Reste hätten, so würden Stellen nach Art der vorliegenden genügen. Es ist hier offenbar eine Lücke: denn im Vorhergehenden deutet nichts darauf, dafs Heidhrekr sich von Hrollaugr Böses zu versehen hätte.

** Selbst für den wildesten Berserker würde hier jeder fafsliche Grund dieses Verfahrens fehlen. Auch hier mufs eine Lücke sein.

draufsen und neigte sich ihm freundlich. Es kam ihr vor, als sähe sie ihn mit bekümmerter Miene; so umfafste sie seinen Hals mit grofser Sorge und sprach dann: „Sage mir, Herr, was verursacht dir Leid? Ich werde dir sofort Linderung schaffen, wenn ich kann.“ Heidhrekr sprach: „Dir allein wage ich davon zu reden, aber ich will doch, dafs du es keinem Menschen offenbarest, denn es handelt sich um mein Leben, wenn es irgendwer zu wissen bekommt.“ Da bat sie, er möchte diejenige Frau auf dem Scheiterhaufen verbrennen, die ihn zu betrügen gedächte, und der König erzählte: „Ich war heute auf der Jagd und verfolgte einen wilden Eber; da hatte ich das Unglück, dafs ich meinen Spiefs zerbrach. So schwang ich Tyrfingr und erschlug das Wild. Das war geschehen, ehe ich bedachte, wie viel auf dem Spiele stand; da fiel mir der auf dem Schwerte ruhende Fluch ein, dafs es nicht in der Scheide ruhen mag, aufser befärbt mit warmem Menschenblute. Kein Mann aber war da mit mir als Herlaugr, und da war es mein Verhängnis, dafs ich ihn mit dem Schwerte erschlagen mufste.“ Heidhrekr ging nun in die Halle und begab sich kurz darauf zu Bette. Sifka aber ging zur Königin und liefs grofsen Kummer an sich merken; die Königin fragte um ihre Traurigkeit, aber sie entgegnete, sie wage es nicht zu sagen; jene bat sie mit freundlichen Worten und redete ihr liebkosend zu; da erzählte nun Sifka von allem so, wie Heidhrekr es ihr berichtet hatte. Nun ging die Königin zu Bette mit grofsem Harme, und als der König sie fragte, was sie bekümmere, da sagte sie's ihm. Der König ward da traurig und zornig zugleich: er stund frühe des Morgens auf und hiefs seine Gefolgschaft sich rüsten und Heidhrekr erschlagen samt allen seinen Leuten. Da ward mächtiges Waffengetöse und Schmettern der Kriegshörner. Heidhrekr rüstete sich zur Verteidigung mit der Mannschaft, die bei ihm war, und es geschah da der allerhärteste Kampf. Die Männer des Königs Heidhrekr fielen wie junges Holz, denn der Unterschied der Heeresmacht war grofs. König Heidhrekr wehrte sich aufs tapferste und erschlug so viele Männer mit Tyrfingr, dafs es zu lange dauern würde sie aufzuzählen. Er schritt durch das Heer wie ein Löwe, der in eine Schafherde einbricht. Da lag ein Ring von Erschlagenen

um ihn,* und er schlug diejenigen zu Tode, die er mit dem Schwerte erreichte. Da gebot Hrollaugr ihn zu überwältigen mit Schilden und Holzstücken; das ward sogleich gethan, und Heidhrekr ward endlich gefangen; zwei Männer gingen dann an ihn heran und legten ihm schonungslose Fesseln an: seine Hände wurden fest gebunden und starke Bande an seine Füfse gelegt, und es ist die Aussage der meisten Männer, dafs es dieselben Gefangenen waren, welche Heidhrekr einst vom Tode erlöst hatte. Hrollaugr liefs da den König Heidhrekr in den Wald führen und an die Stätte, wo sie gewohnt waren Todesstrafen zu vollziehen, und er sollte da auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Aber bevor das geschah, hörten sie Hörnergeschmetter und Waffengerassel: das Heer Heidhreks war gekommen und machte auf Hrollaugr und die Seinen den wütendsten Angriff, entrissen ihnen den König Heidhrekr aus den Händen, jagten sie in die Flucht und machten grofse Beute, worauf sie zu ihren Schiffen gingen. Heidhrekr begab sich dann zurück nach Reidhgotaland; daselbst sammelte er ein mächtiges Heer und fuhr mit hundert Schiffen nach Gardhariki; da landete er mit Feuer und Schwert und vollbrachte furchtbares Kriegswerk. Das erfuhr König Hrollaugr und rüstete zur Abwehr; dann ritt er aus der Burg mit seinem Heere auf einen ebenen Plan dem König Heidhrekr entgegen. Da er aber erfuhr, dafs sein Sohn Herlaugr wohlbehalten beim Könige Heidhrekr sei, wollte er gerne, dafs Aussöhnung eintreten möchte zwischen ihm und dem Könige, liefs also frühe morgens den Friedensschild** emporhalten und entbot Heidhrekr zu einem Zwiegespräche. Heidhrekr willfahrte dem, und beide Heere sollten sie unter den Waffen im Kreise umstehen; schliefslich verkündeten sie, dafs sie versöhnt wären und dafs König Hrollaugr dem Heidhrekr seine Tochter Hergerdhr zur Ehe geben sollte; dessen wurden die Männer alle froh. Demnächst gingen sie zur Königshalle, Hergerdhr ward dem König Heidhrekr verlobt, und dann ward das Gastmahl gerüstet und ihr

* Es liefse sich auch übersetzen: „Ein Ring (von Toten natürlich) war um ihn geschlagen."

** Dessen Farbe war weifs.

Brautlauf getrunken. Keiner glaubte da erfahren zu haben, dafs in diesen Landen ein ehrenreicheres Freudenfest gehalten worden sei; dasselbe währte einen Monat, und als es vorüber war, erhielten die vornehmen Gäste ihr Heimgeleit mit Ehrengeschenken. König Hrollaugr entrichtete nun die Mitgabe seiner Tochter in Gold, Silber und guten Kleinodien: auch sollte sie Vindland mitbekommen, welches zunächst Reidhgotaland liegt. Danach segelte Heidhrekr heim mit seiner Königin, und herzliche Liebe trat zwischen ihnen ein. Als nun Heidhrekr heimgekommen war, wollte er Sifka fortschaffen: so liefs er seinen besten Hengst vorführen, und es war das spät abends. Nun kamen sie an einen Flufs, da machte sie sich vor ihm so schwer, dafs der Hengst zusammenbrach; der König aber sprang sofort ab. Da sollte er sie über den Flufs tragen, denn ein anderes Mittel gab es nicht. Er aber stürzte sie von der Achsel herab, zerbrach ihr das Rückgrat** und schied sich so von ihr, dafs er sie als Tote den Flufs abwärts treiben liefs.*** Um diese Zeit verschied seine Mutter Hervör, und eine ehrenvolle Bestattung ward ihr nach der Sitte der Vorfahren. Kurz darauf gebar die Königin Hergardhr ein Töchterchen, ihr ward ein Name gegeben und Hervör ward sie genannt nach ihres Vaters Mutter. Schon im jugendlichen Alter lernte sie rasch alle ritterlichen Künste; da sendete sie der König der Erziehung wegen zu einem Jarl, der Ormr hiefs, und sie war aufserordentlich schön.

Vierzehntes Kapitel.

König Heidhrekr liefs nun ab von aller Heerfahrt und ordnete Gesetz und Landrecht; er ordnete sein Reich und richtete es ein nach der Art, wie es damals die berühmtesten Könige thaten. Er wählte also zwölf der weisesten Männer

* Böse Geister, die anderswohin gebannt werden sollen, pflegen sich schwer zu machen.

** Durch dieses Mittel kann man selbst böse Geister für alle Zeit töten. — Da übrigens unter Vindland ein Teil Rufslands verstanden wird, so kann das benachbarte Reidhgotaland schwerlich Jütland sein.

*** Der Hinterhalt, die Verurteilung und die Rettung auf ein Hörnersignal hin (das hier fehlt) finden sich z. B. auch in der Dichtung von Salman und Morolt und dem Rotherliede.

zur Beurteilung aller Rechtsfälle, welche in seinem Reiche grofse Prozefssachen betrafen. Alle Fehden dagegen schaffte er in seinem Lande ab, und er wurde nun ein Fürst grofs und sehr reich an Freunden und berühmt durch Weisheit und Macht; er opferte der Freyja und ehrte sie zumeist von allen seinen Göttern. Heidhrekr liefs einen Eber auferziehen: der war so grofs wie der wackerste Kämpe und so stattlich, dafs jede Borste von Golde zu sein schien. Es war seine Gewohnheit, denjenigen zu nehmen, den er sich als den gröfsten verschaffen konnte, und diesen pflegte er dann grofszuziehen und ihn zur Erntegabe der Freyja zu opfern beim Eintritte des Monats, der Februar heifst; sie sollte da ein Opfer haben, damit sie Glück verleihe, und König Heidhrekr brachte ihr dann den möglichst gewaltigen Eber dar, den er der Freyja opfern konnte. Sie sahen denselben als so geheiligt an, dafs man, die Hand auf seinen borstigen Rücken legend, alle grofsen Rechtshändel entschied und dafs man mit diesem Eber ein Sühnopfer darbrachte. Am Julabende führte man den Sühneber hinein in die Halle vor den König, die Männer legten dann die Hände auf seinen Rücken und brachten feierliche Gelübde; der König aber legte die eine Hand dem Eber aufs Haupt, die andere auf den Rücken und gelobte, dafs jeder, wenn er in seine Gewalt käme und sich auch noch so sehr gegen ihn vergangen hätte, des rechten Urtelspruches seiner weisen Männer geniefsen und dafs die zwölfe des Ebers achthaben sollten.** Auch machte er die zweite Eröffnung, dafs derjenige vor ihm sicheren Frieden haben solle, der solche Rätsel aufbringe, wie sie der König nicht auflösen könne. Wenn indes die Männer versuchten ihm Rätsel vorzulegen, so wurde da keins vorgebracht, welches er nicht erriet.

---

* Freyr und Freyja sind die milden Götter des Lichtes und des ruhigen Friedens im Gegensatze zu den Göttern des Krieges, wie Thorr und Tyr.

** Wenn auch in sehr naiver Weise dem Könige Heidhrekr willkürlich die Einführung des den Vanengöttern Freyr und Freyja geweihten Kults zugeschrieben wird, so ist doch die Erinnerung an die Thatsache nicht zu verkennen, dafs dieser Kult eben vom Südufer der Ostsee herüber kam. — Freys goldborstiger Eber Gullinbursti ist das Symbol der wiedergeborenen Sonnenkraft, denn das heidnische Jolfest (Julfest) ist der Feier derselben gewidmet. Die Verlegung in den Februar ist ungenau.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Mann hiefs Gestr und war der Blinde geheifsen; er war ein reicher Herse* in Reidhgotaland, übrigens böse und unfreundlich. Seine Schatzung hatte er dem Könige Heidhrekr einbehalten, und zwischen ihnen herrschte grofse Feindschaft. Da sandte der König Botschaft an ihn, er möchte mit ihm zusammenkommen, um sich mit ihm auszusöhnen, falls er das Leben behalten wolle, und sich dem Urtelspruche seiner weisen Männer fügen; andernfalls möchte er es mit ihm im Kampfe ausmachen. Keine dieser beiden Möglichkeiten sagte Gestr zu, und es wurde ihm schlimm zu Mute. Denn Gestr war kein sonderlich weiser Mann, und weil er sich nicht in der Lage wufste mit dem Könige Worte zu wechseln, und da es anderseits für ihn schwer sein durfte, dem Spruche der Weisen zu gehorchen, da er sich bewufst war, dafs schwere Dinge gegen ihn vorlagen, so fafste er den Entschlufs, zur Rettung dem Odhinn zu opfern: er bat ihn also sich seiner Sache anzunehmen und gelobte ihm grofsen Lohn. Spät an einem Abende ward nun an seiner Thüre gepocht; Gestr der Blinde ging an die Thüre und sah, dafs ein Mann gekommen war, und er fragte nach dem Namen des Ankömmlings; der aber antwortete, er heifse auch Gestr, und sie befragten einander über allbesprochene Neuigkeiten. Da forschte der Ankömmling, ob es irgend etwas gäbe, was ihn beunruhige, und Gestr der Blinde erzählte ihm alles aufs deutlichste. Sprach der Ankömmling: „Ich werde deinetwegen den König aufsuchen und erfahren, wie die Sache abläuft, und wir wollen Aussehen und Kleidung tauschen.“ So thaten sie: der blinde Gestr entfernte und verbarg sich, aber Gestr der Ankömmling ging hinein und blieb da über Nacht, und alle glaubten Gestr den Blinden in ihm zu erkennen, denn sie waren einander so ähnlich, dafs man keinen vom anderen unterscheiden konnte. Tags darauf machte sich Gestr auf die Fahrt zur Zusammenkunft mit dem Könige und ruhte nicht eher, als bis er nach Arheimr kam.** So ging er

* = ein Gaugraf, eigentl. ein Centenarius, Haupt einer Hundertschaft. — Das Beiwort blind ist übrigens im moralischen Sinne zu verstehen.

** Man sieht, dafs ein Christ der Redaktor des Romans ist: Odhinn erscheint durchaus als der böse Geist oder Teufel, der gerufen kommt und

in die Halle und grüfste den König wohl, der schwieg und ihn zornig anblickte. Da sprach Gestr:* „Herr, darum komme ich hieher, weil ich mich mit dir aussöhnen will.“ Der König erwiderte: „Willst du den Schiedsspruch meiner weisen Männer dir gefallen lassen?“ Und er sprach: „Giebt es weiter keine entschuldigende Lösung?“ Antwortete der König: „Allerdings giebt es mehrere: du sollst Rätsel aufgeben, die ich nicht raten kann, und dir damit Frieden erkaufen.“ Sprach Gestr: „Dazu bin ich freilich wenig gerüstet; auf der anderen Seite bin ich freilich noch mehr in Verlegenheit.“ „So willst du lieber den Spruch der Weisen über dich ergehen lassen?“ fragte der König, und Gestr sagte: „Lieber will ich einige Rätsel vorschlagen.“ Der König sagte, er sei's zufrieden: „Viel kommt für dich darauf an, dafs du mich besiegst, denn dann sollst du meine Tochter zur Frau haben, und du darfst es nicht ausschlagen. Freilich siehst du nicht nach grofser Weisheit aus, und bis jetzt geschahs noch nie, dafs ich ein Rätsel nicht durchschaut hätte, das mir vorgeschlagen ward.“ Man nahm zwei Stühle, sie setzten sich darauf, und es gefiel da den Männern, dafs sie weise Worte vernahmen.

Gestr.

Haben wollt ich gerne, was ich gestern hatte;
was es sei, weifst du's? Zusammen lockts die Leute,
öfters hemmt es Worte, zu Worten öfters hetzt es.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht die Lösung bring ich: das Bier bannt den Trübsinn
und reizt zum Zank, doch manchem stöfst an den Zahn die Zunge.

Gestr.

Die Heimat verliefs ich und von Hause ging ich,
am Wege sah ich Wege: ein Weg führte drunten,

Unheil stiftet. Der Tausch nicht blofs der Kleidung sondern auch der Gestalt spielt in unseren Überlieferungen eine wichtige Rolle: so tauscht in der Völsungensage Sigurdhr mit Gunnarr die Gestalt, als der letztere zur Gewinnung Brynhildens die Waberlohe zu durchreiten hat. Ebendahin gehört auch die Idee des gespenstischen Doppelgängers und die des Wärwolfs.

* Gestr heifst der Fremde, der Ankömmling; den „Wanderer“ nennt sich anderswo Odhinn selbst, und der Nornagestr aus der gleichnamigen Saga ist bekannt.

ein Weg führte droben, ein Weg war allerwegen.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht folgt die Lösung: ein Vogel flog droben,
ein Fisch schwamm da unten, auf einer Brücke fuhrst du.

Gestr.

Was für ein Trank wars, den gestern ich getrunken?
Nicht Wasser wars und Wein nicht, nicht Met wars noch Bier* auch,
noch irgend welche Speise; doch durstlos wich ich hinnen.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
doch leicht ergiebt sich Lösung: in eine Höhle** gingst du,
da tratst du in den Schatten, da fiel Tau zu Thale,
da schöpftest du des Nachttaus, so den Schlund erfrischend.

Gestr.

Der laut hallt, wer ist es? Harten Weg begeht er,
ist ihn gewohnt zu wandeln. Wuchtge Küsse liebt er,
zwei Mäuler ihn begaben, er geht allein auf Golde.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht hab ich Lösung: es schmettert der Hammer
auf des Rheines Schmelzgold *** und schallt mit lauter Stimme,
trifft er straff den Ambofs.

Gestr.

Welch ein Wunder ist es, das ich draufs gewahrte
vorm Eingang in die Felskluft:† zween ohne Atem

---

* Munngat (eigentl. wohl = „Lusttrank") ist wohl ursprünglich nicht (nach der gewöhnlichen Erklärung) eine geringere Sorte, sondern ein süfses Bier, etwa unserer alten Mumme zu vergleichen.

** fortu holu î; die gewöhnliche Lesart solu î (in der Sonne) ist kaum zu rechtfertigen.

*** Das sagenberühmte Rheingold ist gemeint: â glod Rinar.

† Eine schwierige Stelle. Die Texte bieten hier wie fernerhin fyrir Dellings dyrum. Poestion in seiner Übersetzung dieser Rätseldichtung („Magazin f. d. Litt. d. I. u. A.") interpretiert: „vor Dellings Thüren" und deutet es auf den Tagesanbruch. Wenn dieser Ausdruck in dieser Bedeutung nur sonstwo vorkäme! Auch pafst es gar nicht, dafs Gestr alle diese Dinge eben bei Tagesanbruch gesehen haben soll. Dellingr ist auch Zwergenname: f. D. d. wohl = vor dem Eingange zu einer Felsenwohnung, Felsenhöhle.

und Seelenlose sotten Lauch von Wunden.*
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht find ich Lösung: nicht Atem ist noch Feuer
in den Blasebälgen, da ist nicht Blut noch Leben,
doch trotzdem mag man Schwerter noch mit ihnen schmieden
mit Winden, die sie schicken.

Gestr.

Welch ein Wunder ist es, das ich draufs gewahrte
vorm Thore der Felskluft? Auf tritts mit acht Füfsen,
vier Augen hats, und übern Bauch hebt hoch das Knie sich.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht geb ich Lösung: von Osten her gingst du
zu dem Thor im Wohnhaus, Verwandte aufzusuchen;
dahin bist du gekommen, König, wo die Spinne
Geweb dem Eingeweid entwob.

Gestr.

Welch ein Wunder ist es, das ich draufs gewahrte
vorm Thore der Felskluft? Tief mit seinem Haupte
sucht es nach dem Helweg,** die Füfse nach der Sonne.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
Doch leicht hab ich Lösung: es strebt mit dem Haupte
Der Lauch zum Schofse Hlodhyns,*** zur Luft mit den Blättern.

Gestr.

Welch ein Wunder ist es, das ich draufs gewahrte
vorm Thor der Schluft im Felsen? Lichter als der Schild ists,

* Einer von jenen verzwickten Ausdrücken, wie die spätere rein verstandesmäfsige Skaldenpoesie sie liebte, jene echte lohensteinsche Dichtung des sinkenden nordischen Altertums. Es ist der Lauch (das Kraut), welcher Wunden schafft, also das Schwert.

** Der Helweg, der Weg zur Hel führt in ihr Reich, in das des Todes. Vgl. Schiller: „Halb berühren sie der Toten, halb der Lebenden Gebiet."

*** Hlodhyn, die Erdgöttin. — Der Lauch übrigens ist im allgemeineren Sinne zu fassen für Pflanzen überhaupt.

schwärzer als der Rabe, gerader als des Speers Schaft,
härter als das Horn auch.*
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht wag ich Lösung: am Wege liegen sahst du
das Glanzglas des Glutbergs in heller Glut der Sonne.**

Gestr.

Es brachten Frauen, beide lichtlockig,
beides Mägde, Bier ins Zimmer.
Gewirkt nicht hattens Hände noch geschmiedet Hämmer;
ders wirkte bei den Inseln, war gewohnt des Wassers.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht weifs ich Lösung: weifse Federn tragen
die Schwäne, die im Meere sind in der Inseln Mitte.
Sie bauten da Nester, der Hände entbehrend,
mit langgebognem Halse: so legten sie Eier.

Gestr.

Wer wohl sind die Weiber auf geweihtem Berge?
Die Frau gebiert Frauen, es gebiert die Jungfrau
Jungfraun: den Weibern fehlt der Mann als Wächter.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht biet ich Lösung: du sahst ein Paar der Brustwurz,***
die dritte in der Mitte, die junge als Mädchen.

---

* Eine bestimmte Strophenform ist nicht vorhanden; die Allitteration ist mitunter unsicher, und hin und wieder sind Spuren des Reims zu finden.

** Hraf u tinna = agathes vitreus. Eigentlich = silex corvi von der rabenschwarzen Farbe: vulkanische verglaste Lava mufs gemeint sein.

*** Fjallhvannir tvaer. Die Gattung Angelica, Brustwurz, gehört zu den Umbelliferæ, zu den Doldenpflanzen: sie hat eine dünne rübenförmige Wurzel, krautigen Stengel, sechs bis sieben Fufs hoch, dick, dreifach gegliederte Blätter; die Blüte ist eine zusammengesetzte Dolde nach Art unseres Schierlings, die Blüte weifslich grün mit undeutlichem Kelch, fünfblätteriger Krone, deren Blätter länglich, und fünf Staubblättern. Die Gattung Archangelica, Engelwurz, hat im allgemeinen einen stärkeren Habitus. — Die Pflanze ist auf Island, überhaupt im Norden, aber auch bei uns eine a. officinalis, der man namentlich im Norden grofse Heilkraft zuschreibt; sie ist aber auch eine schöne Pflanze, so dafs der Vergleich mit der Zierlichkeit eines Mädchens gar nicht unberechtigt ist.

G e s t r.

Fahren sah ich einen, Erdenstaub bevölkernd;
der Tote safs auf Toten, der Blinde ritt den Blinden,
in die Brandung reitend: das Rofs war ohne Atem.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

H e i d h r e k r.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leichte Lösung reich ich: ein totes R o f s sahst du
liegen auf dem Eise: ein A a r safs auf der Beute.
Das alles stiefs zum Strande hinauf der Stofs der S t r ö m u n g.

G e s t r.

Wer wohl sind die Tapfern, die zum Thinge reiten
versöhnt all zusammen? Sie senden ihre Leute
über Land wagend Wohnung zu erwerben?
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

H e i d h r e k r.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
R u h m r e i c h und M u t r e i c h* ringen allzeit
fröhlich im Schachspiel: es schonen sich die Krieger,
ruhen sie im Beutel, doch ringen wild im Kampfe.

G e s t r.

Wer sind die Kampffraun, welche ihren König,
den waffenlosen, würgen (während s c h w a r z e schützen)
immerfort? Die Schönen schaffen ihm nur Schaden?
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

H e i d h r e k r.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung: feind sind l i c h t e S t e i n e,
doch die s c h w a r z e n schirmen den König im Schachspiel.

G e s t r.

Wer ist wohl der eine? Er schläft in der Asche:
ihm, der als Stein entstanden, zur Seite stehn nicht Eltern:
er fristet dort sein Leben, der Gefahr sich freuend.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

H e i d h r e k r.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
Und nahe ist die Lösung: die A s c h e nährt F e u e r
und birgt es auf dem Herde, der Feuerstein gebiert es.

* Die Namen Itrekr und Audadr bezeichnen gewifs nicht eigentliche Namen sondern die Könige der beiden feindlichen Spiele.

Gestr.

Wer ist der Finstre? Er überfährt die Erdflur,
verschlingt Weg' und Wälder, erschrickt nur vor dem Winde,
doch nimmer vor den Menschen, und macht der Sonnen Unheil.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht weifs ich Lösung:
Es geht der Nebel aufwärts aus der Halle Gymirs,*
trübt den ganzen Himmel und trifft zu Tod die Strahlen
der Feindin Dvalins:** er flieht vor Fornjots Sohne.***

Gestr.

Was für ein Tier ists, das tötet andre Tiere?
Eisen umgiebt es allenthalben ringsum:
acht Ecken hat es, doch kein Haupt eignets,
aber im Gefolge viele führt es mit sich.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht wird die Lösung: das würde wohl der Fuchs† sein
im Brettspiel, erbittert und erpicht auf Beute.

Gestr.

Was für ein Tier ists, das trefflich hilft den Dänen?
Blutig ist der Rücken, vorne birgt es Wunden;
dem Gerstofs begegnets, preis giebts das Leben,
in der Männer kräftger Hand ruht sein Körper.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
ich glaube leicht die Lösung: Hell glänzen Schilde
in dem scharfen Schlachtsturm und schützen ihre Träger.

---

* Gymir ist (z. B. nach dem Eddaliede Ögisdrekka 1) ein Beiname Ögirs, des Meergottes, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Riesen, dem Vater der schönen Gerdhr, um welche Freyr wirbt.

** Dvalinn als einer der Zwerge personifiziert das unterirdische Dunkel: seine Feindin ist die Sonne.

*** Fornjotr (Eddalied Hrafnagaldr 17) hat drei Söhne, Hler, Logi, Kari, die über Meer, Feuer und Wind herrschen. Hier ist der Wind gemeint.

† Huni = regulus in ludo latrunculario, forma tali, vulpem significantis. Der viereckige, eisenbeschlagene Würfel ist also der Fuchs, der schlaueste im Gewinnen, der König im Spiele.

Gestr.

Wer sind die Flatterinnen? Sie fliegen durch die Lande
nach Herzenslust sich tummelnd, sie tragen weifse Schilde
durch den Winter; schwarze, wenn der Sommer waltet.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
Doch leicht ist die Lösung.
Schneehuhn mit Namen benennen Menschen einen
schnellbeschwingten Vogel: ihm schwärzen sich die Federn
im Sommer, bleichen aber um die Nacht des Bären.*

Gestr.

Wer sind die Weiber, die wehbringend ausgehn
als Botinnen des Vaters? Vielen Braven brachten
sie Unheil schon und Leiden, und so vergeht ihr Leben.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht mag ichs lösen: durch Eldirs** Mädchen,
die angethan mit Unheil,*** fand mancher sein Ende.

Gestr.

Wer sind wohl die Jungfraun? Ihrer wandeln viele
als Botinnen des Vaters: sie haben bleiche Locken
und hellverzierten Hauptputz, von Männern nicht gehütet.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht weifs ich Lösung:
Ögir erzeugte zauberkluge Töchter
mit Ran, seinem Weibe. Wogen und Wellen
heifsen sie alle, kein Mann hütet ihrer.

Gestr.

Wer sind die Gattenlosen? Sie gehen allzusammen
vom Vater gesendet, und selten sind sie freundlich

---

* Bjarnar nott; der Winter ist gemeint: er ist die Nacht für den Bären, weil dieser den Winter hindurch schläft.

** Eldir (der Zünder) ist einer von den beiden Dienern Ögirs, welche das Goldlicht in der unterseeischen Halle anzünden. Unter seinen Mädchen müssen also wohl die Wellen verstanden werden. Eigentl. Eldis brudir = Sponsæ Elderis: vom unterseeischen Golde und vom Sonnengolde erglühen die Wellen.

*** eitri blandnar. Eitrblandinn wird glossiert mit veneno mixtus, = veneficæ, also die Unheilstifterinnen.

unter wackern Helden und wachen im Winde.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht weifs ich Lösung: wahrlich sinds die Wellen;
Ögirs Töchter stürzen sich mit Getose tummelnd.

Gestr.

Die Gans mit langem Schnabel war einst ganz erwachsen
und sehnte sich nach Kindern; sie schleppte Holz zusammen;
sie schützten scharfe Schwerter, Streu zu schneiden kräftig:
drüber ragt ein Felsdach, das feucht von Rieselwasser.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
an eines Entenvogels Aussehn denkst du.
Sie safs auf den Eiern und hielt besetzt die Stätte
im Schädel eines Rindes: Kinnladen gaben Schutz ab.

Gestr.

Wer ist der Gewichtge, der über vieles waltet?
Halb zur Hel sieht er, den Menschen ist er hilfreich;
der Erde Kopfhaut reifst er, hilft ihm treu ein Kampffreund.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht weifs ich Lösung:
trefflich taugt der Anker an dickgedrehtem Taue
auf See dem Stern des Fahrzeugs; doch fafst die Spitze nieder
zum Schofs der Erden, also hinab zur Hel schauend.

Gestr.

Was für Bräute sind das? Auf Brandungsinseln gehn sie
und fahren längs der Fjorde. Hart nur ist ihr Lager,
ihr Kopftuch weifs, sie spielen bei Windstille wenig.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
Wellen und Wogen, die ganze Wut der Wasser
umarmt die Inseln endlich: hoch oben ist ihr Lager
auf Klipp' und Fels; doch rastet die Sturmflut, dann ist Ruhe.

Gestr.

Ich sah in Sommertagen auf sonnenhellen Felsen*
eine Anzahl wachen nicht eben übermütig;
es stärkten sich die Herren am Biere ganz stille,
doch es stund der Bierkrug und stimmt' ein Klagelied an.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
auch seh ich leicht die Lösung: an der Sau sogen
schweigend die Ferkel; sie schrie bei der Arbeit.

Gestr.

Wer baut auf hohen Felsen? Wer fällt in tiefe Thale?
Wer lebt, der Lungen ledig? Wer läfst nicht ruhn die Stimme?
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
der Rabe baut auf Felsen, Tau fällt in tiefe Thale,
der Fisch ohne Lunge lebt in den Wassern;
der Wasserfall, der wild tost, schweigen wird er niemals.

Gestr.

Öfters sah ich Jungfraun, der Erd' an Stoffe ähnlich;
stets zum Lager dienen ihnen starke Steine,
schwarz und finster, bräunlich auch vom Brand der Sonne;
schöner doch sind jene, entsprofst aus ihrem Schofse.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leichte Lösung bring ich: verborgen in der Asche
erblassen auf dem Herde sahst du helle Kohlen.

Gestr.

Viere sah ich gehen, viere sah ich hangen;
den Weg weisen zweie, den Hunden zweie wehren,
hinterdrein schleppt einer immer unaufhörlich,
und dieser ist allzeit bedeckt mit Schmutze.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:

* Solbjörg (= montes aprici). Egilsson verbessert Solbjargir als Name eines Landgutes.

das Tier ist die Kuh ja, die du sehen konntest:
sie eignet vier Füfse, hat vier Euter hangen,
sie wehrt sich mit den Hörnern, hinten hängt der Schweif ihr.

Gestr.

Ich safs in einem Segel,* da sah ich tote Männer
blutges Fleisch tragen zum Stamme einer Birke.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
in einem Zelte sitzend sahst einen Habicht fliegen,
der führte in der kräftgen Kralle eine Ente.**

Gestr.

Welch ein Wunder ist es, das ich gewahrte draufsen
vorm Wallthor der Felsen?
Zehn Zungen hat es und dazu zwanzig Augen
und viermal zehn Füfse: so geht das Wesen fürder.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Du dünkst mich weit weiser, als ich wissen konnte.
Bist du, den wir dich heifsen? An hebst du ja ein Rätsel
von der Sau, die grunzend sich erging im Hofe;
geschlachtet und zerhauen ward sie aufs Wort des Herren,
und mit neun Ferkeln war fruchtbar sie gewesen.

Gestr.

Wer sind die zween wohl, die ziehen zum Thinge?
Alle beide eignen zusammen drei Augen,
der Füfse zehn, doch haben die zwei einen Schweif nur:
so fliegen durch die Lande die beiden Flinken flüchtig.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
Odhinn ists, der reitet auf dem Rosse Sleipnir.

---

* Das Sat ek á segli ist kaum zu erklären; Egilsson im Lexikon poeticum giebt unter Segl mehrere Erklärungen, die ihn aber selbst nicht befriedigen. Es bleibt nichts übrig als das „Segel" = „Segeltuch" zu fassen und in der Antwortstrophe veggr als Zeltwand, die ja auch aus solchem Tuche zu bestehen pflegte.

** Valr (= valdir menn) sind die im Kampfe Gefallenen, und valr ist ein Habicht; daher das Wortspiel.

Er eignet eins nur, das Pferd zwei Augen:
das Rofs mit acht Füfsen rennt die Bahn rüstig,
doch mit zweien Yggr;* der Hengst hat einen Schweif nur.

Gestr.

So deute mir das eine (denn du dünkst mich weiser
als jeder König sicher): was sagte Odhinn
ins Ohr dem toten Baldr, eh man ihn trug zum Holzstofs?**

Heidhrekr.

Wunder und Graunthat, nichtswürdge Greuel,
nie erlebte Wehsal: doch keiner weifs dein' Wort' wohl,
weifst du sie nicht selber, du wilder Wicht und Giftwurm?

Da schwoll vor Wut der König: rasch schwang er Tyrfingr
und hieb auf Gestr wütend. Doch dieser wandelt' eilig
sich in Gestalt des Falken und entfloh ihm lebend.
Flüchtig entflog er ihm durchs Fenster;
ihm nach hieb der König und hieb des Schweifes End' ab,
die Federn kürzend: davon ist so kurz der Schweif ihm.

Also hieb ihm der König nach und schlug ihm die Schweiffedern ab, und seit der Zeit ist der Schwanz des Falken immer so gestutzt. Bei dieser Gelegenheit ward einer von den Gefolgsleuten getroffen, und dieser hatte sofort den Tod davon. Odhinn sagte da: „Dafür, König Heidhrekr, dafs du mit dem Schwerte nach mir zieltest und mich töten wolltest und dich also selbst gegen den Frieden vergangen hast, den du zwischen uns gelobtest, darum sollen die schlechtesten Knechte deine Mörder werden!“ Da flog Odhinn hinnen, und so schieden sie voneinander.

Sechzehntes Kapitel.

Einige Zeit darauf rüstete sich der König zu einer Reise, denn er wollte in seinem Reiche die Gesetze ordnen. Zur Unterkunft für die Nacht hatte er sich einen Ort vorgenommen

* Odhinn hat zahllose Namen; die meisten sind im Eddaliede Grimnismal 46 ff. verzeichnet. Yggr bedeutet „der mit Furcht Erfüllende, der Verderber“.

** Die berühmte Frage, durch welche sich schon im Eddaliede Vafþrudnismal 54 der Gott kenntlich macht. Lüning zu dieser Stelle meint mit gutem Recht, dafs es der Name des unbekannten künftigen Gottes gewesen sei. — Heidhreks Antwort atmet grimmigen Trotz.

am Fufse des Gebirges, welches Havadhafjöll* heifst, und diese Tagreise kam seinen Leuten reichlich lang vor. Der König befahl also den schnellsten Hengst für sich zum Reiten auszusuchen, und er wählte zur Mitreise neun Knechte aus, welche auf einer westwärts gerichteten Kriegsfahrt in Schottland erbeutet worden waren. Es waren Männer von vornehmer Abkunft, und sie empfanden ihre Knechtschaft sehr bitter. Sie wurden nun mit den besten Reitpferden versehen, und so ritten sie ab mit dem Könige und vielen anderen Männern; der König ritt so rasch, dafs ihm niemand folgen konnte aufser den Knechten und einigen anderen Leuten. Abends kamen sie am Fufse des Gebirges Havadhafjöll an und schlugen daselbst ihre Zelte auf. Als aber der König und die Seinen eingeschlafen waren, stunden die Knechte auf und ermordeten alle Wächter; dann gingen sie ins Zelt dahin, woselbst der König lag. Sie nahmen da Tyrfingr, schwangen ihn und ermordeten damit den König Heidhrekr und alle, die darinnen waren: dies heifst das dritte mit Tyrfingr vollbrachte Neidingswerk nach der Vorherverkündigung des Zwerges, und der Fluch hatte nun sein Ende. Dann nahmen die Knechte Tyrfingr mit sich fort samt allem, was in den Zelten an Geldeswert war, und zuerst konnte niemand wissen, wer die That vollbracht hatte und wohin man sich zur Rache wenden sollte. Am Morgen danach kamen die Männer des Königs Heidhrekr und fanden ihn tot. Da sendeten sie heim, um Angantyr diese Botschaft anzusagen, und dieser liefs alsbald einen grofsen Hügel am Fufse von Havadhafjöll aufwerfen an derselben Stelle, wo der König erschlagen war, und dieser Hügel ward gewölbt aus Holz und aufserordentlich dauerhaft gemacht. Dann wurden Heidhrekr und die mit ihm ermordeten Männer darin beigesetzt. Nun ward ein Thing anberaumt und Angantyr zum Könige gemacht über alle Reiche, welche König Heidhrekr gehabt hatte: auf diesem Thinge leistete er einen heiligen Eid, dafs er sich nicht früher auf seines Vaters Hochsitz setzen würde, als bis er ihn gerochen hätte. Kurz darauf entfernte sich Angantyr ganz allein, und er fuhr weithin, um jene Männer aufzusuchen. Eines Abends

* Havadi bedeutet Lärm, Getöse, Fjall (Plural Fjöll) Berg, Gebirge.

kam er hinab ans Meer längs eines Flusses, welcher Greipa heifst; daselbst sah er in einem Bote drei Männer, welche beim Fischen safsen, und demnächst sah er, dafs ein Mann einen Fisch herauszog und einem anderen zurief, er solle ihm das zum Zerschneiden der Lockspeise bestimmte Messer geben, um den Fisch damit zu köpfen; jener aber entgegnete, er könne es nicht leicht entbehren. Da sagte er: „So nimm das Schwert unter dem oberen Brette weg und gieb mir es“; da nahm und schwang er es und schnitt dem Fisch damit den Kopf ab, und da sang er diese Verse:

Der Hecht hier mufs entgelten   vor Greipas Mündung,
dafs Heidhrekr erschlagen   vor Havadhafjöll.

Sofort erkannte Angantyr auch das Schwert Tyrfingr. Da entfernte er sich in den Wald und verblieb daselbst. Aber die Fischerleute ruderten an Land, begaben sich zu dem Zelte, welches sie hatten, und legten sich nieder zum Schlafen. Als sich aber die Mitternacht näherte, kam Angantyr dahin, warf das Zelt über ihnen nieder und erschlug die neun insgesamt; dann nahm er das Schwert Tyrfingr mit sich, und das diente zum Beweise, dafs er seinen Vater gerochen hatte; sodann fuhr Angantyr heim. Hier liefs er dann ein grofses Gastmahl ausrichten in dem Flecken, welcher Dampstadhr heifst, den aber einige auch Einarheradh nennen: das war zu dieser Zeit der Hauptort in Reidhgotaland. Er entbot alle vornehmen Männer in seinem ganzen Reiche; da war eine aufserordentlich grofse Menschenmenge beisammen, und er liefs das Leichenmahl zu Ehren seines Vaters abhalten. Über die Länder herrschten damals diese Könige:

Es heifst zuerst, dafs Humli   beherrschte die Hunen
Gissr die Gauten,   die Goten Angantyr,
Valdr die Dänen,   Kiar die Welschen,
aber über England   Alfred der Grofse.

Hlaudhr, König Heidhreks Sohn, wuchs (wie früher erzählt worden ist) bei seiner Mutter Vater Humli auf, und er war aller Männer stattlichster und heldenhaftester. Aber zu jener Zeit war es eine altgewohnte Redensart, dafs ein Mann geboren sei mit Waffen und Rossen. Das sollte aber so viel bedeuten, dafs es von denjenigen Waffen gesagt wurde, welche ihnen zu

der Geburtszeit des Mannes verfertigt waren, ebenso von der Habe, den Haustieren, Rindern und Pferden, wenn diese damals geboren waren, und das alles wurde insgemein den Männern von Stande zur Ehre angerechnet. Dasselbe wird hier auch von dem Heidhrekssohne Hlaudhr gesagt:

Hlaudhr ward geboren in dem Hunenlande
mit Schwert* und Dolch und Harnisch, der den Körper deckte,
mit Goldes schwerem Helme und scharfem Hirschfänger
und wohlgezähmtem Pferde im geweihten Walde.

Nun erfuhr Hlaudhr das Hinscheiden seines Vaters, auch dafs sein Bruder Angantyr zum Könige gekoren war über alle die Reiche, die sein Vater gehabt. Nun wollten sowohl Humli als auch Hlaudhr, dafs dieser hinfahre, um von seinem Bruder Angantyr das Erbteil zu fordern, zuerst mit guten Worten, wie es hier heifst:

Vom Osten her ritt Hlaudhr, Heidhreks Erbe,
er kam ans Gehege, da die Goten hausen:
nach Arheimr kam er, sein Erbe anzusprechen.
Da trank Angantyr bei Heidhreks Totenfeier.

So kam Hlaudhr in Arheimr an, wie gesungen wird:

Einen Mann fand er vor dem mächtgen Saale;
so ward zu dem gesprochen, der spät herausgetreten:
„Mann, hebe hastig dich zum hohen Saale!
Ruf heraus Angantyr, dafs ich mit ihm rede!“

Und dieser ging hinein vor den Tisch des Königs, begrüfste den König Angantyr und sprach dann:

Hieher kam Hlaudhr, der Heidhreks Erbe fodert,
Herr, dein Bruder, ungestüm harrend.
Der Mann sitzt mächtig auf der Mähre Rücken;
der Herrscher des Volkes heischt mit dir zu reden.

Als aber der König das hörte, warf er das Tischmesser auf die Tafel, stieg vom Tische weg und warf sich das Panzerhemd über; dann nahm er den weifsen Friedensschild in die

* Die wichtigsten Trutzwaffen waren: 1) der Spiefs (der taciteischen Framea entsprechend), leicht, mit kurzem Eisen; 2) der schwere Ger, mit langem und breitem Eisen; 3) das Schwert, von verschiedener Länge, breit, zum Hiebe eingerichtet; 4) das kürzere Schwert (mækir); 5) der Dolch (sax) oder das Messer. Hammer und Beil sind älter, zum Hiebe wie zum Wurfe gebraucht.

eine und das Schwert Tyrfingr in die andere Hand. Und es erhub sich da ein mächtiges Männergetöse in der Halle, wie gesungen wird:

Da Lärm im Haus! Die Männer erhuben mit dem Herrn sich;
ein jeder wollte wissen, was Hlaudhr reden würde,
und welches Wort Angantyr da wohl würd erwidern.

Da sprach Angantyr: „Sei willkommen und freundlich gesonnen, geh mit hinein zum Trunke und laſs uns nach dem Tode unseres Vaters den Ehrentrunk thun, zunächst ihm zu Ehren, dann uns allen zur Ehre, mit unserer gegenseitigen Wertschätzung!“ Sagte Hlaudhr: „Zu anderem Zwecke fuhren wir hieher, als unseren Magen vollzustopfen,“ und er sang:

Die Hälfte will ich haben von aller Habe Heidhreks,
von Sattelschmuck und Schwertern und auch von der Schatzung,
von Kühen und von Kälbern, von Mühlen, die rasch kreisen,
von Mägden und Knechten und auch ihren Kindern,
vom wertvollen Walde, von dem man weiſs als Schwarzwald,*
von dem heilgen Grabe, das da steht am Heerweg,
von dem Stein, der stattlich steht zu Dampstadhr,**
der Wohnstätten Hälfte, die Heidhrekr hatte,
und der Land' und Leute und lichthellen Baugen.***

Angantyr entgegnete: „Du kommst nicht mit gesetzlichem Anspruche auf dieses Land.“ „Aber was willst du bieten?“ sagte Hlaudhr, und Angantyr antwortete:

Eher bricht dem Bruder der Lindenschild, der lichte,
und kalter Stahl des Gers soll sich mit dem andern kreuzen,
und mancher brave Mann wird ins Gras beiſsen müssen,
ehe daſs ich Tyrfingr in zwei Stücke teile
und dir aus Humlis Stamme des Erbes Hälfte gebe.

Und wiederum sprach Angantyr:

Dir will ich geben Fässer gutes Weines
und manch herrlich Kleinod, das bestens dir behage,

* Myrkvidr = Schwarzwald. Der Name wird sich häufiger gefunden und sich auf Nadelholz bezogen haben.

** Wohl nur auf Heidhreks Grab und einen ihm zu Ehren gesetzten Bautastein (Ehrensäule ohne Runen) zu beziehen: Hlaudhr macht damit seinen Anspruch als Sohn des toten Königs.

*** Ringe, meist aus Edelmetall, als Arm- und Halsschmuck gebraucht. Übrigens ist Hlaudhs Anspruch maſslos: uneheliche Kinder waren zwar nicht erblos, standen aber den ehelichen Kindern weit nach. Grimm R.-A. S 475 f. Weinhold, Altn. Leben S. 248.

und zwölfhundert Männer und zwölfhundert Mähren
und zwölfhundert Schwerter für die Schildträger.
Der Männer jedem geb ich auch reichliche Gabe:
anderes und bessres, als ihm selber eigen:
jedem Manne geb ich ein Mädchen zu besitzen,
um leg ich jeder Jungfrau einen Halsring.
Doch dich auf deinem Hochsitz mit Silber umhäuf ich;*
gehst du hinein, umschütt ich dich so mit Schätzen Goldes,
dafs um dich rote Ringe von allen Seiten rollen:
des Gotenvolks ein Drittel geb ich dir zu Herrschaft.

Siebzehntes Kapitel.

Gissr, der Gyrtinger Freund, der Erzieher des Königs Heidhrekr, war damals beim Könige Angantyr, und er war damals schon sehr alt. Und als er das Anerbot Angantyrs hörte, däuchte es ihn, dafs derselbe gar zu viel biete, und er sagte:

Der Sohn einer Magd soll solches empfahen,
einer Magd Kind solls, zeugt' ihn auch ein König?
Sonst safs der am Zaune Erzeugte im Hügel,
wenn der echte König das Erbteil ausgab.**

Da ergrimmte Hlaudhr gewaltig, dafs er bei Annahme des brüderlichen Anerbotes Mägdesohn und unechtes Kind genannt wurde; so wandte er sich von dannen mit allen seinen Männern, bis dafs er gen Hunaland kam zu seiner Mutter Vater, dem Könige Humli, und erzählte, dafs sein Bruder Angantyr ihm ein Drittel als Erbteil vergönnt habe. König Humli erkundigte sich da nach ihrer ganzen Unterredung und erzürnte sich sehr darüber, dafs sein Tochtersohn Hlaudhr der Sohn einer Magd heifsen sollte, und sprach:

Den Winter wolln wir sitzen und wohlgemut leben
und wollen herrschend trinken Becher gutes Weines
und Hunen unterweisen Heerfahrt zu rüsten,
die wir bald kühnlich zum Kriege führen wollen.

* Es ist kaum anders zu verstehen, als dafs Angantyr seines Bruders Ehrensitz völlig mit Silber umhäufen will. (So mufsten die Götter den Balg des erschlagenen Otr mit Golde füllen und ganz damit bedecken.) Dazu pafst auch das folgende.

** d. h. unechte Kinder empfingen sonst den Tod statt des Erbteils.

Und wiederum sagte er:

Wir und Hlaudhr wollen Heerhaufen waffnen
und kühn uns und kraftvoll in den Krieg wagen
mit zwölfjährgen Fechtern und zweijährgen Füllen:*
also soll das Heer sich der Hunen versammeln.

Diesen Winter nun safsen König Humli und Hlaudhr in Ruhe; um den Frühling aber zogen sie ihr Heer zusammen, so dafs danach das Land von kampffähigen Männern ganz entblöfst war: mitgingen alle Männer vom zwölften bis zum sechzigsten Lebensjahre, auch diejenigen, welche mit Waffen und Rossen zwanzig Jahre und mehr auf Heerfahrt gewesen waren. Es war das ein so gewaltiges Heer, dafs mans nach Tausenden zählen mochte und in jedem Schlachthaufen nicht weniger als tausende waren. Über jedes Tausend war aber ein Heerführer gesetzt, und jedes erhielt seine besondere Fahne. In jedem Schlachthaufen waren fünftausend, und jeder derselben betrug in Wahrheit dreizehnhundert, und jede Hundertschaft viermal vierzig: solcher Schlachthaufen waren aber dreiunddreifsig.** Und als dieses Heer zusammengekommen war, ritten sie in den Wald, welcher Schwarzwald heifst und Hunaland von Gotaland scheidet; als sie aber aus dem Walde heraus kamen, waren da ebene Gefilde und grofse, wohlangebaute Flächen. In diesen Gefilden stund eine stattliche Burg, über welche Hervör gebot, Angantyrs und Hlaudhs Schwester, und bei ihr befand sich ihr Erzieher Ormr. Sie waren da zur Landeswehr gegen die Hunen eingesetzt und hatten daselbst eine starke Mannschaft.

Achtzehntes Kapitel.

Als eines Tages die Sonne aufging, stund Hervör auf einem Turme, der das Burgthor schützte. Da sah sie südlich in der Richtung des Waldes einen mächtigen, von Pferden auf-

* d. h. mit dem äufsersten Aufgebote, das denkbar ist. F. Dahn in seinem „Kampf um Rom“ könnte an diese Stelle gedacht haben.

** Die Gesamtzahl würde nicht weniger als 343 200 betragen. Diese Zahl erscheint mafslos übertrieben, selbst wenn man das ungewöhnliche, ja ungeheuerliche Aufgebot berücksichtigt.

gewirbelten Staub, der längere Zeit die Sonne verdunkelte; demnächst aber sah sie wie Goldesglanz aus dem Staube hervor glänzende und mit Gold eingelegte Schilde, vergoldete Helme und lichte Brünnen; sie sah, dafs es der Hunen Heer und zwar eine ungeheure Menschenmenge war. Da ging Hervör eiligst hernieder, rief ihrem Knappen zu, er solle das Kriegshorn zur Hand nehmen und die Mannschaft zusammenblasen. Dann sprach Hervör: „Greift zu den Waffen und rüstet euch zum Kampfe; du aber, Ormr, reite den Hunen entgegen und entbiete sie zur Schlacht vor das südliche Burgthor.“ Ihr zur Antwort gab Ormr: „Ein so grofses Heer haben die Hunen, dafs wir nicht standhalten können, und das ist mein Rat, dafs du hinweg eilest zu deinem Bruder König Angantyr und ihm sagest, wie die Sachen stehen.“ Sprach Hervör: „Lässest du dich furchtsam erfinden, Ormr? Thue, wie ich gesagt, und entbiete sie zur Schlacht!“ Da sprach Ormr:

So will ich wahrlich traben und den Schildrand tragen
und dem Stamm der Goten Sturmkampf schaffen.

Nun ritt Ormr aus der Burg den Hunen entgegen; daselbst rief er mit lauter Stimme und forderte sie auf, der Burg zuzureiten: „Vor das Burgthor nach Süden fordere ich euch aufs Schlachtfeld. Und diejenigen, die zuerst kommen, sollen die anderen erwarten.“ Dann ritt Ormr zur Burg zurück, und Hervör war da ganz fertig zum Kampfe samt ihrem ganzen Heere; nun ritten sie mit ihrer vollen Streitmacht aus der Burg den Hunen entgegen, und es erhub sich da eine gewaltige Schlacht. Aber alsbald kam ein grofses Fallen von Männern über das Heer Hervörs, weil die Hunen unendlich mehr Mannschaft hatten. Ormr ritt vorwärts ins Hunenheer und erschlug ihnen so viele Leute, dafs das Aufzählen zu lange dauern würde, und diejenigen hatten keine Hoffnung des Lebens, denen er mit dem Schwerte nahe kam, und seine beiden Arme waren blutig bis an die Achseln. Und da Hervör sah, wie ihre Mannschaft fiel, ward sie gewaltig zornig und hieb rechts und links Männer und Rosse nieder: immer tötete sie auf jeden Hieb sechs Männer,*

* Natürlich starke Hyperbel, wie namentlich die spätere Volkspoesie sie liebt. Das stärkste in solchen Übertreibungen leisten aber wohl die unechten Strophen unseres Alphartliedes.

und alles trieb sie vor sich her in die Flucht; wer sie sah, mochte sie eher einem Löwen als einem Manne vergleichen: keinem noch so Tapferen begegnete sie, der nicht sofort den Tod statt des Lebens empfing. Doch konnte sie nicht dauernd Widerstand leisten gegen eine Übermacht wie die, mit welcher sie's hatte, denn es waren auf ihrer Seite schon zehntausend gefallen. Da rief sie den Hlaudhr an mit den Worten: „Hlaudhr, komm du zum Einzelkampf mit mir, wenn du ein tapferes Mannesherz hast!“ Erwiderte Hlaudhr: „Mich dürstet nicht nach deinem Leben, Schwester!“ Und er hiefs seine Männer sie lebend gefangen nehmen:* „Sie soll bald in unserer Gewalt sein!“ Als Hervör das hörte, schonte sie nichts mehr und erschlug alles, was ihr in den Weg kam, und das dauerte so lange, bis ein ganzes Heer über sie herfiel. Sie aber erschlug alle, die ihr zunächst waren, bis sie tot vom Pferde sank: aus dem Munde rannen ihr grofse Ströme Blutes, und alle meinten, es müfsten ihr vor völliger Erschöpfung die Adern gesprungen sein. Doch es däuchte jeden, dafs niemand von einem Weibe gehört habe, die sich so ritterlich benommen, und Hlaudhr liefs sie mit den höchsten Ehren bestatten. Als aber Ormr Hervörs Fall sah, floh er samt allen, die nicht mehr kampffähig waren, aus der Schlacht. Und Ormr ritt Tag und Nacht, so schnell er konnte, dem Könige Angantyr zu nach Arheimr, während die Mannschaft, die am Leben geblieben war, in die Burg floh und die Hunen anfingen rings herum im Lande zu heeren und zu brennen. Als aber Ormr Angantyr traf, empfing ihn der König freundlich und forschte, was sich begeben; Ormr sang:

Ich komm herauf vom Süden, dies Unheil anzusagen:
mit Feuer ganz verheert ist die Heide des Schwarzwalds,
bespritzt ist mit Kampfblut das kühne Volk der Goten.

Und weiter sang er:

Ich hab es selbst gesehen, wie die Tochter Heidhreks,
deine eigne Schwester, vom Rosse sank zur Erde:
es haben die Edle die Hunen erschlagen
und aufser ihr noch manche eurer ersten Degen.
Dort auf dem Felde war sie fröhlicher zum Fechten

* Eigentl. „sie bei den Händen fassen“ (taka hana höndum).

als sich des Spiels zu freuen, zu reden mit dem Freier
und sich bei dem Brautzug auf die Bank zu setzen.

Als Angantyr solches hörte, verzog er die Lippen und nahm zögernd das Wort; endlich sprach er; „Unbrüderlich ist mit dir gespielt worden, herrliche Schwester!“ Dann überblickte er sein Gefolge, und es war da keine grofse Mannschaft bei ihm; da sprach er:

Wir waren stark und zahlreich, als wir Met zechten;
jetzt, wo wir mehr sein sollten, sind wir wen'ger zahlreich.
Und wenn ich auch bitte und um Baugen kaufe,
doch kann ich keinen sehen von allen meinen Kämpen,
der da hinnen trabe und den Schildrand trage
und kühnlich die Hunen zum Heerkampf entbiete.

Erwiderte Gissr der Alte:

Nicht Geld noch Gut als Gabe von dir begehren will ich,
noch den schimmernd roten Schatz gutes Goldes;
aber traben will ich und den Schildrand tragen
und das Volk der Hunen zum Heerkampfe laden.

Es war ein Gesetz des Königs Heidhrekr, dafs, wenn ein feindliches Heer im Lande war, der Landesfürst ein Feld für die Schlacht abstecken liefse und die Örtlichkeit dafür festsetzen sollte; auch sollten die feindlichen Vikinger nicht früher im Lande heeren, als bis eine Schlacht versucht sei. Gissr rüstete sich nun mit guten Waffen und sprang mit einem Satze auf seinen Hengst, wie wenn er ein Jüngling wäre, und dann sprach er zum Könige:

An welchen Ort den Hunen entbiet ich den Heerkampf?

Angantyr der König sagte:

Sag ihn an zu Dylgja auf der Dunheide*
zwischen jenem hohen Josurfjöll** das Schlachtfeld!
Es fochten ja die Goten so oft auf diesen Feldern,
und herrlichen Sieg da errangen die Beherzten.

---

* Das Wort Duna bedeutet Lärm, Getöse; es ist also eine diesen Lokalitäten nach dem Zwecke des Kampfes verliehene Bezeichnung; Dylgja = Streit.

** Der Name ist schwer zu erklären: ausa (Präteritum jos) = begiefsen, taufen; ausa einu moldu = jemanden begraben. Vielleicht wurden die Gefallenen in jenem Gebirge beigesetzt und rührt der Name daher.

So ritt denn Gissr ab, bis dafs er zum Heere der Hunen kam; er ritt nicht eher näher, als bis er mit ihnen reden konnte; da rief er mit lauter Stimme und sprach:

Schon gefällt ist eure Kriegsschar, der Tod umfängt schon euren Führer,
zur Gruft winkt euch das Banner und gram ist euch Odhinn.*
Nach Dylgja euch entbiet ich auf die Dunheide,
an den Fufs des jähen Josurfjöll zum Kampfe.
Mit jedem Trotze fodr' ich euch heraus zum Treffen,
und es lasse Odhinn so die Lanzen fliegen,
wie ichs euch wünschte und euch zum Weh geweissagt!

Als Hlaudhr die Worte Gissrs gehört hatte, sagte er: „Ergreifet den Mann Angantyrs, Gissr, der aus Arheimr kam!" Sprach König Humli:

Nicht versehren soll man Boten,
die einsam fahren und unbegleitet.

Und Gissr sprach: „Weder ihr Hunen noch eure Hornbogen jagen uns Furcht ein!" Und Gissr setzte seinem Hengste die Sporen ein und ritt fort und Angantyr zu; er trat vor ihn hin und begrüfste ihn wohl. Der König fragte, ob er der Hunen Heer gefunden habe, und Gissr erwiderte: „Ich habe mit ihnen geredet und sie zum Kampfe aufs Gefilde in die Dunheide gefordert zu Dylgja." Fragte Angantyr, ein wie grofses Heer sie hätten? Und Gissr entgegnete:

Fürwahr es ist mächtig ihrer Krieger Menge!
Dreiunddreifsig Scharen tapfrer Degen sind es,
in jeder Schar der Tapfern stehen fünfmal tausend,
in jedem Tausend kühner Krieger dreizehnhundert,
und in jedem Hundert der Helden hundertsechzig.**

Da liefs Angantyr das Zeichen auf den Kriegspfeil einschneiden*** und sandte Boten nach allen Seiten von sich aus:

---

* Alles natürlich proleptisch zu fassen.

** Die Lesarten sind hier arg verstümmelt. Soll die Zahl stimmen, so mufs so übersetzt werden.

*** Bei den Kelten war derselbe Brauch üblich. (Vgl. W. Scotts Lady of the Lake.) Ein mit einem den Ausbruch des Kriegs verkündenden Zeichen versehener Pfeil wurde schnell umhergeschickt; das bedeutete das Aufgebot des Heerbanns. (Grimm R.-A. 162.) Bei den eigentlichen Deutschen scheint dieser Kriegspfeil (herör) nicht üblich gewesen zu sein.

er entbot zu sich jeden Mann, der ihm Hilfe leisten wollte und der Waffen mächtig war. Dann fuhr er gen Dunheide mit seiner Mannschaft, und es war das ein gewaltiges Heer; da kam ihnen das Heer der Hunen entgegen, und sie hatten eine halbmal so zahlreiche Mannschaft. Beide Heere schlugen da ihre Lagerzelte auf und schliefen daselbst die Nacht; als aber der Morgen kam, rüsteten sie sich beiderseits zum Kampfe und ordneten ihre Scharen; am anderen Tage begannen sie die Schlacht und kämpften den ganzen Tag; als es Abend ward, zogen sie sich ein jeder in sein Lager zurück. So schlugen sie sich acht Tage hindurch, aber ihre Fürsten waren noch am Leben; doch keiner wufste die Zahl derer, die gefallen waren. Und Tag und Nacht zogen dem Angantyr Hilfsscharen zu von allen Seiten, und so geschah es, dafs er nicht weniger Volkes hatte als zuvor. Es wurde so die Schlacht erbitterter denn vorher: die Hunen schlugen sich tapfer, denn sie sahen, dafs ihnen nichts weiter übrig blieb; es war ja ihre einzige Hoffnung auf Rettung ihres Lebens, sich nicht besiegen zu lassen, und sie wufsten, dafs es übel ausfallen würde, die Goten um Frieden zu bitten. Die Goten andererseits verteidigten Freiheit und die sie ernährende Erde vor den Hunen; so stunden sie fest und ermunterte einer den anderen. Als sich aber der Tag neigte, machten die Goten einen so harten Angriff, dafs die Schlachtordnung der Hunen vor ihnen ins Schwanken geriet; und als Angantyr das sah, ging er hervor aus der Schildburg in das Vordertreffen und hatte Tyrfingr in der Hand. Damit hieb er Männer und Pferde nieder, und die Schlachtordnung der hunischen Könige ward gebrochen; die beiden Brüder wechselten Hiebe miteinander, und Hlaudhr fiel da und mit ihm König Humli. Da begannen die Hunen zu fliehen, aber die Goten erschlugen sie und richteten eine so gewaltige Niederlage unter ihnen an, dafs sich die Bäche stauten* und übertraten, die Thale aber voll waren von toten Männern und Rossen. Als aber der Morgen kam, liefs Angantyr die Zahl der Gefallenen feststellen; es fand sich kein Lebender mehr,

* Derselbe Zug kommt auch in der Ilias vor (21, 218 ff.), wo Achilleus den Flufs Skamandros dermafsen mit Erschlagenen füllt, dafs derselbe kaum noch seine Gewässer dem Meere zuwälzen kann.

denn alle, die sich vom Schlachtfelde nicht hatten retten können, waren im Blute ertrunken.* Da ging der König umher und suchte Hlaudhr auf und fand ihn tot in einer hohen Höhle; da sprach er also:

Die Wahl gewährt' ich, Bruder, dir zwischen zwei Wünschen,
Hab' und Menschen zahlreich, was dir zumeist behagte.
Nichts zum Entgelte gönnt dir jetzt der Schlachten Göttin,
nicht lichthelle Baugen noch auch Ländereien.

Und wiederum sprach er:

Fluch lastet auf uns beiden, denn Brudermörder bin ich:
man wirds noch spät vernehmen, das Fluchwort der Nornen.**

Dann liefs ihn Angantyr in derselben Höhle beisetzen, wo er gestorben war, und mit ihm daselbst noch drei andere der vornehmsten Helden, die vorher genannt sind;*** die grofse Masse der Toten aber ward zusammengetragen zu grofsen Haufen und Erde darüber geschüttet. Der Wahlplatz hatte acht Meilen im Umfange, wo die grofse Niederlage geschehen war; noch heutzutage sieht man die Hügel als Merkzeichen. Es heifst aber, dafs Reidhgotaland und Hunaland jetzt Deutschland genannt wird, und Deutschland soll ebenso wie Norwegen zwölf Königreiche zählen. Dessen wird nicht gedacht, ob Angantyr sich nun Hunaland unterwarf oder nicht; Herlaugr aber, als er von seinen Wunden genesen war, fuhr heim gen Gardhariki und galt allgemein für einen der besten Degen; aber wir haben fernerhin nichts mehr von ihm gehört.

Neunzehntes Kapitel.

Angantyr war lange König in Reidhgotaland und glich seinem Grofsvater Höfundr sehr: er war ein mächtiger, reicher und bedeutender Mann, und Königsgeschlechter sind von ihm abgestammt. Sein Sohn war Heidhrekr Ulfhamr,† der später lange Zeit König über Reidhgotaland war; eine Tochter hatte

* Wiederum starke Hyperbel.

** Die drei Schicksalsgöttinnen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In den späteren Sagas kommen sie fast gar nicht mehr vor, aufser in den poetischen (also älteren) Teilen.

*** Der eine ist natürlich König Humli; von den beiden anderen weifs man nichts.

† Eigentlich „der in Wolfshaut“.

er, die Hildr hiefs und Mutter des tapferen Haldan ward, des Vaters Ivars des Weitgereisten. Ivarr kam mit seinem Heere nach Schweden, wie es in der Geschichte der Könige erzählt ist; König Ingialdr Illradhi* aber, der ihn und seine Heere fürchtete, verbrannte sich selbst mit seinem ganzen Gefolge in der Residenz, welche Räningi heifst. Ivarr unterwarf sich dann das ganze schwedische Reich, und er gewann auch das Dänenland und Kurland, Sachsenland und Esthland und das ganze Gebiet bis nach Gardhariki; er beherrschte auch Westsachsen und gewann einen Teil Englands, der Nordhumbrien heifst. Ivarr hatte sich also das ganze Dänenland unterthan gemacht und setzte später Valdr als König darüber und gab ihm auch seine Tochter Alfhildr in die Ehe: ihre Söhne waren Haraldr Hilditennr** und Randver, der später in England fiel, wogegen Valdr in Dänemark verschied. Da übernahm dann Randver das Dänenreich und ward König darüber; Haraldr Hilditennr aber liefs sich den Königsnamen in Gautland geben und unterwarf sich später alle die schon erwähnten Reiche, welche König Ivarr gehabt hatte. König Randver vermählte sich mit Asa, der Tochter des Königs Haraldr aus Geirraudargardhr in Norwegen, und ihr Sohn war Sigurdhr Hringr.*** Randver kam plötzlich um. Sigurdhr übernahm nun die Königsherrschaft in Dänemark; er kämpfte mit dem Könige Haraldr Hilditennr zu Bravöllr im östlichen Gotenlande, und daselbst fiel Haraldr und eine grofse Menge seines Heeres mit ihm. Dieser Schlacht ist in hervorragender Weise Erwähnung geschehen in den alten Berichten, denn es geschah dort ein ungewöhnliches Blutbad nach Art dessen in dem Kampfe, den Angantyr und sein Bruder Hlaudhr miteinander hatten auf der Dunheide. Sigurdhr beherrschte Dänemark bis zu seinem Todestage, und nach ihm sein Sohn, der König Ragnarr Lodbrok;† der Sohn Haralds aber hiefs Eysteinn der Böse, der nach seinem Vater Schweden

* Eigentlich „der Bösartige“.

** Vermutlich = „der mit den bissigen Zähnen“.

*** Der Name ist kaum zu erklären, falls er sich nicht etwa auf den Ring am Schwertgriffe bezieht.

† Lodbrok = „lodenes Beinkleid“. Die Ragnar-Lodbrokssaga versucht in ähnlicher Weise ihren Stoff mit den alten mythischen Epen in Verbindung zu bringen, wie dieses letzte verworrene Kapitel unserer Saga

beherrschte und daselbst gebot, bis die Söhne des Königs Ragnarr ihn fällten, wie es in seiner Saga berichtet ist. Die Söhne Ragnars machten sich dann Schweden unterthan. Nach Ragnars Tode übernahm sein Sohn Björn Jarnsidhr* Schweden, Sigurdhr Dänemark, Hvitserkr das Ostreich, Ivarr der Gebeinlose England. Björns Söhne waren Eirekr und Refill. Dieser war ein Heer- und Seekönig, wogegen Eirekr** nach seines Vaters Tode über Schweden gebot, aber nur kurze Zeit am Leben blieb, da übernahm Eirekr Refils Sohn das Reich, und er war ein grofser Heerführer und höchst mächtiger König. Björns Söhne waren Eirekr von Uppsala und König Björn; da kam Schweden wiederum zur Teilung unter die Brüder, welche nach dem Tode des Eirekr Refilssohn das Reich übernahmen. König Björn schuf die Stätte, welche Haugi heifst; er hiefs davon Björn zu Haugi, und bei ihm war der Skalde Bragi. Ein Sohn des Königs Eirekr hiefs Aunundr, der nach seinem Vater das Reich erbte zu Uppsala und ein reicher König war; in seinen Tagen stieg zur Herrschaft in Norwegen Haraldr Harfagr*** empor, der als der erste seines Geschlechtes in Norwegen Alleinherrscher ward. Des Königs Aunundr Sohn hiefs Björn, der nach seinem Vater ans Reich kam und lange regierte; seine Söhne waren Eirekr der Siegreiche und Olafr, welche nach ihm Reich und Königswürde erbten. Olafr war der Vater Styrbjörns des Starken, in dessen Regierungstagen König Haraldr Harfagr aus dem Leben schied. Styrbjörn kämpfte mit seinem Vaterbruder Eirekr zu Fyrdsvöllr, und da fiel Styrbjörn; von da ab herrschte Eirekr bis zu seinem Todestage über das Schwedenreich. Zur Gemahlin hatte er die gewaltige† Sigridh; ihr Sohn hiefs Olafr, der nach Eireks Tode zum Könige über Schweden gewählt ward. Damals war er

---

es anderweitig thut; es ist immer dasselbe Bemühen, die Sagas mit ganz oder halb wahrer Geschichte zu verschmelzen.

* = Eisenseite.

** Sigurdhr = Sigfrid, Eirekr = Erich.

*** Der berühmte Harald Schönhaar (Harfagr), der Norwegen gewaltsam einigte und dadurch Tausende freiheitsliebender Norweger zur Auswanderung veranlafste. An den fürstlichen Absolutismus ist trotzdem nicht zu denken: dies Gewächse ist nicht germanisch.

† Sigridi ena storradu. Dies letztere Wort wird bald mit imperiosa bald mit facinorosa glossiert: wir würden einfach „ränkevoll" sagen dürfen.

noch Kind, und die Schweden nahmen ihn auf ihren Kriegszügen allenthalben mit, und daher nannten sie ihn ihren Schofskönig, nachher aber den schwedischen Olafr. Lange Zeit war er König und mächtig, und er als der erste der schwedischen Könige nahm das Christentum an, und so hiefs in seinen Tagen Schweden ein christliches Land. Aunundr hiefs der Sohn des schwedischen Olafr; er kam nach des Vaters Tode zur Regierung und starb an einer Krankheit; zu seiner Zeit fiel König Olafr der Heilige zu Stiklastadhr. Eymundr hiefs ein anderer Sohn des schwedischen Olafr; in seinen Tagen wurden die Schweden dem Christentum ungetreu, und Eymundr war nur kurze Zeit König. Steinkell hiefs in Schweden ein mächtiger Mann und von hoher Geburt; seine Mutter hiefs Astridhr, die Tochter Malfins des Schielers von Helgoland, aber sein Vater war Rögnvaldr der Alte. Steinkell war in Schweden zuerst Jarl; aber nach dem Tode des Königs Eymundr nahmen ihn die Schweden zum Könige; damit starb die alte Dynastie der schwedischen Könige aus. Steinkell war ein gewaltiger Fürst, der zur Frau die Tochter des Königs Aunundr hatte; er starb in Schweden an einer Krankheit ungefähr um dieselbe Zeit, als in England der letzte Sachsenkönig Haraldr fiel. Steinkells Sohn hiefs Yngi, den nach ihm die Schweden zum Könige wählten, und Yngi war da lange König und höchst beliebt und gut christlich: er verbot die heidnischen Opfer in Schweden und gebot allem Volke die Taufe anzunehmen; aber die Schweden hatten einen mafslosen Glauben an die heidnischen Götzen und hielten an der alten Gewohnheit fest. König Yngi vermählte sich mit einer Frau, welche Maerr hiefs; sein Bruder hiefs Sveinn, und beim Könige Yngi war keiner so beliebt wie dieser: so wurde Sveinn der mächtigste Mann in Schweden. Es glaubten die Schweden, der König Yngi breche das alte Landesrecht gegen sie, da er ihnen vieles verwehrte, was Steinkell hatte bestehen lassen. Auf einem Thinge also, den die Schweden mit dem Könige Yngi abhielten, liefsen sie ihm eine doppelte Wahl: er solle entweder bei ihnen die alten Gesetze beobachten oder die Königswürde niederlegen. Da ant-

* Dafs darunter nicht unser Helgoland zu verstehen sei, ist fraglos.

wortete der König Yngi und sagte, er werde nicht ablassen von dem Glauben, welcher der rechte wäre. Da erhuben die Schweden Aufruhr, bedrängten ihn mit Steinwürfen und vertrieben ihn aus der Gerichtsversammlung. Sveinn, des Königs Verwandter, blieb im Thinge zurück und erbot sich vor den Schweden ihren heidnischen Götzendienst zu schützen, wenn sie ihm die Königswürde gäben. Dazu riefen sie alle ihren Beifall, und Sveinn ward da zum Könige ausgerufen über das ganze schwedische Land. So ward ein Rofs ins Thing vorgeführt, zerhauen und zum Essen verteilt,* und sie besprengten die heiligen Bäume mit dem Opferblute. Es warfen nun alle Schweden den christlichen Glauben ab, feierten heidnische Opfer und vertrieben den König Yngi, der westwärts nach Gautaland ging; der heidnische Sveinn aber war nur drei Winter lang König über Schweden. Denn gegen ihn brach König Yngi auf mit seinem Gefolge und einer Hilfsmannschaft, aber er hatte nur ein kleines Heer; er ritt ostwärts durch Smaland und ins östliche Gautaland und so nach Schweden hinein Tag und Nacht hindurch. So überfiel er Sveinn unversehens frühe morgens: sie umringten sein Haus, warfen Feuer hinein und verbrannten den ganzen Haufen, der darinnen war: ein Lehensmann, der dort mit verbrannte, hiefs Thjofr, und er hatte sich vorher dem heidnischen Sveinn angeschlossen. Sveinn stürzte heraus und ward sofort erschlagen. So übernahm Yngi aufs neue die schwedische Königswürde und richtete den christlichen Glauben wieder auf; er beherrschte das Reich bis an den Tag seines Todes und starb an einer Krankheit. Hallsteinn hiefs ein Sohn des Königs Steinkell; er war König mit seinem Bruder Yngi. Hallsteins Söhne waren Philippus und Yngi, welche die Königswürde über Schweden annahmen nach dem Tode des Königs Yngi des Alten; Philippus hatte zur Gattin Yngigerdhr, die Tochter des Königs Haraldr des Sigurdhsohnes: er war nur eine kurze Zeit König.**

---

* Das Pferd war das heiligste Opfertier bei unseren heidnischen Vorfahren; das Christentum verbot natürlich aus eben diesem Grunde dergleichen Opfer, und dies ist wahrscheinlich die Ursache der noch jetzt herrschenden Abneigung gegen das Pferdefleisch.

** Meine poetische Bearbeitung der Saga ist kürzlich unter dem Titel Hervara erschienen (Berlin, R. Damköhler, 1883).

Die ungleichen Hausgenossen.

Ein Singspiel von Goethe.

„Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältnis, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf einem Schlofs zusammen verweilten oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deshalb dem Ganzen vorteilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, im Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegenstanden, entgegenwirkten und doch einander nicht los werden konnten.“ So spricht sich Goethe in den „Tag- und Jahresheften“ kurz über den Plan des Stückes aus. Daselbst wird 1789 als Jahr der Entstehung genannt. Es ist kein stichhaltiger Grund vorhanden, an dieser Angabe, wie geschehen, zu rütteln; jedoch scheinen einzelne Einlagen des Stückes früher entstanden zu sein, wie Goethe auch eine Gedichtstrophe, welche schon in der ältesten Ausgabe der Werke steht, in die „ungleichen Hausgenossen“ aufnahm. Die Briefstelle an die Frau von Stein vom Anfang November 1785, in welcher Goethe eine alte Operette erwähnt, die er wieder vorgenommen und reicher ausgeführt habe, bezieht sich nicht auf dieses Singspiel, sondern auf „Scherz, List und Rache“. Im allgemeinen müssen wir das Jahr 1789 festhalten. — Das Singspiel ist Bruchstück geblieben, aber kaum aus dem Grunde, welchen Goethe anführt, weil er „Arien, Lieder und mehrstimmige Partien“ desselben in seine lyrischen Sammlungen eingereiht hatte, sondern eher, weil er im Drange des Schaffens das Interesse an dem Stoffe verloren hatte.

Die Personen des Stückes sind:

Der Baron. (Name?)
Lina, dessen Frau.
Die Gräfin, deren Schwester. (Name?)
Rosette, Kammermädchen bei der Baronin.
Flavio, Kammerdiener bei der Gräfin.
Immensus, ein Dichter.
Pumper, ein Jäger.
Diener.

Die Handlung spielt auf der Besitzung des Barons. Von dem Stücke sind ein Scenario und mehr oder weniger bruchstückartige Ausführungen vorhanden. Es sei versucht, den Inhalt des grofsartig angelegten Singspieles den Lesern näher zu bringen, als es bisher geschehen ist.

Erster Akt.

Park.

Scenario:

Rosette. — Rosette. Flavio. — Poet. — Rosette. Flavio. — Pumper. — Rosette. Flavio. — Poet. Pumper. — Rosette. Flavio. Poet. Pumper.

Rosette.* Ich hab ihn gesehen!
Wie ist mir geschehen?
O himmlischer Blick!
Er kommt mir entgegen,
Ich weiche verlegen,
Ich schwanke zurück;
Ich irre, ich träume!
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Er kommt! Er kommt! Ich sah ihn von dem Pferde steigen — wie frisch, wie flink! Er bringt gewifs die gute Nachricht, dafs die Gräfin, seine Gebieterin, noch heute unser Haus mit ihrer Gegenwart beglücken wird. Welche Freude ihrer Schwester, der Baronesse, meiner gnädigen Frau! Welch Vergnügen ihrem Schwager, dem Baron! Und welche Wonne mir! Und mir? Warum? Gesteh, zartes Herzchen,

* Diese Strophe ist abgedruckt in dem Gedichte „Verschiedene Empfindungen an einem Platze“ unter „Das Mädchen“.

der Bote freut dich mehr, mehr als die Botschaft, die er bringt. Er kommt mir nach! Er ist nicht weit! Ich mufs, um mich zu fassen, noch einen Augenblick in diese Büsche gehen. Ja, Flavio, du hast in meinem Herzen zu viel gewonnen! Ich darf es mir, dir darf ich's nicht gestehen. (Sie geht ab.)

Flavio.* Hier mufs ich sie finden!
Ich sah sie verschwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen;
Dann trat sie verlegen
Und schamrot zurück.
Ist's Hoffnung? Sind's Träume?
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebste,
Entdeckt mir mein Glück!

Wo bist du? Flieh nicht vor mir! Wo bist du, schönes, süfses Kind? So hab ich nie geritten, nie so toll gejagt, als seit ich dieses Schlofs von fern erblickte. Ja, es ist wahr, mehr als ich selber glaubte, ich liebe sie! Und die Entfernung, das Geräusch der Welt, die Lust des Lebens hat jenen sanften, starken ersten Eindruck nicht geschwächt. In deiner Nähe bin ich der leichte Mensch nicht mehr; ja, ja, ich liebe dich! O komm, o komm! Und lafs ein zärtliches Geständnis dir nicht zuwider sein! Ich höre rauschen, gehen — ja, sie ist's.

Rosette tritt auf.

Flavio. Willkommen, schönes Kind!

Rosette. Mein Herr, willkommen! Es freut mich, Sie zu sehen.

Flavio. Und mich entzückt es.

Rosette. Wird Ihre gnädige Gräfin bald hier sein?

Flavio. Binnen wenig Stunden. Zwar, ich liefs sie weit zurück und eilte, wie sie befahl, voraus, die Nachricht ihrer Ankunft hierher zu bringen; doch brauchte sie die Eile mir nicht zu befehlen.

Rosette. Wo kommen Sie jetzt her?

Flavio. Gerade von Paris.

Rosette. Nach diesem deutschen Rittersitze? Gewifs um des Kontrastes willen!

Flavio. O nein! Die Gräfin liebet ihre Schwester so sehr und sehnt sich so nach ihr, dafs selbst die Hauptstadt ohne sie ihr einsam scheint.

Rosette. Doch Ihnen, die Sie keine Schwester haben?

---

* Diese Strophe ist abgedruckt in dem Gedichte „Verschiedene Empfindungen an einem Platze“ unter „Der Jüngling“.

Flavio. Ach, mir! — Sie wissen nicht, Sie glauben nicht —

Rosette. Nur Eins gestehen Sie! Hat nicht die Baronesse in Briefen oft geklagt?

Flavio. Worüber?

Rosette. Verstellen Sie sich nicht! Ich weifs, die Gräfin hat Vertrauen auf Sie.

Flavio. Nun ja, ich weifs es wohl: die Baronesse ist nicht ganz mit dem Gemahl zufrieden, noch der Gemahl mit ihr. Es ist recht lustig oder traurig, wie man's nimmt, zu lesen, wie sie beide sich verklagen; und doch, sie scheinen sich einander herzlich gut.

Rosette. Das sind sie auch und sind recht herzlich gute Leute.

Flavio. Allein warum verträgt sich ihre Güte nicht? Das ist mir einmal unbegreiflich.

Rosette. Und doch sehr einfach.

Flavio. Nun?

Rosette. Wie soll ich sagen, was leicht zu sagen ist? Sie sind nicht gleichgestimmt; sie finden nichts, was sie vereinigt, und da sie keine Kinder haben, so hat — gesteh ich's geradezu und sage frei den rechten Namen — so hat ein jedes seinen eigenen Narren.

Flavio. Schon gut! Sie werden schon verschiedener Art, an Schellenkapp' und Jacke sich nicht ähnlich sein.

Rosette. Erinnern Sie sich nicht vom vorigen Male, da Ihre Gräfin wenige Tage nur bei uns blieb —

Flavio. Nicht einer einzigen Gestalt als Ihrer erinnere ich mich von jener Zeit. Ich war noch viel zu flüchtig, viel zu jung und kümmerte in keinem Hause mich um etwas anderes als um meine Freude; und wo ich Wein und schöne Augen fand, war übrigens die innere Verfassung und Herr und Frau und Knecht vor meinen Blicken sicher.

Rosette. Der Baronesse Günstling ist ein Poete, Immensus* genannt, der sonst nicht übel ist. Ich leugne nicht, dafs er zuweilen recht gute Verse macht und artig singt; allein an ihm ist unerträglich, dafs alles auf ihn wirkt, wie er es nennt, dafs er zu jeder Zeit empfindet. Er fühlt rechts und links die Schönheit der Natur; kein Baum darf unbewundert grünen oder blühen, kein Stern am Horizont herauf,** die Sonne sich nicht zeigen; und der Mond beschäftigt ihn nun gar vom ersten Viertel bis zum letzten.

Flavio. Und dann das Schönste der Natur, die reizende Gestalt Rosettens!

---

* An Stelle des Namens ist bei Goethe eine Lücke gelassen; aber der Name wird bald darauf angeführt.

** Hier scheint ein Wort zu fehlen, etwa: „steigen“; der Reim „steigen — zeigen“ könnte von Rosetten absichtlich, spöttisch angewandt sein. — Man vergl. die Stelle im Faust, I. Teil: „Und steigen, freundlich blickend, ewige Sterne nicht herauf?“

Rosette. Sie beschämen mich. Ja, wohl empfindet er, wenn er mich sieht, wie er versichert, gar unnennbare Empfindungen; doch leider macht es mich nicht stolz; ein jedes Frauenbild wirkt auf sein zartes Herz wie jeder Stern. Still, still! er kommt. Ich stecke mich hier hinter diese Büsche, dafs er uns nicht zusammen trifft.

Flavio. Ich gehe mit.

Rosette. Nein, nein! Erlauben Sie! In jenem Busche gegenüber ist auch ein guter Anstand für den Jäger. Bemerken Sie ihn wohl! Er kommt, er singt.

(Sie verstecken sich auf zwei verschiedenen Seiten.)

Poet. *Hier klag ich verborgen
Dem tauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge,
Ich ziehe ins Enge
Mich stille zurück.
O zärtliche Seele,
O schweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Was seh ich hier, o weh! Ein armes Tier, so grausam hintergangen! Wie? Ist dies Elysium, der schönsten Seele reiner Himmelssitz, vor euren mörderischen Schlingen nicht sicher? O zarte Gebieterin, so achtet man dein! [(Geht ab.)**]

Rosette. Nun sehen Sie den Herrn Immensus! Da haben Sie ein Beispiel: die Drossel, die hier an der Schlinge hängt, macht ihm Entsetzen. Es ist wahr, dies ist der Platz, an dem die Baronesse sich gar oft gefällt, den sie sich angepflanzt, den sie geheiligt. Sie liebt die Jagd nicht, liebt nicht, dafs vor ihren Augen man töte, Drosseln würge. Und doch ward hier geschossen, Schlingen stellt man aus, man sucht mit Hunden durch. Das alles thut der Baron gar nicht, um sie zu kränken; er denkt sich nichts dabei. Allein nun geht der zarte Sänger hin und schreit von Greuel, von Barbarei der Baronesse vor und malet einen Vogel, der erstickt, so ganz erbärmlich aus; dann giebt es [Jammer***] und Thränen.

Flavio. Das kann nichts Gutes werden.

Rosette. Wenn nun gerade der Baron den Widerpart von diesem Dichter in seinem Dienste hegt —

---

* Diese Strophe ist abgedruckt in dem Gedichte „Verschiedene Empfindungen an einem Platze“ unter „Der Schmachtende“. Daselbst findet sich folgende Abweichung:

Wie zieh ich ins Enge
Mich stille zurück!

** Fehlt bei Goethe; dafür nur ein Trennungsstrich.
*** Hier fehlt bei Goethe ein Wort.

Flavio. Nun ja, da mag es gute Scenen geben! Wer ist denn der?

Rosette. Ein sonderbarer Kerl, ein alter treuer Diener. Schon bei dem seligen Herrn stand er in Gunst; mit dem Baron hat er in drei Campagnen tapfer sich gehalten; das Maul ist ihm der Quere gehauen, dafs er nicht ganz vernehmlich spricht. Er ist ein ganzer Jäger, zuverlässig wie Gold, und plump, wie jener zart ist, kurzgebunden, langdenkend. Er kann nie sich über seinen Freund erzürnen, seinen Feinden nie verzeihen, gefällig und wieder stockig ohnegleichen. Er unterscheidet sich vorzüglich in einem einzigen Punkte von einem Menschen, der bei Sinnen ist.

Flavio. Ich bin begierig, diesen Punkt zu wissen.

Rosette. Er sagt es gerade, wie er's denkt. So spricht er nun auch gerade von sich selbst, von seiner Treue, seiner Tapferkeit, von seinen Thaten, seiner Klugheit, und was sein gröfstes Glück ist — er glaubt von einem grofsen Hause herzustammen, das ich denn auch nicht ganz unmöglich halte. Das alles giebt Gelegenheit, ihn hundertmal zum besten zu haben, ihn zu mystifizieren, ihn zu mifshandeln; denn so innerlich ist seine Natur in Redlichkeit beschränkt, dafs er nach tausend tollen, groben Streichen noch immer traut und immer alles glaubt. Wer hustet? Ja, er kommt, er ist es selbst. Geschwind an unsere Plätze! Sonst überrascht er uns.

Flavio (geht ihr nach). Entfernen Sie mich nicht von Ihrer Seite!

Rosette. Nein, nein, mein Herr! Dort, dorten ist Ihr Platz.

(Sie verstecken sich wie oben.)

Pumper (mit einer Flinte, Hasen und Feldhühnern).

*Es lohnet mir heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick:
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Zur Küche zurück.
Hier find ich gefangen
Auch Vögel noch hangen! —
Es lebe der Jäger,
Es lebe sein Glück! [(Ab.)**]

Rosette. Nun, wie gefällt der Freund?

Flavio. Das heifs ich mehr Original sein, als erlaubt ist.

---

* Diese Strophe ist abgedruckt in dem Gedichte „Verschiedene Empfindungen an einem Platze“ unter „Der Jäger“. Daselbst finden sich die Abweichungen:

Es lohnet mich heute
und: Beladen zurück.

** Fehlt bei Goethe; dafür nur ein Trennungsstrich.

Rosette. Den kennen Sie nun auch. [Er ist*] derb, eigen, steif und krumm, ein bifschen toll, nichts weniger als dumm. Wie oft versündigt sich der gnädige Herr an ihm! Man läfst ihn lang als Kavalier behandeln, giebt aus des seligen alten Herrn Garderobe ihm reiche Kleider, frisiert ihm die tollsten Perücken auf den Kopf und treibt es so, dafs er sich selbst gefällt. Sie haben ihm sogar, als käm es von dem durchlauchtigen Vetter, den er zu haben wähnt, mit vielen Ceremonien ein Ordensband und einen Stern geschickt; so mufs er sich denn der Gesellschaft präsentieren, sich mit zu Tische setzen. Und wie's ihm wohl in seinem Sinne wird, dann geht es Glas auf Glas, man füttert ihn mit leckeren Speisen fast zu Tode. Der arme Kerl erträgt's nicht und fällt um. Man zieht ihn aus, legt einen schlechten Kittel ihm an, bemalt ihm das Gesicht mit Rufs, schiefst ihm Pistolen vor den Ohren los, zündet Schwamm ihm in der Tasche an. Mich wundert, dafs er noch nicht völlig rasend oder tot ist.

Flavio. Ich kann mir denken, wie die Baronesse leidet.

Rosette. Unglücklicher kann niemand werden, als sie's bei diesen Scherzen ist. Oft halbe Tage lang hat sie geweint; sie dauert mich, und ich weifs nicht zu helfen.

Flavio. Ich höre sie von ferne wiederkommen.

Rosette. Sie sind in Streit. Geschwind, uns zu verbergen! Ich komme dann von dieser Seite, Sie von jener, begrüfsen sie und uns, als hätten wir sie erst, als hätten wir uns nicht gesehen.

(Sie verstecken sich wie oben.)

(Pumper läuft dem Poeten nach und hält ihm die Drosseln vors Gesicht.)

Pumper. Teilen Sie doch mein Vergnügen!
O, der zarte Herr von Butter!
Alle Vögel kann er fliegen,
Keinen Vogel hangen sehn.

Poet. Welch ein grausames Vergnügen,
Mit dem schönen eignen Futter
Diese Tierchen zu betrügen!
Gräfslicher kann nichts geschehn.

Pumper. Euch erwartet mehr Vergnügen:
Wenn sie mit der braunen Butter
Zierlich in der Schüssel liegen,
Werdet Ihr sie lieber sehn.

Rosette. Pfui, Ihr Herren, welch Vergnügen!
Immerfort die alten Tücken!
Stets sich in den Haaren liegen!
Wie zwei Hähne dazustehn!

Poet. Und ich soll hier mit Entzücken
Seine toten Vögel sehn?

---

* Hier findet sich eine kleine Lücke.

Pumper. Er kann nur mit feuchten Blicken
Einen toten Vogel sehn.
Rosette. Unser Koch wird mit Entzücken
Seine fetten Vögel sehn.
Flavio (von ferne kommend).
Wenn nicht Ohr und Auge trügen,
Soll mich dieser Wald beglücken.
(Herbeitretend.) Welch ein köstliches Vergnügen,
Allerseits Sie hier zu sehn!
Rosette. Unerwartetes Vergnügen,
Dafs Sie wieder uns beglücken!
Werden wir uns nicht betrügen,
Ist es unserthalb geschehn.
Poet. Diese Freude, dies Vergnügen
Kann ich meinem Herrn erwidern.
(Beiseite, doch so, dafs es allenfalls Pumper hören kann.)
Leider, leider mufs ich lügen;
Mich verdriefst's, ihn hier zu sehn.
Pumper. Nein, ein Deutscher soll nicht lügen;
Nein, mir reifst's in allen Gliedern;
Nicht das mindeste Vergnügen
Macht es mir, Sie hier zu sehn.
Flavio. Läfst sich treu und grob nicht scheiden?
Soll ein Fremder das nicht rügen?
Ihn mufs wundern, soll er leiden,
So empfangen sich zu sehn.
Rosette (beiseite). Wie verberg ich mein Vergnügen,
Diese Regung, diese Freude!
Ach, ich fürcht, an meinen Zügen,
An den Augen wird er's sehn.
Flavio (beiseite). Ihre Freude, ihr Vergnügen
Zeigt sich sittsam und bescheiden;
Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut sie's herzlich, mich zu sehn.
Rosette (beiseite). Wie gebiet ich meinen Zügen?
Ach, ich fürcht, er wird es sehn.
Flavio (beiseite). Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut sie's herzlich, mich zu sehn.
Poet (beiseite). Sicher wird er sie betrügen;
Mich verdriefst's, ihn hier zu sehn.
Pumper (allein, laut). Nein, ein Deutscher soll nicht lügen!
Mich verdriefst's, ihn hier zu sehn!
Rosette (laut). Gern bekenn ich das Vergnügen,
Sie, mein Herr, bei uns zu sehn.
Flavio (laut). Welch ein himmlisches Vergnügen,
Meine Schöne hier zu sehn!

Poet. Wem verdankt man das Vergnügen,
Sie aus Frankreich hier zu sehn?

Pumper (laut und vor sich herumgehend).
Nein, ein Deutscher soll nicht lügen!
Mich verdriefst's, ihn hier zu sehn.

Flavio. Soll ein Fremder das nicht rügen,
So empfangen sich zu sehn?

Rosette. Wer wird eine Tollheit rügen!
Lassen Sie den Narren gehn!

Flavio (gegen einander und zusammen).
Welch ein himmlisches Vergnügen,
Meine Schöne hier zu sehn!

Rosette. Ja, viel Freude, viel Vergnügen,
Wieder Sie bei uns zu sehn!

Poet. Ihm mifsgönn ich das Vergnügen,
So empfangen sich zu sehn.

Pumper. Ja, ein herzlich Mifsvergnügen
Macht es mir, ihn hier zu sehn.

Hier befindet sich in den Ausgaben ein Trennungsstrich. Etwas mufs fehlen, vielleicht ein Stück Prosa als Übergang, etwa eine Aufforderung Flavios an Rosetten, mit ihm zu kommen, um ihm den Park zu zeigen.

Flavio. Der Freude kann nichts gleichen,
In Freundschaft und Vertrauen
Die Gegend anzuschauen,
Die Gärten anzusehn.

Rosette. Ich mufs zur gnäd'gen Frauen;
Doch wird die Sonne weichen,
Der Abend stille grauen,
Ist erst der Garten schön.

Poet. Sie wird ihn mir vergleichen,
Dies ist noch mein Vertrauen;
Wie wird der Flüchtling weichen!
Sie wird's mit Augen sehn.

Pumper. Der Bosheit kann nichts gleichen;
Das soll ich ruhig schauen,
Dem Schmetterling zu weichen,
Dem Paare nachzugehn.

Man mufs sich denken, dafs Rosette und Flavio unterdessen nach dem Schlosse abgegangen sind; Pumper sendet die schmälenden Worte nach. Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

Die Scene wird dieselbe sein — Park.

Scenario:

Baronesse. Arie, Adagio. — Baronesse. Poet. Duett. Romanze. — Baronesse. Baron. Pumper. Bedienten. Terzett, eigentlich Hauptarie des Barons. — Baronesse. Baron. Gräfin. Leichtes Terzett. — Baronesse. Gräfin. — Die Vorigen. Poet. — Die Vorigen. Baron. Pumper. Finale.

Baronesse. *Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Leise tönet meine Klage,
Ich verberge Wunsch und Triebe;
Einsam nähr ich Schmerz und Wunde,
Traure mein verlornes Glück.

Wer vernimmt nun meine Klage?
Wer belohnt die treuen Triebe?
Heimlich nähr ich meine Wunde,
Traure das verlorne Glück.

Das ist alles, was wir vom zweiten Akt besitzen; vielleicht läfst sich noch ein Gedicht in diese Scene weisen, welches unter der Bezeichnung „Wonne der Wehmut“ bekannt ist und zuerst 1789, also im Jahre der Entstehung der „Ungleichen Hausgenossen“, erschienen ist:

Trocknet, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halb getrockneten Auge —
Wie öde, wie tot ihm die Welt erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

---

* Man vergleiche dies Lied mit dem Gedichte „Erster Verlust“, welches schon in der ersten Gedichtsammlung steht. Die erste Strophe ist gleich; von da ab lautet es:

Einsam nähr ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Im übrigen ist man vollständig auf Mutmafsungen angewiesen:

Baronesse. Poet. Duett. Romanze.

Diese Herzergiefsungsscene ist leicht auszumalen. Immensus geht ab, vielleicht um ein zur Ehre seiner Gönnerin verfertigtes Gedicht zu holen.

Baronesse. Baron. Pumper. Bedienten. Terzett, eigentlich Hauptarie des Barons.

Es scheint, dafs der Baron und Pumper von der Jagd kommen; dazu die Diener, welche die Jagdbeute (wir sind im Parke) tragen. Das giebt Veranlassung zu neuer Mifsstimmung: der Baronin schaudert; sie äufsert sich verletzt über die Grausamkeit der Jäger. Der Baron entgegnet ruhig, aber bestimmt: er lobt die Heiterkeit des Lebens. Pumper rühmt vielleicht die Jagdfreuden und geht mit den Dienern ab. Die Scene dient dazu, den Baron sich charakterisieren zu lassen.

Baronesse. Baron. Gräfin. Leichtes Terzett.

Der Baron stellt der Gräfin die Zwistigkeit vor; die Baronesse klagt. Die Gräfin äufsert sich vermittelnd. Der Baron erhebt Klage, dafs seine Frau Schwärmerin sei und mit einem überspannten Dichter Umgang habe, und geht unwillig ab.

Baronesse. Gräfin.

Die beiden schütten sich ihr Herz aus. Die Gräfin meint: Es gilt, zwei Extreme sich näher und immer näher zu bringen, bis sie untrennbar vereinigt sind.

Die Vorigen. Poet.

Immensus kehrt mit einer Papierrolle wieder, vorsichtig, zurückhaltend. Die Gräfin hat Gelegenheit, den einen der ungleichen Hausgenossen kennen zu lernen.

Die Vorigen. Baron. Pumper.

Der Baron erzählt, dafs die Jagdbeute schon ausgeweidet sei; er freut sich auf die Leckerbissen. Pumper hänselt den Poeten; dieser fühlt sich sehr ungemütlich. Die Scene ist dafür da, der Gräfin auch den anderen der ungleichen Hausgenossen vorzuführen und diese beiden nebeneinander zu stellen. Finale.

Dritter Akt.

Als Scenerie kann wiederum der Park dienen, wie er wahrscheinlich für das ganze Stück vorgesehen war.

Scenario:

Gräfin. Baron. Arie, Allegretto. (Er will den Flavio gern haben.) — Gräfin. Rosette. — Rosette. Flavio. Zärtlich Duett. Vorher Arie, Andantino. — Die Vorigen. Gräfin. Interessantes Terzett. — Gräfin.

Das Scenario ist das einzige, was wir vom dritten Akt besitzen. Wir sind ganz auf die unreine Quelle der Vermutungen beschränkt.

Gräfin. Baron. Wessen Arie, Allegretto?

Er will den Flavio gern haben. Das kennzeichnet genügend die Scene. Der Baron geht, um mit Flavio zu reden.

Gräfin. Rosette.

Die Gräfin benutzt die Gelegenheit, das Mädchen zu fragen, ob es sich mit Flavio vertragen würde, falls er im Hause bliebe. Die Gräfin will ihr Bedenkzeit geben und geht ab.

Rosette ist selig. — Arie, Andantino.

Flavio tritt hoch erfreut hinzu. — Zärtlich Duett.

Die Vorigen. Gräfin. — Interessantes Terzett.

Die Gräfin überrascht das Paar. Sie wird als Wohlthäterin gepriesen. Rosette und Flavio gehen jauchzend ab.

Gräfin.

Sie triumphiert, daſs alles so günstig eingeleitet ist: Flavio und Rosette, jener als Diener des Barons, diese als Dienerin der Baronin, werden schon für den Hausfrieden sorgen; das nächste Bedingnis ist, daſs der Einfluſs sowohl Pumpers als auch des Immensus untergraben werde.

Vierter Akt.

Park. Abenddämmerung.

Scenario:

Poet. Musik. Hauptpartie des Poeten. — Pumper. Janitscharenmusik. — Beide. — Baronesse. Poet. — Die Vorigen. Baron.

Pumper. NB. Baron Hauptpartie. — Die Vorigen. Gräfin. Rosette. Flavio. Finale, Vaudeville.

Poet mit Musicis, Pumper hernach, mit dem Regimentstambour, horchend.

Poet. Auf dem grünen Rasenplatze
Unter diesen hohen Linden
Werdet ihr ein Echo finden,
Das nicht seinesgleichen hat.
Übet da die Serenade,
Die der Gräfin
Heut am Abend
Sanft die Augen schliefsen soll!
Welch schöner Gedanke
Der zarten Baronesse!
Die göttliche Lina!
Sie ist wie ein Engel,
Gefälligkeitsvoll.
(Geht mit den Musicis beiseite.)

Pumper (hervortretend). Auf dem grofsen Platz mit Sande
In der Läng und in der Breite
Habt ihr Raum für eure Leute,
Und da schlagt und lärmt euch satt!
Übet mir das tolle Stückchen,
Das die Gräfin
Morgen frühe
Aus dem Schlafe wecken soll!
(Er geht mit dem Regimentstambour ab.)

(Serenade von blasenden Instrumenten mit Echo, die dem folgenden Auftritt zur Begleitung dient.)

Poet. Es säuselt der Abend,
Es sinket die Sonne
Erquickend und labend
In Tau und in Wonne;
In Nebel und Flor
Schwankt Luna hervor.

O herrliche Sonne!
Du gleichest der Gräfin,
Die blendend gefällt.
Und Luna, du milder Stern,
Du gleichst der holden Baronesse.

O Luna, ich vergesse
Der Sonne gar gerne.
O Luna, ich vergesse
In deinen sanften Strahlen,

In deinem süfsen Lichte,
Vor deinem Angesichte,
Der Sonne der Welt.

Nur sachte, nur leise,
Ihr Flöten, ihr Hörner,
Damit man das Rauschen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube
Vernehme!

Ihr hellen Klarinetten,
Nur leise, nur sachte!
Ihr Hoboen, Fagotte,
Bescheiden, bescheiden!
Sachte! Leise!
So! So!
Damit man das Rauschen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube,
Die leisesten Schritte
Der wandelnden Göttin
Vernehme!

Ja ich vernehme
Die Schritte der Göttin!
O näher und näher,
Du himmlische Schöne!
Hier ruht Endymion!

Welch höllischer Lärmen
Zerreifst mir die Ohren!
O weh mir! Ich sterbe,
Ich seh mich verloren.
Die göttliche Stimmung,
Zum Teufel ist sie!
Abscheuliche Töne!
So knirschen, so grinzen
Tyrannische Söhne
Tyrannischer Prinzen
Im ewigen Kerker
Zu Höllenmusiken,
Zum teuflischen Ton.

Pumper. Nur lauter, nur stärker,
Damit man es höre!

Nur laut! Es erwachet
Kein Schläfer davon.
Nur ein bifschen stark und stärker!
Sonst erwacht kein Mensch davon.

Tönet, ihr Posaunen,
Ihr Trompeten, hallt!
Donnert, ihr Kartaunen,
Dafs der Himmel schallt!
Widmet eurer Stimme
[Wild-*] verbundne Macht
Eines Helden Grimme
Und dem Lärm der Schlacht!
Seinen Ruhm zu melden,
Fama, töne du,
Schmeichlerin der Helden,
Dreifach laut dazu!

Hier nun findet sich eine kleine Lücke, in den Ausgaben durch einen Trennungsstrich angedeutet. Wahrscheinlich weist Immensus seine Musiker an, einen entfernteren, ungestörteren Ort für die Übung der Serenade aufzusuchen.

Poet. In stilleren Chören
Dich zu verehren,
Verlangen die Musen;
Reinere Töne
Erteilten sie mir.

Ich ehre, ich preise
Auf stillere Weise
Den Edeln, den Guten,
Die Tugend der Tugend,
Bescheidenheit hier.

Von da ab ist der Gedankengang einer gröfseren Lücke zu ergänzen:

Baronesse. Poet.

Die Baronesse äufsert sich empört über Pumpers schaudervolle Musik.

Die Vorigen. Baron. Pumper. (Baron Hauptpartie.)

Der Baron tadelt seine Frau, dafs sie wieder mit Immensus in verschrobener Gefühlsrichtung tändele; des Lebens Würde

---

* Bei Goethe eine Lücke.

widerstrebe dem: Ernst und Heiterkeit müssen auf vernünftige Weise gepaart werden.

Die Vorigen. Gräfin. Rosette. Flavio.

Für diese Scene lassen sich einige Goethesche Bruchstücke finden:

Gräfin. Pumper, nun, wem wirst du's bringen?
Pumper. Wem? Der schönsten Gräfin, Ihnen.

[Flavio*] Nimm du dich in acht, du Narr; ich fürchte, dich zu erben.
Du warst nur sonst als Narr bekannt;
Nun wirst du klug und gar galant.
Geht es so fort, so mufst du nächstens sterben.

— — — — — — — — — — —

Gräfin. Was ist sachter als Mondeswandeln?
Was ist leiser als Katzentritte?
Was ist heimlicher als ....
Was ist —
Baron. Stille!
Gräfin. Was ist —
Rosette. Still!
Beide.** Du bist ganz aus dem Gleise,
Ganz aus der Melodie.
Baron. Jeder Narr hat seine Weise,
Seine eigne Melodie.

Gräfin. Gut, ich nehm's als wohl gesungen,
Und ich nehm's als wohl gelungen.

Leise ist des Mondes Wandeln;
Doch des klugen Weibes Handeln
Und ihr Witz und ihre List***

— — — — — — — — —

Es ist schwierig, sich in dieser bedeutenden, unstreitig für den Verlauf des Stückes entscheidenden Scene zurechtzufinden: Nachdem die Gräfin den ausnahmsweise, aber um so übertriebener höflichen Pumper unter irgend einem Vorwande entfernt hat, macht sie dem Baron den Vorwurf, dafs er schon wieder Thränen in die Augen seiner Frau gelockt habe: Euer ganzes Unglück ist, dafs ihr euch nicht zu verstehen glaubt; ich mufs helfen, eure Zukunft zu ebnen, und ich habe schon

* Die Namenbezeichnung fehlt bei Goethe.
** Wer? Gräfin und Rosette?
*** Abweichende Lesart: Lust.

vorgearbeitet. Es fügt sich dann das liebliche Fragespiel an: „Was ist sachter als Mondeswandeln? u. s. w.“ Jedoch ist in dem Bruchstücke nicht alles klar. Jedenfalls müssen die Worte „Leise ist des Mondes Wandeln u. s. w.“ zunächst von dem Baron vorgebracht, später wohl von der Gräfin in der obigen Verbindung „Gut, ich nehm's als wohl gesungen u. s. w.“ wiederholt werden. Seltsam unbestimmt ist das

Baron. Stille!
und Rosette. Still!

Möglicherweise haben wir uns die Rosette und ihren Geliebten hinter einem Gebüsche versteckt zu denken, wo sie ungestört dem Glück ihrer Liebe sich hingeben wollten und nun zu dem Fragespiel der Gräfin ihr Gegenspiel üben. Das „Stille!“ des Barons könnte ein Lauschen nach dem Verstecke andeuten, das „Still!“ der Rosette eine Mahnung, sich nicht zu verraten. Der Gedanke der Gräfin wird seitens des jungen Liebespaares weiter gesponnen. Rosette will ihrer Herrin treue Helferin am Werke der Friedensstiftung sein. Es gilt, auf jeden Fall Pumper und Immensus aus der Gunst des Hauses zurückzudrängen. Rosette verabredet mit Flavio: Er solle bei Gelegenheit des bevorstehenden Nachtfestes als Fürst, Pumpers durchlauchtiger Vetter, verkleidet erscheinen und so einen Machtspruch thun; der Baron werde sich dem sicher nicht widersetzen; ja, es werde ihm sogar lieb sein, auf einfache Weise eine Sache erledigt zu sehen, deren Notwendigkeit er einsehe, welche er aber zu schwach sei, durchzuführen, u. s. w. Finale, Vaudeville.

Fünfter Akt.

Park. Nacht.

Scenario:

Rosette. Adagio. — Rosette. Beiseite Poet. — Rosette. — Rosette. Beiseite Pumper. — Rosette. Poet. Pumper. Terzett. — Alle. Finale.

Rosette (allein). Ach, ihr schönen süfsen Blumen!
Habt ihr drum so spät geblühet,
Um an meinem bangen Herzen
Zu verblühen, meiner Schmerzen
Stille Zeugen, ach, zu sein!
Ja, für mich hat er sie gepflückt,
Diesen Morgen, wie frisch, gebracht
Und an diese Brust

Rasch mit einem Kufs gedrückt;
Und nun welken sie zu Nacht!
Im Gemisch von Schmerz und Lust
Beglückt,
Ach, wohin soll ich mich wenden?
Begleitet mich,
Lieb mir frisch aus seinen Händen,
Und weit lieber nun zerknickt!

Ein Trennungsstrich deutet an, dafs etwas fehlt, vielleicht nur die Bemerkung, dafs der Poet beiseite sichtbar werde und kurz darauf Pumper auf der anderen Seite. Vielleicht noch äufsert der Poet einiges Bezügliches.

Rosette. Aha, der hat mich in Verdacht,
Als hätt ich Flavio hierher bestellt.
Wart nur, zum Glück ist's finstre Nacht,
Und es ist heilsam, dafs ich mich zerstreue.
Das soll mein krankes Herz vergnügen,
Mit doppelter Stimme den Eifersüchtigen zu betrügen.
Doch still! Wer will mich noch belauschen?
Ich höre wieder was von dieser Seite rauschen.

Poet (beiseite).* Rosette! Rosette!
Sie hört nicht, sie ist weiter,
Sie hat sich versteckt.
Ich sah wohl zum Garten
Verstohlen sie schleichen.
Ich wette, ich wette:
Sie hat ihn bestellt.
Rosette! Rosette!
Sanftes Herz!
Welche Regungen bewegen
Deinen Gleichmut, deine Ruhe?
Wie ein Sturm in fernen Wogen,
Kündet sich in meinem Busen
Ein gewaltig Wetter an.
Schon rollen des Zornes
Lautbrausende Wellen,
Und Blitze der Eifersucht
Erhellen
Die tobende Flut.
Rosette! Rosette!
Ich fasse mich nicht,
Ich sterbe vor Wut!

* Dies „(beiseite)“ ist dem Scenario entnommen.

Wie? In diesen tiefen Schatten,
Wo nur Götter sich begegnen sollten,
Lockt sie ihn! Sie, die, unbescholten,
Den besten Gatten,
Die das treuste Herz verdient!

Sie lockt ihn, den Franzosen!
O Schande, o Schmach!
O Schmach dem Vaterlande!
O allen Deutschen Schande!
Für diesen Franzosen
Seid ihr, ihr schönen Rosen,
So lieblich aufgeblüht?
Rache!
Ja, Rache glühet selbst in Götterbusen auf.
Weh ihm, wenn ich ihn finde!
Diese Hand [ballt sich*],
Schon rollen des Zornes
Lautbrausende Wellen
Und Blitze der Eifersucht
Erhellen
Die tobende Flut.

Hier findet sich wieder ein Trennungsstrich. Nach dem Scenario (Zeile 1) wäre hier für Rosette allein etwas vorgesehen gewesen; sie macht sich wohl lustig über den Zorn des Poeten. Alsdann:

Pumper (beiseite.)** Einen von ihren Burschen
Hat sie hierher bestellt.
Ich sah sie leise schleichen,
Ich weifs schon, wer ihr gefällt;
Doch will mir's nicht gefallen,
Ich gebe mein Ja nicht dazu.
Du ärgerst mich vor allen,
O du Franzose, du!
Ein guter deutscher Stock
Soll dir die Rippen waschen;
Ich lehre dich
In unserm Garten naschen.

Rosette. O glücklich! Der zweite,
Er kommt mir zurecht:
Betrüg ich sie beide,
Das alberne Geschlecht!

---

* Eine Lücke bei Goethe.
** Dies „(beiseite)“ ist dem Scenario entlehnt.

(Laut.) O mein Geliebter, Bester, bist du nah?
(Als Flavio.) Mein süfses Kind! Hier bin ich, ich bin da.
Poet. Hör ich doch in jenen Lauben
Ihre Stimmen ganz gewifs.
Pumper. Allerliebste Turteltauben,
Girrt ihr in der Finsternis?
Rosette. O du mein Teurer,
Du meine Seele!
Des Lebens Freuden,
Des Lebens Schmerzen
Kenn ich durch dich,
Fühl ich um dich.
Pumper, Poet (beiseite). Wart, ich will es dir gesegnen!
Ihm kann sie so schön begegnen;
Aber mir kein gutes Wort!
Rosette (als Flavio). O meine Teure!
Wenn ich mich quäle,
Wenn sich die Freude
Mir drängt zum Herzen,
Ist es um dich,
Ist es durch dich.
Pumper. Wart, ich will es dir gesegnen!
Wart, es sollen Schläge regnen,
Ist nur erst das Mädchen fort.

Hier hört es vorläufig auf. Man mufs annehmen, dafs Rosette das Spiel weiter treibt, um noch mehr zu reizen. Pumper und Immensus suchen beide den vermeintlichen Flavio zu fassen und greifen sich gegenseitig — Erstaunen — Wo ist der Flavio? Er mufs hier im Garten sein — Rosette freut sich des Errungenen und läuft davon. Pumper und Immensus, so verschieden sie angelegt sind, sie sind im Verlangen nach Rache einig, zum erstenmal einig, gleichgesinnt die ungleichen Hausgenossen.

[Pumper*] Er mufs für den Affront,
Den er uns angethan,
Erst Schläge haben!
Dann komm er,
Fordre Satisfaktion
Auf Degen und Pistolen,
Ja, auf Kanonen!
Ich bin bereit.

* Diese Namenbezeichnung fehlt bei Goethe.

Äufserst schwierig zu deuten ist die nun folgende Schlufsscene, welche den Knoten lösen mufs; alle Personen sind deshalb in ihr vertreten. Die wenigen ausgeführten Stellen sind folgende:

[Baron(?)*] Das ist der Herr von Pumper,
Ba Ba Baron von Pumper,
Der zur Gesellschaft ist.

— — — — — — — — —

[Pumper(?)*] Rosette darf sich setzen;
Ihro Durchlaucht erlauben das.

— — — — — — — — —

[Baron(?) Du mufst*] an diesem Wesen,
An diesen Mienen lesen:
Du bist zu grob gewesen;
Das wird nicht gut gethan.
Ein gar zu lockres Wesen
Steht keinem Prinzen an.

[Baron u. Gräfin(?)*] Nicht höflich genug gewesen;
Das wird nicht gut gethan.

[Rosette(?)*] Du bist zu grob gewesen,
Du solltest an dem Wesen,
An seinen Mienen lesen:
Schau nur, wie dumm du bist!

[Flavio (als Fürst)*] Ich hab ihn nicht geheifsen
Incognito zu reisen,
Und ein zu lockres Wesen
Steht keinem Prinzen an.

[Poet*] Durchlauchtigster —

Flavio. Keine Titel!
Dieses ist das beste Mittel,
Wie man mir gefallen kann.

Poet. Hoher Gönner —

Flavio. Nichts dergleichen!
Denn ich habe, nicht zu schweigen,
Für die Musen nichts gethan.

[Flavio*] Da drückt' ich alle Hände,
Bot Jeder Straufs und Kranz;
Dann schwang ich mich behende,
Mit Jeder mich im Tanz.
Mit allen Schelmenaugen
Ich Schelmereien trieb,
Und leichte Lust zu saugen,
War jede Lippe lieb.

---

* Die Klammerausdrücke stehen nicht bei Goethe. Manche Namenbezeichnungen können zweifelhaft erscheinen.

[Rosette(?)*] Gnädiger Herr, wir sind verlegen.

— — — — — — — — — —

[Flavio(?)*] Hoffe, doch nicht meinetwegen?
Werden selbst den Scherz verzeihn.

— — — — — — — — — —

[Baronin*] Seit dreifsig Jahren
Lockt diese Freude
Die ersten Thränen
Aus meinen Augen!
Lafst diese Freude
Mich nicht ersticken

— — — — — —

Es ist äufserst mühsam und schier unmöglich, sich zu völliger Gewifsheit aus diesen Bruchstücken herauszufinden. Der Übergang von der vorigen Scene wird der sein, dafs der Baron mit den beiden Frauen herzukommt und sich wundert, die zwei Widersacher so friedlich und einträchtig zusammen zu finden. Das Aufstellen einer Speisetafel wird angeordnet; Windlichter werden aufgesetzt, bunte Lampen aufgehängt, Speisen und Getränke aufgetragen. Es kommt dann zu einer Lage, wie sie im ersten Akte geschildert worden ist; sie findet ihren Hauptausdruck in dem Gesange „Das ist der Herr von Pumper u. s. w." Mitten in dem Wirrwarr tritt Flavio, als Fürst ausgeputzt, ein und bittet um die Ehre, dem Nachtfeste beiwohnen zu dürfen; das übrige findet sich leicht von selber, es sei dem Urteile der Leser nicht weiter vorgegriffen. Dreierlei mufs in der Scene erreicht werden: 1) Der Einflufs Pumpers und des Dichters wird auf ein schadloses Mafs beschränkt; nicht aber wird beiden der Zutritt in das Haus verwehrt: denn jener ist „zuverlässig wie Gold", und dieser ist harmlos; 2) Flavio und Rosette erhalten die Zustimmung der Familie zu ihrer Verbindung; 3) der volle Friede zwischen dem Baron und seiner Frau wird wieder hergestellt, und so das ganze Werk des Stückes gekrönt; mit Beziehung darauf sagt die Baronin: „Seit dreifsig Jahren u. s. w." Als Finale folgt dieser längere Gesang:

** Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und grofsen Welt?

* Die eingeklammerten Namenbezeichnungen fehlen bei Goethe.
** Findet sich auch in der Gedichtsammlung unter der Bezeichnung „Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel". Die erste Strophe ist

Ganz gewifs ist es das Neue,
Dessen Blüte stets gefällt;
Doch viel werter ist die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüten uns erfreut.

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmlischen gesandt;
Und es fühlte wohl im Wählen
In der alt- und neuen Zeit
Niemand mehr Verlegenheit.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort!
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdrufs;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genufs;
Doch das gröfste Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter, leichter Sinn.

Amor stach sich mit dem Pfeile
Und war voll Verdrufs und Harm,
Rief zur Freundschaft: Heile! heile!
Fafste schluchzend ihren Arm;
Doch nach einer kleinen Weile
Lief er ohne Dank und Wort
Mit dem Leichtsinn wieder fort.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Tier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir.

überschrieben „Die Dame“, die zweite „Der junge Herr“, die dritte „Der Erfahrene“, die vierte „Der Zufriedene“, die sechste „Der lustige Rat“; die fünfte Strophe und die Abweichungen der letzten fehlen dort.

Schiefsest du nur weit vom Ziele,
Ganz erbärmlich geht es dir.

Dieser Narr ist an dem Ziele,
Du verdienst die Kolbe dir.

Er trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Tier.

Wer trägt schwerer, als zur Mühle
Das geduldige gute Tier!

Die Verteilung der Strophen auf die Personen des Stückes kann folgende sein:

Baronin: Was ein weiblich Herz erfreue u. s. w.
Flavio: Paris war in Wald und Höhlen u. s. w.
Baron: Geh den Weibern zart entgegen u. s. w.
Gräfin: Vielfach ist der Menschen Streben u. s. w.
Immensus: Amor stach sich mit dem Pfeile u. s. w.
Pumper: Wer der Menschen thöricht Treiben u. s. w.

Die abweichenden Schlufsworte der letzten Strophe werden im Chor gesungen, und zwar etwa so verteilt:

Baron: Schiefsest du nur weit vom Ziele u. s. w.
Flavio, Rosette: Dieser Narr ist an dem Ziele u. s. w.
Baronin, Gräfin: Er trägt schwerer, als zur Mühle u. s. w.
Immensus: Wer trägt schwerer, als zur Mühle u. s. w.

Das wäre Goethes bedeutend angelegtes Singspiel (um nicht das überflüssige Wort „Operette“ einzuschmuggeln!) „Die ungleichen Hausgenossen“. Ich bin weit davon entfernt, jemand meine Deutung des Inhalts aufdrängen zu wollen; aber da ein derartiger Versuch meines Wissens noch nicht angestellt worden ist, so würde vorliegende Arbeit anbahnend wirken können. Unser lebhaftes Bedauern mufs erregen, das muntere Singspiel nicht vollendet zu sehen. Vielleicht wird sich einmal jemand, dichterisch und musikalisch gleich tüchtig, finden, welcher die lohnende Aufgabe unternehmen wird, das liebliche Gemälde zu vollenden; ein solcher müfste sich derart in die Arbeit vertiefen, dafs er vollständig goethisch-durchgeistet zum Werke schritte. Des Dankes der mündigen Welt würde er sicher sein.

Adalbert Rudolf.

Über den

Entwurf eines neuen deutschen Glossars.

„Ein deutsches Lexikon zusammen zu schreiben, diesen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben," bemerkt Lessing in einem Briefe vom 2. Febr. 1774 an seinen Bruder Karl, „und ich würde ihn nun wohl am wenigsten wieder hervorsuchen, da ich ihn taliter qualiter von einem anderen (er meint: von Adelung) ausgeführt sehe". Worin nach der Ansicht Lessings die Albernheit jenes Gedankens bestehe, wird aus dieser Stelle nicht recht klar. So viel ist bekannt und geht auch aus den eben angeführten Worten hervor, dafs er sich nichtsdestoweniger lange damit getragen hat. War es das Bewufstsein von der Unmöglichkeit einer überhaupt irgendwie vollständigen und tadellosen Ausführung desselben, welches ihn die Arbeit aufgeben liefs? War es die Mühseligkeit und Undankbarkeit einer solchen Arbeit überhaupt? Jeder, der dieselbe jemals unternommen hat, weifs ein Lied davon zu singen: noch Oskar Schade, der Verfasser des jüngsten umfassenderen Werkes dieser Art, citiert in dem Vorworte zu der nun endlich vollendeten Umarbeitung desselben, offenbar aus tiefster Überzeugung, wieder jene Verse des Justus Scaliger, in denen derselbe die Abfassung eines Wörterbuches als eine, eines Zuchthaussträflings oder Baugefangenen würdige und alle Qualen desselben in sich befassende Arbeit bezeichnet:

Si quem dira manet sententia judicis olim
  Damnatum ærumnis suppliciisque caput,
Hunc neque fabrili lassent ergastula massa
  Nec rigidas vexent fossa metalla manus:
Lexica contexat, nam, cætera quid moror? omnes
  Pœnarum facies hic labor unus habet.

Oder wie es Stieler schon vor zweihundert Jahren in der Vorrede zu seinem „Stammbaum und Fortwachs der deutschen Sprache", aus welcher Schade jene Verse entnommen hat, deutsch wiedergiebt:

Wen strengen Richters Spruch zur langen Qual verteilt,
Sein Leben kümmerlich mit Ach und Weh zu rädern:
Dem darf kein Zuchthaus nicht der Kräfte Mark entädern:
Nicht Schürfen, Steinschnitt nicht und wenn er Eisen feilt.
Man lafs ein Wörterbuch nur den Verdammten schreiben.
Dies' Angst wird wohl der Kern von allen Martern bleiben.

Woher doch aber, wenn diese Qual in der That so grofs ist, kommt es, dafs es zu allen Zeiten Individuen gegeben hat, welche sich derselben, speciell der der Abfassung eines deutschen Wörterbuches, freiwillig, mit Liebe und Ausdauer unterzogen haben? Man weifs, wie eifrig schon in den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, namentlich in der „fruchtbringenden Gesellschaft" der Gedanke der Ausarbeitung eines solchen Wörterbuches gehegt und gepflegt worden ist. Rudolf Hildebrand führt in der Vorrede zum fünften Bande des „Deutschen (Grimmschen) Wörterbuches" aus den Korrespondenzen der Mitglieder jener Gesellschaft mehrfache Belege dafür an, wie wünschenswert es von denselben erachtet ward, dafs ein „Wörterbuch (Lexikon) wie auch Phrases- oder Redensartbuch ehestens ans Tageslicht käme", ein Beweis, beiläufig bemerkt, dafs sich Jakob Grimm irrt, wenn er es in der Vorrede zum ersten Bande ebendesselben Wörterbuches schlankweg in Abrede stellt, dafs das 17. Jahrh. überhaupt schon den Ausdruck Wörterbuch gekannt habe, speciell versichernd, dafs der obenerwähnte Stieler nichts davon gewufst habe, in dessen Vorrede zu jenem Werke dieser Ausdruck doch allein nicht weniger als dreimal vorkommt.

Es mufs doch wohl die Beschäftigung mit einem solchen, um die andauernde Hingabe an dieselbe zu erklären, zu jenen Dingen gehören, mit welchen jeder, wenn er dieselbe übernimmt, zwar seine Not, aber eben seine liebe Not hat, wie es nach einem tiefen Witz der deutschen Sprache heifst — um ein Wort Chamissos zu wiederholen, welcher sich mit der Redaktion seines „Musenalmanachs" eine ähnliche „liebe Not" auf den Hals geladen hatte. Nur daraus läfst sich die Menge der Lexikon-Verfasser erklären. Schon Frisch, der gelehrte Rektor des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster, äufserte in der Vorrede zu seinem im Jahre 1741 erschienenen „Teutsch-Lateinischen Wörterbuch", dafs ihm die *Λεξικοφιλία* oder Liebe zum Lexikonschreiben so vieler gelehrten Leute, ja sogar die *Λεξικομανία* oder damit vorgehende Raserei dieses Seculi viel geholfen und die Arbeit etwas erleichtert habe. Auch in unserem, mit dem würdigen Rektor zu reden, wütet jene *Λεξικομανία* fort: auf keinem Gebiete, etwa das der deut-

schen Litteraturgeschichte oder der Erörterung über die zweckmäfsige Einrichtung des deutschen Unterrichts ausgenommen, hat die Neuzeit so viel besser oder übler gelungene Leistungen, wohl auf alle Fälle wohlgemeinte Versuche zu verzeichnen.

Wenn ich mich selbst hiermit ebenfalls eines solchen Versuches, oder wenigstens des Gedankens, um auf Lessing zurückzukommen, des albernen Gedankens an einen solchen schuldig bekenne, so kann ich doch gleich bei diesem Geständnis zur Beurteilung meines Unterfangens einen Milderungsgrund geltend machen. Nicht ein eigentliches, mehrgenanntes Wörterbuch ist es, mit dem ich mich seit Jahren beschäftigt habe, sondern vielmehr nur ein Glossar, ein Glossar in dem althergebrachten, üblichen Sinne, wonach dasselbe nur die veralteten, dem Gebrauch und dem Verständnis der Gegenwart entrückten Wörter und Ausdrücke umfafst. Meines Wissens ist ein solches Glossar neuerdings nicht ausgeführt worden, obgleich der Gedanke daran alt ist und schon in die Zeit des Erwachens unserer germanistischen Studien überhaupt und des damit zusammenhängenden Verlangens nach Zusammenstellungen unseres Wortschatzes zurückdatiert. Schon Jean Paul, um auch hierfür ein klassisches Citat beizubringen, bemerkt in seiner „Vorschule der Ästhetik“ § 83: „Unsere Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, dafs sie blofs sich selber auszuschöpfen und ihre Schöpfwerke nur in drei reiche Adern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen Provinzen, der alten Zeit und der sinnlichen Handwerkssprache. — Wollte man die bedeckten Goldschachte altdeutscher Sprachschätze wieder öffnen, so könnte man z. B. aus Fischarts Werken allein ein Wörterbuch erheben. Ein frommer Wunsch wäre es und doch zu erfüllen, von Heinrich Vofs und einige anderen, ein blofses Wörterbuch aller seit einigen Jahrhunderten ergrauten Wörter zu bekommen, von welchen wir keine ähnlichen stammhaltigen Enkel haben. Ja, jedes Jahrhundert könnte sein besonderes Scheintoten-Register oder Wörterbuch dieser Art erhalten. Wollen wir Deutschen uns doch recht der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen, indes Britten und Franzosen nur die Aufnahme neugemachter wagen, welche sie noch dazu aus ausländischem Thone formen, wenn wir unsere aus inländischem.“

Dafs dieser Jean Paulschen Mahnung seitdem so wenig Folge geleistet worden ist, mufs bei der sonst, wie gesagt, grofsen Regsamkeit

auf lexikalischem Gebiete befremdlich erscheinen. An sich sind ja allerdings Bedenken und Einwände gegen die Abfassung eines, eben nur die veralteten und unverständlich gewordenen Wörter umfassenden Wörterbuchs vorhanden. Herr Prof. Tobler hat dieselben vor einiger Zeit in einem in Berlin gehaltenen Vortrage über die Ausarbeitung eines altfranzösischen Wörterbuches in gewohnter lichtvoller Weise zusammengestellt. Sie bestehen zum Teil darin, dafs auch diejenigen Wörter in unseren älteren Schriftdenkmälern, welche formell noch unverändert vorhanden sind, doch damals mehrfach in ganz anderem Sinne und Verstande gebraucht worden, also ebenfalls in ein solches Glossar aufzunehmen sein würden, und dafs andererseits solche, auch unserem heutigen Sprachschatze unverändert erhaltenen Worte zur Erklärung der veralteten unentbehrlich sind. Es liefse sich in beider Rücksicht entgegnen, dafs die bezeichneten Wörter ja partiell und gelegentlich auch in einem Glossar Aufnahme und Verwendung finden könnten, freilich könnte dies eben nur sporadisch und vereinzelt geschehen, wollte man ein solches Glossar nicht wieder zu einem allgemeinen Wörterbuche aufbauschen und erweitern und daher über seine eigentliche Naturanlage hinausheben. Also jene Einwände haben, wie gesagt, ihren Grund. Allein lückenhaft und unvollkommen ist bekanntlich jedes menschliche Werk, und in anderer Beziehung, praktischer sowohl als wissenschaftlicher, gewährt die Beschränkung auf ein solches Glossar wieder Vorteile, welche uns jene geltend gemachten Nachteile auszugleichen, ja zu überwiegen scheinen. Es ist, um dies nachzuweisen, nötig, den gegenwärtigen Stand unserer deutschen Lexikographie und die Hauptschöpfungen derselben kurz zu charakterisieren.

Von vornherein ist dabei zuzugeben, dafs wir uns darin höchst achtbarer, ja musterhafter Werke, und zwar für alle Perioden unserer Sprache und Litteratur erfreuen. Aber eben nur für einzelne Perioden. Graffs „Althochdeutscher Sprachschatz“, wenn auch mannigfach von der wissenschaftlichen Forschung überholt und schwer zu handhaben, bleibt doch ein für alle Zeiten ehrenwertes und unentbehrliches Muster gründlicher Ausbeutung und Erschöpfung des vorhandenen Stoffes. Was an ihm zu ergänzen und zu berichtigen ist, wird durch das grofse, noch im Erscheinen begriffene althochdeutsche Glossenwerk von Steinmeyer und Sievers vollständig geleistet. Für die mittelhochdeutsche Periode bleibt das Benecke-Müller-Zarnckesche Wörterbuch ein überaus

schätzbares Hilfsmittel, wenn es auch freilich, infolge seiner Anordnung, die Auffindung der einzelnen Wörter und Stellen für den Wifsbegierigen fast ebenso erschwert als der Graffsche Sprachschatz. Lexers grofses „Mittelhochdeutsches Handwörterbuch“, ursprünglich nur dazu bestimmt, zu dem vorgenannten ein handliches Nachweisregister, ähnlich wie das Mafsmannsche zu dem Graffschen Werke, zu werden, hat sich infolge des unermüdlichen Fleifses und der Wissensfülle seines Verfassers zu einem selbständigen grofsen mittelhochdeutschen Wörterbuche erweitert, welches aber infolge jener seiner ursprünglichen Veranlagung in ein ganz eigentümliches Mifsverhältnis geraten ist. Um jenes Benecke-Müller-Zarnckesche, in demselben Verlage erschienene Werk nicht überflüssig zu machen, hat sich Lexer veranlafst gesehen, alle Belegstellen aus den eigentlich klassischen und bekanntesten Werken unserer mittelhochdeutschen Litteratur wegzulassen und, indem in Bezug darauf auf Benecke-Müller-Zarncke verwiesen wird, sich nur mit einer Nachlese aus den minder bekannten, erst später reger erforschten Epigonen oder Werken zweiten und dritten Ranges zu begnügen. Für den Unbefangenen gewifs ein Verhältnis ganz sonderbarer Art! Derjenige, welcher die mittelhochdeutsche Litteratur kennen lernen will, ist also auf die Anschaffung beider umfassender Werke angewiesen.

Für die neuhochdeutsche Periode und, wenn man will, für unsere ganze Litteratur überhaupt bildet das von den Gebrüdern Grimm begründete „Deutsche Wörterbuch“ ja einen unübertroffenen, von keiner Nation in ähnlicher Weise erreichten Schatz. Allein abgesehen davon, dafs dessen Vollendung in absehbarer Zeit noch nicht zu erwarten ist (neuerdings scheint die Fortsetzung desselben wieder durch Auseinandersetzungen des Verlegers mit dem unübertrefflich gründlich, aber auch freilich sehr langsam arbeitenden Prof. Hildebrand gehemmt zu sein), abgesehen hiervon leidet das Werk, wie alle von ähnlich langer Zeitdauer, an dem Übelstande, dafs die ersten Bände durch spätere Forschungen überholt, ja wenn man will, teilweise unbrauchbar gemacht worden sind. Ein ganz kleines Beispiel von den mannigfachen Widersprüchen im Innern dieses grofsen Wortschachtes gab ich schon oben in den verschiedenen Behauptungen desselben über das Vorkommen des Wortes Wörterbuch selbst.

Allein den grofsen, nicht genug zu rühmenden wissenschaftlichen Wert der genannten Werke zugegeben, wer oder wie wenige verhältnismäfsig vermögen, um eben den praktischen Standpunkt hier zu-

nächst allein noch festzuhalten, sich die Anschaffung aller dieser kostspieligen Werke zu gönnen? Eine concise Zusammenfassung des ganzen in jenen Werken verarbeiteten Stoffes giebt allerdings die, wie schon erwähnt, eben vollendete, reich vermehrte zweite Auflage des „Althochdeutschen Wörterbuches“ von Oskar Schade, allein doch eben nur für die alt- und mittelhochdeutsche Zeit und noch dazu mit fast gänzlicher Ausschliefsung der, einem Werke dieser Art doch erst rechtes Leben und rechten Reiz gewährenden Belegstellen. Die neuere Zeit, also schon das ganze 15. Jahrhundert, ebenso das Reformationszeitalter, welche in ihrem Wortschatze sich noch vielfach so eng an die alte Zeit anschliefsen, ja in mannigfacher Hinsicht die Ausbildung und Vollendung desselben geben, ist bei Schade ausgeschlossen. Luthers zahlreiche Archaismen finden darin keine Erklärung. Das vortreffliche Specialwörterbuch von Philipp Dietz über Luthers Schriften ist bei dem Buchstaben H stehen geblieben, eine Vollendung desselben von der Verlagsbuchhandlung nicht zu erwarten, da einer Mitteilung derselben zufolge der Verfasser verschollen ist. Weigands, in der dritten Auflage erschienenes beliebtes und verdienstliches „Deutsches Wörterbuch“, ebenso wie das umfassende Sanderssche beschränken sich wieder im wesentlichen auf die neuhochdeutsche Zeit allein.

Das Gesagte wird ausreichen, um zu beweisen, wie vieler, auch pekuniärer Mittel der Jünger der deutschen Sprachwissenschaft oder der Liebhaber unserer Litteratur derzeit bedarf, um sich Aufklärung nur über die auffallendsten Dunkelheiten und Unverständlichkeiten zu verschaffen, welche ihm bei einer Kenntnisnahme derselben, selbst nur einer eklektischen von Ulfilas bis Luther, nur allein in lexikalischer Hinsicht, aufstofsen. Ein Glossar, wie ich es im Sinne habe, würde bei dem Umfange eines nicht allzu starken Oktavbandes jene Dunkelheiten und Archaismen, indem es sich eben nur auf diese a l l e i n beschränkt, wenigstens zu einem wesentlichen Teile aufzuhellen im stande und zur Lektüre von Ulfilas und Otfried, wie des Nibelungenliedes und andererseits Geilers von Kaisersberg sowie Luthers gleich brauchbar sein.

Die Vorteile desselben in wissenschaftlicher Hinsicht schliefsen sich an die eben geltend gemachten praktischen an. Indem das Glossar sich nur auf die unverständlich gewordenen oder jetzt geradezu abgestorbenen Wörter und Wortfamilien beschränkt, gewinnt es an Raum und leichterer Beherrschung so viel, um statt der alphabetischen Anordnung eine rationellere zu beobachten, zu gleicher Zeit aber die ein-

zelnen, meist gerade auch eben wegen ihres Alters und ihrer Unregelmäfsigkeit besonders interessanten Wörter ihrer Geschichte und Entwickelung nach durch sämtliche Perioden unserer Litteratur, soweit sie darin noch vorkommen, zu verfolgen.

Was zunächst die alphabetische Anordnung betrifft, so hat sich Jakob Grimm, sonst der mildeste der Männer, für die vermeintliche absolute Notwendigkeit derselben in einem Wörterbuche mit einer solchen Schärfe und Entschiedenheit ausgesprochen, dafs es schier bedenklich erscheinen mufs, derselben überhaupt noch das Wort zu reden. „Nicht minder notwendig," bemerkt er Spalte XI der Vorrede zum „Deutschen Wörterbuche", „als Streben nach umfassender Sammlung und Behandlung ist dem Wörterbuche die alphabetische Ordnung, und sowohl die Möglichkeit des vollen Eintrags und der Abfassung als die Sicherheit und Schnelle des Gebrauchs hängen davon ab. Es würde die Arbeit in den Wörtern aufheben oder lähmen, wenn man den Platz nicht kennt, aus dem sie zu holen sind. Schon ihren eingeschränkten Sammlungen pflegten die Alten diese Alphabetfolge zum Grunde zu legen, und wer sie heute nicht handhabt, sondern aufhebt und stört, hat sich an der Philologie versündigt." Und weiter: „Ein so willkommenes, verdienstvolles Werk, wie Beneckes mittelhochdeutsches Wörterbuch, kann in dieser Hinsicht verfehlt heifsen: sein Urheber hielt es mit der Würde unserer Sprache für unvereinbar, anders zu verfahren, durch Vorschieben, sei es der wahren oder vermeinten Wurzel, rückt er den Ausdruck, welchem nachgefragt wird, aus des Aufschlagenden Auge."

Es ist dem gegenüber zu bemerken, ganz abgesehen davon, dafs das Verhältnis für ein Glossar überhaupt ein anderes ist wie für ein weitschichtiges, schwerer übersehbares Wörterbuch, dafs zwischen nichtalphabetischer und nichtalphabetischer Anordnung ein Unterschied stattfindet. Es giebt ein rücksichtsloseres und minder rücksichtsloses, ein bedingteres und unbedingteres Verlassen des alphabetischsn Princips. Nur, wie Graff im „Althochdeutschen Sprachschatze", wie zum Teil Benecke in seinem „Mittelhochdeutschen Wörterbuche" gethan hat, nach Stämmen und zwar vielfach nach thatsächlich gar nicht vorhandenen, sondern fingierten Stämmen den Wortvorrat unterzubringen, hat allerdings eine derartige Unübersichtlichkeit desselben zur Folge, dafs man Lachmann recht geben kann, wenn er in seiner scherzhaft-sarkastischen Weise zu fragen pflegte, nicht wo Graff dieses oder jenes

Wort aufgezeichnet, sondern wo er es versteckt habe. Ganz etwas anderes ist dagegen schon eine bedingte analphabetische Anordnung, so zwar, dafs man die Komposita, zunächst und vor allen Dingen die mit den untrennbaren Partikeln be, ge, ver u. s. w. gebildeten Verbalkomposita, dann auch die Komposita mit Präpositionen unter die jedesmaligen Simplicia stellt, und auch dieses dann nur, wenn diese Simplicia thatsächlich vorkommen und belegbar sind. Noch Oskar Schade, der doch in seinem Wörterbuche das alphabetische Princip streng festhält, thut in der Vorrede der zweiten Ausgabe desselben einen Stofsseufzer über die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, jene Kompositionen mit untrennbaren Partikeln immer streng alphabetisch unterzubringen, wenn man die verschiedene Gestaltung derselben in den einzelnen Sprachperioden berücksichtige, also z. B. bedenke, dafs die Partikel ent nach und nach die Formen and, ant, int, ent, an, in, en; die Partikel er die Formen: us, ur, or, ar, ir, er u. a.; die Partikel ver gar die Formen: fra, fair, far, for, fur, fir, fer, ver angenommen habe. Die hervorragendsten Lexikographen aller Zeiten haben daher die Unterordnung wenigstens dieser Partikel-Kompositionen, die meisten die der Kompositionen unter die Simplicia überhaupt vorgezogen. Ich berufe mich dabei auf Frisch im vorigen und, neben Benecke-Müller-Zarncke, auf Weigand und Schmeller in diesem Jahrhundert. Abgesehen von der Schwierigkeit, jene je nach den einzelnen Zeiträumen sich so verschiedenartig gestaltenden Kompositionen überhaupt unterzubringen, bringt ja, das müssen selbst die entschiedensten Alphabetisten einräumen, die streng alphabetische Anordnung derselben eine Verzettelung, ein Durcheinanderwerfen der nach Etymologie und Bedeutung streng zusammengehörigen Wörter und infolge dessen teilweise ein so oftmaliges Wiederholen des einmal Erklärten mit sich, dafs die Unnatur und Regellosigkeit dieses Verfahrens in die Augen springt. Man bedenke nur, was es vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus sagen will, wenn so eng zusammengehörige Begriffe, wie, um das erste beste aus der zahllosen Menge herauszugreifen, die Wörter: setzen, absetzen, besetzen, entsetzen, versetzen, widersetzen über zwei, drei oder zehn, zwölf Bände eines Buches verstreut sind, während die Negation dazu: unabsetzlich, unbesetzt u. s. w. wieder im achten oder neunten Bande zur Sprache gebracht wird? Und dem gegenüber halte man das einheitliche, organisch sich gestaltende, man kann geradezu vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus sagen reizende Bild, welches die

übersichtliche Abhandlung dieser ganzen Wortfamilie an einer Stelle, besonders von treffenden Belegen erläutert, dem forschenden Auge gewährt. Oder um ein Beispiel anzuführen, welches zu meinem Glossar näher hinüberführt, indem es eine Probe der darin zu behandelnden Wörter giebt, man nehme die Komposita absachen, besachen, entsachen, versachen, zu dem Simplex sachen, in der Bedeutung schaffen, machen, bewirken gehörig. Das Kompositum absachen habe ich noch in keinem deutschen Wörterbuche gefunden, auch in dem Grimmschen nicht, obgleich es wiederholt in einigen der bekanntesten, wenn auch nicht gerade schönsten Lieder eines der Hauptliederdichter des 17. Jahrhunderts, Johannes Heermann, vorkommt. In dessen Liede: „Was bin ich, o Herr Zebaoth?" (in der Decoti musica cordis vom Jahre 1630, Seite 16 bis 20, bei Mützell, Geistliche Liederdichter des 17. Jahrh., Seite 20) heifst es:

In Feuers Hitz der eine stirbt,
Der ander wird ertränket,
Der dritt in Hungersnot verdirbt,
Der vierte tot sich kränket,
Der fünfte wird mit Gift umbracht,
Der sechst in Schwindsucht abgesacht:
Ach wer mags gar erzählen!

Mützell war dem Worte gegenüber offenbar auch ratlos, denn er bemerkt verwundert dazu: „So haben alle Ausgaben!" Dasselbe absachen oder abgesacht findet sich in dem Gedichte Heermanns: „Der Tod klopft bei mir an, ich sehe schon den Wagen" (in seinen Poetischen Erquickstunden, Ausg. von 1656, S. 77 u. 78, bei Mützell S. 161). Es heifst daselbst:

Was soll ich, Liebste, sagen
Von Raub und Plünderung? Was von den steten Plagen,
Die mir die Krankheit bringt? So über sechzehn Jahr
Den abgesachten Leib durchädert ganz und gar,
Dafs nichts mehr übrig ist an ihm als Haut und Knochen.

Dieses so seltene absachen findet seine natürliche Erklärung, ja stellt sich als organisches Glied einer ganzen Wortfamilie dar, wenn man es zu seinem Simplex, dem Verbum sachen, und dessen anderen Kompositis stellt. Dieses „sachen" kommt schon im Mittelhochdeutschen und Mitteldeutschen, im Jüngeren Titurel und wiederholt bei Jeroschin in der Bedeutung von schaffen, machen vor. Auch das Kompositum entsachen kommt in diesem Sinne vor, zugleich aber auch in dem entgegengesetzten von „aus der Fassung bringen", „überwinden". So im Heldenbuch, Dietrichs Flucht, V. 3501 u. 8385. Die-

selbe Bedeutung, also schwächen, entkräften, hat unser absachen. Das Gegenteil davon ist besachen, also stärken, kräftigen, pflegen, unterhalten, welches in diesem Sinne wiederholt im Mittelhochdeutschen, im Jüngeren Titurel und Wolfdietrich, sowie in verschiedenen, in Schmellers Bayrischem Wörterbuche citierten Urkunden sich vorfindet.

Dies Beispiel möge genügen unter hundert anderen, um zugleich eine Probe zu geben, wie eng unser Wortschatz im 16., ja 17. Jahrhundert nach Form und Bedeutung noch mit dem früherer Jahrhunderte zusammenhängt, und wie es in der That den Eindruck jenes, auf unseren Kirchhöfen anzutreffenden Symbols einer abgebrochenen Säule macht, wenn man seine lexikalischen Forschungen und Darlegungen eben schon mit dem 16. Jahrhundert abschliefst. Gerade in Luthers Sprache, sowie in der seiner volkstümlichen Zeitgenossen überhaupt findet sich eine ganze Reihe von Wörtern, welche ihre Väter und Verwandten nicht nur im Mittelhochdeutschen, sondern geradezu schon im Althochdeutschen haben. Als ein Beispiel weise ich auf jenes versorgen, im Sinne von umfassen, in den Büchern der Chronika hin, also unmittelbar an das alte sorgen, umschliefsen, ἔργειν sich anschliefsend, welches ich mir vor einigen Jahren in einem ausführlichen Aufsatze an dieser Stelle zu erörtern erlaubt habe. Oder auf das Wort Woche, welches erst bei Luther wieder in der, seiner Ableitung (ahd. wëhha, goth. vika, lat. vices) entsprechenden Bedeutung: wechselnde Zeitperiode vorkommt. 1. Mos. 29, 27 sagt Laban zu Jakob: „Halte mit dieser (sc. Lea) die Woche aus, so will ich dir auch diese geben" (Rahel), und V. 28: „Jakob that also und hielt die Woche aus." Diese sprachlich höchst interessante Übereinstimmung von Wörtern des 16. Jahrhunderts mit denen einer viel früheren Periode, ja das Wiederauftauchen derselben in diesem Jahrhundert, nachdem sie in der höfischen Zeit des 13. und 14. wie verschwunden waren, erklärt sich leicht aus dem volkstümlichen Charakter, welchen die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, besonders die geistlichen, in Übereinstimmung mit der volkstümlichen Richtung der Anfänge unserer althochdeutschen Periode an sich tragen. Die dankbare Aufgabe eines Glossars, wie ich es im Sinne habe, wäre es eben, Analogien dieser Art weiter anzuführen und zu erörtern, da es wie gesagt seiner Natur und seiner günstigeren Anlage nach die Entwicklung der von ihm berücksichtigten Werke durch alle Perioden unserer Litteratur verfolgen kann. Als ein Beispiel, zu welchen interessanten Resultaten eine derartige Ver-

gleichung führt, welches Interesse dasselbe überhaupt gewährt, mag das Glossar dienen, welches Wilh. Wackernagel den früheren Ausgaben des ersten Bandes seines „Deutschen Lesebuchs“ hinzugefügt hatte, obgleich dieses, eben seinem besonderen Zwecke gemäfs, sich auf den fragmentarischen Stoff einer Chrestomathie beschränken mufste.

Wenn es Pflicht und Zweck eines Glossars in dem bezeichneten Sinne ist, die Entwicklung der Wörter und ihrer Bedeutungen überhaupt bis in die späteren Jahrhunderte fortzuführen, so hat gegenwärtig ein solches noch eine besondere Aufgabe — und das von mir beabsichtigte würde sich derselben vorzugsweise unterziehen —, nämlich die geistliche Litteratur, also die Bibel- und Gesangbuchsprache jener Zeit, d. h. also des 15. bis 17. Jahrhunderts specieller zu berücksichtigen. In dieser Hinsicht herrscht in unserer Lexikographie noch eine sehr bemerkbare Lücke. Ich weifs nicht, inwiefern jene geringere Berücksichtigung der Bibel- und Gesangbuchsprache mit einer gewissen jetzt herrschenden Indifferenz gegen diesen Teil unserer Litteratur überhaupt zusammenhängt. Ich will auch nicht untersuchen und es ist hier auch nicht der Ort dazu, inwiefern die gegenwärtigen berufenen Pfleger und Vertreter unserer geistlichen Litteratur selbst Schuld daran tragen, welche teilweise zwar sehr skrupulös an dem Worte, ja dem Buchstaben unserer heiligen Urkunden und Gesänge festhalten, aber gegen eine sprachliche Richtigstellung oder Erklärung dieser, oft herkömmlich mifsverstandenen Worte sich sehr gleichgültig verhalten. Thatsache ist, dafs jene geistliche Litteratur der weltlichen gegenüber, wenigstens in der Berücksichtigung unserer neueren Lexikographen so zurückgetreten ist, dafs man in diesem Sinne fast mit Novalis ausrufen möchte:

Was hat das Ewige verschuldet,
Dafs man's nur nebenher noch duldet?

wenn man bei einer so kühlen sprachlichen Erörterung überhaupt in einen elegischen Ton verfallen wollte. Ich gebe zu, dafs die Sprache der vorlutherischen Bibeln, der Plenarien oder Evangelienbücher oder Postillen jener Zeit, in Bezug auf grammatische Form und Syntax keine klassische mehr ist, wenigstens vom Standpunkte der Litteratur des 13. Jahrhunderts aus. Für den Lexikographen ist sie aber sehr reichhaltig und interessant, schon als Übergangsperiode für die Sprache und den Wortschatz der Reformationszeit, welche viel stärker und fester in derselben wurzelt, als man bisher gewöhnlich angenommen

hat. Frühere Lexikographen haben jener Periode unserer Bibelübertragungen auch stets eine gröfsere Aufmerksamkeit gewidmet. Im Verzeichnis der gedruckten Quellen zum Scherz-Oberlinschen Glossar findet sich ebensowohl eine zu Augsburg gedruckte vorlutherische deutsche Bibel, wie die in Nürnberg 1483 bei Koburger erschienene aufgeführt, und sie werden in dem genannten Wörterbuche oft citiert. Noch häufiger ist dies mit der letztgenannten Bibelausgabe bei Frisch der Fall, der aufserdem noch zahlreiche Belege aus einer Handschrift dieser Übersetzung, dem von ihm sogenannten Codex Manuscriptus Spenerianus, beibringt. Aus den neuesten Wörterbüchern sind diese Bibeln wie verschwunden. Unter den Quellenverzeichnissen zu dem Grimmschen Deutschen Wörterbuche taucht eine solche Ausgabe einer vorlutherischen Bibel erst überhaupt in dem zum 5. Bande auf, und zwar unter der Bezeichnung: „Nürnberger Bibel 1483, die ‚Bibelübersetzung', die dort bei Anton Koburger 1483 erschien", eine Bezeichnung, welche auf den, der das Verhältnis der betreffenden Ausgaben zueinander kennt, einen fast heiteren Eindruck macht. Wenn die hochdeutsche Ausgabe jener vorlutherischen deutschen Bibeln so kurz wegkommen, so ist dies in noch höherem Grade bei den drei niederdeutschen der Fall. Sie existieren für unsere neuere Lexikographie so gut wie gar nicht. A. Lübben, einer der Hauptvertreter jenes Zweiges unserer Litteratur, hat in seiner vor kurzem erschienenen „Mittelniederdeutschen Grammatik nebst Chrestomathie und Glossar" jene niederdeutschen Bibeln, welche geradezu die wichtigsten Repräsentanten der niederdeutschen Litteratur jener Zeit sind, nicht einmal für wert gehalten, um das kleinste Stückchen daraus als Probe anzuführen. Von der dritten derselben, der Halberstädter, nimmt dieser Verfasser unseres gegenwärtig gröfsten niederdeutschen Wörterbuchs S. 91 jener Grammatik an, dafs dieselbe im Jahre 1526 erschienen sei.

Viel besser steht es — das mufs von vornherein eingeräumt werden — mit der Vertretung der Lutherschen Bibel in unseren neueren Wörterbüchern. Schon Adelung führt zahlreiche Belegstellen aus derselben an, freilich nur aus dem oberflächlichen Grunde, weil sie in „jedermanns Händen und Stellen daraus den meisten bekannt seien". Im übrigen meint er, dafs dieselbe von „Fehlern wimmele" und nennt es ein „betrübtes Zeugnis von dem grofsen Verfalle der grammatischen Kenntnis unserer Sprache", wenn man Luthers Bibel als „ein Muster einer reinen hochdeutschen Sprache angreife". Vorrede zum 1. Bande

der 1. Ausgabe seines Wörterbuches vom Jahre 1774, S. XV. Eine wie viel würdigere Ansicht von der Stellung von Luthers Bibel zu unserer Litteratur enthält das Vorwort zum „Deutschen Wörterbuche“ von J. Grimm, welcher derselben auch allenthalben in dem Wörterbuche selbst die reichhaltigste Berücksichtigung zu teil werden läfst! Freilich bleibt auch diese Berücksichtigung, sowie die von Luthers Werken überhaupt in einer Beziehung noch eine mangelhafte. Nicht ohne Grund bemerkt Ph. Dietz S. IV des Vorwortes zu seinem schon oben erwähnten „Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers Schriften“: „Die Belege aus Luther sind im ‚Deutschen Wörterbuche‘ fast ausschliefslich einer späteren, nicht blofs sprachlich unzuverlässigen, sondern auch unvollständigen Gesamtausgabe von Luthers Werken entnommen (nämlich der Jenenser aus den Jahren 1564—1580), woher es gekommen, dafs eine ganze Reihe von Wörtern, die doch zum Teil wiederholt begegnen, teils der Belege aus Luthers Schriften entbehrt, teils gar nicht einmal zur Vergleichung gelangt ist.“ Dietz führt allein unter dem Buchstaben A ein paar hundert Belege dazu an. Auf die ältesten Originaldrucke der Lutherschen Abhandlungen wird im Grimmschen Wörterbuche nur sehr selten zurückgegangen. Der von J. Grimm erhobene Einwand, dafs dieselben selten und kaum zu erlangen seien, ist gegenwärtig kaum noch stichhaltig, da der antiquarische Büchermarkt infolge der neuerlich stattgehabten Purifikation österreichischer Klosterbibliotheken von diesen ketzerischen Schriften förmlich damit überschwemmt ist und sie zu einem verhältnismäfsig billigen Preise zu haben sind. Einem Glossar, wie ich es im Sinne habe, bleibt also auch in dieser Hinsicht noch manches zu thun übrig: es könnte zugleich in gewisser Hinsicht eine Ergänzung zu dem verdienstlichen Dietzschen Wörterbuche sein, dessen Nichtvollendung eine der empfindlichsten und beklagenswertesten Lücken in unserer Lexikographie zurückgelassen hat.

Noch mangelhafter als die Berücksichtigung der Bibelsprache ist in unseren Wörterbüchern, auch im Grimmschen, immerdar die der geistlichen Liederdichtung gewesen. Die Hymnologen haben von jeher Klage darüber geführt. „Ich erlaube mir,“ sagt Phil. Wackernagel schon in der Vorrede zu seiner 1855 erschienenen Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes, S. IX, „daran eine das deutsche Wörterbuch betreffende Bemerkung zu knüpfen. Wenn es sich darum handelt, in demselben diejenigen Wörter zu sammeln, welche unter dem Volke verbreitet gewesen oder noch verbreitet sind, und die verschie-

denen Bedeutungen zu belegen, mit welchen sie vorkommen, so darf nicht die weltliche Litteratur allein befragt werden, vielmehr ist die geistliche von gleicher, ja in mancher Beziehung von gröfserer Wichtigkeit. Ich geschweige älterer Zeiten, aber von Luther an zieht sich aufser der Bibel ein breiter Strom solcher Schriften durch das Volk hin, geistliche Betrachtungen, Gebetbücher, Gesangbücher, welche die Gesamtsprache verklärten und verjüngten. Der Wortschatz dieser Schriften ist für das Wörterbuch zu heben und es möchte in vielen Fällen für dasselbe von geringerer Bedeutung sein, ein Wort durch Stellen aus weltlichen, dem Volke oft sehr fern stehenden Dichtern zu belegen, denn anzuführen, wie Joh. Heermann oder Paulus Gerhardt oder andere geistliche Dichter gesungen und mit ihnen das ganze Volk gesungen, dessen Sprache sie gebraucht und das umgekehrt seine Sprache an der ihrigen befestigt und fortgebildet.“ Auch Mützell spricht S. XXVI des Vorwortes zum ersten Bande seiner „Geistlichen Lieder aus dem 16. Jahrhundert“ den frommen Wunsch aus: „Es wäre sehr zu wünschen, dafs in dem Verlaufe des Grimmschen Wörterbuches mehr Rücksicht auf die Kirchenlieder genommen würde.“ Der Wunsch ist leider ein frommer geblieben. Ph. Wackernagel hatte bekanntlich, wie er S. VI der Vorrede zu Bd. II seines grofsen Werkes „Das deutsche Kirchenlied“ verspricht, selbst die Absicht, demselben ein Glossar beizugeben. Es ist bei der Absicht geblieben, da es ihm ja nicht einmal vergönnt war, den Text der Lieder vollständig zu redigieren. In ein paar Briefen, welche er mit mir behufs einer Besprechung der letzten Bände dieses Werkes wechselte, bestärkte er mich in liebenswürdigster Weise (wenn Autoren ihre Bücher besprochen haben wollen, sind sie bekanntlich immer sehr liebenswürdig) in der Absicht, die ich ihm verraten hatte, selbst früher oder später eine in jenes Feld schlagende lexikalische Arbeit zu unternehmen.

Doch ich erschrecke jetzt selbst über die Gröfse dieser Aufgabe, um so mehr, je länger ich sie erwäge und in dieser, mir selbst schon zu lang gewordenen Skizze Andeutungen darüber gebe. Sie würden, wie ich einsehe, fast die Kräfte eines geschulten Germanisten, geschweige die meinigen übersteigen. Jedenfalls würde meine Arbeit, das erkenne ich mehr und mehr, wenn sie überhaupt zu stande käme, nur das Verdienst haben können, um mit Stieler dem Spaten zu reden, „ein geringes Beginsel“ zu einem so von mir geschildeten Glossar zu sein.

Berlin. K. Biltz.

Über den slavischen Namen Berlin.

Wie lange Zeit ist das Gebiet der Etymologie der weite Tummelplatz einer Thätigkeit gewesen, welche, aller wissenschaftlichen Grundlage entbehrend, an Willkür, Leichtfertigkeit und Keckheit nichts zu wünschen übrig liefs! Wie hat insbesondere in der Onomatologie, zumal in der Ortsnamendeutung die unberufenste Thätigkeit sich breit gemacht und mit Hilfe einer ausschweifenden, mafslos spielenden Einbildungskraft wunderbare Albernheiten zu Tage gefördert! Hat sich nun auch infolge der grofsartigen Entwickelung der Sprachwissenschaft eine ruhigere und verständigere Behandlung der Etymologie Bahn gebrochen, wird auch die Namenforschung neuerdings mit mehr Kritik und Wissenschaftlichkeit geübt, so fordert doch noch eine ansehnliche Reihe von Namendeutungen, welche wissenschaftlich berechtigt scheinen und als treffend anerkannt und angenommen werden, notwendigerweise den kritischen Zweifel und Widerspruch heraus. Es läfst sich nun wohl behaupten, dafs unter allen Namen keiner eine so mannigfaltige Behandlung und verschiedenartige Erklärung erfahren hat wie der Name unserer Kaiserstadt Berlin: ihm zu einer endgiltigen, allen Anforderungen gerecht werdenden Deutung zu verhelfen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Wenn man unbefangen und ohne Voreingenommenheit die ältesten Verhältnisse und Zustände des inneren Deutschlands, des Elbgebietes, sich vergegenwärtigt, wenn man erwägt, wie während der germanischen Periode die Freiheitsliebe und Selbstgenugsamkeit unserer Vorfahren so ausgeprägt war, dafs dadurch ein enggeschlossenes Zusammenleben und -wohnen verhindert ward, und wie ferner in der weiter zurückliegenden keltischen Zeit der Urwaldszustand erst recht ein energisches

Hindernis bildete gegen dauernde, gröfsere Ansiedelungen, so kann man nur annehmen, dafs diese Stufe der Kultur erst mit dem 6. Jahrhundert n. Chr. infolge der Einwanderung der zu geselliger Vereinigung geneigten Slaven erreicht wurde. Es mufs dann als unumstöfslich wahrer Satz anerkannt werden, dafs die alten hier in Betracht kommenden Dörfer und Städte wie ihre Entstehung, so auch ihre Benennung einzig und allein diesen Einwanderern, den Slaven verdanken. Damit aber fällt die kühne Hypothese, welche Dr. C. A. F. Mahn in seinen „Etymologischen Untersuchungen über geographische Namen“ V, S. 75 mit Aufbietung vieler Gelehrsamkeit aufgestellt hat, dafs der Name Berlin aus keltischem paûr-lûyn = Weidewald — ein fragwürdiges Etwas nach Ursprung und Wesen — hervorgegangen sei. Zu solch kühner Ableitung veranlafste die Rücksicht darauf, dafs derselbe Name sich auch in Bayern und Frankreich wiederfindet, ein Umstand, welcher unbedingt darauf hinzuweisen schien, dafs nur in der Sprache eines Volkes, welches vor alters zugleich in Deutschland und Frankreich gesessen, der Ursprung des Namens zu finden sei; und dies konnte allein das Keltische sein. Aber gehören denn nicht völlig miteinander übereinstimmende Wortformen zuweilen ganz verschiedenen Sprachen an? Ist nicht z. B. Koblenz am Zusammenflufs von Rhein und Mosel sowie an der Mündung der Aar in den Rhein = lat. Confluentia, grundverschieden von Koblenz in der Oberlausitz, wendisch Kobliсy, d. i. Stutenhof?

Da nun die Herleitung des Namens Berlin aus dem Slavischen der Mehrzahl der Forscher — und auch Mahn würde, wie er selbst a. a. O. S. 72 gesteht, einer solchen den Vorzug gegeben haben, wenn er ein passendes Etymon hätte ausfindig machen können — nach Lage der Sache eine gröfsere Berechtigung und Glaubwürdigkeit zu haben schien, eine einfache, bequeme Etymologie aber nicht sich darbieten wollte, so wurden die verschiedensten und wunderlichsten Deutungsversuche gewagt. Man legte, um hier nur einiger zu gedenken, asl. borŭ, tsch. pol. bor Kiefer, Fichtenwald zu Grunde; ferner asl. berŭ nehmen, tragen und pol. lin, Schleie; niederlausitz-wendisch warlin, angeblich Kochherd für Flüchtige (Zwahr, nlw. Wörterb. S. 6); tsch. berlo, pol. berło, Stab, Scepter; nlw. pero, Feder u. linaš, mausern = das Federmausern (!), Federverlierplatz der Hühner und Gänse (Dr. Killisch, Berlin, der Name der deutschen Kaiserstadt, 1872, und Gartenlaube 1872); tsch. bryla, pol. bryła, Scholle, Klumpen (Beyers-

dorf, Slavische Streifen VI); ein Personenname Berla — Miklosich, Die Bildung der slav. Personennamen S. 246 kennt nur einmaliges Berilo von berŭ, tragen, nehmen — wurde von einem slavischen Gelehrten Hulakovsky im Lausitzer Magazin 37, 498, wo zugleich den deutschen Forschern scharf der Text gelesen wird, mit denkbar gröſster Entschiedenheit als Stammwort hingestellt. Alle diese Deutungsversuche sind sprachlich nicht zu rechtfertigen, auch der letzte, am ehesten noch annehmbare nicht, weil er die ursprüngliche Namensform nicht berücksichtigt.

Die Hauptstadt Berlin hieſs ehemals nicht schlechtweg so, sondern — und dies erheischt die unbedingteste Beachtung — appellativ der Berlin, to dem Berlin (zu dem Berlin), Berlyn; nlw. ten Barlin (Mask.), olw. selten Berlin, gewöhnlich Barlin, Barliń (Mask.). Manche andere Örtlichkeiten, vielfach nur Plätze, wurden oder werden noch ebenso benannt:

1) der Berlin in Frankfurt a. d. O., um dessen Bebauung Streit geführt wurde;

2) der Berlin oder Brellin, Stelle an der Elbe bei Krakau gegenüber Magdeburg (Brückner, Die slav. Ansiedelungen in der Altmark, 1879, S. 38, 92, ohne Erklärung);

3) der Berlin bei Stadt Northeim am Harz;

4) der groſse und kleine Berlin in Halle a. d. S.;

5) der groſse und kleine Berlin oder Berlinische See bei Wittstock in der Priegnitz;

6) der Berlin in Augsburg am Lech, urk. aufm Berlin;

7) Barlin bei Dargun, Meckl., 1226 Bralin, 1309 Bralyn, 1327 Baralin (von Kühnel, Die slav. Ortsnamen in Mecklenburg 1882, S. 23, unrichtig erklärt);

8) Deminutiv Stadt Berlinchen, früher Neu-Berlyn, im Reg.-Bez. Frankfurt an einem See, aus dem die Plöne flieſst; Kolonie der Stadt Berlin?

9) Feldmark, ehemals Dorf Berlinchen im Kreise Kalau am Ssrake-Flieſs;

10) wüste Mark Berlinchen nördlich von Deetz an der Nuthe in Anhalt.

Alle diese an Flüssen gelegenen Orte haben ihre Benennung „der Berlin“ von dem asl. mask. Substantiv brŭlenĭ, tschech. brlen, sorb. barleń oder berleń, d. i. der Wasserrechen, Floſsrechen, Flöſsholzfang, ein Balkengerüst, welches quer über das Wasser gebaut zum Auffangen des Flöſsholzes diente.

Zweierlei bedarf hier der Erörterung. Zunächst ist der Nachweis zu führen, dafs der Stamm brŭl- deutsch zu Berl-, wendisch zu Barl-, und sodann, dafs die maskuline Endung enĭ zu betontem, gedehntem in geworden ist; dieser Beweis ist ohne Schwierigkeiten zu liefern.

1. Das Lautgesetz, dafs der altslavische kurze und sogar stumme Vokal ŭ (Ъ), welcher im Tschech. des schriftlichen Ausdrucks gänzlich entbehrt, seine Stelle hinter zwei den Anlaut bildenden Konsonanten verläfst und, in a, ę, o sich verwandelnd, zwischen dieselben tritt, dieses im Polnischen, Wendischen, Dravenischen und zumeist auch im Sorbischen geltende Gesetz der Metathesis geht aus den nachstehenden Belegen mit gröfster Deutlichkeit hervor:

asl. brŭlogŭ, tsch. brloh, nsl. serb. brlog, sorb. berlog, olw. borło, Wildlager, Sühlplatz, elendes Streulager: daher Berloge bei Krossen an der Oder, Berlau oder tsch. Brloh Böhm., Berłoby Galizien, Brlohy Mähr., Brlog Kroat. Serb.

Berloge und Berlau: brŭlogŭ = Berlin: brŭlenĭ.

asl. brŭdo, tsch. serb. brdo, sorb. bardo, berdo, Hügel: Werda oder Brda Kärnt., Werda oder Brde Steier, Werda bei Falkenstein i. S., Brdo Böhm.

asl. brŭno, nsl. tsch. brno, sorb. barno, berno, borno, Lehm: Barneck b. Leipzig, urk. Borneck, Bornecke, Börnicke in Brandenburg, urk. Bornecke, Berńaky Galiz. = asl. brŭnjaki, sorb. bornaki, die Lehmgräber, Lehmarbeiter; Peritz b. Grofsenhain, urk. Berinicz, am „Lehmgrubenberg“ gelegen, = brŭnica; Barnin Meckl., urk. Barnyn, Bernyn; Borna, Bornitz u. s. w.

asl. brŭšlĕnŭ, sorb. beršlĕn, Epheu: Beselin Meckl., urk. Berzelin, Berselin; Bršlin Krain.

asl. brŭtĭ, tsch. brt, pol. barć, russ. bortĭ, Bienenstock: Baruth bei Bautzen, olw. Bart, Baruth bei Luckenwalde, Barz Meckl., urk. Barth, Baarz Brandenburg, urk. Bartse, Brt Böhm., Barcie Pol., Bortne Galiz. etc.

asl. crŭky, nlw. cerkvá, Kirche: Serkowitz bei Dresden, urk. Cerakuwicz, Zerkwitz, nlw. Cerkvica, Zerkowitz etc.

asl. črŭnŭ, nsl. črn, tsch. černy, pol. czarny, olw. čorny, schwarz: Tschernitz, Czernice, Czerneboh, Zschorna etc.

asl. črŭtŭ, tsch. čert, pol. czart, Teufel: Schartau bei Magdeburg, urk. Ciertuvi etc.

asl. krŭn-, klruss. kernyća, pol. kiernica, Wasserrinne, Rinnsal: Kirnitzsch-Bach in der sächs. Schweiz, Kernyća Galiz. etc.

asl. krŭtŭ, nsl. tsch. krt, Maulwurf: Gerten oder tsch. Krty Böhmen.

asl. krŭčĭ, nsl. tsch. krč, pol. karcz, Rodicht, Baumstumpf: Kertzsch Sachs., Krč Böhm., Kroat.

asl. trŭnŭ, nsl. tsch. trn, sorb. tarn, torn, Dorn: Ternova, Tarnava, Tarnov Galiz., Tarnowitz, Torna, Tornau etc.

asl. vrŭba, nsl. tsch. vrba, sorb. verba, Weide (Baum): Werben bei Wittenberge, Werben oder Vjerbno Ndlaus., Querbitzsch bei Mügeln i. S., urk. Wirbitz, Worbis bei Bautzen.

Die Reihe fortzusetzen, dürfte überflüssig erscheinen; sie wird genügen, um das Lautgesetz als solches klar genug hervortreten zu lassen.

2. Die maskuline Substantiv-Endung -enĭ (ênĭ) erscheint tschech. als -en, olw. als -eń (mit jeriertem n), Genitiv -enja, in den Ortsnamen Norddeutschlands öfters als betontes -in. Beispiele:

asl. čerênĭ, tsch. čeřen, Weinpresse, Kelter: Zschieren bei Pirna in Weingegend, urk. Czheryn, Czherin, eigentl. zum Zschieren.

asl. grebenĭ, nsl. greben, olw. hrjebjeń, Kamm, Fels: Greben Meckl., früher Grebin; Griffen, urk. Criuuina, Berg Greben Serb. etc.

asl. jelenĭ, tsch. jelen, olw. jeleń, Hirsch, Elentier: Jellen Meckl., urk. Gelin.

asl. kamenĭ, tsch. kamen, olw. kamjeń, Stein: Kamin mehrmals in Meckl., Kamminchen Ndlaus.

asl. kremenĭ, tsch. křemen, olw. křemjeń, Kiesel, Stein: Kremmin Meckl.

asl. korenĭ, nsl. tsch. kořen, Wurzel: Chorin und Chorinchen bei Prenzlau, Kahren oder Koreń Ndlaus.

asl. lubenĭ, sorb. lubeń, hölzerner Mühllauf, Mühlwasserleitung: Lübben oder ten Lubin Ndlaus.

Vergl. auch asl. jasenŭ, tsch. jasen, olw. jaseń, Esche, woher Jessen bei Meifsen, urk. Jessin.

Fügen wir nun noch zum Schlufs hinzu, dafs der Berlin bei Magdeburg auch ohne Metathesis mit mehr ursprünglicher Form Brellin und das mecklenburgische Barlin ebenso früher Bralin, dann mit bequemerer Form Baralin genannt, entschieden auf doppelkonsonantischen Anlaut br hindeuten, dafs ferner die in der Oberlausitz für Berlin gebräuchliche Namensform Barliń, im Vokal der Endung dem norddeutschen Laute folgend, in der Jerierung des n (ń) noch das Bewufstsein

von der alten Endung enĭ erkennen läfst, und dafs endlich das etwas auffällige Erscheinen der Bezeichnung „Berlin“ westlich vom Harz und am Lech wohl einfach auf Entlehnung des terminus technicus von den slavischen Nachbarn beruht: so glauben wir hier mit genügender Evidenz den rechten slavischen Ursprung des Namens unserer Kaiserstadt dargelegt und bewiesen zu haben. Ganz unzweifelhaft verdankt sie nebst ihren Namensgenossinnen der vornehmlich in alter Zeit, indes auch noch heutzutage stark betriebenen Holzflöfserei sowohl Entstehung als auch Benennung und schliefst sich einer ganzen Reihe von Orten gleicher Bedeutung an: Arch oder Raka Krain = asl. raka, nsl. rake, Flofsrechen, Plau, Stadt in Meckl. am Plauer See, Plaue an der Havel, Plaue an der Zschopau, urk. Plave, Plaue an der Gera, Plauen an der weifsen Elster im Vogtlande, urk. Plawin, Plawen, Plauen an der Weifseritz bei Dresden, urk. Plawan, -in, -en, Plauwan, Plauwe, nebst anderen auf slavischem Gebiet von asl. plavŭ, tsch. plav, olw. plaw, das Schwemmen, Flöfsen des Holzes = Flofsplatz. Es dürfte nicht schwer halten, die frühere Existenz eines Spreerechens in Berlin aus chronikalischen Aufzeichnungen oder märkischen Urkunden nachzuweisen; der Unterzeichnete mufs leider darauf verzichten, seinem sprachlichen Beweise auch noch diesen materiellen selbst hinzuzufügen.

Döbeln i. S. Dr. G. Hey.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Die Philosophie unserer Dichterheroen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus. Von Prof. Dr. Joh. H. Witte. I. Bd.: Lessing und Herder. Bonn, Verlag von Eduard Weber (J. Flittner), 1880.

Es berührt wohlthuend, wenn in unserer Zeit, welcher das Gepräge des Alexandrinertums in mehr als einer Beziehung anhaftet, statt der schier erdrückenden Anzahl kritisch-philologischer Kommentare zu den deutschen Klassikern und den minutiösen Detailuntersuchungen, welche mit dem Aufgebot aller wissenschaftlichen Kraft dem Privatleben unserer Litteraturgröfsen nachspüren, ihrer Gewohnheit, „wie sie sich räusperten und wie sie sich schnupften" — wenn in unserer Zeit — sage ich — uns ein Werk von gröfserem Wurfe wie das vorliegende entgegentritt.

Das Wittesche Werk, auf zwei bis drei umfangreiche Bände berechnet, führt uns in dem ersten Bande den systematischen Aufbau von Lessings und Herders philosophischer Weltanschauung vor. Wir meinen, dafs wir wohl Grund haben, immer wieder zu ihrem geläuterten Humanitätsideal und ihrer ästhetischen Kritik als den ewigen Fundamenten unserer modernen Bildung zurückzukehren.

Ein Verlassen der von ihnen angezeigten Bahnen seitens unseres Volkes bedeutet unabweislich ein Aufgeben seiner selbst. Der vorliegende Band ist — wie bemerkt — nur der Anfang eines gröfseren Ganzen; der folgende soll noch die philosophischen Anschauungen — die Philosophie Göthes und Schillers bringen. Aber wie schwer wiegt schon dieser eine Band! Welche Perspektive eröffnen, welche Empfindungen rufen nicht schon die beiden Kapitel „Lessings ästhetische Kritik" und „Lessings religiös-kritische Thätigkeit" hervor!

Gewifs mufs man der Gröfse Göthes und Schillers gegenüber gestehen: sie kennen, heifst durch das vollendetste Stereoskop den Reichtum und die Schönheit des deutschen Geisteslebens in plastischer Gestalt erblicken; allein ohne Einsicht in Lessings und Herders Verdienste würde uns doch jedes Mittel fehlen, dieses Stereoskop in richtiger Weise zu gebrauchen.

Wittes Werk — das unterliegt für uns keinem Zweifel — verdient in seinem Zusammenfassen der Philosophie unserer Dichterheroen einen Platz neben den Werken unserer grofsen Philosophen; haben die Lessing und Herder, die Göthe und Schiller ihre philosophischen Ideen auch nicht wie jene selbst in ein System gebracht, so sind dieselben doch nicht minder bedeutungsvoll und von ihnen scharf erörtert worden. — Bei allem Guten,

welches wir dem Witteschen Werke nachsagen müssen, haben wir — wenn uns auch das Uebeachtetlassen von Lessings Theorie der Fabel bedauerlich erscheint — *eines* an ihm auszusetzen.

Witte bemerkt im Vorwort (p. V.) unter anderem, dafs er sich auf die *anerkannten* Forschungen bezogen. Was ist natürlicher!

Wenn er aber bei der Darstellung von Lessings ästhetischer Kritik eine Schrift (Lessings Theorie der Tragödie mit Rücksicht auf die Kontroverse über die κάϑαρσις τῶν παϑημάτων, Berlin 1876, Verlag von Haude & Spener) des Unterzeichneten — mit welcher dieser sich, beiläufig bemerkt, ursprünglich für allgemeine Litteraturgeschichte der Neuzeit an der Universität Bonn habilitieren wollte — von Seite 116 bis Seite 140 — freilich unter lobendem Hinweis auf diesen — *so extrahiert*, dafs die Schrift selbst dadurch bis zu einem gewissen Grade *entbehrlich* wird, so scheint dieses Verfahren doch *über* das *erlaubte* Mafs hinauszugehen.

Hamm. Dr. Otto Weddigen.

Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland. Auf Grund von systematisch mit Hilfe der Volksschullehrer gesammeltem Material aus cirka 30000 Orten bearbeitet, entworfen und gezeichnet von Dr. G. Wenker. Text. Einleitung. Strafsburg, Trübner, 1881. XXIII.

Dieses von staunenswertem Fleifse zeugende Werk, welches die historische Kenntnis der Entwickelung deutscher Dialekte zu erleichtern und zu fördern verspricht, stellt im Gegensatz zu früheren Sprachkarten nicht die Eigentümlichkeiten eines jeden Dialektes fest, sondern giebt in ganz neuer Methode die für die einzelnen Orte festgestellten Einzelgrenzlinien an und verzeichnet jeden wichtigeren Unterschied in der Laut- und Flexionslehre aller Mundarten Nord- und Mitteldeutschlands. In den der Abtheilung I, Lieferung 1 des Sprach-Atlas beigegebenen Blättern 1, 2, 18, 19, 27, 28, die ein Ortsverzeichnis enthalten, findet man mit minutiöser Genauigkeit die Grenzlinien verzeichnet, die zwischen anlautendem pf und p, d und t etc. bestehen. Blatt 18—19 enthält eine Übersichtskarte für das Verbum „sein“, indem die Grenzlinien durch verschiedene Farben getrennt sind. Bl. 27—28 enthält die Pronomina. Wie weitschichtig das verarbeitete Material ist, geht schon daraus hervor, dafs der Abteil. I des Atlas etwa 3000 von Volksschullehrern gelieferte Übersetzungen zu Grunde liegen, deren Abweichungen bei jedem einzelnen Worte behufs Feststellung der Grenzlinien auf das genaueste verfolgt werden mufsten. Von den technischen Schwierigkeiten ganz abgesehen, sei nur erwähnt, dafs zum Zweck des ganzen Werkes ca. 40000 Formulare an 1400 Schulinspektoren deutscher Staaten haben versandt werden müssen. Die dem Vorworte folgende Einleitung schliefst mit den 40 hochdeutschen Sätzen, welche in so praktischer Weise in die verschiedenen Mundarten zu übersetzen waren und die für die einzelnen sprachlichen Erscheinungen wichtigen Wörter enthalten; hieran schliefst sich ein alphabetisches und systematisches Verzeichnis dieser Wörter mit Angabe der Sätze durch Zahlen. Mit diesem eine so umfassende Sammlung enthaltenden Sprach-Atlas ist der Grundstein gelegt zu einer methodischen, mehr in das Einzelne gehenden Durchforschung der verschiedenen Dialekte von Nord- und Mitteldeutschland, und es ist zu wünschen, dafs das vorliegende hochwichtige Werk, wenn es durch die Ausdauer des Verfassers und durch die Bemühungen des Verlegers in einigen Jahren zum Abschlufs gelangt sein wird, in einem Sprach-Atlas von Süd-Deutschland eine Fortsetzung erfahren möge.

R.

La langue des Tziganes slovaques par le Dr. Antoine Kalina, Professeur-agrégé à l'université de Léopol. Posen 1882. 111 pp.

Ein neuer Beitrag zu der so spärlich vertretenen Zigeunerlitteratur ist stets etwas äufserst Willkommenes, und einem solchen Beitrage grammatische und lexikalische Studien mit auf den Weg zu geben, ist natürlich und bis auf einen Grad sogar notwendig.

A. Kalina hat 1874 eine Reise in das Land der Slovaken gemacht und daselbst in den Gegenden von Peštjan (Pöstvén), Nove Mesto (Vágh Ujhély) Trenčin, Zelin (Zsolna) und St. Martin Lieder und anderes aus dem Munde der Zigeuner gesammelt. Diesen Texten auf S. 94—105 folgt, das Buch beschliefsend, ein Wörterbuch zu denselben, und den ganzen vorderen Raum nimmt die Grammatik ein. Dieselbe zeigt gute Kenntnisse des Verf. auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik, Sanskrit, Griechisch, Latein, Gotisch, Slavisch, Littauisch erscheinen neben dem Zigeunerischen, auch findet man die Vorarbeiten Miklosichs und anderer fleifsig benutzt, trotz der Vorrede, welche versichert, die Schrift habe so abgeschlossen mehrere Jahre vor dem Drucke gelegen und in dieser Zeit habe der Verf. die Mundarten der serbischen und polnischen Zigeuner, Miklosichs und anderer Arbeiten kennen gelernt, aber er lasse sie in ihrer ersten Gestalt. Sie ist aber auch reich an Formen und Beispielen, diese Grammatik, übersichtlich und deutlich geschrieben. Denkwürdig ist die in der Einleitung gebrachte Nachricht, dafs die Religion bei diesen Zigeunern so wenig tiefe Wurzeln geschlagen hat, dafs jeder von ihnen nur in slovakischer Sprache betet. Die Vergleichung dieser Mundart der slovakischen Zigeuner mit jener der böhmischen, auf welche die Einleitung einmal ganz kurz kommt, verdiente gewifs eine weitere Verfolgung, da ja die slovakische mit der böhmischen Sprache bis auf einige Punkte der Aussprache fast eine ist. Mit den ungarischen Zigeunern, sagt der Verf., können sich die slovakischen kaum verständigen; doch wäre gewifs auch hierauf einzugehen nicht ohne Erfolg, da ja die Slovaken und die slovakischen Zigeuner doch auch in Ungarn wohnen und mit Ungarn zusammenkommen, es würden schon die Vokabularien bei Miklosich hier einigen Stoff bieten. Das Ungarische selbst aber auch zur Vergleichung heranzuziehen, würde von Nutzen sein. Man beachte z. B. slov.-zig. akor, da, ung. akkor, da; sl.-zig. mek, noch, ung. még, noch; sl.-zig. világo, Lampe, ung. világ, Licht, Welt. Ja vielleicht bleibt es hier nicht bei Lexikalischem. Der Ungar sagt „ich bin nicht, du bist nicht, wir sind nicht, ihr seid nicht" in je zwei Formen, deren eine „nicht", deren zweite immer das Verbum ist, hat aber für „er ist nicht, sie sind nicht", je eine mehr nach dem „nicht" als nach dem Zeitworte aussehende Form: nem vagyok (ich bin nicht), nem vagy, nincs, nem vagyunk, nem vagytok, nincsenek. Gerade so diese slovakischen Zigeuner: na som (ich bin nicht), na sal, nane, na sam, na san, nane (hi = er ist, ehi = sie sind). Ich meine, dafs sich dies ung. nincs, nincsenek und dies slov.-zig. nane von rumänischem nui aus nu e(ste) und persischem nist aus neh est noch unterscheidet. Recht ungarisch sieht aus die Endung des accus. und dat. tut von tu du. Es fände sich wohl noch anderes, wie schon Miklosich (denke ich) auf die 2. sing. auf l hingewiesen hat. Auf das Persische ferner sollte beim Zigeunerischen allemal fleifsig Rücksicht genommen werden, da dorther mehreres gekommen ist, was dem eigentlichen Stamme der Zigeunersprache, dem was sich in allen ihren Mundarten wiederfindet, am nächsten steht. Ich bemerke hier: kaj, wo (pers. kaj oder kej, wo), šer, Kopf (pers. ser, Kopf), bašt und baht (bei Miklosich, IX Voc. bakh), Glück, bibaht, Unglück, bahtálo, glücklich, bibahtalo, unglücklich (pers. bacht oder baht, Glück, bi, ohne). Unter den Zahlen weist der Verf. etwas auf das Persische hin, doch konnte es viel mehr geschehen, etwa noch bei jek, 1, pers. jek oder jak, panc, 5,

pers. pendsch (vgl. ital. gi, ge); woher kommt u = und in dešujek, 11, dešudui, 12 u. s. w., wenn nicht vom Persischen? vgl. auch pers. bistujek, 21, u. s. w. Ich vermute in slov.-zig. ševav, ich komme, das persiche schevem, ich werde (inf. schuden), da „werden" bekanntlich in vielen Sprachen für „kommen" stehen darf. Aber auch die Bildung der Formen des Zeitwortes bei diesen slovakischen Zigeunern dürfte sich nach dem Persischen gerichtet haben. Im Persischen kommt beim Zeitworte fast alles mit Personenendungen Versehen darauf hinaus, dafs em i est oder ed, im id end (ich bin, du bist etc.) als Endung erscheint. Nun vergleiche man weiter slovakisch-zigeunerisches „ich bin": som sal hi, sam san ehi; und „ich war": somas salas ehas, samas ehas ehas mit dem Perfekt „ich habe gegeben" diñom diñal diñas, diñam diñan diñe; und mit dem Plusquamperfekt „ich hatte gegeben": diñomas diñolas diñahas, diñamas diñanas diñahas. So persich kerdem, ich habe gethan, slov.-zig. kerdom.

Die Texte sind 38 kleine Dichtungen von je vier bis acht Zeilen mit nebenstehender wörtlicher Übersetzung (das Französische eignet sich nicht immer gut zu diesem Zwecke), welche sehr dankenswerte Gabe noch durch einige Vergleichungsstücke der polnischen Zigeuner bereichert wird. Demselben Dr. Kopernicki wie diese verdankt der Verf. auch 24 bis 38, welche von herumziehenden Zigeunermusikanten des Gebietes von Gömör stammen. Alle diese bisher genannten scheinen echte Volkslieder; nur die Verschen 21, 22, 23 sind aus dem Slovakischen übersetzt. Schade, dafs wir nicht auch etwas in Prosa erhalten; die beiden einzigen prosaischen Stücke 39, 40 sind ebenfalls aus dem Slovakischen übersetzt.

Vincenzo di Giovanni, Del Volgare usato da' primi poeti siciliani e del carattere della loro poesia (Atti della Reale Accademia di scienze lettere e belle arti di Palermo, Nuova serie, Volume VII, Palermo „1880—81 e più tre mesi 1882",* Classe di lettere e belle arti, 62 p., 4°; hierzu ein Anhang: La critica di alcuni periodici italiani, risposta, 12 p.).

Der namentlich durch die Herausgabe der alten Chroniken Siciliens rühmlichst bekannte Di Giovanni hat im siebenten Bande der Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften, Litteratur und schönen Künste in Palermo (1882) die seit Jahren schon von vielen Seiten her unermüdlich bewegte Frage noch einmal ernstlich und eingehend untersucht. Schon dieser letztere Punkt, die auf Vollständigkeit einigen Anspruch erheben dürfende Anführung und zum Teil auch Vorführung des Materials und die ruhige Erwägung auch der mit Unwillen zurückgewiesenen Meinungen macht die Schrift äufserst anziehend und wertvoll. Möchte die Frage von dem Verfasser, der sie mit so grofser vaterlandsliebender Wärme behandelt, ein gutes Stück ihrer Lösung nähergeführt sein, wenn doch der allmählich zu einer ganzen Litteratur angewachsene Streit zu einer völligen Beilegung wohl so schnell nicht kommen wird. Die wichtigsten, seiner ganzen Schrift ihre besondere Färbung gebenden Anschauungen des Verfassers sind, wie mir scheint, folgende.

Dante und Petrarca sagen es, dafs die edle allgemeine italienische Sprache, das vulgare illustre aulicum cardinale zuerst auf Sicilien aufgebracht

* Vgl. auf dem Blatte nach dem Titel: Festeggiandosi il sesto centenario del Vespro, la R. Accademia publica il settimo volume dei suoi Atti. Oggi 30 Marzo 1882.

und man nenne es daher auch „sicilianum", welchen Ausdruck er, Dante, so wenig als jemand nach ihm abschaffen könne, das sei das wahre vulgare illustre, nicht der sicilianische Dialekt, gegen den er sich für den Gebrauch in guter Dichtung ebenso verwahrt als gegen alle anderen italienischen Mundarten. Nun diese Stimmen heutiges Tages, selbst Dante abweisen, tadeln, widerlegen zu wollen, ist eine unglückliche Richtung, in welche die neuere Kritik sich verfahren hat. Ganz verfehlt ist das Auskunftsmittel, zu sagen, jene alten Gedichte sicilianischer Dichter in der allgemeinen Sprache seien ursprünglich in sicilischer Mundart geschrieben und lägen uns durch irgend welche Schicksale gefälscht und toskanisch-italienisch erst geworden vor. Die Versuche, solche altitalienische Gedichte sicilianischer Dichter heute „wieder" sicilisch zu machen, zu ihrer „ursprünglichen" Gestalt zurückzuführen, sind alle im höchsten Grade mifslungen, und müssen mifslingen, weil sie in ihrer uns überlieferten Gestalt nicht blofs in Endungen und Formen, sondern auch in Wörtern und Redensarten von der sicilischen Mundart in hohem Grade abweichen. Und umgekehrt spotten die uns erhaltenen ältesten sicilisch mundartlichen Gedichte jedes Versuches, ihnen in ähnlicher Weise, als jenen anderen das Schicksal gethan haben soll, heute das althöfische, allgemein italienische Gewand anzuziehen. Ja die Dichter Siciliens haben zuerst die edle allgemeine Sprache Italiens aufgebracht und eine Vorstufe, das Werden derselben haben wir in dem Contrasto des Ciullo d'Alcamo zu erkennen und anzuerkennen. Mit Unrecht hat die neueste Kritik an der Person dieses Dichters wegen der Überlieferung seines Namens „Cielo dal Camo" gezweifelt; ist doch al camo die Schreibung des arabischen Namens in zwei Wörtern sogar richtig und ursprünglich und steht doch noch heute in Alcamo das im 16. Jahrhundert erneuerte herrschaftliche Haus dieses Ciullo d'Alcamo. Ein Mifsgriff ist es, das Alter seiner Dichtung herabzudrücken, indem man bei dem Saladino (Se tanto aver donassimi quant' a lo Saladino, E per aiunta quant' a lo Soldano; Per quanto avere a il Papa e lo Soldano) an einen anderen als den einen richtigen Saladin denken will. Das Bedenken mit den augustales löst sich, indem 1231 dem Werte nach neue Münzen, mit anderem Werte als bisher, dieses längst vorher bestehenden Namens aufkamen. Man hat bemerkt, dafs perdéra toccára degnára mòvera, welche in Ciullos Gedichte sich finden, nicht sicilische, sondern apulische Konditionalformen sind; aber es sind nicht eigentliche Konditionale, sondern Futurformen, „ma sì del futuro come è usato dai siciliani, e che [oben non avvertendo] se pur non si voglia mettere l'accento sull' ultima vocale finale, si tratta di trasposizione o di accento ritirato, come in altri esempi o di non uso di accento, come fu frequente ai nostri antichi, che dissero plachira per piacirà, sirra per sirrà, andira per andrà, forra per fora, parra per parrà e simili. Ich bemerke hierzu, dafs eine Verteidigung gegen diesen Einwurf wahrscheinlich wohl möglich ist, dafs aber diese hier (S. 58) geführte mich nicht ganz befriedigt. Vor allem ist mir jenes „come è usato dai siciliani" viel zu kurz. Wo brauchen denn Sicilianer das Futur statt des Konditionals? Haben sie nicht Formen wie stapirria = starei? Und wie soll in a die erste Person sing. einer Futurform ausgehen: wenn du tot hinfielest und alle sagten zu mir, hilf diesem Unglücklichen, ich würde mich nicht herablassen u. s. w., non ti dignara porgere la mano? Und wie ist es mit der Form mósera der vat. Hs. (D'Ancona e Comparetti, Rime volg., vgl. m. Ital. Sprachl. p. 57), welche vom Perf. mosi oder mossi kommend kein Futur sein könnte? Schliefslich wird übrigens trotz aller Klarheit des oben angegebenen Gedankenganges dieser Schrift von Di Giovanni und auch trotz des Ansehens selbst von Dante immer noch die Frage bleiben: wie kam es, dafs die Sicilianer eine allgemeine Sprache schufen, welche — was man auch von der Ähnlichkeit der sicilischen und der toskanischen Mundart sagen mag — mehr der toskanischen als ihrer eigenen Mundart ähnlich war?

Corrado Avolio, Introduzione allo studio del dialetto siciliano, tentativo d'applicazione del metodo storico-comparativo. Noto 1882. VIII e 247 p.

Der Name Corrado Avolio ist den Freunden Siciliens und der mundartlichen Litteratur Italiens seit 1875, wo seine Canti popolari di Noto erschienen (vgl. dies Archiv LIX, S. 457), in sehr gutem Andenken. Gab dieser Sicilianer von Noto damals seiner Sammlung von Volksliedern seiner Gegend unter anderem auch Grammatik und Glossar mit und versprach er damals, sich weiter umzusehen und hierauf zurückzukommen, so erfüllt er hier jenes Versprechen mit einer Beleuchtung des gesamten sicilischen Dialektes, verheifst aber wiederum, die eigentliche Ausführung zu der hier gegebenen Einleitung erst später zu bringen.

Diese Einleitung nun behandelt in einem ersten Kapitel die Frage: wie stimmen Schriftzeichen und Laute des sicilischen Dialektes zusammen? Und zwar erstens, wie in der Neuzeit, und zweitens, wie bei der alten Sprache? Hier ist bedeutsam, dafs, weil k und ch, abgesehen von einigen Ungenauigkeiten, welche unterlaufen, konsequent geschieden werden, ersterem sein immer sich gleich bleibender Laut zukommt, bei letzterem, dem ch, aber zu scheiden sein soll. Einmal nämlich, lernen wir hier, war es ein „aspiriertes leicht gutturales c“, wie in Sichilia, chitati, vichinu, eine Vorstufe zu dem späteren Sicilia — sehr anziehend für die Aufklärung der Sage von Sichilia und chichiri — und zweitens mufs es mit „in qualche angelo dell' Ennese“ noch heute gehörtem kräftigen h (haia = lat. cavea, humi = lat. flumen) zusammengefallen sein. Es sollen aber chovu, vechu, chui, welche heute als kjovu, vekju, ckjui klingen, wie hovu, vehu, hui geklungen haben. Namentlich der letztere Teil dieser Beobachtung des Verfassers mufs, wenn ich nicht irre, von aufserordentlicher Tragweite für die Beurteilung der Verwandtschaft des Sicilischen und Toskanischen, der Entstehung der italienischen Rechtschreibung sein. Das zweite auf vielen fleifsigen Sammlungen beruhende Kapitel betrachtet die fremden Einflüsse auf das Sicilianische. Einzeln nacheinander werden uns hier das griechische, das arabische, das französisch-provençalische, das catalanisch-castilische, das neufranzösische Element im Sicilianischen vorgeführt. Zum Schlusse steht hierzu eine chronologische Beobachtung dieser Elemente. Das altfranzösische Element tritt nicht vor dem 14. Jahrhundert, eine Weile nach dem Schwinden der Normannenherrschaft ein; danach das catalanische, und nach dem 16. Jahrhundert das castilische. Das Vorspiel wiederum in diesen Beleuchtungen fremder Einflüsse macht eine Untersuchung des eigentlichen Kernes der sicilischen Mundart. Wenn nämlich C. Nigra die Norditaliener als mit Kelten verwandt von den Süditalienern abtrennt, deshalb erstere Oxytona haben läfst und letztere nicht, deshalb erstere in der Volkslitteratur Kanzonen haben läfst, letztere aber strambotti und stornelli, so stimme dies auf Sicilien, indem Noto nicht ein einziges Beispiel von stornello oder ciuri habe (wie des Verf. Canti zeigen), es setze sich als keltisch der übrigen Bevölkerung der Insel gegenüber. Auf diesen Gegensatz von italischem und keltischem Stamm kommt der Verf. noch hier und da auch im einzelnen, wie wenn er sagt, das ältere gleich deutschem ch in lachen, griechischem χ, toskanischem c zwischen Vokalen (la harne) klingende ch wurde in den italischen Untermundarten Siciliens zu kj, in den keltischen aber zu c (wie in ital. selce zu sprechen). Das dritte und letzte Kapitel endlich behandelt die innere Entwickelungsgeschichte der sicilianischen Mundart, setzt manches von dem hier schon Angedeuteten noch weiter auseinander, zeigt, wie manches schwand und durch anderes ersetzt wurde, wie z. B. der Conjunctiv Præsentis allmählich durch jenen des Imperfekts mit vertreten wurde.

Diese drei Kapitel bilden (bis S. 126) den ersten Teil des Buches. Den zweiten (bis S. 224) bildet eine Reihe von alten sicilianischen Texten

aus dem 12. bis 13., aus dem 14. und aus dem 15. bis 16. Jahrhundert. Weil nämlich in den im ersten Teile geführten Untersuchungen viel auf die alten Schreibungen Rücksicht genommen werden mufste und hier die alten Handschriften von fast einzigem Werte sind, hat es der Verf. für gut gehalten, hier durch einige Beispiele die Sache sicherer und lebendiger zu machen. Das erste und älteste sind zwei kleine Handschriften aus Scicli; sie tragen die Angaben 1091 und 1111 und setzt sie der Herausgeber etwa ein Jahrhundert später, indem jene Zahlen für die erzählten Begebenheiten, nicht aber für die Aufzeichnungen stimmen mögen. Der zweite Text ist die von Barbieri überlieferte Kanzone des Stefano Protonotaro. Der dritte die Quædam profetia, welche S. V. Bozzo im Archivio storico siciliano II, 2 veröffentlichte, hier mit manchen willkommenen, wenn auch bei weitem noch nicht ausreichenden Anmerkungen versehen. Der vierte und letzte Text erscheint gleich dem ersten hier zum erstenmal. A. d'Ancona hatte den Verf. auf denselben aufmerksam gemacht; er ist aus der Biblioteca Alessandrina in Rom (738): „La vita di lo beato Corrado composta per lo nobili Andriotta Rapi notixano." Der als Besitzer der Hs. erwähnte D. Nicola di Lentini wird von Pugliesi S. Corrado X, 33 angeführt. Es sind 410 vierzeilige Strophen.

Solche Beigaben machen die ohnehin schon äufserst wertvolle und anziehende Schrift noch wertvoller. Ich will schliefslich hier nicht unterlassen zu bemerken, dafs der Verf. im Gegensatze zu der oben dargelegten Anschauung Di Giovannis das Gedicht des Ciullo mit d'Ancona und Comparetti für ursprünglich rein sicilisch geschrieben hält und meint, dafs das Alter der sicilisch geschriebenen Dichtungen, „incontrastabilmente le prime che si facessero in volgare", der entstehenden italienischen Litteratur, in welche jene auch übersetzt wurden, für einige Zeit den Namen (sicilische Dichtung) gegeben habe. Doch müfste der Verf. dieser seiner Meinung hinzufügen, dafs sich Dante irrt, wenn er I, 12 sagt, die Rosa fresca lasse er nicht gelten, sed quod ab ore primorum Siculorum emanat; bei diesem „ab ore" hat er doch wohl nicht an Übersetzer und Überarbeiter gedacht, sondern einen solchen Gedanken eher ausgeschlossen.

H. Buchholtz.

Miscellen.

Lord Byron und die russische Litteratur.

Von Dr. F. H. Otto Weddigen.

Kein Dichter des 19. Jahrhunderts hat einen solchen tiefgreifenden und weitverzweigten Einfluſs auf die europäischen Litteraturen ausgeübt als Lord Byron. Am folgenschwersten und am nachdrücklichsten aber hat der Britte auf die slavischen Litteraturen eingewirkt. „Byron,“ bemerkt Adam Mickiewicz, der bedeutendste Dichter, den die Slaven bisher hervorgebracht haben, „Byron ist das geheime Band, welches die ganze Litteratur der Slaven mit der des Westens verbindet, und wir können sogar behaupten, daſs bei den Völkern des Abendlandes die Reihenfolge der Zeugung groſser Dichter unterbrochen worden, während mittlerweile die durch Byron geschaffenen Typen unter der Feder der Slaven sich vervielfältigen und immer neue Gestalt annehmen.“ Von den slavischen Litteraturen hat Byron die polnische und russische am entschiedensten beeinfluſst. Gervinus hat in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts eingehend auseinandergesetzt, in wiefern sich gerade in Polen und Ruſsland ein fruchtbarer Boden fand, auf welchem der von Byron ausgestreute Samen reiche Früchte tragen muſste.

Die widerspruchsvolle Lage zwischen asiatischer Roheit und dem Bedürfnisse westeuropäischer Civilisation, die despotische Niederhaltung aller politischen Bestrebungen, welche die Jugend zu Geheimbünden nach dem Muster der Karbonari trieb, der Umstand, daſs nicht bloſs die Intelligenz, sondern auch der Freiheitsdrang ihren Brennpunkt in der Aristokratie fanden, die sich schon durch Lebensstellung und Standesbewuſstsein zu Byron in Beziehung gesetzt sah — alles das erweckte die lebhafteste Teilnahme für Byron, den man zunächst aus französischen Übersetzungen kennen lernte. Seine formalen Vorzüge, seine sprachlichen Schönheiten waren ausschlaggebend bei einem Volke, das eben im Begriffe war, seine Sprache für die Poesie auszubilden.

Auch seine leidenschaftliche Glut fand bei den Slaven das vollste Echo. Man ahmte vorzugsweise seine Epyllien nach, wobei das politische Element mit Rücksicht auf die damalige Lage sich nur in leisen Andeutungen Luft zu machen wagte. Erst durch seinen frühen Tod zog der freiheitatmende Inhalt seiner Poesie die junge Dichterwelt mächtig an.

Die slavischen Nationen seufzten unter einer brutalen Tyrannei; von Natur einen melancholischen Hang und aufrührerische Instinkte besitzend, eigneten sie sich Byrons Poesie mit immer gröſserer Leidenschaft an.

Nikolai Michailowitsch Karamsin führte in seinen „Briefen eines russischen Reisenden“, aus denen ein ganz neuer Geist wehte, Natur und Ge-

sellschaft des Westens in treuen und lebensvollen Schilderungen seinen Landsleuten vor. Er bereitete den Boden für die Romantik in Rufsland vor, welches sich bisher der Nachahmung französischer Muster hingegeben hatte. Die napoleonischen Kriege hatten, wie in Deutschland, so auch in Rufsland eine für das Nationalbewufstsein fördernde Wirkung; namentlich war der Zug des russischen Heeres durch ganz Mitteleuropa bis nach Paris von grofsem Einflufs auf die grofse Anzahl von gebildeten Russen, welche bei der Armee standen. Was Karamsin empfunden und durch seine Briefe dem lesenden Publikum kundgegeben hatte, konnte nun jeder an sich selbst erfahren. Dazu kam die empfängliche Jugend mit neuem, von Humanität, Bildung und Freiheitsliebe erfülltem Geiste ins Vaterland zurück und beeilte sich, durch dichterische Ergüsse und litterarisches Wirken ihrem Herzen Luft zu machen. Allzu bald indes setzte der Einflufs des Metternichschen Systems auf Alexander I. eine krasse Reaktion gegen alle Freiheitsbestrebungen ins Werk, und damit begann eine sich steigernde Unzufriedenheit; der Kampf der Regierung mit den Neuerern, welche trotz Censur, Verbannung und Kerker gegen das nivellierende, bureaukratische Princip kämpften, nahm seinen Anfang. Die romantische Bewegung, welcher Karamsin den Boden geebnet hatte und welche Schukoffski (1783—1852) vorzugsweise repräsentierte, bewirkte, dafs die fremden litterarischen Erzeugnisse ins Russische übertragen wurden.

Die deutsche Klassik und die englische Neuromantik lieferten die beliebtesten Stoffe. Schukoffsky übertrug eine grofse Anzahl deutscher und englischer Dichtungen. Trefflich ist seine Übersetzung von Byrons „der Gefangene von Chillon“; hier offenbarte sich die Kraft und Gewalt der russischen Sprache zum erstenmal in ihrer ganzen Gröfse.

Was die russischen Dichter indes zuerst an Byron kettete, waren wesentlich seine formalen Vorzüge; die gefährliche dämonische Kraft, die in seinem feindseligen Gegensatze gegen Staat und Gesellschaft lag, war erst dunkel geahnt, obgleich zu keiner anderen Jugend seine ziellose Sehnsucht nach einer besseren Zukunft deutlicher sprach, als zu den lebhaften Herzen des grofsen Slavenreiches, die sich in ihrer peinvollen Mitte zwischen asiatischer Roheit und europäischer Bildung der höchsten zeitgenössischen Ideen teilhaftig, doch zu einem unfruchtbaren Dasein verurteilt sah. Den durch Byrons Dichtung genährten Freiheitsideen gab Ryjelew zuerst den eigentlichen Ausdruck. Bei der mit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus allgemein eintretenden Reaktion erlitt er den Tod durch den Strang.

Auch anderweitig wurde Byron in die russische Litteratur eingeführt. So verfafste Batjuschkow eine kleine Elegie, die nichts anderes als die Übersetzung einer Strophe aus dem vierten Gesange von Byrons „Childe Harold“ ist.

Kolzow, ausschliefslich Lyriker und in trüben und drückenden Verhältnissen lebend, übersetzte weitere Strophen aus derselben Dichtung. Diese Übertragung ist freilich nicht befriedigend.

Im Jahre 1824 lieferte Gnjedič eine weitere Übersetzung aus Byrons „Hebräischen Melodien“.

Rosloff (geb. 1779) führte sich in die Sphäre Byrons ein mit seiner poetischen Erzählung „Der Mönch“; sie ist eine schwache Nachahmung von Byrons „Giaur“.

Der englische Dichter wurde immer mehr der Fixstern, an welchem die Blicke der russischen Poeten hingen. Auch der gröfste dichterische Genius, welchen Rufsland erzeugt hat, Alexander Puschkin (1799—1837), drehte sich um diesen Fixstern. Puschkin trat zuerst als Romantiker auf. Die napoleonischen Kriege gaben ihm Gelegenheit, patriotische Lieder, welche er Schukoffsky nachdichtete, anzustimmen. Getragen von dem liberalen Zeitgeiste, schrieb er Gedichte und Epigramme socialpolitischer Färbung.

Seine „Ode auf die Freiheit“ ward vom Kaiser Alexander I., der selbst zum Liberalismus neigte, freudig begrüfst. Sie machte den Namen dieses russischen Byron zum Losungswort für die feurige Jugend. Als nach den Kongressen von Aachen 1818, Troppau und Laibach die Reaktion eintrat, entging Puschkin nur mit Mühe der Verbannung nach Sibirien. Er wurde auf sein Landgut verwiesen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Seit dieser Zeit wurde alles in Rufsland aufkeimende Geistesleben durch wiederholte Schläge dieser Art geknickt. In der Einsamkeit entsagte Puschkin ganz der Romantik. Der lebensmüde Byronismus erfafste ihn, aus welchem er erst später durch die immer gröfser werdende Fühlung mit den Strömen nationaler Bewegung gerettet wurde. Byrons Vorbild folgend hatte Puschkin in der Verbannung eine Reihe poetischer Erzählungen geschaffen, z. B. „Der Gefangene im Kaukasus“ (1821), „Der Springbrunnen von Bachtschisarai“ (1822) und „Die Zigeuner“ (1828). In allen diesen Dichtungen zeigt sich der volle Einflufs Byrons, den Puschkin damals eifrig studierte. Die drei poetischen Erzählungen sind voll herrlicher Beschreibungen des Kaukasus, der Ufer der Krim, der Steppen Bessarabiens, der Lebensart der Bergbewohner des Kaukasus und der umherziehenden Zigeuner. Die Schilderungen sind nicht einfach beschreibend; wir haben hier die von Byron ausgebildete berechtigte deskriptive Lyrik der Neuzeit. Die Helden sind ganz nach Byrons Gestalten geschaffen. Der „Gefangene im Kaukasus“ verläfst das Vaterland. Der Welt entfremdet, eilt er als Naturfreund in das ferne Land mit der „scheinbar schönen Freiheit“. In der Darstellung dieser Enttäuschung ahmte er teils Byron nach, teils war sie durch die Umstände von Puschkins eigenem Leben entstanden, der den Kaukasus zur Zeit seiner schwersten Prüfungen besuchte, wie Byron zu dieser Zeit Italien.

Gleich dem englischen Dichter besitzt Puschkin grofse Meisterschaft in der Schilderung weiblicher Charaktere, welche viel Ähnlichkeit mit den Gestalten Byrons hatten.

Puschkins schönes Gedicht „An das Meer“, welches mit dem Verse „Erloschen ist das Taggestirn“ beginnt, ist geradezu eine Nachahmung von Childe Harolds Abschied von England. Sein Roman in Versen „Eugen Onägin“ (1823—1831) ist in seinen verschiedenen Fortsetzungen zu einem, dem „Don Juan“ ähnlichen Tendenzwerke ausgesponnen. Byrons „Don Juan“ ist eine Satire, nicht ein Produkt des blasierten Weltschmerzes. In den Nachdichtungen, welche sich an ihn anlehnten, wurde die Blasiertheit chronisch. So ist namentlich Puschkins „Eugen Onägin“ eine Mischung von „Childe Harold“ und „Don Juan“, ein blasierter Held des Slaventums, welcher, berauscht vom Schaume der europäischen Civilisation, mit seinem Katzenjammer kokettiert. Wir lernen in dem Helden einen Mann kennen, in dem sich alle Mängel und Vorzüge der auf dem Boden der damaligen russischen Gesellschaft zur Entwickelung gekommenen Eigenheiten klar abspiegeln. Zerfallen mit der künstlich entwickelten russischen Gesellschaft und dem Staate, sucht er, selbst Sklave und Produkt dieser Verhältnisse, gleichzeitig mit seinem Autor zur Klarheit zu gelangen. Alles, was in der russischen Romanlitteratur Bedeutung hat, hat „Eugen Onägin“, welcher Byrons „Childe Harold“ zum Vorbild nahm, zum Ahnherrn. Doch ist „Eugen Onägin“ national. So tritt uns in der Dichtung auch zum erstenmal der Charakter einer specifisch russischen Frau (Tatjana) entgegen. Der russische Kritiker Bielinski nennt Onägin eine Encyklopädie des russischen Lebens, und mit Recht, denn es werden darin das russische Leben, das Leben aller Schichten der Gesellschaft auf dem Lande und in der Stadt, die Natur des Landes in echt poetischer Anschauung geschildert. Die moderne Poesie hat in Rufsland keine volkstümlichere Gestalt erzeugt als Puschkins „Onägin“. Falsch aber is es, in „Onägin“ nichts anderes als eine blofse Kopie Byrons zu erblicken. Es ist überhaupt falsch, Puschkins Werke nur zu sklavischen Nachahmungen der Dichtungen Byrons zu stem-

peln. Allerdings hat der brittische Dichter mächtigen Einflufs auf Puschkin gehabt, allein die Gegenstände seiner Darstellung sind doch durchaus russisch. Dieses gilt auch von „Eugen Onägin“, dem Repräsentanten einer Gattung, welche in ihren charakteristischen Zügen aufserhalb Englands schwerlich zu finden ist. Dafs dabei manche Einzelheiten auch völlig byronisch sind, zeigt schon der Schlufs des „Onägin“, der wie bei den gröfseren Dichtungen Byrons keineswegs befriedigend ist.

„Was den überall mehr verderblichen Einflufs Byrons,“ äufsert Bodenstedt etwas zu einseitig,* „auf Puschkin anbelangt, so möchte ich dieses bemerken, die geniale Überlegenheit und den höheren Flug Byrons zugegeben, finde ich doch in Puschkin mehr Wahrheit, Gesundheit und Natur. Der brittische Dichter suchte sich seine Eindrücke, Aufregungen und Stoffe in der ganzen Welt zusammen; er reiste gleichsam auf Poesie — während der russische Dichter ganz in seiner Heimat wurzelt, das poetische Organ der Sage und Geschichte, der Sitte und Unsitte, des Glaubens und Aberglaubens seines Volkes ist.“

Erwähnt möge hier noch werden, dafs Puschkin der litterarische Vorläufer des Nihilismus in Rufsland ist. In seiner Seele keimten bereits die Gedanken, welche allmählich zu dem ungeheuren Mifsvergnügen anwuchsen, welches das heutige Rufsland untergräbt; in seinen Gedichten lebten bereits die Urbilder jener blasierten, todesverachtenden Generation, die, unselig fortschreitend, zur Armee des Nihilismus sich entwickelte. Puschkin ist der revolutionären Bewegung selbst ferngeblieben, allein er half sie durch seine Gedichte verbreiten. Es flüchtete sich das Mifsvergnügen damals in die Hülle des Weltschmerzes, es rang nach einem praktischen Ausdrucke. Heute nennt es sich Nihilismus. So wirkte Byron auf Puschkin, der seinerseits unter diesem Einflusse der litterarische Vorläufer des Nihilismus wurde.

Um Puschkin reihte sich ein grofser Kreis von Dichtern, welche die Lyrik Byronscher Verzweiflung anstimmten. Dahin gehören Baratynsky (1792—1848), Jasykow (1805—1847), Baron Delwig (1798—1831), Wenewitinow (1805—1826), Poleshajew (gest. 1833) u. s. w. Ein völliges Hinneigen zu Byron zeigen namentlich die Dichtungen Podolinskis. Bei allen diesen Dichtern finden sich dieselben stürmischen Gefühle, derselbe Geist der Negation und des Zweifels, dieselbe Freude an der Schönheit und der wilden Natur. Auch die Anschauung ist bei ihnen dieselbe: im Vordergrunde Byronismus, Blasiertheit, zuweilen bis zur Verzweiflung gesteigert, Bewufstsein des hohen Dichterberufes, Verachtung gegen den ungebildeten Pöbel. Ihr Hauptvorzug liegt in der Vollendung des Versbaues. Die Byronsche Enttäuschung variierten sie auf die verschiedenste Weise, indem sie dieselbe oft vergröfserten und entstellten, nicht gar selten auch wohl ihr kleines Ungemach mit den Leiden des brittischen Dichters verglichen und dadurch statt des Bedauerns und der Teilnahme nur Lachen und Spott erregten.

Neben Puschkin steht der feurige, leider schon in seinem 27. Lebensjahre in der Verbannung als Opfer eines Duells gestorbene Michael Lermontow (1814—1841). In seiner Jugend machte er eine Reise mit seiner ihn erziehenden Grofsmutter in den Kaukasus. Die majestätischen Berge hinterliefsen einen so gewaltigen Eindruck bei ihm und erweckten, wie die schottischen Hochgebirge einst bei Byron, sein schlummerndes poetisches Talent. Früh widmete er sich dem Studium Byrons und neigte sich ihm mehr als alle anderen russischen Dichter zu. Unter diesem Einflusse dichtete Lermontow epische Gedichte und Dramen, in welchen überall dieselbe gewaltige Natur hervortritt, die im Leben keine fruchtbringende Thätigkeit

* Russische Dichter. Deutsch von Friedrich Bodenstedt. Berlin 1866. Bd. I, S. XXXV.

finden kann. Lermontow ist in einem weit höheren Grade als Puschkin von den Ideen und dem Geiste Byrons durchdrungen, er hat die Byronsche Richtung in der russischen Poesie bis aufs äufserste entwickelt und gilt daher als der Hauptvertreter der Byronschen Poesie in der russischen Litteratur. Seine Helden zeigen keinen Gleichmut, keine Apathie, wie „Onägin“, sondern Unzufriedenheit, Sehnsucht nach Kampf mit dem Übel der Gesellschaft, was sich aus dem Temperament des Dichters und aus seinen Lebensverhältnissen erklären läfst. Lermontows Hauptdichtung ist „der Dämon“, dem die Idee, alles zu negieren, zu Grunde liegt. Hier findet sich alles vereinigt, was auf des Dichters Jugend eingewirkt hatte: die Erinnerungen an die erhabenen Schönheiten des Kaukasus, die Eindrücke der Lektüre Byrons, die Schilderung der echten Liebe, sein leidenschaftliches Streben nach dem Schönen, das stolze Bewufstsein seiner Kraft, Verachtung für die ihn umgebende Gesellschaft. In seinem herrlichen Gedichte „die drei Palmen“ drückt sich deutlich der Gedanke aus, dafs alles Schöne durch die Berührung mit der Welt untergehe. Seine Bereitschaft, den Kampf mit den Übeln der Welt aufzunehmen, zeigt sich auch in seinen Gedichten „der Prophet“, „das Segel“, „der erste Januar“, „der Gedanke“, „die Heimat“ u. a.

Lermontows wichtigstes Werk, welches des Dichters Anschauung von dem gesellschaftlichen Treiben zeigt, ist sein berühmter Roman „der Held unserer Zeit“. Unvergleichlich, ganz im Geiste Byrons, sind in ihm die Schilderungen des Kaukasus, der Lebensweise der Bergbewohner, die Schilderung der weiblichen Charaktere, alles Züge, die der russische Dichter dem Engländer abgelauscht hat. Die Hauptperson seines Romans ist Petschorin. Reich an Lebensgütern, befriedigt derselbe nur seine kleineren Leidenschaften, bis er vor Übersättigung angewidert wird.

Durch die Vermischung der verschiedenartigen Elemente bildete sich in der russischen Gesellschaft das Gefühl einer unendlichen Leere, Blasiertheit und Unzufriedenheit mit dem Früheren wie mit dem Neuen. Je nach Charakter trat dieses Gefühl als sentimentales Sehnen oder als finstere Verzweiflung hervor. Lermontows Verzweiflung war den Zuständen seines Landes gegenüber nicht weniger berechtigt, als die Byrons gegenüber denjenigen Englands. Demnach ist der Russe nicht ein blofser sklavischer Nachahmer Byrons. Er sieht mit eigenem Geiste die Verhältnisse seines Landes an.

An Lermontow schliefst sich Nikolai Gogol (1810—1852). Er ist der Prophet des Nihilismus, wie Puschkin sein litterarischer Vorläufer und später Iwan Turgenew sein Psycholog war. Gogol führt den Leser in alle Schichten der Gesellschaft, und voll Schmerz über ihren jämmerlichen moralischen Zustand trifft er sie mit der Geifsel seines Spottes. Seine Erzählungen „der Newski Prospekt“, „der Mantel“, „das Porträt“ u. a. zeigen ein Lachen unter Thränen und sind inspiriert von Byrons Ideen. Gogol ging wie der brittische Dichter ins Ausland und lebte dort eine lange Zeit. Im Jahre 1842 erschien der erste Teil seiner gröfsten Dichtung „Tote Seelen“, worin er in dem Leser das Gefühl der Unzufriedenheit mit der Gegenwart und den Wunsch nach Besserem erwecken wollte.

Wir haben hier auch noch des russischen Dichters Gribojedew (1794 bis 1824) zu erwähnen. Seinem Unwillen über die Gesellschaft läfst er Lauf in Tschatzkis Monologen seiner Komödie „Zu viel Verstand kriegt Unglück“. Nach der zu Grunde liegenden Hauptidee steht Gribojedews Komödie dem „Eugen Onägin“ Puschkins sehr nahe. Es wird darin ein Mann geschildert, der von den neuen Ideen durchdrungen ist und mit Energie den Kampf mit den schon absterbenden Überzeugungen aufnimmt.

Die Litteratur der vierziger Jahre — eine Zeit der revolutionären Bewegungen in Westeuropa, welche ihren Niederschlag auch in Rufsland hatten und infolge dessen eine stärkere Reaktion — weist mehrere Schulen in Rufsland

auf, von denen die „Naturschule“ und die „Slavophilen“ mit ihren Gegnern, den sogenannten „Westeuropäern“ die wichtigsten sind. Bei den letzteren zeigt sich der Einfluſs des Westens fast überall. Die wichtigsten, von Byron beeinfluſsten Schriftsteller der vierziger Jahre sind Iskander (Alexander Herzen), Ogarew und Turgenew. Das wehmütige Gefühl der Unzufriedenheit, das zuweilen in eine finstere Verzweiflung übergeht und von dem die meisten Werke Iskanders erfüllt sind, erreicht den höchsten Grad seiner Entwickelung in den Gedichten Ogarews. In seiner Poesie spricht sich das Weh eines unendlich zarten und zärtlichen Herzens aus, das fähig ist zu lieben und zu glauben, aber durch den Gegensatz des wirklichen Lebens gebrochen ist. Mit groſsem Verständnis erkannte Iwan Turgenew (geb. 1818) die neuen Bedürfnisse, die neuen Ideen der Gesellschaft und wandte in seinen Werken den die Gesellschaft bewegenden Tagesfragen seine Aufmerksamkeit zu. In dem „Tagebuche eines Jägers“ und manchen seiner Novellen sind die Naturschilderungen ganz reizend und erinnern an Byron. Der wehmütig in bezaubernden Naturlauten verklingende Weltschmerz, die fast barbarisch ungezügelte Sinnlichkeit sind nach wie vor in ihm vorhanden. Turgenews berühmter Roman „die Väter und die Söhne“ hat die Idee, den Nihilismus d. h. das System der allgemeinen Negierung, der sich seit dem Ende der fünfziger Jahre in der jüngeren Litteratur und in der Gesellschaft Ruſslands vorbereitet hatte, vollständig aufzudecken. Gegenstand dieser Negierung oder Ableugnung waren das ganze vorhergehende Leben, alle bisher herrschenden Principe.

Byrons Skepticismus hat tief in das russische Leben der Gegenwart hineingerissen. Die Idee des Nihilismus, welcher ganz Ruſsland gegenwärtig untergräbt, eine Krankheit, die an dem Leibe Ruſslands schon über fünfzig Jahre zehrt, ist in ihrem Keime durchaus byronisch; sie ist die Verneinung, das Bezweifeln geradezu aller Dinge.

Nochmals die Behandlung der neueren Sprachen an unseren Hochschulen.

Für eine dem Studium der neueren Sprachen gewidmete Zeitschrift kann es selbstredend kein wichtigeres Thema geben, als eben die eigentliche Vor- und Grundfrage, wie sie zu behandeln seien. Da ich nun dieses Thema in meiner Schrift „Über den Unterricht in den neueren Sprachen“ etc. (Berlin, Langenscheidt, 1881) bereits angedeutet habe und Bluhm, an dieselbe anknüpfend, es im „Archiv“ (LXVIII, 1) des weiteren besprochen hat, so muſste ich diesen Artikel mit „nochmals“ überschreiben. Er soll zunächst an eine seitdem anonym erschienene Broschüre: „Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschule“ (München 1882, J. Lindau) anknüpfen, obschon dieselbe so unklar ist, daſs man nicht weiſs, was der Verfasser eigentlich wolle, ob er der jetzt an den Universitäten üblichen Behandlungsweise das Wort redet oder sich der von Schmitz, Storm und mir vertretenen Ansicht hinneigt. Auf Seite 4 z. B. heiſst es:

„Seitdem“ (der Verfasser sprach vorher von zwei 1868 erschienenen Schriften: „Über das Studium der modernen Sprachen an bayerischen Gelehrten-Schulen“ etc., Landshut 1868, und „Über das Studium der neueren Sprachen an den bayer. Gelehrten-Schulen und die Mittel, dasselbe zu heben. Von einem Schulmanne“. Würzburg 1868, A. Streber) „hat sich vieles, man darf sagen alles geändert. Die alten empirischen Sprachmeister sind zum gröſsten Teile den physischen (sic!) und moralischen (sic!) Anforderungen der Zeit zum Opfer gefallen, die damals gepredigten Principien sind

zur Geltung gekommen: junge, an Universitäten erzogene Kräfte wirken fast an allen Mittelschulen und unsere Universitäten besitzen nun Professoren der neueren Disciplin, sogar unsere drei Landesuniversitäten, obwohl es vielleicht mehr im Interesse der Wissenschaft und der einzelnen gelegen wäre, wenn sie vereint an einer Hochschule wirken könnten, eine Forderung, die unbedingt auch wird gestellt werden müssen, sobald wir den nötigen Schritt weiter thun und aus den für die Lehramtskandidaten ad hoc berufenen Professoren der französischen und englischen Sprache Romanisten im Sinne der Diezschen Schule und Vertreter der vergleichenden romanischen Sprachwissenschaft machen wollen, was ja zunächst Aufgabe der Hochschule wäre." (Die gesperrt gedruckten Stellen sind es so im Buche.) In diesem konfusen Stile ist das ganze Schriftchen geschrieben. Soweit man überhaupt einen klaren Gedanken darin findet, scheint der Verfasser für den heutigen Mifsbrauch, der von gewissen Professoren mit der wertvollen Zeit ihrer Zuhörer getrieben wird, zu sein. die, um wohl ihre eigene mangelhafte Kenntnis und Beherrschung der wirklich neueren Sprachen, die zu lehren sie vorgeben, sich lieber auf die Interpretation der Denkmäler der älteren Stufen derselben werfen, wo sie keine Kontrole seitens Eingeborener oder Kundiger zu fürchten haben. Gleichwohl dämmert ihm hier und da ein Licht über das, um was es sich handelt. So sagt er S. 19:

„Und doch kämpft der Studierende der neueren Sprachen mit mancher Schwierigkeit. Er hat den alten Sprachen gegenüber die nie überwundene Klippe der Aussprache, deren er bis zu einem gewissen Grade Herr werden mufs, er hat die unerschöpfliche Phraseologie. Wo der klassische Philolog mit einer einem alten Rektor entnommenen Phrase sicher und fest steht, hat es der ‚Neuphilolog‘ mit der Proteusgestalt der lebenden Sprache zu thun, die sich ewig fortbildet, die niemals stille steht, und in der er jeden Augenblick des Fehlers überführt, der unschönen Form geziehen, von Hunderten von Nationalen zurechtgewiesen werden kann, indessen keiner der alten Römer oder Griechen aufsteht, um dem klassischen Philologen einzureden."

Hingegen ist er der Ansicht Körtings, dafs die praktische Ausbildung des Schulamtskandidaten erst nach dem Examen zu folgen brauche, und tritt dessen von einer Seite bereits so grell beleuchteten und ins Lächerliche gezogenen Vorschlag bei, zu diesem Zwecke „ein bescheidenes Haus in Paris und London" zu errichten. Was er über speciell bayrische Verhältnisse vorbringt, geht mich hier nichts an. Zum Schlufs erklärt er sich, wie am Anfang bereits, mit Herrn Breymann einverstanden, „dafs dem neusprachlichen Unterrichte ein gediegenerer Inhalt, ein würdigeres Ziel und eine bessere Methode gegeben und damit auch ein besserer Erfolg erzielt werden könne." Dann fügt er abermals in gesperrter Schrift hinzu:

„Wir glauben die Realisierung in der philologisch-historischen Schulung der Lehrer, in dem engsten Anschlusse an Methode, Plan und Wesen der klassischen Philologie, im kollegialen Zusammenwirken der antiken und modernen Sprachlehrer suchen zu müssen."

Wäre das Ziel des Studiums moderner Sprachen dasselbe wie das der klassischen, also wie hier lediglich das Verständnis der alten Autoren oder der griechischen und römischen Litteraturdenkmäler, so dort das der englischen, französischen u. s. w., so könnte man dem Verfasser beipflichten. Dem ist aber nicht so. Vielmehr handelt es sich bei den neueren Sprachen um Beherrschung derselben mündlich und schriftlich, wozu dann noch für den Lehrer und Gelehrten Kenntnis ihrer Litteraturen kommt, die natürlich ohne Verständnis ihrer litterarischen Denkmäler und Autoren nicht zu erlangen ist. Dafs die historisch-philologische Schulung allein nicht zu diesen Zielen, jedenfalls nicht zum ersteren führt, glaube ich in meiner oben er-

wähnten Schrift hinlänglich bewiesen zu haben.* Von einem unserer tüchtigsten Fachmänner, Direktor Alexander Schmidt, habe ich bereits früher in dieser Zeitschrift eine zustimmende Äufserung veröffentlicht. Ich könnte deren noch mehrere von ähnlicher Seite hier hinzufügen, und zwar aus allen deutschen Gauen, aufser der eben genannten norddeutschen nämlich auch aus Mittel- und Süddeutschland. Und sie alle gaben mir das Zeugnis, dafs meine Schrift ruhiger und objektiver gehalten sei, als es ihnen selbst möglich gewesen wäre, sie zu schreiben. Nach den Verunglimpfungen jedoch, welche mir die Schrift eingebracht hat, ist auch meine Geduld erschöpft.

Der Zweck der weitaus gröfseren Zahl der Studierenden der neueren Sprachen an den Universitäten ist unleugbar, sie an höheren und Mittelschulen zu lehren. Nur die geringste Minorität, die sich auf eine akademische Carriere oder Professur vorzubereiten beabsichtigt, kann sich auf das rein philologische Studium beschränken und das eigentliche Studium der neueren Sprachen dabei aus den Augen lassen. Nur derjenige, der selbst keine gründliche Kenntnis einer solchen besitzt, kann sie mit Geringschätzung behandeln und glauben, es handle sich dabei nur um die Praxis, während die Theorie nur für die älteren Stufen notwendig sei. In diesem Sinne nämlich haben sich mehrere Kritiker über meine Anklageschrift ausgesprochen, und das nach und trotz dem vorangegangenen, meine Ansicht so mächtig unterstützenden Werke eines Storm. Selbst Herr Breymann, der in England gelebt hat und weifs, was es heifst, sich einer lebenden fremden Sprache nach allen Richtungen hin zu bemächtigen, konnte sich so weit vergreifen, in der Einleitung zu seinem jüngsten Schriftchen über das französische Verb, das sich über die hier angeregte Frage ergeht, mir entgegenzuhalten, dafs nach meiner Ansicht der Bonnenunterricht der beste wäre! Ich kann mich mit gutem Gewissen hier auf meine nach Hunderten zählenden Schüler berufen, die mir das Zeugnis geben werden, dafs mein Unterricht wohl etwas anderes ist als der einer Bonne.

Doch ich will meine Persönlichkeit hier ganz aus dem Spiele lassen, auch glaube ich es nicht nötig zu haben, mich dem verständigen Publikum, namentlich aber denjenigen gegenüber, die meine Leistungen kennen, zu verteidigen.

Die englische Sprache — ich beschränke mich zunächst auf dieses mein Specialfach, es anderen überlassend, für das ihrige einzutreten — wird jetzt nach neuesten statistischen Angaben von 290 Millionen Menschen gesprochen, also von einer zu den übrigen aufser allem Verhältnis stehenden gewaltigen Anzahl. Schon dieser einzige Umstand, sollte man glauben, müsse dem Studium der englischen Sprache in ihrem heutigen Stadium eine enorme Wichtigkeit verleihen, aber auch abgesehen davon, scheint es mir, dafs das eigentliche Ziel des Studiums einer lebenden Sprache vor allem deren mündliche und schriftliche Beherrschung sein müsse. Das Ziel des Studierenden der Medizin ist, die Krankheiten seiner Mitmenschen zu heilen, das des Studierenden der Rechte, das heutige Recht zu pflegen und zu üben; der klassische Philolog will die alten Klassiker verstehen lernen und sie lehren; und der Studiosus der

* Ich benutze diese Gelegenheit, um eine von dem Berichterstatter über meine Schrift in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen (abgedruckt im Archiv LXVIII, 1, p. 78) gemachte Äufserung dahin zu berichtigen, dafs ich nicht blofs eine Rostocker Dissertation zum Beweise herangezogen habe, sondern deren drei, darunter auch eine in Leipzig gedruckte, sowie mehrere Schulprogramme in englischer Sprache, und dafs ich schon damals eine beliebig gröfsere Zahl solcher hätte anführen können, die sich seitdem auch noch vermehrt hat. Noch andere Beweise der mangelhaften Kenntnis des Neuenglischen seitens Lehrer desselben an Schulen stehen mir übrigens zu Gebote, die ich aber, ohne indiskret zu sein, nicht veröffentlichen kann.

neueren Sprachen sollte das historisch-philologische Studium derselben zum Hauptziele machen und die Beherrschung der neueren Sprachen selbst als Nebensache, als blofs etwas Untergeordnetes betrachten dürfen, als ein Ding, das man bis nach der Absolvierung des Trienniums verschieben könne? Heifst das nicht die Sache auf den Kopf stellen, aller Vernunft widersprechen? Der Ausländer nimmt doch wahrlich in dieser Beziehung einen ganz anderen Standpunkt ein als der Eingeborene! Dieser bringt die Sprache, deren Quellen und Geschichte er erforschen will, zur Universität mit; jener hat in der Regel nur die alleroberflächlichste Kenntnis derselben: er verlangt, wie ich das bereits an anderer Stelle gesagt, nach Speise und man reicht ihm statt deren blofs das Feuer, um sie zu bereiten! Widersinniges Verfahren, welches unglaublich schiene, könnte man es nicht an unseren Universitäten mit eigenen Augen oder Ohren wahrnehmen. Wendet man ein, wie das versucht worden, man könne ebensowohl den Weg von oben nach unten, oder vom Anfang nach dem Ende, als umgekehrt einschlagen, so antworte ich mit einem entschiedenen Nein! Ersteres wäre eben ein verkehrter Weg, der nicht sowohl zum Ziele führt als von ihm abführt. Und in meiner oben erwähnten Schrift, zu deren Motto ich das biblische „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ gewählt, habe ich den Beweis für diese Behauptung angetreten und nach dem Urteile unbefangener und klarsehender Fachmänner auch erbracht. Doch was hilfts? Meine Gegner wollen nicht überführt werden; es ist viel bequemer, im Schlendrian fortzufahren, als sich der Mühe und Arbeit der Umkehr zu unterziehen. Und wie soll man von ihnen erwarten, dafs sie lehren, was sie selbst nicht gelernt haben? Sie sprechen von Sprachmeisterei, vom Parlieren der neuen Sprachen mit einer Verachtung, die sie nur lächerlich machen kann. Haben denn Goethe und Schiller erst germanistische Studien getrieben, ehe sie das wurden, was sie der deutschen Nation sind? Sind ein Rousseau durch seine Studien des Altfranzösischen, ein Macaulay durch seine Forschungen im Angelsächsischen und Altenglischen zu solchen Vollkommenheiten in ihrer bezügl. Muttersprache gelangt? Und wenn ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer seine Sprache historisch erforscht, so hat das Sinn und Berechtigung; ein Ausländer aber hat so viel mit dem Studium der, wie der Verfasser der eingangs besprochenen Schrift sagt, „ewig sich fortbildenden Sprache“ zu thun, dafs, wenn er wirklich sich deren zu bemächtigen wünscht und nicht blofs ein Stümper darin bleiben oder sie nur radebrechen und im schriftlichen Gebrauch derselben sich die ärgsten Blöfsen geben will, ihm gar wenig Zeit zum Studium der älteren Stufen der betr. Sprache übrig bleibt.

Wäre nun freilich der Zweck der Aneignung der fremden Sprachen lediglich der, dafs man sich auf Reisen im Coupé oder bei anderen Gelegenheiten mit Nationalen unterhalten könne, so dürfte man auf einen solchen Zweck vielleicht mit der vornehmen Verachtung herabblicken, die bei Professoren beliebt ist. Die Sache liegt aber der Wahrheit nach ganz anders. Der Verkehr zwischen den Völkern ist fortwährend im Wachsen begriffen, namentlich aber der zwischen den Deutschen und den 290 Millionen englisch redenden Engländern und Amerikanern. Es ergeben sich daraus die folgenden notwendigen Forderungen.

1) Benötigen wir für die sämtlichen Gerichte in den gröfseren deutschen Städten Dolmetscher, die der ausländischen Sprache, für die sie verpflichtet sind, vollkommen mächtig sein müssen und zwar nach allen Richtungen hin, d. h. im mündlichen und schriftlichen Gebrauch derselben und auf allen Gebieten, soll die Rechtspflege nicht gehemmt und beeinträchtigt werden.

2) Bedürfen wir behufs des immer gröfsere Dimensionen annehmenden Handelsverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande junger Männer, welche den ausländischen Briefwechsel in kaufmännischen Geschäften, Fabriken u. dgl. zu führen verstehen, sowie solcher, welche zum Bereisen der

fremden Länder vermöge ihrer mündlichen Beherrschung der betr. Landessprache verwendet zu werden geeignet sind.

3) Brauchen wir litterarisch gebildete Männer, welche im stande sind, vermöge ihrer vollkommenen Beherrschung beider Sprachen, der Muttersprache, in welche, und der fremden, aus der sie übersetzen, uns die Litteraturen der civilisierten Völker in ihren hervorragendsten Erscheinungen, wissenschaftlichen sowie belletristischen, zu vermitteln.

Endlich 4) bedürfen wir behufs dieser drei genannten Zwecke tüchtig ausgebildeter Sprachlehrer an unseren Gymnasien und Realschulen, um die denselben anvertraute Jugend in den fremden Sprachen gründlich zu unterrichten und die zu dem Zwecke nötigen Lehrbücher zu bearbeiten und die vorhandenen zu prüfen und zu beurteilen.

Hier, sollte ich meinen, wären Ziele, die sich an Wichtigkeit mit denen anderer Universitätsstudien wohl messen können. Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet dürfte der Lehrer der neueren Sprachen, falls er nämlich die nötige Kompetenz besitzt und seine Stelle auch wirklich auszufüllen versteht, als jedem anderen in der Schule ebenbürtig angesehen werden und solcher Herabsetzung, von der uns in der Einleitung zu „Gedanken über das Studium der mod. Spr. in Bayern“ erzählt wird, nicht mehr ausgesetzt sein. Ebenso würde dann der stud. ling. rec. auch unter seinen Kommilitonen für voll angesehen werden, denn seine einstige Thätigkeit in der Gesellschaft würde dann für eben so notwendig und erspriefslich erkannt werden, wie die des Arztes, der ja auch nicht alle Krankheiten heilen, die des Theologen, der nicht alle Menschen fromm und selig machen, die des Juristen, der als Rechtsanwalt nicht allen seinen Klienten zu ihrem Rechte verhelfen kann und als Richter nicht immer ein unfehlbares Urteil zu sprechen vermag u. s. w. Wenn also mancher deutsche Lehrer einer fremden Sprache auch dem Eingeborenen des betr. Landes gegenüber, was Aussprache oder Geläufigkeit betrifft, nachstehen, und seinen Schülern nicht immer dieselbe Kenntnis der von ihm gelehrten Sprache wegen mangelhafter Fähigkeit und Anlage ihrerseits beizubringen im stande sein sollte, so teilt er diese Mangelhaftigkeit in seinem Berufe eben nur mit dem Arzte, dem Theologen, dem Juristen u. s. w.

Da nun nicht alle, ja nur der allergeringste Bruchteil derjenigen, die sich zum Lehrfache in neueren Sprachen auszubilden wünschen, ins Ausland zu gehen im stande oder doch nicht in der Lage sind, einen längeren Aufenthalt dort zu nehmen, und selbst, nach bekannten Erfahrungen, ein solcher nicht genügt, wenn sie, wie gewöhnlich, eine Hauslehrerstelle zu nehmen oder an einer Schule zu wirken genötigt sind, wo ihnen nur wenig Gelegenheit und Mufse zum Selbststudium geboten wird, so mufs dafür gesorgt werden, dafs den künftigen Lehramtskandidaten Gelegenheit zur Ausbildung in fremden Sprachen in der Heimat verschafft werde, sei es an der Universität oder an besonderen Seminaren. Dafür trat ich in der zu Leipzig im Jahre 1868 gehaltenen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ein. Ich hatte aber dabei nicht die Absicht, damit die Beschäftigung mit Altfranzösisch und Altenglisch zu befürworten, so lange man nur erst die alleroberflächlichste Kenntnis des Neufranzösisch und Neuenglisch besitzt, und wenn man sich gerade jetzt damit brüstet, dafs, wie es der anonyme Verfasser der mehrerwähnten Schrift ausdrückt, seit 1868 in Bezug auf das Studium der modernen Sprachen „sich vieles, man darf sagen alles geändert“ habe, was sehr an den ersten Schauspieler im Hamlet erinnert, wenn er sagt: „I hope, we have reformed that indifferently with us, sir“, so rufe ich meinerseits den Vertretern und Fürsprechern des heutigen Systems mit Hamlet zu: „O, reform it altogether!“

Die Vorstufen der heutigen Sprache zu kennen, ist zur Erklärung der Etymologie der Wörter allerdings notwendig; auch zur Erklärung mancher grammatikalischer Punkte und sprachlichen Erscheinungen ist das historisch-

philologische Studium dienlich. Noch nützlicher sind vergleichende Sprachstudien. Allein solche Dinge sind mehr Schmuck als geradezu Notwendigkeiten; sie fördern die Kenntnis der Sprache nicht, soweit es sich um deren Beherrschung handelt.* Wiederum wenn mir ein Schriftstück oder ein Werk zur Übersetzung ins Englische vorlag, habe ich noch nie gefunden, dafs mir mein Studium des Angelsächsischen oder Altenglischen, zu welchem es freilich in meiner Studienzeit nicht die Hilfsmittel gab, wie heute, das ich aber auch seitdem fortgesetzt habe, auch nur den geringsten Vorschub dabei geleistet hätte. Natürlich würde auch kein Bonnenunterricht dazu ausreichen. Vielmehr erfordert die schwierige Aufgabe einer guten, korrekten und idiomatischen Übersetzung das langjährige, ausdauerndste und sorgfältigste Studium, nicht blofs der Grammatik und Synonymik, sondern auch der Litteratur und Schriftwerke der verschiedensten Art, der Zeitungen und Zeitschriften, der politischen Geschichte, der Sitten und Gebräuche des Volkes, zum Teil der Rechts- und Verfassungskunde und fast alles dessen, was zum Leben des Volkes gehört.

Freilich alles dieses heifst nicht wissenschaftlich sein, das ist eitel Sprachmeisterei! Ich glaube aber fest, dafs, wie sich bereits so viele Schulmänner zustimmend mir gegenüber ausgesprochen haben, auch das grofse gebildete und urteilsfähige Publikum auf meiner Seite steht.

Man hat von gegnerischer Seite von der Undurchführbarkeit meiner Vorschläge gesprochen, da es dazu an den nötigen Kräften fehle. Hierin liegt also doch schon ein verstecktes Zugeständnis der Berechtigung meiner Forderungen. Den Mangel aber bestreite ich. Es giebt in Deutschland der Männer genug, die nach vorher genossener akademischer Bildung in der Heimat, sich jahrelang im Auslande, Frankreich oder England, aufgehalten haben und entweder von dort wieder zurückgekehrt sind oder bei ihnen gebotener sicherer Stellung gern zurückkehren würden, um einen Lehrstuhl an einer deutschen Universität einzunehmen. In Berlin hat man wenigstens neben dem Professor für Englisch auch noch einen Lektor angestellt. In Leipzig hingegen hat man schon seit längerer Zeit das Lektoratswesen aufgegeben, weil man, wie mir offiziell mitgeteilt worden ist, unangenehme Erfahrungen mit früheren Lektoren gemacht habe. Freilich wenn man beliebige Ausländer, die sich zufällig in Deutschland aufhalten, zum Lektorat zuläfst, dürften sich solche Erfahrungen leicht wiederholen. Solche können ja recht wohl tüchtige Studien in der Heimat gemacht und glänzende Zeugnisse von ihrer Universität oder auch über ihre Lehrthätigkeit dort aufzuweisen haben. Das ist aber noch immer keine Gewährleistung, dafs sie die Bedürfnisse deutscher Studenten kennen oder der deutschen Sprache hinlänglich mächtig seien, um Erspriefsliches in Deutschland leisten zu können. Ausnahmen wird es natürlich auch hier geben; im allgemeinen jedoch wird man Deutschen, wie den ebengedachten, stets den Vorzug zu geben haben.

Es bleibt ja keinem unbenommen, der Lust und Liebe zur Sache hat, sich, soweit es seine Zeit gestattet, auch in das Studium der älteren Stufen

---

* Beim Gebrauche jeder einzelnen Sprache ist es sogar, wie jeder Kundige weifs, nachteilig, an irgend eine andere zu denken. Da ist es gerade Aufgabe, zu scheiden, auseinander zu halten und nur in der Sprache, deren man sich im Augenblicke bedient, zu denken, nur in ihren Idiomen sich auszudrücken, nur ihres Vokabelschatzes zu bedienen. Denkt beispielsweise ein englisch redender Deutscher, wenn er erwarten übersetzen will, an das französische attendre und sagt: I shall attend you at six o'clock, so sagt er etwas ganz anderes als er beabsichtigt, und so in unzähligen Fällen. Von der Vermengung der Idiome ganz zu schweigen, obgleich eine Beispielsammlung davon, in einem Buche vereinigt, vielleicht eines der ergötzlichsten und die Lachmuskeln erregendsten abgeben dürfte, die je aus der Presse hervorgegangen.

der Sprache, die er erlernt oder lehrt, zu vertiefen. Doch halte ich es immerhin für richtiger und zweckmäfsiger, dieses und namentlich das Edieren und Kommentieren von alten Handschriften den Eingeborenen zu überlassen, denen ja die Mittel dazu näher liegen und jedenfalls mehr Mufse zu solchen Dingen zu Gebote steht, da sie das sine qua non, die Beherrschung der neueren Sprache besitzen, während der Ausländer es nur mit Aufopferung seiner Zeit und Kräfte zu erlangen hat. Werden auch dann weniger deutsche Gelehrte als Kenner der älteren Litteraturen und Sprachstufen des Französischen und Englischen glänzen, so werden dafür, was uns viel notwendiger ist, Männer erstehen, die uns mit besseren Lehrmitteln der neueren Sprachen, ganz besonders auf dem lexikalischen Gebiete, als die jetzt vorhandenen, versehen können. Den Völkern gute Wörterbücher zu bieten ist eine Aufgabe, die wohl des Schweifses der Edlen wert ist. Wie viel hierin noch zu leisten ist und wie notwendig es für den Lexikographen sei, sich auf dem Laufenden zu erhalten oder auf der Höhe der Sprachentwickelung zu stehen, ihrem unablässigen Strom zu folgen und die Neubildungen, Veränderungen und Vermehrungen des Sprachschatzes zu kennen, wird jeder Vernünftige einsehen. *

Jedenfalls mufs eine Arbeitsteilung stattfinden und zwar nicht blofs, wie es bereits an den gröfseren Universitäten der Fall ist und Körting es befürwortet, der französische vom englischen Lehrstuhle getrennt, sondern auch, wie in dem oben angeführten Beispiele von Berlin, überall ein Lehrstuhl für die älteren und einer für die neueren Stufen der genannten Sprachen geschaffen werden. Dann wird für den modernen Philologen ebenso gesorgt sein, wie für die Lehrer der neueren Sprachen an den Schulen; dann werden wir Männer haben, welche die fremden Sprachen von der gelehrten, blofs theoretischen Seite erforscht und ihre Kenntnisse zur Bearbeitung etymologischer Wörterbücher und zum Zwecke der akademischen Wirksamkeit verwerten können, und solche, welche vermittels der oben bezeichneten theoretischen Ausbildung, und nicht etwa durch Bonnenunterricht, wie Herr Professor Breitinger, oder ohne alle pädagogische Schulung, wie Herr Schulrat Saalwürck und aufser ihm Herr Prof. Koschwitz mich verstehen wollten, eine tüchtige, allseitige praktische Kenntnis der neueren Sprachen besitzen, mit einem Worte sie dem Nationalen ebenbürtig beherrschen. Wenn Dr. Thum in „Engl. Studien“ (VII, 1, p. 87) auf die „erheblichen Beschränkungen“ hinweist, von denen ich in meiner oben erwähnten Schrift (S. 20) rede, so hat er mich zu meinem Bedauern und auf mir unerklärliche Weise gänzlich mifsverstanden. Wer mit Aufmerksamkeit liest, dem mufs es doch klar sein, dafs ich damit die Eingeborenen meine, die nicht alle ihre Sprache in gleichem Grade der Vollkommenheit beherrschen und je nach den Bildungsstufen sich in dieser Hinsicht sogar sehr, sehr weit voneinander unterscheiden. Dafs Thum, der sich ja so schmeichelhaft über mich ausspricht und mir also gewifs nicht übel will, sich so versehen konnte, kann ich nur dem Umstande zuschreiben, dafs er mit vorgefafster Meinung lesend glaubte, in jener meiner Äufserung eine Stütze für seine Ansicht gefunden zu haben. Ich bin ihm für die mir an der betr. Stelle erwiesene Ehre zwar aufrichtig dankbar, mufs aber diese Deutung entschieden ablehnen. Übrigens hat der um das neusprachliche Studium so verdienstvolle Schmitz längst vor mir alles befürwortet, wofür ich hier eintrete. Er hat auch schon vor Storm den Weg gezeigt, also die Methode

* Für die Mangelhaftigkeit aller vorhandenen deutsch-englischen und englisch-deutschen Wörterbücher könnte ich zahlreiche Beweise beibringen. Zu den letzteren hat freilich Hoppe in seinem Supplement-Lexikon eine ganz bedeutende Ergänzung geliefert; erstere aber, die dem Deutschen am notwendigsten, bedürfen einer solchen in ganz aufserordentlichem Mafse.

angegeben, wie man auf diesem Gebiete zum Ziele gelange, und mögen auch seiner Encyklopädie manche Mängel anhaften — welches menschliche Werk wäre davon frei? — so bleibt sie doch ein Denkmal der ersten Anbahnung zur richtigen Behandlung der neueren Sprachen für diejenigen, welche zu einer Beherrschung derselben auf wissenschaftlicher Basis gelangen wollen und Verstand genug besitzen, die Sprachmeisterei in fremden Sprachen, falls sie wirklich eine solche ist, nicht als eine verächtliche, sondern vielmehr als eine ehrende Bezeichnung zu halten. Denn ist man in einer fremden Sprache das, was ein Goethe in seiner Muttersprache war, so kann das wohl nicht Verachtung verdienen, sondern mufs es vielmehr ein Ziel sein „aufs innigste zu wünschen“, und welches erreicht zu haben gewifs nur ehrenvoll, jedenfalls aber nur nützlich für den Betreffenden und seine Mitmenschen sein kann.

Nachschrift. Nachdem ich obiges geschrieben, geht mir eine zweite Broschüre des Verfassers der oben erwähnten anonymen zu, unter dem Titel: „Weitere Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschule. Zweites Heft: Persönliches und Sachliches von Prof. Dr. O. v. Reinhardstöttner, Docenten der romanischen Sprachen an der K. B. Hochschule zu München. München 1883. J. Lindauer (Schöpping).“ Unter „I. Persönliche Abfertigung persönlicher Angriffe“ antwortet der Verfasser, der sich nun zur ersten bekennt, dem Prof. Dr. Breymann auf seine Recension der letztbezeichneten Broschüre in Nr. 37, 38 und 39 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung und scheint er hier mehr in seinem Elemente gewesen zu sein, da dieser Teil der Schrift an Klarheit nichts zu wünschen übrig läfst. Komisch klingt es nur, wenn er in einer Anmerkung pag. 4 sagt: „Was die Broschüre des Anonymus wollte, war doch so klar.“ Nein, Herr Reinhardstöttner, das war es eben nicht. Übrigens ist das Deutsch des Herrn Verfassers auch diesmal wieder etwas lendenlahm. Auf S. 10 begegnen wir einem Verstofs gegen die Grammatik, wie: „kein anderer als ich ist“. Und ibid. solchem Unsinn wie: „heute aber, wo Sie so zu sagen die Priorität der neueren Sprachen in Bayern für sich in Anspruch nehmen.“ Das kommt davon, wenn man so wenig Wert auf die wirkliche Kenntnis der wirklichen neueren Sprachen legt und von Sprachlehrern mit solcher Verachtung redet. Ein deutscher Sprachlehrer, der das heute übliche Deutsch verstände, könnte dem Herrn Professor trotz allem, wie es scheint, noch recht nützlich sein, ehe er wieder eine Broschüre vom Stapel läfst. Von meiner Wenigkeit heifst es S. 31: „Wie weit ist unter den neueren (hält mich der Herr Professor wirklich für einen neuen? Und welche Deutung soll man dieser Bezeichnung geben? Meint er damit einen homo novus oder a modern writer oder a modern linguist?) Asher gegangen, der schliefslich nur mehr das Praktische (vom Verf. unterstrichen) anerkennt; welche bedenklichen Sätze hat er aufgestellt! Habe ich (sic!) Sie (Herr Breymann ist gemeint) als solchen (?) hingestellt (schon wieder gestellt!), oder hat nicht ein Anonymus bereits in Herrigs Archiv (LVII, 113) darauf hingewiesen, dafs zwischen Ihnen und Herrn Asher keine grofse Meinungsverschiedenheit bestehe? War das Zufall?“ Nun denke einer! Der gute Mann — verzeihen Sie, Herr von R., Edelmann hätte ich sagen sollen — hält dafür, dafs man sich meiner Gesellschaft schämen müsse. Schreckliche Lage, in der ich mich befinde! Zum Glück bin ich im Besitze von zustimmenden Zuschriften von eben so ausgezeichneten und anerkannten Männern, wie die, welche ihm ihre Zustimmung zu erkennen gegeben haben. Es bleibt also doch eine offene Frage, wer von uns beiden recht oder doch das gröfsere Recht auf seiner Seite hat.

Es folgt dem persönlichen Teil II. Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts in Bayern an Hoch- und Mittelschule. Zu seinem nicht ge-

ringen Schrecken wird der Verfasser aus obigem ersehen, dafs auch zwischen ihm und mir keine so grofse Meinungsverschiedenheit besteht, insofern auch ich eine Arbeitsteilung befürworte und neben dem Professor, der das Altenglische oder Altfranzösische behandelt, den Lektor verlange, der die Studierenden im Neuenglischen und Neufranzösischen ausbilden hilft. Ja, wie in seiner ersten Schrift hat er auch hier lichte Intervalle und däucht es ihm, dafs das so verschriene „Praktische", das „Können" in einer Sprache denn doch nichts so Leichtes ist. So sagt er S. 39: „Nun erfordert die praktische sprachliche Ausbildung stets viel Fleifs" (er selbst läfst die hier gesperrt gedruckten Wörter so setzen) und citiert dazu in einer Anmerkung Herrn Professor Dr. Gröber, welcher sehr richtig sagt: „Dafs nur durch andauernde, vielseitige Selbstübung eine fremde Sprache in den Besitz des Ausländers übergehen kann, der befähigt sein soll, sie mündlich und schriftlich korrekt und mit einiger Gewandtheit zu gebrauchen" u. s. w. Da ist doch Vernunft!

S. 43 wird sogar dem Seminar, welches das Leben, das Bildende genannt wird, die höchste Aufgabe zugesprochen. Freilich scheint er da wieder nur die historisch-philologische Ausbildung zu meinen, statt der Anleitung zum mündlichen und schriftlichen Gebrauche der neueren Sprache und des engeren Verkehrs mit dem Leiter des Seminars. Also es bleibt eine konfuse Schrift, die Ausgeburt eines konfusen Kopfes, der nicht weifs, um was es sich handelt und was die Bedürfnisse des wirklichen Lebens sind; der nicht versteht, dafs es eine Vertiefung nach unten hin geben kann, ebenso wie eine nach oben hinauf, und dafs sich beide im allgemeinen für den Ausländer schwer verbinden lassen. Für Ausnahmen aber läfst sich nicht Gesetze geben, noch ein System feststellen. David Asher.

Zur Reform des neusprachlichen Studiums.*

Von Hermann Breymann.

Vor einigen Jahrzehnten lagen die modernen Sprachen mehr oder weniger abseits von der Wertschätzung der grofsen gelehrten, wie der ungelehrten Menge, und es war die Zahl derjenigen, welche aus diesen Sprachen ein Fachstudium machten, eine äufserst geringe. Es ist nicht zu verkennen, dafs seit jener Zeit ein Wechsel zum Besseren stattgefunden hat: Die Reihen der „Neuphilologen" sind dichter geworden und noch immer im Wachsen begriffen; die Arbeiten auf dem Gebiete der neueren Sprachen haben eine stetige Vertiefung an wissenschaftlichem Gehalte erfahren; von vielen Seiten dringt man jetzt auf eine mehr sachgemäfse, den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragende Unterrichtsmethode; als natürliche Folge dieses Postulats hat man angefangen, den neusprachlichen Schulunterricht von der französischen und englischen maître-Wirtschaft zu befreien, um ihn der rationellen Behandlung von philologisch gebildeten Fachlehrern anzuvertrauen; endlich haben sich die meisten deutschen Universitäten von der Anstellung von Lektoren zu der Berufung von Professoren für deutsche, englische und romanische Philologie erhoben. So hat denn auch die bayrische Landesvertretung, in richtiger Erkenntnis der neuen Stellung, welche

* Im Anschlusse an den Aufsatz des Herrn Dr. Asher lassen wir hier einen Bericht von Prof. H. Breymann in München über die anonyme bayrische Schrift nachfolgen, welcher in der Allgemeinen Zeitung Nr. 37 ff. zuerst veröffentlicht worden ist, aber besonders in den beteiligten Kreisen bekannt zu werden verdient.
Die Red.

sich die modernen Sprachen allmählich erobert haben, und in Anbetracht des thatsächlich bestehenden Bedürfnisses unseres Landes, seit 1872 der kgl. Staatsregierung zu wiederholten Malen die nötigen Mittel zur Gründung von vier Professuren für neuere Sprachen an den Universitäten München, Würzburg und Erlangen in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

Alle diese Thatsachen beweisen zur Genüge, dafs für die neue, erst nach wenigen Jahrzehnten zählende Wissenschaft ein solides Fundament gelegt worden ist. Der Grundstein ist, wie gesagt, gelegt, der Aufbau hat begonnen. Da heifst es, die Hände nicht ruhig in den Schofs legen, sondern sie tüchtig zu rühren. Denn viel, sehr viel bleibt noch zu thun übrig, bis die einzelnen romanischen und germanischen Sprachen in allen ihren Perioden, sowie in allen ihren Dialekten erforscht, und sowohl die Litteraturwerke des Mittelalters, als auch die der Neuzeit mit kritischer Genauigkeit untersucht und nach allen Seiten hin sachlich interpretiert worden sind, wie es z. B. mit den Schriftwerken der Griechen und Römer der Fall ist. Auch bleibt noch viel zu thun übrig, wenn es sich um die Frage handelt, welche Unterrichtsmethode zu befolgen sei, und inwieweit das Wesen und der Zweck des humanistischen sowohl als des Realgymnasiums die Resultate der wissenschaftlichen Forschung für den Unterricht zulassen, resp. von ihm ausschliefsen; endlich erheischt die Frage nach der Ausbildung, der theoretischen und der praktischen Schulung der Lehrer eine eingehende, das Interesse aller Gebildeten in Anspruch nehmende Erörterung. Denn alle diejenigen, bei denen sich bereits die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, dafs die modernen Sprachen und Litteraturen ein überaus wichtiges, ja unentbehrliches Bildungsmittel sind, werden auch zu wissen verlangen, welchen Händen denn ein so wichtiges Bildungsmittel der Jugend anvertraut sei.

Gerade diese Frage ist es, welche in einer nur vor wenigen Wochen erschienenen anonymen Schrift in eingehender Weise erörtert worden ist. Beeilen wir uns hinzuzufügen, dafs die in dieser Flugschrift niedergelegten Gedanken sich weniger durch den Reiz der Neuheit, als den der Opportunität auszeichnen. Ich wüfste kaum eine der dort berührten Fragen zu nennen, welche nicht bereits von den Fachmännern in Wort oder Schrift behandelt worden wäre.

Die genannte Abhandlung könnte daher von rasch oder oberflächlich urteilenden Personen gar leicht jener Reformlitteratur zugezählt werden, welche erst vor kurzem in einem Erlasse des kgl. sächsischen Unterrichtsministeriums als „sehr unfruchtbar und wertlos“ charakterisiert wurde. Wenn ich trotzdem ihr Erscheinen in einer Hinsicht mit Genugthuung begrüfse und darin einen Fortschritt der Zeit zu erkennen glaube, so ist das nicht etwa als Ironie aufzufassen. Um indessen dem Leser die Gründe für die soeben geäufserte Ansicht auseinander zu setzen und ihm zu zeigen, warum genannter Schrift eine weite Verbreitung zu wünschen ist, sei es gestattet, etwas weiter auszuholen.

Im Jahre 1876 erschien eine kurze Abhandlung, deren vierter Abschnitt in folgenden Ausführungen gipfelte: der neusprachliche Unterricht in Bayern läfst noch viel zu wünschen übrig; hervorragende Erfolge gerade dieser Schuldisciplin sind nicht zu verzeichnen. Diese beklagenswerte Erscheinung findet ihre Erklärung in der bisher befolgten Methode, in den auf dieser Methode basierenden Schulgrammatiken und endlich in der Bildungsstufe der Lehrer (S. 32). Bei Besprechung des an dritter Stelle erwähnten Punktes wird dann darauf hingewiesen, dafs Lehrer, welche ihr Fach nicht in systematischer, philologischer Weise erforscht haben, unfähig sind, Erfolge beim Unterrichte zu erzielen, und dafs sie sich der leicht begreiflichen Geringschätzung nicht nur seitens der anderen Lehrer der Anstalt, sondern auch seitens der Schüler aussetzen (S. 34, 35). Diesem Übelstande ist nicht etwa dadurch abzuhelfen, dafs man die Förderung der neusprachlichen Studien dem Zufalle, der Initiative oder dem guten Willen der einzelnen

überläfst, sondern dadurch, dafs die Regierung, dem allgemein gefühlten Bedürfnisse entgegenkommend, an den höheren Lehranstalten keine Sprachmeister, sondern nur philologisch gebildete Lehrer der neueren Sprachen anstellt, zugleich aber den Kandidaten die Möglichkeit schafft, eine gründliche, neuphilologische Bildung zu gewinnen (S. 37). Zweierlei ist da ins Auge zu fassen: die Vorbildung und die Universitätsbildung.

Ein erfolgreicher Betrieb des neuphilologischen Universitäts-Studiums ist nur auf Grundlage einer tüchtigen Vorbildung möglich; zu dieser gehört erstens eine umfassende klassische Bildung, „welche nicht nur wünschenswert, sondern geradezu unerläfslich ist“, und zweitens ein gröfseres Mafs von Kenntnissen und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck in den neueren Sprachen als das vom Gymnasium seinen Zöglingen bisher mitgegebene (S. 37).

Die Universität hat die Aufgabe, durch Vorlesungen über die französische (englische) Litteratur, über vergleichende Grammatik der romanischen und der germanischen Sprachen und historische Grammatik, Interpretations- und textkritische Übungen, sowie durch pädagogisch-didaktische Belehrung den Studierenden der neueren Sprachen vor allem eine streng wissenschaftliche, philologische Bildung zu übermitteln (S. 40—43). Nun kann man sich aber leider der Wahrnehmung nicht verschliefsen, dafs viele Studierende der neueren Sprachen in kurzsichtiger und ihr eigenes Interesse schädigender Weise hauptsächlich nach der Erwerbung einer gewissen, für die Ausübung ihres späteren praktischen Berufes notwendigen Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke der französischen und englischen Sprache streben.

Als wirksamstes Mittel, diesen Mifsstand zu beseitigen, wird daher eine zeitgemäfse Umgestaltung der Prüfungsordnung vorgeschlagen (S. 38—40). Statt sich mit dem Nachweise einiger praktischer Kenntnisse und Fertigkeiten zu begnügen, mufs der Staat von den Kandidaten den Nachweis einer neuphilologischen Bildung verlangen, nämlich „eine wissenschaftlich begründete Kenntnis der Grammatik, Vertrautheit mit der philologischen Methodik, sowie allgemeine Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Stande der (neueren) Philologie“. Als notwendige Ergänzung seiner engeren eigentlichen Fachbildung mufs der Kandidat genügende Kenntnisse im Lateinischen, in der Geschichte und im Deutschen nachzuweisen im stande sein. „Wenn man glaubt derartige Forderungen an den Kandidaten der klassischen Philologie stellen zu können, warum nicht auch an den Kandidaten der neueren Philologie?“ Nur wenn in dieser Weise die Bildung der Lehrer der neueren Sprachen gehoben wird, kann sich der französische und englische Unterricht neben den altphilologischen Fächern in gleichem Ansehen behaupten (S. 43—45).

Dies ist in kurzen Zügen der Gedankengang der genannten Abhandlung, die sich weder in weiteren Kreisen verbreitet, noch ein entgegenkommendes Verständnis an mafsgebender Stelle gefunden zu haben scheint. Wenigstens ist bisher auch nicht eine Mafsregel getroffen worden, welche auf die dort gegebenen Anregungen zurückgeführt werden könnte. Um so mehr mufste daher Schreiber dieses erfreut sein, als vor einiger Zeit die oben citierte anonyme Schrift: Gedanken u. s. w. erschien. In derselben wird nämlich von dem Verfasser zunächst die allen Eingeweihten allerdings kaum überraschend kommende Thatsache konstatiert, dafs der Unterricht in den modernen Sprachen zu der ihm gebührenden Anerkennung und Beachtung im Lehrplan noch immer nicht gelangt sei. Darauf wird der Welt die gleichsam neu entdeckte Weisheit verkündet, dafs bei dem Studium der neueren Sprachen das Hauptgewicht auf die philologisch-historische Seite desselben gelegt werden müsse.

Also endlich, nach sechs Jahren, so sagte ich mir, fängt es an zu tagen? Endlich beginnt man, dem Fache der neueren Sprachen und ihren

Vertretern eine mehr oder weniger erzwungene Aufmerksamkeit zu schenken? Und warum gerade jetzt? Und warum, wie mir ein Fachgenosse schreibt, in „so widerlich polemischer Weise, die oft an die Grenzen der Grobheit streift?“ Wir glauben dem Leser die Beantwortung dieser Fragen überlassen zu sollen und wenden uns wieder dem Anonymus zu.

Derselbe bringt nun, zum Zweck einer gründlichen Aus- und Durchbildung der Neuphilologen, sowie einer zeitgemäfsen Umgestaltung und Verschärfung der Prüfungsordnung eine Reihe von Vorschlägen, welche in allen wesentlichen Punkten bereits in der 1876 erschienenen und eingangs dieses Artikels näher besprochenen Schrift, „Sprachwissenschaft und neuere Sprachen“ — als deren Verfasser ich mich hiermit bekenne — gemacht worden waren. Die Abhandlung des Anonymus mufste daher als ein äufserst wertvolles Anzeichen dafür gelten, dafs die von mir von Anfang an vertretenen, bisher aber unbeachtet gebliebenen Principien vielleicht Aussicht haben, demnächst auch in weiteren Kreisen zu Geltung und Ansehen zu gelangen. Der Leser wird nun auch begreifen, warum ich das Erscheinen des anonymen Elaborats mit Freude glaubte begrüfsen zu dürfen. Aufserdem konnte ich auch noch einigen anderen Ausführungen des Anonymus um so eher zustimmen, als ich ganz ähnliche Forderungen, wie er sie stellt, bereits vor zwei Jahren in meiner „Encyklopädie der französischen Philologie“ öffentlich vorgetragen hatte. Ich kann also nur wünschen, dafs die hier besprochene Schrift die weiteste Verbreitung finde. Namentlich möchte ich sie allen klassischen und allen modernen Philologen, sowie unseren obersten Schulbehörden zur sorgfältigen Prüfung empfohlen haben.

Nachdem somit im Vorausgehenden die Bedeutung der anonymen Abhandlung in gebührender Weise hervorgehoben und in das rechte Licht gesetzt worden ist, wird es, bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, sicherlich angezeigt sein, auch auf einige der ihr anhaftenden Mängel aufmerksam zu machen.

Dieselben sind an Zahl so grofs, an Qualität so bedeutend, dafs sie den Wert, welchen die Schrift haben könnte, nicht wenig beeinträchtigen; nur die wesentlicheren können hier hervorgehoben werden. Die Diskussion der anderen mufs für eine spätere Gelegenheit aufgespart bleiben.

Nach einem kurzen Hinweis auf die mannigfachen Widersprüche, die sich der Anonymus zu schulden kommen läfst, ist zunächst dem Bedauern darüber Ausdruck zu verleihen, dafs er sich nicht gescheut hat, unter dem Scheine ruhiger Objektivität — er will ja, wie er sagt, sine ira et studio schreiben — Vorwürfe über Vorwürfe auf die armen Neuphilologen zu häufen, welche die „der Jugend wohl ziemende Bescheidenheit“ zu rasch abgelegt haben sollen (S. 9), „nicht auf der Höhe der Wissenschaft stehen“ (S. 29), „sich in den Trutzwinkel stellen“ statt „Einkehr bei sich zu halten“ (S. 29), und was dergleichen angenehme Redensarten mehr sind. Recht störend wirkt auch der die ganze Schrift wie ein roter Faden durchziehende Ton übermäfsigen Selbstbewufstseins, mit dem der Anonymus seine Ratschläge zum besten giebt und unter anderem darauf aufmerksam machen zu müssen glaubt, was denn eigentlich die Aufgabe einer Hochschule sei (S. 4), und dafs von dieser die Reform ausgehen müsse (S. 30). Wenn aber der Anonymus dann sogar meint, er müsse die an den bayrischen Hochschulen wirkenden Vertreter der neueren Philologie erst über das aufklären, was sowohl den Lehrern als auch den Kandidaten der modernen Sprachen not thue, auf welche Seite des Wissens der Schwerpunkt zu legen sei, welche Mängel die Prüfungsordnung aufweise etc., so mufs ein solcher Versuch als höchst überflüfsig, um nicht zu sagen anmafsend, zurückgewiesen werden.

Prüfen wir nun die Angaben des Anonymus betreffs des bayrischen Staatsexamens im einzelnen, so bemerken wir nach genauerem Zusehen sofort, dafs dieselben sehr einseitig und in fast allen Punkten unzutreffend sind. Wahr ist allerdings, dafs dem Wortlaute der bayrischen Prüfungs-

ordnung nach, von den Kandidaten der neueren Sprachen fast nur der Nachweis einer Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck der französischen (engl.) Sprache, sowie Kenntnis der modernen Grammatik dieser Sprachen verlangt wird. Es darf aber nicht vergessen werden, dafs vor zehn Jahren eine andere Prüfungsordnung gar nicht hätte entworfen werden können; trotz aller ihrer Mängel war sie in Bayern damals die einzig mögliche. Man darf ferner nicht übersehen — und das thut leider der Anonymus — dafs seit dem Eintreten der Universitätslehrer (Bernays, Mall, Vollmöller, Varnhagen) in die Prüfungskommission (also seit 1873) dieselben einmütig und unablässig bemüht gewesen sind, den einzelnen Bestimmungen der Prüfungsordnung eine so weite und so wissenschaftliche Deutung als nur möglich zu geben und gerade die philologisch-historische Seite in den Vordergrund zu stellen. Hierauf ist denn auch — was der Anonymus wieder verschweigt — bereits im Jahre 1879 von mir öffentlich aufmerksam gemacht worden.

Hätte der Anonymus in seiner Schrift sich wirklich nur die Förderung des neusprachlichen Studiums angelegen sein lassen, statt gewisse Nebenzwecke zu verfolgen, so wäre ihm unter verschiedenen anderen Punkten noch folgendes klar geworden. Er, der sich doch so manche Einzelheiten über das Examen hat zutragen lassen und sich in zahlreichen satirischen und witzig sein sollenden Bemerkungen und mehr oder weniger versteckten Anspielungen ergeht, hätte wissen und dies auch sagen müssen, dafs seit einer ziemlich langen Reihe von Jahren nur solche Kandidaten das Examen gut bestanden haben, die den Nachweis zu liefern vermochten, dafs sie die französische und die englische Sprache auch historisch studiert, dafs sie Vorlesungen über Altfranzösisch gehört, Textkritik und Interpretation der mittelalterlichen Autoren getrieben, kurz, dafs sie wenigstens den Grund zu einer romanistischen (germanistischen) Bildung gelegt hatten. Dies zu ermitteln, ist stets mit ein Zweck des Examens gewesen. Freilich durfte die Prüfungskommission, dank dem vor vier Jahren eingelegten Veto des obersten Schulrates, den Kandidaten in der Hauptprüfung nicht auch altfranzösische und altenglische Autoren zur Erklärung vorlegen. Dafür benützte sie indessen die Interpretation der neufranzösischen (neuenglischen) Schriftsteller vorzugsweise zur Eruierung der Kenntnisse der Kandidaten hinsichtlich der Etymologie und der historischen Grammatik.

Wenn nun der Anonymus S. 27 durchblicken läfst, die bayrischen Studierenden hätten sich um Männer wie Tobler, Bartsch, Mussafia, Hofmann nicht gekümmert, so entspricht dies durchaus nicht den wirklichen Thatsachen. Denn gerade diesen Männern, denen sich noch viele andere anreihen liefsen, verdanken diejenigen, welche in Bayern das Examen bestehen, den gröfsten Teil ihrer philologisch-historischen Bildung. Denn sie haben bereits einsehen lernen, was sich nicht von einem jeden, der über diese Dinge schreibt, behaupten läfst, dafs erst durch die Verbindung von Alt- und Neufranzösisch (Alt- und Neuenglisch) die wissenschaftliche Einheit und das organische Ganze der französischen (resp. englischen) Philologie entsteht, und dafs Alt- und Neufranzösisch einerseits, Alt- und Neuenglisch andererseits zwei eng zusammengehörige, sich gegenseitig bedingende und jedenfalls gleich wichtige Gebiete des Studiums sind.

Nicht nur bei der Interpretation der Schriftsteller, sondern auch in einer eigens dafür angesetzten mündlichen Prüfung, die, der Zeit nach, den ganzen dritten Teil des mündlichen Examens in Anspruch nimmt, haben die Universitätslehrer bisher nur in historischer (französischer, resp. englischer) Grammatik examiniert und von den Kandidaten den Nachweis eingehender litterar-historischer Kenntnisse und Vertrautheit mit der einschlägigen Bibliographie verlangt. Gerade aus diesem Grunde sind in den letzten sieben Jahren eine ganze Reihe von geborenen Engländern, französischen Schweizern oder Deutschen, die jahrelang im Auslande gewesen waren, durch-

gefallen. Es dürfte dies wohl der beste Beweis dafür sein, dafs praktische Fertigkeit und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck allein den Ausschlag nicht gegeben haben. Aus diesen wenigen Worten geht bereits deutlich genug hervor, dafs auf keinen Fall die philologisch-historische Bildung des Kandidaten der neueren Sprachen eine so mangelhafte ist, wie sie der Anonymus aus irgendwelchen Gründen darzustellen beliebt hat. Doch die Sache gestaltet sich für den Neu-Philologen noch weit günstiger, wenn wir uns einmal die „Detaile" (S. 18) des beiderseitigen Staatskonkurses ansehen, bei welcher Gelegenheit dem Publikum von neuem ganz unrichtige Angaben geboten werden.

Der Anonymus vergleicht nämlich auf S. 21 und 25 die der Berechnung zu Grunde liegenden Ziffern und die Anforderungen an die klassischen und an die modernen Philologen. Da begegnet ihm nun zunächst das Unglück, wieder einmal etwas zu verschweigen, dafs nämlich die Neuphilologen zwei deutsche Aufsätze anzufertigen haben; es müssen für sie also 30 Punkte, und nicht 26, angesetzt werden. Nimmt auf diese Weise der Anonymus für die Neuphilologen 4 Punkte zu wenig an, so erlaubt er sich dagegen, für die klassischen Philologen 2 Punkte zu viel herauszurechnen. Denn traurig ist's, aber wahr, dafs die Summe von 5+5+4+4+4 immer nur 22, nie 24 sein kann. Es kommt aber noch besser!

Bei der mündlichen Prüfung stellt der Anonymus wieder eine Berechnung nach seiner Weise an, indem er dem Neuphilologen das mündliche Examen nur einmal anrechnet (S. 26), statt zweimal (nämlich fünffach für das Französische und fünffach für das Englische). Damit nicht zufrieden, zieht der Anonymus — immer wieder nach seiner jetzt hinreichend bekannten Art — die Summe beider Examina, und glaubt einen grofsen Trumpf auszuspielen, indem er wörtlich sagt: „Im ganzen genommen hat also der klassische Philologe vierzig Ziffern, der Kandidat der neueren Sprachen zwanzig — also gerade die Hälfte." Diese unrichtige Behauptung läfst er dann noch in fetter Schrift drucken! Dies ist in der That das Stärkste von Verdrehung, was mir je in einer öffentlichen Schrift von seiten eines Mannes, der sich herausnimmt, in wichtigen pädagogischen Fragen mitzureden, vorgekommen ist. Denn die Wahrheit ist, dafs der klassische Philologe vierzig Ziffern und der moderne Philologe, der ja in Französisch und Englisch geprüft werden mufs, wie der klassische Philologe in Lateinisch und Griechisch, genau ebenso viel hat (nämlich 30 im schriftlichen und 10 im mündlichen Examen). Mit anderen Worten: Nach der bestehenden Prüfungsordnung mufs der moderne Philologe, gerade so wie der klassische, während der Universitätszeit zwei Sprachen und deren Litteraturen zum Gegenstande seiner Studien machen und in jeder derselben sich einem Examen unterwerfen. Auch darf der Anonymus uns nicht etwa mit der Entschuldigung kommen, er habe nicht gewufst, dafs Französisch und Englisch zusammengehörten. Er weifs es sehr genau; sagt er doch selber, dafs die Vereinigung zweier so heterogener Sprachen, wie die französische und die englische, nur durch die Notwendigkeit entschuldigt werde, dafs dieselbe Lehrkraft nur aus finanziellen Rücksichten beide zu lehren habe (S. 16); gleich darauf fügt er dann auch wörtlich in gesperrter Schrift hinzu: „Die beiden Examina gehören so lange zusammen, als derselbe Lehrer beide Sprachen zusammen dozieren, also aus beiden geprüft werden mufs." Doch hören wir weiter.

Der Anonymus sucht den Beweis dafür, dafs die Leistungen der klassischen Philologen im Staatskonkurs weit gröfsere seien als diejenigen des Kandidaten der modernen Sprachen, auf die Thatsache zu stützen, dafs bei den erstgenannten nicht nur die schriftliche Prüfung wesentlichere Schwierigkeiten biete, sondern auch die mündliche weit höhere Anforderungen an sie stelle. Fassen wir das mündliche Examen zuerst ins Auge. Die S. 25, 26 gegebene Gegenüberstellung der beiderseitigen Forderungen ist ganz und gar

irreleitend. Als ob man in wenigen Worten nicht mehr oder gerade so viel verlangen könnte als in vielen! Um sich ein richtiges Bild von den Anforderungen des Examens an die Neuphilologen zu verschaffen, ist es nötig, jener S. 25 mitgeteilten Liste die (von dem Gesetzgeber allerdings ausgelassenen) Namen der französischen und der englischen Autoren hinzuzufügen, welche thatsächlich den Kandidaten zur Übersetzung und Interpretation vorgelegt werden, also Corneille, Racine, Molière, Boileau, La Fontaine, Montesquieu, Rousseau, Thiers, Guizot, Voltaire; Spenser, Marlowe, Shakespeare, Milton, Pope, Sheridan, Scott, Macaulay, Thackeray, Dickens, Byron etc.; es ist ferner nötig, den Satz: „und es werden dabei die Kenntnisse des Kandidaten in französischer und englischer Litteraturgeschichte ermittelt“ (denn auch das ist stets geschehen), ferner den ganzen letzten Absatz von „In“ bis „darzuthun“ (S. 26) hinzuzufügen, da die Neuphilologen nicht weniger als die Kandidaten der klassischen Philologie gezwungen sind, ihre pädagogische und didaktische Geschicklichkeit durch ein praktisches Examen an einer der Münchener Studienanstalten darzuthun, was allerdings von dem Anonymus wiederum verschwiegen wird; man bedenke auch, dafs (im englischen Teile der Prüfung) die modernen Philologen, wovon der Anonymus natürlicherweise nichts sagt, gerade so gut wie die klassischen im stande sein müssen, über die Vorgänge, welche den Unterschied der deutschen Sprache von den Sprachen der verwandten Völker begründet haben, sowie über andere sprachgesetzliche Erscheinungen, durch welche die Weiterentwickelung der altenglischen Sprache bis zur neuenglischen bestimmt worden ist, also über Lautverschiebung, Ablaut, Umlaut u. s. w., klare Auskunft zu erteilen und die hervorragendsten Hilfsmittel namhaft zu machen, deren Studium zur Befestigung und Vertiefung ihrer Sprachkenntnisse sich empfiehlt. Von alledem steht allerdings in der Prüfungsordnung nichts, doch sind, ohne erst die weisen Ratschläge des Anonymus abzuwarten, die Examinatoren seit vielen Jahren, daher auch wieder im vorigen Sommer, so frei gewesen, die Kandidaten gerade in all diesen Dingen zu prüfen. Man vergesse auch nicht, dafs häufig (so besonders in den Jahren 1880 und 1882) für die deutschen Aufsätze, deren der Neuphilologe, wie gesagt, zwei zu verfertigen hat, Themata gewählt sind, in denen die Kandidaten ihre Kenntnisse in der deutschen Litteraturgeschichte an den Tag zu legen veranlafst werden. Schliefslich ist denn doch auch das Mafs von Kenntnissen, welche die Kandidaten im Lateinischen nachweisen müssen, ein böheres, als der Anonymus (S. 22) annimmt, der wieder einmal verschweigt, dafs neben Cäsar und Sallust auch Livius zur Übersetzung gegeben wird, und dafs die im Jahre 1881 gestellte Aufgabe, sogar nach Aussage der klassischen Philologen, eine sehr schwierige war.

Einen weiteren Beweis dafür, wie sehr dem Anonymus daran gelegen ist, die Leistungen der Lehramtskandidaten für Französisch und Englisch in den Augen des Publikums um jeden Preis und auf jede Weise herabzusetzen, müssen wir in der Geschicklichkeit erblicken, mit der er S. 22 und 23 frühere und jetzige Verhältnisse miteinander zu verknüpfen versteht, so dafs jeder diesen Dingen Fernerstehende den Eindruck gewinnen mufs, dafs es auch jetzt noch den Kandidaten gelänge, „ihre lateinische Unkenntnis hinter einer durchwässerten, kaum auf das Original passenden französischen Übersetzung und den Reminiscenzen der mit Heldenmut studierten Bibliothèque nationale zu maskiren!“

Und wenn er dann noch auf die bayrischen Lehrer der neueren Sprachen in leichtfertigster Weise das Odium wirft, sie hätten Programme geschrieben „in einem Französisch, das keiner verstehe“ (S. 19), so bleibt er, wie gewöhnlich, den Beweis schuldig. Er möge sich aber sagen lassen, dafs die jüngeren bayrischen Lehrer der neueren Sprachen auf alle Fälle la mesure de leurs forces haben und genau wissen, wie ihre Professoren über solche „Sonntagsritte in fremden Sprachen“ denken. „Handelt es

sich," schreibt einmal einer derselben, „um wissenschaftliche, für gelehrte Kreise bestimmte Dinge, so wird doch ein Deutscher, falls er nicht sich selbst und seine Landsleute ‚blamieren' will, gut thun, so zu schreiben, ‚wie ihm der Schnabel gewachsen ist,' also in seiner Muttersprache."

Zweierlei dürfte sich nun wohl mit Sicherheit aus dem Obigen ergeben, erstens, dafs die Quelle, welche sich dem Leser in den durch blinde Voreingenommenheit gekennzeichneten Angaben des Anonymus bietet, eine gänzlich unzuverlässige und trübe ist; zweitens, dafs die an den Neuphilologen gestellten Anforderungen den an die klassischen Philologen gestellten sicherlich gleichkommen; ja, ich stehe nicht an zu erklären, dafs sie dieselben in mancher Hinsicht an Schwierigkeit noch übertreffen — eine Ansicht, die übrigens durch die Aussagen eines hochgestellten bayrischen Staatsbeamten, der wohl in der Lage ist, die beiderseitigen Anforderungen und Leistungen zu beurteilen, eine höchst willkommene Bestätigung findet. Denn man darf nicht vergessen, dafs die Neuphilologen nicht weniger als fünf schriftliche Aufgaben mehr anzufertigen haben als die Kandidaten der klassischen Philologie, nämlich

1) einen zweiten deutschen Aufsatz,
2) eine Übersetzung aus dem Lateinischen in das Französische,
3) eine Übersetzung aus dem Lateinischen in das Englische,
4) einen französischen Aufsatz,
5) einen englischen Aufsatz.

Wenn man nun bedenkt, dafs das Thema für den deutschen Aufsatz gestellt wird, um die geschichtlichen, pädagogischen oder litterarhistorischen Kenntnisse des Kandidaten zu ermitteln; wenn man weifs, dafs für den französischen und den englischen Aufsatz ausnahmslos litterarhistorische Themata gegeben werden, der Kandidat also mit dem ganzen Gebiete der neueren französischen (englischen) Litteratur, also vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, vertraut sein mufs; wenn man ferner in Betracht zieht, wie ungeheuer schwierig es ist, einen litterarischen Gegenstand in fehlerfreiem, idiomatischem Französisch (resp. Englisch) zu behandeln; wenn man dann noch erfährt, dafs die Kandidaten im stande sein müssen, sich auf französisch (englisch) auszudrücken, die Interpretation der französischen (englischen) Klassiker, sowie die Antworten über die historische und praktische Grammatik und Litteratur in jenen Sprachen, zu geben, und zwar korrekt, deutlich und fliefsend — so mufs ein jeder, der ohne Voreingenommenheit die beiderseitigen Examina abwägt, sagen, dafs schon jetzt, auf Grund der alten Prüfungsordnung, an die Leistungsfähigkeit der Neuphilologen jedenfalls eine ebenso grofse, vielleicht sogar höhere Anforderung gestellt wird als an diejenige ihrer klassischen Kollegen.

Und nun sehe man sich einmal die Schlufsfolgerungen an, die der Anonymus aus seiner tendenziös gefärbten und auf mangelhafter Information beruhenden Darstellung der beiderseitigen Examina zieht. Er scheut sich nicht, einer ganzen Klasse von Lehrern, die nicht etwa drei (S. 13), sondern sechs oder, wie es bereits seit mehreren Jahren immer mehr Sitte geworden ist, acht und mehr Semester unter den gröfsten Schwierigkeiten und mit angestrengtestem Fleifse redlich bemüht gewesen sind, die Grundlagen einer philologisch-historischen und zugleich praktischen Bildung zu legen, und welche dies durch ein Examen bewiesen haben, das mindestens eben so schwer ist wie dasjenige der klassischen Philologen, und das schwieriger ist als die in den meisten anderen deutschen Staaten geltende neuphilologische Prüfung —, diesen Männern, sage ich, scheut er sich nicht zuzurufen: „Ihr leidet unter einem fühlbaren Mangel philologisch-historischer Bildung (S. 27), Ihr könnt nicht daran denken, in die gleichberechtigten Reihen der Philologen einzutreten (S. 21), Ihr besitzt keine philosophisch-historische Grundlage (S. 11, 14)!" Dafs erst noch vor wenigen Monaten — um nur von der letzten Vergangenheit zu reden — wieder einer dieser von ihm so über

die Achseln angesehenen „Lehramtskandidaten“, auf Grund einer ausgezeichneten philologisch-historischen Arbeit über Phil. de Mousket mit der ersten Note promoviert hat, wird natürlich von dem Anonymus unerwähnt gelassen. Es paſste das auch nicht recht in sein System!

Sind nun im Obigen die haltlosen Angaben des Anonymus zurückgewiesen worden, so soll damit durchaus nicht behauptet werden, daſs nicht noch manches besser werden könnte. Die Kenntnisse, welche die angehenden Studierenden von dem Gymnasium mitbringen, sind allzu geringe und lückenhafte. Denn daſs die Gymnasialabiturienten weder die leichtesten Fragen auf französisch oder englisch stellen, noch die an sie gerichteten Fragen leicht und ohne zu stocken oder jungfräulich zu erröten beantworten können; daſs sie weder sichere Kenntnis in der Formenlehre, geschweige denn in der Syntax besitzen, noch den einfachsten Gedanken auf gut französisch (oder englisch) zu Papier zu bringen, ja, daſs sie nicht einmal sechs Wörter hintereinander korrekt auszusprechen im stande sind, das zu beweisen mache ich mich, nach den an hiesiger Universität seit sieben Jahren gemachten Erfahrungen, zu jeder Zeit und bei jedem neu in die Hochschule eintretenden Studenten anheischig. Diesen bereits früher von mir gemachten Ausspruch werde ich nicht müde werden zu wiederholen, bis Anstalten getroffen werden, um solch haltlosen Zuständen endlich einmal ein Ende zu machen. Möchten doch meine ernstgemeinten, eindringlichen Mahnworte ihre Wirkung auf alle Gebildeten, namentlich auf alle Väter, welche Söhne in den Gymnasien haben, nicht verfehlen!

Der im Vorhergehenden konstatierte überaus groſse Mangel an neusprachlichen Kenntnissen, unter welchen die abgehenden Gymnasiasten leiden, ist nun, wie überhaupt für einen jeden, der sich zur Klasse der Gebildeten rechnen kann, so namentlich für alle diejenigen empfindlich, welche auf der Universität das Fach der neueren Sprachen als ihr Fachstudium ergreifen. So kommt es denn auch, daſs das in der Staatsprüfung von den Examinatoren hinsichtlich der wissenschaftlichen und der praktischen Ausbildung verlangte Ziel verhältnismäſsig nur von wenigen Kandidaten erreicht wird, und zwar nur von den begabteren oder von denen, welche sich einer auſsergewöhnlichen Arbeitskraft rühmen können. Manche Kandidaten — man kann sagen: fast alle diejenigen, welche in der Prüfung die dritte Note erhalten — erreichen ihr Ziel nur unter teilweiser Schädigung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung. Denn um die groſsen Lücken ihres Wissens in der französischen Formen- und Satzlehre auszufüllen, um sich eine korrekte, reine Aussprache, einen flieſsenden französischen Stil zu erarbeiten, um eine ihnen ganz neue Sprache — das Englische — bis zur sicheren Beherrschung zu lernen, sind sie gezwungen, während der Universitätszeit einen groſsen Teil ihrer Zeit auf diese rein formale praktische Seite des Studiums zu verwenden, also auf Dinge, welche ihnen beim Eintritt in die Hochschule der Hauptsache nach schon ganz geläufig sein sollten. Die bayrischen Studierenden der neueren Sprachen befinden sich also in einem wenig erfreulichen Dilemma. Entweder lassen sie sich während ihrer Universitätszeit nur die Förderung ihrer theoretischen, philologisch-historischen Ausbildung angelegen sein, laufen dann aber die gröſste Gefahr, bei der Hauptprüfung durchzufallen. Oder sie erringen sich mit unendlicher Mühe während ihrer Studienzeit vor allem eine relative Vollkommenheit nach der praktischen Seite hin, schädigen dann aber sicherlich ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit und laufen wiederum groſse Gefahr, das Examen nicht zu bestehen. Einerseits kann nun kein Zweifel darüber herrschen, daſs auf der Universität das Hauptgewicht auf die wissenschaftliche, die philologisch-historische Seite der neusprachlichen Studien gelegt werden muſs. Andererseits hat aber der Staat ein Interesse daran, nur solche Kandidaten zur Ausübung der praktischen Lehrthätigkeit zuzulassen und anzustellen, welche neben einer gründlichen theoretischen, philologisch-historischen (also auch

litterarischen) Bildung den vollgültigen Nachweis einer sicheren mündlichen und schriftlichen Beherrschung der von ihnen als Fachstudium gewählten Sprache erbracht haben. Soll die Brauchbarkeit der Lehrer in der Schule nicht leiden, so dürfen, meiner unmafsgeblichen Ansicht nach, unter keinen Umständen die Anforderungen an die praktischen Fähigkeiten niedriger gestellt werden, als es bisher der Fall gewesen ist. Wie kann nun da geholfen werden? Meines Erachtens dadurch, dafs man

1) die beiden Fächer trennt, also statt eines „Examens in den neueren Sprachen“ ein „Examen in französischer“ und ein „Examen in englischer Philologie“ einrichtet, in welchen die Kandidaten zugleich genügende Kenntnisse im Lateinischen, in der historischen deutschen Grammatik und in der Geschichte nachweisen müfsten,

2) das Triennium in ein Quadriennium verwandelt,

3) die Vorbildung, welche die Studierenden vom Gymnasium zur Universität mitbringen, durch Zuweisung einer gröfseren Stundenzahl und Einführung einer besseren, rationelleren Unterrichtsmethode zu heben sucht.

Die Besprechung einiger anderer, der jetzigen Prüfungsordnung anhaftenden Mängel, um deren Beseitigung die letzte Prüfungskommission gebeten hat, würde hier zu weit führen.

Was den unter Nr. 1 gemachten Vorschlag anlangt, so ist die Ausführung desselben sowohl im Interesse des Staates, als auch in dem der Kandidaten selber dringend geboten, ja absolut notwendig. Denn eine derartige Änderung der Prüfungsordnung würde den letzteren den unschätzbaren Vorteil gewähren, sich nur auf ein Gebiet konzentrieren, sich also ganz zu Romanisten, resp. Germanisten, ausbilden zu können, ihnen zugleich aber auch die nötige Zeit lassen, sich eine hinreichende Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck des Französischen, resp. des Englischen, anzueignen.

Wir kehren noch einmal zu dem Anonymus zurück, von dem es unverantwortlich ist, dafs er den Schein zu erwecken sucht, als wolle ich gegen die klassische Philologie als solche ankämpfen, während ich doch nur gegen die „Alleinseligmachungstheorie“ zu Felde gezogen bin. Was hat aber, um aller guten Geister willen, die Bekämpfung dieser Theorie mit der Liebe zum klassischen Altertum zu thun, mit der klassischen Philologie als solcher, mit der freudigen Anerkennung ihrer Verdienste um „Technik, Methode, Textkritik und Interpretation“ (S. 10)? Welcher Neuphilolog hat das jemals geleugnet? Nicht einen einzigen wird der Anonymus zu nennen im stande sein! Ein nicht so voreingenommener, nicht so blindlings dreinschlagender Gegner hätte wissen müssen, dafs, meiner Ansicht nach, ein erfolgreiches Studium der neueren Sprachen nur auf Grundlage einer genauen Kenntnis des klassischen Altertums möglich ist. Es klingt wahrlich nicht besonders aggressiv, wenn ich sage, „dafs die Jetztzeit immer wieder auf die Griechen und Römer zurückgehen und dahin streben müsse, den Zusammenhang mit dem klassischen Altertum zu erhalten, in welchem ja die moderne Bildung zum grofsen Teile ihre Wurzeln finde“ (Sprachw. S. 28), oder wenn ich an einer anderen Stelle die Ansicht ausspreche, „dafs das Sprachstudium der Griechen und Römer einen trefflichen Gewinn an Verstandesbildung, eine tüchtige Übung im scharfen, klaren, logischen Denken gewähre, und dafs die klassischen Sprachen in ästhetischer Beziehung unübertroffen dastehen“ (Sprachw. S. 28). Es ist sehr bedauerlich, dafs der Anonymus aus der Rumpelkammer seiner Argumentation Waffen hervorgeholt hat, die allzu rostig sind, und dafs er über meine Bestrebungen Angaben zu verbreiten für gut findet, die den wirklichen Thatsachen schnurstracks entgegenlaufen! Ist das ein ehrlicher Kampf? Aus meinen früheren Schriften hätte der Anonymus wissen müssen, dafs ich keineswegs die Ansicht derjenigen — und ihre Zahl ist nicht gering — teile, welche in dem Studium gerade der neueren Sprachen ein ge-

nügendes, in seiner Art vollkommenes und der jetzigen Zeit mehr entsprechendes Bildungsmittel erblicken, welche mit Montaigne der Meinung sind, dafs die Kenntnis der klassischen Sprachen um einen zu hohen Preis erkauft wird, und welche diese Sprachen daher am liebsten ganz aus dem Gymnasium verdrängen und die neueren Sprachen an ihre Stelle setzen möchten. Bereits 1876 bin ich dieser extremen Ansicht, wie gesagt, entgegengetreten, „da dieselbe, in die Praxis übertragen, nur zum Schaden für die Jugend führen würde“ (Sprachw. S. 27). Wofür ich aber kämpfe, ist folgendes: Unsere deutsche Jugend soll die durch das Studium des klassischen Altertums gewonnene Bildung in doppelter Weise ergänzen und vervollständigen. Durch gründliches Studium in der Geschichte, sowie in deutscher Sprache und Litteratur, soll sie sich zunächst die Kultur des eigenen Volkes zum vollen Verständnis zu bringen suchen; dann soll sie aber auch die Hauptbildungselemente der übrigen modernen Kulturvölker in sich aufnehmen und dahin streben, sich einen klaren Einblick in das geistige Leben derjenigen gleichzeitigen Nationen zu verschaffen, mit denen sie — und wir alle — in der engsten, vielseitigsten Wechselwirkung stehen. Ist das etwa ein unbilliges Verlangen? Gewifs nicht. Giebt man dies aber zu, so erkennt man damit auch die Verpflichtung der Schule an, das Studium der neueren Sprachen zu einem wahrhaft bildenden zu machen.

Nun kann man sich aber der Wahrnehmung nicht verschliefsen, dafs die Mehrzahl der bayrischen Gymnasialdirektoren gerade diese Verpflichtung nicht in ihrem ganzen Umfange erkennen. Denn bisher hat niemand davon gehört, dafs sie, sei es mittelst öffentlicher Diskussion in den Gymnasiallehrer-Versammlungen, oder in eigenen Schriften, oder in gemeinsamen Petitionen an die Unterrichtsbehörden, je auf eine Vertiefung des neusprachlichen Unterrichts, auf Einführung einer rationelleren als der bisher üblichen, rein empirischen Methode, auf einen durch gröfsere Stundenzahl ermöglichten energischeren Betrieb dieser Studien, auf Beseitigung der wissenschaftlich ungebildeten Lehrer gedrungen hätten. Wäre das geschehen, wären sie einmütig in dieser Richtung vorgegangen, bekennten sie sich überhaupt zu der Ansicht, dafs der Unterricht in den neueren Sprachen ein wahrhaft bildender sein könne — es darf keinen Augenblick gezweifelt werden, dafs es bereits jetzt um den neusprachlichen Unterricht an den deutschen Gymnasien besser stünde.

Nur ein blödes Auge kann sich darüber täuschen, dafs den Gymnasien in ihrer jetzigen Verfassung von allen Seiten die entschiedensten Feinde erwachsen sind. Das beweist zur Genüge die in den letzten Jahren massenhaft angewachsene Litteratur über die Gymnasial- resp. Realschulfrage, das beweisen ferner die stets aggressiver auftretenden Fürsprecher für freiere Bewegung und gröfsere Berechtigungen der Realgymnasien und ihrer Absolventen.

Unter solchen Verhältnissen scheint es mir grundfalsch zu sein, wenn die extremen Verteidiger der Gymnasien, den eigensinnigen Kindern vergleichbar, sich die Ohren zuhalten und sagen: „Ich will nichts hören, ich mag nichts hören.“ Die Ansicht unseres Anonymus betreffs der Gymnasien: sint ut sunt (S. 32) ist den wahren Interessen unserer Nation nicht entsprechend. Um so erfreulicher ist es zu vernehmen, dafs auf der Versammlung der am 8. und 9. Juni vorigen Jahres tagenden sächsischen Gymnasialrektoren es von vielen Seiten für unbedenklich erklärt wurde, dem lateinischen Unterrichte in jeder Klasse eine Stunde zu entziehen, da nur durch eine Vermehrung der wöchentlichen Stundenzahl dem Französischen die ihm gebührende und den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Stellung angewiesen werden könne.

Die Neuphilologen sind also keineswegs Gegner der Gymnasien, wohl aber halten sie es für ihre Pflicht, den modernsprachlichen Unterricht so einzurichten, dafs er das Seinige zu der in den höheren Lehranstalten an-

gestrebten tieferen, ernsteren Geistesbildung beitrage, und dafs ihm, in Professor Körtings Worten, ein gediegenerer Inhalt, ein würdigeres Ziel und eine bessere Methode gegeben und damit auch ein besserer Erfolg erzielt werden könne; wohl halten sie es für eine unabweisbare Pflicht, die den Lehrern der neueren Sprachen hier und da bereiteten Hemmnisse zu beseitigen, welche nur zu sehr dazu geeignet waren, ihre Berufsfreudigkeit zu beeinträchtigen und ihre Erfolge beim Unterrichte zu schmälern; wohl halten sie es schliefslich für ihre Pflicht, das humanistische Gymnasium, wie mir ein Fachgenosse schreibt, auf eine den heutigen Verhältnissen entsprechendere Entwickelungsbahn hinzudrängen. Es mag wohl noch manchen Straufs kosten, ehe wir das erstrebte Ziel erreichen. Dafs wir es aber erreichen werden, ist nur noch eine Frage der Zeit. Ja, es kann sein, dafs eine unseren Wünschen günstige Wendung der Dinge eher eintritt, als wir alle hoffen, respektive fürchten.

Ein Quidproquo.

Im ersten Bändchen der „Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke“ (Münster, Theifsing), enthaltend „Histoire de Théodose le Grand par Fléchier“, wird p. 8 von den Bedrängnissen des römischen Britanniens (im Text „Angleterre“ genannt) und insbesondere von den Einfällen der Pikten und Skoten berichtet, worauf es weiter heifst: „Cette nouvelle étonna l'empereur (Valentinien), et lui donna de grandes inquiétudes. Il commanda à Théodose, père de celui dont nous écrivons l'histoire, de passer dans cette île, avec les troupes qui s'étaient avancées de ce côté-là, le jugeant seul capable de remettre en meilleure état une affaire qui paraissait désespérée. Théodose partit en diligence, et mena son fils avec lui, pour lui apprendre le métier de la guerre. Il assembla à Bologne l'armée qu'on lui avait destinée, et passant la mer avec une confiance qui semblait répondre de l'évènement, il s'avança vers Londres, et chercha les ennemis pour les combattre.“ Zu „Bologne“ findet sich in der angehängten „Erläuterung der Eigennamen“ die Bemerkung: „Bononia, Bologna, St. in Oberitalien.“ Es läfst sich leicht zeigen, dafs diese Erklärung auf einem gröblich gedankenlosen Mifsverständnis beruht. Man vergegenwärtige sich die Sachlage: Britannien ist von allen Seiten bedroht; der Kaiser ernennt Theodosius den Älteren zum Befehlshaber der zum Schutze der Inselprovinz (cette île) bestimmten und bereits auf dem Marsche dahin befindlichen Truppen (avec les troupes qui s'étaient avancées de ce côté-là) etc. Theodosius sammelt diese Truppen bei „Bologne“, setzt mit ihnen übers Meer und rückt gegen London vor. Kann man nun vernünftigerweise annehmen, die für die britannische Expedition bestimmten Truppen hätten sich bei Bologna in Oberitalien versammelt, um von hier aus die Seereise nach Albion zu machen? Läfst der ganze Zusammenhang hieran auch nur denken? Offenbar nicht. Es ist augenscheinlich unter „Bologne“ zu verstehen Boulogne-sur-mer, das latein. ebenfalls Bononia, auch Bolonia hiefs.

Felix Zvěřina.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschule. (München, Lindauer.) 70 Pf.

K. Kühn, Zur Methode des franz. Unterrichts. Ein Beitrag zur Reform des Sprachunterrichts. (Wiesbaden, Bergmann.) 1 Mk.

Lexikographie.

Glossarium mediæ et infimæ latinitatis conditum a Carolo Dufresne, Domino Du-Cange, dig. Henschel. Ed. nova aucta a L. Favre. Fasc. I. (Niort, Favre.)

F. Kurschat, Wörterbuch der littauischen Sprache. (Halle, Waisenhaus.) 12 Mk.

R. Barcia, Primer Diccionario general etimológico de la lengua española. T. IV. (Madrid, J. M. Faquineto.)

Grammatik.

Fr. Kern, Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. (Berlin, Nicolai.) 1 Mk. 80 Pf.

P. Gellrich, Remarques sur l'emploi de l'article en vieux français. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 80 Pf.

P. Nissen, Der Nominativ der verbundenen Personalpronomina in den ältesten franz. Sprachdenkmälern. (Kiel, Lipsius & Fischer.) 1 Mk. 60 Pf.

R. Morris, Elementary lessons in historical English grammar, containing Accidence and Word Formula. (London, Macmillan.) 2 sh. 6 d.

H. Sachs, Die gesprochenen Laute der engl. Sprache und die Schriftzeichen, welche zur Darstellung derselben benutzt werden. Eine wissenschaftliche Behandlung der Aussprache des Englischen. (London, Leipzig, Hartmann.) 3 Mk. 50 Pf.

Litteratur.

G. Brandes, Die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt. 5. Bd. Die romantische Schule in Frankreich. (Leipzig, Veit.) 8 Mk. 60 Pf.

E. Brenning, Geschichte der deutschen Litteratur. (In 10 Lfgn.) I. Lfg. (Lahr, Schauenburg.) 1 Mk.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. Hrsg. v. ten Brink, Martin und W. Scherer. 31. Heft Inhalt: Nibelungenstudien v. R. Henning. (Strafsburg, Trübner.) 6 Mk.

H. Ruete, L. H. C. Hölty. Sein Leben und Dichten. (Guben, Berger.) 1 Mk. 50 Pf.
H. Normann, Perlen der Weltlitteratur. Ästhetisch krit. Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. (16 Lfgn.) I. Lfg. (Stuttgart Levy & Müller.) 50 Pf.
F. Brunetière, Nouvelles études critiques sur l'histoire de la littérature française. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
English Charlemagne Romances (Early E. Text Soc.) 15 sh.
E. Kölbing, Die nordische und die englische Version der Tristan-Sage. (Heilbronn, Henninger.) 12 Mk.
F. A. Kemble, Notes upon some Shakespeare's Plays. (London, Bentley.)
E. Engel, Geschichte der engl. Litteratur. I. Lfg. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.
A. Bartoli, Geschichte der italienischen Litteratur. Autoris. deutsche Übers. von E. v. Reinhardstöttner. I. Bd. (Hamburg, Vofs.) 4 Mk.

Hilfsbücher.

J. K. J. Rinne, Theoretische deutsche Idealstillehre, philosophisch und sprachlich neu entwickelt. (Stuttgart, Koch.) 4 Mk. 10 Pf.
J. K. J. Rinne, Organismus der Stil- und Aufsatzlehre. (Stuttgart, Koch.) 1 Mk. 80 Pf.
J. K. J. Rinne, Methodisch-praktische Stil- und Aufsatzlehre. (Stuttgart, Koch.) 2 Mk. 40 Pf.
J. Adelmann, Praktisches Lehrbuch der englischen Sprache. I. K. I. Abteil. (Altenburg, Pierer.) 1 Mk.
A. Gärtner, Systematische Phraseologie der englischen Umgangssprache. (Bremen, Hollmann.) 2 Mk.

Die Robin-Hood-Balladen.

Ein Beitrag zum Studium der englischen Volksdichtung.

Die Gestalt des kühnen outlaw Robin Hood ist im englischen Volke Jahrhunderte hindurch in zweifacher Beziehung bekannt und beliebt gewesen — als eine der typischen Erscheinungen bei den in früheren Jahrhunderten in England eifrig gepflegten Maispielen, und vor allem als Mittelpunkt eines grofsen Balladencyklus.

Die ältesten auf Robin Hood bezüglichen Volkslieder sind wahrscheinlich etwa um das Ende des 12. Jahrhunderts entstanden. Seit jener Zeit wuchs die Zahl der Robin-Hood-Balladen von Generation zu Generation immer schneller, bis etwa zu Anfang des 16. Jahrhunderts Robins eigentliche Popularität nachzulassen begann, so dafs fernerhin nur noch Balladen von geringerem Werte entstanden, und infolge dessen auch die Zahl der neu entstehenden allmählich wieder abnahm. Die allerletzten Ausläufer des vorliegenden Zweiges der englischen Volksdichtung erstrecken sich bis fast auf den heutigen Tag, und Robin Hoods Persönlichkeit hat Aussicht, immer noch weiter fortzuleben durch die inhaltlich aus den alten Balladen schöpfenden Prosaerzählungen von den lustigen Streichen Robins, an welchen sich die englische Jugend noch recht ergötzt, und in weiteren Kreisen z. B. auch dadurch, dafs Walter Scott ihn in der bekannten Figur des Loxly in seinem vielgelesenen Roman „Ivanhoe“ eingeführt hat.

Neben anderen alten Balladen wurden auch die von Robin Hood zuerst im 18. Jahrhundert gesammelt und in handlichen Ausgaben einem gröfseren Leserkreise zugänglich gemacht.

Schon *Percy* teilte in seinen „Reliques of Ancient English Poetry" wenigstens eine auf Robin Hood bezügliche Ballade „Robin Hood and Guy of Gisborne" aus seinem grofsen Foliomanuskript mit, und leitete sie durch einige Bemerkungen über Robin Hood ein.

Ritson bot sodann schon im Jahre 1795 in seinem Buche „Robin Hood: A Collection of all the ancient Poems, Songs, and Ballads, now extant, relative to that celebrated English Outlaw. To which are prefixed Historical Anecdotes of his Life. II vls." nicht nur, wie der Titel verspricht, eine für seine Zeit vollständige Sammlung aller auf unseren Helden bezüglichen Gedichte, Lieder und Balladen, sondern gleichzeitig in den Notes und Illustrations referred to in the foregoing Life (Bd. I, S. XIV—CXVIII) eine Fülle von Material für alle auf die Person Robins bezüglichen Untersuchungen. Er selbst benutzte dasselbe nur, um daraus eine recht sonderbare Skizze von Robin Hoods Leben zu entwerfen.

Ein richtiges Urteil über Ritsons Leistungen und Verdienste giebt *Anastasius Grün*. Seine Worte lauten: „J. Ritson, dessen ausführliche, im Jahre 1795 erschienene Biographie Robin Hoods mehr von dem bienenartigen Sammlerfleifse des Verfassers, der sich keine, auf seinen Helden irgend bezügliche Notiz entgehen liefs, als von kritischer Sichtung des Materials zeugt etc.",* und weiter unten: „das unbestreitbare Verdienst der ersten thunlichst vollständigen gesammelten Ausgabe aller über Robin Hood auffindbaren Volkslieder gebührt aber dem fleifsigen Sonderling J. Ritson, welcher es zugleich unternahm, jenes bereits mehrfach citierte Lebensbild zu zeichnen, dessen hier und da allzu kühne Konturen eine spätere Kritik zwar auf die richtigen Umrisse zurückführen darf, ohne jedoch des Dankes zu geschweigen, den sie ihm für die Reichhaltigkeit des zu Tage geförderten Materials schuldet" (a. a. O. S. 45).

Mit der Geschichte des auf Robin Hood bezüglichen Balladencyklus beschäftigt sich *E. Barry* in seiner „Thèse de Littérature sur les Vicissitudes et les Transformations du Cycle

* *A. Grün*, Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern. Stuttgart 1864. S. 4.

populaire de Robin Hood, Paris 1832". *Wright* kritisiert diese Arbeit richtig, wenn er sagt: „Mr. Barry has treated his subject with cleverness and ingenuity; but unfortunately he wanted materials, and was thus deficient in a knowledge of that on which he wrote. He does not appear to have read any more of the older ballads than that of Robin Hood and the Potter, not having seen that printed in the last edition of Ritson's Robin Hood, under the title of Robin Hood and the Monk, nor even that most important poem the ‚Lytell Geste'." *

Barry benutzt besonders die Sammlung von *Percy* (s. o.): *Jamieson*, Rob., Popular Ballads and Songs (1806) und *Evans*, Thom., Old Ballads, 2 vols. 1777, 4 vols. 1784, neu herausgegeben 1810. — Ritsons Sammlung war ihm nicht zugänglich.

Jamieson und Evans, sowie spätere Herausgeber, *Gutch* und *Child*, haben zu den in Ritsons Sammlung bereits edierten Balladen nur wenige bis dahin unbekannte hinzugefügt.

Aufser den bisher erwähnten Arbeiten von Ritson, Barry, Wright etc. sind als ausführlichere Untersuchungen über Robin Hood und die Robin-Hood-Balladen vorwiegend noch zu nennen:

J. Hunter, Critical and Historical Tracts. Nr. 4. „The Ballad Hero, Robin Hood." June 1852.

Kuhn, Haupts Z. f. d. A. V, 472, „Wodan".

Child, Fr. J., English and Scottish Ballads vol. V. Introduction pag. VII—XXXIII. 1861.

A. Grün, Robin Hood (s. o.).

Hales, Introduction to the Robin Hood ballads in der Ausgabe von Bishop Percys Foliomanuskript.

Auch *Thierry* in seiner „Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands" beschäftigt sich mit Robin Hood. Ritson, Hunter und Thierry forschen ernstlich nach Robin Hoods näheren Lebensumständen. Die Resultate dieser drei Untersuchungen sind sehr verschieden und beschränken sich auf Hypothesen, weil für die ersten Jahrhunderte, in welchen Robin Hood auftritt, kein genügendes Material vorhanden ist.

---

* *Thomas Wright*, Essays on subjects connected with the Literature, Popular Superstitions and History of England in the Middle Ages. In two vols. London 1846.

Essay XVII „On the popular cycle of the Robin Hood ballads."

Während Thierry und Barry Robin Hood für einen Anführer der rebellischen Sachsen halten, welche sich nur gezwungen den normannischen Eroberern unterwerfen, weifs Hunter unter der Regierung Edwards II. den Namen Robin Hood nachzuweisen und glaubt in dem Träger dieses Namens unseren Helden erkennen zu dürfen. Nachdem Wright schon die Ansicht ausgesprochen hatte, dafs Robin Hood ursprünglich eine der alten germanischen Gottheiten sei, brachte Kuhn gewichtige Gründe vor für die Annahme, dafs Robin Hood auf Wodan zurückzuführen sei. Nach ihm berücksichtigten auch Child, Grün und Hales diese Frage. Es ist schwierig, zwischen den verschiedenen Ansichten, welche alle mehr oder weniger begründet sind, einen festen und sicheren Standpunkt einzunehmen. Wir unterlassen es daher, uns nach dieser Seite hin über Robin Hood weiter zu verbreiten, und suchen vielmehr im Folgenden, soweit es auf Grund des vorliegenden Materials möglich ist, die Frage zu beantworten:

„Was war Robin Hood in den verschiedenen Jahrhunderten? Wie hat sich also seine Gestalt geändert, und welchen Entwickelungsgang hat der sich um ihn gruppierende Balladencyklus genommen?“

Als erste Arbeit ergiebt sich von selbst die Sichtung des Materials, d. h. die Prüfung desselben auf seine Glaubwürdigkeit, und da wir bei den meisten Quellen von subjektiver Glaubwürdigkeit ganz absehen müssen, so haben wir vor allem darauf zu achten, wie nah oder fern die Quellen zeitlich den Thatsachen oder Begebenheiten stehen, über welche sie berichten.

Das Material, welches wir bei unserer Untersuchung zu Grunde zu legen haben, besteht für die älteste Zeit, aus welcher uns keine Balladen erhalten sind, obgleich ihre Existenz belegt ist, aus Stellen aus Chroniken, Gedichten u. s. w. In späteren Jahrhunderten treten zu derartigen Anspielungen oder längeren Auslassungen über Robin Hood als wichtigstes Material die zahlreichen Balladen. Im Volke entstanden, wurden die Balladen zunächst mündlich über ganz England und Schottland verbreitet. Nur selten scheint man sie niedergeschrieben zu haben, und dies mag teilweise der Grund sein, dafs uns nur so wenige Balladen handschriftlich, die ältesten überhaupt gar nicht erhalten sind.

Nachdem durch die Buchdruckerkunst ein Mittel zur leichteren Vervielfältigung gegeben war, finden wir alsbald auch Drucke von Balladen vor. Zunächst tritt uns der bekannte Cyklus von Robin-Hood-Balladen „A Lytell Geste of Robyn Hode" entgegen. Später druckte man mit Vorliebe auf einzelne lose Blätter, welche über alle Teile der Insel verbreitet wurden. Nicht wenige dieser alten Drucke (black letter copies) sind uns in den Sammlungen von Wood, Pepys u. s. w. erhalten. Doch auch um diese Zeit wurden noch handschriftliche Sammlungen angelegt und vor allem kommt auch bei unserem Gegenstande das um 1650 niedergeschriebene Percy-Foliomanuskript in Betracht. Manche Balladen, jedoch meistens neuere, sind uns endlich nur in späteren gedruckten Balladensammlungen, Balladenkränzen (garlands), wie man sie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorfindet, überliefert, und einen kleinen Rest haben die Editoren niedergeschrieben, so wie sie im Volke noch mündlich cirkulierten.

Handschriftliche Quellen sind:

I. Public Library of the University of Cambridge (Ff 5, 48), darin: Tale of Robin Hood oder *Robin Hood and the Monk*, Child S. 1—16.

Eine Beschreibung der Handschrift findet sich bei Hartshorne (Ancient Metrical Tales p. 10 ff.), sie enthält aufser unserem Gedicht noch 27 andere, darunter The Turnament of Tottenham und A Tale of king Edward and the Shepherd.

II. Public Library of the University of Cambridge (Ee 4, 35), darin: *Robin Hood and the Potter*, Child S. 17—32.

III. Das Foliomanuskript des Bischofs Percy, herausgegeben von J. W. Hales und Fr. J. Furnivall. 1867. (3 Bände.) Darin finden sich Fragmente von folgenden Balladen:

1) *Robin Hood, A Beggar and the three Squires*, Titel von den Herausgebern. (Fragm^t^ of ye Ballad of Robin Hood and the Old Man or rather the Beggar.) Percys Titel I, S. 13.
2) *Robin Hood and the Butcher*. Percys Titel I, S. 19.
3) *Robine Hood and ffryer Tucke* I, S. 26.
4) *Robin Hood and the Pindar of Wakefield* (Percys Titel) I, S. 32.
5) *Robin Hood and Quene Kath*[*-erine*] I, S. 37.
6) *Little John, the Beggar, and the three Palmers*. Titel der Herausgeber des Manuskripts. (Fragm^t^ Little John and the four Beggars.) Titel von Percy I, S. 47.
7) *Robin Hoode his death* I, S. 50.
8) *Guye : of : Gisborne :* II, S. 227.

IV. Mrs. Brown's manuskript.
Enthält: *Rose the Red and White Lilly*, Child S. 173.

V. A volume of Manuskript ballads, collected, as Mr. Collier (the owner) conjectures about the date of the Protectorate (s. Child S. 234).

Enthält: *Robin Hood and the Peddlers*, Child S. 243.
Robin Hood and the Tanner's Daughter, Child S. 334.

Alte Drucke (black letter copies).

I. A Lytell Geste of Robyn Hode, Child S. 42—123.

Nach Hazlitt, Handbook of English Literature, existieren folgende Kopien dieses Cyklus:

1) *Adv. Lib. Edinburgh* 4°. A geste of Robyn hode, von W. Chepmann and A. Myllar, ca. 1508.

Ein grofses Fragment in facsimile by the Messrs. Laing, Edinburgh 1826, nach einem Ende des vorigen Jahrhunderts wieder entdeckten Band of poetical tracts, welche Chepmann und Myllar im Jahre 1508 herausgaben; von Ritson nicht benutzt.

2) a) *Publ. Library. Cambridge* 4°. 32 leaves. Here begynneth a lytell geste of Robyn hode, by *Wynken de Worde* ca. 1520?

Hiernach druckt Ritson, indem er aufserdem besonders 3 a) und 3 b) benutzt.

b) *Bodleian Doucés fragm.* A lytell Geste . . . 4° Printed with the same types as *W. de Worde's* edits, of Memorare Novissima.

Wahrscheinlich das Fragment, von welchem Ritson sagt: by the favour of the reverend Dr Farmer the editor had in his hands and gave to Mr. Douce a few leaves of an old 4to black letter impression, by the above Wynken de Worde.

3) a) *Br. Museum* (*Garrick*) 4to 34 leaves. A mery geste of Robyn Hoode and of hys lyfe, wyth a newe playe for to be played in Maye games very plesaunte and full of pastyme. *by Wyllyam Copland.*

Von Ritson benutzt.

b) A merry Jest of Robin Hood and of his life with a newe play for to be plaied in Maygames. Printed for *Edward White* 4to (ca. 1610). Licensed to E. White, May 13, 1594.

Von Ritson benutzt.

II. In der Sammlung von Anthony a Wood (1632—1695) sind erhalten:

1) *Robin Hood and the Butcher*, Child S. 33.
2) *Robin Hood and the Tinker*, Child S. 230.
3) *Robin Hood and the Stranger*, Child S. 404.
4) *Robin Hood's Chase*, Child S. 320.
5) *Robin Hood's Delight*, Child S. 211.
6) *Robin Hood and the Beggar*, Child S. 251.
7) *Robin Hood and Maid Marian*, Child S. 372.
8) *Little John and the Four Beggars*, Child S. 325.
9) *Robin Hood and Queen Katherine*, Child S. 312. Aufserdem in „a private collection".
10) *Robin Hood and the Shepherd*, Child S. 238. Aufserdem in coll. of Th. Pearson, esq.
11) *The Jolly Pinder of Wakefield, with Robin Hood, Scarlet and John*, Child S. 204. Aufserdem in *two* other copies in the British Mus.
12) *The Noble Fisherman, or, Robin Hood's Preferment*, Child S. 329. Aufserdem in a) British Mus., b) a private coll.
13) *Robin Hood and the Curtall Fryer*, Child S. 271. Aufserdem in Pepysian Libr. (1610).
14) *Robin Hood's Golden Prize*, Child S. 303.
15) *Robin Hood and the Bishop*, Child S. 298.
16) *Robin Hood and the Tanner*, Child S. 223.
17) *Robin Hood's rescuing Will Stutly*, Child S. 283.

14 bis 17 aufserdem in Collection of old Ballads. 1721.

18) *Robin Hood's Progress to Nottingham*, Child S. 290. Aufserdem in copies in the Boxburghe coll., benutzt von Gutch.

19) *A True Tale of Robin Hood*, Child S. 353. Aufserdem in a copy from Mr. Collier, benutzt von Gutch.

III. In der Sammlung des Major Thomas Pearson (British Mus.) sind erhalten:

20) *Robin Hood's Birth, Breeding, Valour and Marriage*, Child S. 343.

21) *Robin Hood and Allin a Dale*, Child S. 278. Vgl. aufserdem Nr. 10.

Nr. 20 und 21 sind ebenfalls in „Collection of old Ballads“ vorhanden.

Die übrigen uns erhaltenen Balladen, soweit sie nicht von den Herausgebern nach mündlichem Vortrag niedergeschrieben sind, finden sich in späteren gedruckten Sammlungen:

A Collection of Old Ballads 1721

enthält, wie wir sehen, Nr. 14, 15, 16, 17, 20 und 21. Nur in dieser Sammlung findet sich:

22) *Robin Hood and Little John*, Child S. 216.

Die verschiedenen Kopien der

Balladenkränze (Garlands)

enthalten:

23) *Robin Hood rescuing the Widows three Sons*, York Ed. Child S. 261.

24) *Robin Hood and the Ranger*, York Ed. Child S 207.

25) *Robin Hood and the Golden Arrow*, Aldermary Churchyard Ed. Child S. 383.

26) *Robin Hood rescuing the three Squires*, Aldermary Churchyard Ed. Child S. 267.

27) *Robin Hood and the Valiant Knight*, Aldermary und York copy. Child S. 388.

28) *The King's Disguise and Friendship with Robin Hood*, Aldermary und York copy. Child S. 376.

29) *Robin Hood and the Bishop Hereford*, Aldermary und York copy. Child S. 204.

30) *Robin Hood's Death and Burial*, Two York copies. Child S. 308.

31) *Robin Hood and the Beggar*, Newcastle copy. Aberdeen copy (Ashmol Mus.), benutzt von Gutch. Child, S. 187.

32) *Robin Hood and the Scotchman*, cf. Nr. 3, Teil II. Irish Garland (Monaghan). Child S. 418.

Von den Herausgebern wurden gesammelt:

33) *The Birth of Robin Hood*, zuerst bei Jamieson. Child S. 170.

34) *The Wedding of Robin Hood and Little John*, zuerst bei Kinloch. Child S. 184.

35) *The Birth of Robin Hood*, zuerst bei Buchan. Child S. 392.

36) *Rose the Red, and White Lillie*, zuerst bei Buchan. Child S. 396.

37) *The Bold Pedlar and Robin Hood*, zuerst bei Dixon. Child S. 248.

Die in Betracht kommenden Ausgaben sind folgende:

Percy, Reliques of Ancient English Poetry. 1. Ausgabe 1765.

Ritson, Robin Hood. 1. Ausgabe 1795. 2. Ausgabe 1831, besorgt von Madden.

Scott, Minstrelsy of the Scottish Border 1802.

Jamieson, Popular Ballads 1806.

Kinloch, Ancient Scottish Ballads 1827.

Hartshorne, Ancient Metrical Tales 1829.

Buchan, Ancient Ballads and Songs of the North of Scotland 1829.
Gutch, A Lytell Geste of Robin Hood 1847.
Dixon, Ancient Poems, Ballads, and Songs of the Peasantry of England. Percy Soc. vol. XVII.
Child, English and Scottish Ballads 1861.
Percys Folio-Manuskript Bd. I, 1867, Bd. II u. III, 1868.

Die ältesten Balladen.

Die erste uns zugängliche Erwähnung unseres Helden dürfte die von Ritson I, S. XLIX citierte Stelle sein: „Prioris Alnwicensis de bello Scotico apud Dumbarr, tempore regis Edwardi I. dictamen sive rithmus Latinus, quo de Willielmo Wallace, Scotico illo Robin Whood, plura sed invidiose canit.“ Am Rand steht die Bemerkung: 22. Juli 1304. 32. E. 1. Regist. Prem. fol. 59. a. Es bleibt unklar, worauf sich dieselbe bezieht. Die Orthographie Whood für Hood findet sich auch in der stehenden Formel „Robin Whood in Barnwood stood“, wie sie von Ritson zuerst belegt wird. (I, S. XC.)

Dafs Robin Hood gegen Ende des 14. Jahrhunderts, um 1377, schon in zahlreichen Liedern besungen wurde, bezeugt Langland in seinem Gedicht „Vision concerning Pierce the Plowman.“ B Text. Pass. V. Z. 401—403:

I can nouȝte perfitly my paternoster as the prest it singeth
But I can *rymes of Robyn hood* and Randolf erle of Chester.

In demselben Gedichte (A Text, Z. 242) lesen wir:

Robert ȝe Robbour on Reddite he lokede
And for þer nas not Wherwith he wepte full sore.

Dieser „Robert der Räuber“ ist wohl nicht unser Robin, sondern eine selbständige Figur, und von ihm wird auch die häufig auftretende Bezeichnung Robartesmen, Robertesmen, Roberdsmen für gewöhnliche Räuber herrühren, welche man auf Robin Hoods Leute hat beziehen wollen.

Andrew of Wyntowne, der schottische Chronist, nennt bereits in seiner „Oryginale cronykil“, geschrieben um 1420, aufser Robin seinen Genossen Lytil Jhon:

Lytil Jhon and Robyne Hude
Waythmen ware commendyd gude. (s. Rits. I, p. XX.)

„Robyn Hode and his meyné“ wird erwähnt in einer Petition des Jahres 1439. Die ausführlichsten Berichte über Robin

Hood bietet für jene Zeit das Scotichronicon. Die in Betracht kommenden Stellen rühren nicht von Fordun her, wie noch Ritson annimmt, sondern sind Interpolationen seines Fortsetzers Bower (vergl. Hearne Scotichronicon, Hunter und Child S. X); sie sind also um 1450 niedergeschrieben. Bower sagt: „hoc intempore (Hen. III) de *exheridatis* surrexit et caput erexit ille *famosissimus siccarius Robertus Hode & littill Johanne* cum eorum *complicibus* de quibus stolidum wlgus hianter in *comœdiis et tragœdiis* prurienter festum faciunt et *super ceteras romancias mimos* (sic!) *et bardanos cantitare delectantur.*

Unter Robins zahlreichen Genossen wird besonders der kleine Hans, Little John, parvus Joannes, erwähnt; Robins Aufenthaltsort ist Barnysdale (Wyntown und Bower) oder Yngilwode (Wyntown). Natürlich schöpfen die Chronisten aus der Tradition und offenbar am meisten aus den im Volke umlaufenden Volksliedern. Alle haben das Bedürfnis, Robins Lebzeit um einige Jahrhunderte zurückzuversetzen, natürlich nie übereinstimmend in dieselbe Zeit, — seine Volkstümlichkeit mufs sich also schon damals über lange Zeiträume erstreckt haben.

Wie zahlreich nun auch die Balladen gewesen sein mögen, welche zu Langlands und offenbar schon lange vor Langlands Zeiten bekannt waren, es scheint uns leider keine derselben erhalten zu sein. Wir haben uns vielmehr sogleich dem 15. Jahrhundert zuzuwenden und beginnen mit der Betrachtung der

Lytell Geste. fytte I, II und IV.

Halten wir fest, dafs Robin Hood im 15. Jahrhundert schon sehr lange, wahrscheinlich seit dem Ende des 12. Jahrhunderts, ein beliebter Volksheld gewesen war, und dafs schon zahlreiche Balladen über ihn im Umlauf waren, so dürfen wir uns nicht wundern, dafs man allmählich das Bedürfnis empfand, dem Publikum ein abgeschlossenes Ganze von Erzählungen über den beliebten Helden zu liefern. Aus diesem Bedürfnis entsprang die Lytell Geste, welche in der That weiter nichts ist als eine Verquickung der bekanntesten Robin-Hood-Balladen der damaligen Zeit. Zum Teil blicken diese Balladen noch deutlich durch, zum Teil sind sie jedoch dem Ganzen zuliebe so umgestaltet, dafs sie nur schwer zu erkennen sind.

Wie wir oben sahen, sind uns fünf Kopien der Geste erhalten, drei vollständige, zwei fragmentarische. Die älteste derselben (2 b) soll um das Jahr 1489 entstanden sein.

Die ganze Geste ist in acht Teile (fyttes) zerlegt, ohne dafs die Teilung immer mit dem Schlufs einer Erzählung zusammenfällt. Inhaltlich enger zusammenhängend sind das erste, zweite und vierte fytte, und zwar ist die diesen Teilen zu Grunde liegende Erzählung folgende:

Robin hat die Eigentümlichkeit, dafs ihm das Essen nicht recht schmeckt, bis er einen Gast an seinem Tisch hat, vorzüglich einen solchen, der gut bezahlen kann (That may paye for the best I, 26*); er schickt deshalb seine Leute aus, um Gäste zu suchen. Zunächst bringen sie einen Ritter, welcher betrübt seines Weges daher ritt. Er wird freundlich von Robin empfangen und aufs herrlichste bewirtet; aber als er bezahlen soll, stellt sich heraus, dafs man es mit einem Ritter zu thun hat, welcher seine Güter einem reichen Abt hat verpfänden müssen und völlig verarmt ist. Robin leiht seinem Gaste nicht nur das zur Einlösung seiner Güter nötige Geld, sondern überhäuft ihn förmlich mit Geschenken, ehe er ihn von dannen ziehen läfst. Den kleinen Hans (Lytell Johan), welcher ihm unter all seinen Genossen am nächsten steht, giebt er ihm als Knappen (squier) mit. Für das geborgte Geld soll die Jungfrau Maria bürgen. Die rechtzeitige Einlösung der Güter erfolgt in fytte II; dieses dreht sich jedoch hauptsächlich um eine drastische Schilderung der Hartherzigkeit und Habgier der Geistlichkeit, wie sie durch den abbot of Saynt Mary abbay (I, 216) near York toune (II, 11), welchem die Güter unseres Ritters verpfändet waren, repräsentiert wird. Voll des Dankes für Robin Hood begiebt sich der Ritter von seinen Sorgen befreit zunächst nach seinem Wohnsitz Uterysdale (II, 180); am Ende des fytte finden wir ihn jedoch wieder auf dem Wege nach dem waldigen Bernysdale (II, 212), um Robin die geliehenen 400 Pfund zurückzuerstatten und ihm prächtige Bogen und Pfeile als Geschenke zu überbringen.

* Citate ohne nähere Quellenangabe sind stets der Ausgabe von Child entnommen.

Hier schweift die Geste ab; im dritten fytte hören wir von einem Sonderabenteuer des kleinen Hans, welcher unter dem Namen Reynolde Grenelefe (III, 23) dem sheryf von Notyngham einen Streich spielt. Im vierten fytte empfängt Robin abermals einen Gast und zwar bringen ihm seine Leute diesmal einen behäbigen Mönch, den „hye selerer of Saynt Mary abbay". Auch dieser wird gut bewirtet, mufs aber schwer bezahlen. Robin sucht ihm vergeblich klar zu machen, dafs er, als ein Mönch der Sankt-Marien-Abtei, als Abgesandter der Jungfrau Maria zu ihm komme, und dafs diese sich durch ihn der Bürgschaft entledigen wolle, welche sie für den Ritter übernommen hatte. Der Mönch entfernt sich, um 800 Pfund ärmer, mit den Worten:

Me reweth I cam so nere;
For better chepe Imyght have dyned
In Blythe or in Dankestere. (IV, 218—220.)

Bald nachher kommt der Ritter selber, um seine Schuld abzutragen, aber zweimal mag Robin die Zahlung nicht annehmen, er zahlt vielmehr dem Ritter zurück, was der Mönch zu viel gebracht hatte; die schönen Bogen und Pfeile nimmt er gern als Geschenk an. Die ganze Erzählung schliefst mit den Worten:

Thus than holpe hym good Robyn
The knyght all of his care
God that sytteth in heven hye,
Graunte us well to fare. (IV, 301—304.)

Fytte I und IV, welche Robin Hood als Gastgeber für den Ritter (I) und den Mönch (IV) darstellen, stimmen nicht nur in den allgemeinen Zügen, sondern grofsenteils wörtlich überein; gleichlautend ist der Befehl Robyns:

„Take thy good bowe in thy hande," said Robyn, „Let Moche wende with thee." (I, 65, 66.)	„Take thy bowe in thy hande," sayd Robyn, „Let Moche wende with the." (IV, 13, 14.)

ebenso die Ausführung des Befehls:

They wente unto the Sayles These yemen all thre. (I, 77—80.)	They went up to the Sayles These yemen all three. (IV, 29, 30.)

Eine gegenseitige Vervollständigung der Liste von Gästen, welche Robyn willkommen heifsen würde, bieten die Stellen:

I, 73—76	und IV, 21—24.
Be he erle or ony baron, Abbot or ony knyght, Brynge hym to lodge to me, Hys dyner shall be dyght.	Wether he be messengere, Or a man that myrthes can, Or yf he be a pore man, Of my good he shall have some.

Lytell Johan, Moche und Wyllyam Scathelock, welche ausgeschickt werden, um Gäste zu suchen, treffen einmal den Ritter, ein andermal den Mönch, denn von einem Mönch ist in der Erzählung selbst nur die Rede, wenngleich es IV, 35 heifst:

Than were they ware of *two* blacke monkes.

(Über diesen merkwürdigen Widerspruch siehe weiter unten.)

Ritter und Mönch, wie sie uns weiterhin geschildert werden, bilden einen interessanten, kunstvoll durchgearbeiteten Gegensatz und zeigen aufs deutlichste, in wie engem Zusammenhang die beiderseitigen Erzählungen in ihrer jetzigen Gestalt erfunden sind. Man vergleiche die Schilderung des mit gesenktem Haupte einherreitenden Ritters und den Aufzug des Mönchs:

There rydeth no bysshop in this londe
So ryally, Iunderstond. (II, 47, 48.)

Beim Erscheinen des Mönchs greifen John und seine Genossen zu den Waffen. Verschiedenartig ist der Grufs, welcher Ritter und Mönch zu teil wird:

I, 95—100.	IV, 57—64.
Welcome be ye, gentyll knyght Welcome are you to me.	„Abyde, chorle monke,“ sayd Lytell Johan „No ferther that thou gone;“.

und ebenso verschieden sind die ersten Worte, welche beide sprechen, als sie hören, dafs *Robyn Hode* Lytell Johans Herr sei und sie zum Essen erwarte:

der Ritter I, 103—104:	der Mönch IV, 67—68:
„He is a *good yeman*,“ sayd the knyght „Of him I have herd *moch good*.“	„He is a *stronge thefe*,“ sayd the monke; „Of hym herd I *never good*.“

In derselben Weise läuft die Übereinstimmung weiter fort: Man vergleiche:

I, 113—116 und IV, 81—86.
I, 125—126 und IV, 105—106.
I, 133—134 und IV, 109—110.
I, 153—160 und IV, 153—160.
I, 161—172 und IV, 165—176.
I, 173 und IV, 184.
I, 261—264 und IV, 181—184.
I, 107—108 und IV, 219—220.

Bei der grofsen Übereinstimmung dieser beiden Erzählungen ist man geneigt zu vermuten, dafs die eine in irgend welcher Form schon vorher existierte und die andere einfach eine Nachahmung ist; in der That liegt dem vierten fytte eine ältere Ballade zu Grunde. Während gewöhnlich nur von *einem* Mönch die Rede ist, heifst es

IV, Zeile 35 f.: Than were they ware of *two* blacke monkes (s. o.).
Eche on a good palferay.
Zeile 40: That *these* monkes etc.
Zeile 55: The *formost* monke etc.
Zeile 84: Maugre in *theyr* tethe etc.

Aus diesen Inkonsequenzen ergiebt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, dafs das vierte fytte auf einer Ballade beruhen mufs, welche von „Robin Hood und zwei Mönchen" handelte, und in welcher zwei Mönche auf humoristische Art um ihr Geld geprellt werden.

Ähnlichen Inhalts ist eine Ballade aus späterer Zeit: „Robin Hoods Golden Prize" (Child S. 303 ff.). *Zwei Priester* werden von Robin gefoppt:

Z. 15 Two lusty priests, clad all in black
Z. 16 Come riding gallantly (cf. Lytell Geste IV, Z. 35).

Nähere Übereinstimmung mit der Erzählung in der Geste findet sich sonst weiter nicht; wenn man jedoch aus den Worten des Verfassers Zeile 5

But such a tale as this before
I think was never knone

schliefsen will, dafs er absichtlich seine vorliegende Quelle derartig geändert hat, dafs seine Ballade als neu erscheinen konnte, so kann er immerhin dieselbe Quelle benutzt haben, wie unser

viertes fytte. Welcher Art diese Quelle auch gewesen sein mag, wir müssen mit Bestimmtheit annehmen, dafs fytte I nur eine Nachbildung von fytte IV ist. Was von einem oder zwei *Mönchen* erzählt wurde, ist auf einen *Ritter* übertragen worden.

Auch der Zug, dafs der Ritter der habgierigen Geistlichkeit in die Hände gefallen und seinem Untergange nahe ist, ist ihm nicht speciell eigentümlich. Der bittere satirische Ton der Erzählung im zweiten fytte zeigt vielmehr deutlich, dafs die Klage über die Bedrückung und Auspressung durch die Geistlichkeit im Volke allgemein war. In einem Passus, zu Anfang des ersten fytte, Zeile 29—64, welcher mit der Erzählung selbst nicht in Verbindung steht, sondern zur vorherigen Orientierung des Lesers oder Hörers dient, wird auch von Robyn erzählt, dafs er die Geistlichkeit gewaltig hafst. Während er seinen Leuten ausdrücklich gebietet, die Landleute, welche im Schweifse ihres Angesichts mit dem Pfluge ihre Furchen ziehen, einen guten Freisassen (yeman) und Ritter und Knappen, welche sich als brave Gesellen erweisen, zu schonen, sagt er zu ihnen:

These byshoppes and thyse archebysshoppes
Ye shall them bete and bynde
The hye sheryfe of Notynghame
Hym holde in your mynde. (I, 57—60.)

Einen persönlichen Grund kann diese Feindschaft nicht gut haben; Robin ist eben nur der Vertreter des ganzen Volkes, welches die Geistlichkeit hafst. Übrigens wird ebendaselbst Robins grofse Frömmigkeit hervorgehoben, welche sich darin äufsert, dafs er sehr fleifsig die Messe hört und vor allem die heilige Jungfrau verehrt.

Die besprochenen Teile der Geste (fytte I, II und IV) unterscheiden sich von den übrigen fyttes nicht nur in dem ganzen Ton der Erzählung, sondern die Handlung bewegt sich hier auch auf einem ganz anderen Boden als dort.

Das waldige Barnysdale, durchkreuzt von der alten Römerstrafse Watlyngestrete (I, 70, IV, 18), nicht weit von Blythe und Dankastere (Doncaster) — s. o. —, ist der Schauplatz, von welchem die Handlung nur im zweiten fytte nach der nahegelegenen Saynt Mary abbay near Yorke toune verlegt wird, während in allen übrigen Teilen der Geste das 50 englische

Meilen weiter südlich gelegene Nottingham und dessen Umgebung (Sherwood) den Mittelpunkt für alle Ereignisse bilden. Hier in Nottingham wohnt der zweite Hauptfeind Robins, der Sheriff, mit welchem er in ewigem Streite liegt und welchen er dementsprechend seinen Leuten zur besonderen Berücksichtigung anempfiehlt:

The hye sheryfe of Notynghame
Hym holde in your mynde (s. o.).

Robin Hood im Streite mit dem Sheriff von Nottingham.

Die Stadt Nottingham im nördlichen Mittelland und ihr Sheriff sind geradezu durch Robin Hood berühmt geworden. Nottingham ist der stehende Schauplatz für Robin Hoods Abenteuer, und man kann kaum an Robin Hood denken, ohne nicht auch an den Sheriff von Nottingham als seinen schlimmsten Feind erinnert zu werden.

Sehr verschiedener Art sind die Erzählungen von einem Zusammentreffen Robins mit dem Sheriff.

Vor allem zahlreich und wegen ihres lustigen Inhaltes beim Volke offenbar recht beliebt müssen die Balladen gewesen sein, welche von einer lustigen Fopperei des Sheriffs durch Robin oder einen seiner Genossen handeln. Nicht weniger als vier Balladen der Art sind uns erhalten.

„Robin Hood and the Potter“ ist eine derselben überschrieben, welche nach Ritson um die Zeit Heinrichs VII., nach Wright unter Heinrich VI. niedergeschrieben sein soll und jedenfalls zu den ältesten uns erhaltenen Balladen zählt. Sie scheint einem ausgesprochen nördlichen, wenn nicht schottischen Dialekt anzugehören.

Die auf einer Seite des Manuskripts befindliche Notiz: „Thys ys expences of ffesche at the mariage of my ladey Marg'et, that she had owt off Eynglonde“ (s. Child p. 17) wird zwar von einem Korrespondenten der Edinburgh Review (86, 126) ganz richtig auf Heinrichs VII. Tochter Margarethe bezogen worden sein, doch ist mir nicht ersichtlich, was sich daraus Näheres für das Alter der Handschrift ergeben soll, wenn

wir nicht wissen, ob diese Notiz früher oder später als die Ballade auf das Blatt geschrieben wurde.

Der erste Teil der Ballade schildert einen Zweikampf Robins mit einem Töpfer, welchen er im Walde anhält; Robin ist dabei sehr im Nachteil, söhnt sich jedoch mit seinem Gegner aus und tauscht mit ihm die Kleider.

Der zweite Teil, welcher uns hier zunächst interessiert, erzählt, dafs Robin als Töpfer verkleidet dem Sheriff von Nottingham einen Besuch abstattet und ihn auf listige Weise in den Wald zu locken weifs, indem er vorgiebt, er wolle ihm Robin Hoods Aufenthaltsort zeigen. — Robin zu fangen, ist nämlich der sehnlichste Wunsch des Sheriff.

„Y had lever nar a hundred ponde", seyde the screffe
And swar be the trenite.
— — — — — — — — —
That the fals owtelawe stod be me. (Child S. 28, Z. 223 ff.)

Den bösen *outlaw* also verfolgt er als *Sheriff*, und ein outlaw ist Robin Hood. Auch der Zusammenfasser der Geste führt ihn nach dem gewöhnlichen Anruf an die Hörer, und nachdem er ihn als einen guten Freisassen bezeichnet hat, ausdrücklich als solchen ein:

Robyn was a *proude outlaw*. (Z. 5.)

Als Robin mit dem Sheriff im Walde angekommen ist, ruft er durch ein Hornsignal seine Leute herbei, und sie nehmen dem Sheriff alles, was er mitgebracht hat, so dafs er bei seiner Ankunft in Nottingham seiner Frau auf die Frage:

Seyr, how haffe yow fared yn grene foreyst? (Z. 295.)

nichts Tröstliches zu antworten weifs; doch hat er ihr als ein Geschenk von Robin Hood einen weifsen Zelter zu überbringen, wodurch dieser sich dankbar erweisen will für die freundliche Aufnahme, welche ihm in seiner Verkleidung als Töpfer von ihr zu teil geworden ist.

Einen ähnlichen Streich wie hier führt Robin Hood ein anderes Mal als verkleideter Fleischer aus. Die Ballade, welche davon erzählt, befindet sich unter dem Titel: „Robin Hood and the Butcher" im Percy-Manuskript (s. o.).

Leider ist uns nicht nur diese, sondern überhaupt, aufser der unter 3b (Guye of Gisborne) genannten, jede andere in dem

Manuskript befindliche Robin-Hood-Ballade nur fragmentarisch erhalten, weil durch einen unglücklichen Zufall bis Seite 58 inklusive alle unteren Blatthälften abgerissen und verloren sind.

Zeile 1—12 scheinen nicht ursprünglich zu dieser Ballade zu gehören (siehe darüber weiter unten). Die der Überschrift entsprechende Erzählung, beginnend mit Zeile 13, stimmt im wesentlichen mit Robin Hood and the Potter inhaltlich überein. Diesmal lockt Robin den Sheriff durch eine andere List in den Wald, indem er nämlich vorgiebt, er wolle ihm Vieh verkaufen (horn beasts); im Walde zeigt er ihm höhnend das Hochwild als seinen allereigensten Besitz:

„These are my horned beasts,“ sayd Robin.

Natürlich raubt er ihm all sein Gold und Silber, läfst ihn aber sonst unbeschädigt ziehen, wiederum aus Dankbarkeit dafür, dafs ihn des Sheriffs Frau so freundlich bewirtet hat, als er in Nottingham war.

Wörtliche Übereinstimmungen der besprochenen Ballade mit „Robin Hood and the Potter“ finden sich nur wenig; dennoch ist sie entweder von dieser älteren Ballade abhängig oder beide haben ein gemeinschaftliches Vorbild benutzt. Wir haben eben hier wieder ein Beispiel für die in der Volkslitteratur so häufige Erscheinung, dafs ein alter beliebter Stoff in eine neue Form gegossen wird und dadurch wieder ein neues Interesse gewinnt. Später werden wir noch häufiger Gelegenheit haben, derartige Beispiele zu verzeichnen. Zunächst haben wir gleich an dieser Stelle noch zu bemerken, dafs die zweite Ballade unter dem Titel „Robin Hood and the Butcher“ (Wood Coll. No. 401, fol. 20) s. o., welche einer späteren Zeit angehört, auch weiter nichts ist als eine Umgestaltung einer älteren Ballade desselben Inhalts, wenn auch nicht gerade die im Percy-Manuskript erhaltene Fassung zu Grunde liegt.

Nicht nur vor den Streichen Robins hat sich der Sheriff zu fürchten; — dafs Robins Leute ihren Meister fast noch übertreffen, sehen wir aus dem dritten fytte der „Lytell Geste“.

Bei einem Wettschiefsen, welchem der Sheriff beiwohnt, zeichnet sich ein Schütz besonders aus, welcher sich dem Sheriff auf dessen Befragen zu erkennen giebt mit den Worten:

In Holdernesse I was bore
I-wys all of my dame;
Men call me Reynolde Grenelefe
Whan I am at hame. (III, 21—24.)

Dieser Name Grenelefe ist jedoch nach der Geste nur ein Versteckname, welchen sich Little John beilegt, um den Sheriff zu täuschen. Dieser bietet dem wackeren Schützen nämlich seine Dienste an und John (Grenelefe) geht bereitwillig auf den Vorschlag ein, weil er auf diese Weise Gelegenheit zu finden hofft, den Sheriff gründlich zu foppen.

I shall be the worste servaunte to hym,
That ever yet had he. (Z. 43, 44.)

Der Streich, den John seinem neuen Herrn spielt, ist folgender: Als der Sheriff einst auf die Jagd gezogen ist, gerät John mit dem Dienstpersonal in Streit und findet nur an dem starken Koch seinen Mann. Dieser folgt jedoch seiner Einladung, mit ihm in den Wald zu Robin Hood zu ziehen. John weiſs den Sheriff durch eine grobe List — einen grünen Hirsch will er ihm zeigen — vor Robin zu locken, und dort muſs der Arme nicht nur aus seinem eigenen, von seinen zwei treuen Dienern entführten Silbergeschirr mit scheinbar heiterem Gesichte mit speisen, sondern auch mit den outlaws auf feuchtem Grase übernachten. Mit der Überzeugung, daſs Robin mit seinen Leuten nach einer strengeren Regel lebt als die Anachoreten und Mönchsbruderschaften („This is harder order, than ony anker or frere“, Z. 217), zieht er betrübt von dannen, nachdem er Robin Hood Urfehde geschworen hat.

He was as full of grene wode
As ever was hepe of stone. (Z. 243, 244.)

Dieses dritte fytte ist völlig unabhängig von allen anderen Teilen der Geste und beruht auf einer Ballade, welche älter sein dürfte als alle anderen in der Geste benutzten.

Wahrscheinlich ist der Reynolde Grenelefe ursprünglich eine selbständige Figur in dem outlaw-Kreise (man vergleiche seine Erwähnung in fytte V, Z. 49 ff.):

Lytell Johan and good Scatheloke
Were archers good and fre;
Lytell Much and *good Reynolde*
The worste wolde they not be.

Statt seiner wurde dann im dritten fytte Lytell Johan des engeren Zusammenhangs wegen eingeführt, wie denn der Kompilator auch nicht vergifst, dafs John sich erst bei dem Ritter, dessen Knappe er ja geworden ist, Erlaubnis erbitten mufs, ehe er in des Sheriffs Dienste treten kann.

Nicht immer sind die Begegnungen Robins mit dem Sheriff so unschuldiger Art wie in den bisher erwähnten Fällen; oft entspinnt sich zwischen den beiden ein blutiger Kampf. Über einen solchen berichtet fytte V der „Lytell Geste".

Der Sheriff hat ein grofses Wettschiefsen veranstaltet, zu welchem auch Robin und seine Leute sich einfinden.

Gylbert with the whyte hand, Lytell Johan, good Scatheloke, Lytell (?) Much und good Reynold sind zwar wackere Schützen, aber den Preis, einen kostbaren Pfeil, trägt Robin selber davon. Doch kaum hat er ihn in Empfang genommen, so wird er von des Sheriffs Leuten überfallen. Little John wird verwundet und von seinen Genossen in den Wald getragen, und in dem Schlosse eines Ritters mit Namen Syr Rycharde at the Lee finden die outlaws freundliche Aufnahme.

Dieser Syr Rycharde at the Lee wird in der Geste mit dem Ritter identifiziert, den wir aus fytte I kennen, um diesem Gelegenheit zu geben, sich Robin Hood, welchem er zu so grofsem Danke verpflichtet ist, dankbar zu erweisen; man sieht jedoch sehr deutlich, dafs Rycharde at the Lee, dessen Schlofs nahe bei Nottingham liegt, eine ganz andere Person ist, als der Ritter der ersten fyttes, dessen Heim (Uterysdale) in der Nähe des früher gezeichneten Schauplatzes für die erste Hälfte der Geste zu suchen ist. Übrigens wäre ja auch kein denkbarer Grund vorhanden, erst im fünften fytte mit dem Namen des Ritters hervorzutreten.

Im sechsten fytte wird uns weiter erzählt, dafs Rycharde at the Lee von dem Sheriff gefangen genommen wird und zwar, weil er die outlaws in sein Haus aufgenommen hat. Seine Frau eilt zu Robin, welcher unterdessen wieder in den Wald zurückgekehrt ist, und fleht ihn um Hilfe an. Er befreit den Ritter und *tötet den Sheriff*. Seine Wut hatte sich schon vorher aufs höchste gesteigert;

Up then sterte good Robyn,
As a man that had be wode; (VI, 93, 94.)

und selbst jetzt, als er den Sheriff tot vor sich liegen sieht, hat er sich noch nicht ganz beruhigt.

Lye thou there, thou proude sheryf,
Evyll mote thou thryve;
There myght no man to the trust,
The whyles thou were alyve. (VI, 129—132.)

So bittere Worte hat er sonst nur für Guy of Gisborne, der sich verschworen hat, ihn zu töten (s. u.):

Thou hast bene a traytur all thy liffe
Which thing must have an end, (Z. 167 f.)

oder für Red Roger, den Verräter, welcher ihm selbst den Tod bringt (s. u.):

Sayes: Lye there, Ly there, Red Roger
the doggs they must the eate.

Dafs Robin durch den Sheriff in eine aufsergewöhnliche Aufregung gebracht worden sein mufs, beweisen auch die Zeilen 105 bis 108, welche da, wo sie stehen, völlig zusammenhanglos sind:

„I make myn avowe to god“ sayd Robyn,
„The sheryf wolde I fayn se,
And yf I may him take,
Iquit than shall he bee.“

Was mag er mit dem Sheriff abzurechnen haben? Sollte der einzige Grund seines gewaltigen Hasses der sein, dafs der Sheriff den Ritter weggefangen hat? Schwerlich! Die Sache mufs sich anders verhalten. Wir haben in dem sechsten fytte eine Verschmelzung zweier verschiedener Erzählungen (Balladen) vor uns, „die Befreiung eines Ritters durch Robin“ und „Robins blutige Rache an dem Sheriff“, der, wenn wir recht vermuten, *einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hat.* In eine Ballade der letzteren Art passen die Zeile 65 u. f. ganz unmotiviert auftretenden Worte:

The sheryff swore a full grete othe
By hym that dyed on rode,
He had lever than an hondrede pounde
That he had Robyn Hode. (Cf. Potter Z. 223—226.)

Die Zeilen 49—52:

Robyn Hode walked in grene foreste
Under the leves grene
The proud sheryf of Notyngham
Therfore he had grete tene

dokumentieren sich sehr deutlich als der Anfang dieser Ballade. Berücksichtigen wir nun, dafs sich in der Ballade *Robin Hood and the Butcher* (Percy-Manuskript I, S. 19) derselbe Anfang findet:

But Robin he walkes in the g(reene) fforest

und später als Fortsetzung die Worte:

The Sheriffe he hath Made a cry —
heele have my head I-wis,
but ere a twelve month come to an end
I may chance to light on his. (Z. 9—12.)

welche in den Rahmen der Erzählung, in welcher sie sich finden, gar nicht passen — wie denn die Erzählung erst bei Zeile 13 anhebt (s. o.) — so ergiebt sich daraus, dafs unsere obige Vermutung fast zur Gewifsheit wird, indem nämlich die betreffenden Partien des sechsten fytte und die erwähnte Stelle (Butcher Z. 1—12) auf eine Ballade dieser Art als eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sein werden.

Nach Graftons chronicle soll der *König* einen Preis auf Robins Kopf gesetzt haben: „(the king) caused his proclamation to be made that whosoever would bryng him quicke or dead, the king would geve him a great summe of money, as by the recordes in the Exchequer is to be sene."

Nichts war übrigens natürlicher, als dafs man sich bei den unausgesetzten Verfolgungen, welche Robin zu erdulden hatte, auch einmal erzählte, dafs es dem nachstellenden Feinde, dem Sheriff, gelang, des gefürchteten outlaws selbst oder eines seiner Leute habhaft zu werden, doch natürlich nur, um den Genossen Gelegenheit zu geben, ihn auf die listigste oder verwegenste Art zu befreien. Solche Befreiungsgeschichten gehören als ganz selbstverständlich zu jedem Cyklus von outlaw-Geschichten.

Die älteste uns erhaltene Ballade, welche uns von Robin Hoods Gefangennahme und Befreiung erzählt, ist unter dem Titel „Tale of Robin Hood" als 27. Nummer in der

früher erwähnten Handschrift Publ. Libr. of the Univ. of Cambr. (F f 5, 48) erhalten. Die meisten Herausgeber betiteln sie nach dem Vorgange von Madden (Ritson: Robin Hood, II. Ausg.) „Robin Hood and the Monk". Am Schlufs des Gedichtes, Zeile 354, heifst es nämlich:

Thus endys the *talkyng of the munke*
And Robyne Hode i-wysse.

Doch ist weder Robin noch der Mönch die Hauptperson der Erzählung, sondern Little John. A. Grün wählt in seiner Übersetzung (a. a. O. S. 13) passend den Titel „Robin Hoods Kirchgang".

Die Zeilen 91—94 der Ballade:

This traytur name is Robyn Hode;
Under the grene wode lynde
He robbyt me onys of a C pound
Hit shall never out of my mynde

(inhaltlich wiederholt in Zeile 177 ff.) beziehen Child und Hales wohl mit Recht auf das vierte fytte der Geste, die Geschichte von Robin Hood und dem Mönch, und Hales folgert daraus, dafs die Ballade später entstanden ist als die Ballade, welche das vierte fytte oder wenigstens die Grundlage desselben bildet. Dafs der Mönch um 100 Pfund beraubt worden sein will, während der Mönch in der Geste 800 Pfund zurücklassen mufs, kann nicht weiter gegen diese Annahme sprechen, aber wohl dafür, dafs die Worte sich nicht auf das vierte fytte der Geste beziehen, sondern wahrscheinlich auf die demselben zu Grunde liegende Ballade, in welcher von 100 Pfund die Rede sein mochte, während in der Geste die Summe gerade auf 800 Pfund fixiert ist, mit Rücksicht auf das erste fytte — als das Doppelte nämlich der von Robin dem Ritter geliehenen 400 Pfund (s. o.).

Th. Wright, Essays on the Literature (s. o.), beschäftigt sich sehr ausführlich gerade mit dieser Ballade und sucht nachzuweisen, dafs sie schon unter Edward II. entstanden ist. Er hält sie also für einen der rhymes, welche Langland erwähnt. Seine Gründe sind jedoch nicht überzeugend. Im Scottish chronicle findet sich unter den Interpolationen von Bower (s. o.) folgende Erzählung:

„De quo eciam quædam commendabilia recitantur, sicut patuit in hoc quod cum ipse quondam in Barnisdale iram [f. ob iram] regis et fremitum principis, missam, ut solitus erat, devotissime audiret, nec aliqua necessitate volebat interrumpere officium, quadam die cum audiret missam, a quodam vicecomite et ministris regis, sæpius per prius ipsum infestantibus in illo secretissimo loco nemorali ubi missæ interfuit, exploratus, venientes ad eum qui de suis hoc perceperunt, ut omni annisu fugeret suggesserunt, qui ob reverentiam sacramenti, quod tunc devotissime venerabatur, omnino facere recusavit. Sed ceteris suis, ob metum mortis trepidantibus, Robertus tantum confisus in eum, quem coluit reveritus, cum paucissimis, qui tunc forte ei affuerunt, inimicos congressus et eos de facili devicit, et de eorum spoliis ac redemptione ditatus, ministros ecclesiæ et missas semper in majori veneratione semper et de post habere præelegit, attendens quod wlgariter dictum est:

Hunc deus exaudit, qui missam sæpius audit.“

(Cf. Ritson I, p. LI.)

Diese Erzählung, welche zu der Klasse der contes dévots zu zählen ist, zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit unserer *Ballade*, deren Inhalt folgender ist:

Das Bedürfnis, eine Messe zu hören, treibt Robin nach Nottingham (cf. Z. 21—28); er unternimmt die Fahrt mit dem Bewufstsein, dafs er sich in Gefahr begiebt und vertraut auf die Hilfe der Jungfrau Maria, auf welche sich auch John verläfst, als er hört, dafs sein Herr in grofser Gefahr schwebt, da der Sheriff ihn nämlich gefangen genommen hat.

Oure maister has bene hard bystode
And zet scapyd away;
Pluk up your hertes and leve this mone,
And herkyn what I shal say.

He has servyd our lady many a day,
And zet wil securly;
Therefore I trust in her specialy
No wycked deth shal he dye.

lauten die Worte, welche John an seine Genossen richtet (Z. 129—136).

Als Robin in Nottingham in die Kirche geht, wird er von

einem Mönch (a gret hedid munke) erkannt, und dieser eilt zum Sheriff, um diesen zu benachrichtigen, dafs er den bösen outlaw gesehen hat:

I have spyed the kynges felone. (Z. 85.)

Der Sheriff umringt mit seinen Leuten die Kirche, und es entwickelt sich ein verzweifelter Kampf; Robins Schwert zerspringt, als er gerade einen Hieb auf den Sheriff führt.

Hier fährt die Ballade plötzlich fort:

Robyns men to the churche ran
Throout hem everilkon,
Sum fel in swonyng as thei were dede
And lay still as any stone. (Z. 119—121.)

Es scheint also eine Fassung der Ballade gegeben zu haben, in welcher die Befreiung Robins schon jetzt eintritt, indem seine Leute plötzlich erscheinen. Ob er sie durch sein Horn herangerufen hat — die gewöhnliche Art, wie er sich in gefahrvollen Lagen Hilfe verschafft —, oder was sonst die Ursache ihres plötzlichen Erscheinens gewesen ist, das erfahren wir nicht, es fehlt also offenbar eine gröfsere Zahl von Strophen, welche darüber Auskunft gaben. Natürlich war die Erzählung auf diese Weise abgeschlossen, und hierher würde etwa der oben erwähnte Schlufs (Z. 354 f.) passen:

Thus endys the *talkyng of the munke*
And Robyne Hode i-wysse;
God that is never a crowned kyng
Bryng us alle to his blisse,

weil der Mönch bisher eine einigermafsen bedeutende Rolle, die des Verräters, gespielt hat. Nach dem Gefühle der damaligen Zeit erwartet man, dafs Robin sich an dem Verräter rächt. Vielleicht erzählte die Ballade, dafs der Mönch im Kampfe getötet wurde? Jedenfalls ist der Fortgang der Erzählung, so wie er uns in der wirklich erhaltenen Version vorliegt, eine erweiternde Umgestaltung des Originals, und diesem zweiten Teile zuliebe ist schon der Anfang verändert worden. Ausdrücklich wird betont, dafs Robin *allein* nach Nottingham geht, obgleich Much ihm rät, sich Bedeckung mitzunehmen:

Then spake Moche the mylner sune,
Ever more wel hym betyde,

„Take XII of the wyght zemen
Well weppynd be thei side.
Such on wolde the selfe slon
That XII dar not abyde.“ (Z. 29—34.)

Selbst Little John, welchen sich Robin anfangs als einzigen Begleiter auserkoren hat,

(Off all my mery men . . . Z. 35—38)

verläſst ihn, weil sich zwischen ihnen unterwegs bei einem Wettschieſsen ein Streit entwickelt.

Da der weitere Verlauf in Kürze der ist, daſs Robin gefangen genommen und von John auf listige Weise befreit wird, so ist die Strophe:

Robyns men to the churche ran etc. (s. o.)

welche den älteren Schluſs vorbereitet, nur aus Versehen in unserem Texte stehen geblieben. Die Umgestaltung der Ballade ist nicht ganz konsequent durchgeführt worden, wie denn überhaupt gerade an dieser Stelle möglichst Verschiedenes unverbunden nebeneinander steht. Vom Kampf in der Kirche werden wir sogleich in den Wald zu John und den outlaws geführt. John weiſs von Robins Gefangennahme — durch wen, erfahren wir nicht — und obgleich er von Robin beleidigt worden ist, macht er sich sogleich auf mit seinem Genossen Much, um ihn zu befreien; diese Befreiung Robins durch Little John und Much bildet den zweiten Teil der Erzählung.

Little John weiſs (woher, erfahren wir nicht), daſs der verräterische Mönch sich nach London begeben will, um selbst dem Könige die Nachricht von Robins Gefangennahme zu überbringen. Er lauert ihm auf, tötet ihn und bringt dem Könige selbst den Brief, indem er ihm vorlügt, daſs der Mönch unterwegs gestorben sei. Der König ist über den Inhalt des Briefes sehr erfreut, belohnt die Überbringer — Much hat John beständig begleitet —, macht sie zu

zemen of the crowne (Z. 22.)

und giebt ihnen ein Antwortschreiben an den Sheriff von Nottingham, in welchem er ihn auffordert, Robin zu ihm zu senden. In Nottingham finden die beiden alle Thore verschlossen aus Furcht vor Robins Leuten; sie werden jedoch eingelassen, als

sie des Königs Siegel vorzeigen. Dem Sheriff erzählen sie, dafs der Mönch zum Lohn für seinen Botendienst zum Abt von Westminster ernannt worden sei, und sie werden freundlich von ihm bewirtet. Nachts erbrechen sie Robins Gefängnis, nachdem sie den Wärter getötet haben, und Robin wird befreit. Natürlich söhnt er sich im Walde sofort wieder mit John aus; er will ihn sogar statt seiner zum Hauptmann machen:

I make the maister etc. (Z. 312.)

In einem frohen Gelage feiert die ganze Schar Robins glückliche Befreiung.

Als der König Nachricht von dem listigen Betrug erhält, ist er anfangs darüber erzürnt; sein Zorn verliert sich jedoch vor Bewunderung der grofsen Treue Johns zu seinem Herrn.

Ein Balladencyklus, welcher einen von Robin Hood und seinen Leuten getrennten outlaw-Kreis behandelt, dürfte die erste Anregung gegeben haben zu dem schönen leitenden Motiv, welches der Erzählung in ihrer vollständigeren Fassung zu Grunde liegt, dafs sich John, als sein Herr in Gefahr ist, sofort über ein kleines, ihm geschehenes Unrecht hinwegsetzt, und alles daran setzt, Robin zu befreien, und dadurch eine Treue beweist, welche nicht nur vom Könige, sondern offenbar sogar von dem Verfasser der Ballade selber und vor allem von den Hörern laut bewundert wurde, eine Treue, deren er sich sogar selber rühmen darf:

I have done the a gode turne for an evylle,
Quyte me whan thou may. (Z. 304 f.)

Wir meinen den Balladencyklus von Adam Bel, Clym of the Clough, and Wyllyam of Cloudesle.

Die drei outlaws, welche diesen Namen führen, werden öfter gleichzeitig mit Robin Hood genannt, stehen aber in keiner Beziehung zu ihm. Sie treiben ihr Wesen in Englewood (Inglewood), nahe bei Carlisle (in Cumberland). Über das Alter der Balladen, welche sie besingen, läfst sich nichts Bestimmtes sagen, selbst über die ersten Ausgaben wissen wir nur, dafs Mr. Payne Collier ein Fragment einer Ausgabe entdeckt hat, welches beträchtlich älter ist als die Ausgabe von Copland (um 1550).

Allane Bell wird von Dunbar, dem bekannten schottischen Dichter erwähnt, mit Robin, Guy of Gisborne und anderen zusammen (s. Child p. 159).

Was nevir Weild Robeine under bewch,
Nor yitt Roger of Clekkinslewch
So bauld a bairne as he;
Gy of Gysburne na *Allane Bell*,
Na Simones sones of Quhynsell
Off thocht war never so slie.

Der Inhalt des erwähnten Gedichtes ist folgender:

Wyllyam of Cloudesle besucht in Carlisle seine Frau, obgleich auch er wie Robin gewarnt wird, und zwar von Adam Bel.

„By my trouth," sayde Adam Bel,
„Not by the counsell of me.
For if ye go to Caerlel, brother,
And from thys wylde wod wende
If the justice mai you take,
Your lyfe were at an ende." (Z. 29—32.)

Cloudesle wird von einem alten Weibe verraten. Die ganze Stadt wird aufgeboten, Wyllyams Haus umringt und er selber nach einem verzweifelten Widerstand gefangen genommen. Seine Genossen, Adam Bel und Clym of the Clougbe, werden von *einem kleinen Knaben benachrichtigt* und dringen in die Stadt ein, indem sie dem Pförtner einen Brief vorzeigen, von welchem sie behaupten, dafs er des Königs Siegel trage. Wyllyam wird gerade in dem Augenblicke befreit, als er gehängt werden soll. Die drei outlaws entkommen nach einem schweren Kampf gegen den „mayre" und seine Leute, nachdem schon „the justice" und der „sherife" gefallen sind.

Wir sehen, dafs die Ähnlichkeit mit der Ballade „Robin Hood and the Monk" eine grofse ist; sie erstreckt sich auch auf Einzelheiten:

Monk (Z. 278 f.)	*Adam Bel* (fytte II, Z. 57).
„Now will I be porter," seid Litul Johne,	„Now am I porter, sayde Adam Bel,
„And take the keyes in honde;"	Se, brother, the keys have we here;"
Z. 300.	fytte II, Z. 171.
And Robyn was in mery Scherwode	Thus be these good yemen gon to the wod,
As lizt as lefe on lynde	As lyght as lefe on lynde.
u. s. w.	

Die Ballade Guye of Gisborne (Percy-Manuskript II, 227), welche schon von Percy ediert wurde, und zwar mit vielen Änderungen, ist so zu sagen ein einfaches Gegenstück zu „Robin Hood and the Monk“ und auch in Einzelheiten von dieser Ballade abhängig.

Das Gefühl, dafs Robin Hood seinem Genossen, dem kleinen Hans, zu so grofsem Danke verpflichtet sei, war Veranlassung genug, um auch einmal das Gegenteil zu erzählen, dafs nämlich Little John vom Sheriff gefangen genommen und von Robin befreit wird, und das erzählt uns die vorliegende Ballade; nur ist ein zweites Motiv damit verknüpft, das Zusammentreffen Robins mit einem Gegner im Walde, nämlich mit Guy of Gisborne, welcher dem Sheriff geschworen hat, Robin tot oder lebendig einzuliefern. Der Name Guy of Gisborne findet sich in dem obigen Citat von Dunbar. Gisborne ist ein Marktflecken in der Grafschaft York an der Grenze von Lancashire.

Vergleichen wir diese Ballade mit Robin Hood and the Monk, so ergiebt sich zunächst, dafs sie beide fast wörtlich übereinstimmend beginnen:

Monk.

In somer when the shawes be sheyne,
And leves be large and longe,
Hit is full mery in feyre foreste
To here the foulys song.

Guy.

When shales beene sheene, and shradds full fayre,
and leeves both Large and longe,
itt is merry walking in the fayre fforest
to heare the small birds singe.

Robin hat geträumt, er sei von zwei starken Gesellen gebunden und seiner Waffen beraubt worden. Er will diese im Walde suchen und sich rächen, bricht mit Little John auf und schiefst mit ihm lustig um die Wette, bis sie einen starken Gesellen sehen:

there were the ware of [a] wyght yeoman;
his body Leaned to a tree, etc. (Z. 31 f.)

Sie entzweien sich, weil Robin ärgerlich darüber ist, dafs John ihn zurückhalten und selber den Fremdling aufsuchen will, während in der früheren Ballade der Streit anhebt, weil Robin 5 Schillinge nicht zahlen will, welche ihm John rechtmäfsig im Wettschiefsen abgewonnen hat. Sie trennen sich:

Monk.	*Guy.*
Then Robyn goes to Notyngham,	But often words they breeden ball;
Hymselfe mornynge allone,	that parted Robin and John
And Litulle Johne to *mery Scherewode*	John is gone to *Barnesdale*
The pathes he knowe alkone.	the gates he knowes eche one.
(Z. 63—66.)	(Z. 49 ff.)

Die Balladen unterscheiden sich wieder wesentlich durch ihren verschiedenen Schauplatz. Während sich die erstere (Monk) auf dem Boden abspielt, auf welchem sich das dritte und, wie wir sehen werden, auch das fünfte, sechste, siebente und achte fytte der Geste bewegen — Notynghame ist der Mittelpunkt und Sherewode Robyns Aufenthalt —, führt uns die letztere (Guy of Gisborne) wieder nach Barnsdale, dem Schauplatz für das erste und vierte fytte der Geste. Robin Hood stellt sich Guy später sogar selber vor als „*Robin Hood of Barnesdale*“ (Z. 141).

Eigentümlich genug ist es, dafs dennoch der Sheriff von *Nottingham* mit in diese Ballade hineingezogen wird. (Z. 185 und 227.)

Aus Barnsdale scheinen die beiden Genossen zu kommen, wenngleich ihr Aufenthalt in der Einleitung nicht deutlich angegeben ist. Sie gehen vorwärts:

untill they came to the *Merry greenwood*
there were the aware etc.

Wenn sich hieraus zwar ergiebt, dafs genaue Ortsbestimmungen nicht angegeben werden, so bleibt es doch wahrscheinlich, dafs Barnsdale der ursprüngliche Schauplatz für diese Ballade ist, während Nottingham erst später herbeigezogen wurde, nachdem einmal der Sheriff von Nottingham der stehende Verfolger Robins war. Möglich wäre es sogar, dafs es sich zunächst allein um einen *Kampf zwischen Robin und Guy* handelt und Johns Abenteuer mit dem Sheriff, *seine Gefangennahme und Befreiung durch Robin* später zugefügt wurde.

Diese beiden Motive sind so ineinander gefügt, dafs wir zunächst von *Johns Gefangennahme*, dann von *Robins Kampf mit Guy* und nachher von *Johns Befreiung* vernehmen. John findet nämlich, nachdem er Robin verlassen hat, in Barnesdale

zwei Genossen erschlagen und Scarlett auf der Flucht vor dem Sheriff. Als er auf die Verfolger zielt, streckt zwar gleich sein erster Pfeil einen Begleiter des Sheriff, William a Trent, zu Boden, aber sein Bogen zerbricht; er mufs der Übermacht weichen, wird gefangen genommen und soll gehängt werden.

Dem Kampf zwischen Robin und Guy geht ein Wettschiefsen voraus, wobei Robin Meister bleibt. Im Schwerterkampf wird Guy getötet. Robin hüllt sich in die Pferdehaut, welche Guy getragen hat, und nimmt seinen Bogen, seine Pfeile und sein Horn mit sich, um sich nach Barnesdale zu begeben. Als er in das Horn bläst, glaubt der Sheriff, Guy wolle ihn von dem glücklichen Ausgang seines Unternehmens benachrichtigen (er war ausgezogen, um Robin Hood zu töten), und als er gar Robin in der Pferdehaut herankommen sieht, bietet er dem vermeintlichen Guy jede Belohnung für seine That an. Dieser erbittet sich als solche die Erlaubnis, aufser dem Herrn auch noch seinen Knecht (John) töten zu dürfen, welcher an einem Baume gebunden steht. Er geht auf John zu, bindet ihn los und giebt ihm Guys Bogen. Der Sheriff merkt den Verrat und sucht zu fliehen, aber er kann dem rächenden Pfeile Johns nicht mehr entgehen.

Die eigentümliche Idee, dafs Robin sich in die Kleider seines getöteten Feindes wirft, motiviert sich genügend mit Rücksicht auf das Folgende, aber nicht an der Stelle, wo sie uns mitgeteilt wird, und gerade dieser Umstand könnte dazu beitragen, die Ansicht zu bestärken, dafs die Ballade aus zwei ursprünglich selbständigen Teilen zusammengesetzt ist.

Fassen wir jetzt noch einmal zusammen, wie sich Robin und der Sheriff gegenüberstehen, so sehen wir: *Sie sind Feinde*, das setzen alle Balladen als selbstverständlich voraus. Der Grund zu dieser Feindschaft ist nirgend ausdrücklich angegeben, doch genügt es, dafs Robin immer wieder als ein outlaw bezeichnet wird, welchen der Sheriff pflichtgemäfs verfolgen mufs.

Die Feindschaft zwischen dem Sheriff und Robin äufsert sich auf die verschiedenste Art:

Der Sheriff setzt einen Preis auf Robins Kopf (Little Geste, fytte V?, Butcher), er zieht mit Helfern in den Wald, um Robin zu fangen (Guy of Gisborne); es gelingt ihm, Robin

selber oder einen seiner Genossen (Little John) zu fangen (Monk, Guy of Gisborne); die outlaws wissen jedoch ihre Genossen auf die listigste Weise zu befreien (Monk, Guye of Gisborne). Endlich erreicht den Sheriff das tragische Geschick, von seinem Erzfeind, dem so lebhaft von ihm verfolgten outlaw, erschlagen zu werden.

Alle die verschiedenen vorliegenden Erzählungen handeln natürlich nicht von einem bestimmten Sheriff. Der Unglückliche hätte sich sonst gefallen lassen müssen, wiederholte Male — in den bisher besprochenen Balladen bereits zweimal — getötet zu werden, und dieser einzige Umstand, dafs man immer wieder neue Geschichten, die sich nicht selten inhaltlich widersprechen, an dieselbe Person knüpft, genügt, um zu zeigen, dafs der Sheriff bereits eine stehende Figur geworden ist und deshalb schon lange in den Robin-Hood-Balladen vorhanden gewesen sein mufs, und zwar tritt er immer auf als der Sheriff von *Nottingham*.

Nach der Geste (fytte V und VI) soll Robin nicht nur persönlich mit dem Sheriff im Streite liegen, sondern sogar die Veranlassung sein, dafs der Ritter Sir Richard at the Lee sich die Feindschaft desselben zuzieht und gefangen genommen wird.

Die Geschichte dieses Ritters taucht in den vier letzten fyttes der Geste ab und zu wieder auf. Ehe der Sheriff ihn gefangen nimmt, hat er schon mit dem Obersheriff (hye sheryf, Zeile 5) zusammen das Schlofs des Ritters belagert; da ihn der Ritter jedoch an den König verwies, mufste er zunächst nach London, und der König gab ihm die Weisung:

I woll be at Notyngham (sayd the kynge),
Within thes fourtynyght
And take I wyll Robyn Hode
And so I wyll that knyght.

Go home, thou proud sheryf
And do as I bydde the,
And ordayne good archeres inowe
Of all the wyde countree. (VI, Z. 33—40.)

Nach diesem Befehl ist es auffällig, dafs der Sheriff den Ritter dennoch gefangen nimmt, ehe der König kommt, und

man könnte vermuten, dafs dies auch nicht der ursprüngliche Zusammenhang war, sondern dafs der Anfang des siebenten fytte:

The kynge came to Notynghame,
With knyghtes in grete araye,
For to take that gentyll knyght
And Robyn Hode if he may.

He asked men of that countre,
After Robyn Hode,
And after that gentyll knyght
That was so bolde and stout. (VII, 1—8.)

sich auf den früheren Befehl des Königs bezieht, nach welchem er selbst die beiden Übelthäter fangen will. Wenn dem so ist, so würde selbst die Erzählung von dem Ritter (Syr Rycharde at the Lee) keine einheitliche sein, sondern sich dem gröfseren Teile nach reduzieren auf die einfache Erzählung von der Befreiung eines Ritters durch Robin Hood. Balladen ähnlichen Inhalts, in denen es sich um die Befreiung von drei squires handelt, werden wir später kennen lernen. Eigentümlich genug ist es, dafs Robin, als die Frau des Ritters ihn aufsucht und ihn bittet, ihren Gemahl zu befreien, noch fragt:

What man hath your lord i take? (VI, 85)

nachdem er aus ihrem eigenen Munde gehört hat:

He is fast ibounde to Notyngham warde
For the love of the. (Z. 83 f.)

und also doch genau wissen mufste, was sich mit dem Ritter ereignet hatte.

Da der Gang Robins nach Nottingham eigentlich nicht der Befreiung des Ritters gilt, Robin vielmehr nur eine so gewaltige Eile entwickelt — sieben Jahre lief er nicht so schnell —, weil ihn die Wut gegen den Sheriff treibt, so ist es weiter nicht verwunderlich, dafs es sein erstes ist, den Sheriff zu töten (sie treffen ihn auf der Strafse, Z. 110 ff.), und dafs die Befreiung des Ritters nur so hinterher hinkt. Wo der Ritter sich befindet, wird gar nicht angegeben; es heifst nur:

Robyn stert to that knyght,
And cut a two his bonde
And toke hym in his hand a bowe,
And bad hym by hym stonde. (VI, 136—140.)

Robin zieht sich hierauf mit dem Ritter in den Wald zurück, in dem Vertrauen, dafs sie beide die Verzeihung des Königs (Edward!) erlangen werden. Er sagt zu dem Ritter:

Thou shalt with me to grene wode,
Without ony leasynge,
Tyll that I have gete us grace
Of Edwarde, our comley kynge. (VI, 145—148.)

Nach dem siebenten fytte (Z. 7—44) belegt der König die Güter des Ritters mit Beschlag, als er nach Nottingham gekommen ist, und bietet sie demjenigen an, welcher ihm des Ritters Haupt bringt. Von hier ab tritt der Ritter nur ganz episodisch auf, VII, 227 und VIII, 55 ff., wo ihm vom Könige seine Güter zurückgegeben werden. Er selbst ist dabei weder handelnd noch sprechend eingeführt; nicht einmal ein Wort des Dankes für den König wird ihm zuerteilt; merkwürdigerweise scheint Robin für ihn zu sprechen:

Than bespake our comly kynge
To syr Rycharde at the Lee.

He gave hym there his londe agayne,
A good man he bad hym be;
Robyn thanked our comly kynge,
And set hym on his kne. (VIII, 55—60.)

Die ganze Erzählung von dem Ritter Syr Rycharde at the Lee, wie sie sich durch die letzten fyttes hindurchzieht, ist keineswegs klar und zusammenhängend, sie verläuft gewissermafsen im Sande, um dem Bericht über eine für die Hörer wie den Erzähler viel wichtigere Begebenheit Platz zu machen: der Begegnung des Königs mit Robin Hood.

Robin Hood und der König.

„Der König stattet dem einfachen Wilderer Robin Hood unter der Maske eines Abts im Walde einen Besuch ab und wird von Robin vorzüglich unterhalten und bewirtet" — das ist das grofse Ereignis des VII. und VIII. fytte der Geste. *Robin Hood and the King* benennt daher Hunter diesen Teil der Geste.

Bei allen Nationen und fast zu allen Zeiten sind Erzählungen von der Begegnung einer hochstehenden Person, vor

allem des Königs, mit einem Manne aus dem Volke im Volke selbst recht beliebt gewesen und sie werden ihren Reiz nicht verlieren. Es ist also nicht verwunderlich, dafs auch in England, welches ja an Volksballaden jeder Art so reich ist, an zwanzig Balladen und Erzählungen aufzuweisen sind, welche diesen Gegenstand behandeln. Die verschiedensten Jahrhunderte haben Balladen der Art hervorgebracht und es handelt sich daher bald um diesen, bald um jenen König. In einem Teil der Balladen versetzt sich der König freiwillig in die untersten Gesellschaftsschichten, in anderen ist er dagegen durch irgend welchen Zufall, Verirrung bei der Jagd etc., gezwungen, mit einem Manne aus dem Volke zu verkehren. Die verschiedensten Stände nehmen die Ehre für sich in Anspruch, dafs einer ihrer Genossen mit dem König zusammengekommen ist. Mit einem Schäfer, einem Eremiten, einem Gerber, einem Müller, einem Kesselflicker, Schuhflicker und anderen wird der König in den englischen Balladen zusammengeführt. Die Aufzählung der bezüglichen Balladen findet sich bei Child (Engl. and Scot. B.) in der Einleitung zu „King Edward the fourth and the Tanner of Tamworth“, und im Percy-Manuskript, Einleitung zu „Kinge and Miller“ II, 147. Eine der interessantesten Balladen dieses Manuskripts — „John de Reeve“ — behandelt ebenfalls den Gegenstand. In manchen der Balladen treten nicht nur der König, sondern auch die Person, mit welcher er in Berührung kommt, mit bestimmten Namen hervor, so der Miller of Mansfield, der Tanner of Tamworth, John the Reeve u. s. w., und es lag nahe, den König auch einmal mit dem allbekannten König der Wälder, dem lustigen outlaw Robin Hood zusammenzuführen, und dies ist in dem siebenten und achten fytte der Geste resp. in der betreffenden zu Grunde liegenden Ballade geschehen. Der Gegenstand selbst ist also dem Robin-Hood-Kreise durchaus nicht eigentümlich; aber die Art, wie er behandelt ist, gehört speciell der Lytell Geste resp. dem Verfasser derselben an.

Der König Edward (s. VII, Z. 121) geht nach Nottingham, um Robin Hood aufzusuchen, oder vielmehr, um ihn gefangen zu nehmen. Als er durch Plomton Parke in Lancasshyre kommt, sieht er kein Stück Wild, während sonst dort ganze

Herden zu sehen waren. Darüber erzürnt er und möchte für jeden Preis Robin Hood sehen, welchen er für den Dieb hält.

The kynge was wonder wroth withall,
And swore by the trynyte,
„I wolde I had Robyn Hode,
With eyen I myght hym se.“ (VII, 21 f.)

Ein halbes Jahr wartet er vergeblich in Nottingham auf eine Gelegenheit, Robin zu sehen. Er hört aber nichts von ihm, bis er auf den Rat eines Försters mit fünf Rittern (er selbst als Abt, die Ritter als Mönche verkleidet) in den Wald reitet. Einen Abt läfst Robin nicht unberücksichtigt seines Weges ziehen, und der König wird daher von ihm angehalten. Er soll sein Geld mit ihm teilen. Der König giebt vor, nur noch 40 Pfund zu besitzen, und es ist interessant, die im Mittelalter so häufig wiederkehrende Klage über die hohen Kosten, welche einem Ritter oder Abt entstanden, wenn er gezwungen war, in des Königs Hoflager zu kommen, hier in den Mund des Königs selber gelegt zu sehen:

I have layne at Notyngham,
This fourtynyght with our kynge,
And spent I have full moche good
On many a grete lordynge. (Z. 105—108.)

Der Abt wird von Robin freundlich behandelt, besonders auch, weil er ihm, wie er sagt, einen Grufs vom König bringt, und ihn einladet, nach Nottingham zu kommen. Robins Ehrfurcht vor dem König geht so weit, dafs er niederkniet, als ihm der Abt das königliche Siegel zeigt, indem er hinzufügt:

I love no man in all the worlde
So well as I do my kynge. (Z. 129 f.)

Der Abt mufs bei Robin speisen, wie der Ritter und der Mönch der früheren fyttes (I—IV). Robin und John bedienen ihn selbst. Zur Unterhaltung ihres Gastes veranstalten die outlaws ein prächtiges Wettschiefsen, in welchem jeder Fehlschufs von Robin durch einen kräftigen Hieb in den Nacken gestraft wird. Als Robin selbst einmal vorbeischiefst, bittet er den Abt, ihm seinen Lohn zu geben, und als dieser ihm einen Schlag giebt, dafs er zu Boden fällt, schöpft er wegen dieser aufsergewöhnlichen Kraft sogleich Verdacht, sieht sich den

Fremden näher an und erkennt den König — gewifs ein sonderbarer Zug —. Doch nicht nur grofse Kraft zeichnet den König aus, er besitzt auch eine grofse imposante Gestalt,

Our kynge was grete. (VII, 73.)

Als der König erkannt ist, knien alle outlaws vor ihm nieder, und Robin bittet um Gnade, welche ihm gewährt wird, unter der Bedingung, dafs er mit an den Hof zieht. Er geht darauf ein, fügt jedoch gleich hinzu:

But me lyke well your servyse,
I come agayne full soone,
And shoote at the donne dere,
As I am wonte to done. (Z. 253—256.)

Hier schliefst das siebente fytte; das achte fytte knüpft jedoch gleich an. Um sich einen Scherz zu machen, ziehen der König und seine Begleiter grüne Röcke von den outlaws an und gehen in diesem Aufzuge mit Robin und seinen Scharen nach Nottingham. Die Bewohner der Stadt erschrecken nicht wenig, als sie so viele outlaws kommen sehen, und beruhigen sich erst, als sie den König erkennen.

Gar zu lange hält es Robin an des Königs Hofe nicht aus. All der Glanz des Hofes ist ihm nichts gegen die Freuden und Genüsse, welche ihm der Wald bot. Allmählich fafst ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach diesem Eden der damaligen englischen yeoman, und er bittet den König um Urlaub für einen Gang nach Bernysdale, weil er dort eine Kapelle besuchen wolle, die er selbst gebaut habe.

I made a chapell in Bernysdale,
That semely is to se,
It is of Mary Magdalene,
And therto wolde I be. (VIII, 89—93.)

Als er in Barnsdale ankommt, singen die Vöglein so schön wie selten. Er empfindet von neuem so lebhaft die ganze Herrlichkeit des Waldlebens, dafs er an Rückkehr an den Hof gar nicht denkt. Den ersten Hirsch, der ihm begegnet, ereilt sein Pfeil, lustig bläst er in sein Horn, seine früheren Genossen erscheinen und heifsen ihn willkommen, und alsbald ist er wieder der alte Robin Hood und lebt, wie es heifst, zwanzig Jahre im Walde, ohne je zum König zurückzukehren.

Von dieser Waldessehnsucht, dieser unvergänglichen Liebe zu dem freien frischen Waldleben sind fast alle älteren Robin-Hood-Balladen durchhaucht. Mag Robins Aufenthaltsort noch so unbestimmt angegeben werden, immer ist es der schöne grüne Wald, the greenwood. So verhält es sich aber nicht nur mit Robin Hood, so ist es mit jedem outlaw. Eben so grofs wie bei Robin ist die Sehnsucht nach diesem lustigen Aufenthalt bei Gamelyn, dem Helden der Erzählung, welche wir in einem Teil der Handschriften von Chaucers Canterbury Tales fälschlich dem Koch zuerteilt finden, welche aber überhaupt nicht von Chaucer herrührt.

Den Schlufs der Lytell Geste bildet ein abgerissener Bericht über Robin Hoods Tod und zwar, wie es scheint, in Form eines so kurzen Auszugs aus einer Ballade, dafs der genaue Zusammenhang nicht einmal immer zu erkennen ist.

Die Geste schliefst:

Cryst have mercy on his soule
That dyed on the rode!
For he was a good outlawe,
And dyd pore men muche god.

Die wichtigsten Balladen des 16. Jahrhunderts.

Ehe wir weitere Balladengruppen betrachten, werden wir kurz die wichtigsten Belege, Anspielungen etc. des 16. Jahrhunderts zusammenfassen, sofern sie geeignet sind, uns charakteristische Aufschlüsse über Robin Hood und die Robin-Hood-Balladen dieses oder indirekt auch früherer Zeiträume zu geben. Erzählungen oder Gesänge über Robin Hood erwähnen die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts sehr häufig als tales, fables, jestes, fits of Robin Hood, und zwar erstreckt sich Robins Popularität über ganz Britannien.

Rebus hujus Roberti gestis *tota Britannia in cantibus utitur.* Historia Majoris Brittaniæ tam Angliæ quam Scotiæ — 1521 — (cf. Ritson I, p. LXXXIV). Für die Verbreitung der Balladen in Schottland liegt uns aufserdem noch das specielle Zeugnis des John Bellendene (Hystory of Scotland, Edin. 1541) vor: that waithman Robert Hode with his fallow litil Johne, of quhom ar mony *fabillis and sportis soung among the vulgar*

pepyll (Ritson I, p. LXXXIV). Ausdrücklich wird hervorgehoben, dafs man Robin in *Gesängen* feiert; dafs man jedoch auch schon Balladen oder wenigstens Erzählungen über Robin *geschrieben* — gedruckt — und *gelesen* hat, geht aus den folgenden Stellen hervor:

And many are so blinded with their foly
That no scriptur thinke they so true nor gode
As is a foolish gest of Robyn Hode

(in Alexander Barclays „Shyp of folys", gedruckt 1508 — siehe Ritson I, p. LXXXVII).

Gwalter Lynne, printer, in his dedication to Ann, duchess of Sommerset, of „The true beliefe in Christ and his sacramentes" (1550) says:

„I woulde wyshe tharfore that al men, women, and chyldren, would read it. Not as they have been here tofore accustomed *to reade the fained storyes of Robinhode*, Clem of the Cloughe, wyth such lyke to pass the tyme withal etc." (siehe Ritson I, p. XCIII).

Diese „fained storyes" werden wohl vorwiegend Balladen gewesen sein, da uns kaum etwas anderes überliefert ist, und zwar gedruckte lose Blätter, welche ins Volk gedrungen sind.

Eine schwache Idee, wie etwa die Balladen vorgetragen wurden, kann uns die von Ritson S. XCI mitgeteilte Stelle aus „A new interlude and a mery of the nature of the III elementes" geben, woselbst es heifst:

Yng(norance). But yf thou wylt have a song that is good,
I have one of Robyn Hode
The best that ever was made.
Hu(manyte). Then a feleshyp, let us here it,
Yng. But there is a *bordon*, thou must bere it,
Or ellys it will not be.
Hu. Than begyn and care not for.

Hu. beginnt mit dem gewöhnlichen bordon „Downe, downe, downe" und begleitet auf diese Weise ein interessantes Spottgedicht auf die Robin-Hood-Balladen, welches sich des offenbar häufigen Balladenanfanges „Robyn Hode in Barnysdale stode" bedient. Allein dieses Spottgedicht (vor 1520 entstanden) beweist, dafs schon viele mittelmäfsige Lieder über Robin mit

untergelaufen sein müssen, an welche Yngnorance vorwiegend gedacht haben mag, wenn er so geringschätzig über die Balladen spricht, als Humanyte ihn auffordert

— let us some lusty balet syng.

Das weitere Zwiegespräch lautet nämlich:

Yng. Nay, syr, by the heven kyng:
For me thynkyth it servyth for no thyng
All suche *pevysh prykeryd song*
Hu. Pes, man, pryk-song may not be dyspysyd.
For therwith god is well plesyd.

Yng. Is god well pleasyd trowest thou, therby?
Nay, nay, for there is no reason why.
For is not as good to say playnly
Gyf me a spade
as gyf me a *spa ve va ve va ve vade?* (a. a. O.).

Wir sehen aus diesem Beispiel, nach welcher Seite hin sich besonders die Sänger vergehen. Einen tiefen Einblick in die Werkstätte der zahlreichen handwerksmäfsigen *ballet-makers*, welche die elisabethische Periode aufzuweisen hat, giebt eine Stelle in *Webbes* Discourse of English Poetrie, printed in 1586 (s. Ritson p. XCIV). Vor Webbes Richterstuhl, wo nach streng klassischem Mafse gemessen wird, ergeht es den ballet-makers, diesen Wirtshauspoeten nur sehr schlecht, und wenn wir zwar nicht von ihm erfahren, wie weit sich sein Tadel auf Robin-Hood-Balladen bezieht, und ob überhaupt in dieser Zeit ansehnlich viele neue Robin-Hood-Balladen entstanden sind, so ist doch klar, dafs in einer Zeit, wo die Balladenpoesie so sehr daniederlag, von eigentlicher Produktion nicht die Rede sein kann. Die alten Gesänge von gröfserem Wert leben fort, das zeigt schon allein die grofse Kenntnis von Volksballaden und speciell auch Robin-Hood-Balladen, welche Shakespeare zeigt. Dafs dennoch in diesem Zeitraum die Produktion erschlaffte, erklärt zum Teil das überwiegende Interesse für das Drama, welches alles andere verdrängt. Befremden kann es bei dieser Oberherrschaft des Dramas natürlich nicht, dafs man auch den populären Stoff, den unsere Balladen boten, sehr bald benutzte, um Dramen daraus herzustellen. Dramatische Aufführungen, welche von Robin Hood handelten, waren sehr alt. Zum Be-

lege braucht nur an die Worte Bowers: „de quibus (Robin, Johan und Genossen) stolidum vulgus hianter in *comœdiis* et *tragœdiis* prurienter festum faciunt“ (s. oben) erinnert zu werden, da hier doch wohl bei comœdiæ und tragœdiæ, wenn nicht gerade an Bühnenaufführungen, so doch vielleicht an eine Art von Vermummungen zu denken ist, wie sie bei Volksfesten üblich waren. Welche Rollen in solchen Spielen etwa zu besetzen waren, zeigt eine Stelle aus den Paston Letters (unter Edward IV), wo Paston von einem seiner Diener, welcher ihm versprochen hatte, ihn nie zu verlassen, sagt: „I have kepyd hym thys iii yer to pleye *Seynt Jorge*, and *Robyn Hood* and the *Sheryf of Notyngham*, and now, when I wolde have good horse, he is goon into Bernysdale, and I without a keeper“ (a. a. O. II, 134, cf. Ritson S. CXIII). Wahrscheinlich bezieht sich die in den letzten Worten liegende Anspielung, wie Wright (a. a. O. II, S. 204) hervorhebt, auf irgend eine damals cirkulierende Geschichte oder Ballade, in welcher der Sheriff auf ähnliche Weise gehänselt wird wie in der Erzählung von Grenelefe (drittes fytte der Geste).

Häufig tritt Robin bei den Maifestlichkeiten hervor. Ausführliches Material über die Maispiele — leider nicht genügend oder wenigstens nicht weit genug zurückreichend, um über manche zweifelhafte Punkte Aufschlufs zu geben — bietet neben Drake (in seinem Life of Shakespeare) und anderen vor allem wieder Ritson. Aus den verschiedenen Citaten ergiebt sich, dafs bei den Maibelustigungen, wie sie aufs lebhafteste unter Heinrich VII. und VIII. gepflegt wurden, als verschiedene Mitwirkende vorkommen: „Robin Hode, mores dawnsars, the lady (of May?), little John, the frere (fryer), mayde Marian, the fole, a dysardd, the taborer, the menstorell, the piper.“ Die Figur Robins giebt Anlafs zu Ausgaben für a bannar, Kendall (green) his coat, glovys, hats, satyn for his cotys. Aufserdem werden für Robin Hood und Little John bestimmt sein die aufgeführten 6 brodearovys (conf. Ritson p. CXVI ff.).

Welchen Anteil Robin an den Maispielen nimmt unter Heinrichs VIII. Regierung, erfahren wir aus einem Bericht Halls (Ritson S. CXI u. CXII). Robin und seine Leute treten als

outlaws in grünen Gewändern und Hüten auf (Kentish Kendal), every one of them his bowe and arowes, and a sworde and a bucklar. Vor dem Könige zeigen sie ihre Kunst des Bogenschiefsens und führen ihn gelegentlich einmal in den Wald, wo sie ihn mit Wildbret und feinen Weinen nach Art des alten Robin Hood bewirten. Dafür, dafs die Maifeste, soweit sie sich auf Robin Hood beziehen, im wesentlichen den Charakter von Schützenfesten hatten, sprechen auch die Worte des Richard Robinson (Third assertion Ritson I, S. CXII ff.):

Myself remembreth of a childe in contreye native mine (1553).
May-game was of Robin Hood and of his traine that time (7. E. 6).
To traine up young men stripplings and, eche other younger childe.
In shooting etc.

Was etwa alles zu einem grofsen Mayinge gehört, zählt Stow auf (Survay of London, 1598; s. Ritson S. CX), nämlich: „das Einholen des Maypoles, with divers *warlike shewes, with good archers*, morrice-dancers, and other devices for pastime;“ wörtlich heifst es dann später: „and towards the evening they had *stage-playes* and bonefires in the streetes.“

Von alle den verschiedenen Spielen (stage-playes), welche da aufgeführt sein mögen, ist uns ein einziges erhalten, und dieses playe of Robin Hoode, wie es sich nennt, trägt den ausdrücklichen Zusatz „*very proper to be played in Mayegames*“.

Es findet sich in Coplands Ausgabe der Lytell Geste, und wenn wir es als Norm für die Robin-Hood-Spiele an Maitagen annehmen dürfen, so bestätigt es, was wir vermuten durften, dafs diese Spiele auf vorhandenen Balladen beruhten. Unser play beruht nämlich auf dem ersten Teil der uns bekannten Ballade Robin Hood and the Potter und einer Ballade, welche man am besten als Robin Hood and the friar bezeichnen könnte und von welcher zwei Versionen erhalten sind. Sehr verschieden von diesen Robin-Hood-*plays* sind die eigentlichen Robin-Hood-*Dramen*, welche in der Zeit Elisabeths von Munday verfafst wurden. Nicht mit einer Verschmelzung des in den Balladen vorhandenen mannigfaltigen Stoffes nach Art der Maygames, sondern mit weit angelegten Dramen haben wir es zu thun, in

welchen Robin Hood als solcher völlig verschwindet, um als „earl of Huntingdon“ wieder aufzutauchen. Munday zeigt eine ziemlich grofse Bekanntschaft mit den Balladen, und von dieser Seite interessiert uns das Drama hier. Aufser Robin führt er vor allem die Personen ein, welche ihm in der Geste zugeteilt sind: „Little John, Much the Millers sonne, Scathlock und Scarlet (als verschiedene Personen), den Sheriff, right hitting Brand.“ Ort der Handlung ist meist Sherwood. Die lustigen Streiche Robins setzt er als bekannt voraus.

For merry jeasts they have beene showne before:
As how the frier fell in to the well,
For love of Jinny, that faire bonny bell;
How Greeneleafe rob'd the shrieve of Nottingham,
And other mirthful matter, full of game.

Die Ballade, auf welche sich die beiden ersten Zeilen beziehen, gehört wohl schwerlich in den Robin-Hood-Kreis (conf. Chappell Pop. Mus. S. 274, 390 und Child VIII, S. 122). Die letzten Zeilen des Citats beziehen sich natürlich auf die Geste (fytte III). Die lustigen Streiche, nach obigem der eigentliche Inhalt der Robin-Hood-plays, weist Munday also ausdrücklich aus seinem Rahmen. Episodisch benutzt er deshalb die Balladen doch; so scheint die Befreiung Scarlets und Scadelocks (s. Ritson S. LXIII f.) auf der Ballade *Robin Hood rescuing the widows sons* (s. unten) zu beruhen.

Ziemlich wörtlich entlehnt aus der Ballade *The Jolly Pindar of Wakefield with Robin Hood, Scarlet and John* sind die Zeilen:

At Michaelmas cometh my covenant out
My master gives me my fee;
Then Robin I[le] weare thy Kendall greene,
And wend to the green wood with thee.

Auch die *Chroniken* des 16. Jahrhunderts gedenken Robin Hoods. Sie kopieren einfach ältere Quellen oder zeichnen Robin nach den Balladen, vor allem nach der Lytell Geste, so etwa

Mair in seiner Historia Majoris Britanniæ (s. oben) und

Grafton (1569) im Scottish Chronicle, wo er als seine Quelle angiebt „an olde and auncient pamphlet“. Neu ist bei ihm, dafs er Robin zu einem Adeligen macht (he was of noble parentage), welcher wegen Verschwendung in zu grofse Schulden

gerät und gesetzlich geächtet wird (by order of lawe he was outlawed).

Stowe, Annals etc. (1592), benutzt vorwiegend Mair (s. o.).

Holinsheds Chronicle (1587) Description of Ireland benutzt ebenfalls Mair, daneben Grafton. Er giebt einen Bericht über das Treiben von Robin Hoods Leuten nach dem Tode ihres Herrn und über Little Johns Tod, dessen Grabstätte er nach Schottland verlegt.

Das *Sloane-Manuskript,* Nr. 715, welches Ritson hauptsächlich als Grundlage für seine Skizze von Robins Leben benutzt, beruht fast wörtlich auf Graftons Chronicle, und die vielfach von Ritson herangezogene *Note in dem Harleian-Manuskript* (Bibl. Harl. 1233) ist entweder Graftons olde and auncient pamphlet oder sie ist später aus seiner Chronik zusammengeschrieben.

Alle diese verschiedenen, deutlich voneinander abhängigen Quellen benutzt Ritson als selbständig und faſst die selbstverständlichen Übereinstimmungen derselben als gegenseitige Bestätigungen auf. Da wir weiterhin Gebrauch davon machen können und uns nebenbei dadurch ein interessantes Beispiel geboten wird, wie sich die Verfasser unserer Robin-Hood-Biographien kopieren, geben wir im Folgenden eine Gegenüberstellung von Graftons Bericht mit dem Sloane-Manuskript und der Harleian-Manuskript-Note, aus welcher sich handgreiflich ergiebt, zu welchen ungeheuerlichen Resultaten Ritson kommen muſste, wenn er einen groſsen Teil seiner Biographie Robins auf diese Quellen stützte, ganz abgesehen davon, daſs sie dem 16. Jahrhundert angehören, also über Robins Persönlichkeit authentisch reden wollen, nachdem er nach ihrer eigenen Ansicht bereits 400 Jahre tot sein sollte.

Sloane-Manuskr.	Graftons Chronicle *resp. an old and auncient Pamphlet which Grafton the chronicler has seen.*	Harlein-Manuskr.-Note (Bibl. Harl. 1233).
he was of — parentage	This man discended *of noble parentage* or rather beyng of base stocke and linage was for his manhood and chivalry	It is said that he was of *noble blood,*
	advaunced to the noble dignitie of *an earle.*	no less *then an earle.*

in shooting with the longbow which they chiefly practised, they *excelled* all the men of the land; though as occasion required, they had also other weapons.	*and excellyng principally in archery or shooting*, his manly courage agreeyng thereunto etc.	
he was so ryotous that he lost or sould his patrimony and for debt became an outlaw.	But afterwardes he so prodigally exceeded in charges and expences, that he fell into great debt — — — that by order of law he was outlawed.	having wasted his estate in riotous courses.
	(the king) *caused his proclamation to be made* that whosoever would bryng him quicke or dead, the king would geve him a great summe of money, as by the recordes in the Exchequer is to be sene: but of this promise no man enjoyed any benefite.	*the kyng at last sett furth a proclamation* to have him apprehended etc.
dystempered with cold and age, he had great payne in his lymmes, his bloud being corrupted, therfore to be eased of his payne by letting bloud, he repayred to the prioress of Kyrkesly, which some say was his aunt, a woman very skylful in physique etc.	For the sayde Robert Hood being afterwardes troubled with sickness, came to a certain nonry in Yorkshire called Bricklies, where desiring to be let blood he was betrayed *and bled to death.*	at which time it happened he fell sick at a *nunnery in Yorkshire called Birckleys* and *desiring* there *to be let blood hee was betrayed and* made *bleed to death.*
after letting him *bleed to death buryed him* under a *great stone by hy wayes syde* etc.	the prioresse of the same *place caused him to be buried by the highwayside*, where he had used to rob and spoyle those that passed the way. And upon his grave the prioresse did lay a very *fayre stone.*	

Das Sloane-Manuskript, die umfangreichste der ältesten Biographien Robin Hoods, beruht jedoch nicht nur auf den Chroniken, sondern es macht auch eigene Zusätze aus Balladen.

Die Worte „after such maner (s. unten) the procured *the pynner of Wakefyeld* to become one of his company and a *frere called Muchel*“ beweisen — wenn wir annehmen, dafs der Schreiber, welcher mit den Balladen nicht gar so sehr vertraut gewesen zu sein scheint, da er im stande war, dem frere fälsch-

lich den Namen Muchel zu geben (im Anklang an Robins Genossen Much) — die Existenz der Balladen „*The pindar of Wakefield*“ und „*Robin Hood and the friar*“ (s. oben).

Was das Manuskript von Scarlocke (Scathlock?) erzählt (Ritson S. XXXVIII f.), wird uns ganz entsprechend von einem anderen Helden (Allin a Dale) erzählt in der in einem Druck von 1661 erhaltenen Ballade „*Robin Hood and Allin a Dale*“. Da diese Ballade in der uns erhaltenen Form entschieden erst im 17. Jahrhundert, um 1650, entstanden ist (Reime wie tane slaine, fail Dale beweisen das), während das Sloane-Manuskript nach Ritson aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammt, so wäre es allerdings möglich, dafs zuerst in einer Ballade von Scarlock erzählt wurde, was uns eine erhaltene Ballade von dem Sänger Allin a Dale berichtet. Wahrscheinlich verwechselt der Schreiber jedoch auch hier die Namen.

Ein negativer Grund, der dafür spricht, dafs das Sloane-Manuskript ins 16. Jahrhundert gehört, ist der, dafs der Verfasser Mundays Dramen nicht zu kennen scheint, da er anderenfalls sicher davon Gebrauch gemacht haben würde.

Als eine der ersten Thaten, welche Robin vollführt haben soll, erzählt das Sloane-Manuskript eine Begebenheit, welche sich fast genau ebenso in der Ballade *Robin Hood's Progress to Nottingham* wiederfindet (Ritson, p. 111).

Als unzweifelhaft im 16. Jahrhundert in irgend welcher Form existierend lernen wir also aufser den bereits besprochenen Balladen kennen: The jolly Pinder of Wakefield; Robin Hood and the friar; Robin Hood rescuing the widow's sons; Robin Hood and Allin a Dale, oder wenigstens dessen Grundlage; Robin Hood's Progress to Nottingham; und aufserdem eine oder mehrere Balladen über Robin Hoods Tod (s. unten).

Robin Hood im Kampfe mit einem meist überlegenen Gegner.

Das erwähnte Sloane-Manuskript sagt von Robin: „Wher-soever he hard of any that were of unusual strength and hardines, he would desgyse himselfe and rather than fayle, go lyke a begger to become acquaynted with them; and after he had tryed them with fighting, never give them over tyl he had used

means to d..... to lyve after his fashion;" als Beispiele für diese allgemeine Behauptung werden, wie bekannt, die Erwerbung des pynner of Wakefeyld und des freyr (called Muchel! s. oben) angeführt. Nicht nur die Namen werden von dem Verfasser verwechselt, sondern er wirft hier überhaupt verschiedenerlei durcheinander. Robin hat sich zwar oft als Bettler verkleidet, wenn er irgend eine kühne That vorhatte, aber nie zu dem hier angeführten Zweck, vor allem auch nicht in den beiden von ihm erwähnten Fällen. Das Manuskript hat jedoch recht, wenn es hervorhebt, dafs ein Zweikampf Robins mit einem Fremden, besonders einem solchen, welcher wegen seiner Stärke allgemein bekannt ist, und die sich nicht selten daran anschliefsende Anwerbung dieses als tüchtig erprobten Gegners, für die Robin-Hood-Balladen schon in seiner Zeit ein stehender Gegenstand waren. Fast zwanzig Balladen sind uns noch heute erhalten, welche einen derartigen Kampf Robins mit irgend einem Gegner behandeln. Der im Kampfe erprobte Gegner wird für Robins Dienste und für das outlaw-Leben gewonnen in den Balladen: The Pinder of Wakefield; Robin Hood and the Curtall Fryer; Robin Hood and the Tanner; Robin Hood and the Tinker; Robin Hood and the Ranger; Robin Hood and Little John; Robin Hood and the Scotchman.

Von diesen Gegnern hat der Pinder of Wakefield eine dreifache Probe zu bestehen, insofern er nämlich als einzelner gegen Robin, Scarlet und John kämpft. In der Ballade „Robin Hood's Delight", wo die Waldhüter (Förster) angeworben werden, handelt es sich um einen dreifachen Einzelkampf, nämlich Robins, Scarlets und Johns gegen je einen Förster.

In einigen Balladen stellt sich nach beendetem Kampfe heraus, dafs der fremde Gegner, mit welchem Robin Hood gekämpft hat, einer seiner Anverwandten ist, welcher ihn sucht — „Robin Hood and the Stranger" und „The Bold Pedlar and Robin Hood" —, oder gar seine Geliebte, welche sich als Page verkleidet hat und ihn im Walde sucht — „Robin Hood and Maid Marian" —, wie er denn in noch zwei anderen Balladen gegen verkleidete Frauen kämpft (s. unten).

In manchen Fällen endlich erzählen die Balladen von weiter nichts als von einem Kampfe Robins mit *einem* Gegner —

„Robin Hood and the Beggar" und „Robin Hood and the Shepherd" — oder gar mit *mehreren* Gegnern — „Robin Hood and the Peddlers", „Robin Hood's Progress to Nottingham" (s. oben), Kampf gegen zwölf Förster —. Einen selbständigen Kampf ficht Little John aus mit dem Koch des Sheriff (Lytell Geste, fytte III — s. oben) und mit vier Bettlern — „Little John and the four Beggers" —. Der Streit beginnt auf verschiedene Weise. Meistens wird er durch Robin Hood provoziert (beggar, shepherd, bold pedlar, butcher etc.), und zwar zum Teil, weil er die Stärke seiner Gegner so sehr hat rühmen hören, dafs ihn sein Ehrgeiz zwingt, mit ihnen anzubinden (Potter, Pinder of Wakefield, Curtall Fryer), zum Teil aus blofsem Vergnügen an derartigen Zweikämpfen (beggar, pedlar, stranger etc.). Mit den Förstern und Waldhütern liegt Robin im Streit, weil er den Wald für sein unbestrittenes Eigentum hält und nicht dulden kann, dafs sich irgend jemand Eingriffe in seine Rechte erlaubt (Ranger, Progress, Delight).

In der ausgesprochenen bösen Absicht, Robin gefangen zu nehmen, ziehen Guy of Gisborne (s. oben) und der Tinker — Robin Hood and the Tinker — in den Wald. Die erstere Ballade endigt daher auch mit Guys Tod, während gewöhnlich der Kampf beendet wird, wenn beide Parteien erschlafft sind, indem jedoch meistens Robin bereits vorher arg zugerichtet und zum Nachgeben gezwungen worden ist.

Obgleich wir, wie aus dem Bisherigen ersichtlich ist, stets bestrebt waren, der Übersichtlichkeit halber die Balladen in gröfsere, inhaltlich verwandte Gruppen zu bringen und diese Gruppen möglichst erschöpfend abzuhandeln, so suchten wir doch gleichzeitig eine chronologische Ordnung sowohl bei der Betrachtung der Gruppen, wie der einzelnen Balladen stillschweigend durchzuführen (resp. stellenweise erst zu ermitteln).

Die Balladen nun, welche unter obiger Überschrift zu vereinigen sind, erstrecken sich ihrer Entstehungszeit nach über grofse Zeiträume, indem die ältesten im 15. Jahrhundert, andere im 16., die gröfsere Hälfte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und einige noch später entstanden sind. Wir werden daher unser Augenmerk zunächst auf die ältesten Balladen dieser Gattung richten und den noch übrig bleibenden später

am geeigneten Orte eine besondere Erörterung zukommen lassen.

Die ältesten hierher gehörigen Balladen sind diejenigen, welche von Robins Begegnung mit dem Töpfer, oder Johns Kampf mit dem Koch des Sheriff (Geste, fytte III) handeln und die vom Sloane-Manuskript erwähnten „The Pindar of Wakefield etc.“ und „Robin Hood and the friar“.

Robin Hood fordert, wie wir sahen, seinen Gegner wesentlich deshalb heraus, weil er von dessen grofser Stärke gehört hat. Der Kampf endet zu seinen Ungunsten. Vom Töpfer wird er besiegt, dem curtall fryer kann er nichts anhaben, und den Pindar können drei outlaws nicht besiegen, obgleich der Kampf einen ganzen Tag dauert (a summers day so long). Robin kämpft mit Schwert und Schild gegen den Potter und Pindar, ebenso John gegen den Koch, gegen den friar zieht er sein Schwert erst, nachdem alle die Pfeile, welche er auf ihn abgedrückt hat, von seinem Schilde zurückgeprallt sind. Robins Gegner sind nicht immer gleich ausgerüstet. Der Töpfer schwingt einen mächtigen Knüttel, der friar ist vollständig rittermäfsig gerüstet. Des Pindars Waffe wird uns nicht deutlich beschrieben. Während er selbst in der einen Version sagt:

I le take my *benbowe* in my hande (Percy-Mskr. p. 21),

heifst es in dem anderen wohl weniger dem Original entsprechend:

I le take my *blew blade* all in my hand. (Child p. 206, Z. 37.)

Die beiden Gegner Robins, welche mit besonderem Namen hervortreten, „The Pindar of Wakefield“ und der friar (curtall fryer, fryer Tuck?), verdienen eine besondere Behandlung und wir wenden uns zunächst zu dem

Pinner of Wakefield.

Der Pinner of Wakefield war eine fast ebenso populäre Figur wie Robin Hood. Beider Ruhm war so verbreitet, sagt Drayton (Polyolbion)

for their so valiant fight,
that every freemans song
Can tell you of the same.

Zu bedauern ist, daſs uns von dem, was diese freemen gesungen haben mögen, nur zwei unvollkommene Fassungen derselben Ballade erhalten sind, ein kleines Fragment im Percy-Manuskript und eine Kopie Nr. 401, fol. 61 b in Woods Collection (s. Hazlitt, Handbook etc. unter dem Titel „Robin Hood“ Nr. 31). Ob die Notiz in den Registern der Stationer's Company „1557/8 To Mr. John Wallye and Mrs. Toye these ballettes followynge, that is to say .... A ballet of Wakefield and a greene“ speciell auf die uns vorliegende Ballade mit dem Refrain

In Wakefield all on a green

zu beziehen ist, bleibt unsicher. Nach einer bereits sicher begründeten Popularität wurde der Pinner auch zum Helden eines (oder mehrerer? s. unten) Dramen gemacht.

In Dodsleys „Old Plays“, vol. VI, findet sich: „A pleasant conceyted comedie of George A *Greene the Pinner of Wakefield* as it was sundry times acted by the servants of the Right Honourable the Earl of Sussex. Imprinted at London by Simon Stafford. 1599. 4⁰.“

In der vierten Auflage der Sammlung von W. Carew Hazlitt ist dieses Drama fortgelassen, weil es von mehreren Gelehrten Robert Greene zugeschrieben und von Dyce in seine Ausgabe von Greenes Werken aufgenommen wurde.

George a Greene soll also der Pinner geheiſsen haben. Die erhaltenen Balladen wissen davon nichts und in *Mundays* „Downfall and Death of Robert Earle of Huntingdon“ heiſst es:

Good *George-a-Greene at Bradford* was our friend
And wanton *Wakefield's Pinner* lov'd us well.
(Dodsley Hazlitt VIII, 151.)

Hiernach sind George a Greene und der Pinner of Wakefield zwei verschiedene Personen, und da Munday einigermaſsen orientiert geweeen sein dürfte, kann *Thoms* (Early English Prose Romances) rechthaben, wenn er sagt: „A play entitled *George a Green* was played on the 28th of December 1593 by the Lord Strange's company, and the *Pinner of Wakefield which seems to be a different play* on the 8th of January 1593—1594.“

Es wäre alsdann keins dieser beiden Dramen mit dem oben erwähnten „A pleasant conceyted comedie etc.“ zu identifizieren,

sondern es läge vielmehr die Vermutung nahe, dafs dieses letztere aus einer Verschmelzung der beiden ersterwähnten entstanden ist.

Nach *Bradford* versetzt Munday den George a Green, und in *Bradford* hat Robin Hood in dem erwähnten Drama einen Kampf mit George a Greene. Nichts hindert uns, anzunehmen, dafs George a Greene und der um 1600 noch allgemein bekannte shoomaker of Bradford dieselbe Person sind, besonders da uns von diesem letzteren ausdrücklich berichtet wird, dafs er ebenfalls einen Kampf mit Robin Hood gehabt habe. Richard Brathwayte berichtet in seiner poetischen Epistel „to all truebred northerne sparks etc." (Strappado for the divell, 1655) darüber, siehe Ritson, S. XXXIII ff. Der Schuster von Bradford läfst nämlich keinen Fremden durch die Stadt passieren, welcher einen Stock auf der Schulter trägt, ohne ihn durchzuprügeln, und dadurch soll er auch mit Robin Hood in Streit verwickelt worden sein.

— — — — — — — and from hence
Twixt Robin Hood and him grew the difference,
Which cause it is *by most stage-poets writ*
For brevity I thought good to omit. (Brathwayte l. c.)

Bei den letzten Zeilen müssen wir zunächst an das am 28. Dezember 1593 aufgeführte play entitled „George a Green etc." denken (s. oben). Ziehen wir alles Gesagte in Betracht, so können wir nicht gut anders, als Robin in „George a Greene, dem Schuster von Bradford (?)", einen weiteren Gegner gegenüber zu stellen, gegen welchen er vielleicht einen ebenso schweren Stand hatte als gegen den Pinner of Wakefield. Was übrigens den letzteren angeht, so war es schon an sich unwahrscheinlich, dafs er allein durch die Rolle, welche ihm in den Robin-Hood-Balladen zuerteilt worden, so bekannt und populär geworden sei, wie er es nach dem Bericht mehrerer Autoren thatsächlich gewesen ist.

Aus den Worten Richard Brathwaytes

The first whereof that I intend to show
Is merry Wakefield and her pindar too
Which fame hath blaz'd with all that did belong
Unto that towne in *many gladsome song,*

The pindars valour and how firme he stood
In the towns defence 'gainst the rebel Robin Hood,
How stoutly he behav'd himselfe, and would
In spite of Robin, bring his horse to th' fold,
His many May-games were to be seene
Yearly presented upon Wakefield greene

ergiebt sich deutlich genug, dafs der Pinner im Volke seine eigene Geschichte hatte, welche sich vielleicht passend resumieren liefse in den Worten, mit welchen die Ballade „The Jolly Pindar of Wakefield“ beginnt:

In Wakefield there lives a jolly Pinder
in Wakefield all on a green
There is neither Knight, nor Squire, said the Pinder
nor Baron that is so bold
Dare make a trespass to the town of Wakefield,
but his Pledge goes to the Pinfold.

Die Andeutungen, welche Brathwayte hier giebt, über die speciellen Beziehungen zwischen Robin und dem Pindar:

The pindars valour, and how firme he stood
In the *townes defence 'gainst the rebel Robin Hood,*
How stoutly he behav'd himselfe, and would
In spite of Robin, bring his horse to th' fold,

sind uns unverständlich. Die erhaltene Ballade — auf einer gemeinsamen Quelle scheinen die black-letter-Kopie und das Fragment im Percy-Manuskript zu beruhen — berichtet nur über einen Kampf Robins mit dem Pinner, die Anwerbung des letzteren und einen sich anschliefsenden Versöhnungsschmaus. Die beiden Versionen, welche uns erhalten sind, stammen zwar augenscheinlich aus derselben Quelle, aber in welcher direkten Beziehung sie zu einander stehen, läfst sich unmöglich sagen. Jedenfalls scheint die Stellung der Strophen in Nr. 1 (black-letter-copy) eine sehr inkorrekte zu sein. Z. 31—38 und 45—52 sind fast wörtliche unmotivierte Wiederholungen.

Robin Hood und der friar of Fountains-abbey.

In einem starken friar soll Robin ebenfalls einen überlegenen Gegner gefunden haben. Der curtallfryer in Fountaines Abbey der black-letter-Kopie heifst im Percy-Manuskript nicht nur „cutted friar of fontainesabey“, sondern wird in der Überschrift

bezeichnet als ffryer Tucke, und auch dem frere des bekannten Plays wird in einigen Stellen dieser Name zugelegt.

Die Figur des friar Tuck ist lange sehr populär gewesen und lebt bekanntlich noch heute aufs lebhafteste in aller Erinnerung als der lustige Bruder in Scotts Ivanhoe fort.

Nach Stows Annalen war er zu Anfang des 15. Jahrhunderts allbekannt, da er, jedenfalls nach irgend welcher Quelle, sagt: „one, by his counterfeite name, called frier Tucke with many other malefactors, committed many robberies etc.“ (siehe Ritson). Der friar Tuck ist neben Marian eine stehende Figur im Morris-dance und spielt daher eine Rolle bei den Maispielen; doch steht er, soweit die vorliegenden Quellen darüber Aufschlufs geben, in keiner direkten Beziehung zu Robin Hood. Was der friar etwa ursprünglich dem Volke gewesen sein mag, geht am besten hervor aus den Worten Skeltons in seinem „goodly interlude of Magnificence written about the year 1500“ (cf. Ritson, p. XXXII):

Another bade shave halfe my berde
And boyes to the pylery gan me plucke
And wold have made me freer Tucke
To preche out of the pylery hole.

Wir werden nicht weit fehlgreifen, wenn wir auf Grund dieser wenigen Worte die Vermutung aufstellen, dafs der friar Tuck zuerst die alte Rolle eines boy-bishop spielt, jener Figur, welche so lange und so häufig das Volk belustigt hat, und dafs er erst später zu einer wichtigen Persönlichkeit im Morrisdance geworden ist. In den Maispielen, wo fast alle Volksbelustigungen sonst verschiedenen Ursprungs zusammenliefen, um mit anderen zu verschmelzen oder ganz unterzugehen, kam er auch in einen gewissen äufseren Zusammenhang mit Robin Hood, und es lag gewifs nicht fern, den Kampf Robins mit einem friar speciell auf den friar Tuck zu übertragen. Der eigentliche Verfasser der uns erhaltenen Ballade hat daran offenbar nicht gedacht, und die Überschrift im Percy-Manuskript entspricht der Ballade nicht. Dafs man aus einem unbekannten friar den allbekannten friar Tuck machen will, entspricht einfach nur derselben Tendenz, welche das Volk antrieb, Robin den Pindar von Wakefield oder den souter von Bradford — allbekannte

Helden — gegenüberzustellen, wodurch der alte Gegenstand — der stehende Zweikampf — neues Interesse gewann. Alt mufs der Gegenstand gewesen sein, das beweisen die vielen verschiedenen Erzählungen derselben Art, welche nicht in gegenseitiger direkter Abhängigkeit stehen, aber viele durchaus typische Züge enthalten.

Sehr stark ist der *Töpfer* (Little John hat schlagende Beweise dafür empfangen); der *Pindar* ist weit und breit berühmt (s. oben); die Stärke des *curtall fryer* kennt Scadlock.

Fast gleich lautet die Anerkennung, welche dem Gegner zu teil wird in Lytell Geste, fytte III, Z. 53, wo Little John den Koch anredet:

Thou art one of the best swerdemen
That ever yet sawe I me,

und Pindar

for this is one of the best pindars
that ever I saw with mine eye. (Percy-Manuskr.)

(that ever I tryed with sword.) (Gosson.)

Typisch ist auch das Angebot, welches dem Gegner von Robin (Little John) gemacht wird:

Lytell Geste:

Cowdest thou shote as well in a bowe
To grene wood thou sholdest with me
And two tymes in the yere thy clothynge
Ichaunged sholde be.
And every yere of Robyn Hode
Twenty marke to thy fee.

Pindar (Percy-Manuskript):

„but wilt be my man?“ said good Robin,
„and come and dwell with me?
and 2 s in a yeere thy clothing be changed
if my man thou wilt be.“

Pindar (Wood Collection):

And wilt thou forsake thy Pinderscraft
— — — — — — — — — —
And go to the greenwood with me.
Thou shalt have a livery twice in the year.

Curtall fryer (Gosson):

If thou wilt forsake faire Fountainesdale
And Fountaines Abbey free
Every sunday throwout the yeere,

A Noble shall be thy fee.
And every holliday through the yeere
changed shall thy garment be.

Ziemlich nahe stehen sich offenbar das dritte fytte der Geste und die Ballade vom Pindar (Percy-Manuskript) und besonders auch *Curtall fryer* (Gosson) und *Pindar* (Wood Collect.), beides Umarbeitungen alter Balladen.

Den stehenden Kampf, welchen wir in den verschiedenen Balladen wiederfinden, erklärt Barry (Sur les Vicissitudes etc. S. 38 f.) für eine Nachahmung der in der Ritterpoesie so häufigen Kämpfe: „L'idée caractéristique de la poésie chevaleresque, on le sait, c'est la guerre, la guerre sous toutes ses formes et or, cette idée se retrouve partout dans la poésie que nous étudions, moins ses nuances qui n'y auraient plus eu de sens. C'est elle qui a inspiré ces combats que l'outlaw livre a tous venans, sans motif etc.“ Schwerlich hat Barry recht; wenige Einzelheiten in den späteren Balladen sind entlehnt, der Kampf als solcher ist zu häufig und mufs ursprünglich irgend welchen anderen Entstehungsgrund haben, besonders wegen des charakteristischen Schlusses, dafs Robin immer nur unterliegt und zwar nicht blofs dann, wenn es sich um einen für seine Truppe zu gewinnenden yeman handelt, sondern zum Beispiel auch dem potter gegenüber. Man könnte nun zwar sagen, dafs, nachdem das Thema einmal gegeben war, das Volk vielleicht gerade daran Vergnügen fand, dafs Robin, der sonst weit und breit gefürchtet ist, von einem gewöhnlichen yeman besiegt wird, und es giebt in der That Balladen, welche ein besonderes Vergnügen darin finden, Robin Hood in möglichst nachteiligem Lichte darzustellen, ihn zum Beispiel so jämmerlich zurichten zu lassen, wie dies in der Ballade „Robin Hood and the Beggar“ geschieht.

Für unsere Balladen liegt die Sache jedoch noch anders. Wenngleich Robin gewöhnlich besiegt wird, so behält er doch immer noch eine Art Überlegenheit; er ist mit seinen Gegnern sehr bald ausgesöhnt und weifs sie gewöhnlich noch für seine Dienste zu gewinnen. Eigentümlich ist es, dafs uns in dem einzigen uns erhaltenen Robin-Hood-Spiel, welches für Maifestlichkeiten bestimmt ist, gerade zwei Kampfscenen erhalten sind, und es scheint, als ob wir gerade in der Art, wie hier der

Kampf von statten geht, eine Aufklärung finden sollten über die ursprüngliche Grundlage desselben. Robin erzählt seinen Leuten:

With a proud potter I met
And a rose garlande on his head
The floures it shone marvaylous freshe etc.

Ritson bemerkt zu dieser Stelle: „How a potter comes to be decked with so elegant and honorable a chaplet, does not seem easy to account for; unless for the reason given by Chaucer, that

soche araie costnith but lite.“

Sollte der Grund, den Ritson sucht, nicht tiefer liegen? Sollte man hierin nicht vielmehr einen Rest des alten Kampfes zwischen Sommer und Winter vermuten dürfen? Es läge dann darin ein weiteres Moment vor, welches für die übrigens gut begründete Annahme spräche, dafs Robin Hood, welcher in diesem Kampfe permanent auftritt, während seine Gegner wechseln, ursprünglich eine mythologische Figur ist.

Robin Hood befreit drei junge Leute, welche in der Gewalt des Sheriff sind.

Wir lernten Robin Hood schon kennen als Befreier seines Genossen John, von welchem er selbst aus den Händen des Sheriffs befreit worden war.

Doch nicht nur nahestehende Genossen hat er aus der Gewalt dieses seines Feindes befreit, sondern auch Personen, welche ihm ferner stehen, so z. B. den Ritter Syr Rycharde at the Lee der Lytell Geste. Vor allem aber ist es in den Robin-Hood-Balladen ein stehender Gegenstand geworden, dafs Robin Hood drei junge Leute aus der Gefangenschaft in Nottingham befreit, nachdem er vorher von ihrer Gefangennahme benachrichtigt worden ist, und zwar verkleidet er sich gewöhnlich zu dem Zwecke als Bettler. Vier Balladen haben diesen Inhalt:

1) Percy-Manuskript I, 14 ff., von Percy überschrieben: Robin Hood, a beggar and the three squires.

2) Robin Hood rescuing the widows three sons from the sheriff, when going to be executed. Child S. 261 ff.

3) Robin Hood and the Beggar. Anth. a. Wood Collection 401, fol. 23b, Child S. 251 ff.

4) Robin Hood rescuing the three squires from Nottingham gallows. Child S. 267 ff. (Common Collection of Aldermary churchyard.)

Diese Balladen, welche in der genannten Reihenfolge entstanden sind und zwar Nr. 2 als Nachahmung von Nr. 1, Nr. 3 und 4 von Nr. 2, bieten eine interessante Gelegenheit, in einem einzelnen Falle zu vergleichen, wie sich der Geschmack allmählich geändert hat.

Alt und sehr verbreitet ist der Zug, dafs ein Held sich verkleidet, um irgend welche kühne That auszuführen. Wie wir sahen, ist es in unseren Balladen gewöhnlich ein alter Mann oder ein Bettler, welcher mit Robin die Kleider tauscht, nachdem dieser ihm zur Belohnung Geld angeboten hat. Man vergleiche

Nr. 1	mit	Nr. 2
		Z. 39 Here is forty shillings in good silver,
Z. 1 in faith thou shal[t] have mine and 20 l in thy pursse to spend att ale and wine.		40 Go drink it in beer or wine. 47 Here are twenty pieces of good broadgold, 48 Go feast thy brethren with wine.

und Nr. 4

Z. 47 And forty shillings I'll give thee to boot
Besides brandy, good beer, ale and wine.

Mit einem gewissen Behagen wird der Anzug des Bettlers geschildert. Die wenigen scherzhaften Bemerkungen, welche Robin selbst, Little John und Scarlett über Robins neues Kostüm machen in der ältesten der vier Balladen (Nr. 1), geben uns ein lebhaftes Bild Robins in seiner neuen Ausstattung und sind so originell und natürlich, dafs alle entsprechenden Stellen der drei anderen Balladen vollständig dagegen zurücktreten.

Die ausführliche Schilderung in Nr. 2 — zwanzig Zeilen bedarf der Dichter dazu (Z. 49—68) — mit ihren einförmigen Wiederholungen, Zeile 54, 58, 62, 66, verfehlt jede Wirkung, und Nr. 3 und 4 begnügen sich denn auch mit Andeutungen:

Nr. 3.	Nr. 4.
Z. 21 An old patcht coat the beggar had on And many a bag about him did wag.	Z. 41 This beggar man had a coat on his back 'Twas neither green, yellow, nor red.

In der Ausführung der Befreiung unterscheiden sich die Balladen. Von Nr. 1 fehlt, weil das Percy-Manuskript bekanntlich defekt ist, der Anfang, ein gröfserer Passus in der Mitte, welcher die Schilderung von Robins Gange nach Nottingham enthalten mufste, und der Schlufs.

Nr. 2 und 4 bestehen aus drei Teilen. Ehe Robin den alten Bettler trifft, ist ihm schon vorher im Walde eine alte Frau begegnet, welche ihm erzählt, dafs drei Squires in Nottingham gefangen sind.

Den zweiten Teil bilden dann die Begegnung mit dem Bettler und der Kleidertausch, und im dritten Teil endlich folgt die eigentliche Befreiung.

Der Anfang dieser drei Teile in Nr. 2 ist derselbe:

Z. 5 Now Robin Hood is to Nottingham gone
6 With a link a down and a day, (down)

wiederkehrend in Z. 29, 30 und 69, 70; Robin trifft alsdann 1) die alte Frau:

And there he met a silly old woman, (Z. 7.)

2) einen palmer:

And there he met with a silly old palmer (Z. 31.)

und 3) den Sheriff:

And there he met with the proud sheriff. (Z. 71.)

Nr. 4, im engen Anschlufs an Nr. 2 entstanden, zeigt eine ebenso deutliche Dreiteilung; die Anfänge lauten:

1) Z. 1 ff. Bold Robin Hood ranging the forrest all round,
The forrest all round ranged he,
O there did he meet with a gay lady,
She came weeping along the highway.

2) Z. 33 ff. Then bold Robin Hood for Nottingham goes,
For Nottingham town goes he,
O there did he meet with a poor beggar-man,
He came creeping along the highway.

3) Z. 49 ff. Bold Robin Hood then unto Nottingham came,
Unto Nottingham town came he;
O there did he meet with great master sheriff,
— — — — — — — — — — —

Diese Dreiteilung und Wiederholung findet sich genau in derselben Art in den Balladen von William Wallace, welche von Child (Bd. VI, S. 231 und 237) mitgeteilt werden.

Wallace trifft zunächst immer ein Mädchen

(a well-fared maid — 233, Z. 13
well far'd may — 240, Z. 73)

beim Waschen, welches ihm erzählt, dafs englische Lords ihn verfolgen.

In zweiter Linie trifft er dann einen Bettler,

(a bold beggar — 233, 28 und 240, 93
a silly auld man — 234, 31)

welcher die Aussage des Mädchens fast mit denselben Worten wiederholt und ihm seine Kleider leiht. In dieser Verkleidung führt er sein eigentliches Unternehmen aus; er erschlägt die ihn verfolgenden Engländer.

Vollständig stereotyp sind die Fragen, welche Wallace an die ihm Begegnenden stellt, und ebenso die darauf erfolgenden Antworten:

What news, what news, ye { well-fared maid? / silly auld man? }
What news hae ye to gie?

und sie finden sich in derselben Form in noch anderen Balladen wieder, so in Johnie of Breadislee (Child VI, S. 14, 37, 38):

What news, what news, ye gray headed carle,
What news bring ye to me?

oder in Johnie of Cocklesmuir (Child VI, S. 18, 36, 37):

What news, what news, my silly auld man,
What news? come tell to me.

Einfach eine Wiederholung dieser feststehenden Formel sind daher auch die Worte, welche Robin an die ihm begegnende Frau richtet in der Ballade Nr. 2:

What news? what news, thou silly old woman?
What news hast thou for me?

und das ganze Auftreten der Frau überhaupt hat nichts zu bedeuten als eine Wiederholung der Botenfigur, in derselben Art, wie in den obigen Balladen, durch deren Einflufs unsere Ballade offenbar ihre Form bekommen hat.

Ganz verkehrt ist daher die Annahme, dafs es sich um die Befreiung der Söhne dieser alten Frau schon in unserer Ballade (Nr. 2) handelt, wie das ausgesprochenermafsen in der Ballade Nr. 4, welche aber ganz neuen Datums ist, der Fall ist. Allerdings trifft Robin die Frau *weinend* an, aber sie erzählt ihm nicht von ihren Söhnen, sondern von three squires, welche gefangen seien. Auch Z. 25—28:

„Dost thou not mind, old woman,“ he said,
„Since thou made me sup and dine?
By the truth of my body“ quoth bold Robin Hood,
„You could not tell it in better time“

sind ganz episodisch. (Man vergleiche Robin Hood and the Bishop, Z. 29 ff.:

„If thou be Robin Hood,“ said the old wife,
„As thou dost seem to be,
I'le for the provide and thee I will hide,
From the bishop and his company.
For I remember one Saturday night,
Thou brought me both shoes and hose.“)

Der Titel der Ballade „Robin Hood rescuing *the widows three sons* etc.“ ist also ganz unberechtigt; er pafst vielmehr für Nr. 4, wo statt der silly old woman *a gay lady* eingeführt wird, deren *Söhne* Robin befreit:

O! I do weep for *my three sons*, (Z. 15.)

während der zu dieser Ballade gehörige Titel geeigneter erscheint für Nr. 2.

Was haben nun die drei jungen Leute begangen, welche der Sheriff hinrichten lassen will? Keine der Todsünden, welche Robin vermutet:

O have they parishes burnt? etc. (Z. 13 ff.)

Einen *Wildfrevel* haben die Armen begangen.

It's for slaying of the king's fallow deer
Bearing their long bows with thee. (Nr. 2, Z. 23.)

Aus diesem Grunde wird es auch wohl heifsen:

For why, they be the kings felons;
They are all condemned to dye. (Nr. 1, Z. 60.)

Man begreift die Sympathie Robins für diese Jünglinge. Ob die Worte

bearing their long bows with thee (s. o. Z. 24)

wörtlich zu nehmen sind, ist zweifelhaft; wir hören sonst nirgends, dafs Robin squires in seiner Gesellschaft hat.

Die Ballade „Robin Hood and the Beggar" haben wir nur wenig berücksichtigt. Sie bietet an sich nichts Neues und gehört zu einer Gruppe von Balladen, welche vorwiegend im 17. Jahrhundert entstanden sind und sich schon durch die Form vor den übrigen Balladen kennzeichnen.

Robin Hoods Tod.

Schon sehr früh hat es Balladen gegeben, welche von Robin Hoods Tod berichteten, und infolge dessen ermangeln auch die verschiedenen Chroniken nicht, sich über die Art seines Todes zu verbreiten. So sagt *Holinsheds Chronicle* (1587) Description of Ireland: „Robert Hood being *betrayed at a nunrie in Scotland* (?) called *Bricklies* etc."

Ziemlich übereinstimmend, weil sie voneinander abhängig sind (s. oben), berichten:

Harleian Manuscript-note und *Grafton's Chronicle.*

Harleian Manuscript-note	*Grafton's Chronicle*
the kyng at last sett furth a proclamation to have him apprehended, at which time it happened he fell sick at a *nunnery in Yorkshire called Birckleys* and *desiring to be let blood hee was betrayed and made bleed to death.*	For the sayde Robert Hood being afterwardes troubled with sicknesse, came to a certain *nonry in Yorkshire called Bircklies* where *desiring to be let blood he was betrayed and bled to death.*

Das Sloane-Manuskript endlich (s. oben) bringt den Namen des Klosters, Kyrkesly (Churches Lee), so wie er in den Balladen sich findet, setzt ferner die verräterische Priorin in verwandtschaftliche Beziehung zu Robin und gedenkt vor allem des eigentlichen Verräters „sir Roger of Doncaster", lauter

Züge, welche den Balladen entsprechen. Der Bericht des Manuskripts lautet: „and dystempered with could and age, he had great payne in his lymmes, his bloud being corrupted; Therefore to be eased of his payne by letting bloud, he repayred to the priores of *Kyrkesly* who some say was his aunt, a woman very skylful in physique and surgery; who perceyving him to be Robyn Hood, *and waying howe fel an enimy he was to religious persons, toke reveng of him for her owne howse and all others* by letting him bleed to death. The buryed him under a greate stone by the hywayes side. It is also sayd that one sir *Roger of Doncastre* bearing grudge to Robyn for some injury incited the priores wth wheme he was very familiar in such a manr to dispatch him.“ (Percys Foliomanuskript p. 61.)

Eigentümlich ist der Beweggrund der Priorin, Robin Hood zu ermorden, so wie ihn das Sloane-Manuskript angiebt. Im übrigen liegen uns in den citierten Berichten die Elemente der Erzählung in den Balladen vor.

Wir erwähnten schon den kurzen Bericht über Robin Hoods Tod am Schlufs der Geste, wo er von der prioresse of Kyrkesly (that nye was of hys kynne) und Syr Roger of Donkester (that was her own speciall) verraten wird, wahrscheinlich auch dadurch, dafs man ihn verbluten liefs:

Tomorow I muste to Kyrkesly
Craftely to be leten blode.

Das Hauptinteresse von allen Balladen über Robins Tod nimmt die des Percy-Manuskripts: „Robin Hoode his death“ in Anspruch. Leider ist auch diese Ballade durch die bekannten Lücken so verstümmelt, dafs sie oft gerade an Stellen abbricht, wo unser Interesse am höchsten gespannt ist, und wo Züge weiter ausgeführt waren, welche den übrigen Balladen fremd sind.

Die Einleitung der Ballade ist eine bereits mehrfach bekannte. Robin hat einen grofsen Drang nach Merry church Lees.

„I will never eate nor drinke“
Robin hood said,
„nor meate will doo me noe good,
till I have beene at Merry church
Lees
my vaines for to let blood.“

Conf. Robine Hood and ffryer Tucke (S. 27, Z. 8):

„Ile never eate nor drinke“ Robin
Hood sayd,
„till I that cutted friar see“ etc.

Der Gang nach dem Kloster ist gefährlich. Scarlet rät seinem Herrn daher, nicht ohne hundert Schützen zu gehen.

for there is a good yeoman doth a bide
will be sure to quarrell with thee.

Ebenso wird er von John vor dem Sheriff von Nottingham (Potter) gewarnt, von Moche in „Robin Hood and the Monk“.

Robin läfst diese Warnung jedoch unberücksichtigt und nimmt nur Little John mit sich. Unterwegs schiefsen sie fleifsig um die Wette, bis sie an ein schwarzes Wasser kommen, über welches ein Brett gelegt ist. Darauf kniet eine alte Frau, von welcher Robin Hood verwünscht wird. Derartige böse Vorbedeutungen mufs die verlorene halbe Textseite noch mehr enthalten haben, denn auf der nächsten Seite hebt das Fragment wieder an:

to give to Robin Hood
wee weepen for his deare body
that this day must be lett bloode.

Robin verläfst sich trotz aller bösen Vorzeichen auf die Priorin, welche die Tochter seiner Tante, also seine Cousine ist:

I know shee wold me noe harme this day.

In „Merry church lees“ angekommen, beschenkt Robin die Priorin mit zwanzig Pfund und verspricht ihr noch mehr. Sie läfst ihn zur Ader:

Shee Laid the blood Irons to Robin Hoods vaine,
alacke the more pitye!
and pearct the vaine, and let out the bloode
that full red was to see.

And first it bled, the thicke thicke bloode
and afterwards the thinne,
and well then wist good Robin Hoode
treason there was within.

Wir sehen, wie das Mitgefühl den Verfasser fast übermannt. Eine der unangenehmen Lücken raubt uns den weiteren Zusammenhang. Nach der Lücke tritt plötzlich Red Roger auf und durchbohrt Robins Seite mit dem Schwert, doch entgeht er der Rache nicht: Robin streckt ihn mit einem Schwertstreich zu Boden.

Says „ly there, ly there Red Roger
the doggs they must thee eate,
for I may have my houzle“ he said
„for I may both goe and speake.“

Rührend ist es zu hören, wie Robin noch im letzten Augenblicke seinen Genossen Little John von dem Vorhaben abbringt, das ganze Kloster in Brand zu stecken, um sich an den schändlichen Verrätern zu rächen.

„That I reade not“ said Robin Hode then,
litle John, for it may not be,
if I shold doe any widow hurt, at my latter end,
god,“ he said, „wold blame me.“

Die letzten Anweisungen, welche Robin giebt über die Art, wie er begraben sein will, sein Schwert zu Häupten, seine Pfeile zu Füfsen, seinen Bogen zur Seite u. s. w., entsprechen durchaus dem outlaw-Leben, das er geführt hat.

Hales hält es übrigens für möglich, dafs die besprochene Ballade des Percy-Manuskripts dem kurzen Bericht über Robins Tod in der Geste zu Grunde liegt.

Cf. „Its account of his death (which reads very much like an epitome) is probably founded on some older ballad. That older ballad may have been the one now for the first time printed in our text.“

Dieser Annahme steht nicht viel im Wege. Der Inhalt ist kurz derselbe; über den etwaigen Inhalt der Lücken in der besprochenen Ballade finden wir jedoch auch hier keinen Aufschlufs. Die Priorin ist die Verräterin:

The prioresse of Kyrkesly
That nye was of his kynne.

Cf. The dame prior is my aunts daughter
and nie unto my kinne.

Die Schreibung „church Lees“ im Percy-Manuskript für Kyrkesly in der Geste spricht dagegen, dafs unsere Version speciell zu Grunde liegt. Kyrkesly ist übrigens, wenn wir absehen von dem verstümmelten (?) Birckley etc., die gewöhnliche Schreibung in den sonstigen Quellen, und auch in der Ballade „Robin Hood's Death and Burial“ heifst das Kloster „*Kirkley* hall“.

Robin Hood's Death and Burial.

Diese fernere Ballade, welche von Robins Tode handelt, ist erhalten in Robin Hood's Garland (York). Sie zeigt viele

Übereinstimmungen mit der Ballade des Percy-Manuskripts. Eine Anspielung auf ein vorangegangenes Wettschiefsen könnten die Worte Johns sein:

We have shot for many a pound.

Man vergleiche ferner:

And when that he came to faire Kirkleyhall
he knock'd all at the ring
But none was so ready as his *cousin* * herself
For to let bold Robin in.

Percy-Manuskript:

And when they came to Merry churchlees
they knoced upon a pin
upp then rose dame Prioresse,
and lett good Robin in.

und vor allem den Schlufs:

„What is that boon," quoth Robin Hood,
„Little John thou begs of me?
It is to burn fair Kirkly hall
And all their nunnery.

Now nay, now nay," quoth Robin Hood
„That boon I'll not grant thee;
I never hurt woman in all my life
Nor man in woman's company."

Now give me leave, give me leave, Master he said
for christs love give leave to me
to set a fier within this hall
and to burne up all church lee

„That I reade not," said Robin Hoode then
„little John for it may not be
if I shold doe any widow hurt, at my latter end
god," he said, „wold blame me."

Diese Übereinstimmungen beweisen, dafs die obige Ballade eine Quelle gehabt hat, welche der Ballade im Percy-Manuskript sehr ähnelte; dafs diese selber zu Grunde liegt, wird unwahrscheinlich gemacht durch den Unterschied in der Benennung des Klosters, welcher einen verschiedenen Dialekt andeutet — Church Lee und Kirkly hall. Auf die zu vermutende Quelle könnte sich dann auch die Geste, fytte VIII, gestützt haben.

In Martin Parkers „True Tale of Robin Hood etc." (Ritson I, S. 143 f.) wird ein friar als der Verräter bezeichnet, welcher Robin verbluten läfst aus Gründen, welche den der Priorin untergeschobenen im Sloane-Manuskript sehr ähnlich sind.

The fryer as some say did this
To vindicate etc.

---

* Conf. my aunts daughter (Percy-Manuskr.).

Chronologie der bisher besprochenen Balladen.

Fassen wir, nachdem wir uns so die wichtigsten Balladengruppen vorgeführt und gelegentlich Andeutungen über ihre Chronologie gegeben haben, an dieser Stelle noch einmal summarisch zusammen, in welcher Reihenfolge die bisher betrachteten Balladen entstanden sein dürften, so ergeben sich als die ältesten die beiden handschriftlich in der Cambridge University Library erhaltenen, „Robin Hood and the Potter“ und „Robin Hood and the Monk“, und die der Lytell Geste zu Grunde liegenden Balladen.

Ob das dritte fytte der Geste als eine Nachbildung von Robin Hood and the Potter aufzufassen ist, ergiebt sich nirgend mit Sicherheit. Später als die dem vierten fytte zu Grunde liegende Erzählung ist Robin Hood and the Monk in der uns erhaltenen Fassung entstanden (s. oben). Wenn nun das erwähnte conte dévot von Bower (s. oben) auf der Ballade „Robin Hood and the Monk“ beruht, so würde deren Entstehung also vor 1450 fallen. Was die Geste anbetrifft, so müssen wir hervorheben, dafs sich die bekannte Stelle in jener Ballade (Monk), welche sich auf die Geste beziehen soll, nur in dem Titel der Dichtung findet, welchen wir als späteren Zusatz zu einer ursprünglichen einfacheren Version bezeichneten, so dafs also zuerst die einfachere Fassung, vor 1450 (?), und daraus durch Erweiterung die jetzt erhaltene Ballade Robin Hood and the Monk entstand, zu einer Zeit aber, als die Grundlage des vierten fytte der Geste bekannt war.

Die Lytell Geste war um 1490 in einem Drucke von Wynken de Worde vorhanden. Nach Hales (Percy-Manuskript I, 50) soll sie schon etwa ein Jahrhundert früher zusammengefafst sein: „the Lytell Geste (printed by Wynken de Worde, but probably composed a century before his time etc.).“ Dieser Ansicht können wir uns nicht anschliefsen, da es scheint, dafs dieser Cyklus sich erst allmählich zu der Gestalt verbreiterte, in welcher er uns vorliegt, und nachdem er völlig abgeschlossen war, auch bald darauf gedruckt wurde. Als einen selbständigen, für sich abgeschlossenen Teil, nicht nur dem Inhalte und der Lokalität, sondern auch der Sprache nach, müssen wir den

Cyklus des ersten, zweiten und vierten fytte hinstellen (s. oben), während die zweite Hälfte der Geste im wesentlichen eine Verschmelzung populärer Geschichten über „Robin Hood und den Ritter Syr Richarde at the Lee“ und der Erzählung von „Robin Hood und dem König“ darstellt. Diese zweite Hälfte ist dann später mit dem erwähnten Cyklus verbunden worden; so merkt man an dem achten fytte sehr deutlich, wie der zu Grunde liegenden Erzählung ihre jetzige Form mit Rücksicht auf fytte I und IV gegeben worden ist. Man vergleiche:

Child p. 98, Z. 129 f.	mit	Child p. 111, Z. 129 f.
I love no man in all this worlde So much as I do the.		I love no man in all the worlde So well as I do my kynge.
und p. 48, Z. 93	mit	p. 111, Z. 127.
Lytell Johan was curteyse And set hym on his kne etc.		Robyn coud his courteysy And set hym on his kne etc.
Ferner p. 84, Z. 97 ff.	mit	p. 112, Z. 141 ff.
„Let blowe a horne,“ sayd Robyn, „That felauship may us knowe;“ Seven score of wyght yemen Cam pryckynge on a rowe.		Robyn toke a full grete horne, And loude he gan blowe; Seven score of wyght yonge men Came redy on a rowe.
und p. 84, Z. 107	mit	p. 112, Z. 155.
Robyn Hode and Lytel Johan They served him bothe in fere.		They served our kyng with al theyr myght, Both Robyn and Lytell Johan.

Wie die Lytell Geste im einzelnen entstanden ist, kann kaum nachgewiesen werden. Sie beruht offenbar auf mancherlei verschiedenen Quellen, und Wright mag ungefähr recht haben, wenn er sagt: This poem, indeed, seems at the period of its publication to have been the grand representative of the cycle, and to have contained at least most of that which was commonly sung about the roads and streets (Essays II, p. 199). Dennoch ist die Geste nicht allein aus der Neigung entstanden, möglichst viele Balladen zu sammeln und deshalb nebeneinander zu stellen, weil sie Robin Hood als gemeinsamen Helden feierten. Ein Bedürfnis nach solchen Sammlungen war kaum vorhanden; die Popularität der Robin-Hood-Balladen und ihre Verbreitung war so grofs, dafs sich die beteiligten Kreise wesentlich auf ihr Gedächtnis verlassen konnten, besonders da sich stets Gelegen-

heit fand, die etwa neu entstehenden Balladen von Sängern zu hören. In der Lytell Geste sollte der Versuch gemacht werden, durch eine engere Verknüpfung mehrerer einzelner Erzählungen etwas Einheitliches, eine Art Lebensbild Robins zu schaffen. Wenngleich diese Verknüpfung keine sehr enge geworden ist, so war das Ganze doch zusammenhängend genug, um die späteren Herausgeber zu verhindern, wesentliche Änderungen an dem Cyklus vorzunehmen; keiner derselben hat daran gedacht, auch nur den Versuch zu machen, noch weitere populäre Balladen in den Rahmen hineinzufügen. Die Geste macht überhaupt den Eindruck, als ob sie in Wirklichkeit nie dem lebendigen Volksgesange zu Grunde gelegen habe, sondern mehr für ein lesendes Publikum bestimmt gewesen wäre. Die zu Grunde liegenden Balladen werden meist selbständig fortgelebt haben (so die Geschichte von Grenelefe, Robin Hoods Death etc.). Einzelne fits mögen allerdings so bekannt geworden sein, dafs sie so, wie sie in der Geste vorlagen, gesungen wurden.

Dafs sich die von Wright (Essays II, S. 200) citierten Worte „They songe goynge homewarde *a gest of Robyn Hode*“ nicht auf unsere Geste zu beziehen braucht, wie Wright vermutet, beweisen andere Belege, in welchen „gestes“ in derselben Weise gebraucht wird wie tales, fables, ballads, fits of Robin Hood.

Eine Zahl von Balladen wiesen wir als vor dem Ende des 16. Jahrhunderts existierend nach. „*Robine Hoode his Death*“ (Percy-Manuskript) kann, wie wir sahen, seiner Grundlage nach schon vor der Geste bestanden haben. „Robin Hood and the friar“ (Tuck?) und „The Pindar of Wakefield“ bestanden vor Coplands Ausgabe der Lytell Geste, weil sie in dem Play etc. benutzt wurden, welches diese enthält. Auf die Ballade vom Pindar of Wakefield dürfen wir die Notiz in den Stationers Registers 1557/8 (s. o.) nicht unbedingt beziehen, da der Pindar, wie wir sahen, in noch anderen Balladen besungen wurde. Jedenfalls fällt aber die gröfste Popularität des Pindar in den Anfang des 16. Jahrhunderts.

Später als „The Pindar of Wakefield etc.“ ist „Robin Hood and the friar“ (Tuck) entstanden, weil diese Ballade eine direkte Abhängigkeit von der ersteren Ballade zeigt. Man vergleiche:

Pindar (Child p. 206) Z. 31.	und Curtall F. (Child p. 277) Z. 153 ff.
And wilt thou forsake thy pinders craft,	*If thou wilt forsake faire Fountainesdale,*
	And Fountaines Abbey free,
And go the greenwood with me?	Every sunday throwout the yeere,
	A Noble shall be thy fee:
Thou shalt have a livery twice in the year.	And every holliday through the yeere,
	Changed shall thy garment be.

Auch mit dem dritten fytte der Geste zeigt The Pindar of Wakefield etc. in einzelnen Punkten grofse Ähnlichkeit. Man vergleiche:

Geste, fytte III, Z. 103—109	und Pindar
Thou art one of the best swerde men,	for this is one of the best pindars,
That ever yet sawe I me.	that ever I saw with min eye (Percy-Manuskr.) that ever I tryed with sworde (Gosson.)
Coowdest thou shote as well in a bowe,	
To grene wood thou sholdest with me,	
And two tymes in the yere thy clothynge I chaunged sholde be;	and 2 s in a yeere thy clothing be changed (Percy-M.) Thou shalt have a livery twice in the year (Gosson).
And every yere of Robyn Hode	
Twenty marke to thy fee.	

Eine direkte Abhängigkeit beweisen diese Stellen jedoch nicht; man mufs vielmehr vermuten, dafs Balladen ähnlicher Art so häufig waren, dafs sich schon gewisse typische Züge ausgebildet hatten. Von den zwei verschiedenen Versionen, welche uns sowohl von „The Pindar etc.“ als auch von „Robin Hood and the friar“ erhalten sind, scheinen die beiden im Percy-Manuskript gebotenen den respektiven Originalen am nächsten zu stehen. Es sprechen dafür die inkorrekte Strophenstellung der in Woods Collection erhaltenen Version des Pindar etc., und einige ebenfalls inkorrekte Wiederholungen in der von Gosson gedruckten Version des Curtall Fryer.

Auffällige Übereinstimmungen mit der Ballade vom „friar of Fountains Abbey“ zeigt das früher besprochene Gedicht: „Robin Hood rescuing the Widows three Sons“.

Man vergleiche:	und Percy-Manuskr. (friar Tuck):
There are twelve months in all the year, As I hear many say, But the merriest month in all the year Is the merry month of May. (Child p. 262, Z. 1 ff.)	But how many merry monthes be in the yeere. there are — — — — — —
ferner	mit
O wind thy horn, thou proud fellow, Of thee I have no doubt: I wish, that thou give such a blast, Till both thy eyes fall out. (Child p. 266, Z. 97.)	„That I will do,“ said the curtall fryer, „Of thy blasts I have no doubt; I hope thou'lt blow so passing well, Till both thy eyes fall out.“ (Child p. 275, Z. 101.)
und	mit
„O who are those,“ the sheriff he said, „Come tripping over the lee?“ (S. 266, Z. 109 f.)	„Whose men are these,“ said the fryer, „That come so hastily?“ (S. 276, Z. 109 f.)

Es liegt nahe, hier eine Entlehnung der letzteren Ballade (Robin Hood rescuing etc.) aus Robin Hood and the friar etc. zu vermuten, da dorthinein die Stellen besser passen. Zu Grunde würde dann etwa das Original dieser Ballade liegen, wenn nicht gar die Version des Percy-Manuskripts — die entscheidenden Stellen fehlen leider —. Vergleichen wir übrigens aus der Ballade „Robin Hood, a Beggar, and the three Squires“ die Zeilen 33 (Percy-Manuskript): mit *Friar Tuck* (Percy-Mskr.):

And when you heare my little horne blow, Come raking all on a rowte, — — — — — bold yeomen came raking all on a rowe	Sayes: if you hear my litle horne blow, then looke you come to me, — — — — — good bowmen kame raking all on a rowe.

so scheint hier wiederum eine Entlehnung von „Robin Hood and the Friar Tuck“ aus der obigen Ballade vorzuliegen. Dabei beruht „Robin Hood rescuing etc.“ unzweifelhaft auf „Robin Hood, a Beggar etc.“ (s. oben). Es würde sich also die Reihen-

folge „Robin Hood, a Beggar etc.“, „Robin Hood and the friar“, „Robin Hood rescuing etc.“ ergeben. Die richtige Genealogie gerade dieser Gruppe wird sich mit vollständiger Sicherheit jedoch nur schwer feststellen lassen. Jedenfalls sehen wir bei den vielen Übereinstimmungen, wie sehr die verschiedenen Balladen ineinander übergreifen, und es wird eine engere Zusammengehörigkeit derselben dadurch dokumentiert.

Übereinstimmungen von Einzelheiten finden sich nicht selten in mehreren Balladen vor, welche sich sonst fernstehen. Daraus für die Chronologie irgend welche Schlüsse zu machen, ist in den seltensten Fällen möglich.

Etwas durchaus Typisches haben die Anfänge vieler, ja der meisten Balladen. Ein beliebter Anfang ist z. B.:

Robin Hoode in Barnsdale (in the Greenwood) stood

(conf. Lytell Geste, Potter, Z. 13); ferner:

Then Robyn goes to Notyngham,

oder ähnlich (s. Monk Z. 63, Potter Z. 113, Widow und zahlreiche der späteren Balladen).

Manche Balladen beginnen mit kurzen Naturschilderungen, Andeutungen der Jahreszeit etc.:

In summer time, when leaves grow green

(Curtall Fryer und viele andere). Als die schönsten erhaltenen Beispiele gehören hierher besonders der Anfang von „Robin Hood and the Potter“:

In somer, when the leves spryng,
The bloschems on every bowe,
So merey doyt the berdys syng
In wodys merey now,

ferner die ersten Strophen von „Robin Hood and the Monk“ und die daraus entlehnten in „Robin Hood and Guy of Gisborne“.

Die Entstehung solcher Übereinstimmungen war so zu sagen selbstverständlich. Wer eine Zahl von Balladen im Gedächtnis hatte, war dazu geneigt, fast ohne Wissen und Willen an diesen Vorrat anzuknüpfen, wenn es sich darum handelte, einen neuen Gegenstand in seine Form zu bringen, und die Zahl der Übereinstimmungen resp. Entlehnungen hervorstechender Züge, welche

sich in den Balladen aufweisen lassen, giebt geradezu eine Art von Mafsstab ab, nicht nur für die Popularität der Robin-Hood-Balladen überhaupt, sondern auch für die Verbreitung dieser oder jener Ballade. Wenngleich es daher nicht ohne Interesse wäre, das, was den verschiedenen Balladen gewissermafsen als grofses Gemeingut angehört, herauszuschälen, so müssen wir doch darauf verzichten und uns damit begnügen, hier und gelegentlich anderen Orts noch einige der am meisten hervortretenden typischen Einzelheiten anzudeuten, indem wir teilweise blofs zusammenfassen, was schon früher zerstreut angedeutet wurde.

Wenn Robin Hood eine wichtige und dabei gefährliche Unternehmung vorhat, wird ihm eine Warnung vor zu grofser Sorglosigkeit zu teil, und meist der Rat, nicht allein zu gehen, so mit wenigen Worten in Robin Hood and the Potter durch Little John, in Robin Hood and the Monk durch Much, in Robin Hoodes Death durch Scarlet (siehe oben). Robin geht dennoch allein:

„Thorow the help of howr ladey
To Notyngham well y gon.“
„Heyt war howte,“ seyde Roben,
„Felowes let me alone.“ (Potter.)

oder er nimmt John allein mit (Monk, Guy of Gisborne, Death). Zwischen Robin Hood and the Monk und Robin Hoodes Death findet sich gerade an dieser Stelle eine auffallende Ähnlichkeit.

Robin Hoode and the Monk:

„Of all my merry men,“ said Robyne,
„Be my feithe I wil no have;
But Litulle John shall beyre my bow
Til that me list to drawe.“

„Thou shalle beyre thin own
Maister, and I wil beyre myne,
And we wille shete a peny“ seid Litulle Jon,
„Under the grene wode lyne.“

Thus shet thei forthe these zemen too
Both at buske and brome, etc.

Robin Hoodes Death:

for there shall noe man with me goe,
nor man with mee ryde,
and litle John shall be my man
and beare my benbow by my side.

„Youst beare your bowe, Master your selfe,
nor shoote for a peny with mee.“
„to that I doe assent,“ Robin Hood sayd
„and soe, John, lett it bee.“

They 2 bold children shotten together
all day theire selfe in ranke
untill they came to blacke water etc.

Man ist leicht geneigt anzunehmen, dafs die Ballade Robin Hoodes Death hier aus Robin Hood and the Monk entlehnt, weil dort die ganze Episode besser motiviert ist, indem sich an das Wettschiefsen die Entzweiung der beiden yemen anschliefst (s. o.). Robin Hoodes Death müfste alsdann, wenn wir festhalten wollen, dafs die Erzählung vor dem Schlufs der Geste entstanden ist, später als „Robin Hood and the Monk" und also später als die Grundlage von fytte IV, aber vor dem achten fytte der Geste entstanden sein.

Die noch übrig bleibenden Balladen.

Die bisher betrachteten Robin-Hood-Balladen enthielten in ihrer grofsen Mannigfaltigkeit alle wesentlich charakteristischen Züge, welche der Robin-Hood-Cyklus aufzuweisen hat; die noch nicht erwähnten Balladen (der Zahl nach die gröfsere Hälfte des ganzen Cyklus) bieten nur noch vereinzelt neue Stoffe dar, sie sind zum gröfseren Teil (vor allem die im 17. Jahrhundert entstandenen) Nachbildungen älterer Erzählungen. Bei diesen Nachbildungen wufste man zum Teil die äufsere Form und die Nebenumstände mit solcher Virtuosität zu variieren, dafs nicht selten derselbe Gegenstand mehreren Balladen zu Grunde liegt; aber gerade diese Sucht, demselben Sujet immer wieder eine neue Form zu geben, beweist genügend, dafs der Stoff erschöpft ist und immer mehr in den Hintergrund tritt.

W. Carew *Hazlitt* weist in seinem Hand-Book to the Popular, Poetical, and Dramatic Literature of Great Britain etc. unter dem Titel „Robin Hood" aufser den früher betrachteten Balladen folgende Drucke aus dem 17. Jahrhundert nach:

1) 12. The famous Battell betweene *Robin Hood and the Curtall Fryer etc.* (s. o.) Printed for H. Gosson (ca. 1620).
2) 11. *Robin Hood and Queen Katherine.* In two parts. Printed for Francis Grove.
3) 15 a. *Renowned Robin Hood etc.* (Titel fast wie bei Ritson II, p. 87). Printed for F. Grove on Snow Hill (ca. 1650). Bodleian, Wood 402, fol. 10 b.
4) 26 a. *Robin Hood newly reviv'd etc.* Printed for Richard Burton etc. (ca. 1650).
5) 26 b. Robin Hood newly reviv'd etc. Printed for Alex. Milbourn.

6) 16b. *The noble Fisherman etc.* Printed by and for Alex. Milbourn.
7) 10a. *The noble Birth and Gallant Atchievements of Robin Hood.* Printed by W. O. (William Onley. Ritson S. 18.)
8) 22. A new ballad and shewing *his birth, breeding etc.* Printed by and for W. O. and are to be sold by the booksellers.
9) 25. *Robin Hood and the Stranger etc.* Printed by and for W. O. and are to be sold by the booksellers.
10) 14b. *Robin Hood and the Bishop etc.* Printed by and for W. O. and are to be sold by the booksellers of Pye Corner and Londonbridge.
11) 24. *Robin Hood and Little John, being etc.* Printed by and for W. Onley and are to be sold by the booksellers of Pye Corner and Londonbridge.
12) 21. *Robin Hood and the Tanner etc.* Printed for A. M. and W. O.
13) 18b. *Robin Hood's Progress to Nottingham etc.* Where he met etc. Printed by and for W. O. for A. M. and sold by the Booksellers.
14) 23. *Robin Hood's rescuing Will Stutly etc.* Printed by and for W. O. for A. M. and sold by the Booksellers.
15) 7a. *Robin Hood Garland etc.* Printed for F. Coles, T. Vere and J. Wright. 1670.
16) *Robin Hood and the Beggar.* In two parts etc. Printed for F. Coles, Th. Vere and J. Wright.
17) 15b. Renowned Robin Hood etc., cf. 15a (Nr. 3). Printed for F. Coles, Th. Vere and J. Wright. Auch Golden Prize genannt.
18) 16a. The noble Fisherman. Cf. 16b (Nr. 6). Für dieselben.
19) 18a. Robin Hood's Progress to Nottingham etc., cf. 18b (Nr. 13). Printed for F. Coles, T. Vere and J. Wright.
20) 31. *The jolly Pinder of Wakefield etc.* (s. o.). Printed for F. Coles, T. Vere and J. Wright.
21) 14a. Robin Hood and the Bishop etc., cf. 14b (Nr. 10). Printed for F. Coles, T. Vere and J. Clark.
22) *Robin Hood's Chase etc.* Printed for F. Coles, T. Vere, J. Wright and J. Clark.

23) 10b. The Noble Birth and Gallant Atchievements etc., cf. 10a (Nr. 7). Printed for T. Vere etc. 1678. Abgedruckt in Thoms' Early English Prose Romances.

24) 19. *Robin Hood and Allin a Dale etc.* 1681. Printed for F. Coles, T. Vere, J. Wright, J. Clark, W. Thackeray and T. Passinger.

25) 17. *A new song etc. (Robin Hood and the Tinker).* Printed for F. Coles, T. Vere, J. Wright, J. Clark, W. Thackeray and T. Passinger.

26) 33. *The merry Exploits of Robin Hood.* 1685. London. Printed for W. Thackeray.

27) 7b. *Robin Hood's Garland containing his merry exploits etc.* 1686. Printed for J. Clark, W. Thackeray and T. Passenger.

28) 27. *A new Merry song of Robin Hood and Little John etc.* (Four Beggars). Printed for W. Thackeray, T. Passenger and W. Whitwood.

29) 32. Little John and the four Beggers, cf. 27 (Nr. 28). Printed for W. Thackeray, T. Passenger and W. Whitwood.

30) 28. *Robin Hood and the Shepherd etc.* Printed for John Andrews.

31) 8. Robin Hood's Garland etc. 1689, cf. 7a und b (Nr. 15 und 27). Printed for W. Thackeray etc.

32) 9. *Robin Hood's Garland etc.* Printed for James Hodges. (Darin *Robin Hood and the Ranger.*)

33) 29. *The Bishop of Hereford's Entertainment etc.* (ca. 1700). Printed for Daniel Wright etc.

Von diesen Balladen, welche in vorstehender Reihenfolge gedruckt sein dürften, kennen wir bereits aus früheren Erörterungen Nr. 1 (Curtall Fryer) und Nr. 20 (Pindar), sowie die Titel von Nr. 13 und 19 (Progress to Nottingham) und Nr. 24 (Allin a Dale). Zu der Gesamtzahl der noch übrig bleibenden Robin-Hood-Balladen gehören aufser den oben aufgeführten noch

1) diejenigen, welche sich in späteren Sammlungen (Garlands) finden (s. o.);

2) die zwei aus dem Collier-Manuskript entlehnten (s. o.);

3) The Bold Pedlar and Robin Hood, von Dixon nach mündlichem Vortrage niedergeschrieben (s. o.);

4) die von Jamieson, Buchan, Scott, Kinloch gesammelten, vorwiegend schottischen Balladen (s. o.);

5) folgende, als Einzeldrucke in Woods Collection erhaltene Balladen: „Robin Hood and the Butcher“, „Robin Hood's Delight“, „Robin Hood's Golden Prize“, „A true tale of Robin Hood“ (M. Parker); „Robin Hood and Maid Marian“.

Nr. 1 und 4 dieser Gruppen schliefsen wir zunächst von unserer Betrachtung aus. Die übrigen Balladen teilen sich durch ihr Metrum in zwei Gruppen. Ehe wir diese voneinander trennen, werden wir einen kurzen Überblick über die Entwickelung des Metrums der Robin-Hood-Balladen geben.

Die Robin-Hood-Balladen haben als Grundlage folgendes Metrum: Zwei Langzeilen von sieben Hebungen mit Endreim sind durch Cäsur so geteilt, dafs eine Strophe von vier Versen entsteht, deren erster und dritter *vier* Hebungen enthalten, während der zweite und vierte Vers, welche den Reim tragen, nur *drei* Hebungen haben. Zwischen den Hebungen steht ein-, zwei-, selten mehrsilbige Senkung ohne besondere Regel; der Auftakt fehlt selten. Im wesentlichen erhalten wir also, wenn wir einsilbige Senkung als die Regel annehmen, folgendes Grundschema:

1) ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ a
2) ◡ –́ ◡ –́ ◡ –̋ *b* ⎫
3) ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ c ⎬ Reim
4) ◡ –́ ◡ –́ ◡ –̋ *b* ⎭

Von diesem Schema weichen die verschiedenen Balladen in der mannigfachsten Weise ab.

Statt des Reimes findet sich in den ältesten Balladen mitunter Assonanz, so in *Robin Hood and the Potter:*

kepe : stell Z. 34, seke : lepe Z. 54
hede : chepe Z. 102, stonde : long Z. 134,

Robin Hood and the Monk:

stye : lynde Z. 299.

Wir sehen hierbei von einigen kleinen Ungenauigkeiten der Reime in Bezug auf die Konsonanz im Auslaut ab, so reimen natürlich m und n und einige wenige Male d und t.

In der Lytell Geste und in den sonstigen Balladen sind Assonanzen kaum noch zu belegen.

Vorwiegend in den ältesten Balladen, aber auch in einigen Gedichten späterer Zeit, herrscht die ausgesprochene Neigung, gelegentlich denselben Reim durch mehrere Strophen hindurch fortzusetzen, oder wenigstens möglichst lange denselben oder einen sehr ähnlichen Reimvokal auch für die folgenden Strophen beizubehalten.

So werden drei, vier, fünf, sechs und noch mehr Langzeilen durch denselben Reim oder gleichen Reimvokal verbunden. Es entstehen also

1) sechszeilige Strophen mit dreifachem Reime, z. B. in
Robin Hood and the Potter . . . 4 mal,
Robin Hood and Guy of Gisborne 1 „ (Z. 21—24),
Robin Hood and the Pindar . . 1 „ (Z. 21—26),
Robin Hood's Death . . . . . 2 „ oder

2) der gleiche Reim oder wenigstens der gleiche Reimvokal geht durch zwei Strophen, wie dies häufig der Fall ist in:
Robin Hood and the Potter,
Robin Hood and the Monk,
Robin Hood and Guy of Gisborne,
Lytell Geste,
Robin Hood and Queen Katherine,
The Pindar of Wakefield etc.
und einigen anderen Balladen, in welchen das Zusammentreffen jedoch mehr zufällig erscheint, oder

3) derselbe Reim wird durch drei und noch mehr Strophen fortgeführt, wofür sich Belege besonders in den letztgenannten Gedichten und besonders häufig in der Lytell Geste finden, und zwar participieren daran am meisten die Reime auf mittelengl. ē oder ī, offenbar weil sie am leichtesten in gröfserer Zahl zu finden waren.

Solche Reimketten treten fast so häufig auf, dafs man versucht sein könnte, zu vermuten, dafs es ursprünglich einmal Regel gewesen sei, in den Robin-Hood-Balladen eine gröfsere Zahl von Langzeilen mit sieben Hebungen durch denselben Reim oder durch Assonanz zu verbinden. Für einen Dichter, dem es nicht an Reimen fehlte, lag natürlich die Versuchung nahe, auch die Cäsurhebungen, also Vers 1 und 3 der Strophen, durch Reime zu verknüpfen, und dies geschieht in den älteren

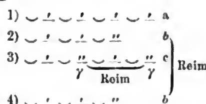
wie neueren Balladen häufig genug. Solcher Reim der ersten und dritten Zeile der Strophen findet sich in:

Robin Hood and the Potter . . .	25 mal
Robin Hood and the Monk . . .	4 „
Lytell Geste	16 „
Robin Hood and Guy of Gisborne	5 „
Robin Hood and Queen Katherine	12 „
Robin Hood and the Oldman . .	4 „
Robin Hood's Delight	8 „
Robin Hood and the Shepherd .	7 „
Robin Hood and the Beggar . .	50 „

und in verschiedenen anderen Balladen vereinzelt.

Vollständig durchgeführten gekreuzten Reim, a b a b, haben: „A true tale of Robin Hood etc.“ (by M. Parker) und „Robin Hood and the Tanners Daughter“.

Eine fernere Art von Strophen wurde endlich gebildet durch Bevorzugung gewisser Melodien, welche der Strophe einen charakteristischen Schlufs gaben dadurch, dafs der dritte Vers (die erste Hälfte der zweiten Langzeile) in zwei gleiche Teile zerlegt wurde, welche durch Reim verknüpft wurden, so dafs sich das Schema ergab:



Auf diesem Schema beruhen zunächst acht Balladen, welche sich auf eine Melodie nach folgendem Stammbaum zurückführen lassen:

Tune: *Stranger* (Robin Hood newly revived).

1) Robin Hood and the Tanner.		2) Robin Hood and the Beggar.		3) Robin Hood and the Bishop.	4) Robin Hood and Maid Marian.
1 a) Robin Hood and the Ranger.	1 b) Robin Hood and Little John.	2 a) Robin Hood's Chase.	2 b) Little John and the four Beggars.		

Unter dem Titel „Robin Hood newly reviv'd“ führten wir oben zwei verschiedene Drucke einer Ballade an (Nr. 4 und 5), desgleichen eine fernere Ballade unter dem Titel „Robin Hood

and the Stranger". Die erstere trägt den ausdrücklichen Zusatz „To a delightful new Tune". Die zu beiden gehörigen Melodien sollen identisch sein.

Einen dem obigen Schema entsprechenden Rhythmus haben ferner die Balladen: „Robin Hood and the Butcher", „Robin Hood and the Scotchman," „The kings Disguise and friendship with Robin Hood", „Robin Hood and the golden Arrow".

In „Robin Hood and the Peddlers" endlich entspricht der erste Teil der Strophen ebenfalls der zweiten Hälfte des obigen Schemas, so dafs sich für diese Ballade das Schema ergiebt:

1) ◡ ´ ◡ ″ (α) ‖ ◡ ´ ◡ ″ (α) | 2) ◡ ´ ◡ ´ ◡ ″ b
3) ◡ ´ ◡ ″ (γ) | ◡ ´ ◡ ″ (γ) | 4) ◡ ´ ◡ ´ ◡ ″ b

In den fünf ersten Strophen von „Robin Hood and Allin a Dale" findet sich Binnenreim nur in der ersten Kurzzeile.

Der gröfsere Teil der Balladen, welche in dem dritten Vers jeder Strophe Mittelreim haben, gehört zu den Balladen des 17. Jahrhunderts, bei deren Betrachtung wir stehen geblieben waren, und bildet die eine der zwei Gruppen, welche wir zu unterscheiden wünschten. Die zweite Gruppe stimmt metrisch im wesentlichen mit dem Grundschema der sonstigen Robin-Hood-Balladen überein. Auch von dieser zweiten Gruppe scheint ein Teil der Gedichte etwa nach folgendem Stammbaum auf gleiche Melodie zurückzuführen zu sein:

Robin Hood and Queen Katherine.
- Robin Hood and the Shepherd.
  - Robin Hood's Delight.
- Robin Hood rescuing Will Stutly.
  - Robin Hood and Allin a Dale.
  - Robin Hood's Progress to Nottingham.
    - Robin Hood's Golden Prize.
    - Robin Hood and the Valiant Knight.

Robin Hood bei Hofe.

Bereits in der Geste trat Robin in nähere Beziehung zum englischen Könige; in späteren Balladen schliefst er besondere Freundschaft mit der Königin Katharina.

Nr. 2, 3 und 17 der früher aufgeführten Balladen handeln von Robin Hood und der Königin Katharina. Welche dieser drei Kopien Ritson benutzt bei der Herausgabe seiner Ballade, ist nicht genau ersichtlich, wahrscheinlich Nr. 3 und 17.

Eine weitere Version derselben Erzählung findet sich im Percy-Manuskript I, p. 38. Die Königin Katharina läfst Robin Hood durch ihren Pagen aufsuchen und ihn bitten, mit seinen Schützen für sie einzutreten bei einem Wettschiefsen, welches sie mit ihrem Gemahl, dem Könige, veranstalten will. Robin Hood kommt bereitwilligst den Wünschen der Königin nach und zieht unter dem Versteсknamen Loxly mit einigen Genossen an den Hof. Natürlich unterliegt die Partei des Königs gegen diese berühmten Schützen. Robin wird als outlaw erkannt; der König verzeiht ihm und ladet ihn ein, am Hofe zu leben, aber Robin will seine Genossen nicht verlassen und kehrt nach Merry Sherwood zurück, nachdem er die Königin seiner Dienstfertigkeit auch für kommende Fälle versichert hat.

Der König ist bezeichnet als King Henery (VIII.) (Percy-Manuskript Z. 52 etc.). Der Page, Dicke Patrinton, ein Ritter Sir Richard Lee, der Bischof von Hereford, die Schützen Tepus, Clifton (s. Woods Version) treten im Verlaufe der Erzählung persönlich hervor. Die ganze Ballade gewinnt dadurch den Anschein, als ob sie unter dem Einflusse gewisser Zeitverhältnisse und unter Berücksichtigung bestimmter Personen entstanden sei.

Auffällig ist, dafs auch ffryer tucke und maid Maryan unter die Begleiter Robins gezählt worden (Percy-Manuskript Z. 32, 33), und dies beweist, dafs wenigstens die Version des Percy-Manuskripts sich keines grofsen Alters zu rühmen hat. Wie der friar Tuck dazu gekommen sein mag, Robin Hood als Genosse zugesellt zu werden, sahen wir schon früher. Wie dieser, so tritt auch Maid Marian unter der Regierung Heinrichs VIII. als durchaus selbständige Figur im Morris-dance auf. Die Maispiele haben sie also, ebenso wie den friar Tuck, in einen äufseren Zusammenhang zu Robin Hood gebracht, und dieser Zusammenhang ist in den Balladen für beide ein rein äufserlicher geblieben.

Aufser in dem obigen Passus werden friar Tuck und Maid

Marian erwähnt in der Ballade „Robin Hood's Golden Prize". Über die Ballade „Robin Hood and Maid Marian" siehe weiter unten.

Seiner Entstehung nach schwer zu erklären ist der Name Loxly für Robin Hood, welcher in Robin Hood and Queen Katherine vorkommt und uns allen so sehr geläufig ist, weil Scott von ihm in seinem Ivanhoe Gebrauch macht.

In „Robin Hood's Golden Prize" tritt der Name selbständig neben Robin Hood, Little John, Friar Tuck, Will Scarlet etc. auf. Sollte man also etwa einen Genossen Robins ursprünglich so bezeichnet haben, und, indem Robin mit diesem Verstecknamen belegt wird, weiter nichts vorliegen als eine Verschiebung der Namen, in derselben Art, wie Little John der bekannte Name „the Millers sonne" zuerteilt wird? (cf. Z. 34, 35)

Robin Hood we must call loxly
and little John the Millers sonne etc.

Lockslv wird auch Robins Geburtsort getauft. So berichtet das Sloane-Manuskript, und es ist schwer zu ergründen, auf Grund welcher Quellen, — „Robin Hood was borne at *Lockesley* in Yorkshyre or after others in Nottinghamshire" — und auch in der Ballade „Robin Hood's Birth, Breeding etc." (s. Nr. 8) wird „Lockslytown in merry Nottinghamshire" als Robins Geburtsstätte bezeichnet. Letztere Ballade wird dem Verfasser des Sloane-Manuskripts schon allein deshalb nicht bekannt gewesen sein, weil er sich sonst Robins verwandtschaftliche Beziehungen zu Guy of Warwick, welche man hier darzulegen sucht, nicht hätte entgehen lassen.

Abhängig von „Robin Hood and Queen Katherine" ist Robin Hood's Chase (s. oben Nr. 22).

Auch hier handelt es sich um ein Wettschiefsen, in welchem Robin auf Seite der Königin steht und des Königs Partei besiegt. Ärgerlich darüber verfolgt ihn der König und jagt ihn durch alle Teile seines Reiches, ohne je seiner habhaft werden zu können, bis er sich endlich genötigt sieht, unverrichteter Sache an den Hof zurückzukehren.

Wiederum ist dem König der Name Heinrich beigelegt worden, und es scheint, als ob man Erzählungen von Robin Hood mit Vorliebe in die Zeit Heinrichs VIII. (?) verlegt hätte.

Robin Hood und die Geistlichkeit.

Wir erwähnten schon, dafs in „Robin Hood and Queen Katherine“ unter anderen auch der Bischof von Hereford hervoträte. Er beklagt sich über Robin Hood in folgenden Worten:

Percy-Manuskript Z. 114 ff.	Wood-Collection, Ritson.
„Is this Robin Hood,“ says the bishopp againe	He tooke me late one Saturday night
„once I knew him to soone,	*And bound me fast to a tree* (cf. Z. 112)
he made me say a masse against my will	*And made me sing a masse*, God wot,
att 2 a clock in the afternoone;	To him and his yeomandree.
He bound me fast unto a tree,	
So did he my merry men,	
he borrowed 10 li against my will,	
but he never paid me againe.“	

Robins Verhältnis zur Geistlichkeit ist also immer noch das alte; nicht genug, dafs er den Bischof seines Geldes beraubt, — er insultiert ihn noch obendrein. Das Ereignis selber wird berichtet in der Ballade

Robin Hood and the Bishop (s. oben Nr. 10 und 21).

Ein Bischof mit seinem Gefolge reitet durch den Wald. Als Robin ihn bemerkt, tauscht er mit einer alten Frau, die in der Nähe wohnt, seine Kleider und entwischt auf diese Weise dem Bischof. Dieser nimmt das alte Weib, welches er für einen outlaw hält, gefangen. Robin Hood hat unterdessen seine Leute herbeigeholt, und hält den Bischof an, als er weiter in den Wald gezogen ist. Er mufs nicht nur 500 Pfund hergeben, sondern aufserdem noch Robin und seinen Leuten eine Messe lesen. Als er endlich in Gnaden entlassen wird, giebt man ihm statt des Zügels den Schwanz seines Pferdes in die Hand (cf. Abbot of Canterbury).

Wenngleich in Robin Hood and Queen Katherine von dem Bishop of Hereford die Rede ist, während hier der Bischof ganz unbestimmt auftritt, einfach blofs als „der Bischof“, so beruhen doch die betreffenden Worte jener Ballade (siehe oben Wood-Collection) unzweifelhaft auf den folgenden Zeilen von „Robin Hood and the Bishop“:

Then Robin Hood took the bishop by the hand,
And bound him fast to a tree,
And made him sing a mass, god woot,
To him and his yeomandree. (Child p. 302, Z. 89—92.)

Daraus würde folgen, dafs „Robin Hood and Queen Katherina“, wenigstens die in Woods Collection vorliegende Version, später entstanden ist, als „Robin Hood and the Bishop“, da schwerlich anzunehmen ist, dafs noch eine weitere, von dem Bischof von *Hereford* handelnde Ballade existiert hat. Der Name mufs an jener Stelle zugefügt sein, oder die Ballade vom Bischof sich in einer der vorliegenden sehr ähnlichen Fassung wirklich auf den Bischof von Hereford bezogen haben. Die unter dem Titel

Robin Hood and the Bishop of Hereford

von Ritson mitgeteilte Erzählung (s. o. Nr. 33: „The bishop of Hereford's Entertainment“) ist jedenfalls beträchtlich später entstanden als „Robin Hood and Queen Katherine“ (im Druck erst 1770). Dazu findet sich in dieser Ballade auch nicht der Zug, dafs der Bischof zum Messelesen gezwungen wird. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Robin weifs, dafs der Bischof von Hereford des Weges kommen mufs, und beschliefst schon im voraus, dafs dieser für gutes Geld mit ihm speisen soll. Mit sechsen seiner Leute als Schäfer verkleidet beschäftigt er sich noch am Wege mit der Zerlegung eines Stückes Wild. Als sie vom Bischof bemerkt werden, will dieser sie wegen Wildfrevels als Gefangene vor den König führen. Alle Bitten Robins können ihn nicht erweichen. Da setzt Robin sein Horn an den Mund, und sogleich erscheinen seine yemen (threescore and ten), und jetzt ist es an dem Bischof, um Gnade zu bitten; gegen 300 Pfund, die Robin seinem Mantelsack entnimmt, wird er bewirtet, und kann alsdann seiner Wege ziehen. Wir werden bei dieser Erzählung deutlich an den Mönch der Lytell Geste erinnert; aufserdem wurde jedoch Robin Hood and the Bishop benutzt. Man vergleiche den Anfang:

Ile tell you how he served the bishop of Hereford,
When he robb'd him of his gold

und Ile tell you how Robin Hood served the bishop,
When he robb'd him of his gold.

Merkwürdig fest haben sich schon seit der Geste die Wendungen eingeprägt, welche gebraucht werden, wenn in den Robin-Hood-Balladen erzählt wird, dafs einem Reisenden der Geldsäckel geleert wird:

Lytell Geste.

Lytell Johan spred downe his mantell
Full fayre upon the grounde,
And there he found in the knyghtes-cofer
But even half a pounde.
(fytte I.)

Lytell Geste.

Lytell Johan spred his mantell downe,
As he had done before,
And he tolde out of the monkes male
Eyght hundred pounde and more.
(fytte IV.)

Bishop.

Robin Hood took his mantle from's back
And spread it upon the ground;
And out of the bishops portmantle
Soon told five hundred pound.

Bishop of Heresford.

Then Little John took the bishops cloak
And spread it upon the ground,
And out of the bishops portmantua
he told three hundred pound.

und endlich *Robin Hood's Golden Prize*:

— — — — — — —
And he found store of gold,
five hundred peeces presently
Upon the grass was told.

Robin Hood's Golden Prize

ist eine fernere Ballade betitelt, in welcher Robin Hood als Plagegeist der Geistlichkeit auftritt. Wir erwähnten sie schon bei Besprechung des vierten fytte der Geste und erinnern uns, dafs sie berichtet, wie zwei Mönche von Robin geprellt werden, ähnlich wie hier der Bischof. Mit Robin Hood and the Bishop zeigt sich einige Ähnlichkeit in der Ballade.

Hazlitt (Handbook etc.) bemerkt unter Nr. 30: Robin Hood's Golden Prize. Entered by F. Coules, June 13, 1631, and by Francis Grove, 2d June 1656, macht aber darauf aufmerksam, dafs, wie wir oben verzeichneten (Nr. 17), auch eine Kopie von „Renowned Robin Hood etc." diesen Titel führte. Die vorliegende Ballade ist jünger als „Robin Hood's Progress to Nottingham", worauf sie sich beruft:

Tune is: „Robin Hood was a tall youngman."

Eine fernere Gewaltthat begeht Robin an der Geistlichkeit in

Robin Hood and Allin a Dale.

Wir hörten bereits, dafs dem Sloane-Manuskript eine dieser Ballade entsprechende Erzählung bekannt gewesen sei, welche von Scarlock handelte; das Manuskript berichtet: „Scarlock he inducet upon this occasion: one day meeting him, as he walket solitary and like to a man forlorne, because a mayd to whom he was affyanced was taken from [him] by the violence of her frends, and given to another that was old and welthy, wherupon Robin, understanding when the maryage-day should be, came to the church as a beggar and having his own company not far of, which came in so soone as they hard the sound of his horne, he tooke the bryde perforce from him that [bare] in hand to have maryed her and caused the preist to wed her and Scarlocke togeyther" (s. Ritson p. XXXIX).

So lautet fast genau die Erzählung von Allin a Dale, welcher ebenfalls seufzend im Walde umhergeht und Robin sein Leid gesteht. Als Harfner verkleidet, kommt Robin in die Kirche, sieht die Ungleichheit des Paares, welches vereinigt werden soll, und greift mit Gewalt ein. Durch ein Hornsignal ruft er seine Leute und auch Allin a Dale herbei und verlangt von dem Bischof, dafs er diesen Bräutigam mit der Braut vereinige. Als der Bischof sich weigert, reifst ihm Robin sein Kleid herunter, legt es Little John an, und unter dem Gelächter des zuschauenden Volkes fügt dieser das junge Paar genau dem Ritus entsprechend zusammen; — er würde sich also unbedingt Eingriffe in die Befugnisse des Friar Tuck erlauben, wenn man sich diesen in steter Gesellschaft mit Robin Hood gedacht hätte.

Die Gewaltthätigkeit gegen die Geistlichkeit tritt in dem vorliegenden Gedichte nur in zweiter Linie hervor; vor allem sehen wir Robin wieder in seiner Eigenschaft als Wohlthäter aller derer, denen man irgendwie Gewalt anthun will; er kann es nicht dulden, dafs die Dinge unter seinen Augen einen anderen als den von der Gerechtigkeit vorgezeichneten Lauf nehmen.

„Robin Hood and Allin a Dale" beruft sich auf die Melodie „Robin Hood in the greenwood stood" und ist also nach „Robin Hood rescuing Will Stutly" (s. unten) entstanden.

Robin Hood im Kampfe mit einem meist überlegenen Gegner.

Hiermit kommen wir auf den schon früher eingeleiteten Gegenstand, den stehenden *Zweikampf* zurück. Noch viele Gedichte sind hier zu betrachten; der gröfsere Teil derselben gehört zu denjenigen Balladen, welche in der dritten Zeile jeder Strophe Mittelreim haben und aus welcher Gruppe wir schon betrachteten: „Robin Hood and the Bishop“ und „Robin Hood's Chase“. „Robin Hood and the Bishop“ giebt mit zwei anderen Balladen zusammen als Melodie an „Robin Hood and the Stranger“ (s. oben). Alle drei haben ungefähr den Rhythmus:

1) ◡ ⏌́ ◡ ⏌́ ◡ ⏌́ ◡ ⏌́ a
2) ◡ ⏌́ ◡ ⏌́ ◡ ⏌̋ b
3) ◡ ⏌́ ◡ ″ γ | ◡ ⏌́ ◡ ″ γ c
4) ◡ ⏌́ ◡ ⏌́ ◡ ⏌̋ b

Unter dem Titel „Robin Hood and the Stranger“ druckt Ritson (II, S. 67 ff.) eine Ballade ab, zu welcher er bemerkt: The title now given to this ballad is that which it seems to have originally born, having been foolishly altered to „Robin Hood newly revived“. Es lag ihm also eine Ballade mit dem letzteren Titel vor (s. o. Nr. 4 und 5, Hazlitt 26a und b) und zwar enthielt die betreffende black-letter-Kopie den unter der Überschrift „Robin Hood and the Stranger“ in Ritsons Sammlung (II, S. 69 bis 73) gedruckten ersten Teil, eine für sich abgeschlossene Erzählung, und als Fortsetzung die ebendaselbst (S. 74 und 75 unten) mitgeteilten Stanzen, welche Ritson aber sogleich als zu einem verschiedenen Gedichte gehörig erkannte (vergl. seine darauf bezüglichen Worte: „which have all the appearance of being the fragment of a quite different ballad“). Sie gehören zu einer Ballade neueren Datums, welche von einem Zweikampf Robins mit einem Schotten berichtet, und von welcher Gutch (Robin Hood II, 392) ein von dem ersteren verschiedenes Fragment mitteilt:

Robin Hood and the Scotchman
(given from an Irish Garland printed at Monaghan 1796).

In dem ersten Teil von „Robin Hood and the Stranger“ (siehe oben) wird auf einen sich anschliefsenden zweiten Teil ausdrücklich hingewiesen:

If you will hear more of bold Robin Hood
In the *second part* it will be.

Den richtigen zweiten Teil hat Ritson offenbar gefunden, und die ganze Erzählung, so wie sie uns in seiner Sammlung vorliegt, hat kurz folgenden Inhalt:

Robin Hood bemerkt im Walde einen vornehm gekleideten Jüngling. Als er ihn mit sicherer Hand auf weite Entfernung hin einen Hirsch erlegen sieht, lobt er seine Geschicklichkeit im Schiefsen und sucht ihn zu bewegen, in seine Dienste zu treten. Der Fremdling ist jedoch empört über dieses Ansinnen; er fordert Robin zum Kampfe heraus. Nachdem sie sich gegenseitig blutige Köpfe geschlagen haben, stellt sich in weiterer Unterredung heraus, dafs Onkel und Neffe gegeneinander gekämpft haben. Robins Gegner ist nämlich young Gamwell aus Maxwelltown, Robins Schwestersohn, welcher vor seinem Vater geflohen ist:

it is for killing of my own fathers steward
I am forc'd to this *English wood*
and for to seek an *uncle of mine*
some call him Robin Hood.

Robin Hoods Freude über das glückliche Zusammentreffen ist grofs. Gamwell schliefst sich ihm und seinen Genossen an und steht nach Little John Robin Hood am nächsten unter seinen yemen. Er wird umgetauft in Scadlock (bekanntlich der Name eines schon in den ältesten Balladen hervortretenden Genossen Robins). Unter diesem Namen besteht er mit Robin und Little John zusammen ein gemeinsames Abenteuer, über welches uns der zweite Teil der Ballade berichtet.

Der Prinz von Arragon belagert die Stadt London und beansprucht die Hand der Prinzessin, wenn sich nicht drei Kämpfer finden, welche ihn selbst und zwei ungeheuerliche Riesen in seiner Begleitung besiegen. Als Robin, Scadlock und John von der Bedrängnis der Prinzessin hören, gehen sie als Pilger verkleidet in die Stadt, unternehmen den Kampf und töten die Herausforderer. Nach freier Wahl unter den drei Befreiern reicht die Prinzessin Scadlock (Gamwell) ihre Hand, und dieser erlangt auch von seinem Vater, dem earl of Maxfield, Verzeihung, als er sich zu erkennen giebt. Wir

sehen, der zweite Teil bietet uns eine Erzählung, welche durchaus in das Gebiet der Ritterpoesie hinüberneigt.

In dem prince of Aragon erkennt Barry (a. a. O.) Philipp von Spanien, welcher Ansprüche auf die Hand der Königin Elisabeth von England machte. Die Ballade wäre dadurch annähernd datiert. Der specielle Zug des ersten Teils obiger Ballade, dafs Robin einen Verwandten in seinem Gegner erkennt, wurde nachgeahmt in „Robin Hood and the Tanner“. Hier ist der Gerber von Mutters Seite her mit Little John verwandt. Ganz ähnlich wie der Fremdling in „Robin Hood and the Stranger“ giebt sich der fremde Hausierer in The bold Pedlar and Robin Hood nach beendigtem Zweikampfe mit Robin diesem zu erkennen.

I am Gamble Gold of the gay green woods,
and travelled far beyond the sea.
and for killing a man in my father's land,
from my country i was forced to flee.

Robin Hood erkennt alsbald den Sohn von seiner Mutter Schwester, also seinen Vetter. Diese Ballade schrieb Dixon nach dem mündlichen Vortrag einer alten Frau in Bermondsdey, Surrey, nieder (Dixon, Ancient Poems, Ballads etc. Percy Society XVII, p. 71).

Robyn and Gandelyn ist ein Gedicht betitelt, welches uns in einem Manuskript des 15. Jahrhunderts erhalten und in Ritsons „Ancient Songs and Ballads“ (I, 81) zuerst gedruckt worden ist. Robyn wird verräterischerweise durch einen Pfeil eines gewissen Wrennok of Doune getötet, als er nichts ahnend im Walde umherstreift (a shrewd arwe out of the west the felde Roberts pryde). Diesen Mord rächt Gandeleyn, welcher in Robyns Diensten steht.

Now zalt þu never zelpe, Wrennock, at ale ne at wyn,
that thou has slawe goode Robyn and his knave Gandeleyn.

Als Robin Hood wird dieser Robyn nirgend bezeichnet. Wenn Robyn daher zwar eine ganz andere Persönlichkeit sein mag, so entspricht doch das Gedicht der Art der Robin-Hood-Balladen.

Durch Gandelyn wird man an Gamelyn, den Helden

der bekannten, in Chaucers Canterbury Tales eingeschobenen Erzählung, welche die Entstehung von Shakespeares „As you like it“ veranlassen sollte, erinnert. — Auch Gamelyn kommt in Beziehung zu den outlaws. Als er mit dem alten Adam vor dem Sheriff in den Wald flieht, treffen sie dort eine outlaw-Gesellschaft. Gamelyn wird erkannt (this is Gamelyn etc.) und von dem König der outlaws gekrönt zum „maister under him over hem alle“; der Anführer der outlaws ist nirgend als Robin Hood bezeichnet, wenngleich man kaum einem anderen als ihm den Titel „outlawes kyng“ beigelegt haben wird. Wenn er gemeint ist, so mufs man sich von seiner Begnadigung erzählt haben. Es wird uns nämlich berichtet, dafs Gamelyn nach der Begnadigung des Königs der outlaws selbst „outlawes kyng“ wird.

Ob Gamwell (Gamble Gold), Gandelyn oder Gamelyn dieselbe Person sind, bleibt trotz grofser Wahrscheinlichkeit zweifelhaft; dafs ein outlaw ähnlichen Namens in näherer Beziehung zu Robin Hood gestanden hat, ist unzweifelhaft, und es ist daher sehr zu bedauern, dafs wir über die Person Gandelyns in anderen Gedichten nichts Näheres erfahren und dafs wir auch über Gamelyns Verhältnis zu Robin nur wenig wissen, obgleich er in engem Zusammenhang mit ihm gestanden zu haben scheint.

Robin Hood and the Beggar (Woods Collection 401, fol. 23b)

ist die früher erwähnte Ballade, in deren zweitem Teile uns erzählt wird, dafs Robin drei Ritter befreit. Ehe der Bettler seine Kleider mit Robin tauscht, haben die beiden einen blutigen Straufs, und zwar kämpfen sie um ihre Röcke. Robin bleibt im Nachteil.

„Robin Hood and the Beggar“ ist später entstanden als „Robin Hood and the Bishop“, das beweisen Z. 36, 37:

I am an outlaw as many do know
My name it is Robin Hood,

welche Zeilen hier zusammenhangslos eingeschoben und direkt entlehnt sind aus Bishop (Z. 23, 24):

I am an outlaw as many do know,
My name it is Robin Hood,

wo dieselben Worte eine korrekte Antwort bilden auf die Frage des alten Weibes, wer Robin Hood sei. Man vergleiche ferner:

Beggar Z. 40:
And this mantle of mine Ile to the resign

und Bishop Z. 39:
Thy spindle and twine unto me resign.

„Robin Hood and the Bishop" wäre somit von den Balladen gleichen Metrums nächst „Robin Hood and the Stranger" die älteste. Zwischen beiden zeigen sich geringe Übereinstimmungen:

cf. Bishop.	Stranger.
Come gentlemen all and listen awhile	Come listen awhile you gentlemen all
and a story Ile to you unfold etc.	that are in this bower within
	For a story of gallant bold Robin Hood etc.

Ein ähnlicher Anfang findet sich übrigens bei fast allen Balladen dieser Gruppe; vergl. „Robin Hood and the Beggar":

Come and listen you gentlemen all etc.

So scheint sich auch der Anfang von „Robin Hood and the Butcher" direkt an Stranger anzulehnen:

Come, all you brave gallants, and listen awhile,
that are in the bowers within (s. o.).

Robin Hood and the Butcher (Wood-Collection Nr. 401, fol. 19 b),

London, Printed for F. Grove on Snow Hill, eine Ballade, welche wir im Anschlufs an „Robin Hood and the Potter" etc. früher erwähnten, scheint ebenfalls nach „Robin Hood and the Bishop" entstanden zu sein;

vergl. Butcher	und Bishop.
Then Robin Hood he brought him thorow the wood,	And then they brought him through the wood,
And set him on his dapple gray.	And set him on his dapple gray.

Mit dem Metzger wird Robin nicht in einen Kampf verwickelt, weil dieser gutwillig seine Kleider mit ihm tauscht; bekanntlich bildet die Überlistung des Sheriff entsprechend den Erzählungen in „Robin Hood and the Potter“ und in der speciell verwandten Ballade „Robin Hood and the Butcher“ (Percy-Manuskript) den Hauptinhalt.

1) Robin Hood and the Shepherd (siehe oben Nr. 30).

2) Robin Hood's Delight (Wood-Collection).

3) Robin Hood and the Tanner (siehe oben Nr. 12).

4) Robin Hood and Little John (siehe oben Nr. 11).

5) Robin Hood and the Ranger (Garland, siehe oben Nr. 32).

Auch gegen einen Schäfer (1), einen Gerber (3) und einen Förster (5) soll Robin Hood gekämpft haben; mit seinen beiden nächsten Genossen zusammen ficht er gegen drei Förster (2), und endlich kam gar jemand auf die Idee, noch nachträglich zu erfinden, dafs er auch seinen nächsten Genossen, Little John, im Kampfe erprobte, ehe er ihn für seine Dienste gewann (4).

Wie Nr. 1 und 2 obiger fünf Balladen, so haben auch Nr. 3, 4 und 5 gleichen Rhythmus (s. oben). Nr. 2 führt seine Melodie auf Nr. 1 (Shepherd) zurück und steht auch inhaltlich in enger Beziehung dazu, Nr. 4 und 5 (Little John und Ranger) beruhen der Melodie nach gemeinsam auf Nr. 3 (Tanner).

Alle fünf Balladen zeigen inhaltlich grofse Verwandtschaft, vielfache Beziehungen und Anklänge, und es läfst sich aus ihnen eine Art Grundschema für die zahlreichen Prügelballaden, wie man diese und einige andere ähnliche Gedichte füglich wohl nennen könnte, herausschälen, welches für die damalige Balladenpoesie charakteristisch ist. Wir lassen uns die Gelegenheit dazu nicht entgehen, besonders da wir durch Darlegung der Beziehungen der Balladen untereinander gleichzeitig deutlich klarlegen können, wie sehr sich die Verfasser neuer Balladen auf ältere bekannte Gedichte stützten.

Als Robin eines Tages durch den Wald geht, nimmt er einen Fremden wahr:

Shepherd (Z. 5 ff.)	cf. *Delight* (Z. 11 ff.).
As Robin Hood walkt the forrest along Some pastime for to spie There he was aware of a jolly shepherd That on the ground did lie.	They all three would a walking go, The pastime for to see. And as they walked the forrest along, Upon a Midsummer day There was they aware of three keepers etc.

Tanner (Z. 9).
And as he went forth, in a summers morning.

Besonders aus Bedürfnis nach Unterhaltung werden die Abenteuer gesucht (s. oben Z. 2):

Tanner.
He thought some sport he would make.

Little John.
We have had no sport for these fourteen long days.

Ein Gegenstand zum Streit zwischen den Gegnern ist bald gefunden. Selbstverständlich ist es, dafs Robin mit den Förstern in Konflikt gerät (Nr. 2 und 5), und mit dem Tanner, der sich auch für einen „forest-keeper“ ausgiebt:

Tanner (Z. 15 ff.)	cf. *Delight* (Z. 20 ff.).
Therefore out of hand he bid him to stand. And thus to him he spake: „Why, what art thou, thou bold fellow, That ranges so boldly here?“ Z. 21. For I am keeper in this forrest.	And charged them to stand. „Why, who are you,“ cry'd bold Robin, „That, speak so boldly here?“ „We three belong to King Henry, And are keepers of his deer.“

Little John begegnet Robin auf einer schmalen Brücke, und keiner von beiden will weichen; den Schäfer belästigt und reizt Robin so lange, bis der Grund zum Streit da ist. Zuweilen wird um ein Pfand gekämpft. Robin legt 20 Pfund nieder, der Schäfer seinen Rock und seine Flasche; in Robin Hood's Delight kämpfen die beiden Parteien ebenfalls um die Röcke:

Z. 29. Come, your coats of green lay on the ground,
And so will we all three.

Meist gehen dem Kampfe einige herausfordernde Worte vorher:

Shepherd (Z. 37 ff.) cf.	*Delight* (Z. 45 ff.).
Come draw thy sword, thou proud fellow,	Then, come draw your swords, you bold outlaws,
Thou standest too long to prate;	No longer stand to prate,
This hook of mine shall let thee know,	But let us try it out with blows,
A coward I do hate.	For cowards we do hate.

Der Kampf beginnt, und zwar wird mit Schwertern gekämpft in Nr. 1, 2 (Shepherd, Delight):

Shepherd (Z. 41 ff.) cf.	*Delight* (Z. 53 ff.).
So they fell to it, full hardy and sore;	So they fell to it full hard and sore,
It was on a summers day;	It was on a Midsummers day;
From ten till four in the afternoon	from eight of the clock till two and past,
The shepherd held him play.	They all shewed gallant play.

Mit dicken Stöcken gehen die Kämpfer aufeinander los in Nr. 3 und 4 (Tanner und Little John):

Tanner (Z. 47) cf.	*Little John* (Z. 46).
He took up a staff of another oke graff.	And chose him a staff of ground oak.

Es giebt blutige Köpfe in der Hitze des Gefechts:

Shepherd (Z. 51).
Till the blood ran trickling from his head.

Stranger (Z. 59 f.) cf.	*Tanner* (Z. 67 f.).
That from every haire of bold Robins head	That from every side of bold Robins head,
the blood ran trickling down.	the blood came trickling down.

Die ungeheuerliche Länge des Kampfes (from ten till four in the afternoon etc., siehe oben) wird auch in Nr. 3 hervorgehoben und in „Robin Hood and the Curtall fryer“ (s. früher).

Es werden Hiebe ausgeteilt, welche die Jacken rauchen machen:

Little John (Z. 71 f.) cf.	*Ranger* (Z. 47 f.).
At every stroke he made him to smoke	At every stroke their jackets did smoke,
As if he had been all on fire.	Three hours the combat did last.
O then into fury the stranger he grew.	At length in a rage the forester grew.

Robin Hood mufs sich endlich für besiegt erklären; von dem Schäfer wird er zu Boden, von Little John ins Wasser hinein geprügelt. Er erkennt die Stärke seiner Gegner an:

Ranger (Z. 53)	cf.	*Little John* (Z. 81 f.).
Thou art a brave fellow; I needs must confess.		I needs must acknowledge thou art a brave soul.

Delight (Z. 41 f.).
„O hold, o hold,“ cries bold Robin,
„I see you be stout men.“

Gewöhnlich bittet Robin, nachdem er besiegt ist, um die Erlaubnis, sein Horn blasen zu dürfen:

Shepherd (Z. 59)	cf.	*Delight* (Z. 63).
Then let me take my beugle horn.		Let me blow one blast on my bugle horn.

Die Gegner fürchten sich nicht davor:

Shepherd (Z. 82)	cf.	*Delight* (Z. 71 f.).
For it never shall be said That a shepherds hook at thy sturdy look Will one jot be dismaied.		It never shall be said that we are afraid Of thee, nor thy yeomen gay.

Als Robin bläst, erscheinen seine Leute, an der Spitze Little John:

Shepherd (Z. 65 ff.)	cf.	*Tanner* (Z. 113 ff.).
Then Robin he set his horn to his mouth, And he blew with mickle main, Until he espied Little John Come tripping down over the plain.		Then Robin Hood blew on the beaugle horn, He blew full lowd and shrill And quickly anon appear'd Little John, Come tripping down a green hill.

Little John führt das Wort:

Shepherd (Z. 73 f.)	*Tanner* (Z. 117 f.).
„What is the matter?“ saies Little John, „Master, come tell unto me.“	„O what is the matter?“ then said Little John, „Master, I pray you tell.“

In Nr. 4 tritt Stutely an Johns Stelle:

O what is the matter? etc.

Little John fordert den Gegner, der seinen Herrn besiegt hat, ebenfalls zum Kampfe heraus:

Shepherd (Z. 79 f.)	cf.	*Tanner* (Z. 126 f.).
For a bout with thee I mean to have,		If he be so stout, we will have a bout
Either come fight or flee.		And he shall tan my hide too.

Stranger.

Then Ile have a bout with him, quod Little John.

Dieser zweite Kampf wird wirklich ausgefochten in Nr. 1 (Shepherd); natürlich unterliegt auch John dem Gegner, der seinem Herrn überlegen war.

Zum Teil erscheinen Robins Leute nur, weil der Fremdling sie bewundern und Geschmack an ihrem Treiben finden soll. Robin bietet den Gegnern nämlich seine Dienste an (in Nr. 2, 4, 5), weil er solche erprobte Leute gebrauchen kann:

Stranger.	*Delight* (Z. 91 f.).
That man, that can fight, in him I delight	For I love these men with heart and hand,
And love him with all my heart.	That will fight and never flee.

Die Gewinnung der Förster (Nr. 2 und 5) wird durch ein lustiges Gelage gefeiert. Der Gerber (3) und Little John (4) gehen auch bereitwillig auf Robins Anerbieten ein:

Tanner (Z. 107 f.)	cf.	*Little John* (Z. 119 f.).
Then here's my hand, my name's Arthur-a-Bland,		„O here is my hand,“ the stranger replyd,
We two will never depart.		„I'll serve you with all my whole heart.“

Als Little John in dem Gerber seinen Verwandten erkennt (ein Zug, der „Robin Hood and the Stranger“ entlehnt ist), will die Freude gar kein Ende nehmen.

Die Ballade „Robin Hood and Little John“ hat auch einen ergötzlichen Schlufs. „John Little“ hiefs der angeworbene Fremde, und als er sich unter diesem Namen den outlaw vorstellt, fühlt sich Stutely bewogen, den riesenhaften yeman umzutaufen in Little John, und es wird zu dem Zwecke ein lustiger Taufschmaus veranstaltet.

Aus obiger Zusammenstellung ersehen wir, dafs „Robin Hood's Delight“ im engsten Anschlufs an „Robin Hood and the Shepherd“ entstanden ist, und dafs der Verfasser dieser Ballade selbst die Erzählung von Robin Hood und dem Fremd-

ling (Stranger) zu kennen scheint. „Robin Hood and the Tanner“ ist zunächst eine Nachbildung von „Robin Hood and the Stranger“, aber unter starker Beeinflussung von „Robin Hood's Delight“ und, wie es scheint, stellenweise durch „Robin Hood and the Shepherd“. Den deutlichsten Einfluſs auf dieselbe Ballade zeigt ferner „The Pindar of Wakefield“, besonders in der in Woods Collection erhaltenen Version. Man vergleiche z. B. die Anfänge:

Z. 1 f.	In Nottingham there lives a jolly tanner	Z. 1 ff.	In Wakefield there lives a jolly pinder
	— — — — — — —		— — — — — — —
	There is nere a squire in Nottinghamshire.	Z. 4.	„There is neither knight nor squire,“ said the pinder,

und das Angebot:

Z. 101.	And if thou'lt forsake thy tanners trade And live in the greenwood with me.	Z. 45.	O wilt thou forsake thy pinders craft, And go to the greenwood with me?

„Robin Hood and the Ranger“ und „Robin Hood and Little John“ zeigen nicht nur einige Abhängigkeit von „Robin Hood and the Tanner“, worauf sie sich beide berufen, sondern auch untereinander eine so groſse Verwandtschaft, daſs man fast glauben möchte, daſs sie zu gleicher Zeit entstanden sind und von demselben Verfasser herrühren. Dieser zog es nämlich vor, statt einer Ballade gleich zwei von ähnlichem Schnitt zu machen. Die obigen Darlegungen scheinen wohl darüber keinen Zweifel zu lassen, daſs jetzt nur noch von Balladendichtern die Rede sein kann, welche zwar mit ihrem Namen zurücktraten und auch mehr oder weniger den Volkston für die damalige Zeit trafen, aber nicht eigentlich aus dem Volke heraus, sondern vielmehr für das Volk arbeiteten. Eine Art Balladenfabrikation scheint sich entwickelt zu haben. Wie weit ist also schon der Abstand von den ältesten Balladen, von welchen wir ausgingen! Wie ganz anders lesen sich diese — und man braucht eben nur zu lesen oder bei etwas gröſserer Phantasie sich die lustigen Erzählungen der Geste etc. gesungen zu denken, so bedarf es keines Beweises mehr, daſs das wahre Volkslieder sind, an denen das Volk mitarbeitete.

Robin Hood and the Peddlers.

Unter diesem Titel findet sich in einem Band von geschriebenen Balladen, welcher Gutch von Collier zur Verfügung gestellt wurde und aus der Zeit des Protektorats stammen soll (s. oben), eine Erzählung, welche sich sehr enge an die obigen anschliefst. Wie in „Robin Hood's Delight“ haben auch hier Robin, Scarlet und John einen Kampf, und zwar mit drei Hausierern, welche sie nicht ruhig ihres Weges ziehen lassen. Eine derbe Prügelei mit festen Stöcken, bei welcher Streiche fallen, dafs die Sonne vor lauter Hieben blau erscheint, bildet den eigentlichen Mittelpunkt. Die outlaws unterliegen; besonders Robin wird von dem stärksten der Peddlers (Kit of Thirske) entsetzlich zugerichtet. Wir sehen, wie weit sich der Geschmack verirren konnte, und dafs das nicht vereinzelt vorkam, zeigt eine schottische Ballade, welche eigentlich nur deshalb Erwähnung verdient.

Robin Hood and the Beggar

(Newcastle copy of Robin Hood's Garland, s. oben).

Nicht weniger schlecht als im Kampf gegen die Hausierer ergeht es nämlich Robin im Streite mit diesem Bettler. Eine Art Trost findet er wenigstens darin, dafs auch seine Leute, als sie ihn rächen wollen, sein schlimmes Los teilen müssen (Teil II), indem ihnen der Bettler nämlich Mehl in die Augen streut und sie der Reihe nach gründlich durchprügelt.

„Robin Hood and the Peddlers“ zeigt direkte Abhängigkeit von „Robin Hood and the Tanner“. Vergleiche

Peddlers.	Tanner.
But one sommers *day* as they toke their *way*	And as he went forth in a summers morning
Through the forrest of merry Sher*wood*	Into the forrest of merry Sherwood
To kill the kings *deare* you shall presently *heare*	To view the red deer, that range here and there
What befell thes yemen good.	There met he with bold Robin Hood.

und andere Stellen.

Dem Metrum nach steht, wie wir schon hervorhoben, diese Ballade allein da.

Noch eine Ballade bleibt uns zu betrachten, welche mit der

grofsen Zahl ähnlicher darin übereinstimmt, dafs Robin Hood mit einem mindestens ebenbürtigen, meist aber überlegenen Gegner zu kämpfen hat.

Robin Hood and the Tinker.

In dieser Erzählung finden wir noch alle die gewöhnlichen Züge: „Robins Kampf, Niederlage, Herbeieilen seiner Genossen, von denen John zu einem zweiten Kampfe herausfordert, Anwerbung des Gegners für die outlaw-Gesellschaft etc.“ Die Ballade ähnelt daher sehr den entsprechenden (Tanner, Little John etc.); speciell eigentümlich ist ihr nur der Zug, dafs der Kesselflicker sich auf Grund eines Verhaftsbefehls (Steckbriefes? warrant) 100 Pfund verdienen will, indem er Robin Hood gefangen dem König einliefert.

Um Bravourstücke Robins und Johns, nicht mehr um den typischen Zweikampf handelt es sich in „Robin Hood's Progress to Nottingham“ (s. oben Nr. 13 und 19) und „Little John and the Four Beggers“ (s. oben Nr. 28 und 29), cf. „Little John, the Beggar, and the three Palmers“ (Percy-Manuskript I, p. 47 ff.). Beide Balladen scheinen sich ziemlicher Beliebtheit erfreut zu haben.

Robin Hood's Progress to Nottingham
(to the Tune of [Bold] Robin Hood [Stutly, Katherine])

bietet dieselbe Erzählung, welche im Sloane-Manuskript angedeutet wird mit den Worten: On of his first exployts etc. (Ritson S. 23).

Die Ballade ist später als Robin Hood's rescuing Will Stutly entstanden, da sich die Bemerkung „To the Tune of (Bold) Robin Hood“ hierauf beziehen wird.

Im Alter von fünfzehn Jahren besiegt Robin schon fünfzehn Förster. Er befand sich auf dem Wege nach Nottingham, als ihm diese Förster begegnen. Sie verlachen ihn, als er ihnen erzählt, dafs er sich an dem vom König veranstalteten Wettschiefsen beteiligen wolle; er geht mit ihnen eine Wette ein, dafs er auf hundert Schritt (a hundred rod) weit sein Ziel treffen werde, und tötet vor ihren Augen einen Hirsch auf diese Entfernung; aber die Förster wollen die gewetteten zwanzig Pfund

nicht auszahlen, es entspinnt sich ein Kampf und Robin streckt alle fünfzehn mit seinem Bogen nieder. Als aus Nottingham ein Volkshaufe herbeigeeilt kommt, zieht Robin sich in den Wald zurück, nachdem er noch diesem ein Bein, jenem einen Arm abgeschossen hat.

Weniger grausam, vielmehr stellenweise recht ergötzlich ist die Ballade

Little John and the Four Beggers.

Die beiden Versionen, die der Woodschen Sammlung und die des Percy-Manuskripts (s. oben), unterscheiden sich nicht wesentlich. John wird versuchsweise aufs Betteln ausgeschickt. Er tauscht mit einem Bettler, der ihm in den Weg kommt, seine Kleider und erhält noch aufserdem von diesem allerlei gute Lehren über die Kunst des Bettelns mit auf den Weg (Percy-Manuskript):

Thou must goe 2 foote on a staffe
the 3d upon a tree;
full loud that thou must cry and fare,
when nothing ayleth thee.

Auf seiner Wanderung trifft John vier Bettler (resp. three palmers — Percy-Manuskript), die ihm jedoch sehr unfreundlich begegnen und über ihn herfallen wollen, aber alle von ihm tüchtig geprügelt werden:

John nipped the dumb and made him to rore with a hey —
And the blind that could not see.
And he that a Cripple had been seven years,
he made them run faster then he.

Vor allem ist John aber hoch erfreut, als er Geld in ihrem Beutel klingen hört, und kehrt frohen Mutes mit 603 Pfund (ein ansehnliches Bettlervermögen!) zu Robin zurück:

Then Robin Hood took little John by ye hand with a hey —
And danced about the Oak tree.
If we drink water, while this doth last,
then an il death may we die.

Der Verfasser schliefst mit einigem Selbstbewufstsein:

So to conclude my merry new Song with a hey —
All you that delight it to sing

Tis of Robin Hood that Archer good
And how Little John went a begging.

Die Melodie, nach welcher auch diese Ballade gesungen wurde (Beggar, Stranger), mufs recht beliebt gewesen sein; sie mag der von Chappell (S. 2 a. a. O.) zu „Robin Hood and the Tanner“ mitgeteilten entsprechen, welche erst um 1728 und 1750 zu belegen war, aber zu dem Rhythmus und dem ganzen Ton der Erzählung recht gut pafst. Von den verschiedenen Balladenmelodien scheint man überhaupt bestimmte besonders bevorzugt zu haben. So sahen wir oben, dafs auch die zu „Robin Hood and Queen Katherine“ (Chappell p. 59) gehörige vielfach benutzt wurde.

Alleinstehende Balladen.

Die Melodie „Robin Hood and Queen Katherine“ trägt auch „Robin Hood's rescuing Will Stutly“ (or a new merry song to drive cold winter away etc., s. oben Nr. 14). Wir sehen schon an dem Titel, dafs es sich hier um die *Befreiung eines Genossen* handelt, wie uns das auch in einigen der ältesten Balladen erzählt wurde (Monk, Guy of Gisborne etc.). Stutly wird seltener als Robins Genosse erwähnt (cf. „Robin Hood and Little John“). Seine Befreiung geschieht ähnlich wie die der jungen Leute in „Robin Hood and the old Man etc.“ oder des Ritters in der Geste. Little John schneidet seine Fesseln durch und der Sheriff rettet sich durch die Flucht, als auch Robin mit seinen Leuten erscheint. Es sei hier daran erinnert, dafs dem Melodienstammbaum nach die schon früher erwähnten Balladen „Robin Hood and Allin a Dale“, „Robin Hood's Progress to Nottingham,“ „Robin Hood's Golden Prize“ später als die vorliegende entstanden sind.

Auf die Melodie „In summer time etc.“ beziehen sich „Robin Hood and the Tinker“ (s. o.) und „The noble fisherman, or, Robin Hood's Perferment“, eine Ballade eigentümlichen Inhalts. Robin Hood ist das Waldleben müde, er geht nach Scarborough und verdingt sich als Fischer oder Matrose unter dem Namen Simon over thee Lee. Er macht alles verkehrt und zeigt sich so unerfahren in dem Matrosen-

handwerk, dafs er von jedem Tölpel ausgelacht wird. Da gerät das Schiff unter französische Seeräuber. Natürlich ist Robin als Verteidiger des Schiffes in seinem Elemente. Vor seinem Langbogen können die Franzosen nicht standhalten, er besiegt sie und macht eine Beute von 12000 Pfund. Die Hälfte davon giebt er seiner Herrin und einen Teil des Geldes benutzt er, um ein Asyl für Arme zu bauen.

A true tale of Robin Hood carefully collected out of the truest writers of our English Chronicles etc.

Unter diesem Titel ist uns das einzige Gedicht über Robin Hood erhalten, von welchem wir den Verfasser kennen.

Martin Parker (a noted ballad monger — —) ist der Verfasser. Das Gedicht entstand unter Karl I. Regierung. Eine wahre Geschichte von Robin Hood will Parker erzählen und für wahr hält er die Berichte der Chroniken und nicht die Balladen:

I know there's many fained tales
of Robbin Hood and's crew
But Chronicles which seldom fayles
reports this to be true.

Allerdings stützt er sich auf die Chroniken, besonders auf Grafton, aber er benutzt auch die Balladen und Mundays Dramen; so kompiliert er eine Art Lebensbeschreibung Robins, giebt eine Schilderung seines Charakters und erzählt uns von seinen Thaten, kurz er bietet uns eine Biographie in Versen.

Natürlich beruht die Lebensbeschreibung vor allem auf Munday. Robin ist der earl of Huntingdon, wird geächtet, treibt im Walde sein Wesen, bittet endlich, nachdem er lange verfolgt worden ist, den König um Gnade (an einem Pfeil schiefst er einen Brief in die Stadt Nottingham), er stirbt aber, ehe ihm der Pardon gewährt ist. Parker teilt uns sogar seine Grabschrift mit. Von Robins Thaten verdient hervorgehoben zu werden, dafs Parker eine Geschichte von einem Abte kennt, welcher Robin eine Messe singen mufs (s. Robin Hood and the Bishop) und rückwärts aufs Pferd gesetzt wird. Endlich haben

Robin und John sogar des Königs Steuereinnehmer beraubt. Darauf dürften sich in „Robin Hood and Queen Katherine“ die Worte beziehen:

Gold taken from the kings harbengers
As seldome hath been seen
And carryed by bold Robin Hood
for a Present to the Queen.

Wie Martin Parker, so sucht auch der Verfasser von „Robin Hood's Birth, Breeding and Valour etc.“ eine Art Biographie Robin Hoods zu geben. Er weifs Robin in verwandtschaftliche Beziehung zu setzen zu Guy earl of Warwick. Es beruht auf der Ballade die Notiz in einer durchschossenen Kopie von „Robin Hood's Garland“, welche wohl von Stukeley herrührt, da dieser die Kopie ursprünglich besafs.

Guy earl of Warwick
George Gamwell — Joanna =
of Gamwell hall magna
esq. — Fitz Odoth.

Robin Fitz Odoth.
Gamwell the kings forester in Yorkshire,
mentioned in Camden.
See my answer No. II of Lady Roisia,
where is Robin Hood's *true pedigree.*

Es ist charakteristisch genug, dafs Stukeley viele Mühe daran setzte, um einen Stammbaum für Robin Hood „the true pedigree of Robin Hood“ ausfindig zu machen, und noch charakteristischer, dafs sich Leute wie Ritson finden, welche dem von Stukeley (Palæographia Britannica II, p. 115) mitgeteilten Stammbaum irgend welchen Glauben beimessen, und dafs man infolge dessen noch heute gewöhnlich in englischen Lesebüchern liest: „The famous Robin Hood, whose real name was Robert Fitzooth etc.“

Robin Hood und seine Balladen haben allmählich nur noch antiquarisches Interesse, und da ist es denn leicht erklärlich, dafs man mit der Erforschung von Robin Hoods Geburt beginnt oder zunächst seine Grabstätte zu identifizieren sucht.

Die letzten Ausläufer der auf Robin Hood bezüglichen Balladenpoesie sind die nur in den verschiedenen Balladenkränzen enthaltenen Gedichte:

1) Robin Hood and the Golden Arrow (Aldemary Churchy. edit.).

2) The king's Disguise and friendship with Robin Hood (Aldermary and York edit.).

3) Robin Hood and the Valiant Knight (Aldermary and York edit.).

Letztere Ballade beruft sich auf Robin Hood and the 15 foresters (Progress to Nottingham) als Quelle für ihre Melodie. Sie ist inhaltlich von keiner Bedeutung. Ein Ritter will im Auftrage des Königs den outlaw (William Locksly) fangen und zieht zu diesem Zwecke mit einem Heere in den Wald. Es entspinnt sich ein mörderischer Kampf, welcher jedoch unentschieden bleibt. Der Ritter geht nach London, Robin in den Wald zurück und wir hören nun von Robins weiterem Schicksale bis zu seinem Tode.

Nr. 1 und 2 obiger Balladen sind schwache Nachbildungen von Teilen der Geste, und zwar wurden benutzt die Begegnung zwischen Robin Hood und dem König (fytte VII und VIII) übertragen auf King Richard (Nr. 2 [vergl. Ivanhoe]), und die Erzählung von dem Wettschiefsen, in welchem Robin einen kostbaren Pfeil gewinnt (hier handelt es sich um einen goldenen Pfeil). Als wackerer Schütze also tritt uns Robin zum Schlufs wieder entgegen. Als solchen lernten wir ihn schon in den ältesten Balladen kennen. Er übt die Kunst des Bogenschiefsens auf das eifrigste. Mit John schiefst er um die Wette, als sie nach Nottingham, Kyrkesly etc. gehen (Monk, Robin Hoode's Death etc.); — er veranstaltet vor seinen Gästen ein glänzendes Wettschiefsen als Schaugepränge (Geste, fytte VII etc., vergl. die Maispiele unter Heinrich VIII.); — er beteiligt sich mit seinen Leuten an Schützenfesten, welche der Sheriff veranstaltet (Potter, Geste fytte V); — die Königin Katharina sogar schätzt sich glücklich, als Robin in einem Wettschiefsen ihre Partei ergreift gegen ihren Gemahl, den König Heinrich (Katherine, Chase). Diese Vorliebe für das Bogenschiefsen ist nicht der Persönlichkeit Robins allein eigentümlich. Es ist bekannt, wie

populär der Langbogen und die Schützenfeste in Altengland waren, und dafs ein vollkommener yeman selbstverständlich ein guter Schütze war. Die Freude des ganzen Volkes an solchen Dingen erklärt die behagliche Ausführlichkeit, mit welcher uns in den alten Balladen ein Bogenschiefsen oder gar nur ein wertvoller Pfeil beschrieben wird.

Seiner vielen Übung entsprechend ist Robin ein Meisterschütz. Sein Pfeil verfehlt selten das Ziel. Der flüchtige Hirsch, welchen er zu seinem Mahle bestimmt hat, kann ihm nicht entrinnen, das Leben seiner Feinde ruht stets in seiner sicheren Hand. Aufsergewöhnliche Kunststücke erzählt man sich jedoch in den Balladen nicht von unserem Helden. So soll z. B. der bei den meisten germanischen Nationen wiederkehrende Tellschufs in England nicht von ihm, sondern von einem anderen outlaw, William of Cloudesley (s. o.), ausgeführt worden sein. Der mythische Zug, dafs Robin Hood nach dem Volksglauben seinen Pfeil meilenweit fortschofs, spricht ebenso wie der Umstand, dafs er schwere Felsstücke auf ungeheure Entfernungen fortschleuderte und dafs zahlreiche Berge, Schluchten, Höhlen etc. nach ihm benannt sind, einigermafsen für einen mythologischen Hintergrund seiner Persönlichkeit. Auch sein nächster Genofs, der kleine Hans (little John), hat Anteil an solchen wunderbaren Erzählungen und das nächste Anrecht, neben Robin einen mythologischen Ursprung zu beanspruchen. Dafs auch der stehende Zweikampf in den Balladen mythologisch gedeutet werden kann, sahen wir früher. Ein Zug, der vielleicht einige Beachtung verdient, sei hier noch erwähnt. Dafs sich Robin für seine Signale eines Horns bedient, hat an sich nichts Auffälliges, selbst wenn man das Horn nicht, wie Barry (a. a. O.), für eine Entlehnung aus der Ritterpoesie hält. Auffällig ist aber, dafs Robins grüne Schar immer fast in demselben Augenblick erscheint, in welchem er sein Horn bläst, und vor allem, dafs er nicht selten ohne Grund von seinem Horn Gebrauch macht, was zum mindesten für das Typische und das hohe Alter dieses Zuges schon zur Entstehungszeit der ältesten erhaltenen Balladen spricht.

Indem wir somit unsere Betrachtung der Robin-Hood-Balladen zu Ende geführt haben,* hoffen wir, dafs es uns gelungen ist, auf Grund des verfügbaren Materials mit einiger Klarheit den Entwickelungsgang der an Robin Hood sich anschliefsenden Volksdichtung dargelegt und also wiederum an einem Beispiel gezeigt zu haben, welches Kleinod der lebendige Gesang dem englischen Volke gewesen ist, und wie tief empfunden die Worte Shakespeares gewesen sein mögen, wenn er von dem verbannten Herzog und seinen Genossen in As you like it (Akt I, Sc. 1) sagen läfst: „They say he is already in the forest of Arden, and many merry men with him; *and there they live like the old Robin Hood of England.*"

* Die Balladen „Rose the Red and White Lilly", „The Wedding of Robin Hood and Little John", „The Birth of Robin Hood", „Robin Hood and the Tanner's Daughter", welche wir gelegentlich mit aufzählten, schliefsen wir von unserer Betrachtung aus, weil sie nicht eigentlich in den Robin-Hood-Cyklus hineingehören.

Hafslinghausen i. W. Richard Fricke.

Molières Misanthrop und der Idealismus.*

Der naive Zustand der Menschen in seiner Reinheit ist ein Begriff, dem die glücklichen Geschlechter der homerischen Welt und des Nibelungenzeitalters am nächsten gekommen sind, und der den unmittelbarsten und vollständigsten Ausdruck in den Werken ihrer göttlichen Sänger gefunden hat. Die schöne Ausgleichung und Einheit aller Triebe, ihr vollkommener und nie gestörter Einklang mit den Umständen sind nicht minder für den natürlichen Menschen ein nie erfülltes, oft genug durch die Alleinherrschaft einzelner Begierden gänzlich verdunkeltes Ideal als die freie Selbstbestimmung für den sittlichen Menschen, deren Vernunftbegriff niemals rein verwirklicht, in unseren Irrtümern aber nicht selten fast gar nicht mehr zu erkennen ist. Wer daher den natürlichen Zustand mit dem der Gesittung vergleichen und beiden gerecht werden will, darf sie nur auf der nämlichen Stufe, der Wirklichkeit oder ihrem Begriffe nach, nebeneinander stellen. Wer an die Kultur den Mafsstab der Naivetät legt, mag um so bequemer mit ihr fertig werden, je unvollkommener das von ihm betrachtete Zeitalter ist; aber er hätte noch leichteres Spiel, wenn er ein naturwüchsiges, aber rohes Geschlecht auf den in ihm zur Erscheinung kommenden Vernunftbegriff der Menschheit prüfte.

Diese Wahrheit ist so einleuchtend, dafs sie nur gerade so lange übersehen werden kann, als die Klarheit über das fehlt, was man unter jedem dieser Zustände zu verstehen hat

* Mit Zustimmung des Herrn Verfassers aus der Allgem. Zeitung abgedruckt.

und als insbesondere auf der einen Seite die Wirklichkeit mit dem Ideale verwechselt wird, von dem man den Menschen ausgegangen wähnt. Vergleicht man also den naiven Menschen in der Sicherheit und Einheit seines Fühlens, Wollens und Handelns mit dem der Natur entfremdeten, nach Freiheit ringenden, aber in Willkür und Ungebundenheit ewig irrenden Geschlechte, so erscheint die Vernunft allerdings als ein verhängnisvoller Führer, der uns auf einem schwindelnden Pfade ein unerreichbares Ziel zeigt, um uns für den Verlust unserer Vollkommenheit damit zu trösten. Stellt man dagegen den sittlichen Menschen in seiner Vollendung dem Kinde der wirklichen Natur gegenüber, so erscheint in diesem jedenfalls ebenso statthaften Spiele des Witzes die Verwirklichung der reinsten Freiheit und Einsicht, mit einem Worte der höchsten Vernunft selbst, neben Gebundenheit in Bedürfnis und Dunkel. Vergleicht man den Zustand wahrer Naivetät mit dem der denkbar reinsten Vollendung der Kultur, so hat letzterer mit der gröfseren Aufgabe alles voraus, und das unendliche Ziel liegt vor uns, winkt auch uns und mahnt uns nicht wie eine Stimme aus der verlorenen und unwiederbringlichen Kindheit.

Vergleicht man endlich, und mit diesem einzig durch die Erfahrung gegebenen Gliede ist die Kette geschlossen, den Zustand der Natur mit dem der Gesittung, wie sie in der Wirklichkeit erscheinen, so hat jener die gröfsere Gleichmäfsigkeit und Übereinstimmung, also im glücklichen Falle auch die vollkommenere Leistung voraus, aber die Aufgabe ist eine enge; dieser dagegen besitzt in der freien Selbstbestimmung allein wahre Sittlichkeit, die jenem so gut fehlt als das Bewufstsein der inneren Verantwortung. Aber je erhabener das Ziel hier gesteckt ist, desto vernichtender auch der Sturz in die Tiefe, wenn die Vernunft sich als eine trügende Leuchte erweist; während dort die nur nicht ganz verleugnete Natur immer, auch wo sie im rohen Ausbruche des Bedürfnisses auftritt, ihre Regelung in sich selbst trägt.

In seinen vollkommensten Erscheinungen mufs der Mensch auf beiden Stufen in seinem Handeln zusammentreffen. Die erhabenste Einsicht kann dem Willen nichts Schöneres zeigen, als was die naive Natur, ein rein gestimmtes, wahrhaft ausge-

glichenes Herz unmittelbar gewährt, nur das billigen und von uns verlangen, was dieses gutheifst und zu leisten vermag.

Aber die erhabenste Einsicht ist ein Begriff, der sich in wechselnder Reinheit Völkern und Zeitaltern offenbart; und auch nur für die höchste Vernunft ist Erkennen und Vollbringen eins. Doppelt glücklich daher, wenn wir auf dem Wege sittlicher Bildung das durch fiebernde Pulse nicht gestörte, sichere Gleichmafs des Herzschlages unverfälschter Menschheit vernehmen, wenn Vernunft und wahre Natur in unserem Busen darum wohnen, weil wir jedesmal der Stimme der einen nur folgen, wenn wir in ihr zugleich auch die der anderen hören. Vor dem Urteile dieser reinsten Humanität sind die Forderungen unserer Vernunft allein so wenig haltbar als die unseres beschränkten Herzens; denn mit jener können wir nur bestimmen, was ohne Bedingung gilt, dieses dagegen hält uns immer in dem engen Kreise des einzelnen Falles fest. Nur wenn beide in gleicher Kraft in uns wirken, wird uns in ihrem schönen Gleichgewichte eine zweite und höhere Naivetät aufgehen, wobei das Herz mit seinen natürlichen Trieben nur darum die Führung wieder übernehmen darf, weil es durch die Vernunft mündig und mit ihr eins, diese selbst zu einer zweiten Natur geworden ist.

Der wahre Mensch in diesem höchsten Sinne ist nur der Dichter, der in seinen Werken dieses im Leben niemals rein erscheinende Ideal und in ihm unsere ganze Menschheit uns zum Bewufstsein bringt. Nur dieses Ideal macht Molière zum gröfsten Dichter Frankreichs vor den von der Vernunft und nicht in dieser Einheit auch von dem schönen Herzen geschaffenen Tragödien Corneilles und Racines. Dies ist so wahr, dafs sein Meisterwerk geradezu als die Komödie der Humanität bezeichnet werden kann. Denn hier stehen nicht Tugendregel auf der einen und Pflicht der Gesellschaft auf der anderen Seite als ein niemals auszugleichender Zwiespalt mit unvereinbaren Ansprüchen einander, sondern beide der reinsten Humanität gegenüber, die sie in einer höheren Einheit versöhnt.

Für die höchste Vernunft, die nicht nur den reinen Begriff unserer Gattung, sondern auch die einfachste Formel jeder möglichen Art besäfse, lägen auch alle mannigfaltigen Erscheinungen

und deren letzte Gründe entschleiert. Aber sie fehlt uns; und sie ist uns auch nicht bestimmt. In jedem Herzen gestaltet sich das Bild unserer Menschheit anders; und mit dem Herzen müssen wir darum auch jede Art auffassen, nicht mit der Vernunft allein, soll unsere Forderung nicht überschwenglich, unser Urteil nicht unbillig ausfallen. Nur die Vernunft kann uns selbst vor Erschlaffung, nur das Herz die irrende Vernunft vor Überspanntheit schützen. Der wahre Mensch liegt zwischen beiden Gegensätzen der Wirklichkeit, und diese wird nur dadurch poetisch, dafs auch er in der Schöpfung des Dichters uns aufgeht.

Wenn La Rochefoucauld sagt, die Gesellschaft könnte keinen Augenblick bestehen, sofern die Menschen einander nicht täuschten, also ein anderes Herz, eine andere Natur zeigten, als sie besitzen, so kann dies eben nur bedeuten: die Humanität ist unerläfslich; und wenn sie uns selbst fehlt, so können wir doch ihre Form nicht entbehren. Mag die Ausgleichung von Vernunft und Herz für viele nur eine täuschende Maske sein, die ein ganz anderes wirkliches Gesicht verdeckt; mag der leichter gewonnene Schein, hinter dem sich nur ein kaltes und selbstsüchtiges Herz verbirgt, im Leben oft genug bequemer fördern als die wahre Sittlichkeit, die man nur heuchelt, weil hier hinter ihrem Schleier jede Leidenschaft und Nichtswürdigkeit ihr verstecktes und wohlberechnetes Spiel gegen den Wehrlosen treiben kann: die schöne Menschlichkeit verliert darum ihren Wert so wenig, weil der Betrüger unsere Achtung vor ihr für ihren Schein mifsbraucht, als die echte Frömmigkeit darunter leiden darf, wenn sie für Tartufe nur eine Larve ist. Dafs die Tartufe der Humanität oder wenigstens des biederen Herzens in unserem Zeitalter eine so allgemein verbreitete Art bilden, spricht nur für dessen Fortschritt, nicht für unsere Ergebung in den blinden Schein. Denn in ihm bringen auch sie nur der Wahrheit ihren Zoll dar, freilich in gefälschter Münze, und ihr unwürdiges, unter allen Umständen klägliches Spiel ist verloren, sobald es als solches erkannt wird. Die Formen der Gesellschaft sind insgesamt durch die Achtung vor dem natürlichen Rechte jeder besonderen Art geboten. Aber nur das schöne Herz kann ihnen diesen Gehalt geben, und mit jenem fehlt auch er. Es kann die Aufgabe nicht sein, die Grundsätze

der wahren Humanität aufzustellen; denn dies wäre bei ihr so gut ein Widerspruch als bei der wahren Naivetät. Ihr Kern ist die durch vollkommene Ausgleichung von Herz und Vernunft wieder erreichte schöne Unmittelbarkeit des Empfindens, Wollens und Handelns. Der Schein kann davor so wenig bestehen als aller Irrtum überhaupt; die Verstellung so wenig als der kurzsichtige Stolz der Tugend.

Es ist widersinnig, einen Unbekannten mafslos mit leeren Artigkeiten zu überhäufen, wie Philint es im Misanthrop thut; dies heifst an die Stelle der Forderungen des Herzens deren gedankenlose und übertriebene Form setzen; und es wäre sogar erniedrigend, wenn es sich hierbei um einen Schein handelte, der als Mittel für selbstsüchtige Absichten dienen sollte. Aber es ist nicht minder widersinnig, wenn Alcest dem die Freundschaft kündigt und dessen Herz für schlecht erklärt, der den übertrieben höflichen Eifer eines anderen in gleicher Weise erwidert hat; denn das heifst doch ganz ohne Not die Vernunft aufbieten und selbst gar kein Herz zeigen. Es ist unhaltbar, jedem die Wahrheit zu sagen, der sie von uns verlangt, wenn das Herz uns dies verbieten mufs. Es kann nicht nur herzlos, es kann sogar erniedrigend sein, von Abwesenden Schlimmes zu reden. Aber es ist nicht minder ungereimt, wenn Alcest dieses Verfahren mafslos tadelt, der mit seiner eigenen Verachtung der Gesellschaft, der gegenwärtigen und der abwesenden, niemals im geringsten zurückhält; denn das heifst doch im Grunde nur anderen verbieten, was man sich selbst gestattet, von ihnen die Schönheit des Herzens verlangen, die man jederzeit durch seine Ausfälle selbst verleugnet. Wer die Ansprüche der Vernunft überschätzt bei seiner Verurteilung der anderen, handelt wenigstens nicht aus Niedrigkeit des Herzens, und wir finden ihn überspannt, nicht aber verächtlich. So viel steht zweifellos fest, dafs die Vernunft mit ihren einseitigen Forderungen den Bestand der Gesellschaft vernichten müfste, in der das Ideal der Humanität zwar nicht verwirklicht, aber doch in dem schönen Bunde der Vernunft mit dem Herzen erstrebt wird, und unter allen Umständen nur der recht haben kann, der in seinen Ansprüchen beiden, nicht aber dem einen allein auf Kosten des anderen Rechnung trägt.

Wer dagegen das Ideal nur auf der einen Seite findet, kann Molière nur tadeln, der in seinem Misanthrop einen solchen Mann zum Gegenstande der scherzhaften Satire gemacht hat. Rousseau glaubt sogar mit dem vernichtenden Urteil, das er über das Meisterwerk der komischen Bühne fällt, das letzte Wort über diese selbst gesprochen zu haben. Der Dichter sollte seinen wahren Beruf so sehr verkannt haben, daſs er unsere reinste Menschheit in Alcest dem Gelächter preisgäbe! Rousseau findet offenbar in wesentlichen Zügen Alcests seine eigenen, überschätzt ihn wie sich selbst und kann sich mit der hier vorgeführten Welt ebenso wenig befreunden, als es im Stücke mit dichterischer Wahrheit Alcest thut. Verstand er doch auch nicht besser die Wirklichkeit, in der er überall wie Alcest nur Nichtswürdigkeit und Schein erkennen wollte; von allen abgestoſsen und alle abstoſsend, stellte er hier das Bild dar, das Molière schon ein Jahrhundert früher mit Meisterhand gezeichnet und nur viel liebenswürdiger ausgestattet hatte.

Goethe möchte Inhalt und Behandlung des Stückes gern tragisch nennen; er hat so auch diesen Gegenstand in einer Reihe von Gestalten dargestellt, am ähnlichsten in Tasso. Goethe will aber dabei offenbar die Berechtigung des Lustspieles hier so wenig in Abrede stellen, als er dies bei Lessings klassischem Stücke thut, für das er ebenfalls nur Worte der schönsten Anerkennung hat, und das nach der ganzen Anlage Tellheims doch auch eine pathetische Behandlung zugelassen hätte. Nicht der Gegenstand macht schon das Werk zur ernsten oder zur scherzhaften Satire, sondern die Stimmung, aus der es hervorgeht, der Sinn, an den es sich wendet. Eines werden beide Auffassungen gemeinsam haben: in jedem Falle wird der Dichter auſser der Wirklichkeit auch das Unvergängliche uns zum Bewuſstsein bringen. Das thut Molière auch im Misanthrop, und das Ideal hat er in Alcest so wenig verspotten wollen, als er es in dessen Person darstellt. Hier liegt der Schwerpunkt der Frage.

In diesem höchsten dichterischen Sinne befindet sich das Lustspiel sogar in einem bemerkenswerten Vorteil vor der Tragödie; denn während in dieser nur durch den Gegensatz das Ideal erscheint, das unerreichbar der Nichtigkeit alles Wirklichen

gegenübersteht, tritt uns in den wenigen Schöpfungen, über denen der echte Genius der scherzhaften Satire gewaltet hat, in Lessings Minna, in Molières Tartufe und Misanthrop eine reinere Form des Daseins mehr und mehr in ihrer Erfüllung nahe, die nicht nur unser ästhetisches Gefühl, sondern auch unser ganzes sittliches Wesen befriedigt. Wir empfinden in der Ruhe eines heiteren, freien, mit sich und der Welt versöhnten Gemütes, die der Dichter aus der reinen Stimmung seines eigenen schönen Herzens uns mitteilt, den höchsten Genufs, den die Kunst zu gewähren vermag und dessen wir fähig sind. Das allgemeine Urteil in seinem richtigen Gefühle ist dem Dichter des Misanthrop jederzeit nur günstig gewesen, der mit ruhiger Klarheit, frei von Leidenschaft in dem schneidendsten Zwiespalte dasteht, den das Leben fortwährend in uns selbst erzeugt.

Rousseau hat den Gegenstand einseitig behandelt, so scharfsinnig seine Ausführungen auch sind, so bestechend sie für den ersten Augenblick erscheinen mögen. Im Grunde haben seine letzten Folgerungen mit ihm jemals wohl nur sehr wenige gezogen, also in der Sache ihm recht gegeben; und doch dürfte es schwer sein, wenn nicht unmöglich, sich auch diesen zu entziehen, wenn man erst die Voraussetzungen zugestanden hat. Wie bei allem, was Rousseau mit hinreifsender Beredsamkeit vorträgt, wird nur durch die Erschütterung der Grundlagen allein der ganze Bau hinfällig. Eine Widerlegung seiner Angriffe und eine entsprechende Würdigung des Dichters in ästhetischer und ethischer Hinsicht hängen innig zusammen; die Beziehung auf Rousseau ist um so unerläfslicher, als selbst heute noch die Vorurteile, von denen er ausgeht, ihre Kraft nicht verloren haben, noch viel weniger aber ausreichend widerlegt scheinen. Hr. Paul Janet* hält auch heute an den Vordersätzen fest, die man zugeben müsse, und weist nur die Schlüsse zurück, die Rousseau daraus zieht. Es ist sicher, sagt er, dafs man über Alcest lacht, selbst wenn er recht hat, wenn er nur der Wortführer für Gerechtigkeit und Wahrheit ist; man kann also wohl nicht in Abrede stellen, Alcest ist komisch, weil er

* „Revue des deux Mondes", 15. März 1881.

tugendhaft, nicht blofs obgleich er tugendhaft ist, wie Marmontel und Laharpe annehmen, die in seiner Reizbarkeit, Schroffheit, kurz in seinen Schwächen den Grund unseres Lachens erblicken. Damit steht er vollkommen auf einem Boden mit Rousseau, der nach seiner Verurteilung der Bühne überhaupt den Angriff gegen den Misanthrop mit der Bemerkung eröffnet, dafs in diesem Stücke ein wahrhaft tugendhafter Mann lächerlich gemacht werde.

Die allgemeinen Betrachtungen über das Theater beginnen bei Rousseau mit der Angabe seines Zweckes. Der Wert der Schauspiele, sagt er, wird durch den Genufs bestimmt, den sie gewähren; in ihm liegt ihr Hauptzweck, nicht in ihrem Nutzen. Dieser ganz unanfechtbar scheinende Satz, der mit der Absicht des schaffenden Künstlers, sobald diese nur wirklich feststeht und erkannt ist, zugleich den ganzen Begriff seines Werkes umfafst, ist dies aber keineswegs in dem Sinne, in dem er aus diesem Munde kommt, und in dem er zum Ausgangspunkte einer Reihe von Folgerungen wird, die in der Verwerfung der dramatischen Kunst gipfeln. Der Beweis wird zunächst allgemein, dann an einzelnen Beispielen für die Tragödie, endlich für das Lustspiel an dem Meisterwerke der Gattung, wie Rousseau das Stück selbst bezeichnet, dem Misanthrop geführt.

Von geringerem Gewichte erscheint zunächst der Einwand, dafs eine dem Vergnügen gewidmete Anstalt nicht alle die Vorzüge besitzen werde, die man sich von ihr versprechen könne und deren sie fähig sei; man täusche sich selbst, wenn man sich vom Theater eine vollkommene Vorstellung mache, die es nicht verwirklichen könne, ohne die abzuschrecken, die es bilden wolle. In dieser allgemeinen Fassung giebt der Satz nur einem Gedanken Ausdruck, der sich auf alle menschlichen Dinge anwenden läfst. Wir dürfen ihn zugeben, ohne daran so vernichtende Schlüsse zu knüpfen. Weil wir unserer Endlichkeit uns überall bewufst werden, so wollen wir darum nicht aufhören nach dem Unendlichen zu streben. Weil auch das Theater niemals seinen Begriff ganz erfüllen kann, mufs es darum in das Gegenteil umschlagen und ganz aufgegeben werden? Ist der Zuschauer überhaupt nicht bildungsfähig, so erscheint die ganze Frage gleichgültig; wenn er es aber ist, warum sollte er

es nicht auch durch die heitere Kunst, insbesondere die scherzhafte Satire sein?

Bedeutsam ist die hier geübte Art des Verfahrens in hohem Grade. Wenn der Genufs der Zweck der Kunst genannt wird, so galt es doch vor allem den Begriff dieses Genusses zu bestimmen. Er wird hier allgemein als ein trivialer unterstellt. Der Hauptzweck ist der, zu gefallen, heifst es, und wenn nur der Zuschauer belustigt wird, so ist dieser Zweck hinreichend erfüllt. Bei dieser Auffassung versteht es sich denn freilich fast von selbst, dafs der von diesem Zwecke abgesonderte sittliche Nutzen, dem die Bühne sonst noch dienen soll, einen Widerspruch mit ihm bilden mufs.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs die grofse Menge dem leichten Spiele, der gedankenlosen Unterhaltung oft genug vor dem wirklich Wertvollen den Vorzug einräumen wird. Selbst wer eines höheren Genusses fähig ist, wird ihn nicht immer in den Augenblicken der Erholung erwarten, die er im Theater sucht. Das wahre Kunstwerk stellt viel zu hohe Ansprüche an uns, als dafs wir ihnen jederzeit noch genügen könnten, wenn wir in Stunden der Ermüdung so wenig im Besitze unserer gesamten geistigen und körperlichen Kräfte sind, dafs wir vielmehr das Bedürfnis der Ausspannung empfinden, als den Wunsch oder das Vermögen, auf die Höhe der Menschheit geführt zu werden. Wer aber bei einer Besprechung des Theaters diesen letzten Zweck aller Kunst ganz übersieht, darf nicht den Anspruch erheben, von der Gattung zu reden; sein Urteil trifft nur einzelne Bühnen, besondere Fälle, so zahlreich sie auch sein mögen; sein Tadel ist um so bequemer, je niedriger er seine Gegenstände wählt, und an den in solcher Beleuchtung vorgeführten Erzeugnissen sind die Züge des schöpferischen Genius überhaupt nicht mehr zu erkennen, dessen Adel doch auch sie nicht ganz verleugnen, und dessen göttliches Bild, wie verzerrt auch immer, doch jedes künstlerische Schaffen unter allen Umständen bewahrt.

Das wahre Ziel des Künstlers ist allerdings kein anderes als der Genufs, wie dieser auch die Quelle war, aus der sein Werk entsprang. Aus dem herrlichsten Vermögen, in göttlicher Lust geschaffen, stellt es uns ein vollendetes Bild unserer

Menschheit dar, wie sie sich in der Verworrenheit und Unruhe der Wirklichkeit nur einem beglückten Auge offenbart. Von dieser letzten Absicht noch einen weiteren Nutzen absondern, der in ihr nicht im höchsten Sinne eingeschlossen und erreicht würde, heifst den Künstler vollkommen mifsverstehen und weniger von ihm erwarten als er erfüllt. Man kann dabei nur die Vielheit der einzelnen Fälle aufzählen, die in der unendlichen Aufgabe des Dichters enthalten sind, und läuft fortwährend Gefahr, über dem einzelnen, das den nüchternen Blick gefangen hält, den Sinn für das reiche und warme Leben zu verlieren, das der Dichter an uns vorüberführt. Man macht die Probe auf einen Grundsatz an einem Werke, das einem blofsen Beispiel zu einem ethischen Gedanken so überlegen ist als das Leben einer trockenen Rechtssammlung, und das man schlechthin verwirft, sobald die Probe nicht zu stimmen scheint; während doch in dem Bilde echter Menschheit uns der Dichter zugleich auch den Inbegriff wahrer Sittlichkeit notwendig geben mufs. Die Kunst ist entweder sittlich, oder sie ist gar nicht, ist eine Verirrung, die ihrem innersten Wesen nach diesen Namen nicht mehr verdient. Wie weit auch immer die Leistung von der reinsten Form abschweifen, wie sehr auch der Dichter, anstatt ein Ganzes schöpferisch zu gestalten und dem entzückten Blicke zu zeigen, in der Beschränkung und Enge des Lebens und seines eigenen Herzens gefesselt sein mag, immerhin wird doch das dürftigste Schauspiel, das noch von einem göttlichen Strahle erwärmt ist, reineren Empfindungen und der Ahnung unserer Menschheit unseren Busen öffnen. Nur wo die Darstellung eines Gesamtbildes überhaupt nicht mehr das Ziel ist, vielmehr mit Berechnung einzelne Züge vorgeführt werden, hört mit der Kunst auch jede ethische Wirkung auf. Der nach der sittlichen Seite überspannte Mensch wird kalt lassen und den Zuschauer nicht bessern können, der an seine Möglichkeit nicht glaubt. Die einseitige Vorführung unserer sinnlichen Natur allein ist noch verwerflicher. Die Werke dieser Art sind übrigens verurteilt, ihre Vernichtung bedarf keines grofsen Aufwandes, sie kommen und vergehen wie der Tag, der sie geboren hat; aber der Tadel, der auf sie fällt, trifft nicht die wahre Kunst.

Es ist ein Irrtum, wenn Rousseau behauptet, das Schau-

spiel müsse die Leidenschaften jederzeit in einem geschmeichelten Bilde darstellen, weil sonst der Zuschauer nicht angezogen, sondern nur abgeschreckt werde, der sich nicht in einer verächtlichen Gestalt sehen wolle; es könne sie also nur begünstigen und fördern, anstatt sie auf das richtige Mafs zurückzuführen. Steht es wirklich so schlimm um uns, lebt in der That das Muster aller Thorheiten so sehr in aller Herzen, dafs wir die Wahrheit auf der Bühne nicht mehr zu ertragen vermögen? Wenn der Dichter uns im allgemeinen den Irrtum nicht in einem ganz abschreckenden Bilde zeigt, so folgt er mit Recht darin nur der Wirklichkeit; denn er würde uns sonst Teufel vorführen, mit denen wir nichts gemein hätten. Wir wären also gerade im Gegenteile sehr weit davon entfernt, uns in ihnen wieder zu finden. Wenn aber einzelne Leidenschaften in abstofsender Häfslichkeit erscheinen, so giebt ihnen doch nicht die Willkür des Dichters diesen Zug, wie Rousseau meint, um im Sinne des Zuschauers auf ihre Kosten zwar nicht minder statthafte, aber dem allgemeinen Geschmacke mehr entsprechende in ein günstiges Licht zu setzen; sondern er folgt wieder dem Leben, dessen Darstellung in den Bereich der Kunst fällt, und hier ist das Häfsliche und darum Lächerliche, nebst seinem finsteren Bruder, dem Schrecklichen, nicht häufiger als auf der Bühne, wo nur der Verworfene auch dessen hassenswerte und von allen gehafste Züge zeigt. Gerade je mehr wir unser eigenes Bild in der Schöpfung des Dichters erkennen, um so gröfser mufs unser Anteil an ihm, um so mächtiger, tiefer und nachhaltiger unsere Bewegung sein. Bei der Notwendigkeit, Wesen unserer Art darzustellen, wird die Kunst immer und zumal die Bühne ein entschieden einheimisches Gepräge tragen, und selbst die Tragödie der Griechen, die ein naives Geschlecht voraussetzt, kann uns nicht ergreifen wie die Alten.

Es heifst doch nur mit Worten spielen, wenn der Bühne die Macht abgesprochen wird, die Anschauungen und Sitten zu ändern, weil der Dichter, der dem allgemeinen Geschmacke widerspreche, bald für sich allein schreiben werde und in der Darstellung des Lächerlichen ihm nur folgen, ihn nur entwickeln könne. Auf dem Gebiete des Willens kann die echte Kunst mit den allgemeinen Anschauungen nur im Einklang sein.

Wissenschaftliche Meinungen sind dem Wechsel unterworfen, für unumstöfslich gehaltene Überzeugungen müssen aufgegeben, neue Bahnen eingeschlagen werden; denn alles Wissen ist nur ein irrendes Streben nach der Wahrheit, die wir nicht kennen, und beschränkt sich im besten Falle, so blendend es auch sein mag, auf Beobachtungen und deren mannigfaltige Benennung und Anwendung. Unwandelbar dagegen und ewig ist in der Erscheinungen Flucht der Gott in unserem Busen; an ihn wendet sich der Dichter, der uns durch das Himmelsthor des Schönen zur Erkenntnis führt. Er macht uns zu Teilnehmern von Leidenschaften, und wir gelangen durch sie hindurch zur wahren Einsicht und Freiheit. Auch das Leben giebt uns diese Güter nicht ohne Kampf, und wir sind oft auch hier nur darum keine Thoren, weil wir keine blieben, nicht weil wir solche nie waren. Wer aber so glücklich ist, unverlockt von den schlimmgearteten Mächten durch das Leben zu gehen, mag um so heiterer das Spiel der komischen Bühne ansehen, wo die höchste Kunst des Dichters darauf gerichtet ist, jede leidenschaftliche Bewegung fern zu halten, und die Sicherheit und Ruhe seines eigenen Herzens wohlthuend seinem ganzen Werke und dadurch auch uns mitzuteilen.

Wie weit wir auch selbst hinter unseren Grundsätzen zurückbleiben, wie wenig wir den Begriff der sittlichen Freiheit, der in uns lebt, erfüllen mögen, wie leise auch die Stimme der wahren Natur in unseren ihr entfremdeten Herzen rede, sie ist nicht ganz und auf immer verstummt; verdunkelt vielleicht, aber unerschütterlich steht in unserer Brust die Gewifsheit unserer Pflicht; hier ist der Pulsschlag, in dem alle zusammentreffen, die gemeinsame Sonne, die dem Volke leuchtet, wie dem Dichter, in dessen Werk unter den Erschütterungen des Mitleids und der Furcht oder in dem heiteren Spiele der Thorheit mit dem Bilde ihrer Schwäche uns das reinste Bewufstsein unserer Menschheit aufgeht.

Es giebt auf dem Gebiete des Willens keine andere Aufgabe als die der Entwickelung und Reife, die Änderung hat hier nur diesen Sinn; nirgends aber erscheint sie schöner erfafst und gelöst, als in den Werken des echten Genius, der, selbst der vollständigste Ausdruck seiner Zeit, in deren Spiegel auf

der Bühne uns zugleich das Unvergängliche zeigt. Weit davon entfernt also, unsere natürlichen Leidenschaften zu überreizen, teilt uns das Schauspiel in der Ruhe eines wenigstens für den Augenblick ausgeglichenen Gemütes und in dem Bewufstsein unseres unendlichen Vermögens, das dieser Stimmung entspringt, das Höchste mit, dessen unsere schönste Menschheit fähig ist.

Weil der Erfolg das erste Gesetz seiner Kunst sei, stelle der Dichter nach Rousseau als das Gute und Vorzügliche uns nicht das dar, was ihm selbst so erscheint, das wirklich Liebenswerte, sondern was wir in unseren Vorurteilen selbst dafür hielten und liebten! Wer immer ein Ziel sich gesteckt hat, wird den Erfolg sich zum Grundgesetze machen müssen, wenn er die Aufgabe nicht aus dem Auge verlieren soll. Wenn Rousseau seine Leser überzeugen will, so mufs diese Absicht ihm unverrückt vorschweben; aber sie wird ebenso wenig Scheingründe, als der Zweck des Dichters etwa falsche Mittel rechtfertigen, die er zu dessen Erreichung anwendet, beide werden vielmehr gerade auf diesem Wege am sichersten einen dauernden und wahren Erfolg verscherzen. Über das trostlose Ideal, das hier dem Dichter unterstellt wird, über die traurige Aufgabe, die er unbedingt haben soll, in jeder Hinsicht dem herrschenden Geschmacke der Gesellschaft sich blind zu fügen, niemals die Führung zu übernehmen, stets sich selbst leiten zu lassen, geht sogar die dürftigste Bühne hinaus, über deren Possen immerhin noch eine wenigstens für den Augenblick das Gemüt befreiende Heiterkeit waltet. Bei dem Dichter bedeutet unzweifelhaft die ausschliefslich auf den äufseren Erfolg berechnete Rücksicht eine Entfremdung von der wahren Kunst; in diesem Falle kann allerdings die Bühne die Leidenschaften reinigen, die wir nicht haben, dagegen die noch nähren und pflegen, die wir schon besitzen. Aber von der Gattung ist nicht die Rede, sondern nur von zahlreichen Abarten. Wenn die Quelle des Anteils am Guten, des Abscheues gegen das Böse wirklich in uns sprudelt, was Rousseau ausdrücklich in Anspruch nimmt, so bleibt unbegreiflich, warum der Genius, dessen beglücktes Herz doch alles im höchsten Sinne umfafst, was echt menschlich ist, sich nicht gerade an das Beste in uns wenden, in seinen Werken dem Ewigen, wie nur er es erkennt,

Gestalt geben und uns hierdurch zu seiner eigenen reinen Anschauung führen sollte. Jedes Volk kann auf seiner Bühne die Vernunft allerdings nur entsprechend seiner eigenen Reife verwirklichen, soweit bei ihm der Genius die vollkommenen Verhältnisse des Ganzen zu durchdringen und darzustellen vermag. Aber die Tragödien der Griechen verlieren darum ihren ethischen Wert für die Alten nicht, weil wir heute nicht mehr an das Schicksal glauben, oder weil an der Stelle des Grundsatzes, den Freund zu lieben und den Feind zu hassen, unsere Forderung lautet: Segnet, die euch fluchen!

Für Rousseau ist die Vernunft freilich zu nichts gut auf der Bühne. Wo sollte sie auch Raum finden, wenn nicht unmittelbar verkörpert in der Rolle eines frostigen Stoikers, von dem Rousseau selbst doch sagen mufs, ein Mensch ohne Leidenschaften, oder der sie immer beherrsche, könne keine Teilnahme gewinnen? Die Welt mufs bis heute in einer unbegreiflichen Täuschung gewesen sein, wenn sie nirgends einen reineren Spiegel der Vernunft zu finden glaubte als in den Werken des Künstlers.

Weil die Liebe zum Guten unzerstörbar in unserer Brust wohne, der Dichter in dieser Hinsicht somit uns gar nichts geben könne, nennt Rousseau es einen kindischen und sinnlosen Anspruch der Bühne, uns sittlich bilden zu wollen! Der Mensch ist an sich gut, sagt er, und berührt damit die empfindlichste Stelle seiner Anschauungen, in denen die Sehnsucht eines künstlichen Zeitalters nach der wahren Natur in dem Glauben an einen erträumten Urzustand sich offenbart. Die Liebe zum Guten ist zunächst nicht die erfüllte Aufgabe. Das Bewufstsein des Guten ist allerdings in uns. War aber der Mensch wirklich an sich gut, so konnte er auch stets nur das Gute, niemals das Böse wollen, also niemals entarten, und wir bedürften nicht nur keiner Entwickelung, sondern sie wäre gerade so unmöglich, wie jeder Rückschritt und alles Böse, das thatsächlich doch besteht und von Rousseau selbst fortwährend hervorgehoben wird. Aber dem sei wie ihm wolle; was immer wir auch von unserer angeborenen Vollkommenheit zu halten haben, jedenfalls besitzen wir sie heute nicht als Thatsache, sondern nur als ein zu erstrebendes Gut, dessen Bild mehr oder minder

deutlich zwar, aber unauslöschlich in uns besteht, und dem wir auf einem unendlichen Wege uns nur nähern können. Wem aber der Genius nichts mehr zu sagen hat, in dessen Brust das himmlische Feuer am reinsten strahlt, der mufs schon vollkommen, kann nur Gott selbst sein.

Was soll das Schauspiel für uns, meint Rousseau, wer geht nicht selbst in das denkbar vortrefflichste Lustspiel, schon zum voraus von dem überzeugt, was man darin beweist? Der Dichter will und kann überhaupt gar nichts beweisen; denn er ist kein frostiger Sittenlehrer, und würde durch jeden Versuch dieser Art seine dichterische Wirkung selbst zerstören, nebst dem Glauben an die Wahrheit seiner Schöpfung, sobald er sich von den Bedingungen unserer Menschheit entfernte. Was ewig in uns, was in unserem Wesen gegeben ist und nur mit ihm selbst aufhört, was durch die Anschauung feststeht und keines Beweises bedarf, zeigt er uns, die heilige Flamme in unserm Busen nährend, in einem vom wahren Herzschlag der Menschheit bewegten und auch uns ihn mitteilenden Kunstwerke. Wenn er uns nicht ergreift, wenn die göttliche Sonne des Genius nicht in Stunden des reinsten Genusses, der weihevollsten Entschliefsung uns die Höhe des Daseins entschleiert, die, einmal erschaut, unvergefslich und unverloren ist, dann dürfen wir nur unser armes Herz beklagen, dessen Regungen ein übermächtiger Verstand daniederhält, nicht aber der Kunst die Schuld geben, für deren Würdigung uns die erste Bedingung fehlt.

Die nicht in Abrede zu stellende gröfsere Wirkung, die das Kunstwerk vor dem Leben voraus hat, soll nach Rousseau in unserer Selbstsucht begründet sein; auf dem Theater reichten Thränen vollkommen als Zoll unserer Menschlichkeit aus, im Leben erwarte man mehr von uns. Wenn wir allerdings bis zu einem gewissen Grade Herr unserer Rührung sind und in der That der Wirklichkeit uns leichter verschliefsen können als dem Zauber der Bühne, so liegt doch der Grund dafür zunächst in diesem selbst. Das Bewufstsein des Guten wird allerdings, um mit Rousseau zu reden, durch eine Reihe von Auftritten in unserer Brust nicht erst erzeugt; wohl aber ist die Kraft, die es in unseren Herzen gewinnen kann, von der Kunst des Dichters abhängig. Dieser will unsere ganze Teilnahme

erregen, sein Bestreben läuft unverwandt darauf hinaus, durch das ungeteilte Gefühl, das er in uns hervorruft, durch die unbeschränkte Einsicht, die er uns gewährt, seinem Werke die erst in der Kunst allein zu erreichende, mächtige und einheitliche Wirkung zu verleihen. Seinem Zwecke entsprechend gestaltet er die Wirklichkeit um, die er unverändert dafür gar nicht brauchen kann; und je besser ihm dies gelingt, um so mehr wird sein Werk über die Wirklichkeit hinausgehen, die unmittelbar auf die Bühne gebracht, wenn alsdann nicht die Kunst der Schauspieler alles thut, nicht einmal ihre ursprüngliche Gewalt über uns behaupten wird und viel zu weit hinter dem zurückbleibt, was wir hier erwarten dürfen. Weit davon entfernt also, uns mehr zu ergreifen als die lebendige Gegenwart der Dinge, kann uns deren bloſses Bild nicht einmal genügen, solange nicht der künstlerische Genius in ihm alle Strahlen unserer Menschheit gesammelt hat.

Ist die Begeisterung schon das Beste, was wir von der Geschichte haben, so kann die dichterisch gestaltete Wirklichkeit nur um so mehr den tiefen Grund unserer Menschheit aufregen. Wenn wir den Schuldigen am Ende des Stückes nicht so sehr verabscheuen, als wir dies nach der bloſsen Erzählung seiner Frevel wohl gethan hätten, so liegt der Grund nur darin, daſs wir, durch Mitleid wissend, nunmehr die schmale Grenze kennen, die zwei Lebenswege scheidet. Weit entfernt, das Verbrechen minder hassenswert zu finden, fürchten wir es desto mehr, je unmerklicher der Übergang zu ihm, je gefährlicher es selbst darum sich erweist. Nur was keine menschliche Quelle zeigt, erweckt einzig Grausen. Solange wir nur wissen, daſs Athalja ihre eigenen Enkel ermorden lieſs, erscheint sie uns entsetzlich und jeder besseren Regung bar; aber sie wird unserem Herzen näher gebracht, und wir empfinden Mitleid mit ihr, sobald wir in dieser furchtbaren That die Äuſserung eines zwar in seinen Wirkungen verirrten, aber an sich berechtigten und schönen Gefühles erblicken.

Wo in seltenen Fällen im Leben sich eine Entscheidung vor unseren Augen in einen engen Rahmen zusammendrängt, bei der das Höchste in Frage steht, was überhaupt unser innerstes Wesen bewegen kann, da erfaſst sie uns auch mit der

ganzen erschütternden Macht, deren die Kunst nur fähig ist. Aber während der zermalmende Druck der Dinge uns mit vernichtender Gewalt niederwirft, der Sinn in der Beschränkung und Enge des nächsten Bedürfnisses gefangen ist, und das Herz nur seine dumpfe Ohnmacht fühlt, befreit uns der Dichter von diesem lastenden Banne und richtet den Blick empor zur ewigen Schönheit der reinen Formen, die allein bleibend in allem Vergänglichen sind und in deren strahlender Sonnennähe Wollen und Vollbringen eins wird.

Wenn der Zuschauer sich mit einer flüchtigen, leeren und unfruchtbaren Rührung begnügt, weil er doch jeden Eindruck nicht ganz abweisen kann, so wird das Leben sein kaltes Herz noch weniger ergreifen, weil er fürchten mufs, sein Mitleid mit einer wirklichen That zu bezahlen. Der Dichter hat aber nicht die Verantwortung dafür zu tragen, dafs man ihm entgegenhält, man habe keine Rolle zu spielen, und die Tugend sei zwar auf der Bühne ganz gut, aber nur ein Thor könne sie im Ernste von der Gesellschaft erwarten wollen. Immerhin noch besser übrigens, wenn Alexander von Pherä vom Schicksale Andromaches gerührt ward und Messalina bei der Verteidigung des Valerius Thränen vergofs. Wurden doch dabei auch sie wenigstens für einen Augenblick sich ihres besseren Selbst bewufst, wenn auch diese Regung nicht mächtig genug in ihnen war, die herrschende Leidenschaft auf die Dauer zu bezwingen.

Die Übertreibung, die aber die Wahrheit der Natur verleugne und darum keinen Eindruck mache, soll nach Rousseau dem Lustspiele wesentlich sein. Da die Übertreibung die Dinge nicht in ihrer wirklichen Häfslichkeit, sondern nur in ihrer Lächerlichkeit zeige, so gewöhne man daran, nur das Lächerliche zu fürchten, nicht aber das Laster zu verabscheuen; ja, man werde sogar gegen jenes nur wirken, während man gleichzeitig diesem Vorschub leiste, weil man das Böse überhaupt nicht lächerlich machen, sondern durch seine Verachtung zermalmen müsse, das Lächerliche dagegen die Hauptwaffe sei, mit der das Laster die Tugend in unseren Herzen zu töten suche. Der Schlufs, das Lustspiel sei eine Schule des Lasters, ist so wenig zutreffend wie die Voraussetzungen. Selten ist wohl Falsches und Wahres so künstlich gemischt worden wie

hier, während doch in Molières Meisterwerken die Wahrheit offen daliegt.

Durch die Übertreibung, gleichviel ob sie das einzige Mittel sei, dessen er sich bedient, oder nicht, wirkt allerdings der komische Dichter; aber nicht durch die Fratze, die das Bild der Wirklichkeit verzerrt, sondern durch dieses selbst, insofern die von ihm dargestellte Natur von der wahren Natur abweicht. Diesen Gegensatz bringt er uns zum Bewufstsein; die Übertreibung ist allerdings da, und gerade sie erscheint lächerlich; aber sie gehört nicht ihm, sondern dem Leben. Giebt er uns Erfindungen, deren Urbilder unter uns ganz fehlen, so verstehen wir ihn gar nicht, und die dramatische Wirkung hört völlig auf oder wir haben im besten Falle Karikaturen, die in demselben Mafse noch belustigen, wie wir ihre Beziehung zur Wirklichkeit empfinden. An diese ist der scherzhafte Satiriker so entschieden gebunden wie der pathetische, in seinem Bereiche sogar weit mehr beschränkt als dieser, weil er die Dinge gar nicht auf die Spitze treiben kann, ohne unser Mitleid zu erregen und in das Gebiet der Tragödie überzuschweifen. Die Übertreibung, die nur in der Darstellung läge, könnte freilich die Dinge nur lächerlich machen, denn hier handelt es sich nur um ein Spiel des Witzes; die Übertreibung aber, die ihnen selbst anhaftet, ist gegeben, ihr moralischer Wert bestimmt und damit auch der Grad der Lächerlichkeit, dessen sie überhaupt fähig sind, nicht minder als ihrer Häfslichkeit und des Abscheues, den sie einzuflöfsen vermögen.

So sind die Grenzen, innerhalb deren der Lustspieldichter sich bewegt, verhältnismäfsig enge gezogen; während der Tragiker unbeschränkt über alle Leidenschaften verfügt, stehen jenem nur die ungereimten Züge zu Gebote, die sein eigenes Zeitalter ihm darbietet. Das Unvollkommene ist hier unentbehrlich, das Häfsliche, selbst Verächtliche so wenig ausgeschlossen, dafs gerade der Widerspruch ihrer wirklichen Nichtigkeit mit ihrem eingebildeten Werte komisch erscheinen und der Gegenstand nur lächerlich sein kann, weil er häfslich oder verächtlich ist. Nur für die Erfindung, die Willkür des Dichters ist hier kein Raum, und dies ist so wahr, dafs bei dem Mangel scharf ausgeprägter Gegensätze in der heimischen Ge-

sellschaft das echte Lustspiel ebenfalls notwendig noch fehlt und die komische Bühne sich mit der Nachahmung des Auslandes und der wenig ansprechenden Übertragung fremder Verhältnisse begnügen mufs. Wie viele Lustspiele in diesem höchsten Sinne haben doch wohl selbst die Franzosen, deren Bewunderung und Stolz mit vollem Rechte Molière ist, und die zu seiner Zeit schon eine aus dem Zustande des Werdens herausgetretene, in jeder Hinsicht gestaltete Gesellschaft besafsen? Das einzige wahre Lustspiel in unserer Dichtung, das aber auch ein Löwe ist, steht so sicher noch immer allein, auf seiner Höhe den Schein aller übrigen Versuche unter sich lassend, dafs eine blofse Andeutung hinreicht, um es zu bezeichnen. Aber diese bewunderungswürdige Schöpfung eines wahrhaft schönen Herzens und für das Lustspiel, so zu sagen, geschaffenen genialen Kopfes, die in der einzigen echt heimischen Anstalt wurzelt, die wir besitzen, dem preufsischen, heute deutschen Heere, beweist in ihrer Vereinzelung nur, dafs der Dichter allein hier noch nichts vermag ohne eine schon hinreichend gewordene Gesellschaft, die ihm seine Urbilder geben kann.

Nicht also der Dichter leiht übertreibend den Dingen Farben, die sie nicht besäfsen; die Übertreibung liegt in ihnen, und er führt sie uns nur vor. „Ist es meine Einrichtung,“ sagt Minna im Hinblick auf Tellheim, „dafs alle Übertreibungen des Lächerlichen so fähig sind?“ An die Stelle des wahrhaft Guten und Schönen tritt, was neben ihm keinen Bestand hat und doch dafür sich hält oder gehalten sein will, ein Widersinn, ein Nichts, das gerade so lange, als es uns als solches erscheint, die verschiedenen Arten unseres Lachens herausfordert, je nachdem das Unvollkommene häfslich und verächtlich ist oder überspannt. Dafs man das Böse durch seine Verachtung zermalmen müsse, dürfte doch wohl leichter gesagt als gethan und auch dem wirklichen Menschenfreunde schwerlich zu empfehlen sein. Man glaubt hier Alcest zu hören, dessen verbittertes Herz für kaum eine andere Empfindung Raum hat als die Verachtung, der aber diese Waffe mit einem wenig beneidenswerten und zur Nachahmung keineswegs auffordernden Erfolge handhabt. Weil leichtfertiger und frecher Witz selbst die Tugend antastet, das Lächerliche also auch mifsbraucht wird, soll es nach

Rousseau nicht gegen das Böse angewandt werden dürfen! Die Verspottung der Tugend, von der hier die Rede ist, hat mit dem Lächerlichen im echten Lustspiele nichts gemein, das den Dingen selbst anhaftet. Unser Lachen über die menschlichen Thorheiten ist doch eines schönen Herzens wohl würdiger und dabei wirksamer als die Verachtung, mit der gewiſs nicht der Gute, sondern nur der Gleisner oder der Verblendete, der sich selbst nicht kennt, die Schlechten zu zermalmen gedenkt.

Was liegt an der Wahrheit des Dargestellten, sagt Rousseau, wenn es nur täuschende Kraft besitzt, wenn nur die Neugierde befriedigt wird; das Lustspiel hat, wie die meisten Geisteswerke, nur den Beifall zum Zwecke. Welche Tiefe der Auffassung dagegen, welche Wärme des Herzens in Schillers wundervollen Worten über die Komödie: Ihr Ziel ist einerlei mit dem Höchsten, wonach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu sein, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Rousseau bleibt seinen Grundsätzen in ihrer Anwendung auf Molière getreu, der ganz unbestritten der vollkommenste unter allen Lustspieldichtern sei, und den keiner mehr bewundern könne als er, der aber nur um so verderblicher auf die Sitten einwirke, je besser er den Zweck des auf eine verwerfliche Regung unseres Herzens gegründeten Lustspiels erreiche, und dessen Werke eine noch gefährlichere Schule für alle Laster und schlechte Sitten seien als die Bücher, in denen man dergleichen ganz offen predige. Nichts liege ihm mehr an, als Güte und Einfalt lächerlich zu machen und Verschlagenheit und Lüge dahin zu stellen, wo wir uns angezogen fühlen; seine rechtschaffenen Leute schwatzten nur, die Schlechten dagegen handelten, und sie gewännen meistens glänzend das Spiel; kurz, Ehre und Beifall gehörten selten dem Ehrenhaftesten, fast immer dem Hinterlistigsten. Seine Komik liege stets im schlechten Charakter der einen, in den natürlichen Gebrechen der anderen, Nichtswürdigkeit siege über Einfalt, der Alberne werde das Opfer des Schlechten; und so wahr dies auch in der Gesellschaft sein möge, es werde nicht besser durch die

Miene der Billigung, mit der man es auf der Bühne vortrage, als solle die Falschheit aufgefordert werden, die Treuherzigen und Redlichen für ihre Dummheit zu strafen. Das soll Molière sein, der in seinem eigenen Herzen uns jederzeit die Tugend in ihrer liebenswürdigsten Gestalt zeigt, und der nach Rousseau, selbst trotz seinen verwerflichen Stücken, ein rechtschaffener Mann war!

Es ist nicht wahr, dafs seine Stücke eine Schule für alle Laster sind, die er allerdings meisterhaft, aber in ihrer ganzen Häfslichkeit schildert. Es ist nicht wahr, dafs er Güte und Einfalt lächerlich macht und auf ihre Kosten Verschlagenheit und Lüge verherrlicht; denn die wahre Güte und Einfalt ist in der Seele des Dichters und nicht bei denen, für die Rousseau sie in Anspruch nimmt. Es ist nicht wahr, dafs Philint, Anselm, Cleant, Valer, Eliante, Henriette, Elmire nur schwatzen, und dafs gegen den Dichter und sein Werk der äufsere Erfolg, den der Schlechte über Verblendung und Thorheit mitunter davonträgt, das Geringste beweisen kann; denn in der Darstellung ihrer Folgen liegt das wirksamste Mittel, sie in ihrer Verkehrtheit zu zeigen. Es ist nicht wahr, dafs der Dichter den Sieg der Nichtswürdigkeit über angeborene und unverschuldete Mängel zu billigen scheint; für das, was er gar nicht darstellt, übernimmt er auch keine Verantwortung, der Verwerfliche wird aber darum in unseren Augen ganz gewifs nicht selbst besser, dafs gerade er dazu dient, den Widersinn einer Thorheit hervorzuheben, deren Bekämpfung in unserer Hand liegt und deren Übermafs die Ordnung der Dinge auf den Kopf stellt.

Nicht der Dichter stürzt auf das empörendste die heiligsten Beziehungen um, auf die doch die menschliche Gesellschaft gegründet ist, wie Rousseau meint, nicht er macht die ehrwürdigsten Rechte der Väter über ihre Kinder, der Männer über ihre Frauen lächerlich, sondern Eigensinn, Vorurteil, Thorheit, selbst Leidenschaft, die übermächtig wurden, haben diesen Zustand herbeigeführt, der vor dem gesunden Sinne in uns, an den der Dichter sich wendet, um so weniger bestehen kann, je ungereimter und toller bei aller Wahrheit der Handlung er in seinen Wirkungen sich erweist. Das herzliche Lachen, das dieser Stimmung entspricht, gönnt er auch uns nicht, weil er es selbst

nicht besitzt; aber auch er sogar kann den unwiderstehlichen Zauber nicht ganz in Abrede stellen, mit dem der Dichter unser Lachen herausfordere, wo er freilich nach Rousseau unsere ganze Entrüstung erregen sollte. Gerade die Aufrichtigkeit unseres Lachens und seine schöne, das Gemüt befreiende Wirkung sollten es vor dem schnöden Verdachte bewahren, dafs es seinen Ursprung in einem Fehler unserer Natur haben könnte. Kein unverdorbenes Herz wird sich über die Verleugnung der Pflichten freuen, und wenn uns der Dichter dergleichen rein vorführte, so würde er nie unser Lachen erregen. Aber es fällt uns auch gar nicht ein, mit dem Dichter uns über unser Gewissen wegzusetzen; wir lachen über Thorheiten und deren selbstverschuldete Folgen.

Wenn ein Bürger über seinen Stand hinaus will und dafür von einem Edelmann getäuscht wird, so erscheint uns dessen Verfahren darum nicht ehrenhafter, weil wir die Wirkung dem überspannten Narren gegenüber belachen, dessen Einbildungen, wie sie nur hohler Schein sind, auch als solcher sich hier erweisen und in nichts auflösen. Ob ein Bauer, der eine Adelige heiratet, oder eine Frau, die ihren Mann zu betrügen sucht, schuldiger sei, ist eine abgeschmackte und jedenfalls unzweifelhaft entschiedene Frage, die Molière gewifs nicht auf der Bühne klarstellen wollte. Es ist ferner unwahr, dafs der Zuschauer in diesem Stücke Untreue, Lüge, Schamlosigkeit beklatsche. In welchem verwilderten Zustande der Gesellschaft wäre dergleichen je erhört worden? Sie sind darum nicht minder unsittlich in den Augen des Zuschauers, weil sie dazu dienen, den leeren Dünkel in seiner Nichtigkeit zu zeigen; er ist lächerlich, nicht sie sind es, und nur auf diese Wirkung kommt es hier an.

Es ist eine vollständige Verkennung der Wahrheit, wenn „der Geizige“ darum eine Schule schlechter Sitten genannt wird, weil der Sohn in diesem Stücke unehrerbietig dem Vater begegne, ihm Vorwürfe mache und auf seinen Fluch sogar mit Spott antworte. Die Behauptung, er habe ihn auch bestohlen, steht sogar geradezu im Widerspruche mit den Thatsachen. Die Verleugnung der kindlichen Pflichten wird so wenig dem Zuschauer hier empfohlen als der Geiz; sie zeigt am wirksamsten

die allgemeine Zerrüttung, die dieser in einem Hause herbeiführen kann. Wir finden das Verhalten des Sohnes ganz gewifs nicht liebenswert und billigen es nicht mehr als seine Verschwendung; aber auf der Habsucht des Vaters ruht die gesamte Verantwortung, und wir stehen unter dem Eindruck, dafs ohne diese die den Verlust der Mutter schmerzlich beklagenden Kinder anders handeln würden. Die Anklage verliert jeden Boden, wenn man den Sohn selbst hört, der in seinen ersten Worten ausdrücklich anerkennt, was er schuldig ist: „Ich weifs, dafs ich von einem Vater abhänge und dafs ich als Sohn ihm gehorchen mufs; dafs man kein Verlöbnis eingehen darf ohne die Einwilligung derer, denen man das Leben verdankt; dafs der Himmel unsere Herzen in ihre Obhut gegeben hat, und dafs wir sie nur im Einklang mit ihnen verschenken dürfen; dafs frei von Vorurteil sie sich viel weniger irren als wir, viel besser wissen können, was uns frommt; dafs wir ihrer verständigen Einsicht, nicht unserer blinden Leidenschaft vertrauen müssen, und dafs jugendliches Ungestüm uns meistens in grofse Gefahren stürzt.“ Dem stehen ebenso deutlich die übrigens auch schon hier herauszufühlenden, bei jeder Gelegenheit verleugneten Pflichten des Vaters in dem berühmten Auftritte gegenüber, wo auf alle Gründe, die Kopf und Herz gegen die Verheiratung seiner Tochter wider ihren Willen geltend machen können, nur die stete Antwort erfolgt: „Aber er nimmt sie ohne Mitgift!“ Wenn daran erinnert wird, dafs doch vor allem die Neigung zu prüfen sei; dafs die Tochter einwenden könne, in der Ehe stehe das Glück des ganzen Lebens auf dem Spiele, und ein Bund, der bis zum Tode dauern solle, dürfe nur mit der gröfsten Vorsicht geschlossen werden; dafs es Leute genug gebe, die glaubten, in solchen Dingen müsse man ohne Frage auf die Neigung eines Mädchens Rücksicht nehmen, Ungleichheit des Alters, des Charakters, der Anschauungen setze eine Ehe sehr schlimmen Zufällen aus; dafs recht viele Väter mehr an ihren Töchtern und deren Glück, als an dem Gelde hingen, das sie etwa mitgeben müfsten, nicht ihrem eigenen Vorteil sie opfern wollten, und vor allem danach trachteten, den schönen Einklang herzustellen, der allein Ehrbarkeit, Ruhe und Frieden in der Ehe sichern könne: so bleibt der Vater unerschütterlich

bei seinem „Sans dot!“ und behauptet damit auch schliefslich das Feld.

Aber anstatt Fehler in Jugendstücken, die er später selbst abgestellt habe, oder minder Gutes in seinen übrigen Lustspielen hervorzuheben, die am Ende alle noch nichts gegen die Gattung beweisen könnten, wendet sich Rousseau nunmehr gegen das als solches allgemein anerkannte Meisterwerk Molières, den Misanthrop, der uns am deutlichsten des Dichters wahre Absichten enthülle und das beste Urteil über seine eigentlichen Wirkungen gestatte.

Da er den Zuschauern zu gefallen hatte, erklärt Rousseau, so habe Molière deren durchgehenden Geschmack geprüft und nach ihm sich ein Muster, nach diesem Muster aber eine Übersicht der entgegengesetzten Mängel geschaffen, aus der er nun seine komischen Charaktere entnommen habe, um sie nach ihren verschiedenen Zügen auf seine Stücke zu verteilen. Dem Muster des Dichters entspreche also der Weltmann; in den ihm entgegenstehenden Mängeln habe er demnach nicht das sittlich Verwerfliche, sondern das Lächerliche allein dargestellt. Da er alle überhaupt den Eigenschaften dieses liebenswürdigen Musters der Gesellschaft entgegengesetzte Mängel dem öffentlichen Gelächter preisgeben wollte, so sei ihm schliefslich nichts übrig geblieben, nachdem er so vieles andere Lächerliche verspottet habe, als auch das zu verspotten, was die Gesellschaft am wenigsten verzeihe, die Lächerlichkeit der Tugend: das habe er im Misanthrop gethan.

Vor allem ist zu bemerken, dafs diese Behauptungen eine grofsartige Verkennung der Wahrheit sind, wie sie sich nur als eine Wiederholung falscher Voraussetzungen und als deren Anwendung auf einen einzelnen Fall ausweisen. Wir haben nur eine schon in ihrer Anlage vollkommen mifsglückte Verteidigung in eigener Sache; denn so gleichgültig auch für die Wahrheit die Beweggründe sind, die Rousseau persönlich bei seinem Angriffe leiteten, und so wenig sie das ruhige Urteil bestimmen dürfen, so läfst sich doch nicht verkennen, dafs mit Alceest sich nur Rousseau selbst vor der Gegenwart und der Nachwelt rechtfertigen wollte, dafs ihm trotz dem Aufwande seiner blendenden Kunst eines so wenig als das andere gelungen ist, dafs er im

Gegenteil niemals in schrofferen Widerspruch mit der Wirklichkeit geriet, daſs endlich die Übereinstimmung beider Charaktere gerade in ihren Mängeln nirgends klarer hervortritt als in seinen Einwänden, und daſs er also den besten Schlüssel zu seinem eigenen Verständnis in ihnen gegeben hat, wenn auch nicht in dem von ihm gewollten Sinne.

Es ist nicht wahr, daſs der Genius, in dessen Geiste alle Strahlen und Lebenskräfte der Gegenwart wie in einem Brennpunkte sich sammeln, und der allerdings in diesem schönen Sinne das Kind seiner Zeit ist, ihr Sklave und nicht ihr Bildner sei. Es ist nicht wahr, daſs Molières Ideal nur der Durchschnittsmensch im Geschmacke der Gesellschaft, daſs seine ganze Kunst nur eine kahle Gleichung sei, die der Zuschauer mit Werten und Zeichen ihm vorsage und die er nach gegebener Formel ausrechne. Das Bewuſstsein einer reineren Form des Daseins lebt in dem Herzen des Dichters; in der ungetrübten Stimmung seines freien Gemütes sind auch für uns alle Schwierigkeiten gelöst, alle Zwiste geschlichtet, alle widerstreitenden Kräfte ausgeglichen, aller Irrtum auf dem Wege zur Wahrheit verziehen und diese selbst ein Gut, dessen Besitz nicht den Menschen beglücken, sondern dessen Erstrebung in immer klarer werdendem Drange ihn adeln soll.

Es ist ferner unwahr und bei seiner Schwere ein Molières unwürdiger Vorwurf, er habe im Misanthrop endlich die Tugend selbst in ihrer Lächerlichkeit dargestellt. Vier Zeilen genügen, um diesen unverzeihlichen Fehler, wie Rousseau ihn selbst nennt, nachzuweisen. Es ist unleugbar, sagt er, daſs Alcest ein redlicher, lauterer, achtungswerter Charakter, ein wahrhaft tugendhafter Mann ist; es ist ferner unleugbar, daſs Molière ihm eine lächerliche Rolle giebt. Das erstere ist unwahr, nicht minder in dieser Fassung und Zusammenstellung auch das zweite. Alcest ist so wenig ein wahrhaft tugendhafter Mann in dem ganzen Umfang dieses Begriffes, als Rousseau selbst. Weil Alcest redlich, lauter, achtungswert ist, muſs er nicht schon im Vollbesitze und die Verkörperung der echten Tugend sein, mit seiner eigenen auch deren Verspottung zusammenfallen. Nicht Molière giebt ihm die lächerliche Rolle; Alcests innerstes Wesen giebt sie ihm, das Unrecht, das er unter allen

Umständen hat, sein Widerstreit mit der wahren Tugend, zu der er sich nicht zu erheben vermag, und der wir darum nicht näher sind, weil wir sie zu besitzen glauben, ihren Namen beständig im Munde führen und die ihr gebührende Auszeichnung für uns in Anspruch nehmen.

So oft Alcest auch auf das bestimmteste selbst versichert, er hasse die Menschen, Rousseau glaubt ihm einfach nicht. Ohne Widersprüche ist dies freilich nicht möglich. Weil der wahre Menschenfeind in dem ganzen entsetzlichen Umfange dieses Begriffes ein verabscheuungswürdiges und grausenerregendes Ungeheuer sei, das in der Wirklichkeit nicht vorkomme, so soll Alcest die Menschen nicht hassen dürfen, der doch mit diesem Scheusal nicht mehr zu thun hat als jeder einzelne mit der Gesamtheit aller Arten, die seine Gattung zuläfst. Mit derselben Wahrheit liefse sich die Unmöglichkeit der Wirklichkeit überhaupt beweisen. Ganz im Gegenteile, weil er die Menschen liebe, sagt Rousseau, hasse Alcest an ihnen das Böse, das sie einander zufügten, und die Laster, die das Böse bewirkten, wie ein zärtlicher Vater, der sich über seine geliebten Kinder erzürne, bei fremden aber schweige. Es ist gar nicht zweifelhaft, dafs dieser Charakter vorkommen kann; aber er ist nicht der Charakter Alcests, der ganz gewifs menschlich viel schöner denken und handeln würde, wenn seine sittliche Entrüstung sich nur auf ihre Fehler und nicht auf die Menschen selbst erstrecken wollte. Wenn übrigens zornige Worte der Mafsstab väterlicher Zärtlichkeit wären, so liebte der am meisten, der am heftigsten redet. Je wärmer das Herz des Idealisten für die höchsten Güter schlägt, desto glühender wird er den erhabenen Begriff der Sittlichkeit, der ihn selbst beglückt, auch in der Gesellschaft verwirklichen wollen. Konnte er aber in dieser reinen Gestalt überhaupt auf die Bühne gebracht werden? Die schönste Quelle für seine Forderungen ist allerdings die Liebe; aber sie ist nicht die einzige. Treten nicht die Ansprüche der Vernunft, je mehr wir die Dinge nur mit dem Kopfe, nicht auch mit dem Herzen messen, je einseitiger sie also gestellt werden, desto schroffer, je mehr wir der Liebe entbehren, desto eigensüchtiger auf, und sehen wir nicht bei jeder Gelegenheit, dafs Alcests Herz der Fels ist, der des er-

lösenden und den Quell befreienden Schlages noch harrt? Der wirkliche Idealist schwebt fortwährend in Gefahr, den einzelnen und selbst die Gesamtheit in ihren Widersprüchen mit der Vernunft zu verachten. In dieser Lage ist Alcest. Hiermit ist seine Art im Leben bestimmt. Um es zu leugnen, löscht Rousseau diesen wesentlichen Zug in dem Bilde des wirklichen Idealisten aus, den er doch sogar in seiner eigenen Brust finden konnte, und behauptet dennoch von dem Menschenfeinde zu reden, nachdem er zur Verwirrung des Begriffes vorher schon den zu einem nur in der Einbildung möglichen Ungeheuer gestempelt hat, der sonst so genannt zu werden pflegt.

Mit aller Kunst, die nur überraschen, nicht überzeugen kann und ihren Zweck völlig verfehlt, sobald wir uns ihrer bewufst werden, bringt Rousseau die Worte Alcests nicht weg, der den einzelnen wie das ganze Geschlecht und die menschliche Natur auf den Tod zu hassen erklärt und zwischen den Fehlern und deren Urhebern nicht den geringsten Unterschied macht. Liebte er wirklich die Menschen, hafste er nur das Laster, so mufste diese Denkungsart vor allem nicht in Ausfällen sich unaufhörlich offenbaren, sobald er sich selbst angetastet sieht. Diese von Rousseau wirklich gezogene, aber im Stücke hinfällige Folgerung beweist eben nur wieder, dafs die Voraussetzung selbst falsch, sein Alcest ein ganz anderer ist als der des Dichters. Wenn es weder Schurken noch Schmeichler gäbe, sagt Rousseau, so würde Alcest das ganze Menschengeschlecht lieben. Wie dem auch sei, so viel steht fest, dafs der Wert dieser Liebe fragwürdig, dafs sie jedenfalls da schöner erscheint, wo sie bedingungslos gewährt wird. Dabei verwickelt sich Rousseau in einen unlösbaren Widerspruch, er verneint, was er mit so vieler Mühe behauptet hat. Alcest kann die Menschen gar nicht lieben, da es doch Schurken und Schleicher giebt. Diese hafst er also unter allen Umständen. Aber er hält ja alle dafür.

Wir sehen, wohin Rousseau mit allem Aufwande der Beredsamkeit gelangt. Die fest in sich gegründete und gefügte Schöpfung des Dichters trotzt den Angriffen eines zersetzenden Verstandes; der Genius steht gelassen und ruhig, überlegen und unerschüttert dem Stofse, der auf den Gegner zurückprallt.

Übrigens übersieht Rousseau auch ganz die Wandelung, die sich im Wesen Alcests vollzieht, den Gegensatz, den seine Anschauungen am Anfange und am Ende darstellen, und der wohl deutlicher als ein anderer Zug Einblick in seine Art gestattet, indem wir Alcest in seinem Werden erkennen.

Dafs unter solchen Umständen Alcest unsere Teilnahme gewinnt, uns sogar gefällt, ist natürlich und sogar ganz im Sinne des Dichters, über dessen Kunst die Tugend hier keineswegs wider seinen Willen den Sieg davonträgt, wie Rousseau meint. Denn, wenn auch die menschlichen Thorheiten hassenswert sein, und auch im Lustspiele so erscheinen können, so ist dies doch immer nur da der Fall, wo es sich um Forderungen unserer Sinnlichkeit auf Kosten unserer sittlichen Würde handelt. Hier liegt die Sache umgekehrt. Tellheim gewinnt uns noch in höherem Grade als Alcest, und hier geschieht dies so wenig gegen die Absicht des Dichters als dort. Das Lächerliche will er uns zeigen; je mehr sittlicher Gehalt in der Thorheit, je liebenswürdiger ihr Vertreter ist, desto mehr wird er uns einnehmen, desto mehr werden wir in gewisser Hinsicht sogar ihm zu gleichen wünschen; ist das Lächerliche verächtlich, um so schlimmer dann für die dargestellte Thorheit und ihre Vertreter. Tartufe ist hassenswert, Harpagon verächtlich; aber der Weg bis dahin ist weit, und Philaminte, Armande und Belise haben mit ihnen noch nichts deshalb gemein, weil ihre überspannten Ansprüche an den Willen auf die Dauer nicht standhalten und sich selbst als Schein erweisen. Um den ethischen Einflufs der Komödie zu leugnen, behauptet Rousseau, in dem Lächerlichen könne nicht zugleich das Verächtliche erscheinen; um zu beweisen, Alcest hasse die Menschen nicht, erklärt er nun umgekehrt, bei Molière sei die lächerliche Person zwar sonst immer verächtlich, wie doch auch unbedingt der Feind der Menschheit es sein müsse, könne uns also auch nicht gefallen, während wir doch im Gegenteile für Alcest im Grunde unseres Herzens stets eine unabweisbare Hochachtung besäfsen. Wir haben hier abermals nur ein Spiel mit Worten und Widerspruch mit sich selbst.

Der echten Tugend in Alcest habe nun, um sie lächerlich zu machen, behauptet Rousseau weiter, Molière in Philint das

Muster eines Weltmannes entgegengestellt. Dieser sei einer jener rechtschaffenen Leute, deren Grundsätze sehr denen der Schurken glichen, jener so sanften, mafsvollen Leute, die stets fänden, dafs alles vortrefflich stehe, weil ihnen daran liege, dafs alles bleibe, wie es sei; die an niemand etwas auszusetzen hätten, weil ihnen an niemand etwas liege; die an einer wohlbesetzten Tafel behaupteten, es sei nicht wahr, dafs das Volk hungere; die von ihrem wohlverschlossenen Hause aus ohne Klage die ganze Menschheit ausplündern, umbringen sähen, da ja Gott sie mit einer höchst verdienstlichen Sanftmut in Ertragung der Leiden anderer bedacht habe. Dieser Mann soll noch dazu der Weise im Stücke sein! In Philint hat Molière sich so wenig ein Ideal gedacht, das er Alcest gegenüberstellen wollte, als in diesem selbst, oder als Lessing in Tellheim oder Minna oder gar in Paul Werner dies vorführt. Das von Rousseau entworfene Bild ist indes vollkommen verzerrt, und er hegt einen viel zu tiefen Groll gegen die Gesellschaft, als dafs er nicht die erste Gelegenheit benutzte, seinen Anschauungen Ausdruck zu geben; immerhin geschieht dies aber in einer Weise, bei der man kaum mehr merkt, dafs nicht von Philint, sondern von der ganzen vermeintlichen Gattung die Rede ist, und es kommen dabei Dinge auf seine Rechnung, mit denen er schlechthin nichts gemein hat. Denn er erscheint im Stücke nichts weniger als mit aller Welt zufrieden und kümmert sich keineswegs nur um seine eigene Person. „Wie du bemerke ich täglich hundert Dinge, um die es besser stehen könnte,“ sagt er u. a. zu Alcest und widmet diesem unausgesetzt eine auch in harten Proben unerschütterliche und auf seine Achtung vor dessen Tugenden gegründete Freundschaft. Die höchste Würde besitzt aber er so wenig als Alcest; und nur durch die Verschiedenheit ihrer Auffassung des Lebens sind sie als Gegenstücke zu betrachten, nicht weil einer von ihnen das Ideal erreichte. Rousseau aber giefst ohne Not die ganze Schale seines Zornes über Philint aus, unter dem er sich alle die zu denken scheint, die seine Entrüstung im Leben schon erregten, und der im ganzen mehr Sittlichkeit besitzt als ein seiner angenommenen Rolle sich bewufster Wortführer der Vernunft.

Die durch den Gegensatz mit der Ruhe Philints vom

Dichter absichtlich gehobene und auch Rousseau selbst im höchsten Grade eigentümliche Reizbarkeit laufe dem innersten Wesen Alcests zuwider, aus dem sie sich doch fortwährend mit so zwingender Notwendigkeit ergiebt, dafs er den ihm selbst nicht mehr verborgenen Mangel ausdrücklich zugesteht und nicht abstellen zu können erklärt. Da aber Molière ein viel zu scharfer Beobachter und grofsartiger Menschenkenner ist, den er nicht des Irrtums zu zeihen wagt, so häuft Rousseau den noch viel schwereren Vorwurf der Unsittlichkeit auf ihn und behauptet, der Dichter habe die Rolle auf Kosten der Wahrheit herabgewürdigt, um sie lächerlich zu machen.

Was alles Alcest hätte thun dürfen, um in einem frostigen Bilde irgend einem vorgefafsten Begriffe zu entsprechen, darauf kann es selbstverständlich nicht ankommen, sondern die Frage ist, ob der Dichter eine Gestalt aus dem Leben gegriffen oder nachbildend geschaffen hat, die in sich selbst gegründet ist, die in jedem einzelnen Zuge und deren Gesamtheit das Gepräge ihrer eigenen Art deutlich aufweist. Wenn Alcest Ausflüchte sucht und Umschweife macht, anstatt seine schlechte Meinung über das jämmerliche Sonett dem Dichter ungeschminkt in das Gesicht zu sagen, so beweist er eben nur an seinem eigenen Beispiele, dafs seinen Forderungen Bedenken im Wege stehen, die er zwar selbst nicht Wort haben will, die aber doch auch für ihn viel zu schwer wiegen, um übersehen zu werden. Gerade weil in seinem Betragen das stillschweigende Zugeständnis liegt, dafs nur ein Thor, ein Mensch ohne Herz den überspannten Grundsätzen, die er selbst aufstellt, treu bleiben kann, erscheinen diese durch ihn widerlegt und darum doppelt lächerlich. Philint ist nicht der Mann, ihm hier entgegenzuhalten: „Wie, was sagst du, Falscher?“ Was aber auf diesen Einwurf etwa zu erwidern wäre, ist vorerst Alcest noch weit entfernt zuzugeben, wird auch in seinem ganzen Umfange vom Dichter keiner Person unmittelbar in den Mund gelegt, so vortreffliche Gründe auch Philint zumal zuletzt geltend macht.

Seinen Prozefs führt in der That Alcest gerade so, als ob er ihn verlieren wolle. Es bedurfte nicht der sittlichen Entrüstung, mit der Rousseau den Rat tadelt, den Philint giebt, Alcest solle seiner Streitsache einige Sorgfalt zuwenden, sie

selbst oder durch andere fördern, die Richter besuchen und bei den Umtrieben des mächtigen Gegners, der doch durch seine Ränke über den redlichen Mann den Sieg davonzutragen verstünde, wie Alcest kaum erst selbst ausdrücklich erklärt hat, nicht sein gutes Recht allein für sich wirken lassen. Wenn wir in der Lage sind, unsere Angelegenheiten getrost den Gerichten überlassen zu können, so war dies doch nicht damals der Fall, als La Fontaine sagte:

> Selon que vous serez puissant ou misérable,
> Les jugements de cour vous rendront blanc ou noir.

Aber auch wir werden nicht darauf verzichten, unsere gute Sache zu vertreten, und wir haben die Gelegenheit dazu in der Mündlichkeit unseres Verfahrens. Rousseau selbst hat in eigener Angelegenheit das Wort ergriffen, und niemand wird ihn tadeln, daſs er die Verteidigung seines Emil gegen den Erzbischof von Paris führte. Heiſst der Rat, den Philint giebt, etwas anderes, als die Verteidigung selbst in die Hand zu nehmen; muſs nicht gerade ganz besonders ein Mann wie Alcest, der die Schlechtigkeit der Menschen immerfort hervorhebt, doppelt das Bedürfnis empfinden, ihr entgegenzuarbeiten, wenn es ihm nicht in der That um einen neuen Beweis dafür zu thun ist? Kann man einen Richter nur besuchen, wie Rousseau meint, um ihn an seine Pflicht zu mahnen, wodurch man ihn beleidige, oder um ihn zu bestechen, und handelt es sich hier nicht vielmehr um Aufklärung zur rechten Zeit der später wirklich getäuschten Behörde?

Nach der Auslegung, die solche Auftritte bei Rousseau finden, kann der für das Vergnügen verderbter Herzen arbeitende Dichter nur unsittlich wirken. Er verführe uns durch den Schein der Wahrheit, die Formen und Grundsätze der Gesellschaft gelten mehr als strenge Rechtlichkeit, die Sittlichkeit erblickten wir in der Mitte zwischen Laster und Tugend, und zu seiner Beruhigung erfahre der Zuschauer, daſs es zu einem rechtschaffenen Manne schon ausreiche, wenn man kein ausgemachter Bösewicht sei. Mit diesem trostlosen Ideal der Gesellschaft kehrt Rousseau nur zu seinem Ausgangspunkte zurück; der Kreis ist nunmehr geschlossen und wir dürfen hier Halt machen, wollen wir ihn nicht nochmals von vorn durchlaufen.

Die Gesellschaft stellt in ihren Formen den Inbegriff der

Humanität ganz gewiſs so wenig jemals rein verwirklicht dar, als es uns jemals vergönnt ist, das letzte Ziel aller Entwickelung zu erreichen. Dieses letzte Ziel erscheint nun weder in Alcest noch in den Helden Corneilles, mit denen man ihn verglichen hat; und wenn diese im Leben lächerlich sein würden, wie er es ist, so beweist dies weiter nichts als auch ihre Unvollkommenheit, gleichviel, wie weit wir selbst von dem Urbilde schöner Menschheit entfernt sein mögen. Das auch noch so hoch gespannte Ideal wahrer Humanität dagegen ist in der Gesellschaft nicht nur keineswegs lächerlich, sondern deren reinste, in der Wirklichkeit nie erfüllte Form.

Wir sollten lachen über Alcest, weil er tugendhaft ist? Ein solches Lachen über Recht und Tugend wäre unerhört und könnte nur gleichbedeutend mit unserer eigenen Verurteilung und der des Dichters sein. Wir sind schlecht, wir wissen es nur nicht, und wert, daſs wir zu Grunde gehen, wenn wir das wahrhaft Gute verlachen können; und der Dichter is nicht besser als wir, der es zu diesem Zwecke vorführt. Die unter uns unmögliche echte Tugend ist dann nur ein Hirngespinst, dem man sorgfältig aus dem Wege gehen wird, um nicht für einen überspannten Narren gehalten zu werden.

Oder hat Molière vielleicht in unserem Lachen über die Tugend nicht deren Ungereimtheit getroffen, erscheint sie gar nicht selbst widersinnig, liegt gerade in unserem Lachen nur Wohlwollen und Billigung für Alcest, der nichts dafür kann, daſs die Gesellschaft alles lächerlich findet, was über den Durchschnitt hinausgeht? Diese von Hrn. Janet gegebene Erklärung kann man sehr geistvoll finden; sie kommt nur, scheint es, dem Schwerpunkte der Frage nicht näher als Rousseau und stimmt im Grunde auch mit dessen Ergebnis überein. Denn der von der Gesellschaft gebilligte Durchschnitt, der hier den Maſsstab bildet, ist doch nichts anderes als das Muster des liebenswürdigen Weltmannes, das Molière aus dem durchgängigen Geschmacke sich geschaffen habe, das hier nur nicht in der Verzerrung wie bei Rousseau auftritt, und dem gegenüber Alcests Tugend doch immer recht behielte.

Die Wahrheit ist, daſs Alcest überhaupt nicht oder niemals rein und ohne Widerspruch recht hat, sobald wir über ihn

lachen. Durch den Gegensatz mit seinen eigenen Grundsätzen wird er gerade auch da lächerlich, wo wir zwar nicht anders handeln könnten als er, wo wir dies aber in vollem Einklang mit uns selbst thun würden. Es kommt in diesem Falle nicht darauf an, ob Alcest in seinen Handlungen recht hat oder nicht, sondern ob er recht hat, oder nicht gegen sich selbst. So oft er dies nicht hat wird er unbedingt lächerlich, zerrinnt das Trugbild, das er für die Wahrheit hält, in seinen Nebel.

In den ausweichenden Antworten, die er Oront über dessen schlechtes Sonett giebt, in seinem immer wiederholten „Je ne dis pas cela“, wenn er nicht höflich jede Auskunft überhaupt verweigern kann, thut er allerdings, was die Rücksicht auf das empfindliche Selbstgefühl des Dichters gebieten mufs, was jeder gesittete Mensch gutheifst und selbst Boileau sich zur Ehre anrechnete, der für den Helden dieses Auftrittes gilt. Wir billigen die geübte Schonung bei Alcest so gut als bei Boileau; lächerlich ist sie aber nur bei jenem, im geringsten nicht bei diesem, weil sie von Alcest widerstrebend geübt wird, weil das bessere Herz wider seinen Willen zu Tage tritt, weil wir ihn beim Guten ertappen wie einen anderen bei einem Fehler, weil er mit seinem eigenen kaum erst verkündigten Grundsatz in Widerspruch kommt, dafs die Wahrheit unter allen Umständen gesagt werden müsse, weil wir danach etwas ganz anderes von ihm zu erwarten haben, und diese Erwartung getäuscht wird. Wie berechtigt sie aber war, zeigt das Ende, wo er wirklich das gekünstelte Machwerk für ganz verfehlt erklärt, auf dessen Kosten eine reizende, echt naive Schöpfung preist und dabei abermals komisch wirkt, weil er doch nun den ganzen Zwang sich umsonst auferlegt hat und sagt, was gegen die Erwartung des Verfassers noch weit mehr als alle früheren Umschweife verstöfst.

Den Irrtum durch den Widersinn seiner Folgen lächerlich zu machen, ist ein von Molière stets mit ganz besonderer Meisterschaft und so auch hier gebrauchtes Mittel. Nur zu ihrem Schaden sehen wir Alcests Ideal in der Gesellschaft Gestalt gewinnen, von deren kecken Lästerzungen der ungerührte Wortführer der Wahrheit zwar noch ein gutes Stück, aber nicht innerlich verschieden ist und denen zu wehren er kein Recht, keinen Beruf hat. Dafs er es dennoch thut, macht ihn

hier abermals lächerlich, denn er kann es nur im Widerspruche mit sich selbst thun. Nur das Herz könnte ihnen Einhalt gebieten; aber das Herz hat ja keinen Platz in seiner Welt. Wer mit wahrer Humanität dem herzlosen Witz entgegenträte, würde ihm unfehlbar augenblicklich ein Ende machen und jeden beschämen, möchte er sie nun selbst üben können oder nicht; denn sie reinigt und gebietet Ehrfurcht wie der Anblick der naiven Natur. Eliante und Philint halten sich in dem ganzen erbaulichen Auftritte zurück; jene giebt nur ein gelassenes Urteil darüber ab und begnügt sich damit, wie auch Philint, einige sanftere Farben in das etwas grell gemalte Bild zu setzen. Ganz besonders bedeutsam ist der erste Einwurf Philints gegen Alcests Anteil an Leuten, denen man doch nur vorwerfe, was er selbst an ihnen verurteilen müsse:

Mais pourquoi pour ces gens un intérêt si grand,
Vous qui condamneriez ce qu'en eux on reprend?

Wir lachen somit über Alcest, nicht obgleich er tugendhaft ist; wir lachen aber noch viel weniger über ihn, weil er es ist. Wir lachen vielmehr mit Grund über ihn und sind uns auch der Berechtigung unserer Heiterkeit voll bewufst, sonst könnte sie nicht so rein sein, weil er nicht wahrhaft tugendhaft ist, weil er es gerade dann am wenigsten ist, wenn er sich am meisten dafür hält, dann am meisten, wenn er in Widerspruch mit sich selbst kommt; mit einem Worte, weil die einseitigen Forderungen seiner Vernunft, mag er sie selbst erfüllen oder nicht, der wahren Humanität ebenso fern sind, als die von ihm stets geschmähte Herzensverderbnis der Gesellschaft. Hier liegt der Schwerpunkt der Frage. Er ist unter keinen Umständen der wahre Mensch; er kann es nicht sein, welche Tugenden er auch besitzen mag; er erscheint gerade desto komischer, je überspannter und ausschliefslicher seine Vernunft sich geltend macht, je weniger er nicht allein also dem Bilde wahrer Menschheit, das er zu verwirklichen glaubt, in der That gleicht, sondern überhaupt auch gleichen kann. In diesem Widerspruche mit dem wahren Ideale, das er doch zu besitzen wähnt, zeigt er sich fortwährend; dieser Widerspruch zwischen dem, was er wirklich leistet, und dem, was er zu leisten meint, ist komisch und macht sogar in seiner Reinheit das Stück zu dem denkbar

feinsten Lustspiele. Alceet will mit grofsem Gepränge uns immerfort das nur ihm bekannte Gemälde der wahren Menschheit zeigen, und wir erblicken vollkommen enttäuscht sein eigenes ganz unfertiges Bild. Unsere Erwartung wird vollkommen in nichts aufgelöst. Alceet kann unsere Achtung nicht verlieren; denn er will uns nicht täuschen; er glaubt selbst an die Schönheit und Unfehlbarkeit seines Bildes und sucht ihm standhaft jederzeit zu entsprechen. Sein Irrtum ist sogar in einem gewissen Grade rührend; denn wir sehen, dafs es nicht möglich ist, ohne Charakterstärke ihm zu gleichen, und dafs er die schönsten Kräfte an ein im innersten Wesen verfehltes Unternehmen setzt. Aber komisch bleibt es dennoch, dafs er nicht nur selbst den mitfühlenden Schlag des Herzens für eine störende Zugabe hält, sondern auch uns zumuten will, ohne ihn zu leben.

Was Alceet zur wahren Humanität gebricht, ist ihr erstes Erfordernis: die schöne Ausgleichung aller Triebe und ihrer Rechte mit den Forderungen der Vernunft. Dieser Mangel im innersten Kerne seines Wesens tritt jederzeit bei ihm in der Beziehung aller Dinge auf sich selbst zu Tage; denn während er immer nur sittlichen Grundsätzen folgen will, kommt er doch wider Wissen und Willen aus dem Banne der Persönlichkeit, dem Übergewicht der eigenen Natur nicht heraus und denkt sogar nur desto mehr an sich selbst, je weniger er Herz für die anderen zeigt. Während er die Formen der Gesellschaft verkennt, die ihm leer erscheinen, weil ihm der Sinn fehlt für die natürlichen Rechte der anderen, hat er in der Freundschaft zu Philint, in seinem Gefühle für Celimene in letzter Stelle immer nur sich im Auge. Die Übung der Pflicht, zu deren reiner und anspruchsloser Erfüllung nur die Liebe führen kann, betrachtet er ebenfalls stets im Zusammenhange mit seiner Person. Man soll ihn unterscheiden: „Je veux qu'on me distingue,“ sagt er, und was er thut, hat vor allem den Zweck, ihm Achtung, die eigene und auch die der übrigen, zu sichern. Die letzte Ursache aller dieser in ihrer Quelle übereinstimmenden Erscheinungen und ihrer Komik ist in seinem Herzen. Der Kopf verlangt bei ihm so viel, dafs für dieses nichts bleibt, und wenn es sich überhaupt erwärmen kann, so schlägt es nicht für die Menschen, sondern für starre Begriffe, die in ihrer

kahlen Ablösung von der Wirklichkeit nur zur Vernunft sprechen. In seinem Munde mufs alles zur Bekräftigung seiner Grundsätze dienen. Der Satz, man solle nur sagen, was von Herzen komme, es allein reden lassen, hat für ihn nur den Sinn, jedem die Wahrheit derb in das Gesicht zu werfen! rundheraus einem zu sagen, dafs man ihn hasse, wenn dem so sei; der einen zu erklären, ihrem Alter stehe der Putz schlecht, die Schminke lächerlich; einem anderen, er sei unausstehlich und seine Prahlereien möge niemand mehr anhören! Wenn wir den Satz so verstehen, man solle nichts thun, als was von einem schönen Herzen komme, und wenn wir zugleich unser Herz jederzeit im Einklange mit der Vernunft fühlen, so werden wir in unserem Handeln weder mit Alcests Starrheit und Kälte, noch mit Philints übertriebener und unwahrer Herzlichkeit zusammentreffen.

So haben wir die Wahrheit über Alcest schon in seinen ersten Worten, wenn wir sie nur verstehen wollen. Selbst der Name des Stückes weist, wie auch sonst bei Molière, deutlich genug auf die Absicht des Dichters hin. Alcests Hafs ist nicht die finstere und zur That treibende Leidenschaft eines Verworfenen, der den Menschen den Untergang geschworen hat, sondern die verbitterte Stimmung eines im Grunde vortrefflichen, durch den Mangel der Liebe unfreien Herzens, die allein darin Klarheit und Tag schaffen und den Übergriffen der Vernunft wehren, das Gleichgewicht erhalten kann.

Dieser Stimmung entsprechen seine eigenen Erklärungen, seine Handlungen, die am meisten beweisen, und die Urteile der anderen über ihn im Stücke. Nicht einmal in der ersten Hitze, wie Rousseau den Vorgang darstellt, — und bei einer gewifs nicht unverzeihlichen Schwäche Philints, über dessen Charakter er doch besser unterrichtet sein mufs, auch gar nicht mehr in Bezug auf den erledigten einzelnen Fall, sondern auf den mit allem Ernste gemachten Vorhalt, dafs er seine ungereimten Forderungen aufgeben solle, da er die Welt nicht ändern könne und sein Wahn ihn nur überall lächerlich mache, erwidert Alcest: „Desto besser, alle Wetter! desto besser; das ist mir gerade recht und ein gutes Zeichen für mich. Alle Menschen sind mir so verhafst, dafs ich in ihren Augen nicht für verständig gelten möchte.“ „Ja,“ führt er unmittelbar darauf fort

auf die in diesem Sinne gestellte Frage Philints, und nichts ist bezeichnender für die Absicht des Dichters, „ja, ich hasse die menschliche Natur auf den Tod!“ Endlich auf eine neue Frage sagt er zum drittenmal: „Mein Widerwille ist allgemein; ich hasse alle Menschen.“ Dabei erklärt er schon jetzt nach einer ziemlich ausführlichen Zusammenstellung unserer Fehler, worunter auch der zählt, dafs wir nicht kräftig genug die Schlechten hafsten, sein am Ende des Stückes in unmittelbare Aussicht gestelltes Vorhaben, vor den Menschen in eine Wüste fliehen zu wollen.

Seine Worte lassen an Aufrichtigkeit und Deutlichkeit nichts zu wünschen. Aber noch nicht genug damit, es scheint auch sein Prozefs für ihn nur da zu sein, um ihm mit dem Vergnügen seines Verlustes, wie er selbst sagt, vor der ganzen Welt den Beweis zu liefern, wie schlecht eigentlich die Menschen sind. Auch mit vielem Gelde hält er die Schönheit dieser Thatsache nicht für zu teuer erkauft:

> ... Je voudrais, m'en coûtât-il grand' chose,
> Pour la beauté du fait avoir perdu ma cause.

Mit diesen Beteuerungen stimmt denn auch sein Verhalten in der ganzen Sache und nach deren unglücklichem Ausgange überein. Er thut nicht einen Schritt, um die Wahrheit an den Tag zu bringen, und nachdem die doch nach seinem eigenen Geständnis leicht zu entlarvende Falschheit und Arglist des Gegners gesiegt und dieser ihn noch überdies für den Verfasser eines nichtswürdigen Buches ausgegeben hat, ergeht er sich abermals in Schmähungen der Gesellschaft und der Schlechtigkeit der menschlichen Natur und will auch jetzt nicht das geringste für die Wahrung des Rechtes thun, obgleich ihm doch Philint ausdrücklich und wiederholt entgegenhalten kann, dafs man der von der anderen Seite ausgestreuten boshaften Verleumdung keinen Glauben schenke, dafs sie vielmehr auf deren Urheber zu dessen Schaden zurückfallen müsse; dafs endlich auch nichts leichter sei, als gegen das erste Urteil Einspruch zu erheben. Seine Weigerung, dies zu thun, enthält nicht nur abermals die Versicherung seines Hasses, sondern ist auch dessen thatsächlicher Beweis. Er schwelgt in dem Gedanken, dafs sein doch gewifs nicht ganz unverschuldeter Verlust nur

als eine neue Begründung seiner Ansicht über die Menschen zu betrachten sei:

Non, je veux m'y tenir.
Quelque sensible tort qu'un tel arrêt me fasse,
Je me garderai bien de vouloir qu'on le casse:
On y voit trop à plein le bon droit maltraité,
Et je veux qu'il demeure à la postérité,
Comme une marque insigne, un fameux témoignage
De la méchanceté des hommes de notre âge.
Ce sont vingt mille francs qu'il m'en pourra coûter;
Mais pour vingt mille francs j'aurai droit de pester
Contre l'iniquité de la nature humaine,
Et de nourrir pour elle une immortelle haine.

Aber eine Wandlung bereitet sich in Alcest doch vor. Unter Umständen, die eine gleiche Gereiztheit rechtfertigen, ist hier nicht mehr wie früher allgemein vom Hasse gegen die Menschen und die menschliche Natur überhaupt die Rede, sondern nur von der Schlechtigkeit der Gegenwart, von der Verderbnis der menschlichen Natur und vom Hasse gegen sie. Nichts zeigt deutlicher die bisherige Erstarrung seines Wesens, als der dazu einen Gegensatz bildende Flufs, in den es hier gerät; nichts zeigt auch deutlicher, in welchem Irrtum Rousseau sich befindet, wenn er für Alcest allgemein in Anspruch nimmt, was wir erst zuletzt in seinem Herzen aufdämmern sehen, was anfangs in ihm so vollkommen schlummert, dafs es nicht einmal in seinem Verhältnis zu Celimene und Philint zur Entfaltung kommt.

Sein Gefühl bezieht sich in allem so ausschliefslich auf ihn selbst, dafs nicht einmal seine Liebe eine reine und schöne, dafs er einer solchen zunächst gar nicht fähig ist, so wenig als einer wahren Freundschaft. Die Geliebte und den Freund überhäuft er unaufhörlich mit mafslosen Vorwürfen und Ausfällen, getreu seinem Grundsatze, die reine Liebe offenbare sich darin, dafs sie nichts verzeihe: à ne rien pardonner le pur amour éclate. Celimene, deren Zauber er mit Gründen der Vernunft nicht widerstehen kann, die er für treulos hält und deren Versicherungen, dafs sie ihn liebe, er nicht glaubt, entgegnet ihm selbst: Non, vous ne m'aimez point comme il faut que l'on aime. Was schlimmer ist, sie hat auch recht damit, und seine

Beteuerungen des Gegenteils verraten in ihrer überspannten Form nicht wahres Gefühl, sondern ein mehr von sich selbst und seinem eigenen Wert als von ihr erfülltes Herz. Um vor aller Augen recht deutlich seine Liebe zeigen zu können, hegt er Wünsche, die sämtlich auf den Nachteil der Geliebten hinauslaufen, und deren Erfüllung ihm nicht das geringste kosten würde:

Ah! rien n'est comparable à mon amour extrême;
Et, dans l'ardeur qu'il a de se montrer à tous,
Il va jusqu'à former des souhaits contre vous.
Oui, je voudrais qu'aucun ne vous trouvât aimable;
Que vous fussiez réduite en un sort misérable;
Que le ciel, en naissant, ne vous eût donné rien,
Que vous n'eussiez ni rang, ni naissance, ni bien,
Afin que de mon cœur l'éclatant sacrifice
Vous pût d'un pareil sort réparer l'injustice.

Was haben überhaupt die anderen mit unserer Liebe zu schaffen? Man kann auf solche Wünsche anwenden, was Rousseau von der so geschmähten Gesellschaft sagt: Man lobt seinen eigenen Wert nicht mehr, setzt aber den der anderen herab. Die überall seine eigene Person vordrängende Art Alcests wird noch besonders gehoben durch die ruhige Zurückhaltung Philints, der ihm ein wahrer Freund ist, bereit sogar, seine Liebe ihm zu opfern, der den Augenblick mit Fassung erwartet, bis er seine Hand anbieten darf, und als man sie endlich annimmt, aus vollem Herzen, aber einfach sagt:

Ah! cet honneur, madame, est toute mon envie,
Et j'y sacrifierais et mon sang et ma vie.

Auf die erste von Arsinoë gegen Celimene erhobene Anklage, sie sei seiner nicht wert, hat Alcest allerdings die würdige Antwort: „Aber denken Sie auch daran, dafs sie von ihrer Freundin reden?“ Aber was soll man von seiner Liebe halten, wenn er auf den nun gegebenen Wink, Celimene hintergehe ihn, keine andere Antwort hat als die nur bei einem Herzen, das an sich allein denkt, mögliche Erklärung:

C'est me montrer, madame, un tendre mouvement;
Et de pareils avis obligent un amant.

Nur was für ihn, nicht für Celimene, der gemachte Vorwurf bedeute, beschäftigt ihn einzig hier; er findet die Sache an sich

weiterhin bei der Wiederholung der Beschuldigung ganz begreiflich, da man ja nicht in die Herzen schauen könne, hält nur den Zweifel für höchst unangenehm und verlangt daher Beweise. Sobald er diese erlangt hat, erfüllt ihn nicht zunächst einzig der Schmerz um die Geliebte, die ihn so schwer getäuscht, oder doch den schlimmsten Verdacht nunmehr durch die That gerechtfertigt hat, denn dazu mufste er nicht in letzter Stelle immer sich selbst lieben; sondern ihn beherrscht vor allem das Gefühl der erlittenen Demütigung und der diesem entsprechende Wunsch, sich zu rächen. Allerdings bricht hier die wahre Liebe für einen Augenblick mit erschütternder Gewalt durch, und nichts ist ergreifender als Alceste, der uns menschlich nahe tritt in seiner rührenden Klage:

O juste ciel! faut-il qu'on joigne à tant de grâces
Les vices odieux des âmes les plus basses!

Wie wenig aber diese weiche Stimmung vorerst noch über ihn vermag, zeigen seine Ausfälle sofort gegen Philint, sowie vor allem die Worte, mit denen er sich soeben bei Eliante eingeführt hat, und die er nach diesem dem Herzen dargebrachten Zoll vollendet:

Ah! faites-moi raison, madame, d'une offense
Qui vient de triompher de toute ma constance.
C'est à vous que mon cœur a recours aujourd'hui
Pour pouvoir s'affranchir de son cuisant ennui,
Vengez-moi d'une ingrate et perfide parente
Qui trahit lâchement une ardeur si constante;
Vengez-moi de ce trait qui doit vous faire horreur.

Auf die Frage Eliantes, wie sie ihn rächen solle, fährt er fort:

En recevant mon cœur.
Acceptez-le, madame, au lieu de l'infidèle:
C'est par là que je puis prendre vengeance d'elle.

Nur um ihn dreht sich auch hier alles. Die Undankbare und Falsche, die eine so standhafte Liebe nichtswürdig betrog, deren That nur Abscheu einflöfsen kann, mufs gestraft werden, gleichviel wie, selbst durch eine Ehe, die nur der Wunsch nach Rache, nicht die Liebe knüpft. Eliante erscheint als ein willkommenes Mittel zu diesem Zwecke und wird ihm unbedenklich geopfert. Dafs sie zarter fühlt und seine Hand nicht an-

nimmt, obgleich sie ihn liebt, ändert an der Sache nichts. Dieselben Empfindungen leiten ihn, als er später die Geliebte selbst zur Verantwortung zieht. Auch hier findet sein übermächtiges und schwer gekränktes Selbstgefühl vor allem Ausdruck, und seine Drohungen erscheinen nur um so gewichtiger, je weniger er ihnen schon ein bestimmtes Ziel giebt:

Mais ne présumez pas que, sans être vengé,
Je souffre le dépit de me voir outragé . . . .
Oui, oui, redoutez tout après un tel outrage;
Je ne suis plus à moi; je suis tout à la rage:
Percé du coup mortel dont vous m'assassinez,
Mes sens par la raison ne sont plus gouvernés;
Je cède aux mouvements d'une juste colère,
Et je ne réponds pas de ce que je puis faire.

Am schroffsten tritt seine ganze Denkungsart im Anfange hervor, gleich bei der ersten Gelegenheit, wo Celimene erwähnt wird; während die herben Züge gegen den Schlufs schon gemildert erscheinen und der Nebel, der sein Gemüt verdüstert, wie vor dem Aufgange der Sonne allmählich zerreifst. Dort antwortet Alcest auf die Frage Philints, ob er ihrer Liebe sicher zu sein glaube, mit der ihm ganz selbstverständlich dünkenden und noch durch eine Beteuerung verstärkten Begründung: Oui, parbleu! Je ne l'aimerais pas, si je ne croyais l'être. Der Kopf hat auch hier Gewalt über sein Herz, wenn er auch zugestehen mufs, dafs man nicht mit jenem liebe: La raison n'est pas ce qui règle l'amour.

Wie schön zeigt sich dagegen am Schlusse seine verzeihende Liebe gegen Celimene, wo er alle ihre Vergehen nur eine Schwäche nennt, zu der die Unvollkommenheit der Gesellschaft sie verführt habe, wo er ihr seine Hand anbietet, wenn sie in ihm alles fände, wie er in ihr, und es einem edlen Herzen darum erlaubt sein dürfe, nach allem, was geschehen sei, sie noch ferner zu lieben. Hier bestimmen ihn nicht mehr einseitige Regungen unstatthafter Selbstsucht; hier erscheinen in Worten voll wahrhaft schöner Einfalt schon die echten Forderungen des Herzens. Hat er früher vor aller Welt Zeugnis von seiner unvergleichlichen Liebe ablegen wollen, so fragt er jetzt: „Wenn wir uns eins in der Liebe fühlen, wenn die Wünsche des einen voll in denen des anderen aufgehen, was kann uns

dann an der ganzen Welt liegen?“ Jetzt sind wir vollkommen auf seiner Seite, wenn Celimene die Probe nicht besteht, und wünschen ihm Glück, dafs er die Kraft hat, sie zu verachten und ihrer Fessel sich für immer ledig zu erklären. Jetzt hat er nicht mehr das Bedürfnis, sich zu rächen, am allerwenigsten indem er Eliante abermals seine Hand anböte; im Drange vielmehr ihr eine Genugthuung dafür zu gewähren, dafs dies überhaupt so geschehen ist, wie es geschah, erklärt er, dafs er sich ihrer unwert fühle und dafs ihm die Erkenntnis aufgehe, er sei überhaupt für den Bund der Herzen nicht geschaffen.

Wird er es immer bleiben, wird nicht die stets klarer gewonnene Einsicht in sein eigenes Wesen aus einem Philosophen, der die ganze Strenge seiner einseitigen Schule im Leben nicht nur selbst verwirklichen, sondern auch von allen verwirklicht sehen will und beides doch nicht kann, einen echten Menschen machen, der nicht nur Grundsätze reden läfst, sondern auch den wahren und unveräufserlichen Rechten des Herzens eine Stimme gönnt? Alcest entscheidet sich nur durch die Vernunft, er ist der Feind alles Gemeinen, er handelt aus Überzeugung, und er bleibt ihr auch in harten Proben getreu. Dies ist sittlich; darum wird er von allen geachtet, mögen sie lachen über ihn oder nicht. Darum findet er in den Besten aus der Gesellschaft die wärmsten Freunde, wie in Philint und Eliante, die unerschütterlich bei ihm aushalten und nach der Natur der Sache sogar wärmer für ihn fühlen, mehr für ihn leisten, als er für sie. Darum hat er auch allen Grund, seine Selbstachtung zu bewahren. Aber darum ist seine Auffassung der menschlichen Natur und Dinge doch nur eine einseitige, durch die er sich sogar in Widerspruch mit sich selbst bringt. Darum ist er doch nur ein Mensch, der, je strenger er an seinen Formeln hält, um so engherziger, selbstischer, unduldsamer, schroffer, ungeselliger und reizbarer, von allen dafür erkannt, von den wenigsten gesucht und selbst von den Freunden unter Umständen nur ertragen wird. Je mehr seine Grundsätze über ihn Macht, in seinem Leben Gestalt gewinnen, um so weniger bleibt Raum für ihn in der Gesellschaft, nicht weil die wahre Tugend aus ihr fliehen müfste, sondern weil in ihrer Mitte Vernunft und Herz keine getrennte Stätte finden können.

Am unbefangensten würdigen ihn Philint und Eliante; diese liebt ihn sogar, obgleich ihr seine Eigenheiten wohl bewufst sind:

> Dans ses façons d'agir il est fort singulier:
> Mais j'en fais, je l'avoue, un cas particulier;
> Et la sincérité dont son âme se pique,
> A quelque chose en soi de noble et d'héroïque.

Dafs sie zuletzt doch Philint wählt, ist aus ihrer gegenseitigen Übereinstimmung allein schon begreiflich. Sie kennt seinen Wert und hat schon früher eine mit Rücksicht auf ihre Gefühle nur bedingt ausgesprochene Erklärung Philints freundlich aufgenommen. Seine selbstlose, aber aufrichtige Liebe kann ihr die Gewähr geben, dafs sein Herz ihrer würdig bleiben, seine Hand sie beglücken wird. Philints Ansichten über Alcest erfährt der Zuschauer in deren Gesprächen. Sein ruhiger und sicherer Blick läfst nichts zu wünschen, und sein Urteil über den Freund ist um so besonnener, verständiger und zutreffender, je genauer er sich selbst und den Gegensatz kennt, in dem er zu ihm steht. Philint giebt dem Herzen, was des Herzens ist. Aber indem er nicht nach Grundsätzen der Vernunft sich bestimmt, sondern seine Natur walten läfst, kann es gar nicht fehlen, sobald deren Stimme nicht rein in ihm redet, dafs es dem Zufälligen, Willkürlichen einen unberechtigten Einflufs gestattet. Er handelt alsdann nicht in der vollkommen ausgeglichenen Wechselwirkung der Umstände und eines wahrhaft schönen Wesens mit Naturnotwendigkeit, sondern er folgt in der eigenen Unzulänglichkeit dem Augenblicke, seinen Eingebungen und seinem Zwange, bleibt also weit ab von seinem höchsten Ziele. Er ist einseitig wie Alcest, nur in umgekehrtem Sinne, und stellt anstatt reinster Menschlichkeit in diesem Falle deren gehaltlose Form dar, während jener den in der Wirklichkeit immer bedingten Gegenstand verachtet und nur nach Begriffen fragt, deren unendlichem Gehalte nie eine menschliche Form entsprechen kann.

> Lorsqu'un homme vous vient embrasser avec joie,
> Il faut bien le payer de la même monnoie,
> Répondre comme on peut à ses empressements,
> Et rendre offre pour offre, et serments pour serments.

Mit einem so schlaffen Verhalten, wie Alcest es nennt, kann Philint nur dessen höchsten Unwillen erregen. Er hat keinen so hohen Begriff von der Aufgabe der Menschen als dieser; aber dafür beurteilt er sie und ihre Leistungen auch milder. Er hält überall Mafs, tritt nicht mit fertigen Grundsätzen an den einzelnen Fall, sondern zieht die Umstände in Rechnung, nimmt die Menschen wie sie sind, sich mit einbegriffen, und denkt nicht daran, die Gesellschaft anders machen zu wollen. Alle Mängel, die er wahrnehmen mag, führen ihn nur zur Duldsamkeit und zu einem Gleichmute, der ihm in seinem Wesen für ebenso wohl begründet gilt als der innere Zusammenhang, in den Alcest seine Grundsätze und seinen Verdrufs gebracht hat.

Ce chagrin philosophe est un peu trop sauvage;
Je ris des noirs accès où je vous envisage. . . .
Je prends tout doucement les hommes comme ils sont,
J'accoutume mon âme à souffrir ce qu'ils font,
Et je crois qu'à la cour, de même qu'à la ville,
Mon flegme est philosophe autant que votre bile.

Philint erhebt nicht den Anspruch, wie Alcest es thut, unbedingt recht zu haben und alle zu seinen Ansichten bekehren zu wollen. Dies hindert ihn aber nicht, die seinem an scharfe Beobachtung gewohnten Auge sich zeigenden Mängel Alcests freimütig, wie dieser es ja liebt, zu rügen. „Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen," sagt auch Alphons von Tasso.

Non: tout de bon, quittez toutes ces incartades,
Le monde par vos soins ne se changera pas;
Et puisque la franchise a pour vous tant d'appas,
Je vous dirai tout franc que cette maladie
Partout où vous allez donne la comédie;
Et qu'un si grand courroux contre les mœurs du temps
Vous tourne en ridicule auprès de bien des gens.

Während anfangs Philints Gründe ihre Wirkung gänzlich verfehlen, Alcest jeden Widerspruch gereizt zurückweist, und für ihn gar nicht die Möglichkeit besteht, widerlegt zu werden, fordert er zuletzt immerhin zu Einwürfen auf:

Aurez-vous bien le front de me vouloir en face
Excuser les horreurs de tout ce qui se passe?

Er ist doch erschüttert, nicht mehr schlechthin unzugänglich, und der Zuversichtlichkeit seines Tones entspricht nicht mehr der felsenfeste Glaube an sich selbst und an die sieghafte Überlegenheit seiner Vernunft. Er schüttelt noch einmal seine Waffen, mehr um den Gegner zu schrecken, als von ihrer Tüchtigkeit überzeugt; und der Bogen, den er überspannt hat, wird ihm in der Hand zerbrechen. Die Züge, die fast unmerklich, aber sicher die Wandelung im Wesen Alcests zur Erscheinung bringen, sind, wie die ganze Zeichnung, ebenso viele Meisterzüge des Dichters. Alcest kämpft nur noch für den Rückzug, und Philint wird nicht der Mann sein, ihm diesen zu erschweren, sobald nur erst die Niederlage vollständig ist: indem er ihm auf sein eigenes Gebiet folgt, giebt er ihm in betreff der Menschen alles zu, was Alcest nur wünschen kann; seien sie auch noch so schlimm, so ist dies doch nur ein Grund mehr für uns zur echten Weisheit und wahren Humanität; wäre die Redlichkeit überall, so hätten die meisten Tugenden keinen Zweck mehr, da sie doch dazu dienen, uns zur Gelassenheit und Duldung in der Ertragung uns zugefügter Kränkungen zu führen:

Non, je tombe d'accord de tout ce qu'il vous plaît:
Tout marche par cabale et par pur intérêt;
Ce n'est plus que la ruse aujourd'hui qui l'emporte,
Et les hommes devraient être faits d'autre sorte.
Mais est-ce une raison que leur peu d'équité,
Pour vouloir se tirer de leur société?
Tous ces défauts humains nous donnent, dans la vie,
Des moyens d'exercer notre philosophie;
C'est le plus bel emploi que trouve la vertu:
Et si de probité tout était revêtu,
Si tous les cœurs étaient francs, justes et dociles,
La plupart des vertus nous seraient inutiles,
Puisqu'on en met l'usage à pouvoir, sans ennui,
Supporter dans nos droits l'injustice d'autrui;
Et de même qu'un cœur d'une vertu profonde . . .

Alcest fällt ihm, wie gewöhnlich, in das Wort, während bei der ersten Gelegenheit, wo ihn der Dichter uns vorstellte, er Philints Beweisführung zu Ende kommen liefs. Er erinnert sich hier, wo wir ihn zum letztenmale sehen, der dort angewandten Art der Begründung wieder, und nennt sie in beiden

Fällen Philints bekannte Stärke. Der bedeutsame Unterschied jedoch zwischen damals und jetzt liegt darin, dafs er nun nichts Nennenswertes mehr entgegenzusetzen, dafs er nur noch Ausflüchte hat; dafs er sich nicht mehr auf Grundsätze, sondern nur auf seine besondere Art berufen kann; dafs er somit gerade da angelangt ist, wo mit der werdenden Einsicht auch die Umkehr beginnen mufs; dafs er den letzten Punkt erreicht hat, wo ihn der Dichter uns noch vorführen konnte, wollte er uns nicht ein neues Bild geben, einen reineren Alcest, der durch die Züge des wirklichen zwar schon hindurchleuchtet, dessen Lichtgestalt aber eine Form ist, nach der wir alle nur strebend uns bemühen, die wir im Leben niemals erreichen dürfen, und in der endlich auch der wahre Philint in allem, was unsere schönste Menschheit bildet, mit dem wahren Alcest eins wäre:

> Je sais que vous parlez, monsieur, le mieux du monde;
> En beaux raisonnements vous abondez toujours:
> Je n'ai point sur ma langue un assez grand empire . . .
> De ce que je dirais je ne répondrais pas,
> Et je me jetterais cent choses sur les bras.

Er habe nicht Herrschaft über sich selbst genug. Mit diesem Eingeständnis dürfen wir zufrieden sein. Das eigensinnige, selbstsüchtige, in Vorurteilen befangene Herz springe ihm jeden Augenblick über die Zunge! Wir wissen, was ihn frei machen mufs. Mag er am Schlusse wieder vor den Menschen in die Einsamkeit entfliehen wollen; er behauptet nicht das letzte Wort, sondern Philint. Der hält an ihm unerschütterlich fest, wie Eliante. Ihr Plan, ihn zu retten, mufs gelingen. Hat er nicht eben erst in seinem Glückwunsch an beide, in der Verzeihung, die er bei Eliante sucht, gezeigt, dafs der Nebel zerreifst? Was Licht und Freiheit bringen wird, er besitzt es schon hier, ein menschliches Herz.

Darmstadt. Dr. Ludwig Schäffer.

Vergleich zwischen der Rhetorik
im altfranzösischen
Rolandslied und in Karls Pilgerfahrt.

Von
Dr. Ernst Johannes Groth.

Sprachliche und kulturhistorische Untersuchungen haben für die Entstehungszeit des altfranzösischen Rolandsliedes mit ziemlicher Sicherheit den Ausgang des 11. Jahrhunderts ergeben. Über das Datum der Pilgerfahrt herrscht noch keine einheitliche Ansicht. Koschwitz gelangt nach einer eingehenden sprachlichen Prüfung des Gedichtes zu dem Resultat,* dafs dieses dem Ende des 11. Jahrhunderts angehören mufs und „zwar der Zeit, wo der Einflufs der Kreuzzüge und der ihnen vorangehenden Gärungen sich noch nicht geltend machte“. Gaston Paris untersucht das Epos vom historischen und litterarischen Standpunkte und bekennt sich in seinen Ergebnissen zu Koschwitz' Ansicht.** Gegen diese Alterserklärung haben sich Suchier*** und Stengel† ausgesprochen; letzterer möchte das Gedicht nicht über die Mitte des 12. Jahrhunderts hinaufgerückt sehen. Beide Ansichten stehen sich momentan gegenüber und jede scheint auf unabweisbare Kriterien gegründet zu sein.

Schon Koschwitz und Gaston Paris haben in ihren Diskussionen auf den Stil der Pilgerfahrt und auf die Wichtigkeit hingewiesen, welche eine Untersuchung derselben für die Altersbestimmung unseres

* Vergl. Romanische Studien II, p. 60. Auch Koschwitz, Überlieferung und Sprache der chanson du voyage de Charlemagne, Heilbronn 1876, p. 20; und Vorwort zur Ausgabe p. 13.

** Vergl. Romania 1880, p. 1 fg. Tout se réunit donc pour nous faire regarder notre poème comme composé au XIe siècle, avant les croisades, et ces conclusions, je l'ai dit, sont absolument confirmées par l'examen philologique auquel l'a soumis M. Koschwitz.

*** Zeitschrift f. roman. Phil. IV, 23.

† Litteraturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1881, VIII, 286.

Gedichtes haben würde; beide geben eine allgemeine Charakteristik der rhetorischen Physiognomie und glauben in der auffallenden Altertümlichkeit derselben ein schwerwiegendes Moment für ihre Meinung gefunden zu haben.*

Wir wollen in folgender Abhandlung die Rhetorik der Pilgerfahrt eingehender prüfen und durch eine Vergleichung mit der Sprache im Rolandsliede einen Beitrag zur Lösung der Streitfrage zu liefern versuchen.

Vorher müssen wir uns aber klar werden, in welcher Bedeutung und in welchem Umfange wir von der poetischen Rhetorik und allen ihren künstlerischen Mitteln in jenen aus dem Volksgeiste hervorgegangenen Dichtungen überhaupt reden dürfen. Wenn Léon Gautier** im Hinblick auf die altfranzösischen Volksepen erklärt: „Le style de nos chansons de geste, c'est le style d'une nation", so hat er damit den Charakter der Rhetorik in den altfranzösischen Volksepen ziemlich treffend bezeichnet. Die Sprache des Sängers war die Sprache seiner Hörer, sie enthielt nicht Bildungen, die aus einer von Reflexion und Absicht getragenen bewufsten Kunstthätigkeit hervorgegangen und deshalb über dem allgemeinen Sprachgebrauche erhaben waren, sondern Wendungen und Ausdrucksformen, die als Produkte der selbstschöpferischen Kraft des Sprachgenius dem Volke im Verkehr zum Usus geworden waren. Jene von der Sprachkunst erzeugten Gebilde sind der individuelle Besitz des Kunstdichters, diese vom Sprachgenius geschaffenen rhetorischen Ausdrucksformen sind das inkarnierte Gemeingut der Nation; jene individuellen Formen charakterisieren die alt-

* Rom Stud. II, 42. „Der Stil des Charlemagne ist noch ganz altertümlich, einfach und bestimmt; die Sprache versteht noch nicht, Perioden zu bauen; die Sätze folgen koordiniert aufeinander, sind kurz und ungehemmt durch müfsige Beiwörter. Nirgends begegnet man jenen Flickwörtern und eintönigen Formeln, die sich in der Sprache der späteren epischen Dichtungen so breit machen. Die Erzählung schreitet rasch und lebhaft vorwärts. Man findet nichts von der Vorliebe für umfangreiche und detaillierte Schilderungen und Ausmalungen, die selbst in den besten Dichtungen des 13. Jahrhunderts wahrnehmbar ist."

Und Gaston Paris sagt Romania 1880, p. 48: „Le style au sens purement littéraire est peut-être de tous les arguments que j'ai réunis celui qui est le plus convaincant. Il frappe irresistiblement par son caractère archaïque tout lecteur habitué à notre ancienne langue: il présente au plus haut degré cette élégance concise, même elliptique, cette allure saccadée, cette absence de transition et en même temps cette extrême précision des termes et ce réalisme dans le détail qui donnent tant de grâce et d'originalité aux monuments les plus anciens de notre poésie nationale."

** Vergl. Épopées françaises, Paris 1880, I, 494.

französische Kunstdichtung; diese inkarnierten die Volksdichtung und damit auch unsere beiden Epen.*

Man pflegt die rhetorischen Ausdrucksformen in zwei grofse Gruppen zu teilen; die einen beziehen sich auf den Sinn eines einzigen Wortes und heifsen Tropen, die anderen bestehen entweder in der eigentümlichen Gestaltung und Verbindung der Wörter oder in einer charakteristischen Form des Gedankens und heifsen in Beziehung hierauf Wort- resp. Sinnfiguren. In der Gruppe der Tropen werden gewöhnlich drei Gebiete unterschieden, das der Synekdoche, das der Metonymie und das der Metapher; allein man mufs eingestehen, dafs diese Gebiete keine scharf gezogenen Grenzen besitzen und dafs auch noch heute Quintilians Worte gelten: „tropus — circa quem explicabilis et grammaticis inter ipsos et philosophis pugna est, quæ sint genera, quæ species, qui numerus, quis cuique subjiciatur“ (Institut. VIII, 6. 1). Aber es liegt etwas Wahres darin, wenn Gerber in seinem interessanten und geistvollen Werke „Die Sprache als Kunst“** die Synekdoche als den einfachen Tropus auf die sinnliche Anschauung zurückführt; wenn er die Metonymie auf die Reflexion und die Metapher auf die Einbildungskraft basiert, eine Behauptung, die vollkommen zutrifft, sobald wir z. B. als Synekdoche das pars pro toto, als Metonymie die Vertauschung von Ursache und Wirkung, als Metapher einen verkürzten Vergleich annehmen. Es ist klar, dafs eine Volkspoesie, wie die altfranzösische, der es weniger auf poetische Ausführungen einer tiefen Reflexion, weniger auf den Schwung einer bilderreichen Phantasie ankommt als vielmehr auf eine anschauliche und, wo es nötig ist, nachdrückliche und wirkungsvolle Darstellung des Stoffes, dafs diese Volkspoesie besonders den Tropus der Veranschaulichung, d. i. die Synekdoche gebrauchen wird, während die Metonymie und die Metapher wegen ihrer höheren Ansprüche an die geistige Thätigkeit der Hörer wenig oder gar keine Verwendung finden können. Ein entsprechendes Verhältnis tritt uns in dem Gebrauche der Redefiguren entgegen. Die Redefigur soll Abwechselung und Lebendigkeit, Nachdruck und Span-

* Ein Dichter wie Crestiens de Troies stand mit seiner Diktion noch zu sehr auf volkstümlichem Boden, als dafs er alle Erzeugnisse desselben durch rhetorische Neuschöpfungen hätte verdrängen können; aber schon bei Alain Chartier bricht ein gewisses Streben nach selbständigen originellen Ausdrucksformen überall hervor.
Vergl. Grosse, der Stil Crestiens v. Troies, Franz. Stud. I, 2.
Hannappel, Die Poetik Alain Chartiers, Franz. Stud. I, 3.

** Bromberg, 1871—74. II, 1, p. 22.

nung in den oft trägen und schleppenden Gang der Erzählung bringen. Aber auch hier wird bei den Volksepen wieder diejenige Gruppe das Übergewicht haben müssen, deren Wesen nicht in der musikalischen Verschönerung liegt (Wortfiguren), sondern auf der eigentümlichen packenden Gestaltung des Gedankens beruht (Sinn- oder Satzfiguren).

Demnach können wir schon jetzt a priori schliefsen, und die nachfolgende Untersuchung wird den Schlufs rechtfertigen, dafs die beiden Brennpunkte in der Rhetorik der altfranzösischen Volksdichtung einerseits von der Synekdoche, andererseits von der Sinnfigur gebildet werden. Dagegen läfst sich von der altfranzösischen — wie von jeder — Kunstdichtung behaupten, dafs hier als die hauptsächlichsten Träger der poetischen Rhetorik der Tropus der Metapher und die auf Rhythmus und Wohlklang ruhenden Wortfiguren hervortreten müssen.

Diese allgemeine Erörterung mufste unserer Abhandlung vorausgeschickt werden, damit wir einen einigermafsen sicheren Standpunkt für die Beurteilung unserer beiden Volksepen gewönnen. Inhaltlich sind beide, das Rolandslied und Karls Pilgerfahrt, sehr verschieden; jenes stellt eine lange Reihe heifser Kämpfe und kriegerischer Anschläge dar, diese bietet das Gemälde eines friedlichen Unternehmens; dort sehen wir bepanzerte fanatische Streiter auf schnaubenden Rossen, hier sorglos wallende Pilger auf sanften Maultieren; dort blutige Schlachtfelder und schauerliche Landstriche, hier lachende Fluren, Lustgärten und Zauberschlösser; dort schwebt als Hintergrund ein düsterer verschlossener Ernst ohne Liebe und irdische Freude, hier naiver Humor, abenteuerlicher Sinn und Freude an Liebe und Wein. Es liegt auf der Hand, dafs bei dieser Verschiedenheit des Inhalts auch der Stil in unseren beiden Epen keine allzu reiche Fundgrube für eine Vergleichung bieten wird. Dennoch werden in folgender Aufstellung manche charakteristischen Übereinstimmungen hervortreten, die für unsere Zwecke verwertbar sind.

I. Die Tropen im Rolandslied und in Karls Pilgerfahrt.

Wenn die Metapher auf einer Vertauschung von Vorstellungen beruht, die sich in verschiedenen Begriffssphären befinden, aber im Verhältnis der Ähnlichkeit zueinander stehen, so geschieht bei der Metonymie und der Synekdoche die Übertragung in derselben Sphäre und zwar bei ersterer im Gebiet der Ursache und Wirkung, des Wesens und der Eigenschaften u. s. w., bei der Synekdoche dagegen im Ge-

biete des Konkreten und Abstrakten, des Ganzen und der Teile, der Überschätzung (Hyperbel) und der Unterschätzung (Litotes).

Das System, nach welchem wir die Synekdoche zu behandeln haben, würde demnach folgende Gestalt zeigen:

1) Die Übertragung findet statt in der Sphäre der Thatsächlichkeit.
   a. Concretum pro abstracto.
   b. Pars pro toto.
   c. Enallage numeri — statt einer Unbestimmtheit wird eine Gröfse gesetzt.
2) In der Sphäre der Unwahrscheinlichkeit.
   a. Hyperbel.
   b. Litotes.

1) Synekdoche in der Sphäre der Thatsächlichkeit.

a. Concretum pro abstracto.

Statt „murir" finden wir konkrete Umschreibungen:

Roland bietet „perdre le chief" — Pilgerfahrt gebraucht „perdre la teste".*

R. 44 Asez est mielz qu'il perdent les chiefs.
Que nus perduns l'honur ne la deintiet.

R. 482 Par jugement iloec perdrez le chief. Doch findet sich auch einmal „perdre la teste".

R. 3289 Desur le buc la teste perdre en deit.

P. 55 Uncor cuit k'en perdrez la teste sur le buc.

P. 489 Demain perde la teste, par cuvent (jo) l'otrei.

Das Wort „chief" scheint edler gewesen zu sein als „teste", wenigstens sprechen beide Dichter nur von „chief" de Charlemagne:

R. 214 Li emperere en tint sun chief enbrunc.

P. 20 .... les corunes as chies.

R. 1371 Tute la teste li ad par mi sevrée.

R. 1904 Puis prent la teste de Jurfaleu le blund.

R. 57 De nos ostages ferat trenchier les testes.

P. 25 Trencherai vus la teste od m'espee d'acier.

P. 647 Trencherai vus les testes od ma' spee furbie.

* Perdre la tête wird heute nur familiär für „enthauptet werden" gebraucht; der Ausdruck findet jetzt gewöhnlich figürlich Anwendung und heifst dann „in Verwirrung geraten". Man umschreibt „mourir" mit „perdre la vie", wie auch schon

R. 1408 Puis en perdit e sa vie e ses membres.

P. 689 Trencherai lui la teste a ma' spee furbie. „Trenchier“ wird auch durch „colper“ ersetzt.

P. 42 U jo vus ferei ja cele teste colper.

Im Rolandsliede finden wir für „murir“ auch noch folgende Umschreibungen:

R. 1419 Voeillet u nun, tut i laisset sun tens.

R. 1560 Morz est li cuens, de sun tens n'i ad plus.

R. 3723 Alde la bele est à sa fin alée.

b. Pars pro toto.

Der Ausdruck „suz ciel“ wird als Bezeichnung für „die ganze Welt“ gebraucht.

R. 1782 Suz ciel n'ad gent l'osast requerre en champ.

R. 2904 Suz ciel ne cuid aveir ami un sul.

R. 1215 Suz ciel nen at plus encrisme felun.

P. 9 Dame, veistes unkes rei nul de desuz ciel.

P. 512 Ke barnage si grant n'at nuls reis (de)suz ciel.

P. 169 Durrai vus tels reliques, meillurs nen at suz ciel.

Im Rolandslied finden wir die Person oft durch „cors“ bezeichnet:

R. 892 Jo cunduirai mun cors en Rencesvals.

R. 901 En Rencesvals irai mun cors guier.

Eine andere Umschreibung für „gehen“ finden wir:

R. 260 Ne vus ne il n'i porterez les piez.*

c. Enallage numeri.

1) Statt einer unbestimmten Zahl wird eine bestimmte gesetzt:

R. 13 Envirun lui ad plus de vint milie humes.

R. 700 Parmi cel host funt mil grailles suner.**

R. 2090 En la grant presse mil colps i fiert e plus.

R. 1417 Moerent paien a millierz et a cenz.

Und ähnlich R. 410, 524, 664, 1004.

P. 634 E mandet de ses humes en avant de cent milie.

Beide Dichter scheinen eine gewisse Vorliebe für die Zahl „sieben“ zu haben:

R. 2 Set ans tuz pleins ad ested en Espaigne.

R. 31 Set cenz cameilz e mil hosturs muiers.***

---

* Vergl. die Redensart im Neufranz. „Porter le pied en avant“.

** Vergl. „Sonner du grêle“, den höchsten Ton angeben.

*** Ein dreijähriger Habicht heifst heute „Autour de trois mues.“

P. 73 Set cenz cameilz merrez d'or e d'argent trussez
Pur set anz en la tere ester u demurer.

P. 193 Iloec jiut uns cuntraiz-set ans out ne se mut.

P. 310 E dist Hugue li Forz: „Bien at set anz e mielz.

P. 325 Set ans i purrat estre, ne serat remoue.

P. 336 Set milie chevaliers i troverent seanz.

2) Ein Raum wird durch eine bestimmte Länge bezeichnet, gewöhnlich dient die Lanze als Maſs:

P. 464 Tresqu'il seit pleine hanste de tere desterez.

R. 1204 Pleine sa hanste del cheval l'abat mort.

R. 1250 Pleine sa hanste l'abat mort el chemin.

Diese Raumbestimmung „pleine sa hanste" ist im Rolandsliede häufig; vergl. R. 1229, 1273, 1287, 1295, 1534 u. s. w.

Auch Finger und Hand werden als Maſs verwendet:

R. 444 Quant le vit Guenes, mist la main à l'espée
Cuntre dous deie l'ad del fuerre getée.*

R. 3606 Prent de la carn grant pleine palme e plus.

Der Raum wird durch die Weite eines Wurfes angedeutet:

R. 2265 Plus qu'arbaleste ne poet traire un quarrel**
Devers Espaigne en vait en un guaret.

R. 2868 Plus qu'hum ne poet un bastuncel jeter,
Devant les altres est en un pui muntez.

R. 3323 Plus qu'hum ne lancet une verge pelée
Baliganz ad ses cumpaignes passées.

In der Pilgerfahrt finden wir derartige Umschreibungen nicht.

3) Der Begriff der Schnelligkeit wird durch einen Vergleich versinnlicht; gewöhnlich dient der Flug eines Vogels, z. B. eines Falken oder Sperbers als Maſs.

R. 1529 Plus est isnels que nen est uns falcuns.

R. 1492 Plus est isnels qu'espreviers ne arunde.

R. 1573 Plus est isnels que n'est oisels qui volet.***

Die Schnelligkeit eines Menschen wird mit der eines Pferdes verglichen:

R. 890 Plus curt à piet que ne fait uns chevals.

Mit diesen Beispielen, in denen eine Bezeichnung durch einen

* Vergl. im Neufranz. „être à deux doigts de la mort".
** Vergl. das moderne „à une portée de fusil".
*** Vergl. das moderne „vite comme un oiseau".

Vergleich ausgedrückt wird, haben wir die Grenze der Synekdoche überschritten und uns bereits in das Gebiet der Satzfigur begeben; an dieser Stelle sollen noch andere Vergleiche angeführt werden, die auf dem Begriffe der Synekdoche basieren. Andererseits erkennen wir in den angeführten Vergleichen schon eine nahe Berührung mit dem Tropus der Hyperbel, der als totum pro parte auch in das Gebiet der Synekdoche gehört.

2) Synekdoche in der Sphäre der Unwahrscheinlichkeit.

a. Hyperbel.

Die Hyperbel findet als rhetorisches Mittel besonders im Rolandsliede die denkbar gröfste Verwendung. Der Dichter oder Sänger will auf die Gemüter einwirken, er will Bewunderung und Staunen, Furcht und Entsetzen erregen, und dazu bietet ihm allerdings vor einem wenig gebildeten Volke die Hyperbel den leichtesten und sichersten Weg. Sie durchzieht darum auch das ganze Gedicht von Anfang bis zu Ende in geringer Abwechselung der Form, aber immer gewichtig und tonangebend, und man könnte sie daher auch den Grundbafs dieser altfranzösischen Volksdichtung nennen. Der Dichter der Pilgerfahrt findet in seinem ganzen Stoffe weniger Gelegenheit zu einem häufigen Gebrauch dieses Tropus, und wo der Sänger des Rolandsliedes sich in hyperbolischen Ausdrucksweisen bewegt, begnügt sich unser Dichter mit emphatischen Redewendungen. Aus dieser stilistischen Verschiedenheit kann man wohl mit Recht den Schlufs ziehen, dafs der Verfasser der Pilgerfahrt einen höheren Grad dichterischer Begabung besessen als der Dichter des Rolandsliedes.*

Im Rolandsliede finden wir statt eines Zeitraumes oft das ganze Leben gesetzt:

R. 212 Metez le siege à tute vostre vie.
R. 284 Ne l'amerai à trestut mun vivant.
R. 595 N'avrez mais guerre en tute vostre vie.

Der Wert einer Sache wird durch eine Hyperbel angegeben:

R. 457 Jo ne lerreie pur tut l'or que Deus fist.
R. 1636 Plus aimet il traïsun e murdrie,
Qu'il ne fesist trestut l'or de Galice.

---

* Du Marsais sagt in seinem Buch „Des tropes", Paris 1775, p. 150: „cette figure (l'hyperbole) est la ressource des petits esprits qui écrivent pour le bas peuple." Vergl. Koschwitz, Rom. Stud. II, p. 42.

R. 639 Els valent mielz que tuz l'aveirs de Rume.

Oft ist die Hyperbel in einen Vergleich gekleidet:

R. 1111 Plus se fait fiers que leuns ne leuparz.

R. 1888 Pur ço sunt Franc si fier cum leun.

R. 3153 La hanste fut grosse cum uns tinels.

Hier bietet uns auch die Pilgerfahrt einige charakteristische Beispiele:

P. 372 Alsi le fait turner cum arbre de mulin.

P. 537 Ke n'en chieent les mailles ensement cum festuz.*

P. 575 N'en i remaindrat ja pesant un escaluigne.

Weifs der Sänger keinen Vergleich, so hilft er sich auf andere Weise, z. B.:

R. 1034 Sul les eschieles ne poet li acunter
Tant en i ad que mensure n'en set.

R. 2339 Plus en abat que jo ne vus sai dire.

Der Dichter der Pilgerfahrt kennt dieses rhetorische Mittel auch:

P. 212 E maintes bones herbes que jo ne vus sai dire.

P. 860 Que vus en ai jo mais lunc plait a (a)cunter.

P. 321 Tant i at de fin or ke jo n'en sai mesure.

In einem Falle mufs der Vergleich mit dem Paradiese den geschilderten Gegenstand hervorheben:

P. 376 Ço'st avis, ki l'asculte, k'il seit en parais.

Oder die Menge wird dem Hörer durch einen landläufigen Vergleich versinnlicht:

P. 426 E oreilliers velus e linçoels de cendal
Al menur (unt) a traire vint boef et quatre car.

Seltsam ist im Rolandslied folgender Tropus:

R. 3236 Carles de France chevalchet come fols.

Von der Weifse des Bartes oder der Hautfarbe pflegen beide Dichter zu sagen:

blanche cume flur en estet, oder en avrill.

R. 3503 Blanche ad la barbe cum flur en avrill.

P. 403 E out la carn tant blanche cume flur en estet.

Ähnliche Beispiele finden sich R. 3521, 3319, 3162, 3173 u. s. w.

Andere Vergleiche, bei denen der Charakter einer Hyperbel zurücktritt, siehe unter Satzfiguren. Wir fügen diesem Tropus die man-

* Eine ähnliche Verwendung des Wortes „fétu“ treffen wir in der modernen Redensart: „Cela ne vaut pas, je n'en donnerais pas un fétu.“

nigfachen emphatischen Redewendungen hinzu, in denen das Beschriebene als einzig und als unübertreffbar bezeichnet wird. Gewöhnlich werden derartige Ausdrucksformen mit „jamais n'iert" oder „unches nuls hum" eingeleitet:

R. 376 Jamais n'iert hum qui encuntre lui vaille.
R. 653 Jamais n'iert anz altretel ne vus face.
Ähnlich R. 1733, 1873, 1984, 2023, 2254, 2311 u. s. w.
P. 57 Ja n'en prendrai mais fin treske l'avrai veut.
P. 463 N'en iert mais receuz par nul hume carnel.
Ähnlich P. 236, 801, 842.
R. 1638 Unches nuls hum ne l'vit juer ne rire.
R. 3322 Unques nuls hum ne vit tel ajustée.
Ähnlich R. 629, 1563, 1850, 2888, 3531.
P. 577 Unc de si dure carn n'oi parler sur hume.
P. 149 Unkes mais n'osat hoem en cest mustier entrer.
P. 508 Veez cele pelote, unc graignur ne vi mais.
Ähnlich P. 138, 625, 324, 195.
Andere Wendungen emphatischer Natur finden wir
R. 620 Tenez m'espee, meillur n'en at nuls hum.
R. 775, 1632, 1664, 1674 u. s. w.
P. 169 Durrai vus tels reliques, meillurs nen at suz ciel.

Auf die Verwendung der Hyperbel bei Schilderungen der Körperkraft, der Kämpfe u. s. w. kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden, wir verweisen auf den Abschnitt der Satzfiguren.

b. Litotes.

Lag es in dem Wesen der Hyperbel, den Ausdruck eines Gedankens in ein möglichst weites und aufgebauschtes Gewand zu kleiden, so wirkt die Litotes als rhetorisches Effektmittel dadurch, dafs sie den Inhalt eines Begriffes so unbedeutend und nichtssagend wie möglich darstellt. In der Litotes finden wir den ersten Schritt, den die altfranzösische Volkspoesie aus dem Gebiete des finsteren Ernstes in die heitere Sphäre des Humors unternimmt. Doch kann sich der Sänger des Rolandsliedes nicht mehr zu dem naiven Humor emporschwingen, den wir in der Pilgerfahrt unverkennbar hervortreten sehen.* Im Rolandslied hat jeder komische Zug ein gut Teil bitterer Ironie. Z. B.:

R. 1268 L'anme de lui en portet Satanas. Aoi.

* Vergl. Koschwitz, Rom. Stud. II, p. 42.

R. 2589 E Tervagan tolent sun escarbuncle,
E Mahumet enz en un fosset butent,
E porc e chien le mordent e defulent.

Siehe auch die komischen Vergleiche R. 3221 fg. und R. 3526 fg.

Bei der Wertschätzung finden wir in beiden Gedichten zwei Wörter als Mafsstab angewandt: „denier“ und „guant“.

P. 842 Ja n'en prendrai del vostre un denier muneet.
R. 1262 Sis bons escuz un denier ne li valt.
R. 1666 Enprès sun colp ne cuid qu'un denier vaillet.
R. 1960 Ne à muillier ne à dame qu'as veud
N'en vanteras et regne dunt tu fus
Vaillant denier que m'i aies tolut.
R. 18 En la bataille deit estre forz e fiers,
U altrement ne valt iiii deniers.

Vergl. R. 3338 u. 3435.*

P. 363 La sue manantise ne priset mie un gant.
R. 3189 Trestuz les altres ne pris jo mie un guant.

Oft wird durch eine Litotes der Sinn eines Satzes geändert und durch eine scheinbar schwache Ausdrucksweise ein rhetorischer Effekt erzielt.

Z. B. wird ein unaussprechlicher Hafs ausgedrückt in

P. 492 En trestute sa vie mais ne vus amereit.
R. 327 E dit al cunte: „Jo ne vus aim nient.“
R. 1624 Li arcevesques ne l'amerat ja mie.

Eine andere Litotes findet sich

P. 282 Chevalchet l'emperere, ne se vait atarjant.
P. 703 Nule rien qu'il demandent ne lur atarget mie.
R. 1415 Li XII. per ne s'en targent nient.
R. 1345 E Oliviers de ferir ne se target.

Metonymie.

Dieser Tropus, dessen Wesen in der Vertauschung von Bezeichnungen auf dem Gebiete der Ursache und Wirkung, des Stoffes und der daraus gefertigten Gegenstände u. s. w. beruht, findet, wie wir schon bemerkten, in unseren Gedichten eine sehr geringe Verwendung. Hin und wieder sind im Rolandsliede einige Beispiele zu bemerken.

* Vergl. Molière, Tartuffe I, 1:
Et dont l'habit entier valait bien six deniers.

Statt der Waffe wird das Material derselben „acier“ oder „fer“ gebraucht.

R. 1079 De Durendal verrez l'acier sanglent.

R. 1507 Tient Halteclere, sanglenz en est l'aciers.

R. 1953 Tient Halteclere, dunt li aciers fut bruns.

R. 1497 Empeint le bien, tut le fer li mist ultre.

R. 1539 El cors li met e le fer e le fust.

R. 1362 Fers e aciers i deit aveir valur.

Statt der Würde wird das Symbol genannt, „le bastun e le guant“ oder „curune“:

R. 246 Livrez m'en ore le guant e le bastun.

R. 268 Dunez m'en, sire, le bastun e le guant.

R. 281 Si recevez le bastun e le guant.

R. 929 Carles le vielz avrat e doel e hunte
Jamais en teste ne porterat curune.

R. 3236 Jamais n'avrat el chief corune d'or.

An das Gebiet der Metapher streifen folgende metonymische Umschreibungen:

R. 1400 Tut bon Franceis y perdent lur juvente.

R. 1419 Voeillet u nun, tut i laisset sun tens.

R. 1476 Pramis nus est, fin prendrum aïtant,
Ultre cest jurn ne serum plus vivant.

R. 298 Guardez le bien, ja ne l' verrai des oelz.

Ähnliche Beispiele R. 1560, 1867, 2010, 2291, 2396, 2940, 3723. Sie alle geben eine euphemistische Umschreibung für „murir“; der Tod spielt im Rolandsliede eine grofse Rolle, und der Sänger würde bald langweilig werden, wenn er von ihm nicht in verschiedenen und abwechselnden Ausdrucksweisen reden wollte. In der Pilgerfahrt tritt uns der Tropus der Metonymie nicht entgegen.

Metapher.

Die Metapher, als die reizendste Tochter der Phantasie, kann nur dann fröhlich erblühen und gedeihen, wenn sich der Gedanke mit künstlerischer Freiheit aus einer Begriffssphäre in die andere zu schwingen vermag. Sie ist daher ein Hauptelement in der Rhetorik der Kunstdichtung. Unsere beiden Volksepen kennen die Verwendung dieses Tropus nur in sehr beschränktem Mafse. Der Gedanke wagt sich noch nicht von seinem zu formenden Stoffe weg; er hat mit seiner

Aufgabe, alles so klar und nachdrücklich wie möglich darzustellen, über und über genug zu thun. Aus Grosses erwähnter Abhandlung erkennen wir, dafs der gröfste Teil der Metaphern in der altfranzösischen Kunstpoesie auf den Ausdrucksformen im Ritter- und Liebesleben beruht. Diese beiden Welten sind aber in ihrem vollen poetischen Glanze unseren Gedichten vollständig unbekannt. Verrat und Treue, Feigheit und Rache, Roheit und Frömmigkeit — das sind die Extreme, zwischen denen sich in unseren beiden Epen das ganze Seelenleben der handelnden Personen bewegt. Das Weib, in der altfranzösischen Kunstpoesie der Mittelpunkt aller Wünsche und Hoffnungen, aller Freuden und Schmerzen, spielt in unseren beiden Gedichten eine ziemlich traurige Rolle. Rolands Gesinnung hinsichtlich seiner Verlobten, der schönen Alda, ist nicht ritterlich zu nennen, aber noch viel weniger die Art und Weise, in welcher Karl der Grofse seine Gemahlin und Olivier die Tochter des Königs Hugon behandelt.

Die Metapher vereinigt bekanntlich zwei ähnliche Vorstellungen verschiedener Begriffsgebiete zu einer Ausdrucksform; werden beide Vorstellungen durch eine Vergleichungspartikel zusammengestellt, so entsteht die Vergleichung, die zu den Sinnfiguren gehört und auch an jener Stelle behandelt werden soll. Dagegen werden wir diesem Abschnitt den Tropus der Allegorie zuweisen, da letztere ja nichts ist als eine konsequent durchgeführte Metapher, die den eigentlichen verglichenen Gegenstand verschweigt.

Die aus dem Handelsleben stammenden Ausdrücke faire marchet, vendre, cumperer werden metaphorisch für „verraten", „sterben" u. s. w. gesetzt.

P. 24 Se vus m'avez mentit, vus le cumperrez chier.
R. 449 Ainz vus avrunt li meillur cumperée.
R. 1592 Qui que l'cumpert, venut en sunt ensemble.
R. 1150 Li reis Marsilies de nus ad fait marchiet,*
Mais as espiées l'estuvrat eslegier.
R. 1406 Malvais servise le jur li rendit Guenes,
Qu'en Sarraguce sa maisniée alat vendre.
R. 1590 Tel as ocis que mult chier te cuid vendre.

Eine Metapher tritt auch dann ein, wenn Verba wie reflamber,

* Diese Redensart hat sich noch heute erhalten in: „Faire le marché d'autrui", für andere arbeiten.

ardre, enluminer gebraucht werden, um den Glanz der Rüstung und der Edelsteine zu bezeichnen.

P. 301 Vit le palie tendut e l'or reflambier.

P. 423 Une escarbuncle i luist e cler reflambeiat.

P. 442 Li (es)carbuncles art, bien i poet hoem veir.

P. 161 Qui porterai en France qu'en voil enluminer.

R. 1003 N'unt guarnement que tut ne reflambet.

R. 1808 Cuntre soleil reluisent cil adub,
Osberc e helme i getent grant flambur.

R. 3616 L'helme li fraint, u les gemmes reflambent.

R. 1662 Esterminals e carbuncles qui ardent.

R. 535 De tel barnage l'ad Deus enluminet.

R. 1042 Helmes laciez e blancs osbercs vestuz,
Dreites cez hanstes, luisent cil espiet brun.

Wir haben schon bei der Synekdoche gesehen, dafs beide Dichter, um die weifse Farbe des Bartes oder der Haut zu bezeichnen, den Vergleich mit dem Worte „flur“ herbeiziehen. Dieses Wort gebraucht auch das Rolandslied, um den Held Roland und seine tapfere Schar rühmend hervorzuheben:

R. 2455 La flur de France as perdut, ço set Deus.

R. 2431 De France dulce m'unt tolue la flur.

Roland wird auch „le destre bras“ von Karl dem Grofsen genannt:

R. 596 Qui purreit faire que Rollanz i fust morz,
Dunc perdreit Charles le destre braz del cors.

R. 1194 Encoi perdrat France dulce sun los,
Charles li magnes le destre braz del cors.

Die Metapher l'onur del camp wird einmal anstatt „victorie“ gebraucht.

R. 922 Se lui servez, l'onur del camp avrumes.

Der Tropus der Metapher ist also, wie wir aus den geringen Beispielen ersehen, als rhetorisches Effektmittel unseren beiden Dichtungen noch ziemlich unbekannt.

Allegorie.

Die Allegorie ist, wie wir schon erwähnt haben, eine konsequent durchgeführte Metapher, in welcher der verglichene Gegenstand verschwiegen wird. Die Pilgerfahrt bietet uns kein Beispiel; dagegen finden wir die Allegorie als Visionen in den Träumen Karls des Grofsen: siehe Tirade 57—58 und 187—188. Was der Dichter mit der

Allegorie in diesen Träumen sagen will, ist nicht schwer zu erraten. Dem Traum als Motiv zu Unternehmungen legt auch der Dichter der Pilgerfahrt eine grofse Bedeutung bei. Karl der Grofse wird durch drei Visionen bewogen, die Fahrt nach Jerusalem zu vollführen.

P. 71 Jo l'ai treiz feiz sungiet: mei i cuvient aler.

Beiläufig sei bemerkt, dafs in diesem Gedichte die Erscheinung eines Engels dieselbe Rolle spielt wie im Rolandsliede.* Karl der Grofse wird von ihm in beiden Fällen beraten und unterstützt.

P. 672 Atant es vus un angele cui Deus i aparut!
E vint a Carlemaigne, si l'at relevet sus.

R. 2528 Li angles est tute noit à sun chief.

R. 3609 Mais Deus ne volt qu'il seit morz ne vencuz;
Sainz Gabriels est repairiez à lui.

Dieselbe Idee hat auch den Dichter der Pilgerfahrt erfüllt, wenn er die göttliche Allmacht eintreten läfst, damit seine Helden ihre „gabs“ ausführen können. Der Engel spricht:

P. 677 „Va, si fai cumencier, ja nen(i) faldrat nus.“

II. Die Figuren im Rolandslied und in der Pilgerfahrt.

Wir haben schon oben von den beiden Gruppen gesprochen, in welche das rhetorische Mittel der Redefiguren zerfällt, nämlich Wort- und Sinnfiguren. Jene beruhen auf einer wirkungsvollen Wahl der Wörter, die Sinnfiguren bestehen in einer durch den Affekt bestimmten Gestaltung des Gedankens. Jene haben zum Zwecke eine gewisse musikalische Versinnlichung, diese eine nachdrückliche packende Darstellung; jene sind aus diesem Grunde ein Hauptelement der Kunstpoesie, diese das Medium der Volksdichtung.

A. Wortfiguren.

Man kann diese Gruppe einteilen in Klangfiguren, in Figuren der Wiederholung und in Figuren der eigentümlichen Wortverbindung.

1) *Klangfiguren.*

Sie erscheinen entweder als eine durchgehende, der ganzen Dichtung angehörige rhythmische Versgliederung oder im Verse selbst als euphonische Mittel zur Steigerung des Wohllautes — Allitteration, Reim, Assonanz, Onomatopöie. Es wäre eine besondere Abhand-

* Vergl. Koschwitz, Rom. Studien II, p. 42.

lung nötig, jenen rhetorischen Faktor, der im Versbau liegt, für unsere beiden Gedichte zu untersuchen; wir gehen sogleich zu den euphonischen Sprachmitteln über.

a. Allitteration.

Becq de Fouquières bemerkt in seinem Traité général de versification française (Paris 1879, p. 221), dafs selbst in der gewöhnlichen Rede die Allitteration eine grofse Herrschaft ausübe, ohne dafs sie ihre Entstehung der Reflexion verdanke. Wir haben demnach zu unterscheiden zwischen Allitterationen, welche das Werk künstlerischer Absicht sind, und Allitterationen, welche sich zufällig bilden oder zum angeerbten Besitz der Sprache gehören. In unseren beiden altfranzösischen Volksepen werden wir nur Beispiele der letzteren Gattung zu konstatieren haben. Derartige Allitterationen, die gewöhnlich zwei sinnverwandte Wörter miteinander verbinden, lassen sich bis ins Lateinische verfolgen. Wölfflin giebt in dem „Sitzungsbericht der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, München 1881“ unter dem Titel „Über die allitterierenden Verbindungen der lateinischen Sprache“ eine Zusammenstellung derartiger Beispiele. Wir wollen untersuchen, welche von den lateinischen Allitterationen sich unseren beiden Gedichten erhalten haben:

amicitiam et amorem: P. 854 A vus ai jo turnet m'amistet m'amur.
ne pater ne parens: R. 1421 Ne reverrunt ne peres ne parenz.
dolor et damnum: R. 2983 Si li remembret del doel e del damage.
nec frangi nec fendi: R. 3604 Desur la teste li ad frait e fendut.
fortis et ferus: R. 1879 En la bataille deit estre forz e fiers.
ploratus et planctus: R. 2915 Jamais n'iert jurz que ne plur ne n'en plaigne.

Durch die Lautwandlung sind viele lateinische Allitterationen im Altfranzösischen zerstört; so wurde aus: auscultare et audire die altfranzösische Tautologie „esculter e oïr“ R. 455. Altfranzösische Allitterationen, die nicht auf klassisch-lateinische zurückgehen:

R. 164 Messe e matines ad li reis escultet.
R. 341 Puis li livrat le bastun e le brief.
R. 590 La gent de France ierst blecee e blesmie.
R. 657 Se l' pois truver à port ne à passage.
R. 1109 Par nus i iert e li colps e li caples.
R. 1339 Tient Durendal qui bien trenchiet e taillet.
R. 1559 El cors li met e le fer e le fust.

R. 2535 E fous e flambe i est apareilliez.

focus (fumus) et flamma.

P. 371 Cil l'at fait esmuveir e suef e serit, und dieselbe Allitteration P. 377, 382, 611.

P. 475 Ni remaindrat ja porte ne postiz en estant.

P. 505 — cist gas est bels e buns.

P. 536 N'iert tant forz li halbers d'acier ne blaus ne brun.

P. 835 E grues e gantes e pouns enpevrez.

Auffallend sind in der Pilgerfahrt einige Verse, in denen die Allitteration — wie in der altgermanischen Poesie — das Bindemittel des Verses zu sein scheint:

P. 78 Il la *p*rist *p*ar le *p*uin desuz un olivier,
De sa *p*leine *p*arole la *p*rist a araisnier.

P. 309 *V*us e *v*ostre barnage *v*oil *v*eer *v*olantiers.

P. 318 E *p*assent *p*ar cez *p*rez, a munt *p*ar ces cultures.

Aus der gröfseren Anzahl der im Rolandsliede vorkommenden auf lateinische Allitterationen zurückzuführenden Beispiele könnte man versucht sein, dem Rolandslied eine gröfsere Altertümlichkeit zuzuschreiben als der Pilgerfahrt; allein man darf dabei nicht vergessen, dafs jenes Gedicht fast fünfmal so lang ist wie die Pilgerfahrt, und dafs, wie wir bei der Tautologie sehen werden, gerade das Rolandslied auch eine auffallende Menge von Beispielen bietet, in denen sich die lateinische Allitteration aufgelöst hat.

b. Assonanz.

Auch hier ist an den wenigen Beispielen in unseren beiden Gedichten kaum die Absichtlichkeit der Dichter zu konstatieren; vielmehr glauben wir, dafs die anzuführenden Assonanzen zum Teil auf einigen onomatopöischen Ausdrücken beruhen. So dient der dumpfe Vokal „u“ in den Wörtern „bugler“, „suner“ vortrefflich, um den Laut des Hornes anzudeuten:

P. 358 Cil corn sunent e buglent e sunent ensement,
Cum taburs u tuneires u grant cloche ki pent.

R. 2112 Sunent li munt e respundent li val.

2) *Figuren der Wortwiederholung.*

a. Anaphora.

Um Lebendigkeit und Nachdruck in die Diktion zu schaffen, lieben beide Dichter, denselben Ausdruck in aufeinander folgenden Versen zu gebrauchen.

P. 314 Tant vus durrai aver e d'or e de deniers,*
Tant en prendrunt Franceis cum en voldrunt cargier.
R. 526 Tanz colps ad pris sur sun escut bucler,
Tanz riches reis cunduit à mendisted.
R. 1399 E tante hanste i ad fraite e sanglente,
Tant gunfanum rumput e tante enseigne,
Tant bon Franceis i perdent lur juvente.
R. 1810 E cil escut qui bien sunt peint à flurs,
E cil espiet, cil oret gunfanum.
R. 2402 U est l'arcevesques e li cuens Oliviers?
U est Gerins e sis cumpainz Gerins?
U est ducs Otes e li quens Berengiers?
P. 15 Quant il portet corune entre ses chevaliers
Quant il la met sur teste, plus belement siet.
P. 296 Si at cunduit l'arere tant adrecieement
Si fait dreite sa reie cum ligne que tient.
P. 448 Veez cum grant beltet!
Veez cum gent palais e cum fort richetet.

3) *Figuren der Wortverbindung.*

a. Asyndeton.

Diese Figur, welche darin besteht, dafs man Wörter oder ganze Sätze nebeneinander reiht, ohne sie durch Konjunktionen zu verknüpfen, erscheint nur im Rolandsliede:

R. 28 Mandez Carlun, al orguillus, al fier.
R. 1612 Trenchent ces puinz, ces costez, ces eschines,
Ces vestemenz entresque as chars vives.
R. 2420 Plurent lur fils, lur freres, lur nevulz.

b. Polysyndeton.

Diese Wortfigur besteht in der Anhäufung von Konjunktionen; sie zeigt eine häufige Verwendung in beiden Gedichten.

P. 79 N'i unt escuz ne lances ne espees tranchans.
P. 124 Vit de cleres colurs le mustier peinturet;
De martiers e de virgenes e de granz majestez,
E les curs de la lune e les festes anvels —
E les lavaires curre e les peissuns par mer.

* Vergl. R. 1148 Pris en ad or e aveir e deniers.

P. 263 Les cloches e les aigles e (les) puinz let luisanz.
P. 285 Li aisselz e les roes e li cultres aranz.
P. 410 Asez unt venaisun de cerf e de sengler
E unt grues e gantes e pouns enpevrez;
— — — — — — — — — — —
E cantent e vielent e rotent cil jugler.
R. 64 Estramarin e Eudropin sun per
E Machiner e sun uncle Mahen, . . .
Es folgen noch 5 „e“.
R. 148 Dunt vus avrez u dis u quinze u vint.
R. 200 E Balaguer e Tuele e Sezilie.
R. 1312 E bels e forz, e isnels e legiers.

c. Tautologie.

Wir fanden bei der Untersuchung der Tropen, dafs unsere Dichter, um einen momentanen Effekt zu erzielen, einen sehr häufigen Gebrauch von der Hyperbel machen. Die tautologischen Verbindungen, deren wir in unseren beiden Volksepen eine beträchtliche Menge vorfinden, dienen zum Teil denselben Zwecken wie die Hyperbel, zum Teil sind es stereotype Zusammenstellungen sinnverwandter Wörter, die nur den Vers auszufüllen haben. Im letzteren Falle haben wir in den tautologischen Verbindungen oft Überbleibsel lateinischer Allitterationen anzuerkennen, die, nach Wölfflins Untersuchungen, im Altfranzösischen bald durch den Verlust eines Wortes, bald durch den Wechsel der Bedeutung, bald durch die Modifikation der einen Wortform zerstört wurden.

P. 54 M'amistet e mun gre.
P. 105 Les bois e les forez.
P. 106 Le puiz e les muntaignes.
P. 425 De cuivre e de metal.
P. 650 Del vin e del claret.
R. 60 Les mals e les sufraites.
R. 1633 males e mult granz felonies.
R. 2926 mes peines e sufraites.
R. 1761 par peine e par ahans.
R. 21 de mort e de hunte.
R. 3772 à mort e à dulur.
R. 3778 de mort e de calenge.
R. 39 par honur e par bien.

R. 45 l'honur e la deintiet.
R. 533 d'onur e de bontet.
R. 55 paroles ne nuveles.
R. 904 à doel e à viltet.
R. 2206 li doels e la pitiet.
R. 2301 par doel e par rancune.
R. 3628 à joie e à baldur.
R. 3944 à joie e à barnage.

Bei weitem die Mehrzahl dieser Verbindungen steht am Ende der betreffenden Verse, ein Zeichen, dafs sie mehr oder weniger zur Ausfüllung der Verse dienen. Auch Zusammenstellungen von Verben und Adjektiven oft tautologischer Art haben zum gröfsten Teile diesen Zweck.

P. 171 posez e culchiez.
P. 240 guarnit e trusset.
P. 245 cunduit e guiet.
P. 381 Tailliees e confites.
P. 385 turn(ei)er e fremir.
P. 423 luist e cler reflambeiat.
P. 625 gabet e escarnit.
R. 532 preisier e loer.
R. 590 blecée e blesmie.
R. 722 trussée e brandie.
R. 2079 rumput e desmailliet.
R. 3529 rumpent e partissent.
R. 2100 tressuet e mult chalt.
R. 2180 querre e entercier.
R. 3381 n'en plurt e ne suspirt.
R. 2517 n'en plurt e ne s'desment.
R. 2575 se pasmet e anguisset.
R. 2588 le batent e defruisent.
R. 2591 le mordent e defulent.
R. 2889 trester e defenir.
R. 3475 fierent e caplent; ebenso R. 1681.
R. 3998 reclaiment e crient.
P. 109 bels e clers, vergl. P. 402.
R. 445 bele e clere.
P. 505 bels e buns.
R. 1312 bels e forz, vergl. R. 2278.

R. 2344 bele e saintisme.
P. 755 bel e gentil.
P. 6 al plus bel e al mielz.
P. 89 forz e amblanz.
P. 455 forz e membrez.
R. 1460 fort e adurée, vergl. R. 3321.
R. 1879 forz e fiers.
P. 92 doluruse e plurant.
R. 3403 dulurus e pesme.
P. 28 si pruz ni si bons.
R. 576 li pruz e li curteis.
R. 1320 merveilluse e cumune.
R. 1412 merveilluse e pesant.
R. 1610 merveilluse e hastive.
R. 1620 merveilluse e grant.
R. 2919 merveilluses e pesmes.
R. 999 blancs e blois e vermeilz.
R. 1800 blancs e vermeilz e blois.
R. 2550 orguillus e fiers.
R. 3966 orguillus e curant.
P. 596 grande e profunde.
R. 1799 granz e fors.
P. 613 isnels e (a)ates.
R. 1651 curanz e aates; vergl. R. 3876.
P. 536 blanc ne brun.
R. 557 canuz e blancs.
R. 2048 al vieill e al canut.
R. 1771 fluriz e blancs.
R. 1979 desculurez e pales.
R. 2484 las e enuiet.
P. 678 liez e joianz.
P. 858 liez e joius.

d. Chiasmus.

Auffallend ist im Rolandslied der eigentümliche Bau vieler Verse, wo es gilt, einen Gegenstand seiner Gestalt nach zu beschreiben. Gewöhnlich beginnt der Vers mit einem Adjektivum und schliefst mit einem anderen.

R. 118 Gent ad le cors e le cuntenant fier.

R. 1653 Curte la cuisse e la crupe bien large,
Lungs les costez e l'eschine ad bien halte.

R. 3291 Granz sunt les oz e les eschieles beles.

R. 3383 Granz sunt les oz e les cumpaignes fieres.

Oft eröffnet und schliefst auch ein Substantiv oder Verbum den Vers.

R. 2050 Ma hanste est fraite e perciez mis escuz.

R. 2895 Cors ad gaillard, perdue ad sa culur.

R. 229 Laissums les fols, as sages nus tenum.

R. 3991 Passet li jurz, la noit est aserie.

Dieser stereotype Satzbau ist im Rolandsliede zum gröfsten Teile durch den zehnsilbigen Vers bedingt; der Alexandriner scheint diese Form nicht begünstigt, wohl aber verhindert zu haben, denn die Pilgerfahrt weist kein Beispiel eines derartigen Satzbaues auf.

B. Sinnfiguren.

Die Sinnfiguren bestehen entweder darin, dafs die grammatische Form des Satzes umgestaltet wird — Exklamatio, rhetorische Frage, Apostrophe — oder darin, dafs der Gedanke ergänzt und verdeutlicht wird — Epitheton, Descriptio u. s. w. — oder schliefslich darin, dafs verschiedene Gedanken gegenübergestellt werden — Vergleichung, Antithese, Sentenz.

Ausruf.

Es liegt offenbar, dafs unsere beiden Volksdichter sich dieser Figur in ihren Versen häufig bedienen werden, denn sie hat zum Teil die ganze Stimmung zu markieren.

Keine Gefahr, keine Not, kein Verlust und kein Schmerz, bei welchem der Volksdichter nicht einen Ruf zu Gott sendet.

R. 334 Deus! que purrat ço estre?

R. 716 Deus! quel dulur...

R. 1196 Deus! si grant doel en out! Vergl. R. 1500 u. 1536.

P. 159 Cinc cenz merciz de Deu!

P. 305 Deus vus guarisset!

Auch Sankt Petrus wird bei Gelegenheit angerufen:

P. 326 Sainz Piere (nus) aiudet!

Charakteristisch ist der Ausruf beim Schwur:

R. 249 Par ceste barbe e par cest mien gernun!

R. 261 Par ceste barbe que veez blancheier!
R. 788 Deus me cunfunde, si la geste en desment!
P. 41 Par num chief!
P. 53 Par ma feit! Vergl. P. 566, 629, 660.
P. 759 Par Deu omnipotent!
Andere Formeln sind:
R. 339 Al Ihesu e al mien!
R. 358 Ne placet damne Deu! vergl. R. 1062.
R. 519 Deus, se lui plaist, à bien le vus merciet!
R. 676 Salvez seiez de Deu!
R. 698 Graciez en seit Deus!

Vergl. 1589, 1604, 1680, 1719, 1806, 1840, 1854, 1865, 1898, 1906, 1924, 1938, 2144, 2337, 2582, 2662, 2722, 2823, 3248, 3261, 3386, 3473, 3483, 3559, 3624, 3835.

Rhetorische Frage.

Diese Figur, welche denselben Zweck zu erfüllen hat wie die Exclamatio, erscheint nur im Rolandsliede.

R. 534 Ses granz valurs qui s'purreit acunter?
R. 1185 Si vunt ferir, — que fereient il el? —
R. 1405 De ço cui calt? N'en avrunt sucurance.
R. 1913 De ço cui calt? se fuis s'en est Marsilies.
R. 2411 De ço cui chielt, quant nuls n'en respundiet?
R. 2812 Si chevalchierent — que fereient il plus?
R. 2961 Si's unt laissiez: qu'en fereient il el?

Apostrophe.

Auch diese Figur findet sich nur im Rolandsliede.

R. 1697 E! reis amis, que vus ici nen estes?
R. 1861 Terre de France, mult estes dulz païs,
Hoi desertez à tant rubeste exill!
R. 1985 E! France dulce, cum hoi remendras guaste
De bons vassals, cunfundue e chaeite!
R. 2035 E! gentilz cuens, vaillanz hum, ù ies tu.
R. 2316 E! Durendal, cum ies e clere e blanche!
R. 2598 E! Sarraguce, cum ies hoi desguarnie
Del gentil rei, qui t'aveit en baillie!

Vergl. R. 2304, 2928, 3388.

Epitheton.

Einfachheit, die nicht selten an Trockenheit und Nüchternheit grenzt, ist ein unverkennbares Kriterium in dem Stile der altfranzösischen Volksdichtungen. Wir wissen, dafs dem Sänger gar nichts daran liegt, mit Aufbietung seiner ganzen Einbildungskraft die Phantasie seiner Zuhörer zu erregen; er will nur auf ihre Herzen einwirken, er will durch die Gewalt des Stoffes und durch ein paar immer wiederkehrende rhetorische Kunstgriffe ihre harten Nerven in Schwingungen versetzen, er will durch eine schmucklose Sprache seiner Darstellung den feierlichen Ernst der Wahrheit verleihen; daher die übermäfsige Verwendung der Hyperbel, der Tautologie und der Exclamatio, daher die kahle, knappe Redeweise und der auffallende Mangel an Epitheta. Die einfachsten und banalsten Adjektiva wie: bels, bons, clers, fiers, gentilz, granz, merveillus, orguillus, proz u. s. w. genügen vollständig, um die Personen, Thatsachen und Handlungen zu specialisieren. Nur im Rolandsliede begegnen wir einigen Ausdrücken, die als Epitheta stereotyp gewesen zu sein scheinen.

R. 408 u. 463 palie alexandrin.

R. 2973 palie galazin.

R. 462 mantel sabelin.

R. 575 pelz sabelines.

R. 994 osbercs sarrazineis.

R. 996 elmes mult bons sarraguzeis.

R. 979 espees del acier vianeis.

R. 998 espiez valentineis.

Auch werden die Schwerter „trenchanz“, „furbies“, „brunissanz“ genannt, vergl. R. 1301, 3378, 1621, 1925; P. 633, 647, 698.

Die Pilgerfahrt zeigt übrigens eine grofse Vorliebe für die Adjektive „antif“, „fier“ und „gent“, vergl. P. 108, 300, 594, 780, 783 — 111, 639, 649, 128, 131, 623, 780, 303 — 825, 784, 710, 431 u. s. w. Roland wird in der Pilgerfahrt „li curteis“ genannt (P. 484); im Rolandsliede erhält Olivier dieses Epitheton, vergl. R. 576 u. 3755.

Beschreibung.

Tobler hebt in seinem Aufsatz „Über das volkstümliche Epos der Franzosen“ (Z. f. Völkerpsychologie u. Sprache 1866, p. 39) hervor, wie gerade die Wechsellosigkeit der Handlung, das Langsame und Breitspurige in der Darstellung für das altfranzösische Volksepos

charakteristisch sei. Der Dichtungsstoff für sich sei allen bekannt, „was man wissen will und der Sänger nur kennt, das sind die Einzelheiten der Begebnisse, der Bewaffnung der Kämpen, Zahl und Tiefe der Wunden, Reden der ratschlagenden Grofsen, höhnende Worte und treffende Erwiderungen“ u. s. w.

Es läfst sich aus der Pilgerfahrt nicht ersehen, dafs der Stoff dieses Gedichtes bereits dem Publikum bekannt gewesen, während das Rolandslied in V. 178, 321, 511, 715 u. s. w., in denen etwas Zukünftiges vorweggenommen wird, uns Anhalt genug zur Entscheidung dieser Frage bietet. Das von Tobler angeführte Charakteristikum für die altfranzösischen Volksepen pafst nicht in allen Stücken auf unsere Pilgerfahrt. Die Personen mit allen Eigenschaften zu schildern, ihre Rüstungen mit all den Einzelheiten zu beschreiben — wie es im Rolandslied geschieht — ist nicht Sache unseres Dichters; oft genügt ihm ein Wort, wo das Rolandslied eine ganze Tirade bietet. Die Tochter des Königs Hugue charakterisiert er genugsam, wenn er von ihr sagt:

P. 402 u. 823 Sa fille od le crin bloi.

Von Karl spricht er wiederholt:

P. 128 Charles out fier le vis; vergl. P. 131, 623, 780.

Dagegen sind Hintergrund und Kulissen in der Pilgerfahrt ausführlicher gezeichnet als im Rolandslied. Beschreibungen, wie sie die Pilgerfahrt von der Kirche zu Jerusalem (V. 123 ff.) und von dem Schlofs des Königs Hugue (V. 342 ff.) bietet, hat das Rolandslied nicht aufzuweisen. Beide Gedichte stimmen aber darin überein, dafs sie uns prächtige Räume stets als gewölbt vorführen.

P. 113 Entrat en un mustier de marbre peint a volte.

P. 347 Li palais fut voluz e desur(e) cloanz.

P. 421 Le rei tint par la main, en cambre les menat
Volue, peinte a flurs, a pieres de cristal.

R. 2592 De pasmeisuns en est venuz Marsilies,
Fait sei porter en sa cambre voltice;
Tante culur i ad peinte e escrite.

Naturschilderungen finden wir bei beiden nicht vor, höchstens Andeutungen, die sich auf wenige Verse beschränken.

P. 378 Mult fut granz li orages, la neif e li gresilz
E li venz durs e forz, ki tant bruit e fremit.

R. 1424 Orez i ad de tuneire e de vent,
Pluie e gresilz desmesuréement.

R. 2533 Veit les tuneires e les venz e les giels
E les orez, les merveillus tempiers.

P. 109 Li jurz fut bels e clers.

R. 157 Bels fut li vespres e li soleilz fut clers.

R. 1002 Clers fut li jurz, e bels fut li soleilz.

R. 2512 Clere est la noit e la lune luisant.

Zeit und Ort der Handlung werden von beiden Dichtern kurz und oft mit denselben Ausdrücken angegeben:

P. 249 u. 248 Al matin par sun l'albe, quant li jurz lur apert.

Dieses „Al matin par sun l'albe" erscheint noch P. 468, 564, 727. Roland gebraucht „Par main en l'albe":

R. 667 Par main en l'albe, si cum li jurz esclairet.

Bei Andeutung des Ortes der Handlung vergessen die Dichter nicht, Berg, Thal und Wasser zu erwähnen:

R. 1830 Halt sunt li pui e tenebrus e grant,
Li val parfunt e les ewes curanz.

R. 1084 Cuvert en sunt li val e les muntaignes
E li lariz e trestutes les plaignes.

R. 3125 Passent cez puis e cez roches plus haltes,
Cez vals parfunz, cez destreiz anguissables.

P. 103 La grant eve del flum passerent a Lalice.

P. 94 Tant chevalchet li reis k'il vint en un (grant) plain.

Eine auffallende Ähnlichkeit in der Beschreibung bieten R. 110 ff. und P. 265 ff. u. 335 ff.

Vergleichung.

Die Vergleiche, deren Basis eine Hyperbel ist, haben wir schon bei Betrachtung dieses Tropus aufgezählt, ebenso die vielfachen Beispiele, bei denen „cume flur" verwendet wird. Wir fügen die übrigen hinzu.

P. 383 La enz fait tant requeit e suef e serit
Cume en mai in estet quant soleilz esclarcist.

Ebenso P. 443.

R. 3319 Altresi blanches cum neif sur gelée.

R. 1635 Issi est neirs cum peiz qui est demise.

R. 1933 Qui plus sunt neir que n'en est arremenz.

R. 1827 Si l'encaeinent altresi cum un urs.

R. 3223 Cil sunt seiet ensement cume porc.

P. 356 Il le funt turn(ei)er e menut e suvent
Cume roe de car ki a tere descent.

P. Ci 8531 corn sunent e buglent e sunent ensement
Cum taburs u tuneires u grant cloche ki pent.
P. 372 Alsi le fait turner cum arbre de moulin.
R. 2414 Tiret sa barbe cum hum qui est iriez.
R. 2525 Carles se dort cum hum qui est traveilliez.

Aus diesen Vergleichungen erfährt man die Volkstümlichkeit unserer beiden Gedichte in unverkennbarer Form; man sieht, die Dichter haben sich gerade keine grofse Mühe gegeben, originelle Vergleichungen aufzustellen; die im Volksmunde lebenden wie „neirs cum peiz", „turner cum arbre de moulin" u. s. w. genügten vollständig ihren poetischen Bedürfnissen. Und auch das eine im Roland vorkommende Gleichnis zeichnet sich gerade nicht durch Originalität und Trefflichkeit aus:

R. 1874 Si cum li cerfs s'en vait devant les chiens,
Devant Rollant si s'en fuient paien.

Sentenz.

Im Rolandsliede finden wir einige recht kernige Sentenzen, die zu jener Zeit wohl Sprüchwörter gewesen sein mögen:

R. 2494 Qui mult es las il se dort cuntre terre.
R. 2524 Mult ad apris qui bien conuist ahan.
R. 3271 Qui par noz deus voelt aveir guarisun,
Si's prit e servet par grant afflictiun.
R. 3657 Mult bien espleitet cui damnes Deus aïuet.
R. 3974 Qui traist altre, nen est dreiz qu'il s'en vant.

Auffallend ist die Stelle V. 1010 ff., wo die Pflichten des Lehnsmannes gegen seinen Herrn aufgeführt werden.

R. 1010 Pur sun seignur deit hum sufrir destreiz,
E endurer ....

Die Pilgerfahrt bietet uns keinen Vers, aus welchem man eine Sentenz oder ein Sprüchwort herauslesen könnte.*

Haben wir beim Beginn unserer Abhandlung die Behauptung aufgestellt, dafs die Synekdoche und die Sinnfigur als die beiden Träger der Rhetorik in der altfranzösischen Volkspoesie erscheinen, so werden die angeführten Beispiele wohl als hinreichende Beweise dafür dienen können. Beide Dichtungen stimmen überein in der Verwendung der Hyperbel, namentlich bei ganzen Beschreibungen, weniger beim ein-

* Vergl. Koschwitz, Rom. Stud. II, p. 60.

zelnen Ausdruck, im Gebrauche der Tautologie und emphatischen Redewendung, des Ausrufes, der Allitteration und des Vergleiches.

Bei all diesen Ähnlichkeiten zeigt doch die Pilgerfahrt im Vergleich zur Sprache im Rolandsliede eine unverkennbare Einfachheit und Bündigkeit. Selten finden wir Relativsätze, die sich über den Raum eines Halbverses erstrecken; sie stehen in diesem Falle gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Verses:

P. 474 K'en tute la citet que si est ample e grant.
P. 485 Prenget li reis sa fille, que tant at bloi le peil.
P. 532 „Voluntiers“ dist li ber (k'at) tut le peil canut.
P. 745 Dunc desfublet ses pels, dunt li bievres fut bruns.

Derartige kurze Relativsätze verwendet auch das Rolandslied, z. B.:

R. 1540 Tient Durendal, qui plus valt que fins or.
R. 1542 Desur sun helme qui gemmez fut ador.
R. 2992 Tient sun espiet qui fut faiz à Blandune.

Auch durch den Mangel an schmückenden Beiwörtern unterscheidet sich die Pilgerfahrt vom Rolandsliede, das hin und wieder ein Streben nach derartigen Sprachverzierungen, „trop souvent abominables chevilles“ — wie Gautier sagt — verrät und auch durch andere rhetorische Mittel, wie Asyndeton, rhetorische Frage, Apostrophe und Sentenz Abwechselung und Beweglichkeit in die Monotonie des ziemlich trockenen Stiles zu schaffen versucht. Es würde uns aus dem Rahmen unserer Abhandlung hinausführen, wollten wir noch hinzufügen, in welcher Weise beide Dichter die in den Epen vorkommenden gleichen Gestalten aufgefafst und charakterisiert haben; nur sei hervorgehoben, dafs beide nie versäumen, die Opferwilligkeit ihrer Helden der Kirche gegenüber zu erwähnen. Z. B.

P. 110 E viennent al mustier; offrendes i unt mises.
R. 3861 Mult granz ofrendes metent pur cez mustiers,

woraus man den nicht gerade gewagten Schlufs ziehen könnte, dafs beide Dichter der Kirche nicht fern gestanden haben.

Aus unserer ganzen Untersuchung aber ergiebt sich die unzweifelhafte Folgerung, dafs auch der poetische Stil der Pilgerfahrt in seiner oft an Armut grenzenden Einfachheit für ein höheres Alter dieses Gedichtes spricht, als dem Rolandsliede zugeschrieben wird.

Über den Konjunktiv
in den
Hauptsätzen der romanischen Sprachen.

A. Was ist der Konjunktiv seinem Wesen nach?

Der Satz ist der sprachliche Ausdruck des logischen Urteils und wird in dem Wesentlichen seiner inneren Struktur durch die Natur des letzteren beherrscht. Nun ist das Urteil jene logische, d. h. denkgesetzliche Form, durch welche eine Prädikatsvorstellung *b* als zu einer Subjektsvorstellung *a* gehörig oder nicht gehörig gesetzt wird. Mag man die Urteile nach den verschiedensten Gesichtspunkten (der Quantität, der Qualität, Relation, Modalität oder wie immer) in der Zahl nach verschiedenste Arten einteilen, das jedem Urteil wesentliche Verhältnis ist jene Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit. Alle logischen Urteile sind daher der Qualität nach nur entweder affirmativ oder negativ, müssen aber, um wirkliche Urteile zu sein, das Prädikat dem Subjekte auch wirklich (assertorisch) zu- oder absprechen, sonst wird eben nicht geurteilt. Das rein logische Urteil läfst darum auch nur jene sprachliche Modalform zu, welche dem assertorischen Sinne entspricht, in welchem es zwei Vorstellungen verknüpft, d. h. den Indikativ. Auch das hypothetische: wenn *a*, so *b*, trägt die Bedingtheit nicht in die Zugehörigkeit des Prädikats ein, sondern setzt nur das Subjekt, das Antecedens bedingt. Sage ich aber: wenn *a* wäre, so wäre auch *b*, so trete ich aus dem blofs logischen Standpunkt heraus und setze den l o g i s c h e n Inhalt des Urteils in Beziehung zur realen Wirklichkeit, die dem blofs logischen Verhältnis an sich fremd ist.

Es fragt sich nun: welchen Sinn hat jener zweite Modus, den die Sprache zum Ausdrucke von Urteilen in Sätzen erzeugt hat, wenn doch das logische Urteil nur eines Modus bedarf?

Wir antworten gegenüber dem Aufwand von künstlichen Erklärungsversuchen, welche die vorhandene Litteratur aufweist, einfach und kurz:

Der Konjunktiv drückt die dem logischen Urteil fremde bedingte Anknüpfung eines Prädikats an sein Subjekt aus. Wo ein wirkliches Urteil, die assertorische Verknüpfung nicht möglich ist, weil das Recht dazu von einer, bezüglich ihrer Erfüllung unsicheren Bedingung abhängt, und darum fraglich erscheint, tritt im Satze der Konjunktiv ein. Prüfen wir darauf hin die Konjunktive in Hauptsätzen.

1) Der sogenannte potentialis z. B. du dürftest recht haben. Recte dixeris. Wie unterscheidet sich dieser Satz von recte dixisti? In letzterer Form ist die Zugehörigkeit des recht gesprochen Habens zum Subjekt du assertorisch, einfach als wirklich behauptet. In ersterer Form wird dieselbe Zugehörigkeit als von einer verschwiegenen, aber ergänzbaren Bedingung abhängig behauptet, etwa von einer verschwiegenen, aber ergänzbaren Bedingung: wenn ich nicht irre, nisi erro, fallor etc.

2) Der Konditionalis. In dem logischen Urteile: wenn ich habe, gebe ich, ist nicht die Zugehörigkeit des Habens und Gebens zum Subjekt ich bedingungsweise, sondern nur das ganze Antecedens, mein Haben, wird blofs hypothetisch behauptet; sage ich aber: wenn ich hätte, so gäbe ich, so wird die Hypothese in die Zugehörigkeit des Gebens zum Subjekte ich eingetragen, sie ist es jetzt, die nur unter einer irrealen Bedingung behauptet wird.

3) Exhortativus: eamus. Die Verknüpfung von ire und nos ist hier nicht die des logischen Urteils, keine assertorische, sondern sie ist nur Inhalt eines subjektiven Wollens, also eine von unbestimmt vielen anderen Bedingungen, deren Einflufs auf die Verwirklichung jener Verknüpfung gleichfalls noch unbestimmt ist, bedingte.

Sprachlich ist er vielleicht auch durch ausgelassenes velle zu erklären. In diesem Falle mufs er wie der Finalis logisch doch auf den angegebenen Grund reduziert werden.

4) Optativus. Für ihn gilt das Gleiche, ebenso vom Jussiv, der sich vom Exhortativus eigentlich ohnehin nur durch die Person unterscheidet.

5) Konzessivus. Einige Überlegung ergiebt, dafs nur die Färbung des zu ergänzenden Bedingungsverhältnisses den Sinn der verschiedenen Konjunktive variiert. Je nachdem der denkbare Inhalt, welcher als Bedingung der Verknüpfbarkeit von Prädikat und Subjekt des konjunktivischen Satzes zu ergänzen ist, in objektiven Sachverhältnissen wie beim Konditionalis oder in Enthaltung von subjektivem Einspruch oder in subjektivem Wollen (jussivus, optativus, exhortativus) besteht, ändert sich der Sinn des Konjunktives, aber nicht das allgemein zu Grunde liegende Verhältnis der Hypothese oder Bedingtheit der Verknüpfung. Das Gleiche mufs auch vom Konjunktiv in Nebensätzen gelten, nur dafs dort noch andere Faktoren wie Analogie, Konzinnität und dgl. im einzelnen erklärend eingreifen müssen.

Über die Notwendigkeit, zum Verständnis des Konjunktiv die abhängigen Sätze auf ihre ursprüngliche Form als Hauptsätze zurückzuführen, um das Wesen desselben richtig zu erkennen, s. Güth, Die Lehre vom Konjunktiv mit Anwendung auf die italienische Sprache. Seite 9.

B. Die Form des Konjunktivus.

Was die formelle Bildung des Konjunktivus anlangt, so lehrt die Sprachgeschichte, dafs derselbe im Sanskrit durch eine inlautende Erweiterung, nämlich durch Einfügung des Vokals a_1 zwischen Wurzel und Personencharakter gebildet wird. Über die ursprüngliche Bedeutung dieses a wie über die des i im Optativ können wir freilich nichts Sicheres aufstellen. Wir vermuten nur, dafs a und i (Schwächung von a_1) „Abhängigkeit“ ausdrücken und die Aussage sich dadurch als eine rein subjektive, in Bezug auf die reale Wirklichkeit bedingte darstellt. Doch genügt schon die Erklärung einer lautlichen Erweiterung der Indikativform, welche ausdrückt, dafs der Begriff der Verbalform um eine neue Beziehung, nämlich die auf die reale Wirklichkeit, bereichert ist. Denn, wie schon bemerkt wurde, ist es diese, dem logischen Verhältnisse fremde Beziehung, welche dem Konjunktiv seinen eigentümlichen Charakter verleiht und das Wesentliche bei der Beurteilung dieses Modus ist.

Die ursprünglich festgehaltene Sonderung eines a-Modus (für eine der Vorstellung näher liegende Thätigkeit) und i-Modus (Optativ) ist nur im Griechischen überall durchgeführt.

Im Lateinischen ist zwar neben der Konjunktivform noch eine Optativform enthalten (legas, audias, moneas Konjunktiv, ames Optativ), dieselbe hat aber die Grundbedeutung einer ferner liegenden Thätigkeit verloren: legas, audias, moneas haben dieselbe Bedeutung wie der Optativ ames. Monere hat für das Präsens blofs einen Konjunktiv, amare blofs einen Optativ, die sich durchaus koordiniert stehen. Wenn von einem Worte beide Modi gebildet werden: legas, leges; audias und audies, so hat die Optativform ihre ursprüngliche Modus-Subjektivform eingebüfst und ist zum indikativen Ausdruck der Zukunft geworden.*

Da eine erschöpfende Behandlung der einzelnen lateinischen Konjunktivformen nicht in der Anlage dieser Abhandlung liegt, so gehen wir sogleich zur Beantwortung der Frage über:

Welche Formen des lateinischen Konjunktivus haben sich in den romanischen Sprachen erhalten?

1) Die des Konjunktivus Präsentis, und zwar treffen wir dieselben in allen romanischen Sprachen. Z. B.:

Lat. amam. Franz. que j'aime. Ital. ami (poetisch ame). Spanisch ame. Portugiesisch ame. Provençalisch am.

Das Rumänische bildet den Konjunktiv Präsentis wie den Indikativ desselben Tempus und scheidet denselben von letzterem nur in der 3. Person. Z. B.:

**Ind.	Konj.
cantu, ich singe	sa cantu, dafs ich singe
canti	sa canti
canta	sa cante
cantamu	sa cantamu
cantati	sa cantati
canta	sa cante

* Dafs die Konjunktivform als Form der Ungewifsheit das Futur ersetzt, kommt auch im Gotischen vor. Im Sanskrit hat der Optativ auch die Bedeutung des Futurum.

** Nach Barcianu, Theoretisch-praktische Grammatik der rumänischen Sprache.

In der vierten Konjugation auf i oder ire sind aufserdem noch erste und zweite Person Plural lautlich getrennt, z. B.:

Ind.	Konj.
audu (audiu), ich höre	sa audiu, dafs ich höre
audi	sa audi
aude	sa audia
audimu	sa audimu
auditi	sa auditi
audu	sa audia

Ein gröfserer Unterschied zeigt sich dagegen bei den Hilfszeitwörtern a fi und a avé.

Ind.	Konj.
sum, 'su, sunt, ich bin	sâ fiu, dafs ich sei
esti	sâ fii
este, e	sâ fia
suntem	sâ fimu
sunteti	sâ fiti
sunt	sâ fia

A avé.

Ind.	Konj.
am, ich habe	sa amu (aibu), dafs ich habe
ai	sa aibi
are	sa aiba
avemu	sa avemu
aveti	sa aveti
au	sa aiba.

2) Das lateinische Plusquamperfekt des Konjunktiv.

Dasselbe nimmt in den romanischen Sprachen, das Walachische und den logodurischen Dialekt auf der Insel Sardinien ausgenommen, die Stelle des lateinischen Imperfekts ein. Die erste der beiden genannten Sprachen mufs das Impf. K. entweder durch Umschreibung ausdrücken.* Z. B.:

* Weil das Plusquamperfekt des Konjunktivus in dieser Sprache in den Indikativ übergetreten ist. Z. B.: cantasem, ich hatte gesungen, cantasesi, cantase, cantasemu, cantaseti, cantase.

Noi amu vinde bucurosu cas'a nóstra, de am aflá vr'unu cumperatoriu. — Wir würden unser Haus gern verkaufen, wenn wir einen Käufer fänden,

oder es tritt an dessen Stelle der Konjunktivus Präsentis, z. B.:

Ar fi cu neputintia, cá legile sa nu pedepsésca aceste fapte. — Es würde unmöglich sein, dafs die Gesetze diese Handlungen nicht bestraften.

Asiu voi, sa mergi cu noi. — Ich wünschte, dafs du mit uns gingest.

3) Imperfekt Konjunktiv.

In der logodurischen Mundart des sardischen Dialekts lautet das Imperfektum des Konjunktiv: cantere, canteres, canteret etc., in welchem Diez das gemeinromanische dem Plusquamperfekt entnommene Konditional (cantara, cantera) erblickt. Richtiger scheint die Annahme Foths, der mit Sparo (Ortograf. sard. p. 93) und Böhmer, Jahrbuch (IX, 114) hier das lateinische Imperfekt des Konjunktiv als zu Grunde liegend annimmt. Ausführlicheres hierüber enthält Heft VIII der Romanischen Studien von Böhmer: Die Verschiebung lateinischer Tempora von Karl Foth.

4) Das lateinische Perfekt des Konjunktivus im Südwalachischen. Folgende Formen lassen dies erkennen:

calcarim (u), calcari, calcari, calcarimu, calcaritu, calcari.

C. Bildung neuer Formen des Konjunktiv.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, nur die lateinischen Präsens- und Plusquamperfektformen sich allgemein in den romanischen Sprachen (das Walachische ausgenommen, welches eine Sonderstellung einnimmt) erhalten haben, so fand doch wieder Ersatz statt durch die Umschreibungen mit habere. Aufserdem ist noch von besonderer Wichtigkeit das in den südwestlichen Sprachen entstandene und vom lateinischen Futurum exactum herkommende Futurum Konj. Z. B.:

Spanisch amare, barriere, batiere, portugiesisch cantar, vender, partir.

Dieses Tempus, auch bedingendes Futur genannt, steht nur in abhängigen Sätzen und besonders im Konditionalsatz. Es bezieht sich im Spanischen gewöhnlich auf ein Futurum, Konjunktiv Präsens oder

einen Imperativ im Hauptsatze und stellt die durch das Verb ausgedrückte Handlung in die Zukunft. Z. B.:

Si ella fuere de tanta hermosura, de buena gana confesaremos la verdad. (Cervantes.)

Si el cielo diere fuerzas, cantaré aqui el dulce canto. (Valbicena.)

Agradezcan y acepten esta mi voluntad, libre y léjos de todas las causas de odio ó de amor, los que quisieren tomar ejemplo ó escarmiento. (Mendoza, Guerra de Granada.)

Si D. Juan le diere muerte, a mi dará gloria. (Manuel José Quintana, Vidas de españoles célebres.)

Házlo si pudieres.

Im Portugiesischen steht der Hauptsatz im Indikativ des Präsens oder des Futurs.

Portugiesisch: Ao padre quero falar, se for possivel. (Antonio Diniz da Cruz e Silva, O hyssope V.)

Seu eu for eleito bispo, lhe prometto. (ib. V. 355.)

Se junto ao meu leito houveres acaso de chegar, verás. (A. Gonçalves Dias cantos 186.) Se não córares, dau-te um beijo. (Almeida Garrett, Folhas cahidas.)

Ser aos dous fiel se facilita, se a lei guardares. (Francisco Sá de Merezes, Malaca conquistada pelo grande Affonso de Albuquerque.)

Nach Chabaneau (Rev. d. l. r. VI, Th. III, 1874, la grammaire limousine) wird im heutigen Limousinischen das frühere, dem lateinischen Plusquamperfekt Indikativ entnommene provençalische Conditionnel als Imperfekt Konjunktiv gleichbedeutend mit dem ebenfalls vorhandenen gemeinromanischen Imperfekt Konj. (chantasse) gebraucht.

Voudrio que tu chantera = je voudrais que tu chantasses.

D) Nachdem wir nun, wie wir hoffen, das Wesen des Konjunktiv und die Formen desselben in den romanischen Sprachen erschöpfend behandelt haben, versuchen wir noch die Unterschiede im Gebrauche dieses Modus zwischen dem Latein und den romanischen Sprachen aufzufinden. Dabei schliefsen wir den Konjunktiv in Nebensätzen, der den Gegenstand einer späteren Abhandlung bilden soll, von unserer Betrachtung aus und untersuchen: 1) In welchen Fällen der Konjunktiv in lateinischen Hauptsätzen sich vorfindet. 2) Wo sich Übereinstimmung der romanischen Sprachen mit dem Lateinischen zeigt. 3) Wo Abweichungen im Gebrauche erscheinen.

1) Der lateinische Konjunktiv findet sich in Hauptsätzen als Potentialis, Konditionalis, Exhortativus, Optativus und Konzessivus. Der Gebrauch desselben in den verschiedenen Zeitaltern bleibt sich ziemlich gleich. Indem wir hier, was Einzelheiten anbetrifft, auf Drägers Darstellung verweisen (Dräger, Historische Syntax der lateinischen Sprache. 1. Bd., § 147—151), gehen wir sogleich zur Betrachtung des Konjunktiv in den romanischen Sprachen.

2) Wir bemerken, dafs die Grundbedeutung des griechischen Konjunktiv und Optativ auch auf die modernen Sprachen übergegangen ist. Es ging jedoch das Bewufstsein von der ursprünglichen Bedeutung der Modi zum Teil verloren, alle weitere Entwickelung geschah nach dem Gefühle der Analogie.*

Da im Walachischen der Konjunktiv stets mit dem Bindewort sa verknüpft sich vorfindet und in Hauptsätzen nur als Jussivus vorkommt, so erscheint es zweckmäfsig, dasselbe von weiteren Betrachtungen auszuschliefsen. Beispiele für den Jussiv in dieser Sprache sind:

Elu sa nu fia asié copilarosu. (Barcianu S. 98.)

Sa nu credete tote, ce ve spunu acesti domni. (Barcianu S. 176.)

Sa fimu amicii virtutii. (B. S. 99.)

Eine Vergleichung mit den Gebrauchsweisen des Konjunktivus als Potentialis, Konditionalis, Exhortativus, Optativus und Konzessivus zeigt uns:

a) dafs der Potentialis in den romanischen Sprachen sich jetzt selten vorfindet. Neufranzösisch nur noch in je ne sache pas, que je sache und vielleicht noch in je pense.

Das Altfranzösische, welches im Gebrauche dieses Modus mehr dem lateinischen Vorbilde folgt, zeigt noch häufigen Gebrauch des Imperfekts Konjunktiv als Potentialis mit der Bedeutung des lateinischen Konjunktiv des Plusquamperfekts. Z. B.:

Là veissiez si grant dulur de gent. Tant hume mort e naffret et sanglent. (Chanson de Roland 1622.)

Jou ne peusse caoir.

En grenour povrete. (Mätzner, Lieder S. 72.)

Ki quidast que tant d'humes par tantes gens passassent, Ne

* Dieselbe ist besonders wirksam in den Nebensätzen, indem der Konjunktiv immer mehr zum Zeichen der Unterordnung herabsank.

que cil qui va lire tel chose emprendre osassent? (Wace, Roman de Rou 961.)

Anmerkung: Bemerkenswert ist das im Neufranzösischen so häufig vorkommende umschreibende Plusquamperfekt Konj. on eût dit, welches einen lateinischen Potentialis der Vergangenheit (Konj. Perf.) vertritt. Z. B.:

On eût dit deux poissons agiles dans un lac. (Ernest d'Hervilly, Les armes de la femme.)

Auch das Italienische hat in der zweifelnden Frage den Konjunktiv, obwohl auch dafür das ihm der Bedeutung nach verwandte Futur gebraucht wird. Z. B.:

Fosse mai egli quel tremendo tiranno. (Bsp. bei Güth.)

Das Spanische und Portugiesische bedienen sich zum Ausdruck des Potentialis des Konditionalis. S. Diez und Reinhartstöttner, Portugiesische Grammatik S. 363, 5.

b) Im Wunschsatz, der alle Gebrauchsweisen des Optativus, Jussivus und Exhortativus umfaſst, ist dagegen der Konjunktiv in den romanischen Sprachen sehr gebräuchlich. Z. B.:

Französisch: Pourvu qu'un malheur n'arrive pas. (Flaubert, L'éducation sentimentale S. 429.)

Ainsi soit-il.

Puissent, puissent aussi trembler les malfaiteurs. (Ponsard.)

Auch der Konjunktiv des Präteritum wird hier gebraucht:

Dût le ciel égaler le supplice à l'offense. (Corneille.)

Plût à Dieu que la comédie du Tartufe eût eu le même honneur. (Chamfort.)

Altfranzösisch: Si m'aist Diex.

Par toute la cuntree algent le cri leuant. (3308 Rou.)

Dameldieu l'en defende ki suffri passiun. (3665 Rou.)

Deus duinst a ambedous de bien faire corage. (Chronique asc.)

E se li envuis.

Est tant de putes murs.

Qu'il nel voillet oïr.

Alt sei de luinz gesir. (Li Cumpoz 142.)

Aillors deussiez herbergier
Et faire nos eschargaitier. (Chronique des ducs de N. 8933.)

Se dex vos ait, bel enfant. (Auccassin et Nicolete Bartsch S. 265.)

Laist mei le mien si fera bien. (4424 Wace, Ducs de N.)

Plusors dient „que Deus le dont!“ (Chronique des ducs de Normandie 5728.)

Wie überhaupt das Altfranzösische einen grofsen Gebrauch vom Konjunktiv macht, so verwendet es ihn besonders als Exhortativus anstatt eines Imperativs und zwar braucht es dabei alle Personen des Singulars und des Plurals. (S. Burguy, Grammaire de la Langue d'Oïl, Tome I, S. 329.)

Dasselbe findet sich auch im Provençalischen, z. B. Bartsch, Chrestomathie S. 221: non mudetz c'al bo mati und non tornetz en vostra demanda.

In dieser Sprache findet sich auch in Wunschsätzen, die gewöhnlich den Konjunktiv des Präsens enthalten, manchmal der Konjunktiv des Imperfekts.

Beispiele für Konj. Präs.:

per ja mais.
lo bobans.
remanha el mazans.
qu'ieu o volh sil vols.
dos aitans (B. de Born 3, 16. Stimming).
nos biais.
dels afans.
pressas e mazans.
guerra e tribols.
l'es enans (ibid. 3, 26).

Weitere Beispiele finden sich noch bei Stimming, Bertran de Born 3, 60; 4, 6; 4, 10; 4, 34; 6, 49; 7, 43; 8, 17.

Der Gedanke bekommt durch den Konj. Impf. eine kleine Änderung. Es wird nämlich dadurch ausgedrückt, dafs die Erfüllung des Wunsches unwahrscheinlich ist. (Stimming, Bertran de Born S. 232.)

Beispiele für das Imperfekt:

ar fus us quecs d'els en
boja d'en Saladi (4, 19 ib.).
dompna, pois nom voletz colgar,
donnassetz m'un baiser (ib. 21, 79).
e membres li c'om li retrais
qu'anc en escut lansa non frais (ib. 2, 28).

Italienisch: Oh, se fossi in campagna a respirare quell' aria (Amicis vita militare S. 50).

Che Dio sia lodato.

Crepino di fame gli altri (Amicis v. m. S. 35).

Si provi un' altra volta (ib. S. 35).

Ma così non fosse egli vero (utinam non verum esset).

Potess' io dire altrettanto del mio dramma. (Illustrazione.)

Me perdoni il lettore, se ho abusato dell' io sempre meno gradito del tu. (Illustrazione.)

Spanisch: Valgame el cielo, qué véo. (Calderon, La vida es sueño.)

Ojalá! Fuesen felices.

No pienses que mi suerte pueda separarse de la tuya. (Calderon, La puente de Mantibile.)

No le mates, detente.

Gleichbedeutend bemerkt man im Spanischen das Konditional:

Ojalá eso fuera (od. fuese) asi.

Oxalá estuviera ahora en mi mano la partida!

Portugiesisch: Venham armas e cavallos que ja me quero marchar. (Bellermann, Portugiesische Volkslieder und Romanzen S. 36.)

Por Deus de peço captivo.

E elle te venha livrar! (ib. S. 38.)

Deus te salve, cavalleiro. (S. 40. ib.)

Não choves. (S. 184. ib.)

Der Optativ wird in den romanischen Sprachen häufig durch Partikeln unterstützt, wie im Lateinischen durch ut, utinam, o si. Die vornehmsten sind si, que, or, car und ojalá. Über die Verwendung derselben s. Diez, Gr. III, der viele Beispiele aufführt. Wir führen noch aus dem Provençalischen an:

Qu'el pois si sojorn ni s'engrais. (Bertran de Born 2, 33.)

Que pens de l'amar. (ib. 39, 11.)

was jedoch selten ist. Aufserdem si dieus m'ampar, si deus me gart, sowie das im Neufranzösischen häufige pourvu que. Z. B.:

Pourvu qu'un malheur n'arrive pas.

Beispiele mit oxalá (verb enschá allah).

Portugiesisch: Oxalá que entretanta seja verdade o que dizes; oxalá que não me enganasse e que a traição não tenha tornada

inuteis a intelligencia e o braço. (Alexandro Herculano, Enrico o presbytero VIII.)

Spanisch: Oxalá no lo supiese. (Calderon, La vida es sueño.)

Hieran schliefst sich auch der Konjunktiv in Hauptsätzen der indirekten Rede, wie wir ihn im Italienischen vorfinden, wo in der oratio recta der Imperativ steht. Z. B..

Vedessero i consoli che la republica non patisse danno alcuno.

Altfranzösisch: N'ait cure de menace, ki ne seit acumplie
Ki sun enemi troeve en bataille aramie,
Arme sur sun cheval; pur nient le deffie,
Ne vantance ne face, ne menace ne die. (Rou 928.)

c) Wir sehen ferner, dafs im Altfranzösischen der Konjunktiv im Hauptsatze eines hypothetischen Satzgefüges nicht selten ist.

Konditionalis:

Se m' creissez, venutz i fust missire, ceste bataille oussumes faite e prise, o pris o morts i fust li reis Marsilies. (Chanson de Roland 1728.)

Se l' desist altres ja semblast grant mensunge. (ib. 1760.)

Se il me peust prendre, il me feist murir. (4296 Rou.)

Trop furent aseur, kar se il se dutassent
Que Normant cele nuit del teltré deulassent,
e que par tel proesce vers Roem s'en alassent
Mult curiusement tute nuit les gaitassent
Les trespas et les champs et les veies gardassent.
Sanz grant descunfiture de leurs maint n'eschapassent. (Rou 955.)

Fust Chrestiens, assez oust barnet. (Chans de Rol. 899.)

Et dist: Se ie ne nous eusce
Fait chevalier ie vous fesisse.
Coper le chief. (Li chevalier as devs espees 2826.)

Autresi li cuuers fesist
Ki ce nous fist, bien le sauons
Se ne fust faite traisons
Par barat u par souspresure. (ib. 3324.)

Bien quic, s'il mout grant mal n'eust
Ke riens le peust detenir. (ib. 3234.)

Im Neufranzösischen kommt im hypothetischen Satze nur der Konjunktiv des Plusquamperfekts vor. Z. B.:

S'il fût venu, il l'eût trouvé.

S'il avait fallu risquer sa vie pour son ami, Frédéric l'eût fait. (S. 73. L'éd. sent. Flaubert.)

Im Altfranzösischen scheint der Gebrauch des Konditionalis neben dem des Conjunctivus Imperfecti in solchen Sätzen lange bestanden zu haben.

Altf.: Mult lor sereit meaunu.
S'il aueient le rei perdu. (Ducs de Normandie 5509.)
S'il veissent Richart alkes de grant poeir
E la force le rei veissent dechaeir
Tost oureient turne e mis de blanc el neir. (Rou 2764.)
Car se nous tes .c. estions,
Vers lui duree, n'arions. (3817. Li chevaliers as devs espeés.)

Das Provençalische hat dieselbe Form neben dem gebräuchlichen Konditionalis:

Si l'agues ferit Bos, se Folgues no fos. (Gir. 3963.)

Je vos en jur ... se sai vengues messatges autre que vos, que del pe o del ponh lo fezes blos. (ib. 2315.)

Vorstehende Beispiele lassen auch ersehen, dafs der Konjunktiv des Imperfekts besonders in solchen Hauptsätzen vorkommt, denen eine irreale Bedingung im Nebensatze entspricht, und dafs in vielen dieser Fälle das romanische Imperfekt die Bedeutung eines lateinischen Plusquamperfektums behalten hat. Dafs dieser Gebrauch sämtlichen romanischen Sprachen mit Ausnahme des Walachischen gemeinsam sei, hat schon Foth (Verschiebung lateinischer Tempora) nachgewiesen und mit einer gröfseren Anzahl von Beispielen belegt.

d) Auch der Konzessivus findet sich in den romanischen Sprachen erhalten. Z. B.:

Franz. Qu'il vienne.
Vous le voulez, soit.
Vienne une puissance, les arts se mettront à son niveau. (Saulié.)

Italienisch: Venga pure. Giri Fortuna la sua ruota. Ci credesse or no.

Spanisch: Venga lo que viniere.
Suceda aquello que quiere.
Si quiera venga, si quiera no venga.
Pero sea lo que fuere.
Salga lo que saliere.

Portugiesisch: Acabe a guerra o que não podem rogos. (Francisco Sá de Menezes, Malaca conquistada V. 62.)

Talvez a estas horas desejem dizer-te peccavi.

Talvez chorem com lacrymas de sangue. E tu? Blasphemas. (A. Herculano, O monge de Cistér ou a epocha de S. João III.)

3) Abweichungen vom Lateinischen im Gebrauch des Konjunktivus. Diese erscheinen besonders in der Verwendung des sogenannten Konditionale in vielen Fällen, wo die lateinische Sprache den Konjunktiv hatte. Zu unterscheiden ist das vom Plusquamperfekt gebildete von dem in den romanischen Sprachen durch Umschreibung mit habere neugebildeten Konditionale.

Das Altfranzösische steht, wie schon erwähnt, dem Latein noch am nächsten und weist denselben noch in vielen Fällen auf, in denen die heutigen romanischen Sprachen nur den Gebrauch eines Konditionale gestatten. Z. B.:

Se tu, dist Guert, a Londres fusses
De uile en uile aler peusses
Ja li dus ne te requisist,
Engleis dotast et te criensist
Arriere alast ou pais feist
E tis regnes te remainsist. (Chronique des Ducs de Normandie 7929.)

Maint home dist il, ai ueu
Se issi li fust auenu
Ja huimais armes ne portast,
Ne en hui mais en champ n'entrast.

Beispiele des Konditionale für den latein. Konjunktiv:

a) Im Potentialis.

Französisch: Pourquoi y penserais-je. (Éducation s. Flaubert S. 417.)

A ce coup je ne saurais survivre. (Chateaubriand.)

Croirait-il ma douleur moins vive que la sienne? (Racine.)

Cependant d'après Aule-Gelle il semblerait que Socrate aurait eu plusieurs de ces accès. (Revue philosophique v. Ribot.)

Je ne saurais vous le dire.

Je ne voudrais pas le faire.

Altfranzösisch: Ke feroie je s'altrement estoit, quant je oroie dire ke li Sires vient. (S. d. S. B. p. 525.)

Et que feroie plus lonc conte. (Chevaliers as devs espees 1955.)

Mult m'en repenc, et si vodrai (vellem)
Trop volentiers, se jou pooie
Qu'al roi n'eusse rien promis
Quar iestes moult mes amis. (Phil. M. V. 14573—6.)

Prov.: Ben volgral reis fos devis. (Bertran de Born v. Stimming S. 140, 25.)

Italienisch: Volontieri parlerei a quei du.

Forse direbbe alcuno.

Nessuno te lo concederebbe.

Si direbbe, man könnte sagen.

Avresti detto, man hätte sagen können.

Spanisch: A cielo, y á Dios plugiera
Que a dartele no llegara.
Pues ni tu voz escuchara
Ni tu atrevimiento viera. (Calderon, La vida es sueño.)

Quien no temiera á dios.

Bueno seria que le prendiesen.

Creeria que yo le engañaba.

La hora del alba seria cuando D. Quijote salia de la venta.

In letzterem Falle deutet der Konditionalis auf gegründete Wahrscheinlichkeit.

Im Provençalischen erfüllt das aus dem Plusquamperfektum hervorgegangene Conditionnel auch zugleich die Funktionen des Conditionnel passé:

ja 'n Frederis.
non feira aital barganha. (8, 49. Bertran de Born, Stimming.)
reis dels cortes . . . foratz.
senher, si acsetz mais viscut. (26, 25. ib.) S. Stimming, Bertran de Born, S. 248.

Der Dubitativus durch das Konditional ausgedrückt ist besonders häufig im Spanischen und Portugiesischen.

Auch die dubitativen Fragen gehören hierher:

Frz. sauriez-vous me dire.

It. chi l'avrebbe mai veduto.

Sp. quien lo diria?
Port. qual seria mais feliz?

In zweifelnden Fragen, wenn der Redende ungewifs ist, was er thun will oder soll, braucht man in den romanischen Sprachen oft das dem Konjunktiv der Bedeutung nach verwandte Futurum. Z. B.:

Che farò, come farò quando tu mi lascerai.
Non lo dirò alla sposa?
La sarebbe bella. (Goldoni.)
Spanisch: Heriremos á cúchillo.
Französisch: Frapperons-nous de l'epée.
Provençalisch: Vos fara pros domna amor complida.

Auch dient das Futur zum Ausdruck der Wahrscheinlichkeit. Z. B.:

Italienisch: Mia moglie sarà col suo figliulo.

Spanisch: el joven serà a mi parecer de edad de diez y ocho años; estara enfermo, pues no me escribe.

Französisch: Mon ami sera à Paris.

Walachisch: Plaç etzi a 'sedeà, çe vei fi òstenit. (Setze dich, denn du wirst müde sein.) Diez.

Portugiesisch: Dir se-hia. (Alexandre Herculano, Enrico o presbytero IX.)

Milagre! quem tal diria. (V. E. Hardung, Romanceiro portuguez I, 8.)

b) Im hypothetischen Satzgefüge.

Im Spanischen, Portugiesischen und Italienischen ist der lateinische Konjunktiv überall dem Konditionalis gewichen. Z. B.:

It. Io il farei se potessi.

Io l'avrei fatto, se avessi potuto.

Se voi ora non me ne aveste parlati, ve ne avrei parlato io. (S. 469. Amicis vita militare.)

Oh! se di tutti gli affetti gentili e di tutte le azioni oneste e generose di cui andiamo superbo si potesse scoprire il primo e vero germe, noi lo scopriremmo quasi sempre nel cuore di nostra madre. (ib. 59.)

Davanti a voi, anche vecchi, noi saremmo sempre fanciulli e v'ameremmo sempre dello stesso amore. (ib. 59.) (Einfach hypothetischer Satz, in welchem das zweite Glied im Sinne behalten wird.)

Spanisch: Si yo lograsse esta fortuna, me tendria por muy feliz.

Yo te daria dinero, si tuviese.

Si no hubieras dada ne me quejara de te. (Cal., Vida es sueño.)

Mas si admirarme hubiera
Algo on el mundo, la hermosura fuera de la mujer. (ib.)

Portugiesisch: Foras tu mau cavalleiro.
Nunca te eu dissera tal. (Bellermann, Poet. Volkslieder und Romanzen S. 36.)

Se estiveras em tua terra,
que nome lhe chamarias. (ib. S. 96.)

Se vira 'la tua irman.
Se tu a conhecerias. (ib. S. 96.)

Provençalisch: Per mi dons ai cor estout e humil e baut
e s'a leis no fos d'azaut
ieu m'estera on luec de vout
que d'als no pensara mout
mais manger'e tengram caut et agra nom Raimbaut. (S. 215, Bartsch, Chrestomathie.)

Sertas si al comensament de tas paraulas non ti agues promes que partis yra de me, a fuoc liuerara ta carn. (Balaam e Josaphat, Bartsch.)

Que, si nos fossem loyal,
Tornera nos ad honor gran. (Bartsch, Folquet de Marseille. Chantar mi.)

e qui 'n vezia
plus en jos
totz lo mons m'agensaria. (9, 46. Stimming.)

Tost l'agral reis joves matat
sil cons nol n'agues essenhat

Ben sapchatz ... s'ieu tan non l'armes
Ja no saupra far vers ni sos. (Peyorols Chantarai pus.)

Im Neufranzösischen steht auch meist der Conditionnel in den Hauptsätzen hypothetischer Satzgefüge.

Si vous cherchiez plus, vous trouveriez encore des fondements plus profonds. (Taine de l'Idéal dans l'Art.)

Il serait impossible de comprendre comment tant de nations avaient laissé une si étrange autorité au pontife de Rome si l'on ne savait

combien l'usage a de force. (Voltaire, Siècle de Louis XIV, S. 112. Ausgabe von Pfundheller.)

Si on pouvait le comparer à quelqu'un, on oserait dire que de tous les généraux des siècles passés, Gonsale de Cordoue, surnommé le grand capitaine, est celui auquel il ressemblait davantage. (ib. S. 145.)

Si Minerve ne l'eût pas conduit, combien de fois aurait-il succombé aux périls. (Fénelon.)

Altfranzösisch: Se Rou voleit pur nus crestiens deuenir
Baptestire recieure, paienime guerpir,
E volsist a nus paiz e amistie tenir
Jeo li dorreie tant, bien me deureit servir. (Rou 705.)
Se veissum Rollant einz qu'il fust mort,
Ensembl' od lui i durriums granz colps. (Chans. de Rol.)

Anmerkung: Im Neufranzösichen steht nur der Konjunktiv des Plusquamperfektums im Hauptsatz hypothetischer Satzgefüge, der des Imperfekts nur, wenn der Hauptsatz zum Nebensatz geworden ist.

Auch das Imperfektum im Indikativ kann in den romanischen Sprachen im Hauptsatze des hypothetischen Satzgefüges stehen. Z. B.:

S'il avait paru alors, la cour était perdue. (Volt. S. d. L. XIV, S. 52.)
Ital.: L'uccidera, se non fossi venuto
Se non era ch'altri quivi arrivar, ben l'assaliva.
Ne cadea, se meno era vicina la fedele aita.

Span.: Sino guardaba este artificio, no habia poder averiguarse con él. (D. Q. 1, 7.)

Bemerkenswert ist noch, dafs im Neufranzösischen der Exhortativus nicht durch den Konjunktiv, sondern durch die Form des Indikativ Präsentis ausgedrückt wird.

Chantons, allons.

Ausnahmen sind: soyons, ayons, veuillons und sachons.

Für den jussiven Konjunktiv beschränken wir uns hier mit einer Verweisung auf Diez, 3. Bd., S. 202, der ihn beim Imperativ behandelt.

Aus einer Vergleichung mit den Gebrauchsweisen des Konjunktiv im Latein geht demnach hervor, dafs der Indikativ, besonders der Konditionalis in den romanischen Sprachen vielfach den Konjunktivus ersetzt. Auch der Infinitiv tritt manchmal an dessen Stelle. (Z. B. Que faire?) Die in den romanischen Sprachen geschaffene neue Form des

Konditionalis kann für das lateinische Imperfekt Konj., Präsens Konj. und Perf. Konj. stehen. Was das zweite, im Portugiesischen, Spanischen und Provençalischen vorkommende Konditionalis betrifft, so scheint in den beiden ersteren Sprachen beim Gebrauch derselben kein besonderer Unterschied in Hauptsätzen gemacht zu werden. Für das hypothetische Satzgefüge gilt hier wie auch im Italienischen das Gesetz, dafs im Vor- und Nachsatz nicht das gleiche Tempus stehe. Auffallend erscheint in den südwestlichen Sprachen noch der Gebrauch des sogenannten zweiten Konditionalis als Optativ. Z. B.:

Spanisch: Ojalá ese fuera asi.

Portugiesisch: Oh quem me alli dissera que te amor tão profundo o fim pudesse ver. (Camões, Canções IV.)

Im Provençalischen scheint die zweite Form gern zu dem Präsens in Beziehung zu stehen.

Soi mal paguatz, qu'estiers no m'en partria, III, 135; si us platz, a mi plairia, 166; e sap que pois no ill valria nien, 149; conquier mais que dregz no'l consentria, 347. (Diez, S. 318.)

Dagegen bezieht sie sich auf ein Präteritum in folgenden Stellen des Girart:

Gir. 3996. E ac claus son ponh destre e trais son gan e, se F. no fos, dera m'en gran, 5342.

Ja no i gazanhera lo reis nien, se no fos la honors. (Bartsch, Chrestomathie p. 300, 19.)

Caudaus le lor deu aver de las causas del mort la meitat de tot so que li escaegra, si a quela persona fos morta ses testament.

Flam. 117. Si nol fos vergonha trop granda, el eis li dera sa carlanda e sa penche e so mirail.

Eine kurze Überlegung der aufgeführten Verwendungen des Konjunktivus in den Hauptsätzen der romanischen Sprachen führt uns zu dem Schlusse, dafs das Gebiet desselben besonders durch die neugeschaffenen Formen des Konditionalis bedeutend beschränkt worden ist. Am häufigsten erscheint er noch zum Ausdruck des Unsicheren, Zweifelhaften als Optativ, Jussiv und Exhortativ, sowie auch als Konzessivus. Zum Ausdruck des Konditional- und Potentialbegriffes hingegen brauchen die romanischen Sprachen beinahe nur den Konditionalis. Der Grund hiervon mag wohl in der Auffassung des Kon-

junktivus als eines abhängigen Modus im Sprachbewufstsein liegen, wodurch sich einerseits seine Ausbreitung in der abhängigen Rede, andererseits sein Verschwinden aus dem unabhängigen Satze, in dem er zuerst auftrat, erklären lassen. Alle weiteren Entwickelungen des Konjunktiv in den Nebensätzen erfolgten nach der Analogie, welche in den einzelnen Fällen nachzuweisen Aufgabe einer zweiten Arbeit sein wird.

Würzburg. K. Morgenroth.

Beiträge zum deutschen Wörterbuche.

I. Enne.

Luther bemerkt in seiner Schrift: „Antwortt deutsch auff König Henrichs von Engelland buch“ in Bezug auf die Ansichten dieses Königs vom Abendmahl Bl. Eij.[rw] (Ausg. von 1522) folgendes: „Auffs ander alfenzt (d. h. gaukelt) er daher, Christus habe das sacrament gesegenet vnnd nicht die Apostel, ßo müsten nu die Apostel vnnd priester nicht segenen. Wenn ich aber wurd sagen: Er hats yn befolhen, da er spricht: Hoc facite, das thut tzu meynem gedechtniß, will seyn vngnad dahin tzihen, das den jüngern befolhen sey, das sacrament tzu nehmen, nicht tzu segenen. Ich sprech hie schier, das könig Heyntz von Engelland eyn Enne were, hatt yhn doch der teuffel ßo gar besessen, das er sich keyns anders vleyssigt, denn auß lautterm muttwill der gotlichen maiestet wort offentlich tzu lestern vnnd schenden.“ Was bedeutet in dieser Stelle das Wort „Enne“, mit welchem der Reformator seinen königlichen Gegner regaliert, und über das sich die Erklärer von Luthers Schriften bisher, wie es scheint, vergeblich den Kopf zerbrochen haben? Sehr stark mufs die Bezeichnung sein, denn Luther selbst trägt Bedenken, dieselbe auf den König anzuwenden (es heifst: „ich sprech hie schier“), und das will viel sagen in einer Schrift, welche eigentlich von gesetzwidrigen Anzüglichkeiten, also beispielsweise Ausdrücken wie „vnuerschampter, gifftiger lügener“, „grober narrenkopf“, „wansynniges gehyrne“ und dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr wimmelt. Dieser Umstand, dafs der Ausdruck ein sehr schlimmer sein mufs, widerspricht schon von vornherein der Mutmafsung, welche J. Grimm im Dtsch. Wtbch. Bd. III, S. 488 sub voce ausspricht, dafs man bei Enne an Ende, Zipfel denken könne, wofür das Volk ver-

schiedentlich „Enne“ spreche. Ebensowenig will es uns scheinen, wenn Grimm zur Erklärung des Wortes an die von Stieler im „Teutschen Sprachschatz“ S. 27 angeführte provinzielle Entstellung des mhd. agen, Spreu, in Anichen, Ennen erinnert, wonach also Enne ein „purgamentum frumenti“, ein „cortex decussus ex lino“ bedeute. Ph. Dietz in seinem „Wörterbuche zu Luthers deutschen Schriften“ ist von diesen in der That schwachen Grimmschen Erklärungen nicht befriedigt, bemerkt aber, dafs er das seltsame Wort ebensowenig als Grimm zu erklären wisse. Die Bedeutung stultus, Narr, setzen beide, Grimm sowohl als Dietz, dem Worte fragweise bei.

Diese Bedeutung ergiebt sich in der That aus dem Zusammenhange der Stelle, und sie ist es, welche auch am nächsten auf die richtige Erklärung des Wortes leitet. Es ist nämlich zunächst bemerkenswert, dafs der Narr, und zwar der Narr ex officio, d. h. der Hofnarr des 14. bis 16. Jahrhunderts, häufig mit der Bezeichnung Heinz, Heyne, also den Abkürzungen von Heinrich angeredet wird.

In Paulis Schimpf und Ernst Bl. 120 rw (Ausg. von 1570) heifst es: „Es begab sich mitler zeit, dafs der Narr krank war, vnd wenn sein Herr für jn gieng, so tröst er jn vnd sprach: Heyne, schweig still, wir wollen schier zu Gott fahrn.“ Für die Anwendung der Form Heinz in gleichem Sinne führt Moritz Heyne im „Deutschen Wörterbuch“ unter „Heinz“ einige Beispiele an. So heifst es in einem Fastnachtsspiele (Ausg. der Fastnachtsspiele von Keller 653, 6) einmal: „Ich Hainz narr red on gefar.“ In der ältesten Ausgabe von Seb. Brants Narrenschiff hat das Bild zu Kap. 5 die Inschrift: „Hainz nar.“ Endlich wird der Herzog zu Braunschweig in einem, von Schade in den Satiren und Pasquillen des 16. Jahrhunderts 2, 84, 142 angeführten Gedichte geradezu: „Lieber Heinz narr“ angeredet. Die andere Form „Heyne“ oder „Hein“ findet sogar in einem noch schlimmeren Sinne Anwendung als zur Bezeichnung eines Narren, nämlich für den Teufel selbst. In einem Gedichte des 14. Jahrhunderts, den von Minzloff (Hannover 1863) herausgegebenen „Marienliedern Bruder Hansens“ heifst es V. 3708: „Só moes der langeswanste heyn sîn sagel slaen zwischen sîn beyn.“ Weigand erinnert (Wörterbuch, 3. Aufl. 1, 786) gelegentlich dieser Stelle daran, dafs auch in der englischen Volkssprache old Harry, oder Lord Harry humoristischer Name des Teufels sei. Der letztere Ausdruck findet sich z. B. bei Fielding, Tom Jones, Buch 8, Kap. 9.

Neben den besprochenen „kosenden" Abkürzungen Heinz und Hein für Heinrich findet sich nun auch die Form Henn oder Henne. In einer von Vilmar in seinem Hessischen Idiotikon S. 232 angeführten Urkunde aus dem Jahre 1405 kommen die beiden Bürger Henne Mogkis und Peter Moller vor. Und zwar wird auch diese Form Henne, ebenso wie Heinz und Hein ebensowohl zur Benennung eines Narren wie des Teufels selbst gebraucht. „Henn von Narenberg," bemerkt Frisch, Bd. 1, 443[b], „scheint ein alter Schimpfnamen von einem nomine proprio, das in Henn abgekürzt worden, gewesen zu sein." Er führt hierzu die Stelle aus Geiler von Kaisersbergs Narrenschiff Fol. 100_b an: „Der, welcher Gott strafft (d. h. welcher Gott meistern will), der heifst wohl Henn von Narrenberg." Dafs der Teufel selbst Henne genannt ward, geht aus der Stelle in Agricolas Sprichwörtern, Ausg. von 1560, Bl. 322[a] hervor: „Er siehet eben als hab er Holzäpfel gessen — wie Henn der teufel."

Nach allen diesen Ausführungen scheint es mir nicht zweifelhaft, dafs auch Luthers Enne als Anrede an den König von England, von welcher ich ausging, nichts als eine apokopierte Form dieses Henne sei. Solche Apokopen des h sind in der Sprache an sich, namentlich aber bei Luther beliebt. Ich erinnere an eischen für heischen, Elfenbein und Helfenbein, Ungarn und Hungarn. Namentlich häufig findet sich bei Luther die schon im Mhd., auch im Nibelungenliede vorkommende Apokope Er statt Herr, so 2. Sam. 16, 16: „Glück zu Er König, Glück zu Er König." — „Er Carol von Miltitz", im Sendbrief an Papst Leo X. (1520) Bj[va]. — „Mein lieber Herr und Freund, Er Johann Pomer" in „Ein Widderruf vom Fegefeuer" (1530) Dj[vw] und sonst sehr oft. Namentlich in seinen Briefen schreibt er, man kann fast sagen regelmäfsig Er statt Herr. Auch die Formen der Partikeln erab, erauf, eraus u. s. w. statt herab, herauf, heraus finden sich bei Luther.

Wenn hiernach formell kein Bedenken obwaltet, jenes Enne für Henne im Sinne von Narr oder Teufel oder „vom Teufel besessener Narr" zu nehmen, so pafst diese Bedeutung dem Sinne nach vollkommen an jener Stelle. Den König Heinrich einen Narren zu nennen, ist, wie wir schon sehen, eine Lieblingswendung der Lutherschen Polemik; dafs etwas Teuflisches mit Enne an jener Stelle bezeichnet werden solle, geht aus dem unmittelbaren Zusatz hervor: „Ich sprech hie schier, das könig Heyntz von Engelland eyn Enne

were, hatt yhn doch der Teuffel ßo gar besessen" u. s. w. Ob endlich nicht der Name des Königs selbst, der hier auch ausdrücklich, wie sonst nicht überall in der Schrift, genannt wird, Luthern zu jener Bezeichnung, deren Identität mit Heinz wenigstens unbewufst noch in der Erinnerung des Schreibenden liegen mochte, verführt habe, mag wenigstens als fragende Vermutung aufgestellt werden.

II. Weltgewicht.

Dieses Kompositum ist neben einigen anderen unserer Sprache, z. B. Sindflut, einer der auffälligsten Beweise, wie leicht man sich, und zwar nicht blofs in den Kreisen des Volkes, daran gewöhnt, an die Stelle eines veralteten Wortes, dessen ursprüngliche Bedeutung vergessen worden ist, ein ähnlich lautendes, aber begrifflich völlig verschiedenes zu setzen und sich Jahrhunderte lang mit einem solchen Quidproquo zu begnügen. Bekanntlich kommt das Wort in einem unserer volkstümlichsten Kirchenlieder, nämlich in Paul Gerhardts: „O Haupt voll Blut und Wunden" vor, dessen zweiter Vers beginnt:

Du edles Angesichte,
Dafür sonst schrickt und scheut
Das grofse Weltgewichte,
Wie bist du so bespeit!

Der zweite Teil des Kompositums Weltgewicht kann offenbar mit Gewicht, pondus, von wägen, mhd. wëgen, mit dem man sich unwillkürlich gewöhnt hat, es zu identifizieren, nichts gemein haben. Was hätte es für einen Sinn, in einem Ausdrucke, welcher ungefähr gleichbedeutend mit dem von Weltgebäude, Weltkreis sein soll, gerade die Schwere der Welt, resp. des Erdballs zu betonen, und wie geschmacklos wäre es gerade an dieser Stelle, zu sagen, dafs sich die Schwere oder Last der Welt vor dem Antlitze Christi erschrecke! Das Wort, welches ich, beiläufig bemerkt, in keinem unserer Wörterbücher, weder den älteren noch den neueren, weder in Adelung noch der neuesten Auflage von Weigand erklärt, ja kaum angeführt finde, ist vielmehr eine Reminiscenz aus dem Althochdeutschen und bildet als solche eines der nicht ganz seltenen, aber immer interessanten Beispiele, dafs Wörter, welche im ahd. Zeitraume geläufig, im mhd. aber verschollen waren, im nhd. wieder auftauchen. Gewicht ist hier das ahd. wiht, gawichti, substantia, res, ens, got. vaihts, welches in diesem Sinne in den ahd. Denkmälern (vergl. Graff, Sprachsch. I, 730 f.) ziemlich häufig vorkam, besonders auch in den Kompositis iowiht, etwas, nio-

wiht, nichts, daneben aber auch die persönliche Bedeutung: Mensch hatte (vergl. ubil wiht, pôse wiht, übler Wicht, Bösewicht). In dieser persönlichen Bedeutung ward es im Mhd. ununterbrochen gebraucht, während die Bedeutung: Wesen, Substanz in dieser Periode allmählich verscholl. Erst im 16. Jahrhundert finde ich es wieder, und zwar als Femininum, in dieser Bedeutung von Bartholomäus Ringwaldt angewendet. Bei diesem volkstümlichen Dichter (und es ist bemerkenswert, dafs solche Reminiscenzen aus dem Ahd. gerade wieder nur bei den volkstümlichen Schriftstellern der nhd. Periode auftauchen) heifst es in seinem Liede: „Ich wil des Herren preis und ehr, als viel ich kan erheben", welches zuerst in der Sammlung: „Handbüchlein, Geistliche Lieder und Gebetlin durch Bartholom. Ringwald, Pfar Herrn in Langfeld, Frankfurt a. d. Oder 1586" vorkommt, dann auch von Mützell und Ph. Wackernagel in ihre bekannten Sammlungen aufgenommen worden ist, V. 8:

Ach, vnser leben ist ein dunst!
Was kan der mensch doch schaden!
Darum fust nicht auff Herren gunst
Noch auff jr gros genaden,
Denn sie so wol
seind schwachheit voll
wie andre Adams Kinder
Und bleiben nicht
in jrer wicht
Wie die gemeinen Sünder.

Wicht ist also hier substantia, Wesen, ganz wie im Ahd., nur, wie gesagt, als Femininum gebraucht. Die durch Hinzutritt der Partikel ge bewirkte Verallgemeinerung dieses wicht ist gewicht, ahd. gauuihti, und dies ist der zweite Teil des Gerhardtschen Kompositums: Weltgewicht, von welchem ich ausging. Als weitere Beispiele des Übergangs von einfachen Substantiven femin. gener. in zusammengesetzte neutr. gener. führe ich an: die Würze und das Gewürz, die Lust und das Gelüst, die Wehr und das Gewehr. Weltgewicht ist also: Weltwesen, Weltganzes, allenfalls: Weltgebäude, *κόσμος*. Interessant ist es, dafs dasselbe Wort noch einmal als zweiter Teil eines Kompositums bei einem modernen Schriftsteller und zwar bei keinem geringeren als Göthe vorkommt, nämlich in dem, dem Gerhardtschen Weltgewichte ganz analogen Volksgewicht, welches er im zweiten Teile des Faust (Ausgabe in 40 Bänden, Band 12, Seite 195) gebraucht. Dort singt der von Faust zur Eroberung des Westens ausgesandte Lynceus:

Von Osten kamen wir heran
Und um den Westen wars gethan,
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der erste wufste vom letzten nicht.

Volksgewicht ist hier Volksmasse, Volksganze. Es wäre gesucht, hier mit Gewicht in dem gewöhnlichen Sinne von pondus auskommen und mehr geistreich als richtig dabei etwa an die Stelle in Schillers Wallensteins Tod Akt 3, Sc. 22 erinnern zu wollen, wo Max Piccolomini seinen den Saal immer dichter füllenden Pappenheimern, die ihn abholen wollen, schmerzlich zuruft:

Noch mehr, es hängt Gewicht sich an Gewicht
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab.

III. Ekraut.

Das Wort wird in der gedruckten vorlutherischen deutschen Bibelübersetzung zur Bezeichnung der Pflanze gebraucht, welche Gott vor der Hütte des Propheten Jonas wachsen liefs, um ihn gegen die Strahlen der Sonne zu schützen. Es heifst daselbst (ich citiere nach der Nürnberger Ausgabe von 1483) im 4. Kap.: „Und der herr fürbereit ein ekraut vn es styg vber daz haubt Jone, das es wer ein schatten vber sein haubt vnd in bedecket. Wann er het gearbeyt. Vnd ionas ward erfrewet vber dz ekraut mit grosser frewde. Vnd got bereytet einen wurm frü, dz er frü auffgieng an den morgen vnd erschlüg das ekraut vnd es dorret." Und weiter unten: „Der herr sprach zu Jonam: „Wenstu das du wol zürnest vber das ekraut? — Du bist leydig vber das ekraut in dem du nicht hast gearbeyt noch hast es gemacht, das es wüchs, dz vnder einer nacht ist auffgangen vnd vnder einer verdorben." Luther hat bekanntlich in seiner Übersetzung Kürbis gebraucht, in der Auslegung des Propheten Jonas vom Jahre 1526 sagt er: „eyne wilde rüben."

Kürbis entspricht der Übersetzung der Septuaguita, welche κολοκυνθη hat. Das hebräische Wort ist קִיקָיוֹן (kikajon), welches nach den alten Auslegern den ricinus oder Wunderbaum bedeutet, eine sehr schnell und hoch wachsende Staude mit grofsen, Schatten gebenden Blättern. Dieses Wort Wunderbaum hat auch de Wette in seiner Übersetzung gebraucht. Die niederdeutsche vorlutherische Bibelübersetzung hat ywen boem, die Vulgata, welcher die vorlutherischen deutschen Übersetzungen folgen, hat: hedera.

Es fragt sich, wie das obige Wort Ekraut zu erklären ist.

Lexer hat dasselbe in sein Mhd. Wörterbuch gar nicht aufgenommen. Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm findet es sich zwar, aber ohne Erklärung. Zunächst fallen einem die offenbar analog gebildeten Wörter ebaum und ebeere ein. Das erstere, welches zwar von Lexer, dagegen aber wieder nicht von Grimm verzeichnet ist, findet sich in Konrad von Megenbergs Buch der Natur, und zwar ist ihm daselbst ein ganzer kurzer Abschnitt gewidmet, welcher nach Pfeiffers Ausgabe (S. 322) lautet: „Edera haizt ain epaum oder ain ertpaum, aber er hiez pilleicher ain slingpaum, wan er slinget sich über al auf die maur oder auf die want, dar zuo er sich gesellet und vlichtet sich dar ein mit gar vil wurzeln. er tregt selten fruht oder plüet, dar umb, daz er gar kalter nâtûr ist und wechset gern an kalten steten, aber sô er fruht tregt, daz sint swarz trauben sam die weintrauben sint. der paum verderbt all ander paum, den er sich zuo gesellt, wan er seuget all fäuhten dar auz und derret si. er stinkt vast und ist alzeit grüen. man spricht auch, daz er den gaizen vil milich mach, wenn si in ezzen.“ Ebeere endlich findet sich weder bei Grimm, noch bei Lexer angeführt, wird aber in Schmeller-Frommanns Bayerischem Wörterbuch Band 1, Spalte 8 aus einer Münchener lateinischen Handschrift citiert, wo es vermischt mit Wein als Arznei empfohlen wird.

Die sachliche Identität des oben von Megenberg beschriebenen êbaum mit dem êkraut der vorlutherischen Bibel leuchtet ein und die êbeere ist offenbar die Frucht der fraglichen Pflanze. Zur sprachlichen Erklärung der drei Wörter müssen wir jedoch noch ein viertes, nämlich Epheu heranziehen, welches ebenfalls zur Verdeutschung von hedera dient und nach den von Dieffenbach in seinem Glossarium Latino-German. S. 194c unter hedera angeführten Glossen auch promiscue mit ebaum gebraucht wird. Das Wort Epheu wird von Grimm im Deutschen Wörterbuche ein „vielgestaltiges, schwieriges“ genannt. Vielgestaltig ist es in der That, die Schwierigkeit seiner Erklärung dürfte aber durch die Zusammenstellung mit dem obigen Ekraut und Ebaum wesentlich erleichtert werden. Zunächst ist Epheu, ahd. ëbah, sichtlich eine Germanisierung des lateinischen apium, Eppich; die ursprüngliche ahd. Form ëbah dehnte sich in ëbow, ëbouwe, ëböue aus und nun bemächtigte sich die allzeit geschäftige umdeutschende Phantasie der Volksetymologie des Wortes und machte, in Anlehnung an das vulgäre Heu Ehouwe, Ehöu

aus der ursprünglichen Form. Aber nicht genug mit der Umdeutschung der zweiten Silbe: man suchte auch für das anlautende e eine verdeutschende Erklärung und machte daraus das schon sich durch die gröfsere Bequemlichkeit der Aussprache empfehlende eb, so dafs also die Form ebhöu, später, aber erst im 17. Jahrhundert Epheu ausgesprochen, entstand. „Ebhew durch sich selbs so mag es nit wachsen, darumb so wachset es an einem Baum uff.“ Kaisersberg, Narrenschiff (1520) Bl. 167ᵃ. Bei diesem eb dachte man aber offenbar an das altdeutsche êwe, é, das Immerwährende, so dafs also ebhöua, ebbaum in der Phantasie der Volksetymologie das immerwährende, d. h. immergrüne Heu, der immergrüne Baum ist, der „alzeit gruene“, wie ihn Megenberg in der oben angeführten Stelle nennt. Das é wurde also der Bedeutung des sonst in dieser Zusammensetzung gebrauchten sin entsprechend, vergl. singrüene. Dafs dies in der That die richtige Erklärung der nach Grimm „kaum zu deutenden“ Silbe eb ist, dafür scheint mir die von Schmeller-Frommann 1, 14 aus einer Münchener Handschrift aufgenommene erweiterte Form ewisch-hew ein unwiderlegliches Zeugnis abzulegen. Ewisch (got. aiveins, immerwährend) ist die zu noch gröfserer Verdeutlichung angewendete Verlängerung des sonst gebrauchten eb. Analog wird also ébaum der immerwährende, d. h. immergrüne Baum, êkraut das immerwährende, d. h. immergrüne Kraut sein; êbeere ist verkürzt auch êbaumbeere, d. h. Beere des immergrünen Baumes.

Nicht unerwähnt will ich lassen, dafs meine sonst meines Wissens nirgend aufgestellte Erklärung des e in Epheu auch von Doornkaat Koolman in seinem gegenwärtig noch im Erscheinen begriffenen „Wörterbuch der ostfriesischen Sprache“ vermutungsweise geäufsert wird. „Das ahd. ëbah,“ heifst es daselbst unter êpha oder êpfa, „ist aus aeba, aewa entstanden und gleich mit iba, iwa, iwi, weshalb denn auch ahd. iwa = Eibe mit Epheu begrifflich und wurzelhaft verwandt ist. Beiden Wörtern als Namen immergrüner und im Winter nicht absterbender Bäume oder Gesträuche liegt daher wahrscheinlich der Grundbegriff: ewig, immer, dauernd u. s. w. zu Grunde.“ Dem Verfasser des „Ostfriesischen Wörterbuches“ ist von Fachmännern, beispielsweise im Zarnckeschen litterarischen Centralblatt, die grofse Ausdehnung seiner etymologischen Erörterungen, und nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen worden. Wenn man aber von derselben Seite über seine etymologischen Deutungen überhaupt, als die eines Dilettanten,

die Achseln gezuckt hat, so dürften doch manchmal auch Dilettanten-Erklärungen denen von Fachmännern — ich erinnere an die oben angeführte Jakob Grimms, also eines ersten unter den Fachmännern, von Enne — nicht allzu viel nachstehen.

IV. Spargalzen.

Das Wort, auch Spargelzen, Spargolzen geschrieben, kommt einige Male in der Bedeutung von Sandalen, Schnürschuhe im Mhd. vor, zunächst im Leben des Maier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre, woselbst es V. 223 heifst: „Si (nämlich Helmbrechts Mutter) verkoufte manic huon und ei, ê si im gewünne diu zwei hosen und spargolzen.“ Die entsprechende Stelle steht in von der Hagens Gesamtabenteuern Bd. III, S. 287. Auch in der gedruckten vorlutherischen Bibelübersetzung findet sich das Wort einige Male, zunächst in der Geschichte der Judith, wo es an der Stelle, in welcher die Toilette derselben beschrieben wird, vor ihrem Besuch bei Holofernes, also Kap. 10, V. 3 heifst: „(Sie) fast ir fuefs mit spargaltzen.“ Vulg.: „Induit sandalia pedibus suis.“ Diese Spargalzen oder Sandalen Judiths müssen sehr schön gewesen sein, denn Kap. 16, V. 11, in dem Lob- und Dankliede auf die Heldin, welches den Beschlufs der ganzen Geschichte macht, heifst es von ihnen: „Ir spargaltzen zuckten seine augen.“ Ihre (also Judiths) Sandalen entzückten seine (also des Holofernes) Augen. Vulg.: „Sandalia ejus rapuerunt oculos ejus. Im griechischen Text: „*Τὸ σανδάλιον αὐτῆς ἥρπασεν ὀφθαλμὸν αὐτοῦ.*“ Das Wort galt im 15. Jahrhundert schon für veraltet; denn in den angeführten Stellen findet es sich nur in den ersten Ausgaben der gedruckten Bibel. Der modernisierende Überarbeiter hat an Stelle desselben gesetzt: „kestlich geschuch“, bei welcher verschönernden Umschreibung ihm offenbar der tiefe Eindruck, welchen dieses Toilettenstück auf den Feldhauptmann Holofernes gemacht hat, vorschwebte. So heifst es also in der 9. Bibelausgabe (Nürnberg 1483): „Si legt sich an mit dem gewande irer wunsamkeyt vnnd leget an ire fuefs köstlich schuh.“ Und an der späteren Stelle: „Ir köstlich geschuh zuckten seine augen.“ Die niederdeutsche vorlutherische Bibelübersetzung sagt an der ersten Stelle gar: „Sze kledede sick mit ören hochtydliken kledern vnd sze dede vorgüldede schoe an ör vöte“ und ebenso an der anderen: „Öhr vorgüldene schoe begrepen (ergriffen) syne ogen“ (Halberstädt. Ausg. von 1522).

Luther hat in seiner Übersetzung auffallenderweise an der ersten Stelle das Anziehen dieses effektvollen Kleidungsstückes gänzlich weggelassen, an der zweiten Stelle hat er: „Ire schöne Schuch verblendten jn."

Bemerkenswert ist noch die Lesart, welche über diesen Umstand die von Merzdorf herausgegebene Historienbibel (S. 514) hat und die in naiver Weise zu erkennen giebt, was dem assyrischen Feldherrn eigentlich so gut an den Schuhen der schönen Judith gefiel. Dort heifst es nämlich: „In ir zerhownen schuchlin (das heifst doch wohl: in ihre, aus zerschnittenen Riemen gebildeten Schuhe) do lugotend sin ougen."

Die beiden angeführten Stellen aus der Judith finden sich übrigens als Belege des Wortes spargalzen schon im Scherz-Oberlinschen Wörterbuche citiert und sind hiernach auch von Schmeller-Frommann Bd. 2, Sp. 680 aufgenommen worden. Ich kann denselben noch eine Stelle aus dem Ev. Markus hinzufügen, wo es Kap. 6, V. 9 heifst: „geschuocht mit spargaltzen" (sollen nämlich die Jünger ihre Missionsreisen antreten), und wo die späteren Bibelausgaben ebenfalls diesen veralteten Ausdruck geändert haben, diesmal aber, der veränderten Situation entsprechend, nicht in köstliche Schuhe oder vergüldete Schuhe, sondern in breite Schuhe. „Geschuht mit braytten schuhen" heifst es in der 9. Ausgabe und in der niederdeutschen ganz gleich: „Geschoyet mit breden schoen."

Was nun die Ableitung unseres spargalzen betrifft, so haben die Lexikographen bisher in dieser Beziehung hin und her geschwankt, ohne eine bestimmte, auf den ersten Augenblick sich empfehlende Entscheidung zu treffen. In Schmeller-Frommanns Bayerischem Wörterbuch wird auf die romanischen Formen für das lat. calceus, der Schuh hingewiesen, also ital. calzo, calza, span. calza, franz. caleçon; dabei bleibt aber der erste Teil des Kompositums spar völlig unerklärt. Mir scheint das Wort nicht von calceus, der Schuh, welches seinerseits wieder von calx, die Ferse, herkommt, sondern vielmehr von diesem letzteren Worte direkt abzuleiten zu sein. Die erste Silbe, spar, ist das deutsche sperren, franz. barrer, einschliefsen, umfassen; vergl. ital. sbarra, die Einschliefsung, deutsch barre, welches schon in Schilters Glossar in der Bedeutung repagulum vorkommt. Eine Spargaltze ist also ein, die Ferse umschliefsendes, einschnürendes Bekleidungsstück. Eine ganz analoge Zusammensetzung ist das ital. sparapetto, quod pectus continet vel protegit, Brustwehr, vielleicht auch Schnürbrust,

welches im Glossarium mediæ et infimæ latinitatis von Du Cange, Ausgabe von Henschel, Bd. VI, 313[a] angeführt und dort ebenfalls von spara, repagulum, barra abgeleitet wird. Sollte trotzdem noch ein Zweifel an obiger Etymologie unserer Spargaltzen bestehen, so wird derselbe meines Erachtens beseitigt durch das ebenfalls in dem genannten Glossar von Du Cange Bd. VII, 309 verzeichnete, meines Wissens aber noch von keinem deutschen Lexikographen berücksichtigte spardille beseitigt. Diese spardille ist nach Du Cange „un soulier de corde à l'usage des Miquelets“, also ein mit Stricken zusammengeschnürter Schuh, dessen sich die Miquelets, womit nach Thibaud früher die Schnapphähne in den pyrenäischen Gebirgen, später die aragonischen Gensdarmen bezeichnet wurden, bedienten. Wie nämlich spargaltze aus sperren und calx, die Ferse, so ist spardille aus sperren und talus, der Knöchel zusammengesetzt, bezeichnet also im Gegensatz zu spargaltze, Sandale, eine etwas höher hinauf gehende, auch die Knöchel umschliefsende Fufsbedeckung. Der Verschlufs bei den spargalzen wurde übrigens durch ein geschnittenes Hölzchen bewirkt, wie aus einem von Lexer s. v. citierten Minneliede (Sammlung der Minnesänger von v. d. Hagen 3, 278[b]) hervorgeht. Es heifst in dieser Stelle nämlich, die ich noch nachträglich als ein ferneres Beispiel für das Vorkommen des Wortes im Mhd. anführe: „Daz (sc. das Holz) dem snitzaere iemer sî verteilet, der daz holz sô ebene sneit in die spurgalzen“, welche Form spurgalzen also als eine weitere, durch Entstellung entstandene, den oben angegebenen Varianten für das Wort hinzuzufügen wäre.

V. Klöperholz.

Ich führe das Wort nicht an, um über die Bedeutung desselben etwas Neues zu sagen, sondern weil ich einen interessanten Beleg dafür beibringen will. Im „Deutschen Wörterbuche“ wird Bd. V, 965, 968 und 1222 ganz richtig bemerkt, dafs darunter jene Klapper zu verstehen sei, welche im Mittelalter die Bettler, besonders aber die Aussätzigen tragen mufsten, um ihre Anwesenheit bemerkbar zu machen, damit sich jedermann vor einer Ansteckung durch sie hüten könne. Auch das Simplex Klöper, Klapper wird schon in diesem Sinne gebraucht, und das „Deutsche Wörterbuch“ citiert dafür aus Jak. Ayrer 122[c] (Ausg. v. Keller 617, 25) die Stelle: „Agata die siechenfrau mit ihrer klöpern geht ein“. In betreff des Kompositums Klöperholz

verweist das „Deutsche Wörterbuch“ Sp. 968 auf Frisch 1, 519^b, welcher es mit crepitaculum leprosorum übersetzt und dafür die Stelle 2. Samuel 3, 29 „aus einer älteren Bibelübersetzung“ anziehe. Diese „ältere Bibelübersetzung“ ist unsere mehrerwähnte vorlutherische, und heifst es in deren neunten Ausgabe (Nürnberg, bei Koburger, 1483) an der erwähnten Stelle (oder vielmehr nach der Bezeichnung jener vorluther. Bibeln 2. Könige 3): „Do das dauid hörtt das das ding yetzund was geschehen (sc. die Ermordung Abners durch seinen Feldhauptmann Joab), er sprach: ich bin rein vnd mein reich bey got von dem blut abner des suns ner vntz ewigklich vnd es kumm auff das haubt ioab vnd auff alles hauſs seins vaters. Nit sol gebresten von dem hauſs ioab erleydend den fluſs des samens vnd aussetzig und haltend klöperholtz vnd val in den waffen vnd gebreste des brotz.“ David spricht also über die Nachkommen Joabs die Verwünschung aus, daſs immer einer derselben den Samenfluſs habe oder aussätzig sei und jene Klapper der Aussätzigen tragen müsse oder im Kampfe falle oder Nahrungsmangel leide. Die Vulgata übersetzt die Stelle: „Nec deficiat de domo Joab fluxum seminis sustinens et leprosus et tenens fusum et cadens gladio et indigens pane.“ Dieses fusum war im Mittelalter die specielle lat. Bezeichnung für jene Klapper der Aussätzigen. Diefenbach führt in seinem Glossarium Latino-Germanicum S. 254^b unter fusum aus den Vokabularien jener Zeit die Bedeutungen an: „vssetzel schlatterlin, ir klaffel, klepperlin, klepperholtz“ u. s. w. Unsere vorluth. deutsche Bibelübersetzung hält sich also auch hier streng an die Vulgata. Luther versteht die Stelle ganz anders, indem er übersetzt: „Es müsse nicht auffhören im Hause Joab, der ein Eiterflus vnd Aussatz habe vnd am Stabe gehe vnd durchs Schwert falle.“ Hiernach wünscht also David, daſs immer einer der Nachkommen Joabs sich am Bettelstabe befinde. Die Luthersche Übersetzung entspricht wohl mehr dem Hebräischen, welches wörtlich bedeutet: „fassend an den Stab“ (מַחֲזִיק בַּפֶּלֶךְ), apprehendens in scipionem. Jene vorlutherische deutsche Übersetzung, ebenso wie die der Vulgata, sind aber jedenfalls charakteristische Belege für die Sitten ihrer Zeit und für die Art, das Bibelwort nach ihrer Weise zu nationalisieren.

Berlin. K. Biltz.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Rätoromanisches Wörterbuch, Surselvisch-Deutsch, von P. Basilius Carigiet, Capitular des Klosters Disentis. Bonn, Weber, 1882.

Das vorliegende Wörterbuch bildet nicht nur für den romanisch redenden Teil des Kantons Graubünden, sondern namentlich auch für den Sprachforscher eine sehr willkommene Gabe, zumal der Name des Verfassers sichere Bürgschaft für die Gediegenheit des Werkes bietet. P. Basilius Carigiet ist nicht blofs einer der hervorragendsten Prosaiker und Dichter seines Volkes, er hat auch seit vielen Jahrzehnten, zu einer Zeit, als noch niemand daran dachte, das Rätoromanische wissenschaftlich zu ergründen, sich eingehend mit dem Studium seiner Muttersprache befafst. Im Jahre 1858 erschien seine äufserst interessante „Ortografia romonscha“, eine von ihm schon seit längerer Zeit vollendete „Gramatica romonscha“ erschien leider noch nicht im Drucke. P. Carigiet war somit jedenfalls der Berufenste, die Redaktion eines neuen rätoromanischen Wörterbuches zu übernehmen. Es war aber auch keine leichte Arbeit, an die sich der im Dienste seiner Muttersprache ergraute Greis machte. Abgesehen von dem 1848 erschienenen und längst vergriffenen Wörterbuche von Carisch, in welchem sich jedoch grofse Lücken vorfinden,* und zwar namentlich in Bezug auf den im täglichen Verkehr am meisten gebrauchten, volkstümlichen Wortschatz, waren keine Vorarbeiten vorhanden. — Wohl wurde unter dem Abt Adalbert de Funs (1696—1716) von den Mönchen des Klosters Disentis ein grofses lateinisch-deutsch-romanisches Wörterbuch ausgearbeitet und schrieb ungefähr zur gleichen Zeit der Mönch Maurus Catrin (ein Deutscher von Geburt) ein romanisch-deutsches und deutsch-romanisches Wörterbuch, allein beide Werke wurden bei dem unseligen Brande des Klosters im Jahre 1799 ein Raub der Flammen. — Bei diesem Stande der Dinge müssen wir über die Reichhaltigkeit und relative Vollständigkeit des Carigietschen Wörterbuches geradezu staunen. Neben der Sprache der Bücher, die selbst im Rätoromanischen nicht unbedeutend von der wirklich gesprochenen abweicht, finden wir hier namentlich den Sprachschatz des Volkes in erfreulicher Vollkommenheit vertreten, und gerade darin besteht das Hauptverdienst des Buches; aus welchem Grunde, werden wir später sehen.

Auch müssen wir namentlich rühmend hervorheben, dafs Carigiet, im Gegensatz zu einigen neueren Grammatikern, die starken Formen des

* Einige Jahre später erschien ein äufserst selten gewordener Nachtrag zum Carischschen Wörterbuch.

Rätoromanischen, wie sie besonders im Disentiser Dialekt üblich sind, in ihrer vollsten Ausdehnung beibehalten hat. Dieselben erstrecken sich nicht blofs auf das Verbum in weit gröfserem Ausmafse als in den übrigen romanischen Sprachen, sondern auch vielfach auf die Pluralbildung der Nomina und auf die weibliche Form der Adjektiva. Folgende Beispiele mögen ein ungefähres Bild davon geben: tschintschăr', el tschōn'tscha (sprechen); sittăr', el sĭĕ'ta (schiefsen); stigliăr', el stă'glia (zerhauen); stīz'zar, el stēz'za (löschen); squitschăr', el squetscha (drücken, drucken); me'nar, el mēī'na (führen); clamăr', el clō'ma (rufen); maner, el mō'gna (übernachten); pūr'tar, el pŏr'ta (tragen); uăr', ella ō'va (Eier legen); murīr', el mīĕ'ra (sterben); suvanăr', el savū'na einseifen; stupăr', el stăū'pa (stopfen); stōr'schĕr, nus sturschăn' (biegen); tōn'schĕr, nus tunschēīn' (reichen); quō'rīr, nus curīn' (laufen); — tgiet, cots (Hahn); jert, orts (Garten); tgiern, cons (Horn); miert, morta, morts (der Tote, tot); niebel, nobla, nobels (edel); jester, jastra, jasters (fremd); tierz, tierza (der, die Dritte); tierm, tiarms (Grenzstein); vierm, varms (Wurm); pigniell, pigneuls (junge Tanne); tgariel, tgareuls (Made); ensiel, anseuls (junge Ziege); chisti, chistials (Schlofs); utschi, utschols (Vogel); pupi, pupiols (Papier); bi, biala, bials (schön). — Hierzu ist auch die Versetzung des „r" zu zählen: fardĕr', el frē'da (riechen); stergliar, el streglia (striegeln); patertgier, el patratga (denken).

Hingegen vermissen wir manche Wendungen zu Lokutionen, die leicht den betreffenden Wörtern hätten hinzugefügt werden können; namentlich aber hätten nach unserem Dafürhalten die trefflichen romanischen Sprichwörter, die schon vielfach gesammelt und herausgegeben wurden, hier eingereiht werden sollen. Hinsichtlich der letzteren verweisen wir auf die Sammlung Böhmers in den Romanischen Studien VIII, 157 ff. Hier beschränken wir uns auf die Anführung einiger der wichtigsten Redewendungen, die wir im Wörterbuche nicht fanden. Es fehlen zu:

better: b. pel tempel en, ein begonnenes Werk unvollendet aufgeben; better a prau, die Felder düngen.

casa: ils de casa, mes d. c., die Angehörigen.

chitschar: ei catscha dis, es tagt.

davart: die Bedeutung von ... Seite, seits (parents devart la muma, verwandt mütterlicherseits).

dar: dar la bucca (dad enzitgi), über jem. Böses reden, schimpfen.

dar pleid e fatg, Red' und Antwort stehen.

dar uorder (de far entzitgai), sich vorbereiten, sich anschicken zu; dar d'entellir, andeuten, zu verstehen geben; dar ina gliada, einen Blick thun; quei dat de lignar, das ist eine harte Nufs (das läfst sich nicht leicht erraten).

derschentar: in um derschentau, ein ruinierter Mann; derschentar ina casa, eine Familie an den Bettelstab bringen.

encrescher: schar encrescher, leid thun, reuen, Heimweh haben: ei mi encrescha oder jeu laschel encr., es thut mir leid, es reut mich, aber immer: el lai encrescher, er hat Heimweh.

eri: die Bedtg. steif (esser eris dal freid, von der Kälte steif sein).

entarder: das reflexive s'entardar, sich verspäten.

far: far printgas (it. brindisi), anstofsen (mit den Gläsern beim Trinken).

grau: die Bdtg. „Beziehung, Hinsicht, Weise (sin tutto graus, in jeder Weise, Hinsicht; en quei grau, in dieser Beziehung).

ira: ir 'a piarder, in Verlust geraten; ir cun la brocca, vor der Zeit aus dem Dienst treten (brocca = niederes, hölzernes Gefäfs mit Handhabe).

levar: l. da mort en vetta, auferstehen.

malperina: vignir m., uneinig sein, im Streit leben.

manzegna: dir m., lügen (der fast einzig gebrauchte Ausdruck dafür; das angegebene bigliaffar ist äufserst selten).

metter: metter sut in prau, ein Stück Feld als Unterpfand geben; — m. sut ina gonetscha, ein Rind zum Ziehen abrichten, verwenden; metter en

salv, aufbewahren; se m. davos meisa, sich zu Tische setzen, (esser d. meisa, bei Tische sein).

murdergiar, das reflexive se murdergiar, sich abmühen, sich plagen.

pigliar: pigliar tema, erschrecken (hier fehlt auch die Bdtg. „streifen").

prender: pren mira! siehe da! — prender si per tscheins, mieten, pachten (scher via p. tsch., vermieten, verpachten).

puccau: prender puccau, sich erbarmen.

strada: esser a str., aufgestanden sein, auf sein, thätig sein.

tener: tener meurs u Diu, die Hände falten; tener mirau (tegn mirau!), aufpassen.

trer: trer anavos, an der Auszehrung leiden; il tr. a., die Auszehrung.

tschentar: se tschentar, sich setzen (von trüben Flüfsigkeiten); tschentar si (in a lescha, in plaid, ein Gesetz, eine Rede) abfassen, verfassen.

tutt: tut en ina, plötzlich.

vignir: v. a speruns, eiligst hergelaufen kommen.

Dafs trotz der Reichhaltigkeit des Wörterbuches manche sehr gebräuchliche Ausdrücke fehlen, ist bei dem eben erörterten Stande der Dinge erklärlich. Es dürfte daher, da eine zweite Auflage des Buches in nächster Zeit wohl nicht zu erwarten ist, manchem angenehm sein, wenn wir hier die bei einer ziemlich genauen Durchsicht uns aufgefallenen Lücken ergänzen.

Es fehlen die Wörter: annuler, aufser Kraft setzen; babūns', ils, die Vorfahren; basarīn' (basarina), Vetter (Base) im zweiten Grad; bransī'na, s. f. Viehglöcklein; brentī'na, s. f. Nebel; brin, braun; buschía, s. f. Verleumdung, Beschimpfung (dir b—s adin, beschimpfen); canē'ra, s. f. Lärm; carin, lieblich; carné, s. m. Beinhaus; carpialas (las), die Fufseisen; casada, s. f. die Familie; cavistrem, s. m. Unordnung, Verwirrung; culier, s. m. Kragen; cumbriau, kummervoll, traurig; dagretta s. f. Unfug (von Kindern); deletgeival, a. köstlich; demanonza, s. f. Aufführung; empermischun, s f. Gelöbnis; empitschar (sempitschar) d'enzitgi, d'enzitgei, sich um einen, um etwas kümmern, sich einmischen; empudē'r', v. n. dafür können, schuld sein (jeu empōs' nuot, ich kann nichts dafür); empunir, v. a. anstückeln; enconischents (ils), die Bekannten; enferar, v. a. mit Eisen beschlagen (enf. ils pors, den Schweinen einen Eisendraht durch die Nase ziehen, damit sie nicht in der Erde wühlen; enf. in cavaegl, in fest, ein Pferd, einen Stock beschlagen); entiert, s. m. Unrecht (far e., far d'e. ad in, einem Unrecht thun); entschata, s. f. der Anfang; enzinnar en, v. n. kirchlich trauen, getraut werden; fertont, adv. indessen; f. che, während; festinar oder festginar, v. n. sich beeilen; fortem, s. m. Dunstbraten; fuola, s. f. Menge; furtga, s. f. Heugabel, Galgen; garniala (la), Hagel; ei dat g., es hagelt; gingadira, s. f. Gelenk; il giüvenessen di (auch il di adessa od. adessen), der jüngste Tag; glieta, s. f. Wasseralge; glisner, a., glisneria, s. f. gleisnerisch, Heuchelei; grava, s. f. Rain; s'engorvar en, mit Geröll bedeckt werden; harta, s. f. eingerahmte Tafel; honta, blecherne Kanne; iver, s. m. Euter; lamē'z' (pl. la lamē'za), s. m. Stein im Obst; loschar, v. n. übernachten; malperina, a., malperinadot, s. f. uneinig, Uneinigkeit; malspirtau, s. m. —ada, s. f. Besessener, ... e; muoti, a. (v. dsch. mutig) übermütig, ausgelassen; murdreia, Plage, Mühe; partischont, a. parteiisch; patarlas (las), paterlem, s. m., paterlar, v. a. Gerede, schwätzen; penn, Buttermilch; petschen, a. klein; pettenbrot, Nachricht (nur noch mehr satirisch); pischada, s. f. Butter (peun a p., Butterbrot); puccau, s. m. Sünde; putretg (peun), teigig (v. Brot); rimnada, Versammlung; schentil, a. artig; scummiada, s. f. Wechsel; scursanir, v. a. abkürzen; semigliadetgna, s. f. Ähnlichkeit; sespiarder, v. n. schwächer werden; sgiginar, v. n. und a. (fr. déjeuner) etwas weniger essen, auch: etwas zu essen geben (z. B.: el ha bucca sgiginau mei, er hat mir nicht das Geringste zu essen gegeben); sgnuflar, schnufeln; steh, s. m. Stich (el vegn bucc'a steh de, es gelingt ihm nicht zu ...); stupin, s. m. Stöpsel; suliva, s. f. Schwelle; surcombras (il!), der Überboden; surventscher, überwinden; survigilonn, s. m. Aufseher; suttofierer, Perf. Part.

suttafretg(s), unterwerfen (el ei suttafretgs a quei mal, er ist diesem Übel unterworfen); svartatg, Nachteil; talentun, s. m. sehr talentierter Mensch; tarladir, v. n. tarladiu, ekeln, ekelhaft; terschiel, s. m. Strick; tgiembel, a. überfüllt; tir, s. m. Schützenfest; tscharna, s. f. Abstimmung mittelst Handaufhebung (far tsch., abstimmen); tschuncheismas, Pfingsten: ualvess, schwerlich; unschivas, Zahnfleisch; urbir, erbitten; vallada, grofses Thal; zenur, Unehre, Schande.

Es soll ferner zu curclar der Imperativ cuorcla statt cuarclo lauten; zu schiurar fehlt das substantivierte adj. verb. schirau; statt num adv. soll num che conj. (falls) stehen.

Eigentümlich ist dem Rätoromanischen die häufige Unsicherheit zwischen „a“, „u“, „i“, „a“ und „e“, ja selbst zwischen „a“ und „u“ in der dem Accente vorausgehenden Silbe. So schreibt man plantschiu und plintschiu, casti und chisti, pardun und perdun, samada und sumada etc., so erklären sich auch die Formen fumēge aus famiellus (famulus), furschēl' aus falcilla. Carigiet wäre nun wohl der Berufenste gewesen, hierin eine endgültige Entscheidung zu treffen; dies ist jedoch blofs in einigen Fällen geschehen, während er sehr häufig noch beide Formen giebt. — Sehr zu wünschen wäre ferner gewesen, wenn die Ableitungen in gröfserem Umfange angeführt wären. Der romanisch sprechende Philologe, der leichter als jeder andere eine gröfsere Anzahl Formen sich vergegenwärtigen kann und den Wertinhalt einer jeden Form genauer kennt, würde da wohl manche interessante Frage sicherer lösen als andere. Leider wurde jedoch P. Carigiet durch schweres körperliches Leiden verhindert, dem Werke die letzte Vollendung zu geben. So kommt es, dafs wir manche Ableitung vermissen, die wir früher von ihm gehört zu haben glauben. So z. B. tschewer (Fastnacht) v. cibare; dustar (fr. hôter) v. haustare; entschata (Anfang) v. incepta; ruir (zerbeifsen, franz. ronber) v. rumigare; rudi (pl. rudials) v. roticellum, etc.; crap (Stein) und grep (Fels) hängen wohl mit rupicus zusammen; rueida mit dem franz. bruit; enfarlar (Bäume pfropfen), afr. fourrel, goth. fodr; casetta stammt nicht von casus ab, sondern ist der Name einer alten venezianischen Münze und wurde dann auf eine Zeitung, welche eine gazzetta kostete, übertragen. Bei antsches und andriescher (auch entschess u. endriescher geschrieben und zwischen „a“ und „e“ gesprochen) ist statt auf an-cinctum an-dirigere wohl auf in-cinctum etc. zurückzugreifen; analog sind auch gebildet: entardar, entardir, engirar.

Zu Disentio (auch Dissentis, alte Schreibart Tissentis) wurde die herkömmliche Ableitung aus desertina wohl absichtlich und mit Recht weggelassen. Wir bemerken hier nur, dafs Schneller in Innsbruck es richtig aus dis-semites, dis-sendes ableitet.*

Wie Carigiet ein besonderes Augenmerk auf die wirklich gesprochene Sprache gelegt, so giebt auch seine — leider nicht allgemein angenommene — Orthographie ein möglichst genaues Bild des Wortes, und in diesen beiden Vorzügen des Werkes liegt auch, wie schon oben bemerkt wurde, der Hauptwert des Buches. Eine genaue Aufzeichnung des Rätoromanischen, wie es im Volke lebt, war um so mehr ein dringendes Bedürfnis, als einerseits weder die älteren noch die neueren Druckwerke ein ganz zuverlässiges Bild davon geben und andererseits die Sprache selbst durch den Einflufs des Deutschen immer mehr und mehr grammatisch sowohl als lexikalisch von ihrem ursprünglichen Charakter sich entfernt.

Da die romanisch geschriebenen Werke der Klosterpatres von Disentis als Manuskripte in der Bibliothek des Klosters aufbewahrt und 1799 ein Raub der Flammen wurden, so bestehen die auf uns gekommenen sprach-

* Von den zwei Wegen, die von hier aus einerseits über die Oberalp, andererseits über den Lucmanier führen.

lichen Dokumente längere Zeit hindurch nur aus Übersetzungen, die überdies gröfstenteils von Nichtromanen herrühren. So sind die ältesten Druckwerke zumeist Übersetzungen aus dem Italienischen, besorgt von den ital. Kapuzinern der rätischen Mission, die erst beim Antritt ihrer Pfarren das Romanische erlernten. So die zu Mailand 1612 gedruckte „Brev apologetica" von Joh. Ant. Calvenzano (aus dem Lateinischen übersetzt); desgleichen das Gebetbuch „Spiegel de devoziuns" von Zacharias da Solo (Verona 1665 und Bozen 1676, illustriert!) und das von da Solo selbst zuerst (1679) in ital. Sprache herausgegebene, später übersetzte Legendarium „La glisch sin il candelier invidada". (Cumbel, Lugnez, 1685.*) Der erste geborene Romane, von dem wir etwas Gedrucktes besitzen, war Balthasar Alig aus dem Lugnez, der 1674 sein (wahrscheinlich aus dem Deutschen übersetztes) Epistel- und Evangelienbuch herausgab: „Epistolas ed Evangelis sin tuttas damengias a feraus, etc." — Auch den neuerdings durch den rastlos thätigen Dr. Decurtius veröffentlichten surselvischen Texten dürfen wir kein allzu hohes Alter und den meisten auch nicht ursprüngliche romanische Abfassung zuschreiben. So wurde die Beschreibung der von Jakob Bundi** 1591 unternommenen Reise nach Jerusalem,*** wie in der Synopsis der Klosterannalen zu lesen ist, ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben, und die Übersetzung dürfte, der Sprache nach zu schliefsen, erst dem 18. Jahrh. angehören. Die Quorta instrucziun*** ist ein Auszug aus der oben erwähnten (lateinischen) Synopsis, und der Roman „Octavian" ist eine Übersetzung des deutschen Volksbuches „Octavianus" (enthalten in „Buch der Liebe", Frankfurt 1587). Die „Dertgira nauscha" (Das böse Gericht) wurde in den dreifsiger Jahren dieses Jahrhunderts an verschiedenen Orten aufgeführt und dürfte erst um diese Zeit entstanden sein. Hätten wir es mit einem Volkslustspiel älteren Datums zu thun, so würde wohl P. Placidus a Spescha in irgend einem seiner Manuskripte über romanische Litteratur desselben erwähnt haben, was nicht der Fall ist.

Überhaupt mufs man sich hüten, romanischen Manuskripten aus Surselva ein allzu hohes Alter zuzuschreiben. Im 17. und auch noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts schrieb man nur das Allernotwendigste in romanischer Sprache, also namentlich Gebet- und Erbauungsbücher für das Volk. Bezeichnend hierfür ist der Umstand, dafs Oberst von Hefs-Castelberg, der gründlichste Kenner der Antiquitäten und diplomatischen Stücke des Bündner Oberlandes, selbst in den Gemeinde- und Kirchenarchiven nur drei romanische Urkunden fand, die über das 18. Jahrhundert hinaufsteigen, alles übrige ist lateinisch oder deutsch geschrieben. Der Einflufs der deutschen Klosterschule zu Disentis war hier mafsgebend.

Wir dürfen hier schliefslich nicht unerwähnt lassen, dafs wir die Drucklegung des Wörterbuches dem Sprachforscher Ed. Böhmer verdanken, wie er denn auch an der inhaltlichen Gestaltung des Werkes thätigen Anteil nahm.

Dr. Genelin.

---

* Auch Aug. Vendenzen, der in den ersten Jahren des 18. Jahrh. mehrere romanische Gebet- und Erbauungsbücher schrieb, war ein ital. Kapuziner und nicht, wie Rausch, Gesch. der Litteratur des rhätorom. Volkes S. 87, fälschlich angiebt, Benediktinermönch in Disentis.

** Pfarrer zu Ruis und später zu Lomrie, nach seiner Rückkehr von Jerusalem wurde er von der Landsgemeinde zum Abte von Disentis gewählt.

*** Ascoli, Archivio glottologico vol. VII.

Englische Metrik in historischer und systematischer Entwickelung dargestellt von Dr. J. Schipper, ordentl. Professor der engl. Philologie an der K. K. Universität in Wien. Erster Teil: Altenglische Metrik. Bonn, E. Straufs, 1882. XXVII u. 565 S.

Von der englischen Metrik existierte bisher aufser Edwin Guests 1838 erschienenem, jetzt veraltetem Buche „A History of English Rhythms“ keine zusammenhängende Darstellung des ganzen Gebietes; nur Monographien und Abhandlungen über ein engeres Gebiet waren seit Beginn der Blüte der modernen Philologie veröffentlicht worden, so von K. Elze, Der englische Hexameter; von H. Schubert in seiner Dissertation: De Anglosaxonum arte metrica, Berlin 1870; von F. Vetter, Über die german. Allitterationspoesie, Wien 1872; von Max Rieger, Die Alt- und Angelsächsische Verskunst, Halle 1876; von Th. Wifsmann in seiner Ausgabe des King Horn u. a. Vor allem aber hatte in Deutschland B. ten Brink durch seine Geschichte der engl. Litteratur, Berlin 1877, in welcher vielfach auf metrische Verhältnisse eingegangen wird, anregend auch auf die vorliegende erste noch nicht abgeschlossene Gesamtdarstellung der Metrik gewirkt. Der erste Band dieses, Prof. A. Leo gewidmeten, Fundamentalwerkes behandelt die altenglische Metrik nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft in 204 Paragraphen. Kein anderer war zur Darstellung der gesamten englischen Metrik geeigneter als Schipper, der schon in seiner Dissertation über Marlowes Vers auf diesem Gebiet vorgearbeitet hatte. Ohne an den Einzelheiten dieser verdienstvollen Arbeit etwas aussetzen zu wollen, möge hier ein summarischer Überblick über den Hauptinhalt folgen. Der erste Abschnitt handelt Kapitel 1—7 über den Stand und die Methode der Forschung sowie die Einteilung der Metrik in die angelsächsische und altenglische Zeit, den Begriff Metrik im Unterschied von den bildenden und musischen Künsten, die Aufgaben der Metrik und die ästhetische, empirische und historische Betrachtungsweise, Rhythmus, Takt, Arsis, Thesis, Iktus, Quantität und Accent, Ton und Laut, Hebung und Senkung, Hochton und Tiefton, Tonlosigkeit und Stummheit, Accentzeichen, Verschiedenheit der germanischen und der romanischen Wortbetonung, Einflufs der französischen Accentuation, Verhalten französischer mehrsilbiger Wörter im Neuenglischen und das Grundgesetz für Wortaccent und Rhythmus, das gegenseitige Verhältnis des etymologischen, rhythmischen und rhetorischen Accents, den Accent, die Quantität und Pause als Hauptfaktoren für den englischen Rhythmus, den Einflufs der Quantität auf den Rhythmus, Länge und Kürze der Vokale, Konsonantengehalt und Einflufs der Konsonantenhäufungen, Bedeutung des Accents in der altgermanischen und neueren Dichtung, Takt und Silbenzählung, die vier Hauptversmafse, Verszeile und rhythmische Reihen, das Wesen des Reimes und dessen Arten (Allitteration, Assonanz und Vollreim), Ursprung und Bedeutung des Reimes. Im zweiten Abschnitt ist Kap. 1—3 die Rede von der allitterierenden Langzeile während der Blüte und des Verfalls der angelsächsischen Dichtung, speciell wird gehandelt über die Allitteration und die Vierhebungstheorie, die Betonung, den allitterierenden Vers und seine Reimstäbe, den Stabreim, den grammatischen und rührenden Reim, das Verhältnis der Allitteration zu den Wortarten und zur Wortstellung, die Cäsur und den Versschlufs, die Hebung, Senkung und den Auftakt, die Stellung des Stabreims in den poetischen Homilien und bei Älfric, die Qualität des Stabreims, die Allitteration im Verhältnis zu den Wortarten und den Bau der Langzeile bei Älfric, endlich über die Übergangsformen, das Reimlied, den Vollreim, Byrhtnoths Tod, Be dômes daege und die Sachsenchronik. Abschnitt III umfafst die normannische Periode und schildert in 14 Kapiteln nach einigen Vorbemerkungen über

lateinische und französische Rhythmen wie über akatalektische und katalektische Verse und über Strophen den altenglischen gereimten Septenar des Poema Morale,* den reimlosen Septenar des Ormulum (das hier gleichwie alle anderen wichtigen Sprachdenkmäler durch eine Probe vertreten ist), das kurze Reimpaar des altengl. Pater Noster, den altengl. Alexandriner, dessen vier altfranzösische Arten, den Alexandriner und Septenar in The Passion of our Lord und in der Samariterin, die altengl. Wortbetonung im 12. und 13. Jahrhundert, wobei der Gegensatz zwischen der Vierhebungs- und Zweihebungstheorie, Orms phonetische Schreibweise, die Erscheinung tonloser Endungen im Poeme Morale, im Pater Noster und in der Passion und die Betonung drei- und mehrsilbiger Wörter in genannten Denkmälern hervorgehoben wird, weiter die allitterierende Langzeile fortschrittlicher Richtung im 12. und 13. Jahrhundert in Layamons Brut und Älfreds Sprüchen, in welchen beiden Denkmälern allitterierend reimende und blofs reimende und viermal gehobene Verse ohne Stab und Vollreim durch Proben veranschaulicht werden, während gleichzeitig die Funktion der Allitteration und des Endreims und der Einflufs des kurzen Reimpaares bei Layamon dargethan wird. Demnächst wird die allitt. Langzeile in Verbindung mit dem Septenar und den französischen Metren und speciell das Metrische in On good ureisun of ure Lefdi, in A lutel soth sermun, im Bestiarius sowie in Christ on the Cross erörtert, während die allitt. Langzeile freier Richtung in aufgelöster Gestalt am King Horn zur Besprechung gelangt. Die Verwendung der allitterierenden Langzeile strenger Richtung im 13. bis 16. Jahrhundert und deren strophische Gliederung wird an den südlichen, westlichen und nördlichen englischen allitt. Dichtungen. an Seinte Marharete und Seinte Juliane, an Morte Arthur und Dunbars The twa maryit weman, an Joseph of Arimathie und ihre Vermengung mit dem Alexandriner an Laurence Minot gezeigt. Am Schlufs des dritten Abschnittes wird die vierhebige Langzeile im altenglischen Drama, den Towneley und Coventry Mysteries, und der Skeltonsche Vers untersucht, während die septenarisch-alexandrinische Langzeile bei Robert of Gloucester sowie im altengl. Drama mit Rücksicht auf den Alexandriner bei Robert Mannyng und das viertaktige kurze Reimpaar in den Surtees Psalmen, bei Robert Mannyng, Richard Rolle of Hampole, in den Metrical Homilies, dem Cursor Mundi, Barbours Bruce, Wintowns Chronykyl, Genesis and Exodus, The XI pains of Hell, The owl and the nightingale, Gowers Confessio Amantis, Chaucers House of Fame in historischer Entwickelung weiterverfolgt wird. Der vierte Abschnitt, welcher in 9 Kapiteln die zweite Epoche der altengl. Zeit schildert, geht von den altenglischen Reimarten im Verhältnis zu den mittellateinischen, provençalischen und altfranzösischen Reimen aus, um zur Verwendung des Reims zur altengl. Strophenbildung und zum Ursprung der Strophe überzugehen. Nächst der Gliederung der Strophe wird der Refrain und das Geleit nebst den Versarten der Strophe eingehend behandelt und darauf die zweiteiligen, zweigliedrigen, ferner die einreimigen, unteilbaren und die zweiteiligen ungleichgliedrigen, sowie die dreiteiligen Strophen mit Berücksichtigung der gleichmetrischen Strophen aus fünfaktigen Versen untersucht. Die Schlufskapitel beziehen sich auf die Entwickelung des gereimten fünftaktigen jambischen Verses vor und bei Chaucer und auf seine Weiterentwickelung bei Gower, Occleve, Lydgate, Hawes, Barclay, Henrisoun, James I., Blind Harry, Dunbar, Douglas, schottischen Dichtern und Lyndesay. Ein Register nebst Druckfehlerverzeichnis beschliefst den ersten Band des vorzüglich ausgestatteten Buches, welches als eine der hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiet der modernen Philologie begrüfst werden mufs und weitere Anregung zu Detailforschung geben wird.

* Lewins Ausgabe dieses Werkes ist, wie die beigefügte Probe zeigt, noch nicht benutzt worden.

Elis Saga ok Rosamundu. Mit Einleitung, deutscher Übersetzung und Anmerkungen zum erstenmal hgb. von Eugen Kölbing. Heilbronn, Henninger, 1881. XLI u. 217 S.

Schon in seinen Beiträgen zur vergleichenden Geschichte der romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters, Breslau 1876, p. 92 fgd., hatte Kölbing die Elissaga besprochen. Die vorliegende Ausgabe dieser Saga war bereits angekündigt durch die Publikation von Gaston Raynaud, Elie de Saint Gille, Chanson de geste publiée avec introduction, glossaire et index. Paris 1879. S. A. T. F. In diesem Buche p. 92—181 hatte Kölbing dem Wunsche der Société des anciens textes fr. gemäfs eine französische Übersetzung des norwegischen Textes erscheinen lassen, so dafs Raynaud in den Stand gesetzt war, eine nochmalige Vergleichung des französischen und norwegischen lückenhaften Textes, nach Kölbings Vorgange in den „Beiträgen“, vorzunehmen.

In der Einleitung zur Elis Saga ok Rosamundu giebt Kölbing erst Nachricht über den Verfasser des vor der Mitte des 13. Jhd. entstandenen Gedichts, den Abt Robert, welcher wohl mit Recht mit dem Bruder Robert, dem Verfasser der Tristrams Saga ok Isondar ed. Kölbing, Heilbronn 1878, identifiziert wird; denn die Worte efnadi ok uppskriffadi passen nicht auf einen Schreiber jenes Werkes; weiter über die Handschriften und Fragmente, die schon flüchtig in Raynauds Elie de Saint Gille aufgezählt waren, und die Überschriften in C und B, über das Handschriftenverhältnis, über die offenbar nicht nach französischer Vorlage bearbeitete und auch nicht von Robert verfafste Fortsetzung und die Handschriften derselben, endlich über die in der Ausgabe befolgten textkritischen Grundsätze.

Der Einleitung folgt p. 1—139 der sehr sorgfältig doppelt abgedruckte Text nach der besten der Universitätsbibliothek in Upsala gehörigen Hs. nebst Varianten und nach der jüngeren isländischen Redaktion. Hieran schliefst sich eine genaue, die Lesarten der anderen Handschriften berücksichtigende deutsche Übersetzung der Geschichte von Elis und Rosamunda; dieselbe erweist sich viel zuverlässiger als die französische in Raynauds Werke. Die Anmerkungen enthalten auf Grund des französischen Textes eine Reihe trefflicher Verbesserungen oder Verbesserungsvorschläge und Berichtigungen übereilter Äufserungen Raynauds. Ein Personen- und Ortsregister, ein Verzeichnis der Völkernamen, der Namen von Tieren und Waffen nebst Nachträgen und Besserungen bilden den Schlufs der mit grofsem Fleifs zum Abschlufs gebrachten für die nordische und für die französische Philologie wichtigen Saga.

Aus der Vergleichung des französischen und norwegischen Textes lassen sich noch mehr Ergebnisse für die Konstituierung einzelner Worte gewinnen; leider ist Raynauds Ausgabe Ref. augenblicklich unzugänglich. Möge es dem Herausgeber beschieden sein, auch fernerhin wie in den letzten Jahren nicht nur für die englische, sondern auch für die altnordische Philologie rüstig und erfolgreich weiterzuarbeiten. R.

Cristoforo Pasqualigo: Raccolta di Proverbi Veneti. Terza edizione. Treviso, Luigi Zoppelli, 1882.

Diese Sammlung umfafst nicht nur die speciell venetianischen, sondern auch die Sprichwörter der nordostitalienischen, mehr oder weniger verdorbenen und mit germanischen Bestandteilen versetzten Dialekte, wie sie in den Grenzdistrikten gesprochen werden. So ist denn auch das Verständnis mancher Sprichwörter nicht leicht für denjenigen Leser, der nur der officiellen italienischen Schriftsprache mächtig ist. Für den Sprachforscher und

den Freund des Volkstums ist die Sammlung von hohem Werte, und wir wollen es dem Verfasser darum auch nicht verargen, dafs er sich über das Vordringen des Italienertums herzlich freut: wir Deutschen mögen es fruchtlos beklagen und Österreich bedauern wegen der bitteren Früchte, die es für seine frühere Verhätschelung der Italiener erntet.

Die Einteilung und Einordnung des Stoffes ist umständlich, aber doch zweckmäfsig, und die vergleichenden und erläuternden Anmerkungen legen für die Gelehrsamkeit des Herausgebers ein gutes Zeugnis ab. Er hätte vielleicht in Bezug auf die Erläuterung sprachlicher Schwierigkeiten hier und da noch etwas mehr thun können; gewisse Abbreviaturen z. B. dürften doch auch dem gebildeten Publikum mitunter nicht leicht verständlich sein.

Berlin. L. Freytag.

Über die Aussprache von sp, st, g und ng. Ein Wort zur Verständigung zwischen Nord und Süd von Aug. Diederichs, Alt-Institutsvorsteher. Rostock, Werther, 1882. 29 Seiten.

Die vorliegende Schrift bezweckt, nachdem Deutschland politisch geeinigt, auch in der Orthoepie eine Einheit herbeizuführen und eine Ausgleichung der nord- und süddeutschen Aussprache von sp, st zu vermitteln. Während nämlich der Norddeutsche, mit Ausnahme des Hannoveraners, diese Konsonantenverbindung wie schp, scht nur im Anlaute ausspricht, findet diese Aussprache bei dem Süddeutschen auch im In- und Auslaute statt.* Eine dem mitteldeutschen Ausgleiche entsprechende Schreibung des anlautenden sp, st eingeführt zu sehen, ist ein Vorschlag des Verf., welcher der Beachtung wohl wert ist. Für g, mit dessen Aussprache im An-, In- und Auslaute sich der zweite Teil der Abhandlung beschäftigt, schon jetzt eine unterscheidende Schreibung einführen zu wollen, ist mit Recht als verfrüht zu bezeichnen. Der dritte Teil handelt von der Aussprache des durch ein einziges Zeichen zu ersetzenden ng: dies mufs, wenn es untrennbar ist (Ding u. a.), als einfacher Kehl-Nasenlaut ohne Nachklang des g ausgesprochen werden. Wenn der Verf. p. 26 bemerkt, dafs Diesterweg in seiner höheren Leselehre die einlautige Aussprache des ng als blofsen Kehl-Nasenlaut als Regel aufstellt, so ist diese Angabe dahin zu berichtigen, dafs derselbe in seinem „Praktischen Lehrgange für den Unterricht in der deutschen Sprache", I. Teil, Krefeld 1838, p. 10 das g als einen Dauer- und als einen Augenblickslaut unterscheidet, während er betreffs der Aussprache des sp, st keine deutsche Mundart als normale oder gesetzgebende angesehen wissen will und es für mangelhaft und nachteilig hält, dafs wir verschiedene Laute mit demselben Zeichen darstellen. Den Einwand, dafs nur eine Aussprache die richtige sei, widerlegt Diesterweg p. 22 damit, dafs er die eine Aussprache zwar als wohlklingender, beide Aussprachen aber als richtig bezeichnet, weil in der Sprache dasjenige das Richtige, was der gesunde Sprachgeist des Volkes angenommen hat. „Nicht der Grammatiker, nicht der Logiker, nicht der Gelehrte hat festzusetzen und zu bestimmen, was in der Sprache richtig sein soll, sondern das Volk, welches den Geist seiner Sprache viel reiner bewahrt als manche Gelehrte. Oberste Instanz in der Sprache ist das Volk und der von ihm ausgehende Sprachgebrauch." Hier die Ansichten der Grammatiker und Orthoepisten zu prüfen, würde eine längere Untersuchung erfordern. Nachdem der Verf. die von ihm sog. „Schnabelsprache",

---

* Der verstorbene Berliner Philosoph Harms pflegte die griechischen Namen „Aristoteles", „System" stets mit scht auszusprechen.

die jeden nach seinem Belieben aussprechen läfst, und die noch viel unheilvollere Mischsprache verurteilt und alle Lehrer zur Beseitigung dieses Krebsschadens energisch aufgefordert, gelangt er zuletzt zu dem Resultate, dafs sp und st nach mitteldeutschem Vorgange nur im Anlaute von Wörtern und Wortstämmen wie schp und scht (also schprechen, schtehen, Geschpräch etc.) auszusprechen sind, dafs g nach mitteldeutschem Ausgleich im Anlaute auf süddeutsche Art als weiches k, im In- und Auslaute aber norddeutsch als Kehl-Reibelaut (also nicht gegenwärtik oder gegenwärtich oder jejenwärtij, sondern gegenwärtich) zu sprechen ist, endlich dafs ng, wenn unzertrennlich, stets als einfacher Kehl-Nasenlaut hörbar sein mufs. Möge die mit Wärme geschriebene und ein patriotisches Ziel verfolgende Abhandlung, für die aus G. Wenkers Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland mancherlei Material hätte verwertet werden können, in weiteren Kreisen Beachtung finden. R.

H. L. Rhodes Praktisches Handbuch der Handelskorrespondenz und des Geschäftsstils in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache. Achte verbesserte und vermehrte Auflage. Bearbeitet von Dr. Bernhard Lehmann. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag, 1883. VIII und 960 S. 8°.

Ich habe die siebente Auflage dieses Werkes, welche im Jahre 1876 erschienen ist, in dieser Zeitschrift LVIII, S. 227 bis 230 besprochen und als sehr brauchbar bezeichnet. In der That ist eine solche phraseologische, nach deutschen Stichwörtern geordnete Handelskorrespondenz nicht nur für den Kaufmann nützlich, sondern auch für den Lehrer und den Philologen, die nicht selten in der Lage sind, für kaufmännische Wörter den fremden Ausdruck zu suchen, aber von den gewöhnlichen Wörterbüchern im Stiche gelassen werden.

Die neue Ausgabe ist eine wesentlich verbesserte. An Umfang hat sie zwar nur zwei Bogen zugenommen, aber die Zusätze sind doch recht bedeutend, da durch Ausscheidung manches Unnötigen Platz geschaffen worden ist. Auch jetzt noch wird mancher diesen oder jenen Ausdruck vermissen, z. B. Abgangsstation, Absender (auf Briefen etc.), per Achse, Ansichtssendung, die Masse eines Fallissements ausschütten oder auskehren, eine Ausstellung beschicken, Zweiggeschäft (s. Filiale), aber über den Umfang dessen, was speciell für den kaufmännischen Korrespondenten nötig ist, läfst sich rechten. Wenn es erforderlich wäre, für Neues noch Raum zu schaffen, so wäre das leicht durch häufigere Verweisungen auf andere Artikel zu erreichen; dies dürfte allerdings nicht bei Hauptsachen stattfinden, sondern nur um den Lernbegierigen auf diese oder jene Nuance aufmerksam zu machen, z. B. könnte bei „Kaufen“ statt des sechsten Satzes: „ich kaufe alles aus der ersten Hand“ auf „Hand 12“ verwiesen werden; dadurch würde der Benutzer auch aus der Verlegenheit darüber gezogen werden, ob er acheter de la oder de première main sagen soll. Ebenso würde statt „Befinden 3“ vorteilhaft auf „Geldverlegenheit“ hinzuweisen sein, wo aber das doppelte se trouver wenig elegant ist. Bei „Bequemlichkeit 2“ können die Worte „zu diesem Behufe“ wegfallen, da sie in der Übersetzung, mit Ausnahme des Italienischen, doch nicht zur Geltung gekommen sind.

Das Hauptverdienst der neuen Ausgabe besteht darin, dafs die verschiedenen Artikel je nach den Sprachen von Nationalen sorgfältig nachgesehen worden sind. Dafs der Herausgeber solche Beihülfe gesucht hat, darin liegt für ihn kein Tadel, sondern ein Lob. Denn kein Verständiger wird verlangen, dafs irgend jemand fünf Sprachen hinlänglich beherrsche,

um in ihnen jede kaufmännische Redensart geschickt und richtig wiedergeben zu können. Die Mezzofanti bringen es nicht über die Kenntnis der Grammatik der vielen von ihnen betriebenen Sprachen und über einen kleinen Kreis von Wörtern und Wendungen.

Mit der Heranziehung von Nationalen ist allerdings noch keine vollständige Gewähr für Korrektheit gegeben, sei es, dafs dieselben manchmal die deutsche Vorlage nicht verstehen oder dafs ihnen dieser und jener kaufmännische Ausdruck nicht geläufig ist, oder sei es, dafs sie nicht sorgfältig genug korrigieren. Im vorliegenden Falle ist aber ein recht günstiger Erfolg zu verzeichnen. Mancher Fehler ist ausgemerzt und manche ungenaue Wendung durch eine entsprechendere ersetzt worden. Wie nun das Spanische früher am wenigsten korrekt war, so hat es jetzt die gröfsten Veränderungen erfahren. Die Fehler, die ich in meiner Besprechung der siebenten Auflage hervorgehoben hatte, sind fast alle verschwunden. Ich hatte besonders auf die häufige falsche Verwendung der Präposition de beim Infinitiv hingewiesen, die nur Genitiv- und Ablativverhältnisse ausdrückt, während der Infinitiv als Nominativ und Akkusativ ohne Präposition steht. Man darf sich für einen anderweitigen Gebrauch von de nicht auf Salvá berufen, welcher S. 248 seiner Grammatik sagt: en nuestros autores clásicos se halla con frecuencia la preposicion de tras de verbos que no requieren ninguna, como cuando leemos: Concerto de esconderse etc., ó bien despues de verbos que al presente piolen otras preposiciones, asi; Comenzar de herir etc.; Salvá versteht unter autores clásicos die älteren Schriftsteller und fügt selbst hinzu: pero ninguna de estas locuciones es digna de imitacion. Auch hat der spanische Revisor alle von mir bezeichneten Fehler der Art beseitigt. Neu hinzugekommen ist, wohl nur durch ein Versehen bei der Korrektur, debernos de acomodarnos á las circunstancias (Freundschaftlich 2), wo de fehlen mufs, denn deber de bezeichnet auch Salvá S. 248 „probabilidad“. Aus früheren Auflagen sind folgende Fehler stehen geblieben: si me equivocase, sírvase U. decírmelo (Irren 1) st. equivoca od. equivocare; ferner le somos agradecidos (Benachrichtigung 2 und Bericht 5) st. estamos, wie richtig bei Dankbar 5, Mühe 8 steht; in tenemos en cuenta de hacer un envío (Beabsichtigen 5) mufs de fehlen, vgl. tener en cuenta estas circunstancias (Beachten 2). Auf einem Mifsverständnis des deutschen „Wir wünschten, dafs Sie uns benachrichtigten“ (Benachrichtigen 13) beruht die Übersetzung: deseamos que nos hiciese conocer el papel que estos géneros representen en esa, denn „wir wünschten“ hat konditionalen Sinn und ist kein Indikativ, deseamos aber ist Indikativ des Präsens und erfordert im abhängigen Satze haga; im Verfolg desselben Satzes mufs statt representen der Indikativ representan stehen.

Der französische und englische Teil haben eine weniger einschneidende Umarbeitung erfahren als der spanische Teil. Auch hier sind meine früheren Bemerkungen meistens berücksichtigt worden. Aus vorhergegangenen Auflagen sind auch in die gegenwärtige folgende Versehen hinübergenommen worden: Vous aurez à nous louer de notre ponctualité (Genauigkeit 2) ist allerdings verständlich, aber doch wohl nur ein veralteter Druckfehler für à vous louer; in les frais de justice y déduits (Gerichtskosten) ist y verkehrt, denn man sagt déduire quelque chose de quelque chose, es müfste also wenigstens en heifsen, was aber wegbleibt, vergl. „abzüglich“ und „Abzug“; ein Germanismus ist il recevra encore aujourd'hui l'ordre de mettre à la voile (Abfertigung 2) st. aujourd'hui même; il nous tarde à les voir arriver (Gesicht 2) mufs de les voir heifsen; le prix du sucre et du café augmentent (Höhe 6) sollte entweder les prix oder augmente lauten; nous prendrions volontiers un intérêt sur, wir würden uns gerne dabei interessieren (Interessieren 1) würde richtiger heifsen nous y prendrions volontiers un intérêt; „gerichtlich verkauft“ wird übersetzt durch vendu par autorité de justice oder aux enchères; ein Verkauf aux enchères braucht doch aber nicht ge-

richtlich zu sein. Wo das Geschlecht der Wörter im Französischen, Italienischen und Spanischen nicht mit dem deutschen Geschlecht übereinstimmt oder aus dem Zusammenhange zu ersehen ist, sollte das Geschlecht beigefügt werden, z. B. Karfunkel, franz. escarboucle, f.

Von meinen Bemerkungen über den englischen Teil ist folgende mit Unrecht unberücksichtigt geblieben: The ship happily reached the shore, wo safely statt happily stehen mufs; das letztere bedeutet „glücklicherweise", nicht „glücklich, sicher". Bei erneuter Durchsicht ist mir folgendes aufgefallen: „Wir wünschen Ihnen ein glückliches neues Jahr" (Jahr 1) heifst gewöhnlich „we wish you many happy returns of the day" und nicht „of the year"; unter „Abbezahlen 3" pay by instalment sollte der Plural stehen; ebenso von „appointment" (aufbessern), wenn nicht dafür das gebräuchlichere salary gesetzt werden soll. In „It would be risking one's property as to place it etc." ist „as" zu streichen.

In dieser neuen Ausgabe ist die Puttkamersche Orthographie befolgt worden; nur hätten die Fremdwörter, welche mit acc— anfangen, wie accomodieren, Accord mit kk geschrieben werden sollen. Im Französischen schliefst sich die Schreibung noch nicht genau an die 1878 erschienene siebente Auflage des Dictionnaire de l'Académie française an, die doch von allen Druckereien in Frankreich befolgt wird, mit Ausnahme derjenigen der Revue des deux mondes und des Journal des Débats, welche in einigen Punkten, z. B. in den Pluralen auf -ans und -ens statt -ants und -ents, non-seulement mit trait d'union, ihre frühere Schreibweise beibehalten haben. So steht im Rhode-Lehmann noch der Bindestrich nach très (Besuchen 4, Versicherung 3 u. s. w.), privilége statt privilège (Privileg), tout-à-fait statt tout à fait (Fruchtvorrat), le doit-et-avoir (Soll 4) statt doit et avoir (s. Acad. I, 535 b), crême statt crème (Käse 1), évènements statt événements (Ereignis). Im Englischen begegnet häufig die Schreibung favorable, welche amerikanisch ist, statt favourable (z. B. Gelegenheit 9, unfavorable Markt 9 und im ersten Satz von „Ungünstig", während im zweiten Satz ou gedruckt ist); die Schreibung negociation, welche gelegentlich vorkommt, (statt negotiation) ist kaum gebräuchlich und ist auch meist (vgl. Begeben) mit Recht vermieden worden.

Der Druck ist recht sorgfältig. Im Spanischen fehlen öfter die Accente, aber namentlich über dem i ist das sehr entschuldbar, da der Drucker trotz aller Korrekturen geneigt ist, den Accent für einen Punkt anzusehen. Aufgefallen sind mir an Druckfehlern: rapelle st. rappelle (Besinnen 2), realice (span.) st. realize (Dividende 3), canelle st. cannelle (Hoch 9), molesteremos st. molesterames u. incommodérons st. incommoderons (Inkommodieren), sous ce plis st. pli (Inliegend 2), dipsuter st. disputer (Streiten), nen connexion st. connexions (Fabrikat).

Die Kleinigkeiten, die ich auszusetzen gehabt habe, sind nicht zahlreich und schaden um so weniger, als voraussichtlich kaum andere das Buch benutzen als solche, die schon einige Gewandtheit in der betreffenden fremden Sprache besitzen. Aber ich habe sie doch nicht unerwähnt lassen wollen, von dem Wunsche geleitet, dafs die Rhode-Lehmannsche Handelskorrespondenz auch in Kleinigkeiten den guten Ruf rechtfertige, den sie sich mit Recht in weiten Kreisen erworben hat.

Hamburg. A. Fels.

Programmenschau.

Das französische Verb in der Schule. Von Dr. F. Basedow. Veröffentlicht im XII. Jahresbericht des Kgl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg 1881. Berlin, Druck von Mann und Erdmann. 41 S. 4.

In 77 Paragraphen nebst einem Anhange wird hier eine übersichtliche Darstellung der französischen Verbalformen und der Lautgesetze auf Grund der neueren wissenschaftlichen Forschung gegeben. Die Einübung der ganzen Formenlehre beim Unterricht wird auf drei Stufen verteilt, die in jedem Paragraphen der vorliegenden Abhandlung praktisch durch die vorangedruckten Ziffern I, II, III bezeichnet werden. Ein alphabetischer Index zum Nachschlagen hätte der die von Diez, Mätzner, Körting, Lücking, Steinbart, Benecke u. a. gewonnenen Ergebnisse gut verwertenden Abhandlung beigefügt werden sollen.

Beiträge zu einem systematischen technischen Vocabulär. Von Von W. Scheffler u. R. Land. (Separatabdruck aus dem „Civilingenieur“, XXVII Bd., 7. u. 8. Heft.) 23 S. 4.

Schon im „Civilingenieur“ Bd. XXV, Heft 4—5 waren die auf den Eisenbahnbau bezüglichen französischen Ausdrücke zusammengestellt worden. Die vorliegende Sammlung der Phraseologie des Brückenbaues ist aus der gemeinsamen Arbeit des Privatdocenten Dr. Scheffler und des Ingenieurs Land hervorgegangen. Nachdem in der Einleitung die neueste technische Lexikographie kurz besprochen ist, werden in 15 Abschnitten die Redensarten zusammengestellt, welche sich auf die allgemeine Anordnung oder Anlage des Projektes, die Eisenteile, die Fundierung, die Brückensysteme, den Träger, die hölzernen Brücken, die Holzverbindung, die Jochbrücke, den Oberbau, den Pfeiler, die steinernen Brücken, die Rüstung, die eisernen Brücken, die beweglichen Brücken und theoretische Ausdrücke beziehen. Die Anmerkungen bringen philologische Erklärungen und gehen öfter auf das Lateinische und Altfranzösische, Althochdeutsche und Englische u. a. ein. Für einzelne seltene bei Sachs teilweise sich findende Ausdrücke hätten die Quellen angegeben sein sollen, zumal die wenigsten Philologen technische neuere ausländische Litteratur lesen und oft selbst nicht die betreffenden Ausdrücke in ihrer Muttersprache kennen. Der Druck scheint nicht überall korrekt zu sein, so steht p. 11 windschief = coffine, déjete statt coffiné, déjeté. p. 13 sollte bei l'adent auch die Bedeutung „Verzahnung,

Verzapfung" stehen; p. 23 könnte force moléculaire näher erklärt sein, ebenso giration (in rayon de g. = Trägheitsradius) vom Griechischen γυρός; ferner p. 15 corbeau = Sattelholz (auch Kragstein, Konsole) mufste mit la grue (p. 7) = Kran, Aufzug verglichen werden, wo Tiernamen zur Bezeichnung von Maschinen resp. Maschinenteilen wie mouton, belier, robinet, chien (d'un fusil) genannt waren. Es würde zu weit führen, hier auf die Etymologie einzelner technischer Worte näher einzugehen. Die vorliegende Arbeit sei hiermit bestens empfohlen.

W. Eilers, Die Erzählung des Pfarrers in Chaucers Canterbury-Geschichten und die Somme de Vices et de Vertus des Frère Lorens. Erlanger Dissertation 1882. Magdeburg, C. Friese. 66 S. 4.

Die vorliegende Untersuchung will das Verhältnis der Erzählung des Pfarrers in Chaucers Canterbury Tales zu der noch unveröffentlichten Somme des Vices et des vertus (so wird zu schreiben sein) des Frère Lorens eingehender prüfen, als bisher von seiten einiger Gelehrter versucht worden war. Der Anfang des französischen Werkes ist nach einer Kopie der Cotton Hs. Cleop. A. V und für Chaucer ist die Ausgabe von R. Morris, der Six-Text-Print und die Skeats benutzt worden. Zuerst giebt der Verfasser eine Übersicht des Inhalts des französischen Werkes (F) und des englischen Werkes (E). Hieran schliefst sich der erste Teil über die sieben Todsünden, deren jede in einem besonderen Kapitel behandelt wird. Der zweite Teil handelt von den sieben Remedia, die in drei Kapiteln besprochen werden. Der dritte Teil über die Bufse enthält drei Kapitel über die Beichte, die Besserung und das, was die Bufse hindert. Eine Untersuchung wie die vorliegende anzustellen ohne eine kritische Ausgabe des franz. Werkes ist mifslich. Durch eingehende Vergleichung gelangt der Verf., der keine Mühe gescheut hat, zuletzt zu dem im Vergleich zur aufgewendeten Arbeit unbedeutenden Resultat, dafs die in den obigen drei Teilen besprochenen Abschnitte „im wesentlichen übereinstimmen mit dem Abschnitt über die sieben Todsünden, F III, und einzelnen Teilen des Abschnittes über die sieben Gaben des heil. Geistes, F VII der Gesamtdisposition." So ist zwar das Verhältnis des engl. und franz. Werkes näher beleuchtet, aber die Frage, ob ein lateinisches Werk dem französischen des Frère Lorens als Grundlage gedient hat, ist noch ungelöst. Auf das französische Gedicht des Williams of Waddington Manuel des Pechez kommt der Verf. nicht zu sprechen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Possessivpronomen in der englischen Sprache. Erlanger Dissertation von Otto Breitkreuz. Göttingen, A. Huth, 1882. 53 S. 8.

Auf Grundlage der Vorarbeiten von Mätzner und Koch versucht der Verf. vorliegender Dissertation einen Beitrag zur Geschichte des englischen Possessivpronomens zu geben und nimmt in der Entwickelung desselben der Einteilung der engl. Sprache entsprechend vier Perioden an, deren Endpunkte durch die Jahre 1100, 1250, 1550 und die Gegenwart bezeichnet werden. In dem Abschnitt über die erste, zweite und dritte Periode wird der adjektivische und der absolute Gebrauch des Possessivpronomens gesondert im südlichen und im nördlichen Dialekte betrachtet und durch Beispiele belegt. Bei der vierten Periode, wo die Sprache einen einheitlicheren Charakter angenommen hat, wird darauf hingewiesen, dafs die neuengl. Possessivpronomina (B. schreibt konsequent die Pronomen) sich aus den früheren nördlichen Formen zu ihrer jetzigen Gestalt entwickelt haben. Der letzte Abschnitt wird durch eine interessante Untersuchung über die Entstehung des Possessivpro-

nomens it, its abgeschlossen. Obwohl der Verf. (p. 43) für möglich hält, dafs das Personalpronomen it aus hit leicht demonstr. Adj. werden konnte, so neigt er doch Abbots Ansicht zu, dafs it als alte provinzielle Form des alten Genitivs für its vorkommt. Das Richtige hat hier C. Deutschbein, Shakespeare-Grammatik für Deutsche oder Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauche bei Sh., Köthen 1882, p. 12, wonach its, bei Shakespeare nur selten, zu seiner Zeit erst in Gebrauch kam. Ein Verzeichnis der in der Dissertation citierten engl. Denkmäler nebst Erklärung der darin angewendeten Abkürzungen beschliefst die brauchbare Abhandlung.

O. Wendeburg, Über die Bearbeitung von Gottfried von Monmouths Historia regum Britaniæ in der Hs. Brit. Mus. Harl. 1605. Erlanger Dissertation. Braunschweig, A. Limbach, 1881. 37 S. 8.

Von der fragmentarischen afz. Bearbeitung der Historia regum Britanniæ des Gottfried von Monmouth, wie sie in der Hs. des Brit. Mus. in London Harl. 1605 in Zwölfsilblern überliefert ist, war bisher nur bekannt, was Fr. Michel in den Rapports au Ministre de l'instruction publique 1839 mitgeteilt hat. Nähere Angaben bringt die vorliegende Dissertation, in welcher Proben aus dem unveröffentlichten Gedicht mitgeteilt werden. Doch bleibt hier mancherlei unklar, was auf fremde und fehlerhafte, der Wissenschaft nicht zum Vorteil gereichende Abschrift hinzudeuten scheint, so z. B. V. 2822 mircor für mireor oder p. 12 cielaton st. ciclaton u. a. Nachdem der Verf. das Verhältnis von Gottfrieds Historia zu der afz. Bearbeitung von unbekanntem Dichter erörtert, und auf die Abweichung von Gottfried hingewiesen, gelangt er zu dem Resultat, dafs der Dichter aus einer intermediären unbekannten Recension von Gottfrieds Historia geschöpft hat; die Entstehungszeit sucht der Verfasser aus der Sprache zu erschliefsen, weshalb er auf die Silbenzählung, die Elision und den Hiatus, die Vokale und Konsonanten, die Substantiva und Adjektiva, die Pronomina, das Verbum und die Tempora näher eingeht, und weist das Denkmal dem 12. Jhd. zu. Dasselbe ist, wie es scheint, von einem Anglonormannen geschrieben, während der Dichter der Pikardie angehört. Syntaktische Eigenheiten des Dichters sind nicht berücksichtigt. Im grofsen und ganzen bietet die Arbeit nur wenig bedeutendere wissenschaftliche Ergebnisse.

Die Menippeische Satire. Vom ordentl. Lehrer Brähmig. Programm 611 der Realschule I. Ordn. zu Vegesack 1879. 19 S. 4.

In dieser Abhandlung ist nach einer Einleitung die Rede von den Autoren und der Entstehungszeit der Satire Ménippée. Die beifolgende Inhaltsangabe bringt kaum etwas Neues bei, was nicht auch schon in den Litteraturgeschichten sich findet, z. B. bei A. Darmesteter und A. Hatzfeld, Le seizième siècle en France, Paris 1878, p. 31 fgd. Die lateinischen Citate p. 7 Anmerkung 3 sind fehlerhaft, während sonst die Bemerkungen unterhalb der Abhandlung einige wertvolle Angaben enthalten.

Über Schillers Kallias. Abhandlung des Oberl. Dr. C. Th. Michaëlis, Berlin 1882. Wissensch. Beilage zum Progr. der Charlottenschule, Ostern 1882. 14 S. 4.

Vorliegendes Schriftchen sucht die Aufmerksamkeit wieder auf Schillers Kallias zu lenken und den Gedankeninhalt dieser ästhetischen Abhandlung

zu resumieren und zu beurteilen. Ausführlicher ist derselbe Gegenstand behandelt von Dr. Pankstadt, Der Begriff des Schönen bei Schiller, Programm des Kaiserin-Augusta-Gymnasiums, Ostern 1883. Die Deduktionen Schillers und Körners über den Begriff Schönheit zu erörtern, ist hier nicht der Ort.

Die Sprache der Paston Letters. Beitrag zur historischen Grammatik des Englischen. Von Dr. Rudolf Blume. Programm der Realschule beim Doventhor zu Bremen. Bremen 1882. 51 S. 4.

Die bis zum Jahre 1509 reichenden Briefe der in Norfolk ansässig gewesenen Familie Paston wurden zuerst von John Fenn 1787—1789 in fünf Bänden, deren letzter erst 1823 nach seinem Tode erschien, dann von Ramsay 1840 in modernem Englisch gekürzt und 1872—1875 von James Gairdner in Arbers English Reprints in drei mehr als tausend Dokumente enthaltenden Bänden veröffentlicht. Während der Kriege der Rosen entstanden, sind die Paston-Briefe von unschätzbarem Werte für die politische Geschichte Englands und besonders für die Geschichte der Grafschaft Norfolk, von ihrer Wichtigkeit für die Kultur- und Rechtsgeschichte ganz abgesehen. Auch das Verzeichnis der Bücher, die John Paston besessen, ist von hohem Interesse. Während die Historiker sich vor allem den Inhalt der Briefe zu nutze machten, war die sprachliche Seite unbeachtet geblieben. Dr. Blume unternimmt es nun in der vorliegenden Abhandlung, die in der Umbildung zum Neuenglischen begriffene Sprache des 15. Jhd., wie sie in den Paston Letters zur Erscheinung kommt, zu untersuchen, und zwar werden erst die Substantiva, Adjektiva, Pronomina, Verba, Participien, das Gerundium eingehend behandelt. Da somit die Abhandlung über die Sprache der Paston Letters noch nicht vollständig ist, so ist zu wünschen, dafs die vorliegende verdienstvolle Untersuchung bald möge durch Hinzufügung einer Lautlehre und durch Erörterung einzelner syntaktischer Erscheinungen ergänzt werden.

M. F. K. Deutschbein, Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch bei Shakespeare (II. Teil). Zwickau 1882. (Progr. No. 517 der Realschule I. O.) 29 S. — Auch u. d. T.: Shakespeare-Grammatik für Deutsche oder Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch bei Shakespeare von C. Deutschbein. Separatabdruck. Köthen, O. Schulze, 1882. 53 S. 4.

Unter dem Motto: „Shakespeare und kein Ende“ war im J. 1881 der erste Teil vorliegender Programmabhandlung erschienen, welcher in 152 Paragraphen oder 5 Kapiteln den Artikel, das Substantiv, das Pronomen, das Adjektiv, das Adverb bei Shakespeare im Vergleich mit der jetzigen Sprache behandelt. Der zweite Teil enthält Kap. VI bis XI oder § 153 bis 255 und erörtert die Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch, die sich Shakespeare beim Zahlworte, beim Zeitworte, bei den Konjunktionen, bei den Präpositionen, bei den Interjektionen und in Anakoluthien gestattete. Der Verfasser, welcher seine Quellen A. Schmidt, Abbot, Koch, Mätzner, Elze, Fiedler und Sachs, Craik, Delius, Storm u. a. sorgfältig benutzt hat, giebt hier zwar nicht eine alle Besonderheiten erschöpfende Untersuchung der bei Shakespeare begegnenden Abweichungen von der lebenden Sprache, so doch eine die früheren Arbeiten wesentlich vervollständigende, an-

sprechende Darstellung der Hauptverschiedenheiten unter Berücksichtigung der historischen englischen Grammatik. Leider hat sich der Verf. wegen des engen ihm zubemessenen Raumes in den altenglischen Citaten und in den Belegstellen gröfsere Beschränkung auferlegen müssen, als erwünscht ist. Am ausführlichsten behandelt ist das Verbum und die Präpositionen. Zu § 195 über den Gebrauch von to do ist nicht verwiesen auf die Dissertation von D. Rohde, Das Hilfszeitwort to do bei Shakespeare, Jena 1872. Jedoch ist auch hier manches unvollständig erörtert, z. B. ist upon, wenn es zur Bezeichnung einer unmittelbaren Aufeinanderfolge zweier Ereignisse dient, auch der Ausfall von at bei arrive (Coriolan II, 3, 189; Julius Cæsar I, 2, 110) u. a. nicht belegt; die Negation, so nothing für not at all, no whit u. a. ist übergangen; bei den Interjektionen ist woe mit dem Dativ und Accusativ u. a. nicht genannt. Zu § 218 konnte auf die Dissertation von Varnhagen über but verwiesen sein. Interessant sind die Zusammenstellung der Beteurungsformeln, in denen der Name Gottes wie des Teufels oder eines Heiligen sich in verstümmelter Gestalt vorfindet, und die anakoluthischen Konstruktionen, deren Ursache D. auf den Gedankenwechsel, das Princip der Deutlichkeit und der Kürze zurückführt. Zu dem Paragraph über die Vertauschungen vergleicht D. in dem Beispiele aus Coriolan When he had carried Rome and that we looked sehr richtig das frz. que und zu der Stellvertretung von or — or durch either — or, von nor — nor durch neither — nor etc. das naheliegende Göthesche „Bin weder Fräulein, weder schön“, ein Citat, das Docenten bei Interpretation des Shakespeare einem studentischen Publikum mit Vorliebe auftischen; sehr hübsch wird auch aus Lessing „Noch frech wagen, noch weich zagen“ zur Vergleichung mit dem Englischen herangezogen. Als Schlufsresultat seiner Übersicht gewinnt der Verf. drei Hauptgrundsätze: dafs Shakespeare noch viele im heutigen Englisch abgeworfene Endungen beibehalten und manche heute wieder aufgenommene Endung aufgegeben hat; dafs viele Wörter von Shakespeare in altenglischer, im Neuenglischen veralteter Bedeutung gebraucht wurden; endlich dafs Shakespeare bezüglich des Satzbaues die Klarheit und Stärke des Ausdruckes der grammatischen Korrektheit und die Kürze im Ausdruck der Korrektheit und Klarheit vorzieht. Die Abhandlung, welcher sich eine Reihe von Nachträgen und Bemerkungen hinzufügen liefsen, verdient als „Übersicht“ für die Lektüre und Erklärung der Shakespeareschen Stücke sowie als ein Fortschritt gegen die früheren Arbeiten über die Shakespearesche Grammatik im Verhältnis zur modernen Sprache bestens empfohlen zu werden.

Die Grundzüge der ungarischen Sprache. Von Dr. W. Körner. Berlin 1882. Wissenschaftliche Beilage zum Programm der Friedrichs-Realschule, Ostern 1882. 24 S.

Es wird manchem, der sich mit dem Studium der modernen Sprachen im weiteren Sinne beschäftigt, nicht unerwünscht sein, auch einmal einen Blick in den Bau einer der zahlreichen turanischen Sprachen zu werfen. Deshalb wird mancher die vorliegende Zusammenstellung der Grundzüge der ungarischen Sprache in Bezug auf deren Laute und Gesetze und Redeteile willkommen heifsen. Einen vollständigeren Abrifs der ungarischen Grammatik hat der Verf. bei dem knappen ihm zubemessenen Raume nicht liefern können. Eine orientierende Angabe über Bibliographie des Ungarischen für den, der sich mit dieser Sprache näher vertraut machen will, wäre erwünscht gewesen. Hoffentlich begegnen wir dem Verf. bald wieder auf diesem Felde, wenn er einige notwendige Ergänzungen zu der grammatischen Zusammenstellung giebt und seine Beobachtungen an Syntax, Wortschatz und Phraseologie veröffentlicht.

E. Regel, Probe eines englischen Vokabulariums im Anschlusse an das Vocabulaire français von Prof. Dr. H. Hädicke. Programm der städt. höh. Bürgerschule zu Krossen 1881. 14 S.

Der Verf. hält ein englisches Vokabular, besonders für die Realschule, für unumgänglich notwendig und schliefst sich in der Ausführung eines solchen dem Vorgange Hädickes, die Worte nach Stämmen zu ordnen, vollständig an. Die Phraseologien von Löwe und Boyle, sowie die Vokabularien von Gustav Plötz, Banes, van Dalen, Meffert u. a. werden für unpraktisch und zu umfangreich erklärt. Aus der vier Seiten langen Probe eines englischen Vokabulars geht hervor, dafs es sich nicht empfehlen dürfte, Worte eines Stammes in eine Zeile zusammenzudrängen, sondern es ist ratsam, die englischen Worte mit den deutschen dichter und untereinander zusammenzustellen und die Hauptbegriffe fett zu drucken. Weniger in den Äufserlichkeiten als vielmehr in der richtigen Auswahl der vom Schüler zu lernenden Vokabeln zeigt sich der Meister.

Miscellen.

Baretti als Kritiker Voltaires.

Dem 1789 in London verstorbenen Litterarhistoriker Giuseppe Baretti, den Lessing öfters in seinem „Tagebuch der italienischen Reise“ erwähnt, begegnen wir zwar regelmäfsig in den italienischen Lesebüchern und in den Litteraturgeschichten seines Volkes, aber wir besitzen noch keine genügende Ausgabe seiner sämtlichen Werke. Und doch ist zu fürchten, dafs es mit jedem Jahre schwerer werde, die in London gedruckten Einzelausgaben aufzufinden. Bereits 1838—1839 hatten die Mailänder Herausgeber seiner Werke grofse Mühe, sich ein Exemplar seiner „Scelta di Lettere familiari, fatta per uso degli studiosi di lingua italiana da Giuseppe Baretti, segretario per la Corrispondenza straniera della Reale Brittanica Accademia. In due volumi. Londra, da Giovanni Nourse, libraio di Sua Maestà. MDCCLXXIX“ zu verschaffen. Die von Luigi Morandi* abgedruckten 8 Briefe liefsen die Mailänder aus, weil sie sich vor der österreichischen Censur fürchteten. Baretti sprach sich nämlich u. a. in diesen so lange Zeit fast vergessenen Briefen äufserst scharf über die Jesuiten und deren Litteratur aus und erlaubte sich in einem prachtvoll energischen Schreiben (dem 7.) den grundsätzlichen Vorschlag, die Zahl der Mönche zu verringern. An dieser scelta di lettere familiari haben wir ein litterarisches Kuriosum, eine besondere Art Fälschung. Nourse hatte für seine 50 Guineen 2 Bändchen Episteln verschiedener Autoren gewünscht, Baretti aber 85 Briefe gegeben, die er teils schon früher geschrieben hatte, teils zu diesem Zwecke erst verfafste. Zum Teil waren es Arbeiten, die sogar in seiner Zeitschrift „La Frusta letteraria“ erschienen waren und nun mutatis mutandis als Briefe auftreten. Als deren Schreiber und Empfänger figurierten entweder Freunde Barettis oder Litteraten, die nur in der Phantasie des letzteren existierten. Der Scherz erregte damals in Italien, soweit diese Briefe hinkamen, Aufsehen und gab Anlafs zu vielem Gelächter. Nur der erste, den 85 erfundenen Briefen vorangehende Brief nach der Vorrede ist echt und enthält in der Hauptsache das Schreiben Annibale Caros an Bernardo Spina, in dem der erstere dem letzteren abrät, Mönch zu werden. Die Hauptarbeit Morandis in der uns vorliegenden Schrift ist indessen eine interessante, ziemlich eingehende Analyse des 1777 in London veröffentlichten „Discours sur Shakespeare et sur Monsieur de Voltaire, par Joseph Baretti, Secrétaire pour

---

* Luigi Morandi, Voltaire contro Shakespeare, Baretti contro Voltaire con otto Lettere del Baretti non mai pubblicate in Italia. Roma 1882.

la correspondance étrangère de l'Académie Royale Britannique. A Londres, chez J. Nourse, libraire du roi, et à Paris, chez Durand neveu. MDCCXXVII", der ebenfalls ziemlich unbekannt geblieben ist und für eine bibliographische Seltenheit gilt. Der königliche Censor in Paris, ein Anhänger Voltaires, gestattete seinerzeit die Verbreitung der Schrift nur unter der Bedingung verschiedener Änderungen; eine schlechte italienische Übersetzung vom Jahre 1820 scheint nur in wenigen Exemplaren gedruckt worden zu sein, da sie sehr selten vorkommt.

Der deutsche Leser kennt aus der Hamburger Dramaturgie die folgenreichen Angriffe Lessings auf die Voltaireschen Trauerspiele und die französischen Mifsverständnisse der bezüglichen Lehrsätze des Aristoteles: Italien hätte ähnliche Angriffe auf die französische Theaterpraxis nötig, um in der Theorie von der französischen Bühne unabhängig zu werden. (Thatsächlich herrscht ja Frankreich, trotz Cossa, Ferrari und anderer, auf dem italienischen Theater auch heute noch, während an eine Herbeiziehung des klassischen Repertoires anderer Kulturvölker einfach nicht gedacht wird und nach Mafsgabe der Verhältnisse auch nicht gedacht werden kann.) Was Metastasio,* Manzoni und Ermes Visconti gegen den Pseudo-Klassicismus geleistet haben, schildert Morandi in grofsen Zügen, wobei er gelegentlich (S. 118) in Kürze angiebt, wie das regelrechte Trauerspiel Sofonisba von Trissino nicht weniger als achtmal ins Französische übersetzt wurde und gleichzeitig mit den theoretischen Bemühungen Castelvetros dem in Frankreich schon beginnenden Vorurteil für die drei Einheiten zu Hilfe gekommen sei. Baretti war der erste Italiener, der öffentlich gegen die Verkleinerung Shakespeares durch Voltaire aufgetreten ist und zwar vor Veröffentlichung des oben erwähnten Discours bereits 1764 in der 8. Nummer der Frusta, während er 1747 und 1753 Voltaire wegen dessen Aufsatz über die epische Dichtung die Leviten gelesen hatte. Dafs von Anfang an böser Wille bei Voltaire mit im Spiele gewesen oder gar den Ausschlag gegeben habe, brauchen wir nicht vorauszusetzen. Bei dem grofsen Führer der französischen Aufklärung lag eine phychologisch unschwer zu begründende Unmöglichkeit vor, der Shakespeareschen Denk- nnd Empfindungsweise gerecht zu werden. Zur Stütze dieser unserer Ansicht setzen wir den von Voltaire mehrmals übertragenen Anfang des tiefsinnigen Monologs im Hamlet in der zuletzt von ihm beliebten Form hierher:

Demeure, il faut choisir de l'être et du néant.
Ou souffrir, ou périr, c'est là ce qui m'attend.
Ciel, qui voyez mon trouble, éclairez mon courage.

Das war noch 1770, in den Questions sur l'Encyclopédie, in denen er freilich mehr als gewöhnlich über Shakespeare schimpft.**

1776 veröffentlichte Pierre Letourneur die zwei ersten Bände seiner Übersetzung Shakespeares mit einer Vorrede, die gegen den früheren Übersetzer P. Ant. de Laplace, gegen Ducis, den Bearbeiter Shakespearescher Stücke, und nicht minder gegen den allerdings nicht mit Namen genannten Voltaire ging, „da man den englischen Tragiker in Frankreich gar nicht oder nur in Entstellungen kenne". Voltaire wurde um so zorniger, als er selbst, wie er an seinen Freund D'Argental schreibt, der erste gewesen sei, den Franzosen einige Perlen zu zeigen, die er in

* Dieser hatte schon 1717 gegen die Einheit des Ortes protestiert.

** Auch nach der Schillerschen Beurteilung der Alexandriner (in einem Briefe an Göthe vom 15. Okt. 1799) ist es wohl der Mühe wert, zu sehen, wie Baretti von diesem „Nationalunglück Frankreichs" spricht (der Ausdruck ist von David Straufs). Die Alexandriner gleichen einer Prozession von Mönchen, die paarweise mit gleichem gravitätischem Schritt die gerade Strafse hinwandeln.

dem ungeheuren Düngerhaufen des Britten entdeckt habe, aus dem man nun mit Aufserachtlassung Corneilles, Racines (und was ihm natürlich wichtiger war, wenn er es auch eine Weile unterdrückte, seiner selbst) das einzige Vorbild für das wahre Trauerspiel machen wolle. Unter dem Vorgeben, die französische Nationalehre sei beleidigt und es handle sich darum, Sophokles, Corneille, Euripides und Racine gegen Gille-Shakespeare und Pierrot-Letourneur zu verteidigen, machte er nun von Ferney aus eifrigste Propaganda gegen beide. Sein mit gröfster Berechnung abgefafstes Schreiben an die Akademie, von seinen Kollegen gewissermafsen gebilligt, wurde in einer öffentlichen Sitzung derselben verlesen, gedruckt und schliefslich — mit Beschlag belegt. Gegen dieses Schreiben an die Akademie, das Baretti in englischer Übersetzung kennen lernte, schrieb derselbe, um von Voltaire und dessen Landsleuten verstanden zu werden, in französischer Sprache seinen Discours, mit dem er seine beste Arbeit geliefert zu haben glaubte.

Einen förmlichen Auszug der Morandischen Analyse zu geben, wäre wohl unzweckmäfsig. Wir bemerken nur vorübergehend, dafs Morandi wie Baretti verschiedene Schnitzer anführt, die Voltaire in seinen Übersetzungen aus dem Englischen verschuldet hat und dafs Morandi, nach der Prüfung von Privatbriefen des Franzosen, auch gegenüber der Meinung der Biographen wie David Straufs, zu dem Schlusse gelangt, dafs Voltaire seine englisch geschriebenen Abhandlungen entweder habe übersetzen oder wenigstens durchkorrigieren lassen. Obschon Voltaire Mitglied der Crusca in Florenz war, verstand er doch sehr wenig Italienisch. Baretti mufs, wie schon früher, die Art geifseln, mit der sich sein Gegner über die grofsen Italiener ausläfst. Dante, meint der italienische Kritiker, sei in Frankreich vier Jahrhunderte lang nicht besser bekannt gewesen als Konfucius, er, Voltaire, habe ihn dort eingeführt, aber erst, nachdem er ihn wie einen Pulcinell aufgeputzt habe. Eine ganze Anzahl von thatsächlichen Irrtümern* weist ihm Baretti auch hier nach, der Dante so gut gelesen habe, dafs er in der Göttlichen Komödie 50, nach dem letzten der „Chinesischen Briefe“ nur 30 gute Verse zu finden vermochte. Morandi citiert mit Recht eine Äufserung Voltaires aus dem Jahre 1761 (in einem Briefe an den Jesuiten Bettinelli): Dante stelle man in die Bibliotheken, allein er werde niemals gelesen werden; ihm habe man oft einen Band Ariost, niemals einen Dante gestohlen. Nach Voltaires Geschmack übertraf freilich das „Befreite Jerusalem“ Tassos die Iliade Homers.

Über die Übereinstimmung Barettis mit Lessing in der Vergleichung des Geistes in Hamlet mit der Erscheinung des Geistes in der Semiramis handelt Morandi in einem besonderen Kapitel S. 83—90. Das erste Stück der Hamburger Dramaturgie trägt das Datum des 1. Mai 1767; Baretti hätte somit Zeit gehabt, sich mit dem Gedankengange Lessings vertraut zu machen, er konnte aber nicht Deutsch, und die erste französische Übersetzung des genannten Hauptwerkes kam nicht vor 1785 heraus, die erste englische Übersetzung hat sich sogar bis auf unsere Zeit erwarten lassen. Hübsch ist die Baretti eigentümliche Bemerkung gegenüber Voltaire, dafs es im Englischen gar nicht komisch sei, wenn der Hahn krähe; der Name Hahn erwecke in England keine lächerliche Vorstellung, da dieses Tier, vielleicht der Hahnenkämpfe wegen, als ein Symbol des Mutes gelte. Nach Baretti habe Voltaire sein Gespenst nicht dem Shakespeare, sondern Muzio Manfredi di Cesena entnommen, dessen 1593 in Bergamo veröffentlichte und in den folgenden zwei Jahrhunderten öfters aufgeführte und wieder abgedruckte Semiramide mit einem langen Monologe des Geistes von Ninus be-

* Unterhaltend ist es, wenn Voltaire Dante im Jahre 1260 geboren sein läfst und Bayle tadelt, 1265, also das rechte Geburtsjahr, angegeben zu haben.

ginne. Im Anschlufs hieran berichtet Morandi ein wenig bekanntes Faktum, wonach die Henriade mehr als einen Hauptzug einer anderen italienischen Produktion zu verdanken scheint, nämlich dem Enrico orvéro Francia conquistata, poema eroico di Giuliu Malmignati (Venezia 1623).

Vielleicht versteht sich der verdienstvolle Morandi selbst dazu, die von ihm als wünschenswert bezeichnete vergleichende Studie über Lessing und Baretti zu schreiben, dessen Frusta 1763, demnach vier Jahre vor der Dramaturgie erschien, eine neue in Italien vorher kaum gekannte Kritik auf die Bahn brachte und namentlich, seiner Zeit vorauseilend, Shakespeare die verdienten Ehren erwies.

Rom. Josef Schuhmann.

Die logische Anomalie der doppelten Negation im Deutschen.

Auf Seite 125 dieser Zeitschrift wird unter der Überschrift „Zur deutschen Negation" auch die doppelte Verneinung besprochen und dieselbe als fehlerhaft bezeichnet; von den angeführten acht Beispielen ist siebenmal kein mit einer Negation verbunden. Ich bin weit entfernt, das heutzutage Fehlerhafte einer solchen Ausdrucksweise leugnen zu wollen, und man mag auch diesen Pleonasmus bei der Negation, wie Keller in seinem Deutschen Antibarbarus p. 182 es thut, dem griechischen Sprachgebrauch vergleichen, mag ferner mit Keller beispielsweise die Stelle aus Schillers Wallenstein: „Alles ist Partei und nirgends kein Richter", so erklären, dafs zuerst das Vorhandensein eines Richters in Bezug auf die Orte, wo einer gesucht werden könnte (nirgends), alsdann in Bezug auf die verschiedenen denkbaren Arten oder Individuen (keiner) verneint wird. Aber es will mir scheinen, dafs in beiden Darstellungen das historische Moment nicht genügend zur Geltung kommt; ich sehe in solchen Doppelnegationen mit kein den Rest des älteren, an sich durchaus nicht fehlerhaften Sprachgebrauches, wenn auch denen, die solche Pleonasmen bei der Verneinung später anwenden, das Bewufstsein des Zusammenhanges mit der älteren Sprache allmählich abhanden kam. Bekanntlich ist ahd. dohein (dihein, dehein) = lat. ullus, aliquis, quidam, also an sich nicht negativ; cfr. Graff, Ahd. Spr. I, p. 320 ff. Dieselbe Bedeutung bleibt diesem unbestimmten Pronomen auch im Mittelhochdeutschen wenigstens in gewissen Fällen, namentlich in Verbindung mit Negationen, während daneben es allerdings, analog dem pas, rien u. a. im Französischen, unter Umständen schon allein negative Kraft bekommt; cfr. Lachmann zu Iwein 1685, 2151, wonach zu modifizieren, was Weinhold, Mhd. Grammatik § 474 über die Bedeutung von dehein sagt. — Auch der von Keller a. a. O. gerügte „Zwittergedanke": er ist mir verhafster wie kein anderer, läfst sich als Archaismus fassen; Graff führt a. a. O. zwei analoge Stellen an, eine aus Notkers Psalmenübersetzung: er ist hoher danne doh einiu corpora cœlestia gereichen, und eine aus Willerams Paraphrase des Hohen Liedes: turer danne dehein ander gesmide. Zum wenigsten dürfte eine Nachahmung des Französischen, welche Keller annimmt, schwer zu erweisen sein; man braucht nicht französisch zu denken, um sich jener fehlerhaften Ausdrucksweise schuldig zu machen.

Eisleben. Dr. Herwig.

Ein litterar-historischer Kalender.

Die Zusammenstellung eines Gedenkkalenders ist um so schwieriger, je kleiner das Gebiet ist, aus welchem man das entsprechende Material

schöpft. Der Unterzeichnete beabsichtigt zur Abfassung eines litterar-statistischen Kalenders anzuregen, worüber an dieser Stelle einige Notizen den Lesern des Archivs geboten werden sollen.

Überblicken wir die Menge litterarischer Erzeugnisse der Deutschen, so fallen uns sofort viele Jahreszahlen als Titel teils von Romanen, teils von Dramen auf. Versuchen wir es nur, die wichtigsten zu sichten. In der Regel führen selbe noch einen zweiten erläuternden Namen.

So schrieb Heinrich Bayer unter dem Titel „Anno 9 und 13“ biographische Gedenkblätter aus den deutschen Freiheitskämpfen unter seinem Pseudonym Robert Byr.

Ein Schauspiel „Anno dreizehn“ in 5 Akten schrieb Aug. Herm. Franke.

Joh. Heinr. Aug. Ebrard schrieb eine Erzählung „Das Jahr Achtundvierzig“.

Das vorige Jahrhundert ist vertreten durch ein Opus des Dichters des bekannten alten Schauspiels Anna-Liese, betitelt „Eintausendsiebenhundertundvierzig“, als Manuskript gedruckt und 1801 erschienen.

Ludwig Maria Kaiser verfaſste ein Schauspiel in 5 Akten „Der Neujahrstag 1308 zu Unterwalden“.

Dies ist schon für unseren Kalender verwendbar, denn da haben wir bereits ein Tagesdatum, den Neujahrstag.

Doch suchen wir weiter und halten uns womöglich an die chronologische Ordnung. So finden wir:

„1805“ oder „Die Franzosen das erste Mal in Wien“, histor. Roman in 4 Bänden, und „1809“, historischer Roman in 3 Bänden, beide von Edmund Breier.

„1812“, historischer Roman in 4 Bänden von Ludwig Rellstab.

Unter dem Titel „1813“ einmal ein melodramatisches Festgedicht von Rudolf Bunge, zweitens „1813“ auch einen dreibändigen historischen Roman von Ferdinand Stolle, und unter demselben Titel „1813“ auch ein Epos von Heinrich Treimann.

Ferner: „1830“, Roman in 2 Bänden von A. J. Groſs-Hoffinger. „Anno 1848“ nennt sich eine Fastnachtsposse von Oskar Elsner. „1848“ oder „Nacht und Licht“, ein histor. Roman in 4 Bänden von Fr. Carion.

Auch das denkwürdige Jahr 1866 wurde nicht nur als Stoff für litterarische Bearbeitung oft gewählt, sondern prangte mehreremal auch auf dem Titelblatt als Name litterarischer Editionen.

So schreiben: Wilh. Petsch ein „1866!“, Jul. Mühlfeld einen geschichtlichen Roman „1866“, Franz Carion einen Roman aus der Neuzeit „1866“ oder „In Böhmen und am Main“, und Ernst Scherenberg benannte ein Bändchen Dichtungen „1866“.

„1870“ nennt Albert Träger sechs Zeitgedichte, und „1870 oder die Helden von Wörth“ heiſst ein dreibändiger historischer Volksroman von Adolf Schirmer.

So wie es Luise Mühlbach liebt, viele ihrer historischen Romane mit dem Namen eines Fürsten zu betiteln, mit dem Zusatz „und sein Hof“, so hat der bereits genannte Fr. Carion, hinter welchem Pseudonym sich Fr. Lubojatzky birgt, mehrere Romane mit Jahreszahlen benannt, in welchen derselbe spielt oder aus welchen er Motiv und Stoff genommen.

So schrieb Franz Carion die historischen Romane: „1840“, „1848“ oder „Nacht und Licht“, „1849“ oder „Des Königs Maienblüte“, und den bereits genannten „1866“ oder „In Böhmen und am Main.“

Welche Litteratur hat das Siegesjahr 1871 hervorgerufen!

Aber nicht nur Jahreszahlen, auch Monatsnamen treffen wir als Titel am litterarischen Markte.

So nennt Joh. Nordmann in seinen Wiener Stadtgeschichten eine „Herr Januarius“ und eine andere „Fräulein April“.

„April“ betitelte auch Glasbrenner ein Gedicht.

„Das Aprilmärchen“ nennt S. W. Schierler ein phantastisches Lustspiel, und Hieronymus Lorm schrieb in seinen „Erzählungen am Kamin“ ein „Badeleben im April“.

Dies nur als Beispiele. April und Mai werden noch oft verwendet.

„Mai und September“ ist eine Sammlung von Novellen, Gedichten etc. von J. Ch. Horn überschrieben.

Hoffmann von Fallersleben nannte seine neuen Lieder „Maitrank“.

Holtei schrieb einen Festeinakter „König Mai“, Gustav Hagemann ein Schauspiel „Der Maitag“ u. dgl. mehr.

Hierher gehören auch die Erzählung „Die Tageszeiten“ von L. Fink (wir besitzen auch einen Operntext „Die Jahreszeiten“).

„12 Uhr“, Bild aus dem Volksleben in drei Akten und neun Bildern von O. F. Berg.

„In der zwölften Stunde“, Novelle von Helene Hülsen.

„60 Minuten nach 12 Uhr“, Parodie in zwei Akten von Karl Meisel.

„9 Uhr“, ein Schauspiel von Richard Desiré nach einer englischen Geschichte dramatisiert, eine Operette „Mit dem Glockenschlage 12“ von Gf. v. Loden, ein Drama „In der zwölften Stunde“ von Fr. Spielhagen etc. etc.

Überblicken wir das bisher angeführte Material, so mag dies alles wohl höchst interessant sein, aber die Ausbeute für unseren Zweck ist nur höchst gering, die Jahreszahlen können wir nicht verwenden, die Monate höchstens an die Spitze stellen; was wir aber brauchen, sind eben Tage, die wir besetzen müfsen. Daher werden wir uns noch anderweitig umsehen müssen, und wenn auch das gesuchte Material gerade nicht fliefst, manch kostbaren Tropfen können wir doch aus der grofsen litterarischen Flut schöpfen.

Erinnern wir uns zum Beispiel des anfangs genannten Kaiserschen Schauspiels „Der Neujahrtag 1808 zu Unterwalden“.

In dieser Richtung also müssen wir suchen.

Ehe ich aber nach dieser längeren Einleitung an die Lösung des Kerns meiner Studie schreite, mufs ich doch noch einiges vorwegnehmen.

Das Material für unseren Zweck läfst sich nämlich dadurch bedeutend vermehren, dafs auch Rücksicht genommen wird auf verschiedene zeitgemäfse Gelegenheitsarbeiten, welche Titel führen wie:

„Neujahrs-, Sylvester-, Oster-, Pfingst- und Weihnachtsgeschichten oder Lieder“.

Dadurch haben wir nämlich schon bestimmte Tage fixiert.

Hierher sind auch litterarische Arbeiten zu rechnen, wie:

„Der Dreikönigstag“, Novelle von Pr. H. Prätzel, denn dieser kann nur auf den 6. Januar fallen.

„Der St. Valentinstag“, ein Phantasiegemälde von Wilhelmine von Gersdorf, kann nur auf den 14. Februar eingestellt werden, oder die Posse von Ad. Bäuerle, „Der Leopoldstag“, befiehlt den 15. November in unserem Kalender.

Oder wir finden, dafs S. W. Schierler eine Novelle „Das Margaretenfest“ schrieb, wir werden daher dieselbe an jenen Tagen in unserem litterarischen Kalender einstellen, an welchen der Heiligenkalender Margarete ausweist.

Manche Tage, z. B. der* Annatag, lassen sich reichlich besetzen, man denke an die Unzahl von Romanen, an die Theaterstücke „Die lachende und weinende Anna“, von kleinen Bühnen wirklich nur am Annatage, d. i. am 26. Juni aufgeführt. Wo bleiben die dramatischen Bearbeitungen „Ännchen von Tharand“.

Schwieriger ist es bezüglich Ostern, da diese im civilen und kirchlichen Jahre bewegliche Feste sind; wir müfsten daher für unseren Kalender ein Normaljahr annehmen. Ganz analog werden wir z. B. auch die biogra-

* Siehe des Näheren meine Annenstudie, erschienen Brünn, 26. Juli 1882.

phische Erzählung von Heinr. Schwerdt, „Schillers Geburtstag“ oder „Ich habe gelebt und geliebt“ am 10. November einsetzen.

Ein weiteres grofses Kontingent stellen uns Dichtungen, wie folgende:

„Die Leipziger Völkerschlacht“, zwei Gedichte von Ch. J. Cortèrra.

„Der Tag von Sedan“, Einakter von R. Bunge.

„Die Schlacht auf dem weifsen Berge“, Novelle von Relat Münster.

„Die Schlacht bei Torgau“, Novelle von Wilibald Alexis.

„Die Schlacht bei Schleswig“, vaterländisches Gedicht von F. Köppen.

„Die Schlacht bei Pultawa“, dramat. Gedicht in 5 Akten von K. J. Stark.

„Theodor Körners Tod“ oder „Das Gefecht bei Gadebusch“, dramat. Gedicht in 1 Akt von Ad. v. Schaden.

„Die Schlacht an der Katzbach“ und

„Die Völkerschlacht bei Leipzig“, letztere ein Heldengedicht in sechs Gesängen von M. H. A. Schmidt.

„Der Tag von Andenarde“, dramat. Gedicht in 4 Akten von Joseph R. v. Weilen.

„Der Tag von Sedan“, ein Festspiel in 1 Akt von Heinrich Helmers.

„Die Schlacht bei Morgarten“, Trauerspiel von Wilh. Rufs, und so viele, viele andere.

Selbstverständlich sind diese litterarischen Pièces wieder auf den Tag einzustellen, an welchem die betreffende Schlacht nach dem allgemeinen historischen Kalender geschlagen wurde, und wäre es opportun, immer das betreffende Stück auf das Repertoire des Schlachtendatums zu setzen.

Mit dem bekannten fünfaktigen Lustspiel „Ultimo“ von Gustav Moser könnte man den letzten Tag jeden Monats besetzen, am passendsten doch nur den Sylvestertag.

Auf diese angegebene Weise erhalten wir bereits ein ziemlich reichhaltiges Material für unseren Kalender, aber lange nicht genug, um alle 365 Tage eines Jahres zu besetzen, es sind noch viele Lücken, dafür sind freilich manche Tage reich bedacht.

Wir wollen nun einige chronologisch folgen lassen. So fallen z. B. auf den ersten Januar:

„Prosit das neue Jahr“ in 1 Akt von Gustav Hagemann.

„Der Neujahrswunsch“, Lustspiel von Liebenfeld.

„Der Neujahrstag“, Posse von Seyfried.

„Der Neujahrstag“, Nachspiel von Trützschler.

„Der Neujahrstag 1808 zu Unterwalden“, Schauspiel in 5 Akten von Kaiser.

Ferner die vielen Neujahrstaschenbücher und dergleichen mehr, auch „Neujahrsnacht“ und „Neujahrswunsch“ von R. G. Prätzel u. v. a. m.

Ein mehrfach besetzter Tag ist auch der erste April.

„Der erste April“, Lustspiel von J. Cronegk.

„Der erste April“, dramat. Scherz in 1 Akt von Mathilde Raven.

„Der erste April“ oder „Onkel Jakob und Onkel Jochen“, Lustspiel in 3 Akten von Fritz Reuter; hierzu:

„Das Märchen vom ersten April“, aus dem Holländischen übersetzt von Gottfried Wilh. Rabener.

Zum Weihnachten und Sylvester wimmelt es nun in der deutschen Litteratur, bietet ja besonders das erstere Fest schon an sich einen höchst poetischen Stoff. Es seien aus der reichen Litteratur nur einige genannt:

„Weihnachten“, Familienbild in 1 Akt von J. R. Benedix.

„Die Christnacht“ von Anton Pannarsch.

„Der Weihnachtsabend“ von F. G. Schilling.

„Weihnachtsklänge“ von Ludwig Bund u. s. w.

K. A. Lebrun schrieb ein kleines Lustspiel „Der Sylvesterabend“, Gust. R. v. Frank ein einaktiges Drama „Die Sylvesternacht“. C. G. S. Heun eine Erzählung „Der Sylvesterabend“. Von Heinr. Schleiden existieren auch „Xenien am Sylvesterabend“ und noch viel anderes.

Von einzelnen anderen Tagen wollen wir noch nennen den poesie- und sagenreichen Dreikönigstag oder den 6. Januar:

„Der Dreikönigstag", Novelle von Prätzel, und „Der Dreikönigsabend", Erzählung von Ferd. Stolle. Ferner:

„Der 18. Januar", Gedichte von Georg Ludwig Hesekiel zum dritten fünfzigjährigen Jubelfeste der Aufrichtung des Königreichs Preufsen.

„Der 29. Januar" von E. Zedlitz-Neukirch und „Der 29. Januar" von Theodor Winkler.

In den Februar fällt auf den vierzehnten der schon genannte „Der St. Valentinstag", Phantasiegemälde von W. v. Gersdorf, und „Der 24. Februar", Tragödie in 1 Akt von F. L. Z. Werner.

In den April werden wir die Ostern verlegen und aufserdem noch aufnehmen.

„Der Palmensonntag", von Ernst Fischer.

„Der Karfreitag", ein erzählendes Gedicht von Fried. Halm u. dgl. m.

„Der 18. April" heifst ein Lustspiel von Peist und „Der letzte April" eine einaktige Posse von W. A. W. Gerle.

Im Mai haben wir zu verzeichnen:

„Der erste Mai", Lustspiel von J. A. G. Reil.

„Der 5. Mai 1821" (Napoleons Tod), von Peter Moser nach dem Italienischen des A. Manzoni.

„Der 5. Mai", ein Lebensbild von der Unterelbe. Roman von R. A. Reinhardt.

In den Juni verlegen wir Pfingsten und haben besonders das fünfaktige Lustspiel in Strafsburger Mundart von Arnold „Der Pfingstmontag" hervorzuheben.

In den Juli z. B. „Der 4. Juli" von Max Moltke und „Am 13. Juli 1874" von E. Geibel.

In den November:

„Ein Gedenkblatt zum 10. November" von Julius Scharz und „Der Leopoldstag" (für den 15. November), Posse von Ad. Bäuerle.

Eine Novelle von Tick betitelt sich „Der 15. November" und ein Originallustspiel von Leopold Feldmann „Der 30. November".

Einige Tage lassen sich dadurch besetzen, dafs wir jene litterarischen Erzeugnisse heranziehen, deren Titel die französische Zeitrechnung zur Zeit der Revolution aufweisen.

So schrieb z. B. Edmund Schmied einen historischen Roman „Der achtzehnte Brumaire", und Karl Max einen „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte" und Karl Adolf von Wachsmann eine Novelle unter dem Titel „Der neunte Thermidor".

Diese Daten lassen sich leicht in unsere Ära übertragen.

Damit glaube ich der gestellten Aufgabe gerecht geworden zu sein.

Prag. Dr. Ed. Maria Schranka.

Die École normale in Paris.

Seit längerer Zeit streitet man sich in den Pariser Tagesblättern über die Methode des Unterrichts, welche bei den conférences dieses Lehrerseminars Anwendung gefunden hat, und namentlich sind es Freunde und ehemalige Zöglinge der École des Chartes, welche die „deutsch-philosophische" Behandlung des Sprachunterrichts in der École normale mit grofsem Eifer bekämpfen, aber ebenso energischen Widerstand finden. Die Professoren oder maîtres de conférences der École normale haben bisher Stillschweigen beobachtet; in einer der neuesten Nummern der France findet sich nun aber der Brief eines „normalien", wie sich die Zeitung ausdrückt,

welcher als ganz charakteristisch weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. Das Schreiben lautet:

Monsieur,

Je n'ai point l'intention d'intervenir dans votre polémique avec MM. Sarcey et Montargis. Je suis d'un âge et d'une profession où la polémique n'est guère de mise.

Encore moins voudrais-je prendre parti dans une querelle entre l'École normale et l'École des Chartes, n'etant pas impartial, vu ma qualité de vieux normalien.

Je vous écris tout simplement, monsieur, pour vous dire que vous avez bien fait d'attacher le grelot et que je vous remercie.

Nous autres, universitaires, nous attachons le grelot peu volontiers; nous sommes gens timides, ayant conquis nos grades et nos promotions par un labeur pénible, étant pères de famille et peu disposés à jeter des pierres qui pourraient retomber dans notre jardin. Mais quand un journaliste, un homme libre, *vir sui juris*, comme dit Cicéron, prend la défense de nos dieux, nous sommes bien aises de lui dire qu'il est dans la vérité.

Nos dieux, monsieur, c'est le vieil esprit français, le vieux bon goût, le vieux bon sens, la vieille langue française; idoles, si l'on veut, mais idoles qu'adoraient Rabelais, Molière et Voltaire, et qui s'en vont tout doucement en poussière, rongées par le termite germanique.

Est-ce une raison, parce que les Prussiens nous ont vaincus en 71, pour que nous nous barbouillions ainsi des pieds à la tête d'érudition prussienne, de cette érudition micrographique, où, pour un dixième de vraie science, entrent quatre dixièmes de curiosité enfantine ou sénile, et cinq dixièmes de charlatanisme effronté.

Micrographes, vous dis-je, micrologues et microcéphales, et blagueurs surtout, ces savants ou soi-disant tels, qui, lorsqu'ils annotent le 4. livre de l'Énéide, ne s'occupent que de savoir s'il faut lire: *istunc* ou *istum*, et cela à l'heure où Didon se tue sur la terrasse toute blanche de son palais, en face des flots bleus de la Méditerranée où se profilent les voiles de la flotte d'Énée, tandis que l'aurore vient toucher, de sa flèche d'or, la cime des cyprès funéraires!

Istunc ou *Istum*, Monsieur, tout est là. Didon, l'aurore et la mort, et la vie, et le dernier regard jeté vers le ciel implacable, tout cela n'intéresse pas la nouvelle école philologique. Mais *Istunc!* de grâce, monsieur, goûtez cet *Istunc*. Il vaut son pesant d'or, et nos germanomanes ne donneraient pas cet *Istunc* pour un acte d'Iphigénie.

Un de nos maîtres le disait l'autre jour: l'avènement de cette école, c'est la revanche de médiocrités. Quand on n'a ni esprit, ni sensibilité, ni style, on se venge en déclarant Villemain un rhéteur, Michelet un halluciné, on se fait philologue, on se prussianise, on place, déplace et replace des virgules, et l'on refait les chefs-d'œuvre de l'antiquité d'après Trissotinhauser et Vadiushoffer. Il y a là un danger national, monsieur, et plus grand que le danger dont nous menacent les armées de M. de Bismarck.

Donc, monsieur, je vous serre très sincèrement la main et je vous dis: Sus au germanisme, ce que ne veut pas dire: Sus à l'érudition. On peut être érudit et avoir du goût; mais pour cela il faut rester Français et ne pas se faire dupe ou complice de l'immense mystification de l'école germanisante qui pèse aujourd'hui sur l'Université comme un cauchemar, détraque nos élèves et nous désespère, nous les vieux et impuissants défenseurs de la tradition nationale.

Agréez, etc.

Prof. Adolf Brennecke in Elberfeld, welcher sich durch seine treffliche Erzählung „Um Paris“ viele neue Freunde erworben und in farbenreicher Lokal- und Kulturschilderung ein Werk geliefert hat, welches auch in dieser Zeitschrift erwähnt zu werden verdient, bietet in dem 18. und 19. Hefte der bei F. Hirt in Leipzig erscheinenden Nordlandfahrten eine malerische Wanderung durch die historischen Schlösser und höheren Bildungsanstalten von Alt-England, auf welche wir die Leser des Archivs besonders aufmerksam machen. Nach den rühmlichst bekannten Wieseschen Briefen über englische Erziehung bietet das genannte Werk das Beste über die pädagogischen Grundsätze, die Lehrmethode in England und auch die äufsere Ausstattung englischer Unterrichtsanstalten. Der Inhalt der kleinen Schrift bringt viel Neues, die Beurteilung ist unbefangen und gerecht, die Schilderung höchst anziehend.

Berichtigungen.

Im Archiv Bd. LXVII, S. 125 heifst es: „Bekanntlich wird in der Braunschweiger Gegend das beste Deutsch gesprochen.“ Das kann doch nur den Sinn haben, dafs man in Braunschweig meint, man spreche dort das reinste Hochdeutsch. Dafs das aber keineswegs der Fall ist, giebt gewifs der Verf. zu. Wer das Hochdeutsch am reinsten ausgesprochen hören will, mufs nach Kurland gehen.

Eben dort: „Da das Plattdeutsche für den Dativ und Accusativ des Personalpronomens ich nur eine Form hat, nämlich ‚mick‘“ u. s. w. Der Nichtkenner des Plattdeutschen kann auch dies falsch verstehen, es ist nur die Rede von dem Braunschweiger Plattdeutsch. Hölscher.

Bd. LXIX, S. 225, Zeile 31 v. o. lies Breymann statt Breitinger.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, herausg. von F. Techmer. (Leipzig, J. A. Barth.) p. an. 12 Mk.
O. Apelt, Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Ein histor.-krit. Versuch. (Leipzig, Teubner.) 4 Mk.
J. Duboc, Geschichte der engl. Presse. (Hamburg, Grüning.) 6 Mk.

Lexikographie.

F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 3., 4., 5. Lfg. (Strafsburg, Trübner.)
J. Windekilde, Neues Handwörterbuch der deutschen Sprache. 6. Lfg. (Neuwied, Heuser.) 80 Pf.
H. Frischbier, Preufsisches Wörterbuch. Ost- u. Westpr. Provinzialismen in alphabet. Folge. 7. Lfg. (Berlin, Enslin.) 2 Mk.
F. Staub und L. Tobler, Schweiz. Idiotikon. 4. Heft. (Fr. Huber.) 2 Mk.
O. Sutermeister, Schwizer-Dütsch. 17. und 18. Heft. (Zürich, Orell Füssli & Co.) à 50 Pf.
O. Kiemisch, Deutsch-fremdsprachliches Citaten-Lexikon. (Leipzig, Krüger.) 2 Mk. 80 Pf.

Grammatik.

H. Baldes, Der Genitiv bei Verbis im Althochdeutschen. (Strafsburg, Trübner.) 1 Mk.
F. Körnig, Der syntaktische Gebrauch des Imperfekts und des historischen Perfekts im Altfranzösischen. (Breslau, Diss.) 1 Mk.
G. Hentschke, Die Verbalflexion in der Oxf. Hs. d. Girart de Rosilho. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 60 Pf.

Litteratur.

Th. Jahn, Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage. (Erlangen, Deichert.) 3 Mk.
A. Althaus, Erörterungen über Lessings Minna von Barnhelm. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
Chr. Muff, Zwei Titanen, Prometheus und Faust. Ein Vortrag. (Halle, Mühlmann.) 1 Mk.
Göthes Iphigenie auf Tauris. In vierfacher Gestalt hrsg. von J. Bächtold. (Freiburg, Mohr.) 4 Mk.
F. Strehlke, Göthes Briefe. 15. Lfg. (Berlin, Hempel.) 1 Mk.
G. Hofmeister, Adelbert von Chamisso. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.

W. Heidsiek, Die ritterliche Gesellschaft in den Dichtungen des Crestien de Troies. (Greifswald, Diss.) 1 Mk.

J. Koch, A critical edition of some of Chaucer's Minor Poems. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.

R. Merbot, Ästhetische Studien zur angelsächsischen Poesie. (Breslau, Köbner.) 1 Mk. 50 Pf.

M. Rosbund, Dryden als Shakespeare-Bearbeiter. (Halle, Diss.) 1 Mk.

F. J. Child, English and Scottish Popular ballads. Boston. 10 Mk.

Pseudo-Shakespearian Plays, ed. by K. Warnke and L. Proscholdt. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderung durch England. Heft 18 und 19, enthaltend: Ad. Brennecke, Die historischen Schlösser und Bildungsanstalten Alt-Englands. Bd. III. (Leipzig, F. Hirt.) 20 Mk.

V. Imbriani, Sulle canzoni pielrose di Dante. Studio. (Bologna.) 3 Mk.

C. Galanti, Sulla interpretazione dei primi terzetti del canto IX del Purgatorio. (Ripatransone, Jaffei e Nisi.) 1 Mk.

Dante Alighieri, La Vita nuova, con note e illustr. di Pietro Fratizelli; ristampata a uso dei licei. (Firenze, G. Barbera.) 60 Pf.

Hilfsbücher.

W. Dechelmann, Übungsbuch der deutschen Sprache für Fortbildungs- und Bürgerschulen. (München, Stahl.) 60 Pf.

A. Baumgartner, Lese- und Übungsbuch für die Mittelstufe des franz. Unterrichts. (Zürich, Orell Füssli & Co.)

Ph. Plattner, Übungsbuch zur franz. Schulgrammatik. (Karlsruhe, Bielefeld.) 1 Mk. 20 Pf.

G. Meli, Grundriſs der italienischen Grammatik für Schul- und Privatgebrauch. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Mk. 25 Pf.

F. Spira, Prime letture italiane, rivedute e pubblicate da G. Hopf. (Nürnberg, Korn.) 1 Mk.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXVII. JAHRGANG, 70. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1883.

Seite

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Shakespeares Comedy of Errors
und
die Menächmen des Plautus.

Welches Stück Shakespeare bei seiner Comedy of Errors als Quelle gedient hat, läfst sich leider nicht mehr bestimmen. Es ist wohl möglich, dafs der Dichter sich an ein älteres englisches Drama gehalten hat, von dem wir nur noch den Namen wissen. In den Rechnungen der Hoflustbarkeiten nämlich finden wir angeführt, dafs am Neujahrstag 1577 in Hampton-Court eine Komödie, betitelt „The Historie of Error", aufgeführt und am heiligen Dreikönigs-Abend 1583 zu Windsor wiederholt worden ist. Von der Ähnlichkeit des Namens hat man auf die Verwandtschaft der beiden Stücke geschlossen. Da jene Historie of Error verloren gegangen, ist jede Untersuchung über ihr Verhältnis zu dem Shakespeareschen Drama ausgeschlossen. Es bleibt also nur übrig, sich nach einem anderen Stücke umzusehen, das Shakespeare benutzt haben könnte. Nach der Ansicht der meisten Forscher können dies nur die Menächmen des Plautus sein, deren Sujet dem des Shakespeareschen Stückes sehr ähnlich ist. P. Wislicenus und K. Elze behaupten, dafs aufser den Menächmen auch noch der Amphitruo des Plautus benutzt worden sei. Ulrici zwar hält eine Benutzung des Plautinischen Stückes für unmöglich, weil dies erst 1595 in einer Übertragung erschienen sei. An eine Benutzung des Plautus in der Ursprache ist nach ihm überhaupt nicht zu denken. Nun fällt die Comedy of Errors — dafür sprechen viele innere und äufsere Gründe — in die Jahre von 1589 bis 1593. Richard Simpson nimmt schon 1585 oder 1586 an.

Also kann Shakespeare, so schliefst Ulrici, die Menächmen des Plautus nicht benutzt haben. Dabei hat er aber eins übersehen. Sind auch die angegebenen Zeitdaten richtig, und sprechen wir dem Dichter die Fähigkeit ab, den lateinischen Plautus gelesen zu haben, so bleibt doch noch eine Möglichkeit. In dem Vorworte, welches der Drucker der Übertragung des W. W. — vermutet wird William Werner — vorausschickt, sagt er: „The writer hereof (loving Readers) having diverse of this Poettes Comedies Englished, for the use and delight of his private friends, who in Plautus owne words are not able to understand them: I have prevailed so far with him as to let this one go farther abroad, for a publike recreation and delight to all those, that affect the diverse sorts of bookes compiled in this kind, whereof (in my judgement) in harmlesse mirth and quicknesse of fine conceit, the most of them come far short of this.“ Warum soll Shakespeare diese Übertragung nicht gekannt haben? Konnte er nicht auch zu den „private friends“ gehören, die der W. W. erheitern wollte durch seine Übertragung, ehe er an deren Druck überhaupt dachte? Dafs es den Drucker Mühe gekostet hat, den Übersetzer zur Veröffentlichung gerade der Menächmen zu veranlassen, geht aus folgenden Worten hervor, die ich dem Vorwort entnehme: „And although I forced him very loath and unwilling to hazard this to the curious view of envious detraction, (being as he tels mee) neither so exactly written, as it may carry any name of a Translation, nor such libertie therin used, as that he would notoriously varie from the Poets owne order: yet sith it is only a matter of merriment, and the litle alteration therof, can breede no detriment of importance, I have over-rulde him so farre, as to let this be offred to your curteous acceptance.“ Also wird sich W. W. wohl lange gesträubt haben, ehe er die nach seiner Meinung etwas flüchtige Arbeit dem Drucker übergeben hat. Auch ein Grund für das schon längere Vorhandensein der Handschrift.

Die Möglichkeit, dafs Shakespeare die handschriftliche Übertragung gekannt und danach sein Drama gearbeitet habe, ist demnach nicht zu leugnen. Die Frage, ob Shakespeare fähig gewesen sei, Stücke wie das Plautinische im Original zu lesen, lasse ich als eine müfsige aufser acht. Für den vorliegenden

Gegenstand ist die Bejahung oder Verneinung jener Frage von keiner Bedeutung, da zur Zeit der Abfassung der Comedy of Errors eine englische Übertragung der Menächmen existiert hat, wenn auch nur handschriftlich.

Die Vergleichung des Shakespeareschen Stückes mit dieser englischen Übertragung, die ja ebensogut wie die verloren gegangene Historie of Error die Quelle desselben sein kann, ist der Zweck dieser Arbeit. Eine solche Vergleichung kann des Interesses nicht ermangeln. Ist das Stück wirklich die Quelle, dann giebt uns die Vergleichung einen Mafsstab für die Selbständigkeit und Originalität Shakespeares; ist es die Quelle nicht, dann haben wir zwei Dramen gegenübergestellt, die dasselbe Sujet haben, dessen verschiedene Behandlung in Anlage und Charakterzeichnung wir kennen lernen.

Der Übersetzer hat das Stück betitelt: „Menæchmi. A pleasant and fine conceited Comœdie, taken out of the most excellent wittie Poet Plautus. Chosen purposely from out the rest, as least harmefull, and yet most delightfull. Written in English, by W. W. London, Printed by Tho. Creede etc. 1595.“

Dramatis Personæ.

W. W.	Shakespeare.
Peniculus a Parasite.	
Menechmus the Citizen.	Antipholus of Ephesus.
Menechmus the Traveller.	Antipholus of Syracuse.
Erotium.	A Courtezan.
Cylindrus.	
Messenio, servant to Menechmus the Traveller.	Dromio of Syracuse, attendant on Antipholus of Syracuse.
Ancilla, Erotium's mayd.	
Mulier, the Wife of Menechmus the Citizen.	Adriana, wife to Antipholus of Ephesus.
Senex.	
Medicus.	Pinch, a schoolmaster.
	Solinus, duke of Ephesus.
	Ægeon, a merchant of Syracuse.
	Dromio of Ephesus, attendant on Antipholus of Ephesus.
	Balthazar, a merchant.
	Angelo, a goldsmith.
	First Merchant, friend to Antipholus of Syracuse.
	Second Merchant, to whom Angelo is a debtor.
	Æmilia, wife to Ægeon, an abbess at Ephesus.
	Luciana, sister to Adriana.
	Luce, servant to Adriana.

Wir haben sechs Parallelfiguren, die wir vergleichen können. Wir richten uns in der Reihenfolge nach dem Personenverzeichnis. Die Citate sind der Dyceschen Ausgabe entnommen. Zuerst die beiden ansässigen und verheirateten Brüder. Der Wohnort derselben ist zugleich der Ort der Handlung in beiden Stücken: bei W. W. Epidamnum, bei Shakespeare Ephesus. Indes wird Epidamnum in der Comedy of Errors mehrmals erwähnt, woraus erhellt, dafs Shakespeare das Plautinische Stück oder dessen englische Übertragung gekannt hat. Ich stelle die Parallelscenen gegenüber und citiere die ähnlichen Stellen.

Menechmus Cit. (W. W.).	Antipholus Eph. (Shakesp.).
This same I meane to give to Erotium. (I, 2.)	— — — —: that chain will I bestow Be it for nothing but to spite my wife Upon mine hostess there. (III, 1.)
There I meane to have a delicious dinner prepard for her and me. (I, 2.)	To her will we to dinner. (III, 1.)
Gave mee the cloake and your chaine? In truth I never sawe ye since I left it heere with you. (IV, 3.)	I never saw the chain. (V, 1.)
Forsworne Queanes. (V, 8.)	Dissembling harlot. (IV, 4.)
The mischiefe light on thee, with all thy frivolous questions. (V, 4).	Peace, doting wizard, peace! (IV, 4.)
And Erotium she plainly sheweth what she is. (V, 4.)	Dissembling harlot, thou art false in all. (IV, 4.)
Doo you thinke that I am so mad that I cannot devise as notable lyes of you as you do of me? (V, 4.)	I am not mad. (IV, 4.)
What will ye do with me? (V, 6.)	What, will you murder me? (IV, 4.)
About seven years old: for even then I shedde teeth, and since that time I never heard of anie of my kindred. (V, 8.)	I never saw my father in my life. (V, 1.)

Why, asse, I neither have yet dined, nor came I there, since we were there together. (IV, 2.)	I dined at home! — Thou villain, what sayst thou? (IV, 4.)

Soweit die Citate. Menechmus Cit. und Antipholus Eph. sind beide ärgerlich über ihre Frauen. Ersterer beschwert sich darüber, dafs seine Frau ihn keinen Augenblick in Ruhe lasse, dafs er keinen Schritt thun könne, ohne dafs sie ihn frage, wohin er gehe. Dieser beständigen Überwachung überdrüssig beschliefst er, ihr einmal einen gehörigen Streich zu spielen. Er entwendet seiner Frau einen wertvollen Mantel, um ihn einer Buhlerin zu schenken. Bei letzterer will er auch ein „köstliches Mittagessen“ einnehmen. Ähnlich Antipholus Eph. Auch er scheint nicht der glücklichste Ehemann zu sein. Er sagt, sein Weib zanke mit ihm, wenn er die Zeit nicht innehalte. Deshalb ersinnt er eine Lüge zur Entschuldigung. Er hat einige Freunde eingeladen zum Mittagessen und verheifst ihnen ein freundliches Willkommen. Als sie vor seinem Hause angelangt sind, erhalten sie keinen Einlafs. Dort sind ja bereits Antipholus Syr. und Dromio Syr. Der abgewiesene Ehemann gerät in solche Wut, dafs er mit Gewalt den Einlafs erzwingen will. Balthazar warnt ihn davor und Antipholus folgt der Warnung. Aber er will sich rächen. Er ladet seine Freunde ein, mit ihm bei einer Buhlerin zu speisen, ihr will er auch die Kette schenken, die seiner Gattin zugedacht war. — Beide, Menechmus Cit. und Antipholus Eph., erfahren dasselbe Schicksal. Beide werden für verrückt gehalten und darauf untersucht. Beide geraten in die gleiche Wut und erklären, dafs sie nicht verrückt seien. Ihre Wut erreicht ihren Höhepunkt, als man Hand an sie legen will. — Am Ende sind beide wieder in derselben Lage. Sie wissen nur wenig über ihre Herkunft und ihre Eltern. Menechmus Cit. erinnert sich noch, dafs er im Alter von ungefähr sieben Jahren mit seinem Vater nach Tarent gereist und da im Gedränge gestohlen sei. Antipholus Eph. behauptet, seinen Vater nie in seinem Leben gesehen zu haben, auch nie in Syrakus gewesen zu sein.

Menechmus Trav. (W. W.).	Antipholus Syr. (Shakesp.).
Otherwise I can never desist seeking. (II, 1.)	So I, to find a mother and a brother In quest of them, unhappy, lose myself. (I, 2.)

Sirra, no more of these sawcie speeches, I perceive I must teach ye how to serve me, not to rule me. (II, 1.)	Come, Dromio, come, these jests are out of season; Reserve them till a merrier hour than this. (I, 2.)
Because I feare you wil be busie among the Curtizans, and to be cozened of it. (II, 1.)	They say this town is full of cozenage. (I, 2.)

Auffallend ist das cozen auf beiden Seiten. Man könnte geneigt sein, aus diesem einen Faktum auf die Benutzung des Plautus (W. W.) durch Shakespeare zu schliefsen.

Surely this fellow is mad. (II, 2.)	The fellow is distract, (IV, 3.)
Whom doth this woman speake to? (II, 3.)	Plead you to me, fair dame? (II, 2.)
Gentlewoman, ye are a straunger to me, and I marvell at your speeches. (II, 3.)	— — — I know you not. (II, 2.)
She also calls me by my name. (II, 3.)	How can she thus, then, call us by our names, Unless it be by inspiration? (II, 2.)
Nor never was in this place till this instant. (II, 3.)	In Ephesus I am but two hours old. (II, 2.)
I never had wife, neither have I. (II, 3.)	Thou hast no husband yet, nor I no wife. (III, 1.)
Ile then hie me away to my ship: tis time to be gone from hence. (V, 2.)	I will not stay to-night for all the town; Therefore away, to get our stuff aboard. (IV, 4.)
O brother, brother, let me embrace thee! (V, 8.)	Embrace thy brother there. (V, 1.)
Ile go in with her, Messenio, Ile see further of this matter. (II, 3.)	Until I know this sure uncertainty, I'll entertain the offer'd fallacy. (II, 2.)
Doo not all the Gods conspire to loade mee with good lucke? well I see tis high time to get mee out of these coasts, least all these matters should be lewd devises to draw me into some snare. (III, 3.)	There's none but witches do inhabit here; And therefore 'tis high time that I were hence. (III, 2.)

This passeth that I meet with none, but thus they vexe me with straunge speeches. (V, 1.)	There's not a man I meet but doth salute me As if I were their well-acquainted friend. (IV, 3.)
I wil now goe see if I can finde my man Messenio, that I may tell him how I have sped. (III, 3.)	I'll to the mart, and there for Dromio stay: If any ship put out, then straight away. (III, 2.)
Impudent knave, wilt thou say that I ever saw thee since I sent thee away to day, and bad thee come for mee after dinner? (V, 7.)	— — — Wast thou mad, That thus so madly thou didst answer me? (II, 2.)
What ghoast? (V, 8.)	Ægeon art thou not? or else his ghost? (V, 1.)

Beide haben es sich zur Aufgabe gemacht, den verlorenen Zwillingsbruder aufzufinden. Das Gefühl ihres Unglücks wird um so bitterer, je länger ihr vergebliches Suchen dauert. Antipholus Syr. vergleicht sich mit einem Wassertropfen, der einen anderen Tropfen im Meere sucht und bei diesem Suchen in nichts zerrinnt. Deshalb kann er auch nicht froh werden, bis er den Bruder gefunden hat. Menächmus Trav. sucht sein Unglück hauptsächlich in der Ungewiſsheit. Er weiſs nicht, ob sein Bruder lebt oder tot ist. Hätte er sichere Kunde von seinem Tode, dann würde er sich zufrieden geben. — Beide machen dieselben Verwechselungen durch. Die wichtigste ist unstreitig die im Gespräch mit den Frauen ihrer Zwillingsbrüder. Die Verwechselungen und Verwickelungen werden schlieſslich so arg, daſs den beiden der Kopf anfängt schwindlig zu werden, daſs sie glauben, mit einem Zauber behaftet zu sein, und es für die höchste Zeit halten, diesem Zauber zu entrinnen. Daher möglichste Beschleunigung der Abreise.

Erotium (W. W.).	A Courtezan (Shakesp.).
What mine owne Menechmus; welcome sweete heart. (I, 3.)	Well met, well met, Master Antipholus. (IV, 3.)
O Menechmus, why stand ye here? pray come in. (IV, 3.)	Will you go with me? We'll mend our dinner here. (IV, 3.)

Ah then, Sir, I see you wrought a device to defraude mee of them both. (IV, 3.)	I hope you do not mean to cheat me so. (IV, 3.)
Tush, what needeth all this jesting? Pray leave off. (II, 3.)	Your man and you are marvellous merry, sir. (IV, 3.)

Dies sind die einzigen Stellen, die ich zur Vergleichung anführen kann. Der Grund dafür liegt darin, dafs Shakespeare seine Courtezan überhaupt nur in zwei Scenen auftreten läfst. Sie spielt bei ihm eine ganz untergeordnete Rolle. Sie will gleich Erotium den unzufriedenen Ehemann ausnutzen, irrt sich aber in dessen Person und glaubt schliefslich selbst geprellt zu sein.

Messenio (W. W.).	Dromio of Syracuse (Shakespeare).
Either she is a witch, or else she hath dwelt there and knew ye there. (II, 3.)	This is the fairy land; — O spite of spites! We talk with none but goblins, owls, and sprites. (II, 2.)
Ah maister, will yee be cony-catcht thus wilfully? (II, 3.)	They'll such our breath, or pinch us black and blue. (II, 2.)
Whewe, marry I thanke for nothing. (V, 7.)	Marry, sir, for this something that you gave me for nothing. (II, 2.)
O Jupiter, what do I see? my maister abused by a companie of varlets. (V, 6.)	O, my old master! who has bound him here? (V, 1.)
I told ye, here were silver tong'de hacsters. (II, 3.)	Nay, she is worse, she is the devil's dam; and here she comes in the habit of a light wench. (IV, 3.)
For this assure your selfe, this Towne Epidamnum is a place of outragious expences, exceeding in all ryot and lasciviousnesse: and (I heare) as full of Ribaulds, Parasites, Drunkards, Catchpoles, Cony-catchers, and Sycophants, as it can hold. (II, 1.)	By my troth, your town is troubled with unruly boys. (III, 1.)

What a slave is this? that I had somewhat to breake the Rascals pate withal. (II, 2.)	Break any breaking here, and I'll break your knave's pate. (III, 1.)
Villaine, Ile make thee tell me what thou meanest by all this talke? (II, 2.)	It seems thou want'st breaking: out upon thee, hind! (III, 1.)

Messenio und Dromio Syr. sind Clowns voll toller Späfse. Bei den sie betreffenden Verwechselungen glauben sie sich ins Feenreich versetzt und wissen vor lauter Verwunderung nicht wohin. Doch sind sie mifstrauisch und sehen überall Schlingen und Netze. — Sie sind treue Diener. Sie sind ergrimmt, als ihre Herren — Messenio allerdings den falschen — gefesselt sehen. Sie haben keine anderen Interessen als die ihrer Herren. Ihr Witz entfaltet sich unter anderem in den Scenen, wo sie den Buhlerinnen begegnen. Messenio nennt sie eine silberzungige Meuchelmörderin, Dromio gar des Teufels Grofsmutter. Beide fällen dasselbe Urteil über die Stadt, in die sie geraten sind: sie ist ein Nest von Schurken, Wollüstlingen und Trunkenbolden. — Noch eine Eigenschaft haben beide gemeinsam. Sie sind grofse Maulhelden. Sie schlagen mit Worten ihren Gegnern die Knochen entzwei.

Gehen wir zu den Rollen der Frauen über.

Mulier (W. W.).	Adriane (Shakespeare).
I marvaile that my husband comes not yet. (V, 1.)	Neither my husband nor the slave return'd. (II, 1.)
He hauntes naughtie harlottes under my nose. (V, 2.)	I know his eye doth homage otherwhere. (II, 1.)
Thinkes he I will be made such a sot, and to be still his drudge, while he prowles and purloynes all that I have, to give his Trulles? (IV, 1.)	But, too unruly deer, he breaks the pale, And feeds from home; poor I am but his stale. (II, 1.)
Aske yee mee whats the matter? (IV, 2.)	Why, man, what is the matter? (IV, 2.)
Are ye not ashamed to deny so confidently, that which is apparant? (IV, 2.)	Dissembling villain, thou speak'st false in both. (IV, 4.)
These foule abuses and contumelies, I can never endure. (V, 1.)	Unfeeling fools can with such wrongs dispense. (II, 1.)

He makes me a stale and a laughing stocke to all the world. (V, 2.)	— — —; poor I am but his stale. (II, 1.)
There he feastes and bancquets, and spendes and spoiles. (V, 2.)	How if your husband start some otherwhere? (II, 1.)
Out, out, what a wretched life is this that I live. (IV, 2.)	Since that my beauty cannot please his eye, I'll weep what's left away, and weeping die. (II, 1.)
Away, away; keep your hands off. (IV, 2.)	O, bind him, bind him! let him not come near me. (IV, 4.)
Impudent beast, stand ye to question about it? For shame hold thy peace. (V, 1.)	Hence, prating peasant! fetch thy master home. (II, 1.)

Beide Frauen warten auf ihre Männer. Beide beklagen sich über die Vernachlässigung, die sie von ihnen erfahren. Sie schelten über die Untreue der Gatten, die sie nicht länger ertragen können. Ihr Dasein erscheint ihnen als ein unbeschreiblich unglückliches. — Als sie ihre Männer für wahnsinnig halten, befällt sie entsetzliche Furcht. Sie wollen dieselben um keinen Preis an sich herankommen lassen.

Medicus (W. W.).	Pinch (Shakespeare).
O now he rageth upon these words: take heed. (V, 4.)	Mistress, both man and master is possess'd. (IV, 4.)
Menechmus, tell me, be not your eyes heavie and dull sometimes? (V, 4.)	I know it by there pale and deadly looks. (IV, 4.)
Ile tell ye, hee shall be brought over to my house, and there I will cure him. (V, 4.)	They must be bound, and laid in some dark room. (IV, 4.)

Der Medicus und Pinch sind gerufen, die Patienten zu untersuchen. Beide legen Wert auf den blassen, verstörten Blick. Nach vorgenommener Untersuchung erklären sie die Patienten für wahnsinnig und ordnen Mafsregeln zu ihrer Heilung an.

Medicus und Pinch sind die letzten Personen, die wir zu

vergleichen hatten. Wenn nun die bisherigen Citate Worte waren nur der gerade zu vergleichenden Personen, so folgen jetzt solche, die nur durch ihre Ähnlichkeit bemerkenswert sind, gleichviel welchen Personen sie angehören. Wenn diese Citate auch nicht dazu dienen können, Vergleichungspunkte abzugeben für die einander entsprechenden Figuren, so ist doch ihr Wert für die Vergleichung der Dramen im ganzen darum kein geringerer.

Six yeares now have we roamde about thus; Istria, Hispania, Massylia, Ilyria, all the upper sea, all high Greece, all Haven Towns in Italy. Messenio (II, 1).	Five summers have I spent in furthest Greece, Roaming clean through the bounds of Asia, And, coasting homeward, came to Ephesus. Ægeon (I, 1).
Not a world of men shall staie me, but Ile go tell his wife of all the whole matter, sith he is at this point with me. Peniculus (III, 2).	My way is now to hie home to his house, And tell his wife that, being lunatic, He rush'd into my house, and took perforce My ring away. Courtezan (IV, 3).
Will ye denie that which you did in my company? Peniculus (III, 2).	And why dost thou deny the bag of gold? Antipholus Eph. (IV, 4).
I am of Syracusis in Sicilia. Menechmus Cit. (V, 8).	— — —; I came from Syracuse. Antiph. Syr. (V, 1).
Indeed she tooke ye for mee. Menechmus Cit. (V, 8).	And I was ta'en for him, and he for me; Antiph. Syr. (V, 1).
Maister Doctor, pray heartily make speede to cure him. Senex (V, 4).	Good Doctor Pinch, you are a conjurer; Establish him in his true sense again. Adriana (IV, 4).
Why fond man, art thou mad, to deny that thou ever setst foote within thine owne house where thou dwellest? Senex (V, 2).	What, are you mad, that you do reason so? Luciana (III, 1).
But see where he is now, and brings my cloake with him. Mulier (V, 1).	'Tis so; and that self chain about his neck, Which he forswore most monstrously to have. Angelo (V, 1).

Father, marke I pray how his eyes sparkle: they rowle in his head; his colour goes and comes: he lookes wildly. Mulier (V, 2).	Alas, how fiery and how sharp he looks! Luciana (IV, 4).
Take him up, and bring him to the Physitians house. Senex (V, 6).	Go bear him hence. Adriana (IV, 4).
Ye jest too perversly with your friends. Senex (V, 2).	I pray you, jest, sir, as you sit at dinner. Dromio Eph. (I, 2).
See what idle talke he falleth into. Senex (V, 4).	God help, poor souls, how idly do they talk! Luciana (IV, 4).
Out, drunken foole, etc. Menechmus Trav. (II, 1).	Thou drunken slave, etc. Antiph. Eph. (IV, 1).
Wold ye have your husband serve ye as your drudge? Senex (V, 2).	A man is master of his liberty. Luciana (II, 1).
How haps it ye come so soone? Cylindrus (II, 2).	— how chance thou art return'd so soon? Antiph. Syr. (I, 2).
Surely this fellow is mad. Menechmus Trav. (II, 2).	Go bind this man, for he is frantic too. Pinch (IV, 4).
Looke how he stares about! how he gapes. Mulier (V, 2).	Ay me, poor man, how pale and wan he looks! Luciana (IV, 4).
Your purse is lockt up safely sealed in the casket, as you gave it mee. Messenio (V, 6).	There is your money that I had to keep. First Merchant (I, 2).
Do, fetch it. Menechmus Cit. (V, 6).	Go fetch it, sister. Adriana (IV, 2).
Maydes looke that all things be readie. Cover the boord. Erotium (II, 3).	Dromio, go bid the servants spread for dinner. Luciana (II, 2).
Will ye go in to dinner, Sir? Erotium (II, 3).	Come, sir, to dinner. — Adriana (II, 2).
A good motion; yea, and thanks with all my heart. Menechmus Trav. (II, 3).	— — —; and much thanks for my good cheer. Antiph. Eph. (V, 1).

In troth I never sawe thee in all my life. Menechmus Trav. (III, 2).	I, sir! I never saw her till this time. Dromio Syr. (II, 2).
Fetch men to carry him to my house. Medicus (V, 4).	Bind Dromio too, and bear them to my house. Adriana (V, 1).
Villaine, Ile make thee tell me what thou meanest by all this talke? Messenio (II, 2).	Thou drunkard, thou, what didst thou mean by this? Antiph. Eph. (III, 1).
Are ye not in a fit of an ague, your pulses beate so sore? Peniculus (IV, 2).	Give me your hand, and let me feel your pulse. Pinch (IV, 4).
Did I therefore put yee in trust? Erotium (IV, 3).	A man is well holp up that trusts to you. Antiph. Eph. (IV, 1).
And (I heare) as full of Ribaulds, Parasites, Drunkards, Catchpoles, Conycatchers, and Sycophants, as it can hold. Messenio (II, 1).	They say this town is full of cozenage; As, nimble jugglers that deceive the eye, Dark-working sorcerers that change the mind, Soul-killing witches that deform the body, Disguised cheaters, prating mountebanks, And many such-like liberties of sin. Antiph. Syr. (I, 2).
Wold ye have your husband serve ye as your drudge? Senex (V, 2).	Men, — — — — — — — — — — — — Are masters to their females and their lords. Luciana (II, 1).
But if I see cause, I wish as well tel him of his dutie. Senex (V, 2).	Discover how, and thou shalt find me just. Duke (V, 1).
—, tis verie ill done. Senex (V, 2).	A grievous fault. Duke (V, 1).
Why are ye so sad, man? Senex (V, 2).	You are sad, Signor Balthazar. Antiph. Eph. (III, 1).

Get thee into thy house, daughter. Senex (V, 2).	Then, gentle brother, get you in again. Luciana (III, 1).
See, see, what a sharpe disease this is. Senex (V, 2).	— — The fiend is strong within him. Pinch (IV, 4).
Nay Ile say no more. Mulier (IV, 2).	— O, let me say no more! Ægeon (I, 1).
Good Gods what meaneth this? Menechmus Cit. (V, 4).	What mean you, sir? for God's sake, hold your hands! Dromio Eph. (I, 2).
Go dispatch as I bid you. Erotium (I, 4).	— hie thee, slave, be gone. — Antiph. Eph. (IV, 1).
Ile go strait to the Inne, and deliver up my accounts, and all your stuffe. Messenio (V, 6).	Come to the Centaur; fetch our stuff from thence. Antiph. Syr. (IV, 4).
I will speake to my maister. Messenio (V, 8).	He speaks to me. — I am your master, Dromio. Antiph. Syr. (V, 1).
My faith he saies true. Messenio (V, 8).	Mistress, upon my life, I tell you true. Servant (V, 1).
Is there no good man will helpe me? Menechmus Cit. (V, 6).	Haply I see a friend will save my life. Ægeon (V, 1).
Let go ye varlet. Messenio (V, 6).	Masters, let him go. Officer (IV, 4).
I joy, and ten thousand joyes the more, having taken so long travaile and huge paines to seeke you. Menechmus Trav. (V, 8).	Twenty-five years have I but gone in travail Of you, my sons. Abbess (V, 1).

Die Menge der Parallel-Citate giebt einen annehmbaren Wahrscheinlichkeitsbeweis für die Verwandtschaft der Stücke. Die Vergleichungspunkte der einzelnen Figuren, die sich aus den Citaten ergaben, habe ich schon oben zusammengestellt. An ihrer Hand will ich versuchen, mit Zuhilfenahme des Gesamteindrucks den Charakter der Hauptpersonen zu skizzieren.

Menechmus Cit. erscheint uns bei seinem Auftreten als ein Mann, der nicht gewillt ist, seine Frau die Xanthippe spielen zu

lassen. Er weist energisch jeden Eingriff in seine persönliche Freiheit zurück. Auch geht er nicht gerade sanft mit seiner Gattin um. Er will sie ihrem Vater zurückschicken, wenn sie ihm noch ein einziges Mal Grund zur Klage giebt. Auch scheint er ihren Verlust nicht für unersetzlich zu halten, denn er würde sie am liebsten mit versteigern, wenn nur jemand auf sie bieten wollte. Das sind alles Äufserungen, die auf alles andere schliefsen lassen als auf das Zartgefühl des Gatten. Doch würden wir sehr irren, wenn wir glaubten, schon aus diesen Zügen uns ein zutreffendes Bild des Mannes machen zu können. Von einer ganz anderen Seite lernen wir ihn kennen in der zweiten Scene des vierten Aktes. Da warten nämlich auf ihn seine Frau und Peniculus, um ihn zur Rede zu stellen wegen seiner schamlosen Untreue. Menechmus Cit. spielt den Unschuldigen, der von nichts etwas weifs. Er sucht das Gespräch von dem Mantel, nach dem die Mulier ihn fragt, auf die Dienstboten zu lenken und stellt sich so, als sei es sein eifrigstes Bemühen, jeden Ärger von der Gattin fern zu halten. Als er endlich der Entwendung des Mantels bezichtigt wird, verlegt er sich aufs Lügen. Er habe den Mantel der Erotium nur geliehen. Jetzt ist es an der Frau zu schelten. Der Mann, der vorher drohte seine Gattin fortzujagen, mufs es sich gefallen lassen, dafs diese ihm das Haus verbietet, bis er den Mantel zurückgebracht habe. Wir sehen, die Gatten geben sich nichts nach im Schelten, ja der eine scheint den anderen noch überbieten zu wollen. Energie und Schroffheit, die wir nach dem ersten Auftreten geneigt sein könnten, dem Menechmus Cit. beizulegen, scheinen also nicht zu seinen hervorstechendsten Eigenschaften zu gehören. Welches sind denn aber solche Eigenschaften bei ihm? Eine vor allen anderen, über die wir nicht im Zweifel sein können, die Verzagtheit. Nachdem er sich wie ein unartiger Schulknabe hat ausschelten lassen von seiner Gattin, bleibt die Erotium sein einziger Trost. Als aber auch diese ihn abweist, ist er vollkommen ratlos. Vielleicht können seine Freunde ihm einen guten Rat geben. „How unfortunate am I“ sind seine Worte. Dann folgt seine Begegnung mit dem Arzte, der ihn für verrückt hält. Nachdem er sich ermannt hat, diesem einige Grobheiten ins Gesicht zu werfen,

bricht er ganz zusammen. Das ist zuviel für ihn. Er sagt: „Even here I will rest me till this evening: I hope by that time, they will take pittie on me.“ Doch noch ärger wird ihm mitgespielt. Der Schwiegervater holt handfeste Leute herbei, die ihn in das Haus des Arztes transportieren sollen. Aber Messenio springt ihm bei und schlägt mit wuchtiger Faust die Lastträger in die Flucht. Menechmus Cit. ist ganz zerknirscht. Rachsucht und Wut über die erlittene Unbill finden keinen Platz in seinem verzagten Herzen. Er will noch einmal sein Glück bei Erotium versuchen, er will sie flehentlich bitten, ihm doch den Mantel zurückzugeben. Hat diese seine Bitten erhört, dann will er mit dem Mantel im Triumphe zu seiner Gattin ziehen und sie bitten, ihn doch wieder in Gnaden anzunehmen. Ist ein derartiges Benehmen nicht ein unerträgliches Zeichen von Verzagtheit, von Feigheit, von Unmännlichkeit? Dies ist denn auch wirklich die einzige hervorstechende Eigenschaft, die ich an ihm habe entdecken können. Will man zu seinem Lobe etwas sagen, so könnte man vielleicht anführen seine Dankbarkeit für Messenio, dessen Freigabe er bei dessen Herrn aufs wärmste befürwortet. Bruderliebe kann man ihm wohl kaum nachrühmen, denn seine Freude über den gefundenen Bruder hat wohl ihren eigentlichen Grund in dem dadurch herbeigeführten Wechsel seiner Lebensverhältnisse, besonders in der Trennung von seiner Frau.

Antipholus Eph. tritt erst im dritten Akte auf. Er hat Angelo und Balthasar zum Mittagessen eingeladen und ist mit ihnen auf dem Wege nach seinem Hause. Er bittet Angelo, seine Verspätung bei seiner (des Antipholus Eph.) Frau entschuldigen zu wollen, da dieselbe mit ihm zanke, wenn er die Zeit nicht inne halte. Er giebt also nach, er ist gefügig, er will es mit seiner Frau nicht verderben. Menechmus Cit. schalt seine Frau, er wollte sein eigener Herr sein, er wäre sie am liebsten los gewesen. Nun wird die Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit des Antipholus Eph. auf eine harte Probe gestellt. Er findet mit seinen Freunden keinen Einlafs und wird noch obendrein von der eigenen Gattin und der Dienerschaft in gröbster Weise verhöhnt. Zuerst versucht er es mit der Güte; als aber alles vergeblich ist, übermannt ihn der Zorn. Der Hunger,

die Verlegenheit den Freunden gegenüber, das Aufsergewöhnliche des ganzen Falles lassen ihn alle Rücksichten vergessen. Er will mit Gewalt die Thür erbrechen. Doch ist diese Gewalt nur eine momentane, sie hat noch nicht seine Vernunft ganz zum Schweigen gebracht. Sie hält nicht vor, als der besonnene Balthazar ihm die Sachlage ruhig auseinandersetzt und ihm die möglichen Folgen eines derartigen Schrittes vor Augen führt. Er verbeifst den Ärger und entfernt sich mit den Freunden ohne Aufsehen. Aber sein sonst so weichherziges Gemüt will eine kleine Rache haben. Entgegen dem Vorschlage des Balthazar, das Mittagessen im „Tiger" abzuhalten, ladet er den Balthazar ein, ihn zu einer Dirne zu begleiten. Wegen dieser Dirne hatte Adriana schon oft mit ihm gezankt, und gerade bei der will er mit den Freunden speisen. Auch will er ihr die Kette schenken, die er bei Angelo für seine Frau bestellt hat. Dieser soll die Kette holen und ihnen dann bei dem Mädchen Gesellschaft leisten. Dieser Plan wird zur Ausführung gebracht und zwar sogleich. Die Rachegedanken haben im Augenblick bei ihm die Oberhand, schnell will er ihnen folgen, ehe in seinem Herzen versöhnlichere Gedanken Platz greifen. Dieser Zug ist sehr bezeichnend für den Charakter des Antipholus Eph. Er sagt zu Angelo: „good sir, make haste." Und fügt hinzu:

Since mine own doors refuse to entertain me,
I'll knock elsewhere, to see if they'll disdain me.

Das sind Worte, die aus einem tief gekränkten Herzen kommen. Er fühlt sich verschmäht, verachtet von der eigenen Gattin, dadurch droht seine Achtung vor sich selbst einen Stofs zu erleiden. Diese Scharte will er auswetzen dadurch, dafs er sich davon überzeugt, dafs es noch Menschen giebt, die ihn nicht verschmähen. Gekränktes Ehrgefühl ist es also, was ihn der Dirne in die Arme treibt. Ganz anders Menechmus Cit. Er reflektiert ungefähr folgendermafsen: Weil meine Frau mich auf Schritt und Tritt verfolgt, weil sie mir durch ihr lästiges Aufpassen das Leben schwer macht, will ich sie nun einmal gehörig ärgern und bei einer „süfsen Freundin" das Mittagsmahl einnehmen. Er sagt: „Nay, if she be so warie and watchfull over me, I count it an almes deed to deceive her." Sein

Ehrgefühl ist nicht gekränkt, nichts als Trotz, nichts als die Befriedigung, seine Frau zu täuschen, führt ihn zu Erotium. Daſs Antipholus Eph. nicht aus reinem Wohlgefallen zur Courtezan geht, beweist der Umstand, daſs er, der wohlhabende Mann, an die Kosten denkt, die für ihn aus diesem „Scherze“ erwachsen.

Doch ist Antipholus Eph. nicht immer so rücksichtsvoll und milde, wie er sich der Adriana gegenüber gezeigt hat. Mit der Milde des Gatten vereinigt er die Festigkeit und Energie des Mannes. Als die Thatsache bei ihm feststeht, daſs Adriana ihn getäuscht habe, da kennt er keine Rücksicht mehr, da hat er nur noch Worte des Abscheus und der Verachtung für sie. „O most unhappy strumpet!“ ruft er ihr zu. Seine Mannesehre duldet es nicht, eine Dirne zur Frau zu haben, er appelliert an das Gerechtigkeitsgefühl des Herzogs, aus dessen Hand er sein Weib erhalten hat. Er beschuldigt seine Frau der schwersten Untreue, den Goldschmied des Meineids und der Vergewaltigung, Pinch und Konsorten des gewaltsamen Überfalls und der Miſshandlung. Er fühlt sich in seiner Würde und Ehre aufs schwerste geschädigt und erbittet vom Herzog die Bestrafung der Schuldigen. Ruhig und würdevoll ist sein Benehmen bei der Untersuchung. Offen gesteht er ein, daſs die Courtezan ihm den Ring gegeben hat. Daſs er mit einer Börse voll Dukaten seinen Vater loskaufen will, wollen wir ihm nicht besonders zur Ehre anrechnen.

Die zweite Person von Bedeutung ist bei Plautus Menechmus the Traveller oder Menechmus Sosicles, wie er bei seinem ersten Auftreten bezeichnet wird. Sosicles ist nämlich sein eigentlicher Name, den Namen Menechmus hat er erst erhalten, als sein Zwillingsbruder, der Menechmus hieſs, abhanden gekommen war. Diese Thatsache ist zugleich die Voraussetzung für die späteren Irrungen. Menechmus Traveller ist im Gespräch mit seinem Diener Messenio. Sie haben eine lange Seefahrt hinter sich und wollen nun in Epidamnum ihre Nachforschungen nach dem verlorenen Menechmus Cit. fortsetzen. Der unermüdlich suchende Bruder muſs es sich gefallen lassen, von seinem Diener verhöhnt zu werden wegen der endlosen, nutzlosen Reisen. Aber nichts kann ihn dazu bringen, von

seinem Vorhaben abzustehen. Auf die Frage des Messenio, ob sie denn jede Stadt, von der sie hörten, besuchen müfsten, erwidert er: „Till I finde my brother, all Townes are alike to me: I must trie in all places.“ Ausdauer und Standhaftigkeit zeigt er also schon bei seinem ersten Auftreten. Eine Eigenschaft, die der Erwähnung vielleicht nicht ganz unwert ist, ist seine Vorsicht. Er zeigt diese z. B., als der Diener ihn auf die mancherlei Gefahren von Epidamnum aufmerksam macht. Um in Epidamnum „sine damno“ zu sein, läfst er sich von Messenio die Börse herausgeben und nimmt sie selbst in Verwahrung.

Es folgt die Scene, wo der Koch Cylindrus ihn für den Menechmus Cit. hält und sich durch keine Vorstellungen von diesem Glauben abbringen lassen will. Dies ist die erste der Irrungsscenen, deren der arme Menechmus Traveller sechs durchmachen mufs. Bei der Hartnäckigkeit des Cylindrus ist es natürlich, dafs Menechmus Traveller sehr bald denselben für verrückt hält, nachdem er sich zuerst nur höchlichst verwundert hat, auf der Strafse von einem Menschen mit seinem richtigen Namen angeredet zu werden in einer Stadt, die er soeben zum erstenmal in seinem Leben betreten hat. Cylindrus kommt nach einigen Kreuz- und Querfragen zu demselben Schlufs. Als Messenio versucht, die Sache zu erklären als die Einleitung eines Gaunerstreiches und zu verdoppelter Vorsicht mahnt, wird Menechmus Traveller nachdenklich: „I mislike not thy counsaile Messenio.“

In der dritten Scene des zweiten Akts nehmen die Irrungen ihren Fortgang. Der Koch hat inzwischen die Erotium, seine Herrin, von der Anwesenheit des vermeintlichen Gastes benachrichtigt, und diese beeilt sich nun, mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit denselben zu begrüfsen. Es wiederholt sich die Scene mit dem Cylindrus: zuerst Verwunderung, dann Zweifel am Verstande des andern. Messenio meint, das Frauenzimmer habe es auf die Börse des Menechmus Traveller abgesehen. Letzterer, der diese Möglichkeit nicht für ausgeschlossen hält, übergiebt in seiner weisen Vorsicht die Börse wieder dem Messenio, um sodann der Einladung der Erotium zu folgen. Bei dieser Gelegenheit zeigt Menechmus Traveller sich uns von einer ganz neuen Seite. Wir haben bisher von

2*

ihm kennen gelernt die Ausdauer und Standhaftigkeit, mit der er den verlorenen Bruder suchte, die Vorsicht, die er anwandte, wenn Gefahr im Verzuge schien, jetzt auf einmal legt er eine Eigenschaft an den Tag, die mit der einen der erwähnten in direktem Widerspruch zu stehen scheint. Es will uns scheinen, als liefse er alle Vorsicht aufser acht und stürze sich blindlings in die Gefahr hinein. Und diesen Eindruck hat denn auch Messenio. Der treue Mentór ist entsetzt, als er seinen Herrn in die vermeintliche Falle gehen sieht. Er hat keine anderen Worte als: „Ye are cast away then.“ Steht es nun wirklich so? Das wäre doch ein seltsamer Charakter, an dem das eine Mal weise Vorsicht zu rühmen, das andere Mal Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit zu tadeln wäre. Dafs er bei der ersteren Veranlassung weise Vorsicht gezeigt hat, daran ist nicht zu zweifeln. Es fragt sich nur: Ist dieselbe ein Charakterzug von ihm, oder aber nur das Resultat einer augenblicklichen Eingebung? Wäre letzteres der Fall, dann stände ja der Annahme der Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit als Charaktereigenschaften gar nichts im Wege. Ich lasse die Frage offen, bis wir den Menechmus Traveller in seinem weiteren Auftreten betrachtet haben.

In dieser selben Scene, nämlich der dritten des zweiten Akts, zeigt sich Menechmus Traveller noch in einer anderen Eigenschaft. Er ist schlau und gewandt. Mit raschem Blick übersieht er die Situation und weifs sogleich für sich einen geeigneten Platz zu finden. Als er sich entschlossen hat, einmal bei der Erotium sein Glück zu versuchen, da gilt es zunächst, diese zu beschwichtigen und seine Behauptung, er sei nicht der, den sie erwarte, zurückzunehmen. Auch mufs er ihr eine Erklärung für sein Benehmen geben: „I made straunge with you, because of this fellow here, lest he should tell my wife of the cloake which I gave you.“ Alles dies gelingt ihm aufs beste. Erotium zweifelt keinen Augenblick, den echten Menechmus zu Gaste zu haben. Einen letzten Versuch des Messenio, ihn zurückzuhalten, weist er mit den Worten zurück: „Peace foolish knave, seest thou not what a sot she is; I shall coozen her I warrant thee.“ Er will also das Blatt umdrehen, nicht er will der Betrogene sein, sondern er will selbst betrügen.

Die zweite Scene des dritten Akts zeigt uns den Menächmus Traveller in heiterster Stimmung. Er kommt vom Mahle bei der Erotium. Er kann nicht genug rühmen, was für ein Glück er gehabt habe. Nach den Freuden des Mahles, die er genossen hat, sieht er sich im Besitz eines Mantels, den Erotium ihm mitgegeben hat, um ihn verändern zu lassen. Da kommt ihm Peniculus in den Weg, sieht natürlich in ihm den Menechmus Cit. und ergiefst sich in Schimpfwörtern gegen diesen, der ihn so schmählich dupiert habe. Menechmus Traveller weist ihn ab wie die anderen, doch wird seine Verwunderung über diese sich wiederholenden Abenteuer immer gröfser. Akt III, 3. Ancilla, die Magd der Erotium, läuft dem Menechmus Traveller, den sie für den Menechmus Cit. hält, nach, um ihm noch weitere Aufträge von ihrer Herrin zu überbringen, die dieser bestens auszuführen verspricht. So beladen mit Mantel und einer von Ancilla überbrachten goldenen Kette, wird er fast ängstlich über all sein Glück. Er fühlt sich nicht mehr sicher auf dem Boden, den er betreten hat. Er fürchtet Entdeckung und Rache. Durch einen Kranz, den er auf die Strafse legt, sucht er diejenigen zu täuschen, die ihn etwa verfolgen würden.

Die ergötzlichste Verwechselungsscene ist unstreitig die, in der die eigene Frau ihren Mann zu sehen glaubt, während doch ein anderer, den sie nie gesehen hat, vor ihr steht (Akt V, 1). Ein herrliches Bild in der That: die gereizte Mulier, die lieber als Witwe bis zu ihrem Sterbetage leben will, ehe sie eine solche Behandlung erträgt, und ihr gegenüber der Menechmus Traveller in seiner stoischen Ruhe, aus der er auch nicht einen Augenblick sich bringen läfst trotz aller Anklagen des keifenden Weibes. Man höre nur seine Worte: „For whome this woman taketh me I knowe not. I know her as much as I know Hercules wives father.“

Die unglückliche Frau ruft ihren alten Vater zu Hilfe, damit er durch die Macht seiner Autorität dem Gatten sein schmähliches Betragen verweise und sie für die Zukunft schütze. Dieser gewinnt nach kurzer Unterredung die Überzeugung, dafs der Gatte seiner Tochter wahnsinnig geworden sei. Zu dieser Ansicht kommt er jedoch erst durch die Einflüsterungen der

Tochter. Kaum hat Menechmus Traveller gemerkt, was man von ihm denkt, da macht er sich sogleich diesen Umstand zu nutze und stellt sich verrückt. So, denkt er, wird er am leichtesten sie los werden. Wie geschickt und schlau diese Maſsregel war, bedarf keiner Erwähnung. Durch seine verrückten Reden wird natürlich der Senex veranlaſst, einen Arzt zu holen, nachdem die Mulier schon vorher sich ins Haus geflüchtet hat. So findet der Pseudo-Wahnsinnige die beste Gelegenheit, sich davonzumachen.

Es bleibt uns nur noch die letzte Scene zu betrachten übrig, in der das Erkennen der Brüder durch Messenio vermittelt wird. Wie glücklich ist Menechmus Traveller, nun endlich den Bruder gefunden zu haben, um dessenwillen er soviel Länder und Meere durchstrichen hat. Seine Freude muſs ja notwendig eine gröſsere sein, denn er hat gesucht und gefunden, während Menechmus Cit. vollständig überrascht wird und deshalb vor Verwunderung keinen Platz für die Freude findet. Es giebt sich dieser Unterschied sehr treffend in den Worten beider zu erkennen:

Menechmus Traveller.

It is he, what need further proofe? O brother, brother, let me embrace thee!

Menechmus Cit.

Sir, if this be true, I am wonderfully glad: but how is it that ye are called Menechmus?

Für Menechmus Traveller bedarf es keines weiteren Beweises. Er ruft den anderen sogleich mit dem trauten Brudernamen an. Menechmus Cit. behält noch die Anrede „Sir“ bei und möchte erst noch Auskunft haben über die Namenfrage. — Doch soll der Eindruck des liebenden Bruders nicht der letzte sein, den wir den Worten des Menechmus Traveller entnehmen, wir lernen auch noch den dankbaren Herrn kennen, der treue Dienste würdig zu belohnen weiſs: er schenkt dem Messenio die Freiheit.

Es bleibt uns nun noch die Frage zu beantworten übrig, ob wir dem Menechmus Traveller die Eigenschaft der Vorsicht oder der Sorglosigkeit beizulegen haben. Wir hatten die Beantwortung der Frage noch abhängig gemacht von der Betrach-

tung der weiteren Scenen. Diese Betrachtung kann eben nur dazu führen, die Vorsicht aus Besonnenheit als einen Charakterzug des Mannes anzuerkennen. Nirgends bei seinem Auftreten in diesen Scenen bemerken wir auch nur das geringste Anzeichen von Sorglosigkeit und Unbesonnenheit, wohl aber bei mehreren Gelegenheiten recht einleuchtende Beispiele vom Gegenteil. Ich erinnere nur an den Kranz, den er auf die Strafse legt, und an sein Entwischen aus dem Bereich des Senex und der Mulier.

Stellen wir dem Menechmus Traveller nun die Shakespearesche Parallelfigur, den Antipholus Syr., gegenüber. Da finden wir schon eine grofse Ähnlichkeit bei ihrem ersten Auftreten. Beide beklagen ihr Unglück. Sie suchen unablässig nach dem geliebten Bruder und finden ihn nicht. Ein kleiner Unterschied tritt hierbei zu Tage. Shakespeare giebt seinem Antipholus Syr. besser Gelegenheit zu seinen Klagen. Er bringt ihn ins Gespräch mit einem Kaufmann aus Ephesus, der ihm mit Rat und That zur Seite steht und ein williges Ohr leiht seinen Klagen. Das Interesse und die Teilnahme dieses Mannes sind es, die dem Antipholus Syr. sein Schicksal so recht zum Bewufstsein kommen lassen und ihn treiben, sein Herz auszuschütten. Menechmus Traveller hat keine solche Gelegenheit. Er hat im Gegenteil noch einen unzufriedenen Diener zurechtzuweisen, der das lange Suchen für einen Unsinn erklärt. Daher findet er als Ausdruck seines Unglücks nur die wenigen Worte: „Litle knowest thou Messenio how neare my heart it goes.“ Der Rest der Scene enthält die erste Irrung, die etwa derjenigen des Cylindrus und Menechmus Traveller entspricht. Nur ist bei Shakespeare die Irrung eine gegenseitige, was ihm durch Einführung der Zwillingsdiener, wenn dieser Ausdruck nicht zu gewagt ist, ermöglicht wird. Übrigens ist diese Erweiterung Shakespeares sehr verschieden beurteilt worden. Simrock z. B. erklärt die Änderung nicht nur für vortrefflich, sondern auch für ganz sagenmäfsig,* während Gervinus darin einen entschiedenen Mangel sieht.** Ich teile ohne Bedenken die Simrocksche Ansicht. Der Umstand der gröfseren

* Simrock, Quellen des Shakespeare II, p. 346.
** Gervinus, Shakespeare I, p. 236.

Unwahrscheinlichkeit, an dem Gervinus Anstofs nimmt, stört mich dabei durchaus nicht. Wir haben es eben mit einer Posse zu thun, an die wir nicht den Mafsstab streng dramatischer Gesetze legen dürfen. Tadeln wir also Shakespeare nicht, dafs er durch Verdoppelung der komischen Effekte uns noch herzlicher hat lachen lassen. — Die erste Irrung nun tritt hervor zwischen Antipholus Syr. und Dromio Eph., dem Diener des anderen Antipholus. Ersterer hat seinen Diener, den Dromio Syr., abgeschickt, um das Geld in ihrem Gasthause zu deponieren, und will nun von dem anderen Dromio Auskunft darüber haben. Dieser aber kommt im Auftrage seiner Herrin, der Frau des Antipholus Eph., um ihn, den vermeintlichen Hausherrn, zum Mittagessen zu holen. Die Irrungsscene endigt mit Schlägen für Dromio Eph. Übereinstimmung mit dem Menechmus Traveller finden wir in der Ausdauer und Standhaftigkeit des Suchens nach dem verlorenen Bruder, ebenso in der Vorsicht, die er auf die Aufbewahrung des Geldes verwendet.

Wir treffen den Antipholus Syr. wieder in II, 2. Diese echt Shakespearesche Clownscene zeigt uns unter anderem, wie Antipholus Syr. sein Verhältnis zu seinem Diener ansieht. Er ist wohl milde und scherzt wohl auch einmal mit ihm, aber er will unter allen Umständen die Würde des Herrn gewahrt wissen. Deshalb weist er ihn sofort in seine Schranken, sowie dieser einmal sich mehr erlauben will, als sich für den Diener geziemt. Ganz ebenso verfährt Menechmus Traveller. Als Messenio murrt über das ewige Reisen, sagt sein Herr: „Sirra, no more of these sawcie speeches, I perceive I must teach ye how to serve me, not to rule me.“ Will man einen Unterschied in der Behandlung der Diener seitens der Herren konstatieren, so liefse sich anführen, dafs Menechmus Traveller seine Zurechtweisungen nur in Worte kleidet, während Antipholus Syr. zu drastischeren Mitteln greift.

Dieselbe Scene enthält ferner die ergötzlichste Verwechselung, nämlich die des Antipholus Syr. durch die Adriana. Der Scene entspricht bei Plautus V, 1. Hier ist nun aber Shakespeare bedeutend von seiner Quelle abgewichen, wenn wir hier von einer Quelle sprechen dürfen. Menechmus Traveller haben

wir bei dieser Gelegenheit wegen seiner stoischen Ruhe und Sicherheit bewundert, bei Antipholus Syr. dagegen bemerken wir nichts hiervon. Die unaufhörlichen Verwechselungen fangen an, ihn zu beunruhigen. Er denkt an Inspiration. Bezeichnend sind seine Worte:

To me she speaks; she moves me for her theme:
What, was I married to her in my dream?
Or sleep I now, and think I hear all this?
What error drives our eyes and ears amiss?

Es folgt III, 2. Antipholus Syr. im Gespräch mit Luciana. Er wirbt um die Schwester, die dem vermeintlichen Schwager Moral predigt. Entsprechend, wenn auch gänzlich abweichend, ist bei Plautus III, 3. Dort ist Ancilla, mit einem Auftrage ihrer Herrin versehen. Hier Luciana, die der Schwester den Mann wiedergewinnen will. Die Ähnlichkeit liegt nun darin, dafs beide im Interesse der Frauen handeln. Beide Männer kommen am Schlufs der Scene zu der Überzeugung, dafs es „hohe Zeit“ sei, das Feld zu räumen.

Die letzte Scene endlich ist V, 1, der bei Plautus V, 8 entspricht. Während bei letzterem durch Messenio das Erkennen vermittelt wird, sind es hier Ägeon und die Abbefs, die mit vereinten Anstrengungen den verwirrten Knoten lösen. Während dort nur der treue Diener Messenio Zeuge ist der Erkennung, führt uns Shakespeare eine ganze Fülle von Personen vor. Da ist der Herzog mit Gefolge, da ist der Henker nebst Gehilfen, die den alten Ägeon zur Hinrichtung führen. Da ist der Goldschmied Angelo mit einem Kaufmann im Gespräch, da sind Adriana, Luciana, die Buhlerin und andere, da ist die Äbtissin und die beiden Dromio. Nichts ist natürlicher, als dafs bei dieser veränderten Umgebung die Freude des Wiederfindens in anderer Weise zur Geltung kommt als in der entsprechenden Plautinischen Scene. So laute, heftige Ausbrüche, wie wir sie dort finden, passen nicht für die grofse Versammlung bei Shakespeare. Bei ihm mufs die Sprache und das ganze Benehmen der Beteiligten gemessener und ruhiger sein. So richtet denn Antipholus Syr. kein Wort der Freude an den Bruder, er wendet sich an seinen Diener, den er auffordert, seinen (des Dieners) Zwillingsbruder zu um-

armen und sich zu freuen. Als wichtiger Unterschied tritt hier hervor folgender Umstand. Die Freude, die den Antipholus Syr. bewegt, ist derjenigen des Menechmus Traveller gegenüber eine geteilte. Bei Menechmus Traveller tritt die Bruderliebe in ihr volles Recht, ungetrübt durch irgend welches andere Gefühl. Schon deshalb ist sie heftiger und bricht lauter hervor. Antipholus Syr. dagegen ist nebenbei verliebt, und zwar ist nicht zu verkennen, dafs diese Liebe zu Luciana in ihm stärker ist als die Liebe zum Bruder. Ihr giebt er auch Ausdruck:

(To Luciana) What I told you then
I hope I shall have leisure to make good;
If this be not a dream I see and hear.

Die Charakteristik der wichtigsten Personen wäre hiermit abgeschlossen, denn den Zwillingsbrüdern gegenüber sind alle anderen Figuren doch nur von sekundärer Bedeutung. Wollen wir noch Personen zur Vergleichung heranziehen, so können es nur Dromio Syr. und Adriana sein. Die beiden einzigen Personen, die dann noch eine Gegenüberstellung erlaubten, die Courtezan und Pinch, sind bei Shakespeare derart zu Nebenrollen herabgesunken, dafs eine Vergleichung mit ihren Parallel-Figuren kein Interesse bieten kann.

Zur Vergleichung des Dromio Syr. mit dem Plautinischen Messenio bieten sich vier Scenen dar. Zuerst I, 2 bei Shakespeare mit II, 1 bei Plautus. Messenio ist ungehalten über das lange Suchen nach dem Bruder. Er erinnert seinen Herrn an die Kosten und warnt vor Epidamnum. Durch allzu grofse Höflichkeit und Bescheidenheit zeichnet er sich dabei nicht gerade aus. Er spricht von Thorheit, vom Weifswaschen eines Mohren. Er fragt, ob sein Herr vielleicht eine Reisebeschreibung herausgeben wolle. Ganz anders Dromio Syr. Shakespeare läfst ihn kaum zu Worte kommen. Nur zwei Verse räumt er ihm ein. Und diese benutzt er, um einen Scherz zu machen. Kein Wort des Vorwurfs kommt über seine Lippen. Sein Herr stellt ihm das beste Zeugnis aus:

A trusty villain, sir; that very oft,
When I am dull with care and melancholy,
Lightens my humour with his merry jests.

Messenio kann billigerweise nichts anderes als Schelte verlangen, die ihm auch nicht erspart bleiben.

Dann finden wir sie in II, 3 (Plautus) und II, 2 (Shakespeare). Messenio warnt seinen Herrn vor der Erotium. Dromio Syr. hält sich für behext: „No, I am an ape.“ Er ist der reine Clown. Kein vernünftiges Wort bringt er zu Tage.

V, 6 (Plautus) und IV, 4 (Shakespeare). Messenio befreit seinen vermeintlichen Herrn aus den Händen der vermeintlichen Räuber. Dromio Syr., mit gezogenem Schwerte, ist bereit, seinen Herrn und sich gegen jeden Angriff zu verteidigen. Messenio trifft alle Vorbereitungen zur Abreise, um „diesem gefährlichen Strudel“ zu entrinnen. Dromio Syr. findet die Station allerliebst und möchte noch bleiben.

V, 8 (Plautus) und V, 1 (Shakespeare). Messenio vermittelt das Erkennen der Zwillingsbrüder. Dromio Syr. trägt noch dazu bei, es zu erschweren. Die verschiedene Bedeutung beider für die beiden Dramen zeigt sich wohl nirgends deutlicher als in dieser Scene. Auf Messenios Schultern ruht die ganze Lösung des Knotens. Dromio Syr. wird kaum zu Worte gelassen.

Um endlich noch die Adriana mit der Mulier zu vergleichen, stehen uns zwei Scenen zu Gebote. In V, 1 (Plautus) und II, 2 (Shakespeare) haben wir die Frauen im Gespräch mit ihren vermeintlichen Männern. Charakteristisch sind ihre Willkommensgrüfse.

Mulier: „Oh Sir, ye are welcome home with your theevery on your shoulders. Are ye not ashamed to let all the world see and speake of your lewdnesse?“

Adriana: „Ay, ay, Antipholus, look strange and frown:
Some other mistress hath thy sweet aspects;
I am not Adriana nor thy wife.“

In diesem keifenden Tone fährt die Mulier fort. Sie nennt ihren „Gemahl“ ein „impudent beast“ und ruft ihm zu: „For shame hold thy peace.“ Sie läfst ihren Vater holen, um den „Gatten“ zur Rede zu stellen. Adriana schlägt eine ganz andere Tonart an. Sie erinnert den Antipholus Syr., den sie trotz aller Gegenvorstellungen zu ihrem Gatten stempelt, an das frühere eheliche Glück und beklagt die jetzige Veränderung. Sie erklärt, nicht ohne ihn leben zu können.

Thou art an elm, my husband, — I a vine,
Whose weakness, married to thy stronger state,
Makes me with thy strength to communicate.

Die Mulier ist streng und abstoſsend, sie droht mit der Intervention des Vaters. Adriana ist sanft und einschmeichelnd, sie nötigt ihren „Gatten" zum Essen, da soll er ihr „tausend Schelmereien beichten".

IV, 2 (Plautus) und IV, 4 (Shakespeare). Die Frauen im Gespräch mit ihren wirklichen Männern. Die Mulier empfängt den Menechmus Cit. mit fast denselben Worten, mit denen sie ihren Schwager empfangen hat. Doch läſst ihr Ungestüm gegen Schluſs der Scene etwas nach. Wir würden indes irren, wenn wir diese Abnahme der Keiferei auf Rechnung ihres Herzens setzen wollten. Sie hat ihren alleinigen Grund darin, daſs der Menechmus, den sie jetzt vor sich hat, ein schuldbeladenes Gewissen hat und daher nicht mit der Entschiedenheit auftritt wie der Zwillingsbruder. Die Mulier bleibt aber nach wie vor die alte Xanthippe. Ehe ihr Mann den Mantel nicht wieder herbeischafft, darf er das Haus nicht wieder betreten. — Adriana, von der vermutlichen Verrücktheit ihres Gatten unterrichtet, kommt mit dem Schulmeister Pinch, der den Teufel bannen soll. Sie will ihm alles geben, was er verlangt, wenn er ihrem Manne den Verstand zurückgiebt. Trotz aller Vorwürfe des Antipholus Eph. nennt sie ihn „gentle husband". Selbst auf seine Anrede „O most unhappy strumpet" bleibt sie ruhig und hat kein Wort des Unwillens. Weit also ist der Abstand der Plautinischen Mulier und der Shakespeareschen Adriana: dort die unablässige Keiferin, hier die eifersüchtige Gattin, die aber durch ihre Sanftmut immer noch sympathisch bleibt.

Unser Zweck war, Shakespeares Comedy of Errors mit der englischen Übertragung der Plautinischen Menächmen zu vergleichen. Diese Vergleichung ergiebt: Die Charaktere der Hauptpersonen stimmen in beiden Stücken durchaus nicht überein, die Bedeutung mehrerer Figuren für die Entwickelung des Ganzen ist eine verschiedene, die Anlage hat bei Shakespeare den Vorteil einer breiteren Basis.

H. Isaac.

Vierzehn Gedichte von C. M. Wieland.

Mitgeteilt von

Dr. P. v. Hofmann-Wellenhof.

(Archiv, Bd. LXVI, S. 49—76.)

Besprochen von

Dr. L. F. Ofterdinger.

Vom 23. August 1750 bis Dezember 1753 galt Wieland als Verlobter der Sophie Gutermann von Gutershofen, der nachherigen Frau von La Roche. Dieses Verhältnis löste sich aber zum grofsen Schmerz Wielands wieder auf, und der jugendliche Dichter besang denselben in verschiedenen Gedichten, welche zum Teil noch nicht gedruckt, deren Vorhandensein aber längst vermutet wurde.*

Herr P. v. Hofmann-Wellenhof fand auf der Züricher Stadtbibliothek vierzehn Gedichte Wielands aus den Jahren 1753 und 1754, welche jedenfalls hierher gehören und sehr viel Interessantes bieten. Diese Gedichte sind mit Ausnahme des letzten direkt an seine Liebe, unter dem Namen Sophie, oder Doris, oder Serena, oder an andere gerichtet, wo aber mehr oder weniger von Sophie gesprochen wird, und zeigen in aller Überschwenglichkeit seine seraphische Liebe. Mit Ausnahme des ersten Gedichtes haben alle anderen ihren Ursprung zu der Zeit, wo Sophie schon die Frau des La Roche war, wo also von einer Anknüpfung und Wiederherstellung des alten Verhältnisses nicht entfernt mehr die Rede sein konnte, und doch träumte der schwärmerische Dichter, dafs er seine Geliebte einstens in der anderen Welt mit seinen Freunden und Freun-

* Ofterdinger: Wielands Leben und Wirken in Schwaben und der Schweiz. Heilbronn 1877. S. 91.

dinnen wiedersehen werde, und dafs dann alles wieder gerade so sei, wie es einstens in seinen glücklichen Zeiten in Biberach war. Man ersieht daraus, dafs Wieland ganz recht hatte, wenn er in späteren Zeiten sagte, dafs bei seinen früheren Liebschaften recht viel Illusion war, und dafs er erst die wirkliche Liebe bei seiner Verehelichung kennen gelernt habe.*

Scherer hat im VII. Band, 1. Heft der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur die Aufmerksamkeit auf die Freundinnen Wielands in einem ausgezeichneten Aufsatz gelenkt: in den vorliegenden Gedichten, namentlich im zweiten, kommen merkwürdige neue Aufschlüsse vor.

Als Wieland diese Gedichte schrieb, war er einundzwanzig Jahre alt, war damals noch nicht der natürliche Wieland, sondern wurde noch von seiner Erziehung und seinem Umgang beherrscht. Klopstock war sein Muster, nach dem er zu streben hatte; noch gröfser war aber der Einflufs Bodmers auf ihn, bei dem er wohnte. Alle seine damaligen Gedichte erinnerten nach Form und Inhalt an Klopstock und noch mehr an Bodmer, zeichnen sich aber gegen diese an Klarheit des Ausdruckes sehr zu Gunsten Wielands aus. Wenn also in dieser Beziehung namentlich vorliegende Gedichte eine besondere Beachtung verdienen, so sind zwei, nämlich das zehnte und vierzehnte Gedicht, noch besonders merkwürdig, weil in denselben Ansichten vorkommen, welche man bisher beim damaligen Wieland noch nicht suchte.

Nach all diesem möchte eine Analyse dieser Jugendgedichte nicht als etwas Unnötiges erscheinen.

I. Ode an Serena.

(Zürich den 24. September 1753.)

Dies ist das einzige der vorliegenden Gedichte, das ein Datum trägt, und ist nach demselben zu einer Zeit geschrieben, als er seine Sophie noch als seine Braut ansah. So sehr Wieland damals noch glaubte, dafs dieses Verhältnis ewig dauern werde, so kam ihm doch manchmal der Gedanke, dafs dasselbe, sei es

* Ofterdinger a. a. O. S. 13.

durch Tod oder durch ein anderes unerwartetes Ereignis, getrennt werden könnte.* Dieser beängstigende Gedanke ist der Entwurf dieses Gedichtes.

In einer Mondscheinnacht sieht der Dichter seine geliebte Sophie sterben, er weint um sie, sucht sich zu trösten und betet:

— — — Die Nacht ging mit verhülltem Haupt
Über meinem Gebet langsam bei mir vorbei.
Aber, mit den erwachten
Ersten Strahlen des Morgens, kam

Eine Stimme zu mir; sanft wie die Frühlingsluft
Weht die Stimme mich an, und mein getröstet Herz
Schlug im Busen gelinder
Und die Thränen versiegten schnell:

Die, um welche du batst, ist dir von Gott geschenkt!
Aber dir nicht allein. Auch der verkehrten Welt
Soll ihr lehrendes Leben
Lang die sichtbare Tugend sein!

II. Ode.

Dieses Gedicht ist zu der Zeit entstanden, wo der erste Schmerz über den Verlust seiner Sophie schon vorüber war und an dessen Stelle eine ruhigere Überlegung getreten ist. Am 30. Juni 1754 schrieb Wieland an Frau von La Roche einen Brief, in welchem folgende bezeichnende Stelle vorkommt: „Ich fügte hinzu, dafs die Vorstellung, die mich in dieser traurigen Veränderung am meisten beruhige, diese sei, dafs ich hoffe, Sie (ob ich Sie gleich in dieser Welt nimmer zu sehen wünsche) in den Gegenden der Seligkeit wiederzusehen, wo unsere Seelen sich wiedererkennen, und die Ihrige, wenn Engel noch weinen können, gewifs eine Thräne der zärtlichsten Wehmut weinen wird, dafs Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt so unvorsichtig ausgewichen.“**

* Wieland schrieb an Schinz (Biberach 15. Juli 1752): „Was meine Doris und mich betrifft, so sind wir vielleicht bestimmt, in dieser Welt getrennt zu sein und zu leiden“ (s. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland. Zürich 1815. I, S. 104).

** C. M. Wielands Briefe an S. von La Roche. Herausgegeben von F. Horn. Berlin 1826. S. 29.

Diese Worte scheinen zu vorliegendem Gedichte der Text gewesen zu sein, und Gedicht wie der Text möchten im Juni 1754 ihren Ursprung haben.

In dem Gedicht kommt Wieland, nach einigen einleitenden Worten, in den Ort der Seligen, sieht dort seine damaligen Freunde in Zürich: Bodmer, Breitinger, Hefs und Schinz; dann seine Freundinnen Daphne, Melissa, Irene, Ismene und zuletzt zu seiner höchsten Seligkeit und Freude seine Serena, welche von allen umringt und umarmt wird.

Daphne ist die spätere Frau Pfarrerin Schinz in Altstetten bei Zürich, welche von Wieland diesen Namen erhielt, bevor er sie noch gesehen hatte,* und welche auch noch in folgenden Gedichten unter diesem Namen vorkommt. Aber wer ist Melissa, Irene und Ismene? Keine ist eine Geliebte von Wieland gewesen, denn vom August 1750 bis zur Zeit, aus der diese Gedichte entstanden, hatte Wieland keine andere Geliebte als die Serena, und dann wird man dem Dichter der Grazien doch nicht eine solche Geschmacklosigkeit zutrauen, dafs er im Himmel seine angebetete Sophie mit seinen Geliebten empfängt und umarmt.

Alle Gedichte Wielands aus jener Zeit sind an oder über Sophie gedichtet, und wenn er von einer anderen spricht, so ist es eine Freundin oder Verwandte von ihm oder der Sophie.

Einigen Aufschlufs giebt vorliegendes Gedicht, wenn auch hier noch recht viel Dunkles übrig bleibt. Von Ismene heifst es:

Du auch Ismene öffne den holden Arm,
Du sanfte Unschuld! lächle mir wieder zu,
Wie an des Neckars grünen Ufern,
Wo die platonische Weisheit lauschte.

Ismene ist also mit Wieland bekannt geworden während seines Aufenthaltes in Tübingen, zu einer Zeit, wo er in einer „schwermütigen Einsamkeit lebte“.** Ob er aber dieselbe in Tübingen oder im benachbarten Rottenburg kennen lernte, möchte sich so lange nicht entscheiden lassen, als man von dem damals in Rottenburg lebenden Dr. jur. Deiser, in dessen Hause Wieland viel zu verkehren und ein Verwandter gewesen zu sein

* Ausgewählte Briefe, I 103.
** Wielands Werke, I. Supplement-Band, S. 6.

schien,* keine Nachrichten auftreiben kann. Dafs Ismene mit Sophie ebenfalls bekannt war, geht aus einer Stelle des angeführten Briefes Wielands an Frau von La Roche hervor, worin er schreibt: „Beifolgender Brief von Ihrer Ismene ist mir zugeschickt worden, und ich weifs nichts anderes mit ihm anzufangen, als ihn an Sie zu schicken. — Dieses gute Mädchen, welches die zärtlichsten Gesinnungen und die ungemeinste Hochachtung gegen Sie trägt, weifs noch nichts von den letzten unerbaulichen Begebenheiten —"**

Über Irene und Melissa finden sich keine weiteren Andeutungen, doch wird man nicht fehl gehen, wenn man diese ebenfalls als Töchter Schwabens und eine dieser beiden als die Schwester der Sophie, der nachherigen Frau von Hillern, annimmt. Zwar hat später Frau von La Roche die Mademoiselle Schulthefs, die nachherige Schwiegertochter Hallers, als Melissa angegeben,*** und Gruber hat dies bestätigt, allein die Bekanntschaft mit der Schulthefs gehört einer viel späteren Zeit an als diese Gedichte, und man wird hier wohl genötigt sein, anzunehmen: Wieland habe zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Freundinnen den Namen Melissa gegeben.

III. Ode.

Am 23. August 1750 machte Wieland, nach Anhörung einer Predigt, welche sein Vater über den Text „Gott ist die Liebe" hielt, mit Sophie den Spaziergang auf den Lindenberg bei Bieberach. Dieser Spaziergang ist in dem Leben Wielands von ganz besonderer Bedeutung, weil auf demselben der Plan zu dem Lehrgedicht „Die Natur der Dinge" zuerst besprochen wurde, und die beiden Verwandten sich von diesem Tag als Verlobte ansahen.† Deswegen möchte in den folgenden Jahren 1751—1753 jedesmal von Wieland, sei es in einem Gedicht, sei

* Ausgew. Briefe I, S. 2. — Ofterdinger a. a. O. S. 59.

** Briefe an Frau von La Roche S. 30. Eine Stelle in dem Brief an Schinz A. B. S. 92—93 könnte sich auf Ismene beziehen.

*** Gruber: Wielands Leben. 2 Teile. I, S. 213. — Sophie von La Roche: Tagebuch einer Reise durch die Schweiz, S. 340. — Scherer im Anzeiger für Altertümer I, S. 32.

† Ofterdinger a. a. O. S. 43 ff.

es in einem Briefe an Sophie, dieser Tag besonders gefeiert worden sein, wohingegen im Jahre 1754 der Tag melancholische Gefühle bei Wieland erregen mufste, welchen er in diesem Gedichte Ausdruck giebt, und man wohl als sicher annehmen kann, dafs dasselbe im August 1754 seine Entstehung hatte.

Zuerst jammert der Dichter, dafs er seine Freundin nicht mehr sehe, fragt, ob es möglich sei, dafs er dieselbe nach nahe geglaubter Hoffnung wirklich verloren habe; in diesem Falle müsse er sich seinem Schmerz hingeben und sein Jammer werde nie verstummen. Dann kommen alte Erinnerungen, seine Gefühle von 1750 erneuern sich, und er malt das Glück aus, wie es wäre, wenn alles noch so wäre wie damals.

IV. Ode an Doris.

Dieses Gedicht ist an Sophie unter dem Namen Doris direkt gerichtet und übertrifft an Überschwenglichkeit alle anderen Gedichte. Der Dichter beschreibt die seligen Gefühle, welche er hatte, wenn er seine Geliebte (aber nicht als Frau von La Roche, denn die giebt es eben nicht) wiedersehen würde. Es ist dies eigentlich nicht ein Traum vom Wiedersehen im Lande der Seligen, sondern es ist noch mehr, nämlich eine unklare Einbildung.

V. Ode.

Unter den Mitarbeitern an den Bodmerschen Zeitschriften befand sich Schinz, Pfarrer in Altstetten bei Zürich, auf den Wieland schon in Tübingen aufmerksam wurde, und über den er in einem Briefe an Bodmer sich sehr anerkennend äufserte, weswegen sich Schinz veranlafst fand, an Wieland zu schreiben. Dadurch entstand zwischen beiden eine Korrespondenz, welche um so lebhafter wurde, als beide gleiche wissenschaftliche Interessen hatten, der Altersunterschied nicht gar grofs war, und jeder das Glück hatte, eine Geliebte — der eine eine Doris, der andere eine Daphne — zu haben.

Als Wieland sich anschickte, seine Reise in die Schweiz anzutreten, befand sich Schinz mit seiner Braut auf dem Land-

hause des mütterlichen Oheims seiner Braut, des Herren Billeter in Wesperspül am Rhein bei Schaffhausen. Dort sahen sich die zwei Freunde zuerst und gingen, nach Aufenthalt von ein paar Tagen, nach Zürich,* wo sie in den innigsten Verhältnissen, besonders nach der Verheiratung der Sophie mit La Roche, miteinander lebten.

Vorliegendes Gedicht ist zum Hochzeitstage des Freundes Schinz bestimmt. Wieland besingt zuerst das Glück seines Freundes, den Tag, an dem diesem seine Daphne ganz eigen sei; dann kommt er auf sein trauriges Schicksal zurück, wo es heifst:

Ach, ich sah auch vordem, glücklicher Schinz, wie du
In die Zukunft hinaus; schönere Hoffnungen
Hat die himmlische Liebe
Keinem Sterblichen je gezeigt.

Nun kommt er auf den Schmerz, dafs jetzt seine Liebe „ewig dahin“ sei, tröstet sich dann, er kenne eines Weiseren Macht und es kommen oft Augenblicke, wo sein Herz noch dankt und er „Serena jetzt reiner liebt“. Dann geht er über auf die Freude über das Glück seines Freundes und dessen Daphne und schliefst:

Deckt ein bräutliches Rot, Daphne, die Wange dir?
Ist die Hoffnung nicht schön? Wie wird der Anblick sein,
Wenn dein lächelndes Nachbild
Um den zärtlichen Busen scherzt?

O dann lehre sie auch, wenn sie sich jugendlich
Mit sanftlächelndem Mund Worte zu reden übt,
Meinen Namen stammeln
Und Serena mit Seufzen nennen!

VI. Ode.

Von Zürich aus besuchte Wieland recht oft das Pfarrhaus in Altstetten, weil er dort ein ländliches Pfarrleben fand, das ihn an seine Jugend erinnerte, ein junges und glückliches Ehepaar, Erholung und Zerstreuung.** Bei derartigen Besuchen kam dem jungen Dichter der Gedanke, wie schön es sei, wenn

* Ofterdinger a. a. O. S. 78.
** Ofterdinger a. a. O. S. 92.

Sophie noch die Seinige wäre und sie mit ihm in der Gesellschaft des glücklichen Paares zubringen würde. In dem Gedicht ist dieser Gedanke recht hübsch ausgeführt.

VII. Elegie.

In diesem recht traurigen Klageliede wird der Schmerz über den Verlust der Sophie rührend ausgedrückt. Der junge Dichter spricht seine Liebe für dieselbe aus, rühmt ihr Herz und ihre Schönheit, aber auch seine Verehrung für die „Schöne Schwester“ (nachherige Frau von Hillern), „die würdig“,

Ihre Schwester zu sein, blüht und Unsterblichen gleicht.

VIII. Ode.

Dieses Gedicht ist auf die Geburt eines Sohnes (des Schinz?) verfafst. Der Dichter wünscht, dafs die Nachwelt denselben nicht „bei den Erobrern“ sehe, dagegen ihn unter den Dichtern finden möge, und er dann von der Liebe zu einem Mädchen singe, das der Doris gleiche.

IX. Ode.

Dieses Gedicht ist an die Weisheit gerichtet, zuerst wird die Sehnsucht nach ihr dargethan und gebeten:

O so zeige dich mir, wie du dich Bodmern zeigst,
Dich zu sehen gewohnt, voll des olympischen
  Sanften Lichts, das dein Aug unerschöpft um sich giefst,
  Mifst er leicht deine Gegenwart.

Wenn die Weisheit den Dichter gestärkt habe, wolle er den „Götzen des Wahns und dem vielköpfigen Irrtum Widerstand thun“.

X. Ode.
(An Hr. M. C. . .)

P. von Hofmann-Wellenhof fragt, wer ist Herr M. C. . .? eine Frage, welche schwer zu beantworten ist. Gleich beim Anfang dieses Gedichtes müfste man an Schinz denken, wenn nicht die Überschrift wäre, denn da heifst es:

Freund, den mein suchendes Herz in diesen fremden Gefilden
Sich am ähnlichsten fand.

Ohne sehr genau in Zürich bekannt zu sein, wird es schwer werden, die Frage von P. von Hofmann zu beantworten.

In diesem sehr artigen Gedicht, das Stellen enthält, welche an spätere Zeiten Wielands erinnern, will sich der Dichter mit seinem Freunde der Weisheit widmen, damit beide glücklich in jeder Beziehung leben und die Eitelkeiten der Welt verachten können; dann haben sie ein glückliches Leben ohne Wünsche.

— — — nur meine Seele
Wünscht noch Doris und weint.

XI. Ode.

(An seine Freundin.)

Die Freundin ist Doris, und hier spricht Wieland von seiner Liebe und kommt schliefslich auf den so oft besprochenen Gedanken zurück, wie glücklich beide nach ihrem Tode sein werden:

Wenn ein himmlischer Leib uns jetzt umfliefst, und wir,
Aufgelöst in der Lust neuer Umarmungen,
Kein Elysium sehen,
O wie werden wir selig sein!

XII. Ode.

(An ebendieselbe.)

Eigentlich ist dieses Gedicht nicht, wie man nach der Überschrift vermuten sollte, an Doris gerichtet, sondern an den Traumgott, der ersucht wird, zuerst dem Dichter seine Doris zu zeigen, so wie sie früher gewesen ist, und sowie dies geschehen ist, soll der Gott zur Doris eilen und ihr im Traum das Bild des Dichters erscheinen lassen, damit beide zugleich voneinander und von der seligen Zeit träumen.

XIII. Ode.

Klagen und Beruhigung.

Der Inhalt dieses Gedichtes entspricht der Überschrift vollkommen. Die Klagen über den Verlust der Serena sind sehr rührend; die Beruhigung findet er im Umgang mit Bodmer,

Hefs und Schinz und berührt hier die erste Begrüfsung im Landhaus des Billeter in Wesperspühl mit dem letzteren, wo auch die unschuldige Daphne sich befand.

XIV. Der erste Gesang.

Das Rätsel.

In der ganzen Sammlung dieser Gedichte ist dies ohne Zweifel das merkwürdigste. Während in den vorhergehenden der Einflufs der Erziehung oder des Umganges über den Dichter herrschte und er in höheren Sphären schwebte, befreit er sich von allen Einflüssen, ist der natürliche Wieland und gelangt auf der Erde an, indem der auf der Erde lebende rätselhafte Mensch betrachtet wird.

Zu bedauern ist es, dafs von diesem Gedicht nur der erste Gesang und auch dieser nicht vollständig vorhanden ist, wenigstens scheint zwischen der dritten und vierten Seite eine Stelle und der Schlufs dieses Gesanges zu fehlen. Aufserdem ist an mehreren Zeilen der Rand abgerissen, wodurch an diesen die End- und Anfangsworte fehlen.

Über die Resultate der Lautphysiologie
mit Rücksicht auf unsere Schulen.

Von

Karl Deutschbein,
Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau.

---

§ 1. Wesen der Lautphysiologie. Die Lautphysiologie, auch Phonetik genannt, ist eine Wissenschaft, die uns über die Erzeugung, das Wesen und die Verwendung der Laute belehrt. Sie setzt uns in den Stand, jeden Laut seiner Entstehungsweise nach zu erkennen und zu beschreiben, seinem Werte und seiner Klangfarbe nach genau zu bestimmen; sie ist demnach das naturwissenschaftliche Studium der Laute selbst und bildet als solches einen Zweig der allgemeinen Sprachwissenschaft.

§ 2. Bedeutung der Lautphysiologie für die Schule. Zuerst gewährt sie nicht blofs dem Lehrer, sondern auch dem Kinde einen Einblick in den wunderbaren Bau des menschlichen Körpers, in die zweckmäfsige Einrichtung desselben und in die körperlichen und geistigen Fähigkeiten, die Gott in den Menschen gelegt hat. Aber nicht blofs von diesem ethischen, sondern auch vom praktischen Standpunkte aus ist die Lautphysiologie von grofser Bedeutung für die Schule; denn sie erleichtert dem Lehrer das Unterrichten und dem Schüler das Lernen und richtige Sprechen sowohl der fremden Sprachen als auch der Muttersprache. Dafs das erstere der Fall sein mufs, wird wohl jeder nach dem in § 1 Gesagten unbedingt zugeben. Um aber zu zeigen, dafs die Lautphysiologie auch für die richtige Aussprache der Muttersprache, also in Bezug auf uns des Hochdeutschen, von Wichtigkeit und Nutzen ist, müssen wir uns etwas ausführlicher aussprechen.

Schon oft ist die Frage aufgeworfen worden: „Welches ist das beste Deutsch?“ oder genauer: „Welche Aussprache des Deutschen

ist die beste?“ — Wir antworten mit B. Schmitz in seiner deutschen Grammatik für Gebildete, Seite 2: „Hochdeutsch im Munde des (gebildeten) Niederdeutschen (Norddeutschen).“ Und doch hat selbst der Sitz der reinsten deutschen Aussprache, die Gegend von Celle, Hannover, Braunschweig und Göttingen, einige unzulässige Eigentümlichkeiten aufzuweisen. Da es aber für die deutschen höheren und niederen Schulen eine Hauptaufgabe ist, bei den ihnen zugewiesenen Kindern eine richtige Aussprache des Hochdeutschen zu erstreben und zu erzielen, so mufs jeder Lehrer, auch der Volksschullehrer, wissen, nicht nur welches eigentlich die richtige Aussprache ist, sondern auch wie sie vermittelt wird, das heifst mit welchen Sprachwerkzeugen die einzelnen Sprachlaute hervorzubringen sind, damit er geeignetenfalls durch theoretische Anweisung dem Kinde zu Hilfe kommen kann. Die meisten Schwierigkeiten dabei werden die Lehrer in Mittel- und Süddeutschland haben, da hier am meisten von der richtigen Aussprache des Hochdeutschen abgewichen wird. Wir werden bei der Besprechung der einzelnen Laute auf die fehlerhafte Aussprache der einzelnen Gegenden Deutschlands wieder zurückkommen. Wie bereits angedeutet, thut es bei der Erzielung einer richtigen Aussprache seitens der Kinder das blofse richtige Vorsprechen seitens des Lehrers oft nicht; sei es, weil das Ohr der ersteren vom Elternhause her nicht scharf und geübt genug ist, den vorgesprochenen Laut richtig aufzufassen, sei es, weil sie das starke Nachahmungsvermögen ihrer frühesten Kindheit bereits verloren haben, jenen Laut richtig wiederzugeben. Zum Beweise des Gesagten berufen wir uns beispielsweise auf die Erfahrungen der Sprachlehrer in Sachsen. Dieselben haben fast tagtäglich Veranlassung, die Aussprache des weichen französischen und englischen s (des norddeutschen ſ) bei den Schülern korrigieren zu müssen, weil die letzteren dasselbe durchschnittlich zu hart (gleich norddeutschem ß) aussprechen. Das blofse Vorsprechen des Lehrers und das blofse Nachsprechen der Schüler hilft in vielen Fällen nichts; sie hören entweder den Unterschied zwischen weichem und hartem s gar nicht, oder sie wissen nicht, wie sie den weichen Laut erzeugen müssen. Da bleibt nichts übrig, als den Kindern zu sagen, auf welche Weise, das heifst mit welchen Sprachwerkzeugen sie den betreffenden Laut hervorbringen müssen. Wie im fremdsprachlichen Unterrichte, so ist es auch im muttersprachlichen, und wenn in Sachsen die richtige Aussprache des weichen ſ besondere Schwierigkeiten macht, so in anderen Gegenden andere Laute. Wenn aber dem

so ist, dann ist es klar, wie wichtig und nützlich für jeden Lehrer und bis zu einem gewissen Grade auch für den Schüler einige Kenntnis von den Ergebnissen der phonetischen Forschungen ist.

§ 3. Litterarhistorisches. Die Lautphysiologie ist eine verhältnismäfsig noch junge Wissenschaft, die, von Deutschen ausgegangen, am meisten in Deutschland und England gepflegt wird. Henry Sweet, der erste unter den jetzt lebenden englischen Phonetikern, bekennt in der Vorrede zu seinem Handbuche der Phonetik: „Deutschland verdanken wir den ersten Versuch, ein allgemeines Lautsystem auf physiologischer Basis aufzubauen.“

Unter den hervorragendsten Werken nennen wir nach historischer Reihenfolge:

Rapp, Versuch zu einer Physiologie der Sprache. Stuttgart und Tübingen 1836.

Merkel, Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans. Leipzig 1856.

Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute. Wien 1856. Zweite Auflage 1876.

Thausing, Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache. Leipzig 1863.

Merkel, Physiologie der menschlichen Sprache. Leipzig 1866. (Ein Auszug aus dem ersten Werke.)

Rumpelt, Das natürliche System der Sprachlaute. Halle 1869.

Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen. Braunschweig, dritte Auflage 1870.

Sievers, Grundzüge der Lautphysiologie. Leipzig 1876. Dasselbe Werk ist 1881 unter dem Titel „Grundzüge der Phonetik“ in zweiter, wesentlich umgestalteter und vermehrter Auflage erschienen.

Trautmann, Bemerkungen über eine bessere Methode für den lautlichen Teil des neusprachlichen Unterrichts, abgedruckt in der Anglia, Band I, Seite 592—598.

Techmer, Phonetik zur vergleichenden Physiologie der Stimme und Sprache. Leipzig 1880.

Als schätzenswerte Beiträge sind dann noch zu verzeichnen Viëtors Aufsätze in den „Englischen Studien“ von Kölbing (III. Band, 1. Heft) und in der „Zeitschrift für neufranzösische Litteratur und Sprache“ von Körting und Koschwitz (II. Band, 1. u. 2. Heft), sowie

Schröers Aufsätze in der (österreichischen) „Zeitschrift für das Realschulwesen“ von Kolbe, Bechtel und Kuhn (VII. Jahrgang, 5. u. 6. Heft).

Recht beachtenswert für unsere Zwecke sind auch die ersten Lektionen der französischen und englischen „Unterrichtsbriefe“ von Toussaint-Langenscheidt, sowie die betreffenden Abschnitte bei Bock: „Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.“

Die ersten Resultate der deutschen Forschung wurden in England durch unseren berühmten Landsmann Max Müller, Professor an der Universität Oxford, bekannt gemacht, indem derselbe 1864 den zweiten Teil seiner im Königl. Institut zu London gehaltenen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ herausgab. Hauptsächlich erst seit dieser Zeit haben die Engländer mit der ihnen eigentümlichen Ausdauer und mit dem ihnen eigentümlichen Geschick der jungen Wissenschaft sich bemächtigt und sind von ihnen folgende Hauptwerke ausgegangen:

Bell, Visible Speech. London 1867.

Ellis, On Early English Pronunciation. London 1869.

Sweet, A Handbook of Phonetics. Oxford 1877.

Würdig an ihre (der letzgenannten Engländer) Seite kann man den Norweger J. Storm stellen, dessen „Englische Philologie“ (deutsch bei Henninger in Heilbronn 1881) gerechtes Aufsehen erregt hat, da sich der Verfasser als Meister ersten Ranges in der Phonetik zeigt.

Bemerkung. Es ist natürlich, dafs wir die meisten der ebengenannten Werke als Hilfsmittel bei gegenwärtiger Arbeit benutzt haben.

§ 4. Einige akustische Begriffe und technische Ausdrücke. Ehe wir zur eigentlichen „Lautlehre“ übergehen, müssen wir uns noch über einige akustische Begriffe und technische Ausdrücke verständigen; es handelt sich dabei namentlich um folgende:

a) Schall. Jede Einwirkung auf unser Gehör nennen wir Schall. Wenn man mit einem Stocke auf den Tisch schlägt, so vernehmen wir einen Schall.

b) Geräusch und Klang. Der Schall rührt von den schwingenden Bewegungen eines Körpers her, die sich der elastischen Luft mitteilen. Gehen diese Schwingungen unregelmäfsig vor sich, so nennen wir sie Geräusch, sind sie aber regelmäfsig, so nennen wir sie

Klang. Der Wind macht ein Geräusch in den Blättern der Bäume; die Saiten, die Metalle u. s. w. klingen, sie haben einen Klang.

c) Ton. Wenn man nicht auf die Stärke, sondern auf die Höhe oder Tiefe eines Klanges Rücksicht nimmt, so redet man von einem Ton. Der tiefste Ton eines Klanges ist der Grundton, die übrigen heifsen Obertöne. Jeder schallerzeugende Körper, z. B. jede Saite, hat einen ihm eigentümlichen Ton, einen Eigenton oder eine Klangfarbe.

d) Stimmton. Den Inbegriff der Töne, welche beim Durchgange der Luft aus der Brust durch den Kehlkopf in diesem erzeugt werden, nennt man Stimmton, oder kurzweg Stimme. Nur die lebenden Wesen, welche einen Kehlkopf haben, besitzen eine Stimme; die übrigen nicht, sie können höchstens auf irgend eine Weise Töne hervorbringen.

e) Laut. Der Stimmton ist ungegliedert und unartikuliert, er ist an und für sich ein dem Gesumme der Biene oder des Käfers ähnlicher dumpfer Ton. Sobald aber der Stimmton durch die Sprachwerkzeuge wie Zunge, Zähne, Gaumen, Lippen zu einem gegliederten oder artikulierten Tone umgewandelt wird, entsteht der Laut, genauer Sprachlaut. Wenn man auf irgend einem Musikinstrumente, z. B. auf dem Klavier, einen Ton angiebt, so kann man darauf die Laute *a*, *e*, *i* u. s. w. singen. Nur diejenigen Wesen, welche eine Stimme (einen Stimmton) haben, können auch Laute von sich geben.

f) Sprache. Aus den Elementen der verschiedenen Laute setzt sich die gesprochene Sprache naturgeschichtlich zusammen; sie ist der lautliche Ausdruck der Gedanken. Die Sprache kommt als solche nur dem Menschen zu; die Tierwelt, und zwar nur die höhere, ist mit einer Stimme begabt. Die von den Tieren hervorgebrachten Laute sind nicht der Ausdruck von Gedanken, sondern nur der Ausdruck von Stimmungen und Empfindungen wie Freude, Schmerz u. s. w. — Demnach giebt es auch nur eine Menschensprache, keine Tiersprache im eigentlichen Sinne.

§ 5. Die Sprachorgane. Die Sprachorgane im weiteren Sinne, das heifst diejenigen Organe, welche zum Sprechen notwendig sind, bestehen aus drei Teilen, nämlich aus dem Respirations-, Stimm- und Lautapparat. Zum Respirationsapparat gehören die Lunge, der Brustkasten (richtiger Brustkorb) und die von den Lungen aufsteigende Luftröhre. Den Stimmapparat macht der am oberen Ende der Luftröhre befindliche Kehlkopf aus. Der Lautapparat wird durch das so-

genannte Ansatzrohr* gebildet, welches sich über dem Kehlkopf befindet und sich zusammensetzt aus der Kehl- und Rachenhöhle (Schlundkopf) hinten, der Nasenhöhle oben und der Mundhöhle vorn mit den angrenzenden Weichteilen, Gaumen, Zunge und Lippen. Alle die letztgenannten Teile des Ansatzrohres nennt man auch Sprachwerkzeuge im engeren Sinne.

Für unsere Zwecke bedürfen der Kehlkopf und einige Teile des Ansatzrohres noch einer genaueren Beschreibung.

1) Der Kehlkopf. Das Wichtigste beim Kehlkopfe sind die vier sogenannten Stimmbänder, von denen je zwei, ein unteres und ein oberes, rechts und links von hinten nach vorn in der Kehlkopfhöhle gespannt sind, aber nur die unteren sind stimmbildend. Zwischen dem rechten und linken Stimmbande bleibt ein dreieckiger Raum, die Stimmritze, die durch die elastischen Stimmbänder je nachdem ganz geöffnet, verengt oder geschlossen werden kann. Wir haben oben mit Absicht die „sogenannten" Stimmbänder gesagt, weil eigentlich das Wort „Stimmband" keine richtige Vorstellung giebt. Eine solche würde eher der Ausdruck „Stimmfalte" oder „Stimmlappen" geben, da die betreffenden Organe nicht Bändern, sondern eher Falten oder Lappen gleichen. Wenn man keine Gelegenheit hat, einen naturgetreuen Abdruck des Kehlkopfes zu sehen, so kann man sich am besten eine richtige Vorstellung machen, indem man sich in der Mitte einer Trommel ein in die beiden Trommelfelle eingeschnittenes Dreieck denkt; dieses Dreieck selbst läfst sich mit der Stimmritze vergleichen, die an den Seiten übrig gebliebenen Falten oder Lappen aber mit den Stimmbändern.

2) Das Ansatzrohr. Die Teile desselben sind alle sichtbar und bedürfen deshalb eigentlich mit Ausnahme des Gaumens keiner genaueren Beschreibung. Unmittelbar über den Oberzähnen in der Mundhöhle befindet sich eine Wölbung nach innen, die Alveolen der Oberzähne. Von hier ab nach hinten zu beginnt der Gaumen; dieser ist zunächst hart und heifst deshalb auch der harte Gaumen oder das Gaumendach. Ihm schliefst sich dann der Gaumenvorhang oder das Gaumensegel an, das in drei Teile zerfällt, nämlich a) in den weichen Gaumen (vom harten Gaumen bis zum Zäpfchen), b) in das Zäpfchen

* Ein Ansatzrohr haben auch die meisten Blasinstrumente, von denen erst die Bezeichnung herübergenommen ist.

und c) in die vier Gaumenbögen, je zwei nach rechts und links nach vorn und nach hinten (von der Wurzel des Zäpfchens bis herunter an die Seiten der Zunge); zwischen dem vorderen und dem hinteren Gaumenbogen liegen auf jeder Seite die oft etwas hervortretenden Mandeln. Das Gaumendach trennt die Mundhöhle von der Nasenhöhle, der Gaumenvorhang kann einerseits die Rachenhöhle von der Nasenhöhle und anderseits die Rachenhöhle von der Mundhöhle abschliefsen.

§ 6. Vorgang bei der Erzeugung eines Sprachlautes. Zur Erzeugung eines Sprachlautes ist dreierlei nötig: 1) Ein Luftstrom, 2) eine schallerzeugende Hemmung und 3) ein schallmodifizierender Resonanzraum dieses Stromes. Alles dies finden wir in den unter § 5 bezeichneten Sprachorganen. Zur Erzeugung eines Sprachlautes ist also zuerst ein Luftstrom nötig; derselbe wird hervorgebracht durch die Zusammenziehung der Brustmuskeln und der Lunge, welche die in der letzteren befindliche Luft durch die Luftröhre und den Kehlkopf, resp. durch die Stimmritze in die Rachen-, Mund-, oder Nasenhöhle treibt. Dieser Luftstrom versetzt gewöhnlich bei seinem Durchgange durch die Stimmritze die zu beiden Seiten liegenden Stimmbänder in schallbildende oder tönende Schwingungen, welche aber an den Wänden des Ansatzrohres (vergl. § 5) verändert werden uud auf diese Weise noch eine besondere Klangfarbe erhalten; dies geschieht z. B. bei den Vokalen und weichen Konsonanten. Die Höhe oder Tiefe der Töne hängt davon ab, ob die Stimmbänder kürzer oder länger, mehr oder weniger straff angespannt sind. Kinder können höhere Töne hervorbringen als Erwachsene, Frauen höhere als Männer, weil bei den ersteren die Stimmbänder kürzer sind als bei den letzteren.

Es ist jedoch auch möglich, dafs die Stimmbänder gar nicht in schallbildende Schwingungen versetzt werden (weil die Stimmritze ganz offen gelassen wird und den Luftstrom ungehindert durchgehen läfst wie beim Hauchen), und dafs die schallerzeugende Hemmung des Luftstromes erst im Ansatzrohre eintritt; dies geschieht bei den harten Konsonanten.

Wenn man den Luftstrom so verringert, dafs infolge dessen die Stimmbänder nicht in schallbildende Schwingungen versetzt werden, so hört man ein Flüstern, das auch erst im Ansatzrohre erzeugt wird: das ist die Entstehung der Flüstersprache.

Man hat nicht unpassend den ganzen Sprachapparat mit einer Orgel verglichen und gesagt, dafs die Lunge dem Blasebalge der Orgel, die Luftröhre der Windlade und der Kehlkopf einer einzigen Orgelpfeife entspricht, die aber durch ein Ansatzrohr verschiedene Töne hervorzubringen im stande sein müfste. Ein solches Ansatzrohr hat freilich die Orgel nicht, wohl aber dafür sehr viele einzelne Pfeifen; diesen entspricht bei dem Sprachapparat das Ansatzrohr (vergl. § 5).

§ 7. Unterschied von Vokalen und Konsonanten. Die Sprachlaute werden eingeteilt in Selbstlaute oder Vokale, Mitlaute oder Konsonanten und Mittellaute oder Vokalkonsonanten. Selbstlaute heifsen die ersteren, weil jeder für sich allein eine Silbe bilden kann (z. B. das a in Mari—a), Mitlaute die mittleren, weil sie nur in Gemeinschaft mit einem Selbstlaut eine Silbe bilden können (z. B. g und t in gut), Mittellaute die letzteren, weil sie die Eigenschaften der Vokale und Konsonanten in sich vereinigen (z. B. „handeln“ könnte man auch „handln“ schreiben und doch auf gleiche Weise aussprechen). Dies ist der Unterschied von Vokalen und Konsonanten ihrem Werte nach. Es ist aber noch ein Unterschied in ihrer Entstehungsweise vorhanden. In Bezug auf dieselbe nennt man Vokal einen solchen Sprachlaut, der entsteht, wenn der aus der Lunge kommende Luftstrom im Kehlkopfe den Stimmton (vergl. § 6) erzeugt und dann frei und ungehindert durch die Mundhöhle hindurchgeht, dabei aber zugleich infolge der verschiedenen Mund-, Zungen- und Gaumenstellungen verschieden gefärbt wird, oder verschiedene Klangfarbe erhält, z. B. i—a—u; deshalb pflegt man die Vokale jetzt auch wohl Stimmlaute zu nennen. Ein Konsonant dagegen wird hervorgebracht, wenn der aus der Lunge kommende Luftstrom einen vorher im Ansatzrohre (vergl. § 5, 2) gebildeten Verschlufs (z. B. bei Erzeugung des b- und p-, d- und t-Lautes) oder eine ebenfalls vorhergebildete Enge (z. B. bei der Erzeugung des f-, s-, ch-Lautes) durchbrechen mufs, wodurch ein Geräusch entsteht; deshalb heifsen die Konsonanten auch Geräuschlaute. Die eingangs erwähnten Mittellaute (l, m, n, r) vereinigen auch in dieser Beziehung die Eigenschaften der Vokale und Konsonanten in sich.

§ 8. Die einfachen Vokale. Theoretisch betrachtet, giebt es eine grofe Menge verschiedener Mund-, Zungen- und Gaumen-

stellungen und demzufolge auch eine ebenso grofse Menge verschieden gefärbter Vokale; praktisch aber ist es empfehlenswert, nur die folgenden Normalvokale ihrer Entstehungsweise, ihrem Klange und Werte nach zu bestimmen und sich zu merken:

§ 9. Die *i*- und *u*-Laute. a) Am leichtesten ist das eben Gesagte bei den i- und u-Lauten, weil sie an der äufsersten Grenze der Vokale liegen. Der i-Laut erhält nämlich dadurch seine ihm eigentümliche Klangfarbe, dafs die Zunge so weit wie möglich nach vorn und dabei mit ihrem mittleren Teile fast bis an den harten Gaumen gedrängt wird, während die Lippen einen breiten Spalt bilden, die Mundwinkel nach den Seiten hin in die Backen hinein sich zurückziehen und Ober- und Unterkiefer nur geringen Abstand voneinander haben. Würde man diese Mundstellung noch weiter verengen, so würde der Luftstrom nicht mehr frei und ungehindert durch den Mundkanal entweichen können; es würde dann nicht mehr ein Vokallaut, sondern ein dem j ähnlicher Geräuschlaut entstehen.

b) Beim u-Laut dagegen wird die Zunge so weit wie möglich nach hinten emporgezogen und zwar nach dem weichen Gaumen hin; die Lippen werden vorgeschoben und bilden eine kleine runde Öffnung, Ober- und Unterkiefer haben denselben Abstand wie beim i-Laut. Würde man diese Mundstellung noch weiter verengen, so würde wiederum der Luftstrom nicht mehr frei entweichen können; es würde kein Vokallaut mehr gebildet werden können, sondern ein dem f oder w ähnlicher Geräuschlaut. Beim u-Laut wird im vorderen Munde ein ziemlich grofser, kugelähnlicher Resonanzraum erzeugt, beim i-Laut dagegen ein möglichst kleiner; deshalb klingen auch die u-Laute dumpf und dunkel, die i-Laute dagegen klar und hell; und in der That haben die Akustiker gefunden, dafs beim Flüstern die Resonanz der i-Laute um zwei Oktaven höher klingt als die der u-Laute.

§ 10. Der *a*-Laut. Schwieriger als die Bestimmung der eben beschriebenen i- und u-Laute ist die des a-Lautes, weil hier die „Geräuschprobe" in Wegfall kommt. Um den normalen a-Laut zu erzeugen, mufs man die Zunge aus der wagerechten Lage ein wenig rückwärts in die Höhe ziehen und Ober- und Unterkiefer so weit wie möglich voneinander trennen. Wenn der Arzt bei Halskrankheiten möglichst weit in den Hals hineinsehen will, so läfst er sich vom Kranken

den Laut a forttönend angeben; ebenso der Gesanglehrer, wenn er einen Ton recht genau hören will. Der a-Laut liegt in der Mitte des i- und u-Lautes, also i-a-u. Auch die Akustiker bestätigen diese Behauptung, denn beim Flüstern liegt die Resonanz des a-Lautes genau eine Oktave höher als die des u-Lautes, dagegen eine Oktave tiefer als die des i-Lautes. Der Klangfarbe nach ist der a-Laut der offenste und klarste, der i- und u-Laut der geschlossenste, i für sich allein der hellste, u der dunkelste Vokal.

§ 11. Der *e*- und *o*-Laut. Zwischen i und a liegt der e-Laut, zwischen u und a der o-Laut. Die Zunge, die Lippen, der Ober- und Unterkiefer haben deswegen bei der Erzeugung des e-Lautes eine Mittelstellung zwischen der i- und a-Mundstellung, bei der des o-Lautes eine Mittelstellung zwischen der u- und a-Mundstellung.

Die Zunge beispielsweise wird beim o nicht so weit nach rückwärts gezogen als beim u, und doch weiter rückwärts als beim a, beim e dagegen nicht so weit nach vorn geschoben als beim i und doch weiter vor als beim a, auf jeden Fall in die Mitte zwischen ihrer u- und a-Stellung, resp. zwischen ihrer i- und a-Stellung. Als Resultate dieser Betrachtung ergeben sich bis jetzt folgende Normalvokale:

i e a o u

Als Beispiele dieser Lautwerte mögen dienen:

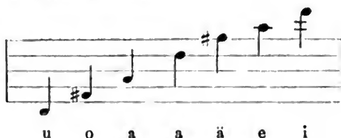
deutsch:*	ihn	See	Vater	so	du
engl.:	field, see	—	father	—	—
franz.:	fini	été	lâche	seau	sou

§ 12. Die ä- und ạ-Laute. Nach der Mitte hin drängen sich in fast allen Sprachen noch Zwischenlaute, die hier noch näher bestimmt werden müssen. Es ist dies namentlich der breite, helle ä-Laut und der breite, dunkle o-haltige ạ-Laut, wie er sich in österreichischen, süddeutschen und mitteldeutschen (thüringischen und erzgebirgischen) Dialekten findet; der erstere (ä) liegt zwischen e und a, der letztere (ạ) zwischen o und a, also:

	e	ä	a	ạ̈	o
deutsch:	See	Ähre	Vater	östr. Vater	so
engl.:	—	air	father	all, law, lord	—
franz.:	été	faire, père	lâche	—	seau

* Die deutschen Beispiele sind der reinen norddeutschen Aussprache (Bühnendeutsch) entnommen, wenn nicht anders angegeben ist.

§ 13. Das harmonische Verhältnis der Normalvokale zueinander. Wie schon in §§ 9 und 10 angedeutet worden ist, stehen alle diese Normalvokale, diese bestimmten Lautwerte in einem harmonischen Verhältnis zueinander: ihre Resonanz im Mundraume beim Flüstern giebt nämlich zwei aufsteigende Durakkorde und zwar so, dafs beim ersten Akkord u den Grundton, o die Terz, ạ die Quinte, und a die Oktave, beim zweiten a den Grundton, ä die Terz, e die Quinte und i die Oktave bildet; Trautmann nimmt den fis-dur-, andere den d-dur-Akkord an, also:



§ 14. Geschlossene und offene Vokale. In §§ 9 und 10 haben wir gesehen, dafs i und u die geschlossensten Vokale sind, während a der offenste ist; sie wurden deshalb so bezeichnet, weil bei den ersteren der Mund sich fast ganz schliefst, und weil bei dem letzteren er so weit wie möglich offen steht. Es giebt nun aber noch ein zweites i und u, nämlich auch ein offenes, deshalb so genannt, weil bei diesem der Mund etwas mehr geöffnet wird; die Mundstellung des offenen i wird sich also etwas der des e nähern und die des offenen u derjenigen des o. Die englischen Phonetiker und ihre Anhänger nennen die geschlossenen Laute eng (narrow) und die offenen weit (wide). Diese Namen verdanken ihren Ursprung folgendem Vorgange:

Wenn man vom geschlossenen i zu e, oder vom geschlossenen u zu o übergeht, so mufs sich die Zunge jedesmal etwas senken, und zwar das erste Mal vorn, das zweite Mal hinten. Wenn man aber vom geschlossenen i zum offenen i, oder vom geschlossenen u zum offenen u übergeht, so bleibt die Zunge in ihrer jedesmaligen Lage, nur ist sie beim geschlossenen i und u krampfhaft angespannt, beim offenen liegt sie verhältnismäfsig schlaff da. Im ersteren Falle verengert sie den Raum in der Mundhöhle, im letzteren erweitert sie ihn, daher die Bezeichnung enge und weit.

Derselbe Vorgang wie beim i und u wiederholt sich bei allen Lauten, folglich giebt es ein geschlossenes e und ein offenes e, ein ge-

schlossenes o und ein offenes o u. s. w. Die i-, e-, ä-, a̤-, o-, u-Laute, die wir zuerst in §§ 9—12 kennen gelernt haben, sind geschlossene Laute, wir wollen sie mit i^1, e^1, $ä^1$, $a̤^1$, o^1, u^1 bezeichnen, die neuen aber, das heifst die offenen Laute mit i^2, e^2, $ä^2$, $a̤^2$, o^2, u^2. Beim a-Laut dagegen haben wir in § 10 den offenen zuerst gefunden, diesen müssen wir deshalb mit a^2 bezeichnen. Nun giebt es aber auch einen geschlossenen a-Laut, den wir naturgemäfs mit a^1 bezeichnen. Da aber das normale a^2, wie wir gesehen haben, in der Mitte zwischen den hellen und dunkeln Vokalen liegt, so darf es uns nicht wundern, dafs es zwei geschlossene a-Laute giebt, nämlich einen auf der hellen und einen auf der dunkeln Seite; den ersten wollen wir bezeichnen mit a^1h (wir finden ihn z. B. in Katze), den letzteren mit a^1d (er kommt nur im Englischen vor, da aber auch sehr häufig und zwar als der kurze u-Laut in up, but etc.).

Stellen wir jetzt das gewonnene Resultat zusammen, so ergiebt sich folgendes Schema:

I. Die helle i—a^2-Reihe.

i^1	i^2	e^1	e^2	$ä^1$	$ä^2$	a^1h	a^2
ihn	Fisch	See	Mensch Männer	Ähre	—	Katze	Vater
field, he	pity	(name)	men	air there	man	(past)	father
fini	—	été	ennemi	faire père	—	ami	lâche

II. Die dunkle a^1—u-Reihe.

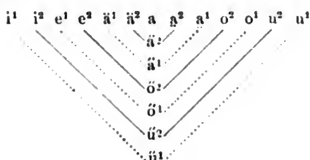
a^1d	$a̤^2$	$a̤^1$	o^2	o^1	u^2	u^1
—	—	östr. Vater	offen	so	Null	du
up	{ want not	{ all, law lord	more	(hope)	full	(cure)
—	alors	—	robe	seau	—	sou

Bemerkung: 1) Bei der i—a-Reihe stehen die geschlossenen Laute zuerst, weil wir von dem geschlossenen i haben ausgehen müssen; bei der a—u-Reihe findet das Entgegengesetzte statt.

2) Die englischen Beispiele von e^1, o^1 und u^1 sind in Klammer gesetzt, weil diese Laute im Englischen Diphthonge sind (vergl. § 20).

§ 15. Die Mischlaute. Unter Mischlauten oder Vermittelungslauten verstehen wir solche Laute, die ihre Entstehung der Verschmelzung von zwei gleichartigen Vokalen (also von i und u, e und o, ä und a̤) verdanken. Diese Verschmelzung kommt dadurch zu

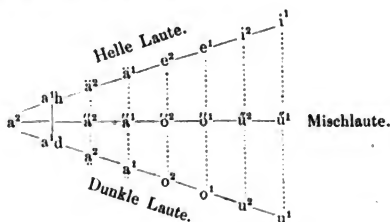
stande, dafs von dem **hellen** Vokale die **Zungenstellung**, von dem **dunkeln** aber die **Lippenstellung** angenommen wird. Wenn man also beispielsweise den i-Laut ausspricht, forttönen läfst und dabei nach und nach die Lippen verschiebt und rundet, also in die u-Stellung bringt, so entsteht der Mischlaut ü. Wenn man entsprechend bei e und o, bei ä und a̧ verfährt, so werden die Mischlaute ö und ä entstehen. Legen wir nun das Schema von § 14 zu Grunde, so erhalten wir noch folgende geschlossene und offene Mischlaute:



Beispiele:

	$ü^1$	$ü^2$	$ö^1$	$ö^2$	$ä^1$	$ä^2$
deutsch:	Hüte	Hütte	Söhne	öffnen	Gabe	Vater
engl.:	—	—	—	—	her bird turn	clever
franz.:	lune	—	peu, que	peuple peur	—	—

Die deutschen Phonetiker bringen voranstehendes Schema auch in die Form eines Dreiecks, welches die Klangfarben sehr anschaulich darstellt; es möge hier eine Stelle finden:



§ 16. **Trübung der Vokale.** Getrübte oder unvollkommene Vokale nennt man diejenigen, die ihren in den vorhergehenden Paragraphen festbestimmten Wert und ihre Klangfarbe verloren, die ihren reinen

Normalwert nicht behalten haben. Diese Erscheinung hängt mit der Betonung der Silben zusammen. Je gleichmäfsiger dieselben betont werden, desto weniger getrübte Vokale giebt es in einer Sprache. Dies ist beispielsweise im Französischen der Fall. Im Deutschen dagegen, namentlich aber im Englischen, wo die Hauptsilben sehr stark, die Nebensilben, das heifst die Vor- und Nachsilben und Endungen, sehr schwach betont werden, giebt es eine gröfsere Anzahl solcher getrübter Vokale. Namentlich mufs hier das e in den Flexionsendungen *es* nach Zischlauten und *ed* nach d oder t genannt werden, das seinen e-Wert verlierend sich nach i^2 hinneigt. Beispiele hierzu sind: princes, horses, glasses, foxes, he wishes, he mixes, he defended, he wanted.

Bemerkung: Mit dieser Trübung der Vokale ist nicht ihre Verdunkelung durch die Vokalkonsonanten zu verwechseln und ebensowenig ihre Verstummung.

§ 17. Länge und Kürze der Vokale. Bisher haben wir nur von der Qualität der Vokale, das heifst von ihrer Offenheit oder Geschlossenheit gesprochen, es erübrigt nun noch, einiges über ihre Quantität, das heifst über ihre Länge und Kürze zu sagen. Im allgemeinen, namentlich was das Deutsche anlangt, gilt der Satz, dafs die geschlossenen Vokale lang, die offenen aber kurz sind; vergleiche hierzu die angeführten Beispiele in §§ 14 un 15. Es kann jedoch auch, namentlich im Französischen, der offene Vokal lang und der geschlossene kurz sein, so z. B. ist das offene o in al*o*rs lang und das geschlossene ö in der ersten Silbe von h*eu*reux kurz. Im Deutschen giebt es nur lange und kurze Vokale. Ähnlich ist's im Englischen, jedoch werden hier die eigentlich kurzen Vokale vor weichen Konsonanten (b, d, g, v, z) etwas gedehnt, also halblang gemacht, z. B. in Bob, bad, dog, give, has, ebenso spricht man den Kompromifslaut a^1h (vergl. § 18 d) halblang. Im Französischen sind zwar die kurzen Vokale vorherrschend, doch giebt es auch viele lange und halblange.

Beispiele:

	lang	halblang	kurz
deutsch:	Schw*a*n	—	K*a*tze
engl.:	f*a*ther	b*a*d	m*a*n
franz.:	dél*u*ge	b*u*	ref*u*sé

§ 18. Besondere Bemerkungen und Fehlerhaftes. a) Die i-Laute. Wie die Tabelle in § 14 zeigt, kommt im Französischen

das offene i^{2} nicht vor, ebensowenig in süddeutschen Dialekten. Der Süddeutsche spricht das kurze offene i^{2} geschlossen, und deshalb heller als der Norddeutsche und Engländer. Übrigens ist das norddeutsche offene i (z. B. in Fisch) noch nicht so offen als das englische (z. B. in fish), weil der Engländer überhaupt seine Lippenthätigkeit so sehr als möglich beschränkt.

b) Die e-Laute. Das offene e^{2} ist wie das offene i^{2} im Englischen immer kurz. Der Buchstabe e im Deutschen stellt nicht weniger als sechs verschiedene Laute dar, man vergleiche: See (e^{1}), Mensch (e^{2}), her (ä^{1}), Herr (ä^{2}), Gabe (ä̆^{1}), Vater (ä̆^{2}). Dazu wird ein und dasselbe e in ein und demselben Worte verschieden ausgesprochen, z. B. das erste e in „geben“ spricht man in Norddeutschland wie e^{1}, in Süddeutschland wie e^{2} und in Mitteldeutschland sogar wie ä^{1}. Man sieht daraus, wie unpraktisch es ist, wenn in unsern Wörterbüchern ohne nähere Ortsangabe beispielsweise gesagt wird: Sprich das englische a in fate wie das e in „Feder“. Genau so wie das e in „geben“ in Mitteldeutschland, wird das französische e ouvert in père gesprochen.

c) Die ä-Laute. Durch die Einwirkung des r wird das ä^{1} in air, care, there mit etwas dunklem Nachhall gesprochen, vergl. darüber § 41. Wenn in einigen unserer Wörterbücher und Grammatiken die Laute von a in fate und care als gleichlautend angegeben sind, so ist das entschieden falsch.

d) Die a-Laute. Dem a^{2} hat man verschiedene Namen gegeben, z. B. das reine, mittlere, normale, neutrale a, alles Ausdrücke, um es von dem hellen nach ä hin liegenden a^{1} und von dem dunkeln nach ą hin liegenden ą^{1} zu unterscheiden. Wenn Plötz in seinen Lehrbüchern das a in ami offen und das a in âme geschlossen nennt, so ist das nicht richtig; gerade umgekehrt ist es. — Es sei hier übrigens bemerkt, dafs das deutsche und französische normale a (a^{2}) ein klein wenig tiefer klingt als das englische a, was englische Ohren sofort heraushören; diesen klingt das deutsche und französische a^{2} fast wie ihr ą^{1}.

Wenn man, wie bereits bemerkt, in Österreich, Süddeutschland, Thüringen, im Harz und im Erzgebirge das normale a^{2} z. B. in Vater viel zu dunkel, das heifst wie ą^{1} spricht, so verfällt man am Sitze der reinsten deutschen Aussprache, in Braunschweig und Hannover, in das Gegenteil, indem man es wie ä̆^{2} spricht, z. B.: Hören Sie *mäl*! — Das helle a^{1} im Englischen ist eine verfeinerte und künstliche Aus-

sprache des vor ss (glass), sk (ask), st (past) und ft (craft) befindlichen a. In Südengland spricht man in solchen Wörtern gewöhnlich a^2, in Nordengland und Amerika gewöhnlich $ä^2$; daher ist jener von Smart eingeführte a^1-Laut eigentlich ein Vermittelungslaut.

Noch eine besondere Erwähnung verdient der geschlossene dunkle a^1-Laut z. B. in up, but. Dieser Laut war bisher für ausländische, das heifst nichtenglische Grammatiker und Wörterbuchschreiber der undefinierbarste. Erst die Phonetik hat wie mit einem Schlage Licht über ihn verbreitet, indem sie ihn eben als den oben bezeichneten geschlossenen dunklen a-Laut erkannte. Dieser Laut hat durchaus nichts ö-haltiges, wie in fast allen Grammatiken und Wörterbüchern noch steht; man hüte sich also davor, die Lippen zu runden. Um ihn richtig auszusprechen, behalte man den in § 14 dargelegten Unterschied von den offenen und geschlossenen Lauten im Auge und richte sich danach, dann wird sich der a^1d-Laut wie von selbst einstellen. Man bringe also zunächst die Mundstellung des offenen a^2 zu Wege und spanne dann den hinteren Teil der Zunge bei ganz geringer Lippenbewegung straff an.

e) Die ạ-Laute. Dieser Laut kommt im Deutschen, wie bereits bemerkt, nur in Dialekten vor, aber in sehr vielen. Im Englischen und Französischen hat er sich vollständiges Bürgerrecht erworben.

f) Die o-Laute. Die Engländer sind seit einigen Jahrzehnten ins Schwanken geraten, ob sie o vor r in Wörtern wie glory, story, Victoria wie $ạ^1$ oder o^2 aussprechen, ob sie noch morning ($o = ạ^1$) von mourning ($ou = o^2$) unterscheiden sollen. Im allgemeinen neigt man sich jetzt zur ersteren Aussprache hin.

g) Die u-Laute. Im Französischen giebt es kein offenes u, im Englischen, streng genommen, kein geschlossenes. Der u-Laut in fool ist nur der lange u-Laut vom offenen u in full. Wie das englische offene i noch offener ist als das deutsche, so ist auch das offene englische u noch offener als das deutsche.

h) Die ü- und ö-Laute. Diese Laute kommen im Englischen nicht vor. In vielen Gegenden Deutschlands, namentlich in Mitteldeutschland, spricht man (wohl aus Bequemlichkeit) i statt ü und e statt ö. Man bringt also die Zunge, nicht aber die Lippen in die richtige Stellung.

i) Die ä-Laute. Bei der Erzeugung dieses ä-Lautes findet die geringste Bewegung der Sprachorgane statt, sie kommen aus der sogenannten Indifferenzlage, das heifst ihrer Lage beim ruhigen Atmen

kaum heraus, so dafs man ihn auch den Naturlaut genannt hat. Obwohl dieser Laut entstanden ist aus einer Mischung des hellen ä und des dunkeln a, so hat er doch einen überwiegend dunkel gefärbten, ö-haltigen Charakter, und zwar klingt er noch dumpfer in der betonten als in der unbetonten Silbe, vergl. engl. her und clever.

Im Deutschen nähert sich das unbetonte e in Gab*e* in manchen Gegenden dem ä, in anderen dem i, e oder ö. Richtig wird gesprochen, wenn er dumpfer als ä, aber heller als ö klingt, vergl. hierzu § 41, 6.

Als Schlufsbemerkung über fehlerhafte Aussprache diene folgendes: Im allgemeinen spricht man in Süddeutschland die Vokale rein, jedoch etwas zu lang und zu hell, in Norddeutschland etwas zu kurz und zu trübe, in Westdeutschland etwas zu dunkel und summend, in Ostdeutschland (Schlesien, Österreich, Sachsen) zu singend und zu undeutlich, indem man vielfach die Vor- und Nachsilben verschluckt.

§ 19. Zweilaute, Diphthonge. Ein Zweilaut ist eine äufserst enge Verbindung zweier Laute, die so miteinander verschmelzen, dafs sie mit einem Luftstofs hervorgebracht werden und nur eine Silbe bilden: Diejenigen Zweilaute, bei denen der erste Vokal stärker betont wird als der zweite, nennt man echte, starke oder fallende; diejenigen, bei denen das Umgekehrte stattfindet, heifsen unechte, schwache oder steigende Diphthonge. Im Deutschen giebt es nur fallende Zweilaute, im Französischen nur steigende; das Englische hat nur einen steigenden, sonst lauter fallende.

§ 20. Fallende Diphthonge. Im Deutschen giebt es folgende fallende Diphthonge: au, eu und äu, ai und ei. Die englische Sprache hat diese eigentlichen Zweilaute auch: sie stellt den au-Laut durch ow und ou (now, house) dar, den eu-Laut durch oi und oy (oil, boy), den ai-Laut durch i und y (time, my). Aber dennoch unterscheiden sich diese deutschen und englischen Diphthonge nicht unwesentlich in ihrer Klangfarbe. Der deutsche au-Laut besteht nämlich, phonetisch zerlegt, aus $a^2 + u^2$, der englische aus $ä^2$ (oder e^2) $+ u^2$,

der deutsche eu-Laut aus $ä^1$ (kurz) $+ ü^2$, der englische aus $a^2 + i^2$,
der deutsche ai-Laut aus $a^2 + i^2$, der englische aus $ä^2$ (oder ä) $+ i^2$;

Der englische au- und ai-Laut klingt also heller als der deutsche, der englische äu-Laut dumpfer.

Aufserdem hat aber das Englische noch zwei uneigentliche fallende Diphthonge, nämlich $e^1 + i^2$ und $o^1 + u^2$. Den ersteren, also $e^1 + i^2$,

stellt sie durch a, ai und ay (z. B. in name, pain, pay), den anderen, also o^1 (oder o^2) $+ u^2$ durch o, oa, ou, ow dar (z. B. in no, coat, poultry, slow).

Übersicht:

1) deutsch	au	=	$a^2 + u^2$	: Haus
engl.	ou u. ow	=	$\dot{a}^2$ (od. e^2) $+ u^2$	: house, now
2) deutsch	ai u. ei	=	$a^2 + i^2$	: Hain, Speise
engl.	i u. y	=	$\ddot{a}^2$ (od. $\ddot{a}^2$) $+ i^2$	: time, my
3) deutsch	eu u. äu	=	$\ddot{a}^1$ (kurz) $+ \ddot{u}^2$	: neu, Häuser
engl.	oi u. oy	=	$\dot{a}^2 + i^2$	: oil, boy
4) engl.	a, ai, ay	=	$\ddot{e}^1 + i^2$	: name, pain, pay
5) engl.	o, oa, ou, ow	=	o^1 (od. o^2) $+ u^2$	: no, coat, poultry, slow.

§ 21. Besondere Bemerkungen, Fehlerhaftes. Wie bei der Entwickelung des Hochdeutschen in jüngerer Zeit Diphthongisierungen hervortreten (gemeinmittelhochdeutsches î und û ist vom zwölften Jahrhundert ab im österreichisch-bayerischen Dialekt und dann im Schrifthochdeutsch ei und au), so entstehen auch im Englischen neue Diphthonge anstatt früherer einfacher Vokale. Erscheinungen dieser Art sind vor allen die uneigentlichen Diphthonge des langen a und o, von welchen die meisten deutsch-englischen Grammatiken und Wörterbücher noch keine Notiz genommen haben. Das Neuenglische hat also entschieden die Neigung zu diphthongisieren, während das Französische und einzelne deutsche Dialekte das Bestreben haben, die Diphthonge (wieder) in einfache Laute umzuwandeln, vergl. z. B. französisch pauvre, chaine, reine, peuple etc., deutsch mundartlich Bôm für Baum, Stên für Stein. Was die Quantität der Diphthonge betrifft, so sind sie sämtlich lang.

In den Gegenden Deutschlands, wo man die dunkeln Mischlaute ö und ü hell, das heifst gleich e und i spricht, also namentlich in Mitteldeutschland, hat auch der eu-Laut einen helleren Klang = ei angenommen. Im Bühnendeutsch wird zwischen ei und ai, eu und äu jetzt kein Unterschied gemacht, wohl aber noch in manchen Dialekten. So lautet man in Thüringen, Ost- und Westpreufsen den ei-Laut mit e^1 an; am Niederrhein den eu-Laut mit e^1, in Westfalen und oft in Berlin nach englischer Weise mit ą^2; auf letztere Weise am Mittelrhein z. B. in Frankfurt sogar auch den ei-Laut.

§ 22. Die steigenden Zweilaute. Wie bereits bemerkt, giebt es solche nur im Französischen, wo man über den ersten Teil wie über einen „Vorschlag" beim Klavierspielen hinweggleitet und den Ton auf den letzten legt; als solche Vokalverbindungen erscheinen am

häufigsten ia, ie, ieu, oi, oui, ui z. B. in fiacre, rien, ciel, Dieu, soin, oui (ja), lui. Das Englische kennt nur den Laut des langen u = iu fast ju (z. B. in cure) als steigenden Diphthong. Doch darf hier nicht unerwähnt bleiben, dafs viele Grammatiker und Phonetiker den ersten Teil in steigenden Zweilauten auch als Halbvokal betrachten, weshalb im folgenden Paragraph gleich davon die Rede sein soll.

§ 23. Halbvokale. Ein Halbvokal ist ein solcher Laut, der nicht mehr für sich eine Silbe bildet, sondern erst mit dem folgenden Vokal zusammen, und zwar dann, wenn der letztere so betont wird, dafs der erstere sich verflüchtigt. In erster Linie kommen hier i und u in Betracht, da sie, wie bereits bemerkt, an der äufsersten Grenze der Vokale nach den Konsonanten hin liegen; das i bekommt in solchen Fällen einen Anflug von j, vergl. französisch Dieu, ciel; das u, wenigstens im Englischen, den Charakter des w. Eine bestimmte Grenze giebt es hier allerdings nicht mehr, sondern nur Zwischenstufen. Das Deutsche besitzt in rein deutschen Wörtern keine Halbvokale; im Englischen giebt es deren zwei, nämlich i und w, dargestellt durch y und w, z. B. in yes und we. Das Französische kennt als Halbvokal die im vorigen Paragraph angeführten i, o, ou und u, vergl. die dazu angeführten Beispiele. Beiläufig sei bemerkt, dafs das englische u, resp. w in „we" konsonantischer ist als das französische ou in oui (ja). Als i-haltiger Halbvokal wird auch das l monillé und der zweite Teil des n mouillé (gn) angesehen, so z. B. in brillé und campagne.

§ 24. Nasenvokale. Nasenvokale nennt man solche Vokale, die mit Hilfe der Nase hervorgebracht werden. Bei der Aussprache der eigentlichen Vokale legt sich das Gaumensegel (vergl. § 5, 2) nach hinten gegen die Rachenwand und verschliefst dadurch der Luft den Zugang zur Nasenhöhle, so dafs sie (die Luft) durch die Mundöffnung entweichen mufs. Bei der Erzeugung eines Nasenvokales aber senkt sich das Gaumensegel so weit herunter, dafs der Luftstrom halb durch die Nase und halb durch den Mund entweicht. Um sich davon zu überzeugen, spreche man beispielsweise den a-Laut forttönend, dabei senke man nach und nach das Gaumensegel, bis der Luftstrom halb durch die Nase entweichen kann; dann wird sofort jener vollere, eigenartige Klang entstehen, den man eben Nasenlaut nennt. Wenn das Gaumensegel den Zugang zur Nasenhöhle nicht fest verschliefst, oder nicht genug herunterhängt, so entsteht jener eigentümliche näselnde

Ton, das sogenannte „Schnarren". Auf die vorher angegebene Weise werden die französischen Nasenvokale gebildet; die deutschen und englischen Nasenlaute sind Nasenkonsonanten, bei ihnen entweicht die Luft nur durch die Nase (vergl. § 43). Der französische Nasenvokal mufs deshalb gleichmäfsig, ohne Unterbrechung forttönend, mit weit geöffnetem Munde und unbeweglicher Zunge gesprochen und kann beliebig in die Länge gezogen werden; beim deutschen und englischen Nasenkonsonanten dagegen wird der Mund verhältnismäfsig nur wenig geöffnet, die Zunge krampfhaft nach hinten gezogen, der Luftstrom mit einem Ruck kurz abgebrochen und wird am Ende ein schwaches g hörbar. Auf die angegebene Weise spreche man zuerst das französische „ancre", dann das deutsche „An-ker", oder zuerst das französische „long" und dann das englische „long", und wird man den grofsen Unterschied zwischen den beiden Nasenlauten sofort herausfinden. Die Resonanzen der Nasenlaute liegen übrigens eine Terz tiefer als die der einfachen Vokallaute. Soweit die Qualität in Betracht kommt, sind die Nasenlaute alle offen. In Bezug auf die Quantität kommen nur solche Vokalnüancen vor, die sich leicht und bequem bilden lassen, also mit ä, a, o und ö, z. B. vin, encore, long und un. Beispiele von den deutschen und englischen Nasenlauten siehe § 44.

§ 25. Besondere Bemerkungen, Fehlerhaftes. Wahrscheinlich durch den Namen „Nasenlaute" verführt, sprechen manche Deutsche die französischen Nasenlaute so übertrieben, dafs der ganze Luftstrom durch die Nase entweicht, also auf deutsche Weise. Übrigens giebt es in Westdeutschland, z. B. im Nassauischen, Dialekte mit ganz vokalischen Nasenlauten wie im Französischen.

§ 26. Anordnung der Vokale.* Die vom lateinischen Alphabet herrührende Anordnung oder Reihenfolge der Vokale (a, e, i, o, u) hat in phonetischer Beziehung zwei Begründungen: 1) entspricht sie der allmählichen Abnahme der Mundöffnung und 2) bezeichnet sie das allmähliche Vorrücken der Artikulationsstellen, das heifst der Stellen, wo die einzelnen Vokale ihre besondere Klangfarbe je nach der verschiedenen Stellung der Sprachwerkzeuge erhalten. Die Artikulationsstelle bei a liegt im hintersten Teile der Mundhöhle, die des u vorn zwischen den Lippen. Es sind aber im Laufe der Zeit, schon seit

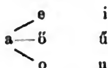
* Ausführliches darüber siehe in einem Aufsatze von Michaelis, Bd. LXV, Heft 4 und Bd. LXVI, Heft 1 d. Bl.

dem zwölften Jahrhundert, verschiedene Versuche gemacht worden, einerseits die Zahl der Lautzeichen zu erweitern, andererseits ihnen eine andere Reihenfolge zu geben. Es genügt hier zu sagen, dafs im Jahre 1781 der Württemberger Hellwag die Vokale so ordnete, dafs sie ein Dreieck bilden, und zwar so:



Wie man sieht, hat Hellwag das a als Basis genommen, die dunklen Vokale stehen links, die hellen rechts, die Mischvokale in der Mitte.

Im Jahre 1812 gab Du Bois-Reymond († 1865 zu Berlin) diesem Dreieck die nachstehende Gestalt, welche gewissermafsen die geöffnete Mundhöhle darstellt:



Der grofse Philologe und Physiologe Kapp († 1878 zu Tübingen) vervollständigte das Dreieck auf diese Weise:

i	ü	u	=	unserm	i	ű	u
ė	ű	ó	=	„	e^{1}	ö^{1}	o^{1}
e	ö	o	=	„	e^{2}	ö^{2}	o^{2}
ä	ő	å	=	„	ä^{1}	ä^{1}	a^{2}
	ä — à		=	„		ä^{2} — a^{2}	
	ë		=	„		ä^{1}	
	a		=	„		a	

Von Thausing und von Winteler wurde dieses Dreieck 1863, resp. 1876 gewissermafsen in ein Zweieck, das heifst in eine gerade Linie umgewandelt, wie wir es in § 14 kennen gelernt haben. Durch die Mischlaute sind wir aber doch wieder auf die Dreiecksform zurückgekommen, vergl. § 15.

Während sich so in Deutschland die Dreieckstheorie ausbildete, wurde in England 1867 eine neue Anordnung in Gestalt eines Vierecks aufgestellt und von Ellis und Sweet weiter ausgebildet. Die Grundlage für diese Theorie bilden die Zungenstellungen, denn es

kommt hier darauf an, 1) ob die Zunge, das heifst der in Frage kommende Teil derselben im hinteren, mittleren oder vorderen Raum der Mundhöhle liegt, 2) ob sie sich dabei vom Gaumen nur wenig (hoch), mittelweit, oder sehr weit entfernt (tief), und 3) ob sie dabei straff angespannt (geschlossene Vokale!) oder schlaff (weite Vokale!) ist. Nun erst kommt die Thätigkeit der Lippen in Betracht, ob diese gerundet sind (wie bei den dunkeln Vokalen!), oder mehr einen Spalt bilden (wie bei den hellen Vokalen!). Auf diese Weise bringen die Engländer 36 verschiedene Vokale zu wege, während das deutsche Dreieck nur 20 (resp. 22) darstellt. Wir geben hier das englische Viereck wieder und verzeichnen darin die 20 Normallaute des deutschen Dreiecks.

I. Die Lippen sind nicht rund (unround).

Die Zunge ist:	straff	schlaff	straff	schlaff	straff	schlaff
hoch	—	—	—	—	i^{1}	i^{2}
mittelweit	a^{1}	a^{2}	(a̋^{1})*	(ä)^{2}	e^{1}	e^{2}
tief	—	—	a̋^{1}**	a̋^{2}	ä^{1}	ä^{2}
Die Zunge liegt:	hinten		in der Mitte		vorn	

II. Die Lippen sind rund (round).

Die Zunge ist:	straff	schlaff	straff	schlaff	straff	schlaff
hoch	u^{1}	u^{2}	—	—	ű^{1}	ű^{2}
mittelweit	o^{1}	o^{2}	—	(ő^{2})†	ő^{1}	ő^{2}
tief	a̤^{1}	a̤^{2}	—	—	—	—
Die Zunge liegt:	hinten		in der Mitte		vorn	

In den leer gebliebenen Fächern stehen Laute, die entweder in keiner bekannten Sprache vorkommen, oder mindestens nicht im Deutschen, Französischen und Englischen. Für wissenschaftliche Zwecke mag das englische System geeigneter sein als das deutsche, da es die Zungenstellung genauer fixiert als das Dreieck. Ebenso mag es für die englische Sprache selbst passender sein, weil hier ja die Zungenthätigkeit bei der Bildung der Laute ersetzen mufs, was an Lippen-

* Der dumpfe Laut in „Gabe“.

** Der dumpfe Laut in „bird“; bei dem dumpfen a̋-Laut in „bird“ ist also die Zunge noch etwas mehr gesenkt als bei demjenigen in „Gabe“.

† Ein etwas ö-haltiges o wie im französischen homme.

thätigkeit verloren geht, da es in England für unanständig gilt, die Lippen zu sehr vorzuschieben resp. zu runden. Für unsere deutschen Schulen ist jedoch das deutsche Dreieck besser zu verwerten als das englische Viereck, weil ersteres bei seiner Anordnung die Klangfarbe berücksichtigt, das letztere nicht; nun aber ist und bleibt beim Unterrichte, vor allen Dingen beim Sprachunterrichte, die viva vox, die laute Stimme, das lebendige Wort des Lehrers die Hauptsache. Übrigens zeigt Michaelis in dem eingangs erwähnten Aufsatze, dafs sich die Laute des englischen Vierecks alle im deutschen Dreiecke unterbringen lassen.

§ 27. Unterschied von Verschlufs- und Reibelauten, von harten und weichen Konsonanten. Leichter als die Normalwerte der Vokale sind diejenigen der Konsonanten zu bestimmen. Wie wir bereits in § 7 gesehen haben, entstehen die Geräuschlaute oder Konsonanten dadurch, dafs der aus der Lunge kommende Luftstrom entweder einen Verschlufs oder eine Verengung durchbrechen mufs; im ersteren Falle entstehen Verschlufs- oder Stofslaute (z. B. b und p, d und t), im zweiten Reibe- oder Hauchlaute (z. B. f, s, ch). Die Verschlufslaute entsprechen demnach den geschlossenen Vokalen, die Reibelaute den offenen. Warum die betreffenden Laute Verschlufslaute heifsen, ist leicht einzusehen: bei ihrer Erzeugung ist eben ein Verschlufs zu durchbrechen; Stofslaute heifsen sie deswegen, weil die Luft bei diesem Vorgange durch die entstehende Öffnung gestofsen wird.

Der Name Reibelaut kommt daher, dafs der Luftstrom bei dem Durchgange durch die Verengung sich an deren Wänden reibt; übrigens wird hier die Luft durch die Verengung nicht gestofsen, sondern gehaucht, daher der Name Hauchlaut oder Spirans. Sowohl die Verschlufslaute als auch die Reibelaute zerfallen wieder in harte und weiche. Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Lauten besteht darin, 1) dafs bei den weichen der Stimmton (vergl. § 6) mittönt, bei den harten nicht, und 2) dafs bei den harten die betreffenden Sprachwerkzeuge straffer angespannt werden und die Mundbewegungen schneller von statten gehen als bei den weichen; in dieser Hinsicht entsprechen die harten Konsonanten den kurzen Vokalen, die weichen den langen. Dafs man den zweiten Unterschied bereits früher erkannt hat, beweisen die Bezeichnungen „hart“ und „weich“; den ersten

Unterschied hat erst die Phonetik festgestellt. Um sich hiervon zu überzeugen, mache man einen Versuch bei den s-Lauten. Wenn man bei ihrer Aussprache zwei Finger an den äufseren Kehlkopf legt, so wird man beim weichen (norddeutschen) s-Laut ein Erzittern derselben fühlen, beim scharfen, harten ß-Laut aber nicht; im ersteren Falle tönt eben der Stimmton mit, im letzteren nicht. Im ersteren Falle werden wir einen dem Summen der Biene ähnlichen Laut hören, darum wird dieser s-Laut wohl auch das Bienen-s genannt. Die weichen Konsonanten sind somit eine Art Zweilaut, ihre Bildung geht an zwei verschiedenen Stellen vor sich, nämlich 1) im Kehlkopfe und 2) an der betreffenden Artikulationsstelle. Aus dem eben angeführten Grunde nennt man dieselben jetzt auch tönende oder stimmhafte, die harten aber tonlose oder stimmlose Laute.

§ 28. Zahl der Konsonanten. Wo sich ein Verschlufs im Munde herstellen läfst, da ist es auch möglich, eine Enge oder Verengung zu bilden, folglich giebt es theoretisch ebenso viele Reibe- als Verschlufslaute. Da sich nun namentlich wegen der grofsen Elasticität der Zunge eine grofse Anzahl von solchen Verschlüssen und Verengungen bilden lassen, so giebt es theoretisch eine ebenso grofse Anzahl von Verschlufs- und Reibelauten. Für den vorliegenden Zweck genügt es, wenn wir die Entstehungsweise nur derjenigen Konsonanten betrachten, die im Deutschen, Französischen und Englischen vorhanden sind. Wir folgen dabei der herkömmlichen Einteilung in Lippen-, Zahn- und Kehllaute.

§ 29. Lippenlaute, Labiale. a) Wenn man mit der Ober- und Unterlippe einen Verschlufs bildet und dann denselben mit einem Luftstrom durchbricht, so ensteht als harter Verchlufslaut p, als weicher b; bildet man aber nur eine Enge, so erhält man als harten Reibelaut den w-Laut in „Quelle", als weichen den in Mitteldeutschland bekannten w-Laut, mit dem man das b in Wörtern wie „Liebe, Rabe" spricht.

b) Der eigentliche reine, norddeutsche w-Laut, oder der englische und französische v-Laut ist der weiche Reibelaut, der hervorgebracht wird, wenn die Unterlippe und die Oberzähne eine Verengung bilden; der harte hierzu ist das f. (Ein auf diese Weise hervorgebrachter Verschlufslaut kommt in den bekannten Sprachen nicht vor.)

§ 30. Zahn- oder Zungenlaute, Dentale. a) Der erste Laut, welcher hier in Betracht kommt, ist das englische weiche und harte th. Dasselbe wird erzeugt, indem man eine Verengung bildet entweder mit der Zungenspitze und den beiden Zahnreihen (also die Zunge zwischen die Zähne bringt, so dafs sie deutlich sichtbar wird), oder mit der Zunge und den oberen Schneidezähnen; die letztere Ansicht vertritt z. B. Sweet.

b) Ferner läfst sich ein Verschlufs und eine Enge bilden mit der Zungenspitze und dem inneren Damm der oberen Schneidezähne; als Verschlufslaute erhalten wir auf diese Weise tönendes d und tonloses t, als Reibelaute tönendes ſ (französisches und englisches z), z. B. deutsch: reisen; französisch: zone, maison; englisch: rise, zeal; und tonloses ſſ, ß, ß, z. B. deutsch: Wasser, das, reifsen; französisch: souffrir; englisch: suffer.

c) Werden bei der Mundstellung unter b die Lippen vorgeschoben, so entstehen als Reibelaute der weiche französische j-Laut in jeune und page, der weiche englische zh-Laut in pleasure, und der harte deutsche sch-Laut, z. B. in „schön“, der dem französischen ch-Laute, z. B. in „chanter“, und dem englischen sh-Laute in „ship“ entspricht.

d) Es mag hier gleich die Bemerkung ihren Platz finden, dafs einige Phonetiker, darunter Storm, die Artikulationsstelle für das englische d, t, z, s, zh, sh, l, n und r etwas höher ansetzen, so dafs also Verschlufs und Enge gebildet wird mit der Zungenspitze und dem vordern harten Gaumen.

§ 31. Gaumen- oder Kehllaute,* Gutturale. Verschlufs und Enge lassen sich herstellen: a) mit dem Zungenrücken und harten Gaumen (dies geschieht bei den hellen Vokalen i, e, ä); b) mit dem Zungenrücken und dem Gaumensegel (bei den dunkeln Vokalen a, o, u). Als Verschlufslaute erhalten wir so das tönende g und tonlose k, als Reibelaute das deutsche tönende j und ch.

§ 32. Eine eigenartige Stellung nimmt der Hauchlaut h ein; bei seiner Erzeugung mufs Verschlufs und Enge in der Stimmritze selbst gebildet werden. Bei der Verschlufsbildung entsteht der Spiritus lenis der Griechen, das h aspirée der Franzosen, der unbezeichnete leise Hauchlaut der Deutschen und Engländer, wie z. B. in „und“,

* „Kehle“ bedeutet hier nicht Luft- oder Speiseröhre, auch nicht Kehlkopf, sondern den Eingang aus der Mund- in die Rachenhöhle.

„ich“, englisch: „and“, „I“. Wird nur eine Enge gebildet, so erhalten wir den eigentlichen deutschen und englischen h-Laut.

§ 33. **Übersicht über die Konsonanten in Beispielen.**

I. Lippenlaute.

		Verschlufslaute		Reibelaute	
		tönend	tonlos	tönend	tonlos
a) Gebildet mit der Unter- und Oberlippe.	deutsch:	Baum	Punkt	Liebe (mitteldeutsch)	Quelle
	franz.:	bon	pain	—	—
	engl.:	be	pain	—	(queen)
b) Mit der Unterlippe und den Oberzähnen.	deutsch:	—	—	Winde	finden, Volk
	franz.:	—	—	voix	franc
	engl.:	—	—	voice	free

II. Zahn- oder Zungenlaute.

		Verschlufslaute		Reibelaute	
		tönend	tonlos	tönend	tonlos
b) Gebildet mit der Zungenspitze nnd den (oberen) Schneidezähnen.	deutsch:	—	—	—	—
	franz:	—	—	—	—
	engl.:*	—	—	this	think
b) Der Zungenspitze und dem innern Damm der oberen Schneidezähne.	deutsch:	du	tief	sein, Wesen, reisen	wessen, reifsen das
	franz.:	donner	ton	maison, zèle	souffrir
	engl.:**	dog	to	rise, zeal	suffer
c) Mundstellung b, mit vorgeschobenen Lippen.	deutsch:	—	—	—	schon
	franz.:	—	—	jeune, page	chanter
	engl.:**	—	—	pleasure	ship

III. Gaumen- oder Kehllaute.

		Verschlufslaute		Reibelaute	
		tönend	tonlos	tönend	tonlos
a) Gebildet mit dem Zungenrücken und harten Gaumen.	deutsch:	giefsen	Becken	ja, legen	ich, Sichel
	franz.:	guerre	kilomètre, quel	—	—
	engl.:	give	keep	(yes)	—
b) Dem Zungenrücken und Gaumensegel.	deutsch:	gut	Kappe	Wege	ach
	franz.:	goût	colline	—	—
	engl.:	good	cap	—	—

IV. Der Hauchlaut h.

		Verschlufslaute		Reibelaute	
		tönend	tonlos	tönend	tonlos
Gebildet in der Stimmritze.	deutsch:	—	und, ich	—	Hand
	franz.:	—	en haut	—	—
	engl.:	—	and, I	—	hand

§ 34. **Besondere Bemerkungen. Fehlerhaftes.** a) Hierher gehört in erster Linie die Bemerkung, dafs man durchgängig in Mittel- und Süddeutschland die weichen Konsonanten, namentlich

* Vergl. hierzu § 30 a.
** Vergl. hierzu § 30 d.

b, d, g, s falsch ausspricht, indem man sie zwar weich, aber ohne den Stimmton, also tonlos bildet, man spricht eben nur ein „weiches“ p, k und ss. Dazu kommen noch in einigen Gegenden Mitteldeutschlands Verwechselungen der harten und weichen Konsonanten. Hier hat der Lehrer namentlich in Volksschulen gehörig zu thun, um jene Fehler auszurotten. Er halte also streng darauf, dafs die Kinder die harten Konsonanten auch wirklich hart, das heifst mit gröfserer Anspannung und mit schnellerer Bewegung der Sprachorgane sprechen, und die weichen Konsonanten wirklich weich, das heifst mit geringerer Anspannung und langsamerer Bewegung der betreffenden Organe. Dazu sehe er dann genau darauf, dafs die Kinder bei den weichen Konsonanten die Stimmbänder mit in Bewegung setzen, damit die letzteren auch wirklich tönend werden. In ähnlicher Weise hat der Sprachlehrer auf die richtige Aussprache des englischen und französischen v- und j- (zh-) Lautes zu achten.

b) Noch eine zweite allgemeine Bemerkung von hoher Wichtigkeit ist hier zu machen; sie betrifft die Aussprache der weichen Konsonanten im Auslaute; während sich dieselben an dieser Stelle im Deutschen verhärten, sind und bleiben sie im Englischen und Französischen weich. Wir sprechen demgemäfs im Deutschen richtig Leib = Leip, geraubt = geraupt, und = unt, los = lofs. Etwas Ähnliches darf im Englischen und Französischen nicht geschehen, also cab nicht gleich cap, good nicht gleich goot, dog nicht gleich dock, has nicht gleich hass, give nicht gleich gif. Höchstens beim Binden oder Herüberziehen verlangt das Französische die Verhärtung von d zu t, g zu k. Ebenso verhärtet im Englischen die Endung ed bei den Verben nach harten Konsonanten; dagegen müssen die tönenden Konsonanten im Auslaut noch summender gesprochen werden als im An- und Inlaut, vergl. die eben angeführten Beispiele.

c) Der englische w-Laut in queen ist noch offener als der deutsche in Quelle, so dafs bei ersterem ein reiner u-Laut zu hören ist.

§ 35. Die Lippenlaute. In § 29 a ist bereits angedeutet, dafs in Mitteldeutschland der (norddeutsche) w-Laut falsch gebildet wird, nämlich mit den beiden Lippen; das eben Gesagte bezieht sich auch auf viele Gegenden Süddeutschlands. Da im Deutschen v = f gesprochen wird, so sind die Schüler sehr geneigt, diese Aussprache auch auf das Englische und Französische zu übertragen; der Lehrer

lasse recht genau unterscheiden zwischen life und live, neuf und neuve, vergl. den vorigen Paragraphen.

§ 36. Die Zahn- oder Zungenlaute. a) In Sachsen und Westfalen spricht man stets ein scharfes s, also Weser = Wefser, See = Ssee; den umgekehrten Fehler macht man am Mittel- und Oberrhein, hier spricht man Wasser = Waser. Die richtige deutsche Aussprache verlangt den weichen s-Laut am Anfange einer Silbe, z. B. in „Wesen", den harten (= fs oder ss) in der Mitte und am Ende, also z. B. in „ist" und „das". Im Französischen wird s zwischen zwei Vokalen weich gesprochen; ebenso im Englischen, dazu aber noch als Flexionsendung nach Vokalen oder weichen und flüssigen Konsonanten. Diese Erscheinung erklärt sich jedenfalls dadurch, dafs in allen diesen Fällen die Thätigkeit des Kehlkopfes, resp. der Stimmbänder nicht unterbrochen wird, da eben das s tönend, also mit dem Stimmton gesprochen werden mufs.

b) Wie wir in § 30 b und c gesehen haben, entspricht der weiche französische j-Laut dem weichen s, der harte deutsche sch-Laut dagegen dem scharfen s oder fs. Aus diesem Verhältnis erklärt sich die Erscheinung, dafs es den deutschen Schülern, welche in ihrer Muttersprache keinen Unterschied zwischen dem weichen und scharfen s-Laut machen, sehr schwer fällt, den weichen französischen und englischen j- resp. zh-Laut zu erzeugen.

c) Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Verbindungen sp und st. Im richtigen Hochdeutsch spricht man sie im Anlaut schp und scht, im Inlaut und Auslaut aber fsp und fst. Gegen diese Aussprache fehlen gewöhnlich die Süddeutschen einerseits und die Hannoveraner und Westfalen andererseits, indem die ersteren überall schp und scht, also z. B. Weschte statt Weste sprechen, die letzteren dagegen überall fsp und fst, also z. B. fsprache, fstein. Auch das Englische und Französische kennt die Aussprache des sp und st nur als ssp und sst im An- und Auslaute.

Die Westfalen haben die ursprüngliche Aussprache des sch beibehalten, das heifst sie sprechen es = s-ch, also z. B. Menschen = Mens-chen. Übrigens ist fsp, fst und fs-ch die ursprüngliche deutsche Aussprache; der schp-, scht-, sch-Laut verdankt seine Entstehung dem oberdeutschen und schwäbischen Dialekt und seine Verbreitung dem oberdeutschen Einflusse im Mittelalter.

§ 37. Die Gaumen- oder Kehllaute. Hier ist zu bemerken, dafs in manchen Teilen Norddeutschlands, vornehmlich in der Provinz Sachsen und Brandenburg g als Reibelaut = j, in Westfalen sogar = ch gesprochen wird; in der Provinz Sachsen, speciell zwischen Leipzig und Magdeburg erweicht sich aufserdem das k zum g.

§ 38. Der h-Laut. Dem ch-Laut in „ach“ liegt der h-Laut am nächsten, wie denn auch oft jener in diesen übergegangen ist, z. B. hoch = höher. Das hörbare h ist eigentlich ein tonloser Vokal, da der Luftstrom frei und ungehindert durch den Mundkanal entweicht; nur der Stimmton klingt nicht mit. Dies kann deshalb nicht geschehen, weil die Stimmritze nicht zugleich ein Luftgeräusch hervorbringen und den Stimmton erzeugen kann. Die englische Volkssprache verwechselt übrigens den Verschlufslaut oft mit dem Reibelaut des h, das heifst sie setzt ein h, wo keines zu setzen ist und umgekehrt, z. B. has statt as, his statt is; as statt has und is statt his.

§ 39. Die Mittellaute, Vokalkonsonanten. In § 7 haben wir bereits gehört, dafs es Laute giebt, welche den Charakter der Vokale und Konsonanten zugleich an sich tragen, indem sie zu ihrer Erzeugung einerseits einen Verschlufs und andererseits einen freien Abflufs der Luft verlangen, dafs sie silbenbildend und nichtsilbenbildend gebraucht werden können. Diese Laute heifsen eben deswegen Vokalkonsonanten oder Halbkonsonanten und sind sämtlich tönend. Es handelt sich hier um die sogenannten flüssigen Laute l, m, n, r.

§ 40. Der l-Laut. Der Verschlufs wird hier wie bei d gebildet, also mit der Zungenspitze und dem inneren Damm der oberen Schneidezähne, die Luft fliefst zu beiden Seiten der Zunge ab. Bei der Aussprache des deutschen und französischen l wird der obere Teil der Zungenspitze an den inneren Damm der oberen Schneidezähne geprefst, beim englischen l dagegen der untere Teil, während der obere schaufelförmig zurückgezogen ist. Bei dieser Stellung tritt der Stimmton viel mehr in den Vordergrund, das englische l klingt deshalb tiefer als das deutsche und beeinflufst nach dieser Seite hin auch den vorhergehenden Vokal viel mehr, indem es ihn verlängert, z. B. mild und old, verdunkelt z. B. in all, oder mit ihm verschmilzt, z. B. in half, balmy, walk, folk. Aus der nahen Verwandtschaft des l mit den Vokalen, namentlich mit den dunkeln (a, o, u) erklärt sich auch seine Auflösung im Französischen, wo es sich in u verwandelt, um mit

a und o einen früheren Diphthong, jetzt einfachen Laut zu bilden, z. B. in animaux aus animals, in je vaux aus je vals; ebenso seine Erweichung zum Halbvokal, z. B. in fille.

§ 41. r-Laut. a) Im Deutschen und Französischen giebt es zweierlei r, das sogenannte Zungenspitzen-r und das Zäpfchen-r. Beim letzteren wird der Verschlufs mit dem Gaumensegel und dem hinteren Teil der Zunge, beim ersteren mit der Zungenspitze und dem inneren Damm der oberen Schneidezähne gebildet; beim Zungen-r wird die Zungenspitze, beim Zäpfchen-r das Zäpfchen in schwirrende oder rollende Bewegung versetzt und zwar im Französischen namentlich beim Auslaut noch stärker und deutlicher als im Deutschen, also honeur-r-r, daher spottweise la gr-r-r-r-ande nation.

b) Ganz anders das r im Englischen. Zunächst giebt es nur ein r, nämlich das Zungenspitzen-r; sodann macht dieselbe keine schwirrende Bewegung, sondern nur einen einzigen Schlag, daher klingt das englische r viel schwächer als selbst das deutsche r. Nach dem eben beschriebenen Vorgange kommt das anlautende r z. B. in rain zu stande; das auslautende r, z. B. in Sir, auch vor Konsonanten, z. B. in heard, ist noch viel schwächer, kaum hörbar, so dafs es von englischen Phonetikern nur ein vokalisches Gemurmel genannt wird, wobei die Zungenspitze oder der Zungensaum nicht mehr wirksam ist, sondern nur noch der Stimmton. Tritt dabei aber der Stimmton besonders hervor, so bekommen wir den in § 15 und 18 i beschriebenen dumpfen ä-Laut. Als Resultat ergiebt sich demnach, dafs im Anlaut das englische r noch artikuliert ist, im Auslaute aber nicht. Wenn aber das folgende Wort mit einem Vokale anfängt, wird das auslautende r wieder artikuliert gesprochen, also in for⁀us, aber nicht in for me.

§ 42. Einflufs des *r* auf die vorhergehenden Vokale im Englischen. a) Wenn schon der Einflufs des l, wie wir in § 40 gesehen haben, auf die vorhergehenden Vokale im Englischen ein grofser war, so ist derjenige des r noch viel gröfser, weshalb wir ihm einen eigenen Paragraphen widmen müssen.

Zunächst ist hier ein Unterschied zwischen den r-abhängigen und r-unabhängigen Vokalen zu machen; die ersteren bilden mit r eine Silbe, z. B. in far, her, bird, lord, burn, die letzteren nicht, z. B. in fare, here, fire, more, cure.

b) Die r-abhängigen Vokale stehen, wie man sieht, in ursprünglich

kurzen Silben; sie werden aber samt und sonders verlängert, i-e-u dazu noch zu dem ă-Laut verdunkelt. Da aber, wie wir in § 41 b gesehen haben, r im Auslaut fast gar nicht artikuliert wird, so kann man auch sagen, dafs es mit dem vorangehenden Vokale verschmilzt. Das a läfst sich ausnahmsweise nicht beeinflussen, oder vielmehr r geht in dem reinen normalen a-Laut auf, also far = fa-a; die englischen Phonetiker behaupten z. B., dafs zwischen far und der ersten Silbe in father kein Unterschied sei; überhaupt gilt bei ihnen das Sprechen eines deutlichen r-Lautes im Auslaute als provinziell. Das o dagegen läfst sich wieder mehr beeinflussen, lord wird einfach laad.

c) Nach den r-unabhängigen Vokalen bildet r noch eine Silbe, die den dumpfen ă-Laut annimmt, also z. B. here = hi-ă, fire = fai-ă, more = mo-ă, cure = cu-ă. Nur a macht hier wieder eine Ausnahme, da es sich beeinflussen läfst, indem es heller wird, z. B. in care = cä-ă; die einzige Ausnahme hiervon ist are = sind.

§ 43. Die Nasenlaute m und n. Bei diesen Nasenlauten entweicht die Luft durch die Nase, daher der Name. Eigentlich giebt es drei Nasenlaute, nämlich m wie in „*m*ich“, n wie in „*n*ie“ und n wie in „lang“ und „denken“. Bei m wird der Verschlufs mit den Lippen gebildet, bei n in „nie“ mit der Zungenspitze und dem innern Damm der obern Schneidezähne, vergl. § 30 d. Das n in „lang“ und „denken“ entsteht durch einen Verschlufs, der hergestellt wird durch den hinteren Zungenrücken und das Gaumensegel. Dieses n kommt nur im Deutschen und Englischen vor, nicht im Französischen, vergl. § 24; die Franzosen kennen dieses gutturale n nicht.

§ 44. Übersicht der Vokalkonsonanten in Beispielen.

Verschlufs wird gebildet:		Nasenlaute	l-Laut	r-Laut
1) Mit den beiden Lippen.	deutsch:	*m*ich	—	—
	franz.:	*m*e	—	—
	engl.:	*m*e	—	—
2) Mit der Zungenspitze und dem innern Damm der obern Schneidezähne.	deutsch:	*n*ie	fie*l*	*r*ein
	franz.:	*n*e	vi*ll*e	ra*r*e
	engl.:*	*n*ever	vea*l*	ra*r*e
3) Mit dem hintern Teil der Zunge und dem Gaumensegel (Zäpfchen-r).	deutsch:	la*ng*e, O*n*kel	—	*r*ein
	franz.:	—	—	*r*are
	engl.:*	lo*ng*, u*n*cle	—	—

* Vergl. hierzu § 30 d.

§ 45. Besondere Bemerkungen. Fehlerhaftes. a) Zunächst mufs auch hier wieder die Bemerkung gemacht werden, dafs in Mittel- und Süddeutschland die Vokalkonsonanten sehr flüchtig und fast tonlos gesprochen werden. Alle diese Laute sind aber im Englischen und Französischen recht volltönend, deutlich und verhältnismäfsig langsam, nicht kurz abgebrochen zu sprechen; dies haben die Schüler namentlich recht im Auslaute zu beachten. Das englische und französische l in veal und ville klingt also voller, deutlicher und langsamer als das deutsche l in „fiel“; ebenso „I *will*“ anders als „ich *will*“.

b) Ferner müssen die Schüler dazu angehalten werden, das r im Französischen, namentlich auch das auslautende, recht stark, im Englischen dagegen schwach und nach einem Vokal fast gar nicht zu sprechen. Bezeichnend hierfür ist, dafs ein Engländer einst das deutsche Wort „Saal“ hörte und es hernach sa*r*l schrieb. Übrigens giebt es auch einige Gegenden in Deutschland, z. B. an der Nordküste, in Darmstadt und Berlin, wo das r fast gar nicht gesprochen wird; die Berliner führen bekanntlich den Spottnamen die „Bälinä“.

c) Weiter ist zu bemerken, dafs solche Konsonantenverbindungen wie ble, tre, dle, cre u. s. w. im Auslaut verschieden gesprochen werden, nämlich im Englischen tönend, das heifst als Silbe, gleich b'l, t'r, d'l, c'r, im Französischen aber tonlos, also gleich bl', tr', dl', cr'; demnach sind solche gleichgeschriebene Wörter, wie z. B. table, noble, theatre (théâtre) im Auslaute doch verschieden zu sprechen.

d) In Mitteldeutschland, besonders in Sachsen und Anhalt, spricht man vielfach den Nasenlaut zu hart, das heifst das g wie k, z. B. „Rin*g*“ wie „Rin*k*“; im richtigen Hochdeutsch sowie im Englischen ist dieses schwache g stets weich.

§ 46. Die Doppelkonsonanten. Nach den Beobachtungen und Feststellungen der Phonetiker werden im allgemeinen im Deutschen, Französischen und Englischen die Doppelkonsonanten wie mm, nn, ll, rr, ff, tt, ss u. s. w. als einfache Laute, in anderen Sprachen aber, z. B. im Italienischen und Schwedischen, als Doppellaute gesprochen. Diese Beobachtung widerspricht der Bemerkung des preufsischen Regelbuches, wo es § 13 Anmerkung 1 heifst: „Im Inlaut wird die Doppelkonsonanz gehört: fal-len, hem-men.“

§ 47. Die heutige Orthographie. Die Darstellung der gesprochenen Laute durch Schriftzeichen nennen wir Lautschrift. Wenn

wir eine vollkommene Lautschrift oder Rechtschreibung hätten, so würden wir für jeden besonderen Laut ein besonderes Zeichen oder einen besonderen Buchstaben haben. Dies ist nun aber durchaus nicht der Fall, denn es giebt:

1) Laute, die durch verschiedene Lautzeichen dargestellt werden, z. B. im Deutschen der f-Laut durch f und v, im Französischen der ä-Laut durch è, ê, ei und ai, im Englischen der ą-Laut durch aw und au.

2) Verschiedene Laute, die durch ein und denselben Buchstaben bezeichnet werden, wie z. B. im Deutschen und Englischen der n- und ng-Laut blofs durch n, im Französischen der k-Laut durch c, q (und k).

3) Lautverbindungen, die durch ein Schriftzeichen wiedergegeben werden, z. B. ks durch x.

4) Einfache Laute, die durch mehrere Buchstaben bezeichnet werden, wie z. B. der eine Zischlaut im Deutschen durch sch, im Französischen durch ch und im Englischen durch sh.

Endlich werden im Englischen und Französischen eine Menge Buchstaben geschrieben, die nicht mehr ausgesprochen werden, so z. B. in through und in Bordeaux. Schuld an dieser Verwirrung ist zunächst der Umstand, dafs für die meisten der jetzigen europäischen Sprachen kein neues Schriftsystem erfunden, sondern einfach das lateinische dafür verwandt wurde. Genau bezeichnet konnten also nur die Laute werden, die sich auch im Lateinischen finden. Der Hauptgrund aber ist der, dafs sich die gesprochene Sprache im Laufe der Jahrhunderte allmählich verändert hat, während die Schrift, das heifst die Rechtschreibung in der Hauptsache auf dem Standpunkte geblieben ist, auf dem sie sich gerade nach Erfindung der Buchdruckerkunst, also gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts befand. Dies gilt namentlich von der französischen und englischen Orthographie, weniger von der deutschen, die mehr mit der Sprachentwickelung fortgeschritten ist. Im Altfranzösischen und Altenglischen hat man wirklich einmal ungefähr so gesprochen, wie jetzt noch geschrieben wird, also z. B. den Diphthong au im französischen „pauvre“ so wie unser deutsches au, das a und e im englischen „name“ so wie das deutsche a und e in „Name“.

Jeder Unbefangene, der uns bis hierher mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird wohl nicht umhin können, unsere in § 2 ausgesprochene

Ansicht über die Wichtigkeit der Lautphysiologie für unsere höheren Schulen, ja bis zu einem gewissen Grade sogar für unsere niederen Schulen zu teilen.

In dieser unserer Ansicht werden wir auch durch die im Auftrage der hohen Schulbehörden herausgegebenen Regelbücher der neuen Orthographie bestärkt. In einigen derselben, z. B. in den preufsischen und sächsischen, ist eine Lauteinteilung vorausgeschickt, die nur erst mit Hilfe der Lautphysiologie recht verstanden werden kann. Auch Willmans sagt in seinem Kommentar zur preufsischen Schulorthographie S. 42: „Auf der richtigen Würdigung des Verhältnisses zwischen Laut und Buchstabe beruht das richtige Verständnis unserer Orthographie, und wenn es nun auch nicht der nächste Zweck des Schulunterrichts ist, über Wert und Wesen der Orthographie aufzuklären, sondern richtig schreiben zu lehren, so ist doch andererseits zu erwarten, dafs wenigstens alle höheren Lehranstalten ihre Schüler zur Einsicht in die Aufgabe der Schrift und den Wert der Mittel, durch die sie ihre Aufgabe löst, führen werde."

Natürlich mufs sich die Bekanntschaft der Schüler mit den Resultaten der Lautphysiologie auf das Allernotwendigste beschränken; um dieselbe zu erlangen, werden zwei bis drei Stunden beim Anfang des betreffenden Sprachunterrichtes vollständig ausreichen. Wenn einmal eine Grundlage zum phonetischen Verständnis gewonnen ist, mag der Lehrer dann und wann den Kindern einen neuen Einblick in die Ergebnisse unserer Wissenschaft eröffnen, der dann gewifs um so dankbarer hingenommen werden wird.

Wie würde sich die Lehre von der Femininalbildung des französischen Adjektivs in unserer Schule darstellen, wenn das Französische eine phonetische Schrift hätte?

Es gehört zu den bedeutendsten Argumenten, welche für die phonetische Orthographie angeführt werden, dafs dieselbe dem Ausländer die Erlernung der Sprache wesentlich erleichtern werde. Der Grund dürfte, die Richtigkeit vorausgesetzt, allerdings gewichtig in die Wagschale fallen. Dafs aber diese Richtigkeit in manchen Punkten zweifelhaft ist, wollen wir an einem konkreten Falle, nämlich an der Frage: „Wie würde sich die Lehre von der Femininalbildung des französischen Adjektivs in unserer Schule darstellen, wenn das Französische eine phonetische Schrift hätte?“ nachzuweisen versuchen.

Gegenwärtig wird in der Elementarstufe gelehrt: Man bildet das Femininum eines französischen Adjektivs, indem man an die Maskulinform ein e anhängt, wofern dieselbe nicht schon auf e endigt. Abweichende Bildungsweisen, für welche heureux, heureuse — bon, bonne — dernier, dernière (besondere, seltenere Fälle werden einer höheren Stufe vorbehalten oder auch in der Elementarklasse unter die Vokabeln verwiesen) als Beispiele dienen, sind leicht gemerkt. Wollte man dagegen, anstatt von der Schrift, vom Laute ausgehen und Regeln — welche dann allerdings gröfstenteils nur deskriptive Geltung haben würden — darüber aufzustellen unternehmen, wie sich in der gesprochenen Sprache das Femininum zum Maskulinum verhält, so würden wir zu folgender, überaus komplizierter Aufstellung von Fällen oder Arten der Bildung des Femininums gelangen.

I. Das Adjektiv bleibt im Femininum unverändert:

A. Fälle mit Konsonant-Auslaut: rare (rār*), riche (riš), timide (timid);

B. Fälle mit Vokal-Auslaut: joli, jolie (jòli), aîné, aînée (èné).

II. Das Femininum wird durch Veränderung des Maskulinums gebildet.

A. Diese Veränderung ist eine einfache und besteht:

a) in Konsonant-Anhängung. Der angehängte Konsonant ist entweder α) stimmhaft: (wohl nur) *z*, z. B. français, française (frasè, frasèz); oder β) stimmlos: *s*, z. B. bas, basse (ba, bas), gros, grosse (gro, gros); *š*, z. B. frais, fraîche (frè, frèš); *t*, z. B. haut, haute (ó, ót), net, nette (nè, nèt; dieses Wort kann jedoch auch zu A. c gerechnet werden, da für das Maskulinum auch die Aussprache nèt üblich ist).

b) In Konsonant-Verwandlung: c wird š: sec, sèche (sèc, sèš).

c) In einer Veränderung der vokalischen Quantität. Der kurze Vokal wird im Femininum halblang: mortel, mortelle (mòrtèl, mòrtèl), cruel, cruelle (crüèl, crüèl) u. s. w.

B. Die Veränderung ist eine mehrfache.

a) Quantitative Veränderung, und zwar

{entweder: α) Vokalverlängerung / oder: β) Vokalverkürzung} + {α) Konsonantanhängung, / β) Konsonantverwandlung.}

α) Vokalverlängerung + Konsonantanhängung: 1) der angehängte Konsonant ist stimmhaft: *d*: grand, grande (gra, grād), allemand, allemande (alma, almād); *g*: long, longue (lo, lōg**); *z*: heureux, heureuse (örö, öröz***); 2) der angehängte Konsonant ist stimmlos: *t*: content, contente (cota,

* Wir geben in Klammern überall die phonetische Schreibung an, beabsichtigen aber nichts weniger, als gerade diese phonetische Schreibung event. praktisch zu empfehlen: es kommt uns hier nur darauf an, uns verständlich zu machen. Geschlossenes e, ö und o bezeichnen wir mit dem Akut, offenes mit dem Gravis, indem wir die Nüance von sehr offenem und halboffenem e (welche Sachs in seinem Wörterbuche jedesmal bezeichnet) unberücksichtigt lassen. Die Quantität geben wir nur bei den betonten Vokalen an; betonte Vokale, bei welchen die Quantitätsangabe fehlt, sind mittellang. — Nach Littré hätte dieses Wort nicht tiefes langes a (Sachs: ā), sondern hohes mittellanges (Sachs a); doch auch dann gehört das Wort in obige Rubrik.

** Den Gravis lassen wir hier fort, da nasales e und o jederzeit offen sind.

*** Wohl nicht örö, öröz, wie Böhmer meint.

cotāt), secret, secrète (s'crė, s'crĕt); ă: blanc, blanche (bla, blās). β) Vokalverlängerung + Konsonantverwandlung: f (stimmlos) wird v (stimmhaft): neuf, neuve (nŏf, nōv), attentif, attentive (atatif, atatīv). γ) Vokalverkürzung + Konsonantanhängung: vert, verte (vēr, vĕrt), désert, déserte (dézēr, dézĕrt), mort, morte (mōr, mŏrt). δ) Vokalverkürzung + Konsonantverwandlung kommt, soweit ich sehe, nicht vor.

Anmerkung. Vokalverlängerung + Konsonantanhängung tritt ein bei vokalischem Ausgang des Maskulinums (und zwar ist, abgesehen von einigen wenigen Fällen wie secret und bei der Endung eux, der ausgehende Vokal kein reiner, sondern ein Nasalvokal), Vokalverkürzung + Konsonantanhängung und Vokalverlängerung + Konsonantverwandlung bei konsonantischem Ausgang des Maskulinums.*

b) Qualitative Veränderung + Konsonantanhängung: Der Nasalvokal verwandelt sich in den reinen Vokal: prussien, prussienne (prüsie, prüsièn).

Anmerkung. Auch eine doppelte qualitative Veränderung (+ Konsonantanhängung) kommt vor: e wird häufig in i verwandelt (jedoch nie hinter einem i), z. B. fin, fine (fe, fin), voisin, voisine (voăze, voăzin); ö wird in u verwandelt: brun, brune (brö, brün). In diesen Fällen tritt also nicht nur an die Stelle des nasalen der reine Vokal, sondern der letztere erleidet auch noch eine anderweitige Veränderung.

c) Quantitative neben qualitativer Veränderung + Konsonantanhängung. (Hier gehen also drei Veränderungen vor sich.) Die quantitative Veränderung besteht: α) in Vokalverlängerung; β) in Vokalverkürzung. Die gleichzeitig vor sich gehende quantitative Veränderung besteht: α) in dem Übergang des nasalen Vokals in den reinen; also 1) hautain, hautaine (óte, ótèn); 2) bon, bonne (bo, bŏn); β) in der Verwandlung des geschlossenen Lautes in den offenen: 1) — — 2) sot, sotte (só, sŏt), cagot, cagotte (cagó, cagŏt).

III. Eine besondere Klasse für sich (bei welcher man das Femininum nicht aus dem Maskulinum bilden wird) machen noch aus: beau,

---

* épais, épaisse (épē, épès) ist mir als einziges Beispiel für Vokalverkürzung (wenn diese wirklich sicher steht) + Konsonantanhängung bei vokalischem Ausgang des Maskulinums aufgefallen.

belle (bó, bėl), nouveau, nouvelle (nuvó, nuvėl), fou, folle (fu, fȯl) u. s. w.

Es versteht sich nun wohl von selbst, dafs man diese Regeln nicht in das Lehrbuch aufnehmen und von dem Schüler ihr Memorieren verlangen würde. Dies würde deswegen nicht geschehen, weil sie zu kompliziert sind, um den Schülern die Aneignung der Formen zu erleichtern. Der Umstand, dafs die aufgestellten Regeln nur einen beschreibenden Charakter haben und nichts weniger als Gesetze der geschichtlichen Sprachentwickelung sind — sèche z. B. ist ja nicht aus sec durch Verwandlung des c in š entstanden, sondern es ward, wie dieses lautgesetzlich aus lat. siccum, so jenes lautgesetzlich aus lat. siccam — würde noch kein Hindernis bilden, dem Schüler zu sagen — nicht: diese Form ist von jener abgeleitet, sondern: diese Form läfst sich so und so von jener bilden, — wenn durch ein solches Bilden das praktische Erlernen eben einfacher und leichter würde. — Es stehen diese Regeln also nur deshalb hier, um von der Vielgestaltigkeit des Verhältnisses von Femininum und Maskulinum ein genaues Bild zu geben. In der Schule wird die Erlernung so geschehen müssen, dafs Maskulinum und Femininum eines jeden Adjektivs besonders gemerkt und das so Angeeignete durch Übung befestigt würde.

Hier ergeben sich nun aber folgende wesentlichen Nachteile.

Erstens würde die gegenwärtig zur Aneignung der Maskulin- und Femininformen der Adjektiva erforliche Zeit nahezu verdoppelt werden müssen, da Maskulinum und Femininum nicht mehr wie jetzt gleichzeitig (in einem) geübt werden können. Bei der „historischen“ Schreibung übt der Schüler, so oft er das von ihm aufgenommene Schriftbild reproduziert — sei es durch mündliches Buchstabieren, sei es durch Niederschreiben — zu gleicher Zeit die männliche und weibliche Form, wenn er eine von beiden darstellt. Er schreibt z. B. étroit, indem er auch das im Maskulinum stumme, im Femininum aber ausgesprochene t mitschreibt, so dafs sich ihm Orthographie und Laut der Femininform ganz von selbst ergeben — die Orthographie überall durch Anhängung eines e, der Laut durch Hörbarmachen des Endkonsonanten — und er nicht mehr in einem Zweifel über sie sein kann. Wenn dagegen im Maskulinum étroă, im Femininum étroăt geschrieben wird, so dient das Üben der männlichen Form nicht zur gleichzeitigen Mitaneignung der weiblichen; denn étroă läfst den Schüler

noch im ungewissen darüber, ob das Femininum nicht etwa étroäz oder etroäs lautet; und ebenso wenig läfst sich aus der Femininalform ohne weiteres folgern, dafs das Maskulinum étroä ist, es könnte ja auch etwa étroät (mit dem Femininum gleichlautend) sein. Daraus folgt, dafs sowohl das Maskulinum als auch das Femininum besonders geübt werden müssen; die zur Übung erforderliche Zeit wird daher ungefähr verdoppelt werden müssen. Wir sagen „ungefähr“, indem wir allerdings mit in Betracht ziehen, dafs das Einüben der Orthographie, insofern es nicht die nach dem Geschlecht entschiedene Endung, sondern das beiden Geschlechtern Gemeinsame betrifft, d. i. also das Wort eben mit Ausschlufs der Endung, nicht verdoppelt wird.

Zweitens: das gesamte Sprachauffassen wird äufserlicher, mechanischer, die Erkenntnis der etymologischen und geschichtlichen Zusammenhänge wird geschwächt. In der „historischen“ Schreibung brun, brune spiegelt sich noch die einstmalige Gleichheit des betonten Vokals für beide Genera wieder, wird das sprachgeschichtliche Faktum ausgedrückt, dafs der Wandel von ü zu ö nur bei dem nasalen Vokal vor sich ging, während in allen anderen Fällen das ü blieb, auch bekundet diese Orthographie noch, dafs die weibliche Form ursprünglich aus zwei vollwichtigen Silben bestand — wobei in diesem Zusammenhange nicht darauf eingegangen werden soll, ob die heutige Artikulation von brune eine wirklich einsilbige ist. Die phonetische Schreibung würde diese drei Dinge dunkel lassen. Wir sind heute der Ansicht, dafs nur ein geschichtliches Sprachauffassen wirklich wissenschaftlich ist; denn Wissenschaft ist eine Zusammenfassung von Erkenntnissen, welche sich auf einen gemeinsamen Gegenstand beziehen; erkennen aber heifst: den Zusammenhang einer früheren Ursache und einer späteren Wirkung statuieren, besteht also in einem genetischen, geschichtlichen Denkverfahren. Wir werden uns daher keine Orthographie wünschen, welche das etymologisch-geschichtliche Sprachauffassen beeinträchtigt und etwas von der historischen Entwickelung Losgelöstes, Ephemeres an die Stelle des Organischen, geschichtlich Erwachsenen setzen will. Von anderem, davon z. B., dafs bei phonetischer Schreibung hier und da Wörter zusammenfallen, welche bei der gegenwärtigen Schrift unterschieden werden (etwa durch einen stummen Konsonanten am Ende des einen Wortes), wollen wir nicht sprechen, da Dinge dieser Art uns nebensächlich scheinen. Die beiden angezeigten wesentlichen

Nachteile zeigen aber, dafs eine phonetische Orthographie — deren Vorzügen wir uns in keiner Weise verschliefsen — nicht allzu radikal und generell vorgehen dürfte, sondern jedesmal mancherlei Verhältnisse genau prüfen müfste. Ein stummer Konsonant am Wortende würde uns nicht zu stören brauchen, könnte im Gegenteil den Lernenden von Nutzen sein: es würde uns genügen, eine Schrift zu besitzen, in welcher ein Wort, eine Buchstabengruppe auch nur auf eine Art gelesen werden kann.

Haben wir uns nun, indem wir die stummen Endkonsonanten in der Maskulinform der französischen Adjektiva in der Schrift beibehalten wünschten, dem Grundsatze der „historischen Schreibung" angeschlossen? Wir wünschen die Beibehaltung dieser stummen Endkonsonanten in der Schrift deswegen, weil so das Verhältnis zwischen der männlichen und der weiblichen Form sich einfacher gestaltet, die Art der „Ableitung" klarer und übereinstimmender wird. Das ist nicht das „geschichtliche" Princip; es ist auch nicht das etymologische im wissenschaftlichen Sinne, sondern höchstens in dem Sinne des gewöhnlichen, naiven, unwissenschaftlichen Sprachbewufstseins, welches dem gegenwärtigen Wort, und gar dem geschriebenen, eine Art unbedingten Rechts beimifst. Diese populäre Weise sprachlichen Ableitens wird fortdauern, solange die grofse Menge nicht Zeit und Gelegenheit findet, die Geschichte der Sprache zu studieren, d. h. also wohl für immer; in unserem Falle erhält sie aufserdem eine Stütze und anscheinende Bestätigung durch das Wiederaufleben der sonst toten Konsonanz im Falle der Bindung.

Also aus *praktischen und Zweckmäfsigkeitsgründen* wollen wir insoweit etymologisch schreiben, als die Ableitung in das allgemeine, nicht geschichtlich gebildete, gegenwärtige Sprachbewufstsein eingegangen ist, bezw. sich auch in demselben um- oder neugebildet hat; nicht aber aus *Grundsatz* wissenschaftlich etymologisch.

Was wir uns unter einer solchen wissenschaftlich etymologischen Schreibung zu denken hätten, wäre verständlich (wenngleich in manchen Einzelfällen Zweifel auftauchen würden); was aber unter „historischer" Schreibung zu verstehen ist, kann sehr zweifelhaft sein.

Wir möchten die sich hier darbietende Gelegenheit benutzen, um Sinn und Zulässigkeit der Bezeichnung einer Schreibung als einer

„historischen" einmal zu prüfen. Freilich sind wir nicht die ersten, welche diese Bezeichnung mifsbilligen; auch nicht die ersten, welche ihren Tadel begründen.

Das Adjektiv „historisch" dürfte, in Verbindung mit dem Substantiv „Schrift" oder „Schreibung" einen dreifachen Sinn zulassen.

„Historisch" könnte soviel heifsen als „der Geschichte, d. h. also der Vergangenheit angehörend". In dieser Bedeutung sind aber wieder zwei Nüancen möglich. Entweder wäre erstens die Schreibung dann „historisch", wenn sie selbst zu irgend einer geschichtlichen Zeit geherrscht hat; oder aber zweitens, wenn der von ihr repräsentierte Laut (resp. die von ihr repräsentierten Lautkombinationen) zu einer bestimmten geschichtlichen Zeit lebend war. Drittens könnte historische Orthographie eine solche genannt werden, welche mit der geschichtlichen Entwickelung gleichen Schritt hielte, also alle Veränderungen, welche das gesprochene Wort im Laufe der Zeit erfährt, gleichzeitig in der Schrift zum Ausdrucke brächte.

Es wäre wohl sogar noch eine vierte Bedeutung möglich: geschichtlich = geschichtswissenschaftlich, durch die Sprachgeschichte ermittelt oder bewiesen; abgeleitet von „Geschichte" nicht in dem objektiven Sinne: Geschehenes, sondern in der subjektiven Bedeutung: Erkenntnis des Geschehenen. Danach wäre eine historische Schreibung etwa eine solche, welche auf Grund der sprachgeschichtlichen Forschung restituiert wird (so z. B. gegenwärtig „bleuen", früher „bläuen"). Dieser Fall kommt indes, zwar nicht der begrifflichen Auffassung nach, wohl aber in der praktischen Anwendung mit dem ersten, bezw. zweiten Falle auf dasselbe hinaus und kann schon deshalb von uns übergangen werden.

Sehen wir uns nun die einzelnen Fälle einmal genauer an.

In der ersten Bedeutung, mag man nun die eine oder die andere Modifikation wählen, ist unsere heutige französische, deutsche oder englische Schrift keine historische. Weder ist es richtig, dafs zu einer Zeit irgendwie annähernd so geschrieben worden ist wie heute, noch, dafs alle Laute, für welche die gegenwärtige Orthographie Zeichen hat, auch einmal geklungen haben. L in dem englischen could hat nie einen Laut gehabt und ist nur durch falsche Analogie eingedrungen (would); b in den Wörtern debt und doubt ist gelehrten Ursprungs und hat nie gelautet. Letzteres gilt auch von p in franz. corps, temps, sept, in deux ist niemals ein x gesprochen worden, und so ist es noch in zahlreichen anderen Fällen.

Bei allem diesem lassen wir, wie man sieht, die Frage noch ganz aufser acht, ob eine wirklich in dem (etwa ad 2) angegebenen Sinne „geschichtliche“ oder eine „phonetische“ Schrift den Vorzug verdiene.

In der dritten Bedeutung würde „geschichtlich“ sich mit „phonetisch“ decken und ausdrücklich die Forderung einschliefsen, dafs nach endgiltigem Vollzug eines Wandels im Laute auch die Schreibung abgeändert werden müsse. Dies wäre ein ganz hübscher Grundsatz — nur wird das Wort von den Verfechtern der „historischen“ Schreibweise nicht in diesem Sinne genommen.

So viel hat es mit der „historischen Schreibung“ auf sich.

Wir sehen, wie sehr auch bei einer Orthographieveränderung im phonetischen Sinne Behutsamkeit zu empfehlen sein mag, die „historische Schreibung“ zu verteidigen ist ein Nonsens.

Potsdam. Dr. Lütgenau.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 28. Oktober 1882.

Die Gesellschaft beging in feierlicher Weise ihr 25jähriges Stiftungsfest in den Arnimschen Sälen des Hôtel Métropole. Die Beteiligung war eine aufserordentlich grofse. Prof. Herrig eröffnete die Sitzung mit einer Begrüfsung der Festgenossen und gab dann einen eingehenden Bericht über die 25jährige Thätigkeit der Jubilarin, in dem sowohl das Wirken geschildert wurde, welches die Gesellschaft nach aufsen entfaltete, als auch die stille Thätigkeit, die sich in der Aufbesserung der Lehrkräfte für die neueren Sprachen überall äufserte. Zum Schlufs seiner Ansprache verkündete der Vorsitzende, dafs zur Erinnerung des Festtages die Herren Direktor Fritsche in Grünberg und Prof. Dr. Sachs in Brandenburg zu auswärtigen, Prof. Dr. Delius in Bremen, Prof. Dr. Mussafia in Wien und Prof. Frederick Furnival in England zu Ehrenmitgliedern ernannt worden seien.

Hierauf hielt Prof. Zupitza einen Vortrag über Shakespeare als Schulmeister, in welchem er sich ausführlich über alles erging, was sich über des Dichters und seiner Zeit Ansichten von Bildung, Erziehung und ihren Vertretern aus Shakespeare sammeln läfst.

Schliefslich trug Dr. G. Freytag längere Bruchstücke aus der metrischen Bearbeitung einer nordischen Sage vor, welche von der Geschichte der Zwerge Nain und Dwalin, des Schwertes Thyrfing und des daran gehefteten Fluches handelt, sowie von der schönen Herrara und ihrem traurigen Untergange.

Das Festmahl, an welchem etwa 200 Mitglieder und Gäste teilnahmen, war durch künstlerische Leistungen und sinnige Tischreden verschönert, und allgemein sprach sich der Wunsch aus: Möge der Verein auch in Zukunft die Bahn emsiger Arbeit nicht verlassen; möge gegenseitiges Einverständnis auch ferner darin herrschen; dann steht ihm sicherlich eine lange, segensreiche Zukunft bevor.

Sitzung vom 14. November 1882.

Der Vorsitzende widmete dem Mitbegründer des Vereins, Herrn Dr. Sachse, welcher vor wenigen Tagen gestorben war, einen weihevollen Nachruf.

Herr Wetzel sprach hierauf über Fischers Ausgabe von Macaulays „The Civil Disabilities of the Jews". Die Schrift scheint dem Referenten für die Schule nicht verwendbar, besonders nicht in dieser Ausgabe, die wahrscheinlich das gerade Gegenteil des vom Verf. Erhofften bewirken würde.

Herr Buchholtz verglich in einigen Punkten die Behandlung der Vokale in der rätoromanischen Mundart von Disentis (vgl. Carigiet, Rätoromanisches Wb., Surselvisch-Deutsch, Bonn und Chur 1882) und im Rumänischen. Die kurzen Schlufs-a scheinen in der Mundart von Disentis etwas verdunkelt zu sein, wie es im Piemontesischen, deutlicher im Portugiesischen, am deutlichsten im Rumänischen bemerkt wird. Offenbar ist die Übereinstimmung rumänischer Wörter wie iarbă, Kraut, tară, Land, und solcher von Disentis wie iarva, Kraut, tiara, Land, 'tiasta (lat. testa), Kohl. Allerdings fehlt in Disentis das oa des Rumäniers so sehr, dafs uo sogar mit geschlossenem o auftritt. Dagegen ist wieder klar der Umschlag von a zu u und i. Man vergleiche rumänisches umblà, macedorumänisches imnà (beide vom lateinischen ambulare) mit Wörtern von Disentis wie pupé, Papier, pluntar, pflanzen, pivun, Pfau, plischer, gefallen, pissiun, Leidenschaft; in Rumänien heifst Mutter mumă, in Disentis mumma. Schliefslich macht der Vortragende noch auf den launigen Umstand aufmerksam, dafs in Disentis das Schwein zwar umgehend salvanori genannt wird, das weibliche Ferkel aber ebenso wie die Jungfrau: purschala.

Herr Strack sprach über seine Reise nach dem Orient. Als Probe der Volkspoesie Dalmatiens trug er Übersetzungen einiger charakteristischer Volkslieder vor. Dann zu seinem Aufenthalte in Damaskus übergehend, behandelte er die höchst originellen Rufe der Kameltreiber und Strafsenverkäufer.

Sitzung vom 28. November 1882.

Herr Kühne sprach über: Maistre Elie, Li Ars d'Amors, eine altfrz. Bearbeitung der Ars amatoria des Ovid. Das Gedicht, erwähnt von De la Rue in seinen Ess. Histor. III, 151, oberflächlich analysiert von Michelant in der Einleitung zu der von Edw. Trofs, Paris 1866, herausgegebenen Clef d'Amour, ist bis jetzt noch nicht veröffentlicht. Es enthält in 1304 achtsilbigen Versen eine freie Bearbeitung, nicht Übersetzung, des ersten Buches und der ersten 168 Distichen des zweiten Buches der Ars amat. Der Anfang lautet:

Entendez tuit grāt & petit
ce q̄ maistre Elie uos dit
en lescout' auroiz delit
& en lapn̄dre grāt profit.

Die Fortsetzung entspricht dem Anfang des Ovidschen Gedichtes. Es schliefst mit der Stelle bei Ovid, wo davon die Rede ist, dafs auch die Krankheit der Geliebten dem Liebhaber häufig eine Gelegenheit biete, sich bei ihr in Gunst zu erhalten. Den hierauf bezüglichen 22 Versen bei Ovid entsprechen bei Elie 99. Ähnliche Erweiterungen finden sich häufig. Verkürzungen des Originals werden hauptsächlich bewirkt durch Auslassen der meisten mythologischen Erzählungen. Besonderes Interesse verleiht dem Gedicht der Umstand, dafs den lokalen Anspielungen bei Ovid solche auf Paris entsprechen und mittelalterliche Begriffe und Anschauungen an Stelle der antiken öfters drastischen Ausdruck finden. Von der Lascivität der Römer hat sich Elie meistens in geschickter Weise befreit. — Jaques d'Amiens, dessen Gedicht „L'Art d'Amors“ von Körting 1868 veröffentlicht worden ist, hat unser Gedicht gekannt und benutzt. — Eine Herausgabe des Gedichtes wird beabsichtigt.

Herr Tobler sprach über Briefe aus dem Nachlasse von Diez, und zwar über zwei Briefe von Heinrich Vofs, dem Sohne von J. H. Vofs, an Diez aus den Jahren 1818 und 1819. Der erste handelt meist von Kritiken, besonders der einer Übersetzung des Tasso von Follen, auf die Vofs im zweiten Briefe zurückkommt. Er bittet in letzterem ferner Diez um eine Anzeige seiner Übersetzung des Shakespeare, bei welcher Gelegenheit er sich dahin ausspricht, dafs sein Vater sowie er selbst sich keine Sünden gegen die deutsche Sprache habe zu Schulden kommen lassen. Er betont, dafs man besonders die Wortstellung des Originals zu beachten und nachzuahmen habe, und tadelt in diesem Punkte Schlegel, dessen Übersetzung ihm nicht kräftig genug erscheint. Vofs verteidigt dann Shakespeares Moralität und bittet schliefslich Diez um Auskunft über einige Stellen Shakespeares.

Sitzung vom 12. Dezember 1882.

Herr Freytag besprach einige Stellen der altnordischen Frithjofsage. Dieselbe ist übersetzt von Mohnike, auch von Pöstion; auch der Vortragende (dessen Übersetzung der Tegnérschen Frithjofsage eben in 3. Auflage erschienen ist) hat eine wenn auch noch ungedruckte Übersetzung derselben gemacht. Erstens aus Kap. I. Boer hans stôdz â ok konûngs atsetr; Mohn.: sein Gut lag dem Wohnsitze des Königs gegenüber. Dies ist bedenklich und nach dem vorhergehenden überflüssig; gut Möbius: standar â ok = exæquari. Daher der Vortr.: war mit dem Sitze eines Königs vergleichbar. Zweitens in dem poetischen dunkeln Kapitel vom Sturm wird trotz Tegnér Frithj. 10, 91 Pöstions „es scheint mir die ganze See ein Aschenmeer“ und Mohnikes „nur als Asch' erscheinen Ägirs Fluten“ verworfen und übersetzt „mich dünkt die Wog', als säh ich ein endloses Weltmeer“, ein myrja = unum mare. Drittens: ebendort hat Mohn. richtig „beim Schöpfen“, es ist das Grundwasser im Schiffe gemeint. Viertens: skridr,

von Pöstion mit Dietrich „Wasserdruck" erklärt, ist vielmehr ein Stofs, welchen das Schiff von einem Zauberwal bekommt. Fünftens: Kap. 5 und 8 sind zu vergleichen wegen des Glaubens, dafs eine Seele ihren indessen wie tot daliegenden Leib verlassen und in dessen Gestalt anderwärts umgehen könne.

Herr Werner betrachtete die im 14. und 15. Jahrhundert hochangesehene Verskunst des Alain Chartier. Die ihm gleichzeitigen Dichter sind freilich metrisch verwahrlost. Er war mit der besten Gesellschaft in Verbindung; die Histoire de Charles VII ist ihm abzusprechen und die Anekdote von Margarete von Schottland und ihm ist zweifelhaft. In den Strophen ist er mannigfach, wechselnd und reich, besonders im Reim. Die zehnsilbigen sind seine längsten Verse, mit der Cäsur nach der vierten Silbe; Enjambement hat er fast gar nicht. Sorgfältigste Silbenzählung; *ie* ein- und zweisilbig gesondert; ancien stets dreisilbig; oui ja ein-, von hören zweisilbig; eage oder aage Alter stets zweisilbig; seoir sitzen und Abend als zwei- und einsilbig geschieden. Selten giebt es hier Fehler, wie wenn er descendent zweisilbig hat. Viel Hiat, aber zuweilen zu entschuldigen, wie in chantera il noch ein *t* gehört wurde. Der reiche, der rührende Reim sind beliebt; gern simplex mit comp. gereimt, selten ist der Reim durch Inversion herbeigezogen; *er* mit gesprochenem und mit stummem *r* reimen; deux zwei und euls sie reimen; -aige ist so und auch als age zu sprechen, wie die Reime zeigen; auch blofse Assonanzen kommen vor, *ch* und *c* müssen sich vertragen. Metrische und Wortspiele, wie wenn immer wieder servir in den verschiedensten Formen wiederholt, immer wieder -ain und aine gereimt wird.

Herr Bischof besprach ein Buch von Folge und Fuchs, in welchem eine allgemeine, alle anderen Sprachen ersetzende Weltsprache, damit man dem Schicksale, alles vom Englischen verschlungen zu sehen, entginge, empfohlen und auf Grund des Lateins und der romanischen Sprachen aufgebaut wird. Der Bau ist aber leider ein banausisches Zusammenleimen, mit Änderungen ohne Sinn. Die Regeln sind wohl einfach, aber unbestimmt, wie wenn es heifst: unbetonte a o u beliebig lang oder kurz.

Herr Tobler setzte seine Mitteilungen aus Diez' brieflichem Nachlasse fort und zwar gab er den dritten Brief von Heinrich Vofs an Diez nebst einigen Erläuterungen zu demselben. Er ist vom 6. Juli 1819 (die vorigen vom vorherigen Jahre) und nach Holland gerichtet, wo Diez Hauslehrer geworden war und es bis 1820 blieb. Tröstliche Worte auf Diez' Augenkrankheit bilden den Eingang. H. Vofs hatte sich oft von Cuxhaven aus vergebens nach England gesehnt und vermutet, dafs Diez in ähnlicher Weise weiterblicken möchte. Die „Spanische Romanze" (aus welcher später Diez' Doktordissertation wurde) soll in die „Elegante Zeitung". Warnung vor Cotta, welcher durch Vorschüsse die Schriftsteller, wie Posselt und Aloys Schreiber, zu

Sklaven macht, freilich prompt zahlt. Diez hatte in einer Recension bemerkt, dafs ein Übersetzer die Wortstellung des Originals wiederzugeben habe, und den Vossischen Shakespeare in dieser Hinsicht sehr gelobt (ähnlich, bemerkt der Vortragende, wie Göthe von J. H. Vofs' Homer urteilt), was H. Vofs bescheiden hinnimmt. Heinrichs Bruder Abraham war in Rudolstadt ansässig. Diez hatte eine Recension von „Fresenius' hinterlassenen Schriften“ von Fouqué eingeschickt, geschrieben hatte sie etwas scharf Schwenk, und wird er nun, ohne der Thäter zu sein, zurechtgewiesen. Schwenk, heifst es weiter, macht es noch ärger, und nun folgt die Erkenntnis des Mifsverständnisses. H. Vofs gefällt Schlegels Persönlichkeit nicht. Er ist zu glatt und hochwohlgeboren. Freilich, bemerkt der Vortragende, sieht, was von Titulatur und Sie sagen zwischen ihm und seiner Frau folgt (er war ja schon 1803 von Car. Michaelis geschieden, und in hierher gehörigen Briefen heifst es stets „Du“) wie Klatsch aus. Er kannte die älteren Schriftsteller, heifst es weiter, zu schlecht, um Ausdrücke derselben rechtzeitig anwenden zu können; seine Übersetzung Richard II. ist ganz verunglückt. Perf. und Imperf. weifs er nicht anzuwenden, die Wortstellung ist verkehrt. H. Vofs gesteht bei sich selbst zum Teil judendeutsche Wortstellung zu. Beabsichtigt ein besonderes Werk statt einer Vorrede zu Shakespeare zu schreiben. Tiede (zu Anfang des Sturm, unten erklärt) ist hochdeutsch = Ebbe und Flut, notwendiges Wort. Die Schrift seines Vaters von F. Stolbergs Übertritt zum Katholicismus erwartet er freudig. Gewifs auch betrübt, fügt der Vortragende hinzu, da er Stolberg, der ihn ins Englische und auf Shakespeare gebracht hatte, auch lieben mufste. Försters Petrarca gefällt ihm wie Diez wenig. Der bissige Schwenk läfst von Fouqué die zweite Silbe weg.

Sitzung vom 9. Januar 1883.

Herr Wetzel unterzog den Gedanken von der Gründung einer allgemeinen Weltsprache einer nochmaligen Prüfung, vertrat die Meinung, dafs jene Vereinfachung der Deklination ein grofser Vorzug, dafs nach jener Formenlehre, etwa in Handelssachen, zu schreiben wohl möglich wäre, dafs aber im Syntaktischen die Schwäche des Unternehmens liege.

Herr Zupitza berichtete über die mittelenglischen Bearbeitungen der Novelle von Ghismonda und Guiscardo (Dec. IV, 1), welche er herauszugeben gedenkt. Eine erste Bearbeitung London 1532, Fleetstreet in der Sonne, in einem Exemplare in der Bibliothek des Herzogs von Devonshire, in einem zweiten in der Universitätsbibliothek zu Cambridge, in einem Neudruck auch in der hiesigen Bibliothek, verfafst von William Walter, und zwar, wie die übrigen hier noch zu nennenden Bearbeitungen, in den siebenzeiligen Chaucerschen Strophen, ist mit einem Prolog und einem Geleit von Copland versehen. Walter

folgte nicht dem Boccaccio selbst, sondern der lateinischen prosaischen Bearbeitung desselben von Leon. Bruni, 25. Jan. 1838, gedruckt Rom 1471 von Ricasoli. Walter zählt, ohne den Accent zu beachten, seine 10 bis 11 Silben ab, reimt die Participialendung ed mit sich selbst, perceived mit surprised. Eine zweite Bearbeitung, ein Spenser dediziertes Gedicht aus der Bibliothek „of a Norfolk gentleman G. S.", 1597 ohne Ortsangabe gedruckt, in einem Neudruck von 1812 im British Museum, auch in einer Handschrift des 15. bis 16. Jahrh. in Cambridge. Endlich ist eine dritte Version in zwei Handschriften vertreten, im British Museum und in der Bodleiana zu Oxford. Hier nennt ein Geleit Gilbert Banester als Dichter „nach prosaischer Vorlage". Die zweite und die dritte Version scheinen auf eine wohl französische Quelle, welche den Boccaccio nannte, zurückzugehen. Im ganzen ist das anonyme Gedicht aus der Mitte des 15. Jahrh. das beste.

Herr Biltz sprach über ein zu wünschendes deutsches Glossar, welches nicht alles, aber das jetzt Veraltete aller Perioden von Ulfilas ab enthielte. Etwa ein mäfsiger Oktavband scheint diesem Bedürfnisse genügen zu können. Alphabetische Ordnung ist gewifs notwendig; aber Komposita können sehr wohl zum Vorteil der Sache mit dem Simplex zusammenstehen. Man vergleiche etwa sachen = schaffen, machen, absachen (vgl. Mützell, Geistl. Lieder) = schwächen, besachen = stärken. Die geistliche Litteratur ist mehr als bisher zu berücksichtigen; Lübben (Niederd. Grammatik und Glossar) benutzt die niederd. Bibeln gar nicht und in Grimms Wörterbuch ist die Benutzung der vorlutherischen Bibeln auch in den letzten Bänden immerhin noch mangelhaft.

Sitzung vom 23. Januar 1883.

Der Vorsitzende widmete dem vor einigen Tagen verstorbenen Mitgliede der Gesellschaft, Herrn Max Strack, einen Nachruf, in welchem er dessen Bemühungen auf dem Gebiete der Pädagogik und für das Realschulwesen, sowie seinen edlen Charakter in wohlverdienter Weise rühmte, und folgte die Versammlung seiner Aufforderung, das Andenken desselben durch Erheben von den Sitzen zu ehren.

Herr H. Buchholtz stellte neben die Kranichnovelle (VI, 4), neben Ciappellettos Beichte (I, 1) im Decamerone und neben die Novelle von der Beichte in den Cento Novelle antiche (Mil. 1825, n. 91) die Volksanekdoten der Ungarn „Der Zigeuner und die gebratene Gans" (Adomatár, Budapest 1871, Vajda János, Magyar bors, Budapest 1876), „Die Pelzjacke der Mutter" (ebendort) und „Die Absicht ist soviel als die That" (ebendort und Öreg Hegedüs Lajos, Eredeti tréfák adomák s mondák a Cigány életből, Pest 1870). Die stärkste Ähnlichkeit liegt bei dem ersten Vergleichungspaare vor. Möglich ist, dafs diese Stücke der alten italienischen Litteratur sich in Ungarn volkstümlich so gestaltet haben oder dafs wir hier noch heute lebende verwandte zu den

Keimen, aus welchen diese italienischen Novellen erwuchsen, vor uns haben. In der Kranichnovelle sehen nicht wenige Züge wie vom Verfasser hinzugethanes Beiwerk aus. Die letztgenannte der ungarischen Anekdoten liegt in einer doppelten Fassung vor. Man findet hin und wieder in Ungarn dieselbe oder ungefähr dieselbe Anekdote auf Zigeuner und auf andere Personen erzählt.

Herr Brückner gab eine Übersicht der polnischen Litteratur bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nur die neuere russische ist ihr unter den slavischen Litteraturen vergleichbar, obgleich sie mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen hatte. Spuren einer mittelalterlichen Litteratur in nationaler Sprache, wie doch Böhmen hat, sind in Polen selten. Mit dem Jahre 986 ist ein Bistum Posen und abendländisches Christentum zu verzeichnen, mit 1364 Krakau als Studiensitz. Im 15. Jahrhundert kann Polen den von Deutschen gedrängten Böhmen, den von Türken gedrückten Südslaven nicht helfen, zu Ende desselben wird es selbst schon von Rufsland bekämpft. Doch erfolgt im 16. Jahrhundert bei der äufserlichen Blüte des Staates, durch die humanistischen Studien angeregt, eine Blüte der Litteratur. Zu Anfang desselben werden in Krakau die ersten polnischen Bücher in deutscher (Schwabacher) Schrift gedruckt. Mikolaj Rey ist gleichsam der Vater der polnischen Schriftsprache. Jan Kochanowski, lateinischer und polnischer Dichter, ist bereits vollendet in Sprache und Vers. Ein grofser Geist ist er nicht, aber im kleinen fast Meister. Wie die meisten Dichter der Slaven überhaupt ist er wesentlich Lyriker und vereinigt mit seinem mitunter losen Witz einen harmonisch durchgebildeten Geist und lautere Gesinnung; Horaz ist sein Vorbild. Im antiken Drama und noch mehr im Epischen ist er unbedeutend; besser sind seine Elegien, schön sein Psalter. Leider bezeichnet er schon die Höhe dieser Litteratur. Klonowicz, welcher beschreibt oder moralisiert, ist Dichter nur der Form nach. Der begabtere Scymonowicz ist in seinen dem Theokrit nachgedichteten Idyllen unübertroffen. Der Jesuit Sarbiewski, päpstlicher poeta laureatus, hat sich leider ganz dem Latein zugewendet. In der Prosa ist der Jesuit Piotr Skarga als ein grofser Prediger zu nennen. Die Prosa wird immer pomphafter und hohler, wie auch die Dichtung des 17. Jahrhunderts. Dies hängt mit dem Verfall der Bildung zusammen. Der später herrschende Einflufs der französischen Litteratur ist schon im 17. Jahrhundert mitunter bemerkbar. Die Litteratur der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist so inhaltslos wie die Geschichte dieses Zeitraumes.

Sitzung vom 13. Februar 1883.

Herr Wetzel betrachtete die neueren in Deutschland erschienenen Werke über englische Synonymik. F. B. Norman teilt den Stoff in vier Klassen, besser wäre alphabetische Anordnung gewesen; das

Etymologische ist schwach bei ihm. Viele Fehler finden sich auch in dem kleinen Buche von Kl. Klöpper. Die kleine Schrift von Karl Mensen, welche das Ganze in 450 Gruppen vorführt, ist die einzige ohne alle Etymologie, was schwerlich zu billigen; seine Erklärungen sind nicht immer scharf. Von den beiden gröfseren hier zu nennenden Werken von Klöpper und von Drehser ist letzteres das bessere. Das Vorführen von Wurzeln bei Klöpper hat sein Bedenkliches, da nicht jeder leicht sehen kann, wie sie der Verfasser ableitet oder abgeleitet wünscht.

Herr Michaelis sprach über die Zischlaute im Französischen. Griechen und Römer scheinen ein weiches oder stimmhaftes *s* ursprünglich nicht gekannt zu haben. Die französischen Forscher behaupten, *s* zwischen Vokalen sei erst im Französischen, noch nicht im Lateinischen stimmhaft. Das Entgegengesetzte schliefst Corfsen aus dem Beispiele der neueren Sprachen und aus dem Übergange solcher *s* in *r*. Gegen ihn trat Storm auf, Rom und Süditalien habe jetzt noch nur scharfes *s*, jenes andere gehöre dem Westen und der neueren Zeit an. Auch der Vortragende meint, dafs scharfes *s* wohl auch zu *r* werden konnte. Früh kam man darauf, *s* als scharf, *z* als weich zu setzen. Daneben kam noch *ç* auf, zuerst im Poema del Cid um 1245. L. Maigret (1550) u. a. wollte das ſ abgeschafft. Im allgemeinen hatte man doch lange Buchstaben gern. Jakob Grimm war früher für dasselbe, später erklärte er sich dagegen. In Pierre Corneille Thé. rev. et corr. wird *s* geschrieben, chaste aber tête. 1782 schlug de Wailly vor, ſ für stimmlosen, *s* für den stimmhaften Laut zu setzen. Die Gramatica de la lengua castellana von 1772 hatte kein ſ mehr und ihr folgten die Drucke aller Länder. So auch die fünfte Ausgabe des Wörterbuches der französischen Akademie ohne ſ. In der siebenten Ausgabe desselben ist bemerkenswert, dafs Schreibungen festgesetzt sind wie lice, alisier, bagasse, scazon.

Herr Buchholtz sprach über den Namen des Koches in der Kranichnovelle des Decamerone, welcher nach zwei von S. Ferrari im Giornale di Fil. rom. 7 mitgeteilten Gedichten des 17. Jahrhunderts den Ton auf der vorletzten hat: Chichibío. Das Etymon desselben scheint der in Aristophanes' Vögeln vorkommende Eulenruf *κικκαβαῦ* und die hiervon herkommenden Bezeichnungen für Eule zu sein. Auch Italien hat solche Benennungen für die Eule: lateinisch cicuma, napol. coccovaja u. a., rumän. cucuvæ, vgl. Cihac Étymol. dacor. Der Name bedeutete also einen Gefallsüchtigen. Dem Vortragenden scheinen auch die solchen ähnlichen nur um die erste Silbe verkürzten Bezeichnungen der Eule, als ital. civetta, frz. chouette hierherzuziehen, wie auch Cihac a. O. von jenem aus auf diese verweist. Aber auch cicisbeo, Verehrer, Liebhaber, dürfte nicht französischer Herkunft (s. Diez, Et. Wb.), sondern jenem Namen nahe verwandt ursprünglich eulenhaft, gefallsüchtig bedeuten. Das *s* in dieser Form cicisbeo, cicisbeare kann durch vermeintliche Verwandtschaft mit bisbigliare (Gherardini Vocab.:

Cicisbeare, mi dicea uno di Genova dal far ci ci nell' orecchio) entstanden sein. In jenen beiden Gedichten im Giornale di fil. rom. erscheint der Name Chichibio (und chichibio) mehr appellativ. In dem ersteren steht er als Zusammenfassung eines vorhergehenden Registers von Schimpfworten: aufser mastro Janni, un di color che follan panni, padre de' malanni, pecora fünf Bezeichnungen der Eule, nämlich cucco, civetton, guffo, alocco, barbagianni, so dafs jene Etymologie unterstützt wird. Das andere in venezianischer Mundart scheint ihr auch nicht zu widersprechen.

Sitzung vom 27. Februar 1883.

Herr Förster redete über die Macphersonsche Übersetzung der Hauptwerke Shakespeares in das Spanische, von denen Hamlet in zweiter Auflage vorliegt. Da das Versmafs beibehalten ist, so werden bei der Knappheit der englischen Sprache dem Spanischen gegenüber oft mehr Verse gebraucht als im Original. Einleitungen geben über den Inhalt und die Charaktere der einzelnen Stücke Auskunft. Im Texte sind orthographische Neuerungen eingeführt, z. B. das Trema. Die Übersetzung ist empfehlenswert; eine andere Frage ist, ob sie der spanischen Bühne von Nutzen sein wird.

Derselbe bespricht hierauf Booch-Arkossy und Don Manuel F. Cartajena, Lehr- und Lesebuch der spanischen Sprache. Die ältere Grammatik von Booch-Arkossy ist nicht wissenschaftlich; diese ist praktisch, nach der Robertsonschen Methode gearbeitet. Recht gut sind die Lesestücke. Anders verhält es sich mit dem theoretischen Teile. Die ersten Kapitel über die Aussprache etc. sind schlecht. Unklar ist die Bezeichnung d h; auch das *r* ist ungenügend behandelt. Der Accent wird durch alle drei Teile auf jede betonte Silbe gesetzt und gesagt, ein solcher Vokal sei lang. Auf diese Weise lernt der Schüler gar nicht, wo der Accent im Spanischen steht. Zu tadeln ist, dafs grammatische Ausdrücke deutsch gegeben werden. Das Mittelwort (Participium) bildet eine besondere Wortklasse. Der Ausdruck „einpersönliche Verben" ist unverständlich. Auf das Lateinische wird nicht verwiesen. Die Anordnung ist nicht immer zu loben. In der Interlinearversion finden sich auffällige Fehler, auch wird oft zu frei übersetzt. Teil III ist am besten. Auf Synonyme folgen Hispanismen d. h. spanische Sprichwörter, die zum Teil mifsverstanden sind. Die Metrik ist im ganzen gut, doch ist die Anordnung nach der Zahl der Silben, nicht nach den Versfüfsen, unwissenschaftlich.

Her Bischoff zeigt an Bierbaums History of the English Language and Literature. Das Buch ist überflüssig. Da Bierbaum mit neueren Arbeiten nicht genügend bekannt ist, so finden sich bei ihm viele Fehler.

Herr Rossi hat zur silbernen Hochzeit unseres kronprinzlichen Paares ein Gedicht erscheinen lassen, mit dem er ein eigenes Gedicht

auf den Kaiser Wilhelm vom Jahre 1870 und die Sibylla teutonica von Karl Denina nebst Notizen über das Leben und die Werke Deninas hat drucken lassen. Denina, der eine Reihe von Jahren in Berlin lebte, hat sich besonders auf dem Gebiete der Geschichte ausgezeichnet. Die Sibylla teutonica wurde für die Prinzessin Charlotte, die Tochter Friedrich Wilhelm II. gedichtet und besingt die künftige Gröfse Deutschlands und die Hohenzollern. Herr Rossi las darauf den Schlufs seines eigenen Gedichtes vor.

Sitzung vom 13. März 1883.

Herr Zupitza sprach über ein ungedrucktes Gedicht, das sich in einer Handschrift der Bodleiana findet. Es enthält sechs siebenzeilige Strophen mit der Reimstellung ababbaa. Die erste und letzte Zeile jeder Strophe sind gleich; aufserdem ist die erste und letzte Zeile der zweiten Strophe gleich der zweiten in der ersten Strophe, und so durch das ganze Gedicht. Zu finis ist von anderer Hand hinzugefügt quoth queen Elisabeth, was nur bedeutet, dafs sie die Sprechende des Gedichtes ist. Es ist wohl nicht an die Gemahlin Heinrich VII., sondern an deren Mutter, Lady Grey, zu denken und als ein Spottgedicht aufzufassen. Wahrscheinlich ist es 1464 oder 1465 entstanden und zunächst meist mündlich verbreitet worden, da in der Handschrift Fehler zu sein scheinen.

Herr Biltz redete hierauf über einen 1469 bei Zainer in Augsburg gedruckten Vocabularius rerum. Das wohl vor Erfindung der unerwähnten Buchdruckerkunst abgefafste Werk läfst auf keinen sehr hohen Bildungsgrad des Verfassers schliefsen. Grobe grammatische und metrische Fehler, sowie höchst eigentümliche Etymologien finden sich bei ihm.

Herr Brückner sprach über den anonymen Dichter der Polen, der von 1833 bis 1859 seinem Vaterlande Trost zusprach und riet, den heiligen Zweck nicht durch unheilige Mittel zu entweihen. Vaterland, Freiheit und Menschlichkeit besingt er in allegorischen, symbolisierenden, reflektierenden Gedichten. Mystische Anschauungen finden sich vielfach. Er besitzt umfassende Bildung, einiges Gefühl und grofse Phantasie. — Es war der Graf Sigmund Krasiński, der 1812 in Paris geboren wurde und daselbst 1859 starb. Sein erstes Werk (1835) ist die „Ungöttliche Kömödie, ein Lesedrama in Prosa“, in dem er mit den von der besitzenden Klasse unterdrückten Arbeitern fühlt. Von allen seinen Werken hat dies wegen des Polen noch fremden Problems den geringsten Einflufs geübt.

Sitzung vom 10. April 1883.

Herr Kamlah sprach über eine Handschrift von 28 Predigten Johann Paulis, des Barfüfsermönches, welche er besitzt und zur Ansicht vorlegt: 255 Blätter Baumwollenpapier kl. 4⁰. Die in elsässischer

Mundart verfafsten innigen und schönen, mehr an Tauler als an Geiler von Keisersberg erinnernden Predigten sind von einer frommen Zuhörerin aufgeschrieben, die Marginalien vielleicht von Pauli selbst.

Herr Wetzel redete über Engels Englische Litteraturgeschichte. Er besprach die beiden ersten Lieferungen. Das für Laien bestimmte Werk zeichnet sich durch Gewandtheit der Darstellung aus, ohne dafs jedoch Härten im Einzelausdruck vermieden wären. Auch in Bezug auf die Thatsachen stören Unrichtigkeiten mancherlei Art. Der wohl hauptsächlich in der neueren Litteratur bewanderte Herausgeber wird sich in den späteren Heften hoffentlich als sichereren Führer erweisen; sonst dürfte das Buch dem Scherrschen schwerlich ernstliche Konkurrenz machen.

Herr Brückner setzte seinen Vortrag vom anonymen Dichter der Polen fort. Krasiński rühmte, ohne es gewollt zu haben, den Verrat, indem er Konrad Vallenrods Kampf für die Littauer darstellte, wie derselbe zu den Feinden überging, Ordensgrofsmeister wurde, den Orden zu einem Winterfeldzuge und damit ins Verderben brachte. Sein 1836 erschienenes, den Verrat verurteilendes Gedicht Irydion erinnert an Göthes Faust, auch etwas an Byron. Sein gröfstes Gedicht, Die Vordämmerung, sagt ungefähr: wir stehen vor einer neuen Weltordnung; wie zu Cäsars Zeit ist jetzt der Glaube im Untergange, die äufsere Macht grofs, das gröfste Verbrechen ist gegen Polen geschehen, das auferstehen wird, wie Christus auferstanden ist. Dieses Ganze ist in Gestalt einer Vision gegeben, 1842 in Nizza verfafst. Im folgenden Jahre stiefs er durch seine drei Psalmen der Zukunft, Glaube, Liebe, Hoffnung, weil er den Adel zu opfern warnte, an, und Julius Slovacki, sein Freund, nächst ihm der gröfste damalige polnische Dichter, schrieb deshalb gegen ihn. Krasińsky gab nach in seinen minder gelungenen Psalmen der Reue und des guten Willens. Seine in späteren Jahren geschriebene Fortsetzung der Ungöttlichen Komödie entsprach nicht ihrer früheren Anlage. Er starb 1859.

Herr Förster bemerkte zu dem Buche der Königin von Rumänien, „Aus Carmen Sylvas Königreich“ betitelt, dafs ihm diese Märchen alle oder fast alle im Keime auf rumänische Volksmärchen zurückzugehen scheinen.

Herr Werner machte auf eine Pariser Zeitung „La Bavarde“ aufmerksam. Die vierte Seite des ihm vorliegenden Blattes, „Le Zola“ betitelt, zieht Zolas Nachtreter in nicht übler Weise durch.

Sitzung vom 8. Mai 1883.

Herr Brückner besprach Nitschmanns „Polnische Litteraturgeschichte“. Der Verfasser behandelt seine Aufgabe wesentlich als Übersetzer und Anekdotenjäger. Er selbst hat einzelnes von der polnischen Litteratur übersetzt, hat aber keine gute Auswahl getroffen, sich vielmehr fast ganz von der Frage, ob sich das Betreffende gut über-

setzen läfst, bei derselben leiten lassen. So erscheinen denn hier Übersetzungen von den für die Sache gleichgültigsten Dingen, selbst Übersetztes wieder übersetzt. Der Anekdoten giebt es zu viele und recht wertlose. Die Erzählungen sind nicht immer richtig, die Biographien haben eine unangenehme Breite; der bedeutende Slovacki wird auf vier bis fünf Seiten abgethan.

Herr Werner redete über Paul Heyses Troubadournovellen. Diese sechs Erzählungen (in der dritten Auflage) sind wohl öfter des Verfassers eigene Erfindung, vielleicht aber hat er auch hin und wieder neue, wenigstens dem Vortragenden unbekannte, Quellen benutzt.

Herr Wetzel machte in einigen Worten auf die Programmabhandlung von Körner (Friedrichs-Realschule 1882) aufmerksam, als auf ein Hilfsmittel, eine Vorstellung von dem Bau einer agglutinierenden Sprache zu bekommen.

Herr Brückner sprach im Anschlufs an einen Artikel im letzten Hefte des Archivs kurz über den Namen Berlin. Ist er slavisch, so kann er nur in dem Personennamen Berla mit dem Possessivsuffix *in* bestehen. Doch bleibt zu erklären, wie der Name in Gegenden kommt, in welchen nie Slaven gesessen haben, z. B. in die Umgegend von Augsburg.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Franz Kern, Die deutsche Satzlehre, eine Untersuchung ihrer Grundlagen. Berlin 1883, Nicolaische Buchhandlung.

Es ist sicherlich ein sehr dankenswertes Unternehmen, wenn jemand sich die Aufgabe stellt, die Fundamente eines wissenschaftlichen Gebäudes einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Gerade in betreff der deutschen Grammatik oder in specie der deutschen Satzlehre wird niemand eine solche kritische Beleuchtung und Untersuchung ihrer Grundlagen für überflüssig halten können.

Der Verf. der oben bezeichneten Broschüre geht darauf aus, den ganzen wissenschaftlichen Apparat der deutschen Syntax mit seinen terminis technicis, seinen Einteilungen und Definitionen kritisch zu prüfen, um auf diesem Wege Unrichtiges und Unzweckmäfsiges zu beseitigen und namentlich auch für den deutschen Unterricht eine wirklich sachgemäfse Grundlage zu gewinnen. Im besonderen wendet sich der Verf. (um dies gleich hier zu bemerken) gegen diejenigen Grammatiker, welche die Satzlehre auf allerhand logischen Abstraktionen aufbauen wollen.

Eine eingehende Beurteilung des ganzen Buches mit allen Beweisführungen kann nicht in unserer Absicht liegen. Sie würde die Grenzen einer kurzen Anzeige weit überschreiten. Bei einer Schrift wie die vorliegende kommt es unserer Meinung nach hauptsächlich auf den praktischen Erfolg d. h. darauf an, ob und wie weit der Verf. mit seinen Betrachtungen und Vorschlägen in den Kreisen der Sachverständigen Anerkennung finden und seine Wünsche oder Forderungen in der Praxis durchsetzen kann.

Wir fürchten, dafs in Hinsicht auf den Erfolg der Arbeit sich die Erwartungen des Verf. nicht erfüllen werden. Die Entscheidung darüber wird freilich erst nach Verlauf einer längeren Zeit möglich sein.

Es ist nicht zu leugnen, dafs das Büchlein viele interessante und scharfsinnige Beobachtungen und Betrachtungen enthält, die dem aufmerksamen Leser nicht entgehen werden; indes wird der Scharfsinn zuweilen auch verschwendet zur Bekämpfung von Dingen, die (wie die unglückliche Copula) ihrem Schicksal ruhig hätten überlassen werden können, weil sie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus längst in ihrer Unhaltbarkeit nachgewiesen sind.

Nicht selten artet der Scharfsinn des Verf. auch in Spitzfindigkeit oder Sophisterei aus, und man wird unwillkürlich an die Beweisführungen der mittelalterlichen Scholastiker erinnert. Man vergl. z. B. (S. 8 flg.) die Stelle, wo eine logische Analyse des Satzes „Sokrates ist tugendhaft“ gegeben wird. In diesem Satze könne, sagt der Verf., selbstverständlich

nicht an den Körper, sondern nur an den Geist des Sokrates gedacht werden. Logisch sei also der Inhalt des Satzes so zu bestimmen: „Der Geist des Sokrates, alles Geistige in ihm ist tugendhaft.“ Aber auch diese Bestimmung sei noch nicht ausreichend; denn vieles Geistige verhalte sich indifferent gegen die Tugend und falle keineswegs in ihre Sphäre. Es müsse also eigentlich heifsen: „Der Wille des Sokrates ist tugendhaft.“ Auch das sei noch nicht richtig; denn 1) habe auch manche Willensbestrebung nichts mit der Tugend zu thun und 2) könne man doch nicht behaupten, dafs Sokrates ohne jede Neigung zum Bösen und Unsittlichen gewesen sei. Schliefslich wird folgende logische Analyse des obigen Satzes gegeben: „Ein Teil der sokratischen Willensbestrebungen (nämlich ein sehr erheblicher, ungewöhnlich grofser) fällt in die Sphäre der tugendhaften Bestrebungen.“

In dieser Analyse ist schon die Sonderung von Geist und Körper kaum zu rechtfertigen. Oder meint der Verf. wirklich, dafs die Tugend mit dem Körper nichts zu schaffen habe? Sind Keuschheit, Mäfsigkeit im Essen und Trinken etc. nicht auch Tugenden, und haben diese Tugenden ihren Sitz nicht ebenso gut im Körper wie in dem Geiste oder der Seele des Menschen?

Es ist überhaupt eine Eigentümlichkeit der Darstellung des Verf., dafs er Schwierigkeiten oder Widersprüche schafft und wissenschaftliche Probleme aufstellt, wo bei einer unbefangenen Betrachtung nichts der Art zu finden ist. Dies gilt z. B. von den Auseinandersetzungen über das logische Verhältnis von „wir“ und „ich“ (S. 43 flg.), von den weitläufigen Besprechungen der sogenannten „unpersönlichen Verba und Sätze“ und vielen anderen Dingen dieser Art. Auch der Satz „Hannibal pacem peto“ und Ähnliches wird ohne alle Not wie ein schwieriges wissenschaftliches Problem behandelt.

Diese Eigentümlichkeit des Buches von Fr. Kern hängt allerdings auf das engste zusammen mit dem Streben nach Gründlichkeit, das niemand dem Verf. wird absprechen können. Es ist dieses Streben nach Gründlichkeit und Tiefe der Auffassung vielmehr auch ein charakteristischer Zug des Buches, der sich durch den ganzen Verlauf der Untersuchung (namentlich auch Kap. II) bemerkbar macht. Vieles Ansprechende enthält kurz vorher (S. 25 flg.) der Abschnitt, in welchem eine lebendige, durch verschiedene Bilder veranschaulichte Charakteristik des Satzes und der Satzglieder in ihrem Verhältnis zu einander gegeben wird.

Im übrigen können wir das Urteil über das Büchlein und seine wissenschaftliche Bedeutung wohl den philosophierenden Grammatikern und sachverständigen Fachgenossen überlassen. Die letzteren werden im besonderen auch über den Wert der zum Schlufs (Kap. VI) zusammengestellten „Praktischen Vorschläge“ zu urteilen haben.

Die in dem Büchlein vorkommenden Druckfehler (S. 11. Z. 14. v. o. l. indem st. in dem; S. 26, Mitte l. der Terminus st. des T.; S. 25 unt. l. ἔχειν st. ἕχειν; S. 41, Mitte l. bestimmt st. hestimmt u. a.) werden von jedem Leser leicht selbst aufgefunden und berichtigt werden.

Ldsb. a. W. A. W.

Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Herausgegeben von Dr. Paul Nerrlich. Mit zwei Faksimiles. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Paul Nerrlich hat bereits ein vortreffliches Buch geschrieben, worin er Jean Pauls Verhältnis zu seinen Zeitgenossen darstellt. Da der Dichter in diesem Augenblicke wenig gelesen wird, so überwiegt bei ihm jetzt das

Interesse an seiner Persönlichkeit. Jenes im gleichen Verlage wie das vorliegende erschienene Buch inaugurierte aber eine umfassende Kritik des Schriftstellers Jean Paul, die mit dem Erscheinen jenes Buches noch keineswegs geschlossen war und von der noch nicht abzusehen ist, ob sie Jean Paul noch einmal zu einem gelesenen deutschen Schriftsteller machen wird oder nicht. Nerrlich führt nicht allein die Sache Jean Pauls gegen das Publikum, sondern auch die Sache des Publikums gegen Jean Paul. Eben wegen seiner Unparteilichkeit versprechen seine Bemühungen sehr fruchtbar zu werden. Bei seiner Gründlichkeit und seiner noch jugendlichen Arbeitskraft wird man ihn hoffentlich seine Aufgabe allein durchführen lassen, ohne dafs man durch bunte Publikationen von Ost und West ihm die Lust an der Arbeit verdirbt, deren Ziele von ihm ebenso sicher als eigentümlich bestimmt sind.

Glücklicherweise scheint das Material auch schon grofsenteils in seinen eigenen Händen zu sein. Mit der Publikation der vorliegenden Briefe hat er einen guten Schritt vorwärts gethan in Bewältigung seiner Aufgabe. Die Herausgabe der Sammlung verursachte grofse Schwierigkeiten. Ein Teil der Briefe aber ist schon gedruckt in den Denkwürdigkeiten aus Jean Pauls Leben von Hofrat Förster.

Nerrlich hat diesen Briefwechsel mit einer lesenswerten Einleitung versehen.

Dafs von Palleske eine selbständige Publikation über die Kalb vorhanden ist, wird den Lesern bekannt sein. Die Dichter, denen sie aufser Jean Paul nahe stand, sind Schiller, Göthe, Wieland und Hölderlin. Der Umgang mit ihr hatte nicht blofs auf Jean Pauls Titan, sondern auch auf Hölderlins Hyperion Einflufs, der übrigens nur eine veredelte Nachahmung von Heinses Ardinghello ist.

Heinrich Pröhle.

Hieronymus Schneeberger, Die Wechselbeziehung zwischen Schillers Tell und Shakespeares Julius Cäsar. Programm des kgl. Gymn. zu Münnerstadt 1882. 31 S. 8.

Veranlassung zu dieser frisch geschriebenen Abhandlung war Schillers Ausspruch, dafs ihm der Jul. Cäsar für seinen Tell „von unschätzbarem Werte“ gewesen sei, wonach der Schlufs berechtigt erscheint, dafs Shakespeares Drama auch auf die Gestaltung des Tell unmittelbaren Einflufs geübt habe. Die Wechselbeziehungen zwischen den beiden Stücken im einzelnen nachzuweisen, ist nun dem Verf. unseres Schriftchens wohlgelungen. Da wir seinen Ausführungen durchaus beistimmen, so können wir uns darauf beschränken, den Inhalt dieser Parallele übersichtlich zusammenzufassen.

1) Den Rahmen für das zu entwerfende Gemälde bilden in beiden Werken Züge des Übernatürlichen, sowohl im Vorspiel (Aufruhr der Elemente; Meldungen von Ereignissen der wunderbarsten Art, die verschieden gedeutet werden), als auch im Verlaufe des Dramas (Calpurnias Traumgesichte — Hedwigs bange Ahnungen; Cäsars Geist heftet sich an Brutus' Fersen — Parricida irrt, „sein eigenes Schrecknis“, ruhelos durch die Berge).

2) Das von diesem Rahmen umschlossene Bild stellt dar die Reaktion der Freiheit gegen Anmafsung und Willkür, freilich mit ungleichem Ausgange. Die Verschwörung entwickelt sich im Cäsar wie im Tell in dreifacher Stufenfolge, nur dafs in letzterem der Anstofs von einer Frau ausgeht: Cassius weifs den anfangs schwankenden Brutus bald ganz für sich zu gewinnen; in der Nacht vereinbart letzterer in seinem Garten mit den Bundesbrüdern den Mordplan; Scene zwischen Brutus und Portia, welche Mit-

wissenschaft des ihren Gatten drückenden Geheimnisses beansprucht. — Gertrud reizt ihren zaghaften Gemahl, der auf ihre dringenden Bitten ihr sein Herz ausgeschüttet, zu gewaltsamer Erhebung; Unterredung zwischen Walther Fürst, Melchthal und Stauffacher; Rütliscene. — Die Handlung erreicht endlich ihren Höhepunkt: Calpurnia und Hedwig dringen vergebens in ihre Männer, daheim zu bleiben. Auf dem Wege zum Kapitol wird Cäsar, wie Gefsler in der hohlen Gasse, von Bittstellern aufgehalten; die Zudringlichen verweist Cassius auf das Kapitol, Rudolf der Harras in die Burg. Metellus und Armgard flehen umsonst um Begnadigung der Ihrigen. Da bricht Gefsler, von Tells Geschofs durchs Herz getroffen, wie Cäsar unter den Dolchen der Verschworenen zusammen. Damit ist in beiden Dramen für das Volk, welches bei Shakespeare durch des Antonius Leichenrede noch mehr gereizt worden, das Signal gegeben, der Zerstörungswut freien Lauf zu lassen.

3) Auch die Charaktere sind ähnlich gestaltet, besonders auffallend Calpurnia und Hedwig, Portia und Gertrud: jene wirken hemmend, diese fördernd auf den Gang der Handlung. Das feurige Wesen des Melchthal gleicht dem des Cassius; Brutus spiegelt sich teils in Stauffacher, teils in Tell wieder; Cäsar und Gefsler endlich sind die Träger des in kritischen Augenblicken bis zur Brutalität verhärteten Tyrannentums. — An den Leichen der beiden letzgenannten aber scheiden sich die Wege: die verbündeten Römer werden schliefslich von der Katastrophe ereilt, bei den Eidgenossen geht es zu Triumph und Sieg.

Spremberg. G. Willenberg.

Über die Physiologie und Orthographie der Zischlaute mit besonderer Rücksicht auf die Heysesche Regel. Von G. Michaelis. Zugleich als zweite Auflage der Schrift: „Über die Physiologie und Orthographie der S-Laute“ 1863. Berlin 1883, E. S. Mittler & Sohn.

Der Verf., welcher, wie bekannt, diesem speciellen Teile unserer Lautlehre die eingehendsten Studien gewidmet hat und dadurch zu interessanten und namentlich auch für die endliche Feststellung unserer Orthographie wichtigen Ergebnissen gelangt ist, giebt in der vorstehenden Schrift eine fleifsige Zusammenstellung der S-Laute, wie sie sich in den Druckwerken der verschiedenen Jahrhunderte zeigen, sowie der darüber aufgestellten Lehren. Unter den Schreib- oder vielmehr Druckweisen des 15. Jahrhunderts ist die bemerkenswerteste die in der ersten Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (Basel 1494) festgehaltene, wonach inlautend ſſ für ß und ss, im Auslaut ß steht. Da sich diese Regel als die vorherrschende bis zu Gottsched hin erhalten hat, so nennt sie der Verf. die vorgottschedsche. Sie ergiebt also den Kanon 1) groſſe, groß; hieſſen, hieß; haſſen, haſſt, haſſte, Haß. Im 16. Jahrhundert, in welchem für die Entwickelung der nhd. Schriftsprache Luthers Schriften und vor allem seine Bibelübersetzung epochemachend wurden, setzte sich unter den Wittenberger Drucken allmählich der Kanon 2) groſſe, gros (groſs), hieſſen, hies (hieſs), haſſen, haſſt (haſt), Haſs (Has) fest, welchen der Verf. daher den Wittenberger Kanon nennt. In diesem Jahrhundert beginnen die ersten Lautlehren veröffentlicht zu werden, so von Kolrofs, Enhiridion, das ist, Handbüchlin tütscher Orthographi, Basel 1530, von Val. Ickelsamer, Teutsche Grammatica. um 1534, deren hier einschlagende hauptsächlichste Ansichten der Verf. auszugsweise mitteilt. Näher werden dann die sich aus der zweiten und dritten Ausgabe des Dictionariums von Dasypodius aus den Jahren 1536 und 1537, sowie die aus Frisius, Dictionarium latin.-germ., Tiguri 1556, ergebenden Schreibweisen (Kanones 3 und 4)

angegeben. Nachdem hierauf auf die sehr schwankende Behandlung der S-Laute in den verschiedenen Ausgaben der Fischartschen Schriften hingewiesen worden ist, giebt der Verf. ausführlichere Beispiele der Schreibweise dieser Laute durch den hervorragendsten Grammatiker des 16. Jahrhunderts, Johannes Clajus aus Herzberg a. d. Schwarzen Elster. Derselbe schliefst sich im ganzen an Luther an; die sehr zahlreichen Ausgaben seiner zuerst 1578 erschienenen Grammatik weichen nur unwesentlich voneinander ab. Im siebzehnten Jahrhundert blieb es trotz manchen Schwankens und mancher Versuche zu Neuerungen, wie der Verf. S. 16 bemerkt, im allgemeinen für die Schreibung der S-Laute bei dem Kanon 1, der den Wittenberger Kanon so ziemlich verdrängt hatte. Der Bericht der Giefsener Professoren Helvicus und Jungius über die Ratichsche Methode zeigt dagegen bereits den Gottschedschen Kanon: große, groß; heißen, hieß; haſſen, haſſt, Haß (Kanon 7). Wir können hier die Reihe der sich im Laufe der Zeit ergebenden Kanones (der Verf. stellt deren im ganzen zweiundzwanzig für die deutsche, dreiundzwanzig für die lateinische Schrift auf) nicht einzeln verfolgen. Die Zahl derselben ergiebt in evidenter Weise die Schwankungen und Verschiedenheiten, welche im Laufe der Jahrhunderte bei den einzelnen Schriftstellern statthatten. Licht und Ordnung brachte bekanntlich in die ganze Frage erst Joh. Christian August Heyse, geboren zu Nordhausen 1764, gestorben zu Magdeburg 1829; der Verf. unterscheidet in Bezug auf die von diesem verdienten Sprachforscher beobachteten Regeln eine altheysesche Schreibung (Kanon 16: Roſſ, Haſſ, haſſe, haſſt, haſſte, häſſlich; Fuß, Fuße, fußt); eine mittelheysesche (Kanon 18: Roſs, Haſs, haſste, häſslich, haſſen, haſſt: Fuß, Füße, fußt) und endlich eine neuheysesche, in dem ausführlichen Lehrbuche, Bd. I, Abtl. I, 1835, festgesetzte (Kanon 19: Haſs, häſslich, haſſe, haſſt, haſſte, beſſre; Fuß, Füße). Eine modifizierte Heysesche Regel (Kanon 21: große, groß, haſſe, Haſs, haſst, haſste) findet sich in dem im Jahre 1851 erchienenen, von A. Krombholz und M. A. Becker herausgegebenen Österreichischen Schulboten.

Was die Physiologie der S-Laute an sich betrifft, so giebt der Verf. S. 63 folgendes Resultat seiner in dieser Hinsicht angestellten feinen Beobachtungen und Unterscheidungen. Er scheidet hiernach die Zischlaute 1) nach der Beteiligung der Stimme in stimmhafte und stimmlose, 2) nach der Art der Artikulation in apikale und dorsale, 3) nach der Artikulationsstelle in interdentale, marginale, superficiale, alveolare, kakumniale, 4) nach der Beteiligung der Zähne in Halbzischer und Ganzzischer.

Diesen ausführlichen und eingehenden Erörterungen über die Natur der Zischlaute in der deutschen Sprache, welche für längere Zeit einen Abschlufs der dabei zur Geltung gekommenen Fragen ergeben dürften, schliefst der Verf. von S. 79 noch einige kürzere Bemerkungen über die Zischlaute anderer Nationen an, welche der Natur der Sache nach nur fragmentarisch bleiben konnten, nichtsdestoweniger aber für den Sprachforscher des Interessanten, ja Überraschenden mancherlei bieten.

Berlin. Biltz.

Die Hohenzollern und die deutsche Litteratur. Eine litterarhistorische Studie von Dr. F. H. Otto Weddigen. Druck und Verlag von L. Vofs & Co., Düsseldorf 1883.

Vorliegende Schrift ist, der Vorrede gemäfs, die erweiterte Gestalt einer Festrede, gehalten in der Aula des kgl. Gymnasiums zu Hamm am Tage des vollendeten 85. Lebensjahres des ersten deutschen Kaisers aus dem Hause Hohenzollern.

Umfassendere Studien haben den Grund zu dem Entstehen der Schrift gelegt, welche es nunmehr zum erstenmal unternimmt, das Verhältnis der glorreichen Dynastie zu dem geistigen Leben des deutschen Volkes, insbesondere zu seiner Litteratur in Betracht zu ziehen.

Mit kritischer Schärfe ist das vorhandene Quellenmaterial gesichtet worden, die Dartsellung ist fesselnd, überzeugend, belebt vom edelsten und reinsten Patriotismus und getragen von einem Adel des Geistes.

Es wird der Schrift zuversichtlich an einem gröſseren Leserkreis nicht fehlen, sie verdient es im vollen Maſse; sie ist zugleich ein schätzenswertes Pendant zu dem Prachtwerke „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland“ von Graf Stilfried und Prof. Dr. Kugler.

A. M.

Systematische Phraseologie der englischen Umgangssprache mit eingelegten Gesprächen, Briefen, Anekdoten und deutschen Übungssätzen, sowie sachlichen, synonymischen und grammatischen Anmerkungen. Für den Schul- und Privatgebrauch von Dr. phil. Albert Gärtner. Bremen 1883.

Das Buch verfolgt eine durchaus praktische Tendenz und bezweckt, Schüler, welche mit den Elementen der englischen Grammatik bereits vertraut sind, auf methodischem Wege in die englische Umgangssprache einzuführen. Wir haben es jedoch hier nicht mit einem der vielen Konversationsbücher zu thun, welche naiv genug sind, zu glauben, durch Vorführung von Gesprächen über das Wetter, das Theater u. s. w. den Schülern Fertigkeit im englischen Ausdruck verschaffen zu können, sondern mit einem Werke, das, wie man auf jeder Seite erkennt, auf ernster, selbständiger Arbeit beruht und das unmittelbar aus eigener Erfahrung und eigener Praxis hervorgegangen ist.

Der gesamte in dem Buche behandelte Stoff gruppiert sich, wie billig ist, um das Verbum als den Träger des Gedankens, und zwar werden alle vorkommenden Verben in 32 Gruppen vorgeführt, deren jede immer die zu ein und derselben engeren oder weiteren Begriffssphäre gehörigen Ausdrücke umfaſst. Die Verben werden einzeln in ihren Stammformen vorgeführt und dann werden alle Nüancierungen ihrer Bedeutung und alle Fälle ihres Gebrauches durch Beispiele erläutert. Dabei werden die begrifflich näher aneinander liegenden, d. h. synonymen immer zusammen behandelt, nachdem die Unterschiede ihrer Bedeutung scharf hervorgehoben worden sind.

Um nun aber den so erlernten Stoff fester einzuprägen, wird derselbe zunächst in einer anderen Form, meist in Gestalt eines englischen Dialogs, auch wohl einer Anekdote, eines Briefes oder einer Erzählung noch einmal vorgeführt und dann wird durch zahlreiche deutsche Übungssätze Gelegenheit gegeben, das Gelernte auch vollständig zu reproduzieren und richtig zu verwenden.

Sehr interessant und lehrreich sind auch die Anmerkungen, die das ganze Buch begleiten und die den Wert desselben nicht wenig erhöhen. In denselben werden nicht nur schwierigere grammatische Einzelheiten, namentlich solche Punkte erörtert, die besondere Eigentümlichkeiten der englischen Sprache sind, es werden nicht nur Hinweise auf Aussprache, Orthographie, auf synonymische Unterschiede nicht verbaler Begriffe, auf specifische lexikalische Anglicismen eingestreut, sondern in einer Reihe von sachlichen Anmerkungen werden zahlreiche Aufschlüsse über das öffentliche und private, namentlich auch das kommerzielle Leben des englischen Volkes gegeben und alle dahin gehörigen Ausdrücke sorgfältig vorgeführt.

Kurz, das Buch verdient allen denen, die sich eine Kenntnis der englischen Umgangssprache und des englischen Lebens in seinen verschiedenen Erscheinungen aneignen wollen, warm empfohlen zu werden, und selbst diejenigen, die sich schon längere Zeit mit dem Englischen beschäftigt haben, werden aus demselben noch etwas lernen können.

Kiel. Albert Stimming.

History of the English Language and Literature from the Earliest Times until the Present Day, including the Literature of North America, by F. G. Bierbaum, Ph. D. Prof. of (sic!) the Ladies' High School in Heidelberg. Heidelberg 1883, Georg Weifs. London, Trübner & Comp. (sic!).

Man sollte meinen, dafs die in den Engl. Studien VI, 1 erschienene vernichtende Kritik von Sillings „Manual“ die Lust zu ähnlichen Unternehmungen, und namentlich zu englisch geschriebenen, einigermafsen gedämpft habe. Statt dessen tritt ein neuer Kämpe unverdrossen in die Arena, wirft abermals eine „Englische Litteraturgeschichte“ auf den Büchermarkt und versucht sich in jener englischen Schreibweise, die Dr. Asher Veranlassung und Stoff zu seiner kürzlich erschienenen Flugschrift über die Behandlung der neueren Sprachen an unseren Universitäten gegeben hat. Seiner Vorrede nach stimmt der Verf. allerdings mit Dr. Ashers Ansichten über die Wichtigkeit eines eingehenden Studiums des gegenwärtigen Standes der neueren Sprachen durchaus überein. Doch geschieht dies nur in der Theorie, in der Praxis beweist er durch mannigfache Verstöfse gegen den Sprachgebrauch, dafs ihm eine genaue und sichere Kenntnis desselben nicht eben als unentbehrlich erschienen sei. Schon der Titel „Professor of the Ladies' High School“ erregt Bedenken; es giebt zwar mancherlei Arten von „Professors“, aber von einem „Professor of a Ladies' High School“ können wir uns nicht erinnern, je gelesen zu haben. Meint der Verf. vielleicht „Principal“? Und sind die „Ladies“ die höheren Töchter Heidelbergs?

Doch das nebenbei! Prüfen wir auf Grund seiner „Preface“ zunächst des Verfassers Befähigung, englisch zu schreiben. Er beginnt: „The present little work, which has grown from (out of?) daily practice and necessity, is intended for the use of schools and colleges as well as for private studies (study?). Respecting the former, we do not understand (By the former we do not understand oder mean?! Dr. Bierbaums Ausdrucksweise giebt dem Satz einen ganz anderen Sinn, als er beabsichtigt) those institutions in which the modern languages are considered and treated as a means of exhibiting great scientific learning shining (scientific learning! und learning shining!) in etymological and comparative researches, which we do not mean to underrate but only to confine to their due proportions; nor (?) for those in which individual incapacity (?) is concealed under the old fashioned system of grammatical drudgery, — for in both (neither) the real purposes of the study of foreign languages are not (!) attained; — but it is intended for those establishments (jetzt weifs man doch, worauf sich das voranstehende nor bezieht) in which all the various exercises connected with the study of a foreign language tend and communicate (?!).

Diese schöne Periode, deren sich manche ähnliche vorfinden, möge zur Charakteristik des Buches genügen; einzelne Abschnitte lassen zwar rücksichtlich der Korrektheit nichts zu wünschen übrig, aber sie sind ganz unzweifelhaft aus Kompilierung national englischer Schriften entstanden.

Schliefslich sei noch rücksichtlich des Inhalts bemerkt, dafs viele bedeutende Schriftsteller ganz unberücksichtigt und andere, z. B. Keats, nicht verdientermafsen gewürdigt worden sind.

A. L. Meifsner, Phil. Dr., Librarian and Professor of modern languages in Queen's College, Belfast, etc. „The Philology of the French Language", 3. Aufl. London 1883. XI u. 162 pp. 8⁰.

Einleitung, Allgemeines über die Entstehung der romanischen Sprachen, einiges über die langue d'oïl und die langue d'oc, Phonologie, Morphologie (Artikel, Substantiva, Geschlecht und Ableitung der Substantiva, Adjektiva, Ableitung der Adjektiva, Zahlwörter, Pronomina, das Verb, die Konjugationen, die Hilfszeitwörter, Ableitung der Verba, Adverbia, Präpositionen, Konjunktionen, Zusammensetzung, Accente). Dazu ein „Appendix", enthaltend die Eide, Eulalia, ein Stück aus der Passion, ein anderes aus St. Alexis, aus Roland, aus dem Roman de Rou, aus Raous de Soisons, aus Joinville, aus Charles d'Orléans. Es folgen „Examination Questions", auf den Zuschnitt englischer Studenten berechnet.

Der Zweck des Buches ist gut; es ist erfreulich zu sehen, dafs man auch in England bestrebt ist, aus dem blofsen Maîtretum herauszukommen. Anerkennenswert ist, was Einleitung p. VI gesagt wird, dafs das Kapitel über Lautlehre mit grofsem Nutzen in den unteren Klassen behandelt werden könne und viel mehr Segen stiften würde als die gelegentlichen Etymologien, die man jetzt so gern in die Grammatiken des Französischen einführt. Wenn aber der Verf. unmittelbar nachher bemerkt, man müsse die „Doppelformen" me moi, te toi, se soi dem Schüler erklären als eines der auffallendsten Beispiele von dem Einflusse der Dialekte auf die Schriftsprache, das sich in dem ganzen Bereich der romanischen Grammatik finden lasse, so möchte man doch meinen, es sei besser, man lasse den Schüler in seiner unschuldigen Unwissenseit. Will man mit Wissenschaftlichkeit lehren, so wird man die angeführten Beispiele eher dazu benutzen, an ihnen die Wirkungen der stärkeren oder schwächeren Betonung, des ersten und wichtigsten Lautgesetzes klar zu machen.

p. 3 spricht der Verf. von den Leistungen der Franzosen (es werden G. Paris und P. Meyer genannt) auf dem Gebiete der romanischen Studien; von denen der Deutschen, von Tobler, Suchier, Mussafia, Gröber, Bartsch, Förster etc. etc. erwähnt er nichts, was man nur bedauern kann.

Die Auseinandersetzungen über das Verhältnis der romanischen Sprachen zum Lateinischen auf p. 3—4 sind treffend, in der darauf folgenden Liste von französischen Ableitungen aus archaistischen oder aus plattlateinischen Wörtern sind einige kleine Ungenauigkeiten zu konstatieren: adire-*aditare-aller hätte bei der Unsicherheit der vielumstrittenen Etymologie lieber wegbleiben sollen — acheter kommt nicht von *acceptare, sondern von *accaptare, da in romanischer Bildungsweise die Komposita den Vokal des Stammwortes ungeschwächt erhalten — oiseau kommt von *avicellus, *aucellus, nicht von *avicella. — Von iter, wofür viaticum, voyage eingetreten ist, kommt afr. oire, oirre und errer. — *propriare für prope accedere ist nur Druckfehler; es wird dann richtig appropiare gesetzt.

Der Hauptfehler der p. 4—5 gegebenen Aufzählung liegt darin, dafs ungetrennt durcheinander geworfen werden klassische Wörter, welche überhaupt untergegangen sind, wie anser, ensis, os, edere, discere, felis, ignis, lapis, proelium etc., und andere, die in ihrer klassischen Bedeutung oder in einer anderen fortbestanden haben, neben denen aber Wörter aus fremden Sprachen eingeführt oder auch neugebildet wurden, um entweder jene Bedeutung zu modifizieren (wie bei portus, baia, baie), oder um einen Aus-

druck für einen Begriff zu haben, der mit dem der Sprache erhaltenen klassischen Worte nicht mehr bezeichnet wird (sermo, colloquium, discursus, discours; mittere, inviare, envoyer). Andere Wörter wiederum sind erst aus ihrer romanischen Form in die bei Meifsner als ihr Etymon angegebene plattlateinische Form umgebildet worden, wie costuma aus coutume, casnus aus chêne. Von diesen beiden unter sich durchaus verschiedenen Arten von Plattlatein ist in dem Buche indessen ebenso wenig die Rede, als der Verf. zwischen volkstümlichen französischen Wörtern und mots savants, wie circuler, zu unterscheiden weifs.

Unter den p. 7 aufgeführten Wörtern deutscher Herkunft findet sich maréchal, „marscha", was wohl ein Druckfehler ist; das Stammwort marahscalc, mhd. marschalc ist zu bekannt, als dafs man an ein wirkliches Versehen glauben könnte. Ebenda führt die fälschliche Schreibung von capre „der Kaper" mit einem Circonflex, auf die Vermutung, der Verf. meine das aus dem arab. alcabar stammende câpre „die Kaper". Escrou ibid. wird von „Schraube" abgeleitet (mit Littré); Diez zieht als Etymon scrobis vor, und sagt ausdrücklich, dafs Schraube bei dem Übergange ins Französische kaum anders als écrue oder écru hätte lauten können. Cloche von Glocke herzuleiten, ist gewagt. — Mit guêpe verhält es sich wie mit guivre; sie kommen aus dem Lateinischen mit Einmischung der deutschen Formen, nicht aber kommen sie, wie M. angiebt, aus dem Deutschen selbst. Guichet kommt nicht von engl. wicket, sondern umgekehrt wicket von guichet, dieses aber nach Diez von altn. vik Schlupfwinkel, altengl. vic. Ebenso steht es mit hallebarde, das auch nicht von Hellebarde kommt, sondern umgekehrt dieses erst veranlafst hat. Ouate von deutsch Watte abstammen zu lassen, ist doch etwas stark. Dasselbe gilt von prouc, das von engl. prow herkommen soll, von coussin, das von Kissen, von faucon, das von Falke, von rang, ranger, arranger, die von Rang herkommen sollen. Tomber hat mit engl. tumble direkt nichts zu thun.

Es ist ungenau, wenn p. 8 gesagt wird, dafs mitunter derselbe Begriff durch zwei Wörter ausgedrückt werde, von denen das eine lateinischen, das andere deutschen Ursprungs sei. Völlige Tautologie findet nie statt, am wenigsten zwischen Wörtern wie frapper — battre, écrevisse — cancer, bouquin — livre, blanc — candide, die a. a. O. als Beispiele angeführt werden.

p. 9 wird ein Verzeichnis von Wörtern griechischen Ursprungs gegeben. Darunter befinden sich einige wie aranea, — (*araneata) — araignée — *ἀράχνη;* aise (got. *azi zu azêts, oder *asa für ansa, dann *asium oder *asia) — *αἴσιος;* moquer (Nebenform zu moucher, *muccare) — *μωκᾶν*, deren griechischer Ursprung mindestens zweifelhaft ist.

Die Behauptung des Verfs. p. 10, dafs es lächerlich sei, das Eindringen der zahlreichen aus dem Italienischen stammenden Wörter auf den Einflufs des Hofes zurückzuführen, und dafs nur sklavische Schmeichler von diesen „in ganz Europa verbreiteten Wörtern" so etwas hätten behaupten können, geht doch etwas zu weit. Ein Blick auf Darmesteter et Hatzfeld, le 16 siècle en France I, 193, Demogeot, Hist. de la litt. franç. p. 265 hätte dem Verf. gezeigt, dafs solche Behauptung auch von anderen als von sklavischen Schmeichlern des Hofes aufgestellt wird.

Von den p. 11—13 aufgezählten mots savants, die neben mots populaires in die Sprache eingeführt sind, ist chanteur auszuscheiden. Es ist bekanntlich der regelrechte Accusativ zu chantre, dessen Nominativform sich neben dem Accusativ erhalten hat, wie on neben homme, maire neben majeur, pâtre neben pasteur etc. Hinter singularis — sanglier steht in Klammer (sc. epur), was wohl auf einem Druckfehler beruht.

Dafs die franz. Verse nach dem Accente gebaut würden, wie p. 13 behauptet wird, ist eine ganz neue, aber darum nicht bessere Theorie.

p. 15, wo von den phonetischen Unterschieden der altfranz. Dialekte

die Rede ist, wird aufser acht gelassen, dafs das normannische *u* nur graphisch, nicht phonetisch verschieden ist von dem als pikardisch daneben genannten ou: flos (soll heifsen florem) — flur — flour. Was für ein phonetischer Unterschied der Vokale zwischen normannisch chëir (hier cheir geschrieben) und pikard. quëir (hier queir geschrieben) sein soll, ist unerfindlich. Dem Normannischen aber *e* statt des picard.-burgund. *ie* in Wörtern wie mangier zuzuschreiben, hätte nach der von Mall in der Einleitung zum Cumpoz gegebenen sehr deutlichen Auseinandersetzung unterbleiben sollen.

Die darauf folgende Auseinandersetzung der Eigentümlichkeiten der einzelnen Dialekte ist teils ungenau, teils falsch. So wenn vom normannischen Dialekte gesagt wird, dafs er das *i* der „meisten" Wörter, welche auf *ie* (soll heifsen *ié*), *ier*, *ai*, *air* (soll heifsen *aire*) enden, abwirft, (z. B.: derrere, lesser, plere); dafs *u* für *o*, *ou*, *eu*, *u*, *oi* und manchmal sogar für *a* steht; dafs die Nasallaute schwächer klingen oder ganz verschwinden; dafs *ei* immer für *oi* steht (z. B.: diseit, penseit, feseit). Die wirklichen Eigentümlichkeiten des normannischen Dialekts (die Beibehaltung des auslautenden *n* nach Konsonanten; die Vermengung von *ai* mit *ei* bei den späteren normannischen Dichtern; die sehr früh schon eintretende Störung der Regel vom *s*; der gleichmäfsige Übergang von latein. ŏ, *u* in Position, ō in *u* = deutschem *u*, von denen *u* aus latein. ŏ, und *u* aus latein. *u* in Position reimen und assonieren; das zähe Festhalten des Normannischen an dem aus latein. ē und ĭ entstandenen *ei*; die Bildung des Imperfekts 1. conj. auf oue, oues, ot, ouent; die Endung *um* in der 1. plur.; die beständige Verwechselung von *d* und *t* im Auslaut; die Feststellung des *i* in den tonlosen Endsilben ius, ia, ium, das nicht wie sonst in die vorangehende Silbe zurücktritt etc.) scheinen dem Verf. unbekannt geblieben zu sein.

Vom Pikardischen wird gesagt, dafs es eine besondere Vorliebe für *ch*, hartes *c* oder *k*, und Schlufs-*g* zeige, in welchen Fällen aber der eine oder andere Laut statt des entsprechenden gemeinfranzösischen Lautes eintrete, mag sich der angehende Student aus den beigefügten Beispielen: canchon, ichi, chiel, kanoine oder canoine, commenchier selbst zurechtlegen. — Das *o* und *a* des Burgundischen soll hier in *e* verwandelt werden!

Vom Burgundischen wird nur der Hinzutritt des *i* zu *a* und *é* als Merkmal angegeben.

Es würde zu weit führen, wenn wir in der begonnenen Weise fortfahren wollten, alles was in dem Buche ungenau ist, richtigzustellen. Da der eigentliche Stoff desselben, wie er oben zu Anfang angegeben worden ist, passend angeordnet und erschöpfend behandelt ist, liefse es sich entschieden mit Nutzen verwenden, wenn die Behandlung eine exaktere wäre.

Fritz Bischoff.

P. Antoine, Aperçus sur la littérature française du XIXe Siècle depuis l'Empire jusqu'à nos jours. Dresden, Ehlermann, 1882. VII u. 304 S.

Eine Geschichte der französischen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert zu schreiben, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen. Denn richtig sagt Demogeot pag. 577: il est difficile, pour ne pas dire impossible, d'écrire l'histoire d'une littérature contemporaine. Comment apprécier un mouvement d'idées qui n'a pas terminé son évolution?... *La critique* etc. etc. *a besoin qu'un certain éloignement établisse la perspective et donne à chaque objet sa véritable grandeur*, und richtig beschränkt er sich für die Zeit nach dem Romantismus auf eine bescheidene Nomenklatur. Einzelne Abschnitte indessen, vor allem die romantische Evolution, deren Sonne schon

lange untergegangen, lassen bereits eine zusammenfassende Behandlung zu, die ihnen auch zu teil geworden ist. Es genügt, Paul Albert und Georg Brandes zu nennen.

Erst in neuester Zeit hat Eduard Engel, der jüngste Geschichtschreiber der französischen Litteratur, eine Übersicht über die Litteratur unserer Tage zu geben versucht; seine Arbeit leistet soviel man überhaupt erwarten kann und verdient das ihr von allen Seiten gespendete Lob.

Unter diesen Umständen ist ein Werk wie das von Antoine dankenswert zu nennen. Der Verf. sieht von den bewegenden Ideen ganz ab; er will lediglich in gedrängter Kürze ein klares und abgeschlossenes Bild dessen geben, was auf jedem Gebiet der Litteratur geleistet worden ist. Mag auch, wie wir unten sehen werden, das Bild des einzelnen Schriftstellers als Ganzes unter dieser Art der Behandlung leiden, so ist doch der Fleifs des Verfs. und sein Geschick anzuerkennen.

Zunächst zeugt das Buch nicht blofs von reicher Belesenheit, sondern auch von sorgfältigem Studium der einschlägigen Monographien. Denn aufser Vapereaus unentbehrlichem Dictionnaire des Contemporains sind Paul Albert, Nettement, G. Planche, Villemain, Demogeot, Stapfer, Larousse und besonders Sainte-Beuve benutzt und an mehreren Stellen citiert. Dabei läfst Antoine niemals durch eine Autorität sich einschüchtern und sein eigenes Urteil beeinflussen. Für den zweiten Abschnitt des behandelten Zeitraums tritt dasselbe in den Vordergrund und ist von einer bei einem Franzosen seltenen Mäfsigung und Objektivität. Falsch angebrachten Patriotismus weifs der Verf. glücklich zu meiden, denn er sagt mit Lamartine:

> Je suis concitoyen de toute âme qui pense;
> La vérité c'est mon pays.

Die Pseudoklassiker, die unter dem Kaiserreich vegetierten, läfst Antoine mit Recht aufser acht. Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts beginnt mit den Romantikern und ihren beiden grofsen Vorgängern Chateaubriand und Mme de Staël. Nach einem kurzen Überblick geht er zuerst auf die Lyrik ein, die mit Casimir Delavigne, dem grofsen Chansonnier, und zwei Unbedeutenderen beginnt, um im Führer der romantischen Schule, in Victor Hugo, zur höchsten Vollendung gebracht zu werden. Lamartine, der erst nach Hugo behandelt wird, hätte ihm vorangestellt werden müssen. Mit Musset und Vigny schliefst die Reihe der ausführlicher behandelten Lyriker. Die übrigen Romantiker, sowie die Lyriker der Neuzeit bis auf François Coppée und Eugène Manuel herab werden S. 68—79 unter dem Titel „quelques poètes lyriques“ kurz abgethan, nur der Iambograph Barbier ist etwas eingehender gewürdigt. Die Dichterinnen sind in etwas ungalanter Weise hinten angefügt.

Der zweite Abschnitt, die Geschichte, ist in ähnlicher Weise behandelt. Man mag sich darüber wundern, dafs er dem viel bedeutungsvolleren Drama, das ja eigentlich der romantischen Evolution ihren Charakter aufdrückte, vorangestellt ist, zumal der Zusammenhang zwischen Lyrik und Drama bei Hugo und Vigny ein sehr enger ist. Aber der Verf. hat das romantische Drama mit Ausnahme des älteren Dumas bei der Lyrik gleich vorweggenommen, um in dem Kapitel Théâtre (S. 103—186) einigen Pseudoklassikern und den neuesten Theaterdichtern mehr Aufmerksamkeit widmen zu können. Nach unserem subjektiven Dafürhalten ist diese Einteilung eine unglückliche, wenngleich zuzugeben ist, dafs „*le 19e siècle est surtout le siècle de l'histoire; c'est le triomphe et la grande originalité de la littérature française contemporaine* (S. 79). Wenn die Leser, die A. nach der Vorrede im Auge hat, über das französische Theater in unserem Jahrhundert sich orientieren wollen und den betreffenden Abschnitt aufschlagen, so finden sie kein Wort über die romantischen Reformen und müssen die-

selben unter der lyrischen Poesie bei Victor Hugo suchen. Dem Werte der jeweiligen Ausführungen Antoines thut dies übrigens keinen Eintrag. Als besonders gelungen mögen die Partien über Scribe und Legouvé hervorgehoben werden, als besonders klar die Behandlung der drei historischen Schulen: die École narrative mit Barante, die École philosophique mit Guizot, und die École fataliste der Historiker der Revolution mit Thiers an der Spitze.

Im reichhaltigen und sorgfältigen Abschnitt über den Roman tritt uns der nämliche durch die schematische Einteilung verursachte Mifsstand entgegen. Während von Victor Hugo nur der Titel Notre-Dame angegeben wird —, die anderen Romane sind im Abschnitt Poëtes lyriques erwähnt worden — kehren die im Drama behandelten beiden Dumas nochmals wieder. Antoine läfst übrigens der naturalistischen Schule volle Gerechtigkeit widerfahren, ein nicht geringes Verdienst. Bei Flaubert vermifst man die Tentation de St.-Antoine, auf die der Verf. sich so viel zu gute that und die sein Busenfreund Du Camp so rücksichtslos gerecht verurteilte. Gegen Schlufs artet dieser Abschnitt wie bei Engel in blofse Nomenklatur aus, weil der Verf. möglichst vollständig sein will. Referent glaubt, dafs er vielen überflüfsigen Ballast mit aufgenommen hat, und dafs viele der erwähnten Namen bald wieder in die wohlverdiente Vergessenheit hinabtauchen werden. So schlummern Madame Ancelot und la comtesse Dash in rührender Eintracht neben Paul de Kock und Hector Malot. Die Feuilletonisten, deren nervenerschütternde Schauerromane die Leser der Sousblätter mit Gier verschlangen, sind nicht vergessen. Der Vater des berüchtigten Rocambole und seiner Variationen prangt mit Emile Gaboriau und Xavier de Montépin da. Warum nicht gar noch Alexis Bouvier?

Die Beurteilung der Kritiker ist eine sehr schwierige. Den Ref. will es bedünken, als sei Ste-Beuve bis jetzt überschätzt worden. Selbst der bedeutendste Schriftsteller über die französische Litteratur unseres Jahrhunderts, Georg Brandes, stimmt in das allgemeine Loblied ein. Aber der konventionelle Nimbus, der um das Haupt des geistvollen Schwätzers (venia sit verbo) gewoben ist, wird dereinst vielleicht erblassen. Aus der Korrespondenz zwischen Flaubert und Du Camp (vgl. des letzteren Souvenirs littéraires I) spricht eine begreifliche Geringschätzung desjenigen, den man *Roi des critiques* zu nennen beliebt. Wenn dieser Titel irgendwem gebührt, so ist es Taine, und wenn einer der scharfsinnigsten, wenn auch einseitigsten Kritiker der Neuzeit, der Naturalist Émile Zola, den abtrünnigen Romantiker lobt, so geschieht dies wohl eben wegen seines Abfalls und der denkwürdigen Worte: „Dumas s'est gaspillé, de Vigny n'a jamais pu s'évertuer, Hugo s'est appesanti“ — cf. Zola, le Roman expérimental p. 312—319. Merkwürdigerweise ist neben so manchem ephemeren Zeitungskritikus Zola ausgelassen, dessen Roman expérimental trotz aller Selbstberäucherung nicht unbeachtet zu lassen ist; ferner hätte Ferd. Brunetière ebenso gut als sein Kollege an der Revue des deux mondes, Janit-René Tallandier, Erwähnung verdient.

Die kleinen Résumés über Éloquence, Journalistes et Publicistes, Philosophie, Érudition, Sciences enthalten wenig, besonders die zwei letzten, die der Verf. unserer Ansicht nach am besten weggelassen hätte. Aufser Littré, Renan und Barthélemy St. Hilaire enthält das Kapitel über Érudition keinen Namen. Michel Bréal, Gaston Paris, Deschanel, Lenient, Boucherie, Weil, Quicherat sind indessen Namen, die der Nachwelt nicht unbekannt bleiben können und die ebenso der Erwähnung wert sind wie Fourcroy Biot, Bastiat, Baudrillart u. a.

Beachtenswert ist ein gegen 80 Seiten starkes Appendice mit den schönsten lyrischen Gedichten unseres Jahrhunderts. Millevoye und Delavigne eröffnen den Reigen, es folgen die gewaltigen Namen Béranger, Victor Hugo, Lamartine, Musset, Vigny, von Gröfsen zweiten Ranges Barbier,

Brizeux, Deschamp (Ém.), Soumet, Nodier, Laprade; dann die drei Dichterinnen Desbordes-Valmore, Delphine Gay, Amable Tastu; nach diesen erst (weshalb?) der Patriarch Chateaubriand mit dem wundervollen und in Deutschland so wenig gekannten *Combien j'ai douce souvenance*, einem Lied von ergreifender Einfachheit; zuletzt fünf unbedeutende Stücke, von denen Arnaults Feuille desséchée und Nadauds Lied „Bonhomme" die bekanntesten sind. Man sieht aus dieser Aufzählung, dafs der Anhang mit trefflichem Geschmack und taktvollem Geschick zusammengestellt ist.

Es ist nicht zu zweifeln, dafs Antoines Buch des reichen Inhalts und der gefälligen Form* halber — bei einem in Deutschland gedruchten französischen Buche eine grofse Seltenheit — seinen Zweck vollständig erfüllen und bei seinen Lesern Liebe zu der neuesten französischen Litteratur erwecken wird. Bei den jedenfalls zu erwartenden neuen Auflagen möge der Verf. die obigen Ausstellungen, die dem Werte seines Buches und der Achtung vor seinem Fleifs keineswegs Eintrag thun sollen, berücksichtigen und namentlich die letzten zwei Abschnitte entweder ganz weglassen oder entsprechend ausarbeiten.

Victor Hugo, Hernani, nouvelle édition annotée par Holzapfel. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1882. Auch unter dem Titel: Théâtre français publié par Schütz, 18ème Série, 6ème livraison.

Schütz' Théâtre français ist allen, die mit französischer Lektüre sich abgeben, seit Jahren bekannt. Der überaus billige Preis der einzelnen Lieferungen zwang die Verlagshandlung, schlechtes Papier und schlechten Druck anzuwenden, so dafs eine bessere Ausgabe schon längst zum Bedürfnis geworden war. Die altbewährte Firma hat sich dieser Einsicht nicht verschlossen und ganz neue Ausgaben zu veranstalten begonnen, die etwas teurer sind als die alten und doch noch sehr wohlfeil genannt werden können. An die Spitze des Unternehmens wurde der wohlbekannte Grammatiker Albert Benecke gestellt, der unter Mitwirkung einer Anzahl tüchtiger Philologen der ganzen Sammlung ein völlig neues Aussehen gegeben hat. Zunächst soll jedes Heft eine deutsch geschriebene Einleitung mit dem Leben des betreffenden Schriftstellers und ein vollständiges Vokabular enthalten, welches auch separat verkäuflich ist; die Anmerkungen werden bedeutend erweitert, solche über Aussprache überall hinzugesetzt, wo es notwendig erscheint. Den poetischen Stücken wird eine Abhandlung von Benecke „Über den Alexandriner" vorausgeschickt, die in sechzehn Oktavseiten alles Wissenswerte zusammenstellt. Becq de Fouquières, Quicherat, Legouvé, Foth, Lubarsch, Tobler sind die wichtigsten Quellen, aus denen hier Benecke schöpft.

Nachdem Ref. in der Gallia (I, 245—247) die Ausgabe eines Theaterstückes in Prosa, Mme de Girardins Lady Tartuffe besprochen, soll die von

* Der Stil ist durchweg klassisch und erinnert zuweilen an Demogeot. Von Einzelheiten bemerken wir partir *en* (p. 11 und 54); *sur le désir* même de la mourante (82), die Orthographie rhythme statt des von der Akademie vorgeschriebenen rythme; schliefslich mehrere Druckfehler und abgesprungene Accents, besonders in den ersten dreifsig Seiten. — Weniger sorgfältig ausgefeilt ist die Inhaltsangabe zu Hernani.

Von Druckfehlern in meinen früheren Beiträgen bitte ich folgende korrigieren und durch die Entfernung zwischen Baden-Baden und Braunschweig, die eine regelmäfsige Zusendung der Korrekturen erschwert, entschuldigen zu wollen: Bd. LXVIII, p. 103, Zeile 3 v. o. lies fomenter st. form. — p. 238, erste Zeile lies épou*x* st. épouse, und in der letzten Zeile sur *le* bouquin st. la bouquin.

Victor Hugos Hernani, welche Direktor Dr. Holzapfel besorgte, geprüft werden. Die Einleitung enthält auf sechs Seiten ein Leben Victor Hugos, wie es in so beschränktem Raume nicht besser und klarer gegeben werden kann; wenn man es mit der von Kühne in der Weidmannschen Ausgabe der Lyrischen Gedichte vergleicht, so mufs man, so brauchbar auch Kühnes Einleitung ist (vgl. Herrigs Archiv, Bd. LXVI, p. 104), dieser Arbeit Holzapfels entschieden den Vorzug geben. Als besonders gelungen möchte Ref. die Partie bezeichnen, in der die romantische Schule und ihr jugendlicher Führer lebendig und treffend charakterisiert sind. Vielleicht hätte indessen hervorgehoben werden können, dafs der bleibende Wert Hugos in der Lyrik, nicht im Drama liegt, und seine Leistungen auf diesem letzteren Gebiet jetzt nur noch historischen Wert haben. — Als „Beitrag zur Charakteristik des Dichters und seiner Dichtung" hat Holzapfel einen geschickt zusammengestellten Auszug aus Hugos *Préface de la première édition* folgen lassen mit der berühmt gewordenen Définition: le romantisme n'est que le libéralisme en littérature.

Als Text war in der Schützschen Ausgabe der stark beschnittene des Theaterexemplars zu Grunde gelegt. Der jetzige Herausgeber hat diesen Übelstand beseitigt und das Stück in seiner vollen und unverkürzten Gestalt, in seiner ganzen Gröfse dem Leser dargeboten. Besonders stark sind bekanntlich die Abweichungen in Karls V. Riesenmonolog, jenem so vielbesprochenen und vielumstrittenen Monolog, der am denkwürdigen Abend der ersten Aufführung das Schicksal von Hugos Drama entschied. Hier kann der Herausgeber in der Anmerkung ein bescheiden tadelndes Urteil nicht unterdrücken, das bei der Erklärung der schwierigeren Ausdrücke wieder leise hervorbricht. Ohne den Hugolâtres anzugehören, kann Ref. nicht umhin, dem Herausgeber entgegenzusetzen, dafs Georg Brandes in seinem grofsartigen Werke über die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen (Bd. V, S. 36 ff.) diesen Monolog mit anderen Augen ansieht.

Die Anmerkungen sind zweckentsprechend und sachlich durchweg unanfechtbar. Das *faire la barbe à qn.* statt faire qch. à la barbe de qn. = etwas zu Trotze thun, betrachtet Ref. als einen Druckfehler, obschon das 192 Seiten starke Büchlein vollkommen korrekt gedruckt ist, was von der älteren Ausgabe keineswegs gesagt werden konnte. Auf das Wortspiel gouverneur (q. 55) hätte der Herausgeber aufmerksam machen können. *C'en est là* (p. 80) heifst nicht „Ja, das ist da so einer", sondern „ja, soweit ist's gekommen!" — Das Vokabular hält Ref. für überflüfsig; vollständig kann ein solches nie sein, und wer Hernani lesen will, der scheut die Mühe nicht, ein ordentliches Wörterbuch aufzuschlagen.

In Summa ist Holzapfels Hernaniausgabe als eine in jeder Hinsicht mustergiltige und anregende zu bezeichnen. Bei der Flut von Schulausgaben von fraglichem Werte, die den Büchermarkt überschwemmen, ist eine tadellose Leistung wie diese eine seltene und erfreuliche Erscheinung. Mögen viele Kollegen dadurch veranlafst werden, das jugendkräftige Drama des greisen Altmeisters mit ihren Primanern zu lesen. Die jungen Leute werden sich daran begeistern.

Baden-Baden. Dr. Joseph Sarrazin.

Eine Übersetzung des Shakespeare ins Spanische.

Herr Guillermo Mac-Pherson, engl. Konsul in Sevilla, hat eine früher erschienene Übersetzung des Hamlet jetzt in einer zweiten, vielfach verbesserten Auflage herausgegeben, dazu folgende andere Stücke: Romeo und Julia, Richard III., Othello, Macbeth. (Madrid, Fontanet.) Die Übersetzung hat keine Vorgänger und ist eine nicht unbedeutende litterarische Leistung,

im allgemeinen getreu und glücklich in der Wiedergabe des poetischen Ausdruckes. Der Charakter der spanischen Sprache bedingt allerdings häufig eine beträchtliche Erweiterung; so werden z. B. aus den einunddreifsig Versen eines Hamletschen Monologs neununddreifsig spanische. Der fünffüfsige Iambus ist beibehalten; ob nicht der Romance besser gewählt wäre? Den Stücken sind kurze passende Einleitungen zum besseren Verständnis vorangeschickt. Die orthographischen Neuerungen, z. B. Trennung zweier nicht diphthongbildender Vokale durch das Trema, verdienen Beachtung. Die gut und korrekt gedruckten Bändchen könnten manchem zur leichten Einübung des Spanischen dienlich sein. Auf die litteraturgeschichtliche und noch allgemeiner die kulturgeschichtliche Bedeutung, welche die Einführung Shakespeares in Spanien haben kann, will ich hier nur hindeuten, ohne darauf einzugehen.

Ausführliches Lehr- und Lesebuch der spanischen Sprache, bearbeitet von F. Booch-Arkossy und Don Manuel F. Cartajena. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1880. 2 Teile u. Supplementband.

Das Buch, bestimmt „für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterrichte Gebildeter“, ist nach der Robertsonschen Methode gearbeitet worden und verdient, was den praktischen Wert betrifft, Anerkennung. Auch die Auswahl der Lesestücke ist mit Takt und Geschick getroffen worden. Was jedoch das Theoretische betrifft, so giebt auch diese Sprachlehre zu vielerlei Ausstellungen Veranlassung. Die Angaben über die Aussprache in den ersten Kapiteln genügen in keiner Weise und sind teilweise geradezu falsch, wie wenn gelehrt wird, u vor anderen Vokalen laute wie w (yegua = jegwa), c und z wie d^sh, welche Umschreibung ganz zu verwerfen ist, oder wie sz in Amerika; ll laute wie lj, „etwas stärker als daz französische —eille“ (!), s = sz u. a. d. A. Ungenügend sind auch die Angaben über die Aussprache des y; yo soll (S. 10) lauten ĭō! Über reyes, leyó u. a. dgl. fehlen die Angaben. Ganz unzureichend ist das wenige über die Diphthonge Gesagte; es ist da das entscheidende Princip, die Betonung, ganz vergessen worden. Das Tonzeichen ´ wird durch die ganze Grammatik hindurch bei jedem Worte gesetzt. Wie lernt nun aber der Schüler, wo dasselbe notwendig zu setzen sei? Aufserdem wird derselbe fälschlich belehrt, dafs die betonte Silbe auch langen Vokal habe: á = ā! Die Ausdrucksweise hat etwas Routinäres, Handwerksmäfsiges und ist weit entfernt von wissenschaftlicher Präcision. Dafs statt der internationalen Terminologie die deutschen Ausdrücke gebraucht werden (thätige, leidende, übergehende, ja einpersönliche, d. h. unpersönliche Zeitwörter, einfach bejahender und zielender [sic!] Satz u. a. dgl.), ist eine Marotte und Geschmacklosigkeit, welche man endlich aufgeben sollte, da es sich noch dazu um höhere Lehranstalten und Gebildete handelt. Die wissenschaftliche Erklärung der Sprachformen und sprachlichen Eigentümlichkeiten wird durchaus vermieden, mag sie auch noch so nahe liegen und durch ein einziges Wort möglich sein. Daher kommen dann schiefe und falsche Angaben, wie dafs die Pluralendung —es statt —s (señor —es) „der leichteren Aussprache wegen“ angehängt werde, dafs es *se lo* für *le lo* etc. „aus Rücksicht auf den Wohllaut“ heifse, womit doch die Eigentümlichkeit nur teilweise erklärt wird. Auch falsche Angaben fehlen nicht: Geographische Namen sollen meist den Artikel haben, aber doch nicht die Städtenamen, mit wenigen Ausnahmen! Haber sei nur noch Hilfsverbum, doch nicht so ausschliefslich! *El* etc. diene mit Präpositionen zur Ergänzung des Zeitwortes (! S. 110). Die Anordnung ist mehrfach verworren, so wird z. B. der Gebrauch des Infinitivs als Subjekt und Objekt, des einfachen Infinitivs und des Nominativs c. inf. zusammengeworfen; und II, 168 und 178 ist ohne alle rechte Ordnung. Von den sogenannten

unregelmäfsigen Verben gehört errar unter acertar; erguir und dormir unter advertir; jugar zu apostar, podrir zu vestir, natürlich mit entsprechenden Bemerkungen. Auch in der Interlinearübersetzung finden sich Fehler, zum Teil auffallende. Dagegen ist das Buch von Druckfehlern ziemlich rein. — Im Supplementteile befindet sich eine umfangreiche Liste von Synonymen, wohl aus spanischen Quellen überkommen; sodann eine Auswahl von Sprichwörtern, welche seltsamerweise „Hispanismos" genannt werden. Hier wäre bei manchem aufser dem analogen deutschen Sprichwort eine wörtliche Übersetzung und diese und jene grammatische Bemerkung an der Stelle gewesen. Gleich beim ersten „Agua el da, agua el lleva" mufs doch das „el" erklärt werden, worüber die Grammatik keinen Aufschlufs giebt. Nicht alles ist richtig verstanden worden: „van (oder vielmehr „allá van") leyes do quieren reyes" soll heifsen „Der verderbteste Staat hat die meisten Gesetze", aber wieso denn! In dem Kapitel über die Metrik endlich fehlt einiges, vor allem das Betonungsprincip. Elision ist mit Synizesis zusammengeworfen; die Synkrisis wird ganz übergangen. In einem Paragraphen von den sogenannten poetischen Licenzen wird das ältere Spanische gemafsregelt, Ercilla wie ein Quartaner eines Besseren belehrt.

Ich habe damit nur auf einiges hingewiesen, um nicht zu ausführlich zu werden. Leider wird dadurch der unleugbar praktische Wert des Werkes bedeutend gemindert. Mehr Logik in Ausdruck und Anordnung und wissenschaftliche Durcharbeitung! Heutzutage muls davon auch das gewöhnlichste Schulbuch durchdrungen sein; es hat das Historische mit der Logik des sprachlichen Thatbestandes zu vereinigen. Die Routine und die Kompilation des sprachlichen Materials allein thut es nicht. Gleichwohl kann das Buch seiner brauchbaren Methode wegen empfohlen werden, doch vornehmlich nur, wenn ein kundiger Lehrer danach unterrichtet und die mannigfachen Mängel berichtigt.

Dr. Paul Förster.

Cristoforo Pasqualigo: Raccolta di Proverbi Veneti. Terza edizione. Treviso, Luigi Zoppelli, 1882.

Diese Sammlung umfafst nicht nur die speciell venetianischen, sondern auch die Sprichwörter der nordostitalienischen mehr oder weniger verdorbenen und mit germanischen Bestandteilen versetzten Dialekte, wie sie in den Grenzdistrikten gesprochen werden. So ist denn auch das Verständnis mancher Sprichwörter nicht leicht für denjenigen Leser, der nur der offiziellen italienischen Schriftsprache mächtig ist. Für den Sprachforscher und den Freund des Volkstums ist die Sammlung von hohem Werte, und wir wollen es dem Verf. darum auch nicht verargen, dafs er sich über das Vordringen des Italienertums herzlich freut: wir Deutsche mögen es furchtlos beklagen und Österreich bedauern wegen der bitteren Früchte, die es für seine frühere Verhätschelung der Italiener erntet.

Die Einteilung und Einordnung des Stoffes ist umständlich, aber doch zweckmäfsig, und die vergleichenden und erläuternden Anmerkungen legen für die Gelehrsamkeit des Herausgebers ein gutes Zeugnis ab. Er hätte vielleicht in Bezug auf die Erläuterung sprachlicher Schwierigkeiten hier und da noch etwas mehr thun können; gewifse Abbreviaturen z. B. dürften doch auch dem gebildeten Italiener mitunter nicht leicht verständlich sein.

Berlin. L. Freytag.

Programmenschau.

Der Unterricht im Deutschen. Von Oberlehrer Leonhard. Programm der Realschule I. O. zu Dortmund 1882. 31 S. 4.

Wiederum eine Abhandlung über den vielbesprochenen Gegenstand. Es genüge den Inhalt mitzuteilen, soweit er etwas allgemein Interessantes darbietet. Das Ganze handelt ausschliefslich von der deutschen Lektüre. Schiller soll für sie den Mittelpunkt bieten. In der Verteilung des Stoffes knüpft der Verfasser, aufmerksam auf das zu Besprechende machend, an das Lesebuch von Paulsiek für die unteren Stufen an. Nicht alles darf da gelesen werden, denn in dem Sextakursus nennt er die beiden Stücke von Friedrich Jacobs, das erste Stück „Das Kind und die Wölfe" „läppisch", das zweite „Das Lamm" „unnatürlich und unbrauchbar". Auch nicht empfehlenswert scheinen ihm für die Lektüre Chamissos Riesenspielzeug und Göthes wandelnde Glocke, welche nach seinen Beobachtungen bei der Jugend kein rechtes Interesse gewinnen (?). Von der Untertertia an soll sich der Unterricht mehr von dem Lesebuche emancipieren, zu den vollständigen Sammlungen der Gedichte Uhlands und Schillers führen. Aus dem Folgenden sei nur hervorgehoben, was auf starken Widerspruch stofsen möchte: In Obertertia soll gelesen werden das Lied von der Glocke, sodann Schillers Wilhelm Tell und Jungfrau von Orleans; in Untersekunda u. a. Schillers Ideale, Ideal und Leben u. a. Bekanntlich wollen andere diese Gedichte für Prima zurücklegen, aber der Verfasser meint: „Nachdem der Untersekundaner den hohen Flug der Gedanken uud die Macht der den hochsinnigen Dichter bewegenden Ideen kennen gelernt und ihre Einwirkungen an sich selber erfahren hat, wird er jetzt auch den Klagen des von der Welt, die seinen Flug gehemmt, widrig berührten Dichtergemüts teilnehmend sich hingeben u. s. w." — In Bezug auf die weitere Verteilung des Lesestoffes, ob nach Sekunda oder nach Prima, ist der Verfasser der Ansicht, dafs die Entscheidung nicht immer leicht sei, so in Bezug auf die Braut von Messina und Göthes Iphigenie. Schillers Spaziergang soll in beiden Klassen gelesen werden. Auch über Göthes Faust den Schüler vor seinem Übertritt in die Welt aufzuklären, auf das Herrlichste in ihm, die grofsartige Naturbetrachtung, ihn hinzuweisen, sei Pflicht des Lehrers. Der Verfasser wendet sich nun zur Prosa. Es ist dem Leser auffallend, dafs nirgend von Hermann und Dorothea die Rede gewesen ist; wie ist aber die Lesung dieses Gedichts zu entbehren?

Nun also Lessings Laokoon. Aber da ist es wieder auffallend, dafs der Laokoon nur so nebenbei abgemacht wird; von seiner unermefslichen Bedeutung für die Schule ist gar nicht die Rede. Es heifst einfach: „Von Lessings Laokoon wird man wohl nicht alles, sondern nur die bedeutenderen Abschnitte durchnehmen, was bei dem fragmentarischen Charakter der Schrift ohne Nachteil für das Verständnis des einzelnen geschehen kann und dazu im Interesse einer weisen Benutzung der Zeit nur wünschenswert ist." Das ist alles über den wichtigsten Gegenstand der Schullektüre. Nein, aus der Dramaturgie (die übrigens hier auch gar nicht erwähnt ist) mag man einzelnes auswählen, den Laokoon lese man ganz, schon um sich in die Lessingsche Art der Beweisführung einweihen zu lassen. Eine weise Benutzung der Zeit kann lieber anderes überschlagen. So, worauf der Verf. gleich darauf ganz besonderen Wert legt, Herders Kritische Wälder, die ihm für die Schule unentbehrlich scheinen wegen der „vielfachen Aufklärung über Lessingsche Irrtümer". Die Mehrzahl der Lehrer wird wohl nicht der empfohlenen Schullektüre der Kritischen Wälder zustimmen, nicht darum, weil ihnen diese Schrift „auffallenderweise wenig bekannt sei"; wir dürfen zur Ehre des deutschen Lehrerstandes doch wohl annehmen, dafs ihnen die weit meisten Schriften Herders und vor allem die Kritischen Wälder bekannt genug sind, dafs sie den Herder auch genug studiert haben, ehe die hier angezogene „Empfehlung der Suphanschen Ausgabe durch das Königliche Ministerium" erschien. Woher diese Abneigung des Verfassers gegen Lessing! Denn auch von Minna von Barnhelm, von Emilia Galotti zu schweigen, ist nicht die Rede gewesen, und nun im Folgenden auch nicht einmal von Lessings Abhandlung über die Fabel.

Dagegen werden nun als ganz besonders für die Lektüre in der Schule notwendig bezeichnet Schillers ästhetische Aufsätze, wohl gemerkt, nicht die kleinen Abhandlungen, sondern die ästhetischen über Anmut und Würde, über das Erhabene, deren Lücken und Irrtümer dem Schüler zu erklären seien.

Das wahrhaft Tragische soll dann der Schüler an Shakespeare, besonders an König Lear und Macbeth kennen lernen. Um dem Realschüler auch den hervorragenden Einflufs, den das griechische Altertum auf die Entwickelung unserer Dichtung gehabt hat, verständlicher zu machen, soll die Schillersche Übersetzung der Iphigenie von Aulis von Euripides treffliche Gelegenheit bieten. Bei Gelegenheit der Lektüre des Laokoon soll er auch mit Sophokles' Philoktetes, Antigone u. s. w. bekannt gemacht werden u. s. w. Der Realschüler „wird auf diese Weise mit dem Altertum mindestens (!) ebenso vertraulich als der Gymnasiast". Ferner soll der deutsche Unterricht auch mit der bildenden Kunst, besonders mit den drei Säulenordnungen bekannt machen, dann wieder mit dem Verhältnis von Schönheit und Sittlichkeit, wozu wieder Herder zu lesen ist. Schliefslich wird dann ein litteraturgeschichtlicher Kursus durchgenommen. Wieland wird nur kurz zu besprechen sein — mag sein — aber warum? „weil seinen Dichtungen der rechte Gehalt fast gänzlich mangelt"; über den Oberon lautet bekanntlich Göthes Urteil gerade umgekehrt, „Herder mufs lange und eingehend besprochen werden"; über den Satz mag sich der Verf. mit den Manen des verstorbenen Herbst herumstreiten. „Nach Göthe und Schiller" verdienen die Dichter des Hainbundes eine besondere Beachtung; aber „nach", chronologisch nach? das ist eine auffallende Disposition. Weiterhin soll die romantische Dichtung besprochen werden; es ist doch wohl die romantische Schule gemeint. — Die Abhandlung enthält gute Auseinandersetzungen, besonders über Schillersche Gedichte, auch über den Unterschied Schillerscher und Göthescher Dichtung; aber über das, was doch eigentlich das Hauptthema bilden soll, von dem freilich Abschweifungen vorkommen, die besser zu einem eigenen Schulprogramm verwertet wären, nämlich über den zur Schullektüre auszuwählenden Stoff, wird man sich nicht leicht mit dem Verf. einigen können.

Beiträge zur Volksetymologie. Von Oberlehrer Dr. Fufs. Düsseldorf, Buchdruckerei von Schwann, 1883. 12 S. 4.

Der Verfasser (gegenwärtig zu Strafsburg i. E.), schon durch mehrere Arbeiten auf dem Gebiete der rheinischen Mundarten rühmlich bekannt, bietet uns hier eine Reihe anmutiger Beiträge zu dem unerschöpflichen Kapitel der Volksetymologie, manches Bekannte, manches aus den vielen Büchern, die den Gegenstand behandeln, aber auch manches noch nicht Veröffentlichte, welches wir mit Behagen lesen. Es kommen solche griechische, lateinische, französische, italienische, spanische Etymologien vor, hauptsächlich aber deutsche, und diese übersichtlich nach den Kategorien Andersens geordnet. Jeder Leser wird aus seiner Umgebung Zusätze liefern können. Zu dem Kapitel der Strafsennamen giebt Ref. einen Beitrag aus dem nördlichen Westfalen: der Strafsenname Gehrenberg kommt da oft vor, er ist gebildet aus dem schwerfälligen St. Gertraudenberg; eine nach der ehemaligen Johanniterkomturei führende Strafse heifst allgemein Kunterstrafse st. Komtureistrafse; eine nach der adeligen Familie Kraien genannte Strafse heifst Kraienstrafse, das lautet den Leuten plattdeutsch und sie nennen sie Krähenstrafse, ganz so wie das durch J. H. Vofs allgemein bekannte Wort Uhle = Haarbesen von den feiner redenden Menschen Eule, Handeule genannt wird, denn der Vogel heifst plattdeutsch ja auch Uhle. Und ad vocem Ortsnamen: das ungewönliche Pyrmont = Petri mons — das Volk kennt dafür nur die Form Permúnt. — Es ist unerschöpflich, dies Meer der Volksetymologie, und noch immer scheint ein Meer ein neues Meer gebären zu wollen. Immer bewundern wir an diesen Schöpfungen den kräftigen Volkshumor; sein gegenwärtiger Aufenthaltsort wird wohl den Verf. noch manchen anziehenden Fang thun lassen.

Über deutsche Volksetymologie: Ortsnamen. Von L. Lüttich. Programm des Domgymnasiums zu Naumburg 1882. 42 S. 4.

Auf vorliegende Abhandlung sei, ohne dafs auf einzelnes eingegangen werden kann, deshalb aufmerksam gemacht, weil sie eine ungewöhnlich grofse Zahl von Ortsnamen nach angenommenen Stämmen zusammenstellt und zu erklären sucht. Eine grofse Zahl von Ortsnamen werden, als durch Volksmund allmählich geändert, auf die ursprüngliche Form zurückgeführt, diese aber nicht nach der früheren Methode von Personennamen abgeleitet, sondern von vornherein nach Stämmen allgemeinerer Bedeutung gebildet angenommen, so dafs wir in den Ortsnamen noch den anschauenden und gestaltenden Volksgeist wahrnehmen können. Solcher Stämme, in alphabetischer Ordnung aufgeführt, zählt der Verf. hier 149 auf, und bei einem jeden ist nun eine fast unübersehbare Zahl von Ortsnamen untergeordnet. Es versteht sich von selbst, dafs diese Etymologien nicht unantastbar sein wollen; da aber der Verf. nirgends willkürlich verfährt, nicht durch gewagte Hypothesen zu blenden sucht, mit aufserordentlicher Belesenheit immer auf die ältesten nachweisbaren Formen zurückgeht, so verdienen die Erklärungen auf diesem schwierigen Gebiete besondere Würdigung.

Die Allitteration im Munde des deutschen Volkes. Von Direktor Th. Heinze. Programm des Gymnasiums zu Anklam 1882. 31 S. 4.

Man pflegt gewöhnlich, wenn man von dem alten Stabreim redet, einige Formeln aufzuführen, wie Haus und Hof, Mann und Maus u. a., um zu beweisen, dafs die Allitteration sich noch bis jetzt im Munde des Volkes unbewufst erhalten habe. Die vorliegende Abhandlung aber zeigt in anziehender

Weise, dafs keineswegs dieselbe sich auf ein paar Ausdrücke beschränkt, dafs solcher allitterierenden Ausdrücke vielmehr so unendlich viele sind, dafs man sagen sollte, fast in jedem dritten Satze sprudelt die Allitteration hervor. Es ist ein ganzes Lexikon von Allitterationen, welches vor uns ausgebreitet liegt; in demselben ergehen wir uns aber nicht wie in einem ungeordneten Garten, sondern die Ausdrücke sind sehr übersichtlich geordnet, und dafs in den scheinbar unbewufsten Zusammenstellungen doch keine Willkürlichkeit herrsche, zeigen die feinen Erklärungen des Verfassers.

Gleichartige Begriffe nebeneinander oder verschiedenartige einander gegenüberzustellen, um durch Zerlegung der Einheit die Sache in einzelnen Zügen schärfer hervorzuheben, liebt jede Sprache. So sagen wir: Müh und Not, Dank und Preis, Haut und Knochen u. s. w. und so giebt es zahlreiche allitterierende Zusammenstellungen von Verben, Substantiven, Adjektiven, Adverbien; aber auch bei den Synonymen läfst sich noch jetzt fast durchweg der Bedeutungsunterschied nachweisen. Dahin gehören: Acht und Aberacht, Dach und Decke, denken und dichten, drauf und dran, ganz und gar, Gift und Galle, kurz und klein schlagen, nie und nimmer u. s. w.; solcher Verbindungen sind hier nicht weniger als 153 aufgeführt, die Synonymen erklärt. Dann folgen die einander ausschliefsenden Begriffe, wie: auf und ab, aus und ein, eins und alles, Freund oder Feind, samt und sonders u. s. w. Wenn die beiden Bestandteile eines Wortpaares sich wie Stücke eines Ganzen zueinander verhalten, haben wir die dritte Art, es wird dadurch dem Verstande die Auffassung erleichtert; so von Körperteilen: Haut und Haar u. a.; von Naturkörpern: Stumpf und Stiel u. a.; von Kleidungsstücken: Sammet und Seide; von Gerätschaften: Topf und Tiegel; von Verhältnisbegriffen: Fürst und Volk, Hirt und Herde, Haus und Hof.

Anders ist die Allitteration in den prädikativen und attributiven Wortfügungen; hier hat der für das Ohr einschmeichelnde Anklang den Ausschlag gegeben, auf diesem Felde ist der Sprachgeist noch immer thätig. Dahin gehören: blaue Bohnen, dunkler Drang, ein Jüngling noch an Jahren, seine sieben Sinne, Zahn der Zeit, etwas ans Bein binden, sein Herz in der Hand tragen, sein Licht vor den Leuten leuchten lassen, Donner und Doria u. a., und damit kommen wir zu den sprichwörtlichen Redensarten, in denen sich oft zu dem Stabrein der Endreim gesellt: Almosen geben armet nicht; du bist der beste Bruder auch nicht; gleich und gleich gesellt sich gern; Hoffen und Harren macht manchen zum Narren; die Laus läuft einem über die Leber; rast ich, so rost ich; allzustraff gespannt zerspringt der Bogen; auf Weiber und Gewinn steht aller Welt der Sinn u. a. — Diese überaus mächtige Allitteration hat nun weiter auch auf die Bildung von zusammengesetzten Worten den gröfsten Einflufs gehabt: bitterböse, blitzblau, Dings da, Wortwechsel u. a.

Der Stabreim ist auch thätig gewesen in denjenigen Wortgestalten, in denen der Ablaut seine üppige Kraft zeigt, so in: blinkerblank, Gickgack, Krimskrams, Schnickschnack, Wirrwarr u. a. Und vollends in den Kinderliedern, Scherzreden u. ähnl., welche die reine Freude am Klange geschaffen hat, in den Wiegenliedern, Koseliedern (Lirum larum Löffelstiel, Müller Müller Mahler), Spielliedern (Eins zwei drei bicke hacke Heu; Ringel Ringel Rosenkranz; Ich steh und schneide Schinken, wen ich lieb hab werd ich winken), Neckmärchen und Schwänken (Hott hott Habermann; Schnecke Schnecke schmiere, weis mir Hörner viere; Stripp strapp strull, is de Emmer nau nich vull? u. a.).

Wie unendlich ausgedehnt ercheint uns somit das Gebiet der Allitteration in unserer Sprache. Die zahlreichen Erscheinungen derselben, wie sie jetzt vorliegen, mag der Verf. wohl alle zusammengestellt haben. Wer das Programm durchgelesen, wird nicht blofs Belehrung empfangen zu haben und zum Nachdenken angeregt zu sein, sondern auch einen anmutigen Weg zurückgelegt zu haben sich gestehen müssen.

Einige Bemerkungen über den Gebrauch des Relativpronomens im Deutschen. Von Professor Aug. Satori. Programm des Katharineums zu Lübeck 1882. 23. S. 4.

Unter den mancherlei heutigestages vorkommenden Sprachsünden, über die schon viel geschrieben ist, kommen auch Fehler gegen den richtigen Gebrauch des Relativpronomens vor; das ist unleugbar. Der Verf. hat dies Thema allein hier behandelt und zahlreiche Beispiele aufgeführt, in denen das Pronomen verkehrt angewendet worden ist. Auch dies ist zu loben, dafs er auf diese Fehler nicht blofs aufmerksam gemacht, sondern auch sie verbessert hat. Indes die am Schlufs geäufserte Besorgnis, dafs manche der aufgestellten Forderungen als zu peinlich erscheinen möchten, ist nicht unbegründet. Der Sprachgebrauch der Klassiker kann nicht in jedem Punkte mustergültig sein, sagt der Verf., denn unsere Sprache ist in einer fortwährenden Entwickelung begriffen und mufs auch dem heutigen Sprachgebrauch sein Recht gewahrt bleiben. Ist aber auch der heutige Sprachgebrauch verkehrt, was bleibt da Norm? Darauf könnte die Antwort lauten: die in der ursprünglichen Sprache liegenden Gesetze, die wir durch historische Forschung allein erkennen können. Der Verf. geht darauf nicht ein, die logischen Gesetze sind für ihn die bestimmenden. Damit kommen wir zu dem bedenklichen Satze, dafs Logik und Sprache sich decken müssen. Dies Gesetz befolgt keine Sprache, nach ihm hat auch Cicero für das Latein keine unbedingte Geltung. So sind denn viele Forderungen des Verfassers allerdings wohl begründet, wie diejenige, dafs im allgemeinen, mit wenigen Ausnahmen, der Relativsatz im Deutschen unmittelbar auf das Substantiv folge, zu welchem er gehöre, dafs jedes Mifsverständnis aufgehoben werde; indessen sind andere sehr bestreitbar, wenn man von der Bedeutung des Sprachgebrauches eine andere Ansicht hat als der Verfasser.

Die Familiennamen des Fürstentums Lübeck. Von Professor Dr. W. Knorr. II. Programm des Gymnasiums zu Eutin 1882. 40 S. 4.

Die umfangreiche Abhandlung ist die Fortsetzung des Programms von 1876, welches nur diejenigen Familiennamen behandelte, die von Haus aus Personennamen sind oder aus denselben entstanden sind; manche von den dort aufgeführten ist der Verf. jetzt geneigt anderen Kategorien zuzuschreiben. Jetzt behandelt er zuerst diejenigen Familiennamen, welche die Zugehörigkeit zu einem Volksstamme, Herkunft aus einem Orte oder die Wohnstätte bezeichnen. Dem Personennamen wurde zuerst die Präposition von oder aus beigefügt, dann diese ausgelassen. Von solchen, welche Herkunft von Ländern bezeichnen, wie Anhalt, Dehn, führt er 8, von Familiennamen, die die Herkunft von Städten, Dörfern, Gütern bezeichnen, nicht weniger als 309 auf; es ist aber sehr ungewifs, ob alle diese von solchen oft entlegenen und winzigen Ortschaften abzuleiten sind. Ebenso mehrdeutig bleiben auch die Familiennamen, welche andere Örtlichkeiten bezeichnen, wie etwa Baak = der am Leuchtthurm Wohnende, Dahl = der im Thale, Capell = der an der Kapelle, Kosegarten = der im Ziegenhofe Wohnende, Schoolmann = der an der Schule u. a. Es folgen die von Stand, Gewerbe, Handel, Beschäftigung jeder Art hergenommenen Familiennamen, wie Bader, Bade (= Bote), Blöcker = Gefangenwärter, Filter = Hutmacher, Mutzenbecher = Brotbäcker (?), Öltermann = Kirchvorsteher (?), Schlüter = Gefangenwärter (?), Vermehren = Dienstbotenvermieter (?). Auch hier ist vieles zweifelhaft. Die nächste Rubrik enthält die Familiennamen, welche leibliche und geistige Eigenschaften, Gewohnheiten oder Fertigkeiten bezeichnen, wie Baldt (kühn), Brede, Bruhn, Fruhm (tüchtig), Grage (grau), Gröning (grün, jung), Nau (genau, sparsam), Kolster (untersetzt), Stender

(Pfosten, untersetzt), Rix, Spiel (lang aufgeschossen), Schlör (langsamgehend), Kröcker (von der heiseren Stimme), Wehrhahn (= Wetterhahn, unbeständig), Ketter (Ketzer, Schimpfname). Die Satznamen bezeichnen Eigenschaften, aber auch sie lassen andere Deutungen zu, wie Prahl, Klopp, Kortum, Schnack, Schubutz, Allewelt u. a. Andere Familiennamen sind von Werkzeugen, Waffen, Gefäfsen, Münzen, Naturprodukten, Speisen, Kleidung, Kirchfesten, Tages- und Jahreszeiten gebildet, wie Boldt, Nagel, Schlegel, Schilling, Diestel, Hagedorn, Pottharst, Speck, Kipp, Herbst, Morgenstern. So zeigt auch diese fleifsige Sammlung, wie unsicher noch die Erklärung unserer Familiennamen ist, wieviel auf diesem Gebiete noch zu thun ist.

Bürgerbuch der Stadt und des Kirchspiels Linz. Von Rektor Dr. J. Pohl. Programm des Progymnasiums zu Linz am Rhein 1882.

Die Abhandlung hat zunächst geschichtliche Bedeutung. Aber sie bietet auch ein sprachliches Interesse, nämlich für die Kenntnis des rheinfränkischen Dialekts; wir lernen nämlich eine grofse Zahl von Formen der Eigennamen kennen, welche der Verf. zusammengestellt hat; nicht alle sind noch üblich. So kommen vor für: Adelheid: Älgen, Eickel; Agnes: Agneis, Nietgen; Andreas: Dries; Apollonia: Plomich, Plöme; Arnoldt: Arnd; Barbara: Barbar; Christoph: Stoffel; Kunigunde: Kungne, Küne; Timothea: Demut, Timmet; Angela: Engel; Engelbert: Engel; Severin: Frein, Freng, Fring; Georg: Gorg, Jörgen; Kilian: Gielgen; Ägidius: Gilles, Gillich; Gottfried: Goddert; Gudula: Gudgen, Gütgen, Jöd; Hedwich: Hebbich; Hilarius: Hilger; Gertrud: Drögg; Ida: Enkgen; Jobst: Jöst, Joest; Laurenz: Lenz; Martin: Marten; Matthias: Mattheis, Theifs; Mechtild: Mettel, Metzgen; Bartholomäus: Mewis, Miefs; Apollinaris: Nalis, Nöles; Nikolaus: Klaus, Klös; Odilia: Ohell, Öl; Pantaleon: Pantell, Päntel; Sophia: Sophi, Fiechen, Fichen; Sibylla: Biell, Bielgen, Beill; Valentin: Velten; Veronika: Frew, Freuchgen, Fröchen, Frönn; Maria Sybilla: Maritzabell; Cölestin: Zillis.

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten in Rudolstadt und dessen nächster Umgegend, gesammelt und nach Stichwörtern alphabetisch geordnet von Gymnasiallehrer Dr. Karl Wagner. Programm des Gymnasiums zu Rudolstadt 1882. 42 S. 4.

In engem Druck und knapper Form bietet die Abhandlung eine fast unübersehbare Menge von Rudolstädter Sprichwörtern, welche der Verf. selbst gesammelt hat, und reicht doch nur bis zum Buchstaben K. Die alphabetische Ordnung nach Stichwörtern hat natürlich auch ihre Mängel, aber sie mag immerhin die beste sein, zumal der Leser, wenn er das Sprichwort nicht unter dem erwarteten Stichworte finden sollte, ihm unter einem andern begegnet; der Verf. hat also wohlgethan, dies und das Sprichwort mehrmals aufzuführen. Die meisten Sprichwörter mögen wohl in der Stadt vorkommen, daher die meisten uns überall in Deutschland, wenigstens in Norddeutschland, begegnen, viele auch einen litterarhistorischen Ursprung haben, manche auch nach dem Einflufs unserer Reichshauptstadt schmecken. Daher hat der Verfasser auch nicht die Sprache des Dialekts gewählt. Eine sehr grofse Anzahl ist aber Rudolstadt eigentümlich; das beweist schon die Beziehung auf dortige Ortschaften, und viele auch nicht in den gröfsten Sprichwörtersammlungen gefunden zu haben versichert der Verf. Die ungemein fleifsige Arbeit ist deshalb mit Dank aufzunehmen und die Fortsetzung erwünscht. Als gewifs neu hebt Ref. u. a. hervor: „Er ist bekannt wie ein weimarischer Dreier"; das Wort: „Er ist kurz angebunden wie Leberwurst" ist ein echt thüringisches Kulturbild; das kürzlich vielfach

erklärte Wort: „Er muſs Hunde führen bis Bautzen“ kommt also auch in Rudolstadt vor; das „Herrgottskühlein“ (der Marienkäfer) erscheint sonst als „Herrgottskindlein“; für das Wort: „Er ist ein rechter Dremel“ brauchte dem Verf. die Erklärung „Träumer“ nicht zweifelhaft zu sein, die Westfalen haben dafür den derberen Ausdruck: „Damelpott.“

Die deutsche Kaisersage. Von Dr. [illegible] Häuſsner. Programm des Gymnasiums zu Bruchsal 1883. 49 S. 4.

Die deutsche Kaisersage hat einen solchen Ausdruck in unserer Litteratur gefunden, daſs die Zahl der auf sie mittelbar oder unmittelbar sich beziehenden Gedichte fast unübersehbar ist, daſs besondere Abhandlungen über unsere Kaiserlieder erschienen sind. Nicht bloſs der Historiker, sondern speciell auch der Litterarhistoriker hat der Kaisersage daher seine Aufmerksamkeit zu schenken. Die letzte umfangreiche Schrift von Dir. E. Koch, welche im Archiv angezeigt ist, geht auch auf die litterarische Seite genau ein. Nicht so läſst sich auf die poetische Behandlung des ausführlicheren ein die vorliegende Schulschrift, aber gründlicher als irgend eine bisherige Untersuchung, mit einer staunenswerten Belesenheit, scharfsinnig kombinierend, betrachtet sie ihr Thema von allen Seiten, nimmt auf alle bisher vorgebrachten Begründungen Rücksicht, so daſs sie wahrscheinlich für immer die Frage abgeschlossen hat. Der Gang der Untersuchung verdient darum auch weiteren Kreisen vorgelegt zu werden.

Erst seit dem 17. Jahrhundert lautet die Fassung der Sage auf Friedrich I. Auch Jak. Grimm meinte darum, es müsse doch die Sage beide Friedriche gemengt haben. Ist aber auch schon einmal früher, 1519, an Kaiser Friedrich Barbarossa gedacht, so ist doch auch nach 1519 lange Zeit hindurch derselbe wieder gänzlich aus der Vorstellung verschwunden. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat sich die Wandlung durch den Sagensammler Johann Prätorius vollzogen, und dann hat Rückerts Ausschmückung den Barbarossa für unsere Anschauung fast unverrückbar festgestellt.

Es giebt nun aber neben der Friedrichsage in der Kaisersage noch eine Version, welche auf Kaiser Karl lautet. Beide Sagen gehen auf dieselbe Quelle zurück, auf eine ältere Kaisersage, die, schon im 10. Jahrhundert verbreitet, ganz allgemein den letzten römischen Kaiser nennt, sich anfangs auf einen fränkischen, dann auf einen deutschen Kaiser bezieht. Folglich kann die Friedrichsage nicht aus den Zeitverhältnissen der Staufer abgeleitet werden. In diese Kaisersage kommt durch das Eintreten Friedrichs II. eine ghibellinisch-antiklerikale Strömung, während die parallele, schwächer ausgeführte Karlsage einen französisch-hierarchischen Charakter hat.

Historische Personen sind oft sagenhaft geworden. Von besonderer Wichtigkeit ist die Person des Königs Artus, man hat in der Friedrichsage selbst nur eine Übertragung der Artussage finden wollen. Die meisten Sagenforscher erblicken in unserer Sage nur eine Verjüngung der alten Götter- und Heldengestalten. Indes solche mythologische Reminiscenzen treten beim ersten Auftreten der Friedrichsage wenigstens ganz zurück. Sie hat kräftigere Triebe gehabt. Die mystisch-apokalyptische Richtung des 13. Jahrhunderts war durch den kalabresischen Abt Joachim von Floris eine gewaltige geistige Macht geworden. In dessen System spielte der deutsche Kaiser eine groſse Rolle; in den dem Joachim zugeschriebenen Schriften ist dieser Kaiser Friedrich II., er erscheint da als Vorläufer und Statthalter des kommenden Antichrists; als Mittelpunkt aller gegen die Macht des Papsttums gerichteten Ziele wurde er ein Hauptfaktor für apokalyptische Spekulationen. Bei der allgemeinen Verbreitung der apokalyptischen Richtung in Italien erregte sein plötzlicher Tod die gröſste Bewegung. Die Litteratur der Zeit und dieses Geistes kümmert sich nicht mehr um die

Einzelperson des Kaisers, sie setzt an seine Stelle überhaupt seine Nachkommenschaft. Und späterhin hat man bald diesen bald jenen Friedrich für Friedrich II. eintreten lassen. Jedenfalls hatten politische Parteigänger der Staufer ein Interesse daran, das aus der anfänglichen Unsicherheit über Friedrichs II. Tod entstehende Gerücht, der Kaiser lebe noch, nicht untergehen zu lassen. Friedrich II. wurde die Verkörperung des politischen, nur mit Vernichtung der weltlichen Macht der Kirche ausführbaren Herrschaftsgedankens. So besonders in Italien. Indes eine allgemeine Volkssage von seinem Wiederkommen kann noch nicht aus den religiösen Ansichten einzelner gefolgert werden. Jenem Gerücht vom Fortleben Friedrichs mufste eine andere Tradition zu Hilfe kommen.

Schon in den ersten christlichen Zeiten war die Person des Antichrists, der dem Weltende vorangehen wird, ein beliebter Gegenstand theologischer Spekulation. Seit Konstantin d. G. Beschützer der Kirche geworden war, konnte der römische Kaiser nicht mehr der Antichrist sein. Nun wird das eschatologische Bild umgestaltet: der Kaiser wird am Ende einen Zug nach Jerusalem machen, dort seine Krone freiwillig niederlegen und abdanken. In Konstantinopel ist die Quelle der deutschen Kaisersage. Auf der Fahrt nach dem heiligen Lande soll der Kaiser seinen Schild an einen dürren Baum hängen, auf dafs derselbe wieder grüne; auch dieser Zug verpflanzte sich nach dem Abendlande. Schon im 10. Jahrh. findet sich die griechische Sage von der Abdankung des letzten Kaisers im Occident, und zwar spielt nun längere Zeit ein Frankenkönig die Rolle des letzten Kaisers. Dann erstarkt das deutsche Kaiserbewufstsein; im lateinischen „Drama vom römischen Kaisertum deutscher Nation und vom Antichrist 1188" ist ein deutscher König der Mittelpunkt; hier betritt schliefslich der deutsche König den Tempel zu Jerusalem, legt Krone und Scepter nieder und übergiebt Gott das Reich, danach kommt der Antichrist. Von nun an ist in der Kaisersage der letzte römische Kaiser ein Deutscher. Zuerst ist nachweisbar mit demselben identifiziert Karl der Grofse. Aber diese Kaisersage verbindet sich fast zur selben Zeit mit dem Namen Friedrichs II. Bei der wachsenden Unzufriedenheit nämlich mit den kirchlichen Zuständen wurde Friedrichs Name Symbol für die geweissagte Züchtigung des Klerus und Roms; Friedrich, der letzte Kaiser für längere Zeit, mufste wahr machen, was man von ihm hoffte, er konnte noch nicht gestorben sein. So erhielt die Kaisersage eine entschieden antihierarchische Tendenz, und gegenüber der Karlsage tritt in der Friedrichsage ein ghibellinischer Grundton uns entgegen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts, wie die Reimchronik von Ottokar zeigt, ist Friedrich mit dem letzten Kaiser identifiziert. In ihrer vollkommensten Gestalt erscheint sie bei Johann von Winterthur 1348. Die Karlsage tritt entschieden zurück; die ältere Tradition des 14. und 15. Jahrhunderts bietet die Kaisersage überwiegend als Friedrichsage. Nur einmal, im Jahre 1519, stofsen wir auf einen Bericht, wonach Kaiser Karl V. als Träger der antikirchlichen Mission erscheint. Wer aber in der nachfolgenden Zeit nur immer Friedrichs Namen trägt, erregte die Hoffnung, er werde das Werkzeug einer grofsen und glücklichen Veränderung sein, so Kaiser Friedrich III., Friedrich der Weise, Friedrich V. von der Pfalz; in der dem letzten Kaiser Friedrich zugeschriebenen Mission treten ebenso allmählich einige Züge der alten Sage auf Kosten der anderen zurück, so der Gedanke vom Abschlufs der Weltdauer gegenüber dem ersehnten Völkerfrieden, ferner der kirchenfeindliche Zug, die Thätigkeit des Kaisers beschränkt sich auf den Kampf gegen die Ungläubigen, auf das Aufhängen des Schildes an den dürren Baum; später treten auch der dürre Baum und das Aufhängen des Schildes zurück; es bleibt nur die Wiederherstellung des Reiches, auch das Kaiserbild selbst erblafst.

Dafür aber erfuhr die Kaisersage eine anderweitige Fortbildung in plastischer Hinsicht. In frühester Zeit erscheint der Kaiser stets als Pilger.

Erst im 15. Jahrhundert erhält derselbe einen festen Aufenthalt, nämlich das Schlofs des Kyffhäusers. Dann im Volksbüchlein vom Kaiser Friedrich von 1519 zuerst wird er in die Tiefe des Berges versetzt; solche Entrückungen von Heldengestalten in Berge finden sich bei allen Völkern; aber nicht einmal immer wohnt der deutsche Kaiser in dem Berge des Kyffhäusers, er wird auch oft in die Burg von Kaiserslautern versetzt, auch wohl in den Trifels u. a. Der Kyffhäuser wurde besonders populär durch ein Ereignis von 1546, die Erscheinung eines irrsinnigen Schneiders, der sich für den Kaiser ausgab und vom Volke angestaunt wurde. Der Sammler Johann Prätorius bringt dann 1665 den runden Tisch, den grofsen weifsen Bart, die umherkreisenden Raben. Die Frage des Kaisers, ob noch die Raben den Berg umfliegen, meint der Verf. nach Zurückweisung anderer Erklärungen dahin deuten zu können, es frage einfach dadurch der Kaiser, ob noch in der Welt alles denselben Gang gehe, keine Anzeichen von grofsen Veränderungen vorhanden seien. Der durch den Tisch gewachsene Bart wird zuerst schriftlich 1696 erwähnt, 1703 sitzt der Kaiser am steinernen Tisch, mit den Augen zwinkernd, der Bart ist rot (schon 1680 ist Barbarossa für Friedrich II. eingetreten), 1817 ruht Friedrich auf einem Stuhle von Elfenbein, an einem marmelsteinernen Tische. Jetzt aber ist mit der Wiederaufrichtung der alten deutschen Herrlichkeit durch Kaiser Wilhelm die deutsche Kaisersage zu ihrer Ruhe eingegangen.

Die älteste Herzebrocker Heberolle. Von Gymnasiallehrer Paul Eickhoff. Programm des Gymnasiums zu Wandsbek 1882. 19. S. 4.

Die deutsche Litteraturgeschichte führt als altes Denkmal der niedersächsischen Sprache das Freckenhorster Heberegister auf, das um 1020 abgefafst ist. Bei weitem nicht den Wert für die Geschichte der Sprache hat die Heberolle, welche zum erstenmal die vorliegende Abhandlung bringt. Das Kloster Herzebrock, gegründet 880, aufgehoben 1803, liegt in dem westfälischen Kreise Wiedenbrück in der ehemaligen Herrschaft Rheda. Es existieren zwei Heberollen dieses Klosters auf dem Staatsarchive zu Münster; die älteste besteht aus einem Pergamentstreifen, der auf der Vorderseite 97, auf der Kehrseite 36½ Zeilen enthält. Eben von dieser giebt die Abhandlung einen Abdruck und ausführliche Erläuterungen. Die Abfassungszeit fällt danach zwischen 1082 und 1096. Für die alte Geographie Westfalens haben wir hier ein wertvolles Dokument. Als deutsche Wörter kommen in der Urkunde nur Ortsnamen vor, deren Formation für die altsächsische Grammatik nicht zu übersehen ist.

Die Sprachformen des Hildebrand-Liedes im Beowulf. Von Dr. Fr. Schulz. Programm der Realschule auf der Burg in Königsberg i. P. 1882. 21 S. 4.

Der Beowulf enthält manches Übereinstimmende mit dem Hildebrandsliede. Der gesamte Wortvorrat findet sich fast vollständig in dem letzteren, auch einzelne Wendungen, Ähnlichkeiten und Abweichungen weist die vorliegende Abhandlung aufs ausführlichste und sorgfältigste nach, bietet aber auch zugleich einen genauen grammatischen Kommentar. Vorausgeschickt hat der Verf. den Text des Liedes nach Schade, auch bemerkt, dafs der Lachmannsche Text in dem Naumburger Programm von Schulze von 1882 neu abgedruckt steht. Zur Kritik und Erklärung konnte aufser den Ausgaben noch verglichen werden die Dissertation von O. Schröder: Bemerkungen zum Hildebrandliede, Berlin 1880, und die gute Übersetzung nebst Kommentar von Girschner im Kolberger Programm von 1879.

Übersetzung zweier Stellen aus dem Heliand (1245—1359) und aus Otfrids Evangelienbuch (II, 16) nebst einer Einleitung von Gymnasiallehrer Plaumann. Programm des Gymnasiums zu Graudenz 1882. 29 S. 4.

Die Abhandlung bietet mehr, als der Titel sagt, weshalb eine Inhaltsangabe notwendig ist. Der Verf. verfolgt den löblichen Zweck, Lust und Liebe zu unserer alten Poesie anzuregen und dazu durch Übersetzung zweier Stellen zu helfen. Er schickt aber eine längere Einleitung voraus, in der es ihm darauf ankommt, nachdem er die Disposition des Heliand angegeben hat, die nationale Bedeutung desselben hervorzuheben. Er kennzeichnet gut das deutsche Gewand, in welches der Stoff gekleidet ist, die deutsche Lokalität, die Beziehungen auf deutsche Mythologie, die Charakterzüge der Nation, häusliche Einrichtung, Königtum, Kriegerleben, die deutsche Verskunst der Allitteration, geht genau auf die Formen des Stabreims ein und giebt dann Text und treue Übersetzung der Bergpredigt. Nach einer kurzen Abschweifung auf die Formen des Muspilli und der Merseburger Zaubersprüche folgt dann der Text und Übersetzung der angeführten Stelle aus Otfrid.

Beiträge zu einem nordthüringischen Idiotikon. Von Gymnasiallehrer Dr. S. Kleemann. Programm des Gymnasiums zu Quedlinburg 1882. 26 S. 4.

Nur den kleineren Teil dessen, was er im Laufe der Jahre gesammelt habe, sagt der Verf., biete er hier dar; aber diese kleinere Hälfte ist schon ungemein umfangreich, bietet eine Fülle des interessantesten Stoffes. Für Dialektforschungen und Sprichwörtersammlungen ist die Arbeit von großer Wichtigkeit. Es ist sehr interessant, Ausdrücken, die man nur in ganz andern Gegenden Deutschlands zu finden geneigt ist, auch hier zu begegnen, und dann wieder zu sehen, wie Ausdrücke unserer Heimat bei den Nordthüringern eine andere Gestalt angenommen haben. So mutet uns nun wohl das meiste als bekannt an; aber es begegnen uns in diesem Idiotikon auch sehr viele Artikel, die wir sonst nirgends gefunden zu haben uns erinnern. Es wäre eine dankbare Aufgabe, auf die Etymologie dieser Wörter einzugehen. Nach den hier mitgeteilten Proben gehört der nordthüringische Dialekt zu den interessantesten Mundarten des Mitteldeutschen. Es ist dringend zu wünschen, daſs der Verf. diese Sammlung zu einem vollständigen nordthüringischen Idiotikon erweitere.

Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenære, eine Quelle für deutsche Altertumskunde. Von Dr. Alfred Inowraclawer. Programm des Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau 1882. 19 S. 4.

Für die deutsche Altertumskunde die mittelhochdeutsche poetische Litteratur zu verwerten, ist man in neuester Zeit immer mehr bemüht gewesen; die gründlichste Benutzung für seinen besonderen Zweck verdanken wir Alwin Schultz. Auch der Meier von Helmbrecht hat eine hohe Bedeutung, wenn auch vielleicht die Ansicht des Verf. vorliegender Abhandlung, daſs ihm kein zweites Gedicht im ganzen Umkreis der mhd. Poesie als Kulturgemälde gleich zu setzen sei, zu stark ausgedrückt scheinen möchte. — Der Verf. stellt nun übersichtlich die Züge aus dem Leben jener Zeit zusammen, überall auf die Beweisstellen verweisend, natürlich nur hauptsächlich aus dem Leben des süddeutschen Bauern: die befriedigenden Vermögens-

verhältnisse des alten Helmbrecht, seine Frömmigkeit, aber auch sein Selbstbewufstsein, sein starrer Sinn, seine patriarchalische Stellung; daneben das entartete Leben des jüngeren Geschlechtes. Auch die häusliche Einrichtung, Speise und Trank, Kleidung, Tanz, die bemerkenswerte geistige Bildung, besonders die Bekanntschaft mit poetischen Werken lernen wir genau kennen; der Verf. hat die einzelnen Züge gut zusammengestellt. Aber auch über das Leben der Ritter erfahren wir manche anziehende Einzelheit aus dem Gedichte, und namentlich über die Raubritter. — Die Abhandlung ist als ein wertvoller Beitrag zur deutschen Altertumskunde zu bezeichnen.

Die lyrische Poesie in Deutschland bis auf Heinrich von Veldeke. Von Dr. J. Jansen. Programm der Realschule I. O. zu Krefeld 1882. 39 S. 4.

Die umfangreiche Abhandlung behandelt nur eine kurze Periode unserer Poesie, etwa nämlich von 1150 bis 1184, bis zu dem durch Veldekes Anwesenheit berühmt gewordenen Mainzer Fest, auf welches sich, wie man meint, das Lied Heinrichs (VI.), das schon die neue Manier atmet, bezieht. Diese Periode ist in neuester Zeit genauer untersucht worden, und die Früchte dieser Forschung sucht nun der Verf. in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Heben wir kurz die Hauptpunkte hervor: Eine lyrische Poesie hat es der menschlichen Natur gemäfs auch bei den Deutschen schon in der ältesten Zeit gegeben. Es fehlen nur die Aufzeichnungen. Die Lyrik keimt um 1150 auf. Es hängt das mit der Ausbildung des Rittertums zusammen. In der provençalischen Lyrik erscheint das Verhältnis des Ritters und Sängers zu seiner Dame so, wie es anfangs der deutschen Sitte durchaus unangemessen erschien. Seit 1184 legte aber die deutsche Poesie einen grofsen Teil ihrer Einfachheit ab und gewöhnte sich allmählich französische Zierlichkeit in der Form an. Der Übergang zeigt sich seit 1150; man fängt an, an Reimverschlingungen Wohlgefallen zu finden, an fremden Ausdrucksweisen, es ist der Kampf der Kunstdichtung mit der Volksdichtung. Der Kunstdichter giebt uns seine individuellen Anschauungen, nicht der Gesamtheit. Zunächst haben die Dichter der Übergangszeit nur kurze, meist einstrophige Lieder gedichtet; aber bei den späteren sehen wir schon das Gesetz der Dreiteiligkeit der Strophe. Die Dichter bewegen sich noch in der Empfindungsweise des Volkes. Mit dem Eintritt des Rittertums ist die Minne da; aber der Mann wird nicht so sentimental sklavisch der Frau unterthan wie in Frankreich; mit besonderer Innigkeit wird die Anhänglichkeit und Treue der Frau gepriesen. Die Sprache der Gedichte ist einfach, der Ausdruck wiederholt sich gern. In dieser älteren Poesie bekennt sich die Frau dem Manne unterthan; der Schlüssel ist verloren, mit dem er in ihrem Herzen verschlossen ist. Schon aber erkannte die vornehme Welt, namentlich auch die gebildeten Frauen, in den Bestrebungen des Rittertums das Vorbild der feinen Sitte. Daher zeigt sich auch schon neben der treuen Hingabe an den Geliebten in den Gedichten eine Freude an den einschmeichelnden Gunstbezeigungen, wenn auch noch die Liebe und Beständigkeit den Sieg über den äufseren Schein davonträgt. Der neue Aufschwung der lyrischen Poesie in Deutschland um 1150 wird heutigestages auf den Einflufs der lateinischen Lieder der Vaganten, der fahrenden Schüler, zurückgeführt, welche die deutsche Lebenslust und den deutschen Humor, auch die Erinnerung an die Heldenthaten der Vorfahren festgehalten hatten. Aus den Liedern der Vaganten griff das Rittertum namentlich die Liebeslieder hervor und gab den Motiven derselben eine vollendetere Form. Danach erst trat der Gegensatz in den Anschauungen der Kleriker und der Spielleute hervor. In lateinische Gedichte werden deutsche Wörter eingemischt; dieser Wechsel zeigt sich besonders deutlich in dem jetzt herausgegebenen Ruodlieb. — Als Übergangsdichter sind nun anzuführen der Kürenberger,

Meinloh von Sevelingen, der Burggraf von Regensburg, der Burggraf von Rietenburg, Dietmar von Eist, Spervogel. Mit dem letzteren, welcher unter seinen Zeitgenossen wohl die erste Stelle einnimmt, als der einzige, der in keinem seiner Lieder die Minne im Sinne jener Zeit behandelt, also sich wesentlich unterscheidet, beschäftigt sich der Schlufs der vorliegenden Abhandlung ausführlicher. Über diesen wären aufser den genannten Schriften noch zu vergleichen die Programmabhandlungen von Schneider (Halberstadt 1876) und von Wisser (Jever 1882).

Charakteristik der Poesie des Hans Sachs. Von Dr. Fleck. Programm der städtischen Gewerbeschule zu Dortmund 1882. 13 S. 4.

Der Verf. macht zuerst darauf aufmerksam, dafs zuerst wieder Göthe Hans Sachs eine Ehrenrettung gebracht habe, dann Gervinus, Koberstein, Gödecke am besten ihn charakterisiert hätten. Auf diesen letzteren beruht auch seine Auseinandersetzung; es hätte aber auch von Göthe gesagt werden können, dafs er nicht blofs ihn gelobt, sondern auch wirklich ihn charakterisiert habe, man mufs nur aus den dichterischen Worten den feinen Inhalt herausfinden. So ist denn gegen die hier angegebene Charakteristik nichts einzuwenden, aber sie ist nicht erschöpfend, sie berührt nicht den ungemein grofsen Umfang der Anschauungen des Dichters, zu wenig das energische Eingreifen desselben in die Zeitverhältnisse. Die Wittenbergische Nachtigal allein giebt eine Fülle von Gedanken.

Die Lessingfeier der Realschule zu Mülheim a. d. Ruhr am 15. Februar 1881, dem 100jährigen Todestage des grofsen Denkers und Dichters. Von Direktor O. Henke. Programm der Realschule I. O. zu Mülheim a. d. Ruhr 1882.

Die Realschule zu Mülheim hat eine schöne Lessingfeier gehalten. Über diese berichtet dies Programm, es ist aber nicht ein einfacher Bericht, sondern, wodurch es einen besonderen Wert erhält, es enthält die ganze Festrede des Verfassers, und eben diese giebt ein treffliches Bild des grofsen Toten, und zwar sowohl des Dichters wie des Kritikers, des Mannes der Wissenschaft und des Menschen. Was der Poesie abhanden gekommen war, einerseits Volkstümlichkeit und Naturwahrheit, andererseits Idealität, wie durch die Wiedereroberung dieser Tugenden Lessing der grofse Dichter, besonders dramatischer Dichter geworden ist, hebt kurz und klar der Verf. hervor. Wie Lessing die Wahrheit über alles gelte, wie er dadurch der grofse Kritiker, so recht eigentlich für die Wissenschaft geboren, wie er ein Patriot im besten Sinne des Worts ist, ewig ein Vorbild für den Pädagogen bleibt, das ist in einer für das grofse Publikum verständlichen Sprache dargelegt. — In darauf folgende Deklamationen wohl ausgewählter Gedichte war eingeflochten eine Recitation, von dem Verf. verfafst und gesprochen, eine Übersicht des inneren Entwickelungsganges des deutschen Volkes im Anschlufs an hervorragende Momente aus Lessings Leben und ein Hinweis auf Lessings dauernde Bedeutung.

Zu Schillers Ballade vom Grafen von Habsburg. Von Dr. Th. Mauser. Programm des Gymnasiums zu Mainz 1882.

In einem philologischen Programm, welches zum grofsen Teile eine vortreffliche Erklärung der vielgedeuteten Stelle Cäsars über seinen Brückenbau bringt, aufserdem eine Deutung einiger Stellen der Odyssee und der Äneide, bei der jedoch leider dem sinnigen Interpreten nicht die ganze ein-

schlägige Litteratur bekannt gewesen ist, die gewonnenen Resultate nicht alle neu sind, hat der Verf. als Anhang eine neue Deutung der ersten Zeile in Schillers Ballade gegeben. „In seiner Kaiserpracht“ bezieht er auf Aachen und nicht auf Rudolf. Es sei störend die Verbindung der Kaiserpracht mit „König“ Rudolf, störend das Zerreifsen der Ortsbestimmung, der allgemeinen „zu Aachen“ und der besonderen „im altertümlichen Saale“; durch die neue Beziehung erhalte erst Aachen sein schmückendes Beiwort, wie der Saal und der König Rudolf.

Darauf ist zu erwidern: Grammatisch ist des Verf. Beziehung allerdings unantastbar. Aber gegen ihn ist einzuwenden: König und Kaiser eng mit einander zu verbinden hindert nichts; es heifst gleich darauf: die kaiserlose Zeit, der Kaiser. Zweitens ist das Zerreifsen der Ortsbestimmung, der allgemeinen und der besonderen, keineswegs störend, sondern diese chiastische Stellung effektvoll. Drittens Aachen erhält sein Beiwort in den Worten: im altertümlichen Saale, eines andern bedarf es nicht. Wir dürfen aber noch triftigere Gründe gegen die neue Erklärung beibringen; der Verfasser erklärt: zu Aachen in seiner Kaiserpracht ist = in dem kaiserprächtigen Aachen; aber wir fragen, was soll das heifsen: in dem kaiserprächtigen Aachen? wer hat sich so ausgedrückt? und, gesetzt einmal, wir könnten uns davon eine deutliche Anschauung machen, wie kann man dann wohl statt des Adjektivs sagen: in Aachen in seiner Kaiserpracht? Es sträubt sich also das Sprachgefühl gegen die neue Interpretation. Es sträubt sich auch das ästhetische Gefühl. Das „kaiserprächtige“ Aachen führt der Phantasie die mit Ehrenpforten und Blumengewinden geschmückten Strafsen der Stadt vor; beabsichtigte dies unser Dichter, so würde er nach seiner Weise eine prächtige Ausmalung nicht unterlassen haben. Aber im Gegenteil, er will uns auf den einen Ort, den Saal, beschränken, den er auch einfach als altertümlich bezeichnet, durchaus nicht ausgeschmückt, es sei denn mit der jubelnden Volksmenge. Es kommt ihm allein auf die Person Rudolfs an, den er in seiner ganzen Gröfse uns vorführt, umgeben von den dienenden Fürsten. Und diese Majestät mufs er auch in einem schmückenden Beiwort ausdrücken, er führt uns den „König“ in seiner Kaiserpracht vor. Wir bedürfen des Glanzes des Krönungsornates des Kaisers als Gegenbild gegen die Einfachheit des ritterlichen Grafen; die „heilige Macht“ ist keineswegs ein schmückendes, den äufseren Schmuck bezeichnendes Beiwort. Somit wird es bei der Erklärung und Beziehung sein Bewenden haben müssen, welche der „Einfalt des kindlichen Gemütes“ so nahe liegt.

Briefe von Ernestine Vofs an Rudolf Abeken, mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Professor Dr. F. Polle. Programm des Vitzthumschen Gymnasiums zu Dresden 1882. 39 S. 4.

Aus der reichen Sammlung des Prof. Dr. Rudolf Abeken, welche ihm durch dessen Tochter zur Verfügung gestellt ist, wird der Herausgeber die Mehrzahl der Briefe in dem Archiv für Litteraturgeschichte veröffentlichen. Die hier mitgeteilten Briefe, 11 an der Zahl, sind überaus wertvoll. Sie beziehen sich sämtlich auf Heinrich Vofs, dessen vertrautester Freund bekanntlich Abeken war. Völlig spiegeln sie wieder und vervollständigen sie das schöne Bild, welches uns Herbst von Ernestine Vofs gezeichnet hat. Es ist ein sehr schönes Familienverhältnis, in welches wir eingeführt werden; hier natürlich ist noch der geschiedene Sohn der Mittelpunkt, welchen jeder Leser aus den Briefen von und an Heinrich Vofs lieb gewonnen hat. Ungemein eingehende Erläuterungen, welche manchem zu ausführlich scheinen könnten, hat der Verf. zugefügt, weil er auch diejenigen Leser befriedigen wollte, welche mit den litterarischen Verhältnissen unbekannt sind. Die

Versehen in der Datierung des 9. und 10. Briefes sind bereits von A. Schäfer im Archiv f. Litt.-Gesch. Bd. XI, 454 dahin verbessert, dafs der 10. Brief auf den 14. Febr. 1827, der 9. Brief aber ins Jahr 1828 fällt. In Bezug auf die Art der Wiedergabe der Briefe kann man anderer Meinung sein als der Herausgeber. Er hat es für passend gehalten, nicht nur die Briefe selbst, sondern auch alle Mitteilungen aus dem vorliegenden handschriftlichen Material buchstabengetreu wiederzugeben. Diese philologische Akribie mag aber wohl manchen Leser und besonders manche Leserin, und auf solche ist besonders gerechnet, im Genufs der schönen Lektüre stören; es ist ja nur Flüchtigkeit im Schreiben, welche die Schreiberin den statt dem, ihn statt ihm setzen läfst, denn Ernestine Vofs ist in der deutschen Grammatik nicht unbewandert; warum mich da, fragt die Leserin, zweimal den Satz lesen zu lassen, dafs ich ihn verstehe? Kann sich da nicht der Unwille ob der Störung auch gegen die flüchtige Schreiberin wenden?

Zur Feier deutscher Dichter. Abend 11 und 12: Geibel; die Romantiker. Von Direktor R. Strackerjan. Programm der Realschule zu Oldenburg 1882.

An der Realschule zu Oldenburg besteht bekanntlich die schöne Sitte, dafs im Winterhalbjahr an einzelnen Abenden Lehrer und Schüler und eingeladene Gäste sich in der Aula der Schule versammeln und zum Andenken deutscher Dichter eine rhetorisch-deklamatorisch-musikalische Unterhaltung veranstalten, bei der Gedichte eines bestimmten Dichters von den Schülern vorgetragen und das Ganze durch einen um die Bedeutung des Dichters sich drehenden Vortrag des Leiters eingeführt wird. Es wird dadurch in engeren und weiteren Kreisen der Sinn für wahre Poesie gepflegt und geläutert. Die Mitteilungen über diese Feier erhalten ihren besonderen Wert durch die einleitenden Reden des Leiters. Und so verdienen die Berichte über die Feier des 11. und 12. Abends auch über die Grenzen der Stadt bekannt zu werden. Die schöne Auswahl aus den Gedichten Geibels, die getroffen war, um den Dichter nach dem ganzen Reichtum seiner Ideen zu würdigen, wird allgemein befriedigen; aber wieder sei hingewiesen auf die Rede, welche in sinniger Weise zuerst auf die für unser deutsches Vaterland so wichtigen Ereignisse des 18. Oktober zurückdeutend, denn an Geibels Geburtstag ist die Feier veranstaltet, Geibel als den deutshen Vaterlandsfreund, als den wahren Dichter, dem immer das Mafs das Höchste ist, hinstellt. — Die zweite Feier führte Gedichte von Novalis, den beiden Schlegel, Tieck, H. v. Kleist, Eichendorff, de la Motte-Fouqué, Brentano, Arnim, Houwald, Ernst Schulze, Immermann, Schmidt von Lübeck vor; dem Redner war es nicht möglich, auf die einzelnen Romantiker näher einzugehen, so etwa Kleist, Immermann nach ihrer hervorragenden Bedeutung zu würdigen, aber es ist ihm gelungen, das Dauernde und Vergängliche in den Bestrebungen der Romantiker in kurzen Skizzen in schöner Form deutlich zu machen.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Was bedeutet der Name Pyrmont?

(„Pyrmonter W.- u. K.-Bl.")

Eine stattliche Reihe von Ableitungen dieses Namens lassen sich aufführen, die alle den Eindruck machen, als ob sie aus jener Zeit stammten, wo die Etymologie noch im argen lag. Dahin gehören zunächst jene Herleitungen aus den fremden Sprachen, die man in dem fleifsigen und gelehrten Werke von Menke, Pyrmont und seine Umgebungen S. 46 ff. verzeichnet finden, wie Pyrmont = per montes oder = Pierremont (Steinberg) oder gar — unter Annahme eines Bastardwortes — = Feuerberg (aus πῦρ und mons). Abzuweisen ist auch die von Menke a. a. O. nach anderen mitgeteilte Ableitung von Viermont, dem Namen des Nebenflusses der Emmer, welcher jetzt Wörmke, in althochdeutscher Form Wermana heifst; abzuweisen ist sie deshalb, weil Pyrmont niemals in Urkunden mit einem V, das hier = W ist, geschrieben wird, andererseits nach den Lautgesetzen der Übergang des P in W durchaus unbegründet ist. Unhaltbar ist auch die in dem von Braun über Pyrmont herausgegebenen Buche als wahrscheinlich bezeichnete Ableitung von „purus mons = heiliger Berg", das „vielleicht erst Umwandlung oder Anlehnung an purus fons = heilige Quelle" sei; die Ausdrücke „hylliger Anger" und „hylliger Born" werden zur Stütze dieser Erklärung angezogen. Wie kann — von anderem abgesehen — aus „purus fons" „purus mons" entstehen? Wie erklärt sich ferner das u, da doch die am ältesten überlieferten Formen e, beziehungsweise y zeigen? — Von allen bisherigen Ableitungen könnte blofs die auch von Förstemann in seinem Buche „Deutsche Ortsnamen" als richtig angenommene Ableitung von Petri mons in Betracht kommen; aber dieselbe läfst sich aus folgenden Gründen ebenfalls nicht halten.

Giefers in seiner Schrift „Zur Geschichte der Stadt Lügde" sagt S. 8: „Im Jahre 1184 bekundet der Erzbischof Philipp von Köln, dafs er in Sachsen das Alod Udistorp (Ösdorf) angekauft und auf dessen Grunde zum Schutze seines Dukates in Westfalen das Schlofs Petri mons (Petersberg, jetzt Schell-Pyrmont) erbaut habe. Weil dasselbe innerhalb des Komitates und der Gerichtsbarkeit der Herrn Widekinds (von Schwalenberg), des Bruders des Volkwin von Pyrmont — Permunt — gelegen sei, habe er dem Widekind die Hälfte des Schlosses zu Lehen gegeben. . ." „Diese merkwürdige Urkunde," fährt Giefers fort, „liefert den sicheren Beweis, dafs die Edelherren von Pyrmont ein Zweig des Geschlechts der Grafen von Schwalenberg und in der Gegend von Lügde reich begütert waren." Zugleich geht hieraus auf das klarste hervor, dafs bereits vor der Gründung des Schlosses Petri mons, jetzt Schell-Pyrmont, der Name Permunt vorhanden war, da Volkwin als Herr von Permunt genannt wird. Die Annahme nun, dafs Permunt eine Entstellung aus Petri mons sei, und dafs der alte

Name Petri mons erst durch den Erzbischof bei der Benennung seiner Feste auf dem Schellenberge wiederhergestellt sei, ist ganz willkürlich: entweder hat der Erzbischof dem Apostel zu Ehren seine Burg so genannt — s. Menke a. a. O. S. 89 — oder wir haben in Petri mons eine Mönchsetymologie; auch Braun in seiner Schrift über Pyrmont erwähnt, dafs Petri mons eine entstellende Etymologie der Lügdener Mönche sei. Gegen die Annahme, dafs Pyrmont = Petri mons sei, spricht aber auch noch folgender sehr wichtige Umstand.

Giefers bemerkt a. a. O. S. 7, dafs im Jahre 889 der König Arnulf Güter an den Orten Piringisimarca, Schidara u. s. w. dem Kloster Corvey zum Eigentum geschenkt habe; Schidara sei ohne Zweifel Schieder bei Pyrmont und Piringisimarca vielleicht der alte Name für die Gegend von Peremunt (Pyrmont). Der Name Piringisimarca erhebt es für mich in Verbindung mit folgenden Erwägungen zur Gewifsheit, dafs Pyrmont nicht = Petri mons sein kann.

Ich habe in meinem Buche „Beiträge zur Etymologie deutscher Flufsnamen“ (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht) S. 105 ff. das Vorhandensein eines deutschen Grundwortes moina = Flufs bewiesen, welches in Zusammensetzungen auch in den Nebenformen — mona, — moune, — muna, — mana, — mina und — mena erscheint; auch die Ableitung dieses Wortes habe ich versucht, wenngleich letztere mir selbst noch nichts weniger als sicher erscheint. Obiges Wort haben wir z. B. als blofses Grundwort in Main und Möne (Ruhr, Rhein), ferner in Mainbach (Prüm, Sure, Mosel), sodann in Monne (Losse, Unstrut). Als letzter Teil einer Zusammensetzung erscheint dasselbe in Alcmona, jetzt Altmühl, welches ich als Elch-, das heifst Elenflufs gedeutet, in Liastmona, jetzt Lesum (Weser), das ich als Haldenflufs erklärt, in Helmana, jetzt Helme (Unstrut) = Bergflufs nach meiner Deutung, in Almina, jetzt Alme (Lippe) = eilender Flufs, in Wermana, jetzt Wörmke (Emmer, Weser) = reifsender Flufs. Dieser althochdeutsche Name des Baches Wörmke, welcher bei Lügde in die Emmer fliefst, zeigt auf das deutlichste, dafs das Grundwort moina an der Emmer gebräuchlich war; zugleich wird dies bestätigt durch den „Mainteborn“, welcher am Fufse eines Berges ungefähr 3/4 St. westlich von Lügde aus drei starken Quellen hervorsprudelt und nach kurzem Laufe in den Eschenbach (Emmer) sich ergiefst. In Mainte haben wir eine ähnliche Fortbildung des Wortes durch den T-Laut, wie in Holzminde, woran Holzminden liegt, ferner in der Roten Minde, einem Nebenflusse der Weser südlich von Höxter. Holzminden heifst in althochdeutscher Form Holtisminni, also noch ohne die Fortbildung mit dem T-Laute. Diese Weiterbildung erscheint auch in den althochdeutschen Nebenformen der Lesum (Weser), welche aufser Liastmona auch Liestmuone, Liestmundi und Liesmundi heifst; der Name ist zunächst für den Ort Lesum überliefert. So heifst z. B. auch die Wörmke, wie schon oben bemerkt, Wiermont, ferner auch Warmend (s. Giefers a. a. O. S. 36), sowie Wermode und Warmede. Permunt setzt also nach meiner Meinung eine frühere Form Permona und Permana voraus, wie Wiermont die überlieferte Form Wermana, wie Liestmundi die gleichfalls urkundlich vorkommende Form Liastmona. Das -munt in Permunt heifst demnach Flufs; was aber bedeutet Per? Ich bringe Per zusammen mit dem althochdeutschen Worte përo = Bär, welches mittelniederdeutsch bare, neuniederdeutsch bâr, sowie baor, bor lautet. Permunt heifst mithin Bärenflufs. Nach den Bären sind die Flüsse häufig benannt, so z. B. die Pernaffa, jetzt Perf (Lahn), ferner der Berenbach, sodann die Barbeck (Stör) in Holstein, sowie die Bermecke*

* -mecke ist eine Entstellung aus mebecke und me selbst der Rest von mana. Klar wird dies besonders durch Wermana, jetzt Wörmke oder Wermecke, wie man meistenteils in der Gegend hört.

und Barmecke in Westfalen u. s. w. Auf das besonders häufige Vorhandensein von Bären in früherer Zeit in der Gegend von Pyrmont deutet der Bergname „Bierberg“ bei Lügde, ferner die Ortsnamen Baarsen* = Bärenhausen, sowie Barntrup = Bärendorf. Eine besondere Bestätigung nun, dafs Per- in Permunt so zu erklären sei, finde ich in dem ältesten Namen der Gegend von Pyrmont, die nach meiner Ansicht ohne Zweifel durch Piringisimarca bezeichnet wird. Schon daraus, dafs neben Permunt die Formen Piermont und Pyrmunt vorkommen, geht hervor, dafs das Pir- in Piringisimarca = Per = Ber sein kann. Die Silbe -ingen bedeutet bekanntlich die Zugehörigkeit, oft unserem -heim entsprechend; z. B. ist Sigmaringen der Ort, der dem Sigmar zugehört = Sigmarsheim, — Beverungen a. d. Weser = Biberheim;** zunächst lehnt sich der Ortsname Beverungen an den durch Beverungen fliefsenden Bach, die Bever = Biberbach, an. Piringen bezeichnet also eine Gegend, wo sich viele Bären befinden, also Bärenheim; das -is in Piringisimarca ist Genitivendung, welches letztere demnach etwa „Bärenheimsmark“ bedeutet. So haben wir ein Beringen bei Schaffhausen, althochdeutsch Peringen lautend, welches schon Förstemann in seinem altdeutschen Namenbuche mit Bär zusammenbringt. Das P in Piringisimarca und Permunt statt des in niederdeutscher Gegend zu erwartenden B läfst sich am einfachsten so erklären, dafs der überwiegende Einflufs der althochdeutschen Sprache die Fixierung des Namens in oberdeutscher Form veranlafst hat. Später verstand man den Namen nicht mehr und behielt die Schreibung mit P bei.

Welcher Bach bei Pyrmont hat nun der Bärenbach geheifsen? Nach meiner Ansicht der Bach, der als der natürliche Abflufs der beiden gewaltigen, nicht erbohrten, sondern von selbst seit uralter Zeit hervorsprudelnden Quellen, der Bade- und der Trinkquelle, vor der künstlichen Fassung, Ableitung und Benutzung der Quellen der Emmer zueilte. Dieser natürliche Abflufs hat nach einer freundlichen Mitteilung des Baumeisters Gösling in Pyrmont früher, wie ein von Tuffsteinfelsen eingefafster und sich quer über die Altenaustrafse ziehender Morastboden deutlich zeigt, über die Altenaustrafse nach der Emmer zu stattgefunden. Der Abflufs der sogenannten Trampelschen Quellen vereinigte sich mit diesem Hauptwasserlaufe. Übrigens findet vom Brunnenplatze aus noch jetzt ein Abflufs in dieser Richtung statt.

Also von dem aus den beiden mächtigen Quellen entstehenden wasserreichen Bache, der wegen der Menge der an diesem Bache sich aufhaltenden Bären der Bärenbach von unseren Vorfahren genannt wurde, hat der Ort Pyrmont selbst den Namen erhalten. Es ist dies bei einer ungemein zahlreichen Menge von Orten der Fall, dafs sie von dem Bache den Namen bekommen haben.

* -sen ist eine Verschrumpfung von -hausen, wie Lövensen neben Lövenhausen.

** Die Biber waren bekanntlich noch vor einigen hundert Jahren an manchen Flüssen Deutschlands ziemlich zahlreich.

Altena i. W. Dr. Lohmeyer.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

H. Osthoff, Schriftsprache und Volksmundart. (Berlin, Habel.) 80 Pf.
W. Münch, Zur Förderung des franz. Unterrichts, insbesondere auf Realgymnasien. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk.
G. Fincke, Über die Behandlung der franz. Konjugation auf Gymnasien. (Danzig, Progr. des Realgymn.) 1 Mk. 20 Pf.
Strafsburger Studien, Zeitschrift f. Geschichte, Sprache und Litteratur des Elsasses. Hrsg. v. E. Martin u. W. Wiegand. 1. Bd. 4. Heft. (Strafsburg, Trübner.) 5 Mk.

Lexikographie.

F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Lfrg. (Strafsburg, Trübner.) 1 Mk. 50 Pf.
F. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française. Liv. 21. 22. (Paris, Vieweg.) à 5 fr.
A. Romdahl, Glossaire du patois du Val de Saire (Manche) suivi de remarques grammaticales. (Linkœping.)

Grammatik.

E. Nordmeyer, Die grammatischen Gesetze der deutschen Wortstellung. (Magdeburg, Progr.) 1 Mk. 20 Pf.
Th. Müller, Angelsächsische Grammatik. Hrsg. v. H. Hilmer. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 4 Mk. 40 Pf.
H. Bokemüller, Zur Lautkritik der Reimpredigt „Grant mal fist Adam". (Halle, Dissert.) 1 Mk. 20 Pf.
H. Schiller, Der Infinitiv bei Chrestien. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 80 Pf.
A. Beyer, Die Flexion des Vokativs im Altfranzösischen u. Provençalischen. (Halle, Dissert.) 1 Mk.
A. Wigand, Formation et flexion du verbe français basées sur le latin d'après les résultats de la science moderne. (Hermannstadt, Michaelis.) 2 Mk. 40 Pf.
J. Witte, Abrifs der franz. Etymologie für den Standpunkt der oberen Gymnasialklassen. (Wolfenbüttel, Progr.) 1 Mk. 20 Pf.
F. Miklosich, Beiträge zur Lautlehre der rumunischen Dialekt-Lautgruppen. (Wien, Gerold.)

Litteratur.

W. Cramer, Die Nibelungenstrophe. Eine metrische Untersuchung. (Schlettstadt, Progr. des Realgymn.) 1 Mk. 20 Pf.
A. Jacklein, Die Frithjofsage aus dem Altnordischen übersetzt. (Progr. der Studienanstalt in Straubing.) 1 Mk. 20 Pf.
Kudrun, hrsg. v. B. Symons (Halle, Niemeyer.) 2 Mk. 80 Pf.
Saltzmann, Wolframs v. Eschenbach Willehalm und seine altfrz. Quelle. (Pillau, Progr. des Realgymn.) 1 Mk. 20 Pf.
H. Schlüter, Zur Geschichte der deutschen Spruchdichtung im Zeitalter der Minnesänger. (Striegau, Progr.) 1 Mk. 20 Pf.
Arnims Tröst-Einsamkeit. Hrsg. von F. Pfaff. 1. Lfrg. (Freiburg und Tübingen, Mohr.) 1 Mk.
Arnoldt, Über Schillers Auffassung u. Verwertung des antiken Chors in der Braut von Messina. (Königsberg, Progr.) 1 Mk. 20 Pf.
A. Althaus, Erörterungen über Lessings Minna von Barnhelm. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
S. Friedmann, Un poeta politico in Germania (Gualterio di Vogelweide). (Livorno, Vigo.) 2 l.
S. Kalischer, Göthe als Naturforscher u. Herr Du Bois-Reymond als sein Kritiker. Eine Antikritik. (Berlin, Hempel.) 1 Mk. 60 Pf.
A. Wysard, The intellectual and moral problem of Gœthe's Faust. Part. I and II. (London, Trübner.) 2 s. 6 d.
Ch. Borgeaud, J. J. Rousseaus Religionsphilosophie. (Leipzig, Fock.) 3 Mk.
A. Kummer, Victor Hugos lyrische Gedichte. (Hameln, Gymn.-Progr.) 1 Mk. 20 Pf.
P. Sébillot, Gargantua dans les traditions populaires. (Paris, Maisonneuve.) 7 fr. 50 c.
H. Christensen, Beiträge zur Alexandersage. (Hamburg, Nolte.) 1 Mk. 20 Pf.
La chanson de Roland. Texte critique. Traduction p. L. Gautier. 12e éd. (Tours, Mame et fils.)
J. Fleury, Littérature orale de la Basse Normandie. (Paris, Maisonneuve.) 7 fr. 50 c.
H. Möller, Das Beowulf-Epos mit den übrigen Bruchstücken des altengl. Volks-Epos in der ursprünglichen strophischen Form. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 2 Mk. 75 Pf.
F. Rönning, Beovulf kvädet. (Kopenhagen.) 2 Mk. 50 Pf.
M. C. Thomas, Sir Gawayne and the green Knight (a comparison with the french Perceval). (Zürich, Dissert.) 1 Mk. 50 Pf.
E. Groth, Komposition u. Alter der angelsächsischen Exodus. (Berlin, Mayer & Müller.) 1 Mk. 20 Pf.
C. P. Vining, Das Geheimnis des Hamlet. Aus dem Engl. v. A. Knoflach. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.
P. Stapfer, Les tragédies romaines de Shakespeare. (Paris, Fischbacher.) 3 fr. 50 c.
Pseudo-Shakesperian Plays P. I. The comedie of Faire Em. Revised and edited with introduction and notes by K. Warnke and L. Pröscholdt. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 50 Pf.
E. Engel, Hat Francis Bacon die Dramen William Shakespeares geschrieben? 2. Aufl. (Leipzig, Friedrich.)
B. G. Kinnear, Cruces Shakespearianæ. (London, Bell & Sons.) 7 s. 6 d.
Fr. Ohlsen, Dryden as a Dramatist and Critic. (Altona, Progr. des Realgymn.) 1 Mk. 20 Pf.
Lord Byron von Stephan Born. (Basel, Schwabe.) 80 Pf.
J. C. Jefferson, The real Lord Byron. (London, Horst & Blackett.) 30 s.

E. Engel, Geschichte der englischen Litteratur. 4. Lfrg. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.

A. Filon, Histoire de la littérature anglaise. (Paris, Hachette.) 6 f.

Galanti, Can., Carmine. Sulla interpretazione dei primi terzetti del canto IX del Purgatorio: continuazione della lettera V della serie 2ª a Giuseppe Despuches. (Ripatransone, Jaffei e Nisi.)

Dante und Beatrice v. F. Hettinger. (Frankfurt a. M., Fösser.) 50 Pf.

Hilfsbücher.

K. Darenwell, Der deutsche Aufsatz in den unteren u. mittleren Klassen höherer Lehranstalten, sowie in Mittel- und Bürgerschulen. 1. Teil. (Hannover, Meyer.) 2 Mk. 40 Pf.

G. Helmcke u. W. Dobert, Übungsstoffe f. den orthographischen Unterricht. (Leipzig, Peters.) 50 Pf.

Huver, Entwurf einer franz. Formenlehre auf Grundlage des Lateinischen, nebst einer Zusammenstellung der wichtigsten franz.-romanischen Lautgesetze für den Unterricht auf dem Gymnasium und Realgymn. (Progr. des Gymn. Hohenstein.) 1 Mk. 20 Pf.

O. Garve, Tabellen zur franz. Grammatik. (Leipzig, Schultze.) 1 Mk. 25 Pf.

G. Strien, Die unregelmäſsigen franz. Zeitwörter, nebst einem Abriſs der franz. Syntax. (Halle, Strien.) 50 Pf.

Hane, Bemerkungen zu Knebels franz. Schulgrammatik. (Rössel, Progr.) 1 Mk. 20 Pf.

König, Franz. Syntax im Abriſs. (Meldorf, Gymn.-Progr.) 1 Mk. 20 Pf.

Zur Einführung
in das
Studium der dramatischen Dichtkunst

von

A. Goerth,
Schuldirektor in Insterburg.

Drama heifst Handlung, oder auch die Darstellung einer Handlung.* Die dramatische Kunst stellt uns menschliche Thaten und Ereignisse dar, so wie sie sich im Leben vollziehen. Die Personen, welche sie als Träger der Handlungen uns vorführt, denken, sprechen und gebärden sich wie in der Wirklichkeit. Aber doch ist das, was wir auf den „Brettern, die die Welt bedeuten, sinnvoll still an uns vorübergehen lassen“, nicht die Wirklichkeit selbst, sondern eine ideale Welt. Der dramatische Dichter durchwebt und verarbeitet seine Stoffe so wie der lyrische oder epische Künstler mit religiösen oder sittlichen (socialen und politischen) Ideen. Auch in der dramatischen Kunst entscheidet die Idealisierung des Stoffes und trennt das Gedicht als Kunstwerk streng ab von den blofs gekünstelten Machwerken geschickter Dilettanten.

Man rechnet zur dramatischen Kunst Tragödien, Komödien und Schauspiele** in ihren verschiedenen Ab- und Unterarten. Die meisten dieser Stücke sind für die Auf-

* Von dem Verfasser ist kürzlich erschienen: Einführung in das Studium der Dichtkunst, Bd. I: Das Studium der Lyrik.

** Schauspiele nennt man wohl auch Dramen im engeren Sinne. Es ist besser, das Wort Drama als Gattungswort für alle dichterischen Leistungen in dialogischer Form zu gebrauchen.

führung auf dem Theater gedichtet und beanspruchen die Kunst der Mimen, der Schauspieler.

Demgemäfs hat der Dichter sie nach Kunstgesetzen komponiert, die auf diesen Zweck und auf die Mitwirkung der Schauspieler Rücksicht nehmen. Es giebt aber auch dramatische Gedichte, die sich an diese Regeln nicht kehren. Das Genie geht stets seinen eigenen Weg und erfindet nicht selten neue Kunstformen. Man denke an Göthes „Faust“.

Die Gesetze, nach denen der dramatische Dichter schafft, sind bedingt durch das Wesen seiner Kunst. Die Lyrik wendet sich, wie ich im ersten Bande meines Werkes gezeigt habe, vorzugsweise an unser Gemüt; sie „wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schlafen.“ Darum ist ihr schönstes und reichstes Gebiet das der Liebe, wie sie in tausendfach verschiedenen Strahlen sich äufsert als Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau, als Gatten-, Geschwister-, Freundesliebe, als Liebe zur Natur, zur Heimat, zum Vaterlande, zu allem Grofsen, Guten und Schönen; und dazu das Gebiet des Schmerzes um das verlorene Schöne. Den Stoff für die dramatische Kunst liefert der menschliche *Wille* mit seiner die Welt bezwingenden Macht.

Unser Wille ist das Produkt eingeborener Anlagen (nach Beneke Kräftigkeit der Urvermögen) und der Erziehung, die uns von frühester Kindheit an durch Eltern, Lehrer, durch die Umgebung, durch Bücher und Schicksale teils beabsichtigt, teils unabsichtlich zu teil wird. Durch fortgesetzte, auf bestimmte vernunftgemäfs erreichbare Zwecke gerichtete Strebungen (Willensakte*) bildet sich in der Seele eines jeden Menschen im Laufe der Jahre eine eigentümliche Art der Entschlossenheit, die ihn bei seinem Handeln, bei seinem Thun und Lassen leitet und den Ausschlag giebt. Jeder einzelne, wirklich ausgeführte Willensakt ist von früher Jugend an je nach dem bewegenden Motiv und der damit verbundenen Verantwortlichkeit mit dem Gefühl der Lust oder Unlust verbunden, das sich von einfacher Befriedigung bis zu beseligender

* Beneke nennt sie Wollungen. Von ihnen zu unterscheiden sind die Wünsche. Diese richten sich auf keinen bestimmten erreichbaren Zweck und sind zu unserer Charakterbildung gleichgiltig.

Freude, von Unruhe bis zu nagendem Schmerz, ja bis zur Verzweiflung steigern kann. Daraus bildet sich im Laufe der Jahre in der Seele das Gewissen, d. h. das Wissen um unser Thun mit seinen belohnenden oder strafenden Gemütsbewegungen. So giebt der Wille eines Menschen den treuesten Spiegel seines Ich, seiner Persönlichkeit; denn er enthüllt dem Kenner des Handelnden Beweggründe, seine Neigungen, Leidenschaften, Anlagen und Gemütsbewegungen. Daher ist Wille gleichbedeutend mit Charakter.

Die einzelnen Willensakte stehen in den ersten Lebensjahren lediglich unter dem Einflufs der Naturgesetze; mit zunehmendem Alter werden sie beeinflufst, ja geregelt durch die Gebote der Sittlichkeit und der Religion.

Das kleine Kind ist reines Sinnenwesen: es will nur trinken, essen und spielen; später lernt es sittlich handeln durch die Gebote und Verbote der Eltern, der Erzieher und anderer Personen seiner Umgebung;* zuletzt, sobald es vermag, den Begriff „Gott“ zu fassen und in sein Gefühl aufzunehmen, steht sein Wille auch unter dem Einflusse der Frömmigkeit, d. h. des Gefühls der Abhängigkeit von seinem Gott und Vater.

Die Gebote der Sittlichkeit (Verhältnis des Menschen zum Menschen) und der Religion (Verhältnis des Menschen zu Gott) sind durch gemeinsame Arbeit des Menschengeschlechts erzeugt worden und werden unablässig verändert und vermehrt. Sie entwickeln sich aus Ideen, d. h. Meinungen, die unter der allgewaltigen, die Menschheit beherrschenden Macht des „kategorischen Imperativs“ bei dem unbewufst gemeinsamen Streben nach Vollkommenheit zu Tage gefördert werden und unser ganzes Leben und Streben beherrschen (s. Bd. I, Künstler und Dilettant, S. 16). So bildet sich der Wille oder Charakter eines jeden Menschen einmal nach den alten bereits zu Gesetzen erstarkten oder erstarrten Ideen und den neuen treibenden Mächten, welche seine Zeit gebiert. Daher ist jeder ein „Kind

* Den gröfsten Einflufs hat die nicht beabsichtigte Erziehung. Das Kind abstrahiert sich sittliche (oder unsittliche) Gesetze aus den Reden und dem Beispiel der Personen seiner Umgebung, sowie aus den Thaten der Menschen, die ihm in Büchern geschildert werden. Daher die Gefahr schlechter Lektüre namentlich für phantasiereiche Kinder.

seiner Zeit", selbst wenn sein Geist so gewaltig ist, dafs er die neuen Ideen seinem Volke, ja allen Menschen zur Klarheit zu bringen und ihr Leben danach umzugestalten vermag. Luther glaubte sein lebelang an den Teufel, an die Hölle des Mittelalters, an Hexen- und Zauberspuk, wie die beschränktesten Köpfe seines Jahrhunderts.

Aus diesen Betrachtungen wird klar geworden sein, dafs bei dieser grofsen Fülle von Bedingungen der Wille oder Charakter eines Menschen sich eigentümlich gestalten mufs. Zwar lassen sich bei Annahme bestimmter Bedingungen auf die Ausbildung ziemlich sichere Schlüsse ziehen. Wer von Kindheit auf gewöhnt wird, seine sinnlichen Neigungen um des Guten willen zu beherrschen, wem bei so sittlichem Handeln durch die liebevolle Teilnahme edler Eltern und Erzieher die rechte Würme fürs Gute erzogen wird: der kann und mufs, falls seine eingeborenen Anlagen nicht zu mächtig dagegen wirken, ein edler Mensch werden, bei dem schliefslich das Sittengesetz Naturgesetz wird, also dafs er nicht anders als sittlich handeln kann. Wer sich von Jugend auf allen Vergnügungen hingeben darf, und nie oder nicht mit rechtem Ernst gezwungen wird, das Vergnügen der Pflicht zu opfern, mufs allmählich selbst bei guten Anlagen ein vergnügungssüchtiger Mensch, ein leichtsinniger Charakter werden. Wer bei hervorragenden Anlagen zu selbständigem Handeln nie gewöhnt wird, seinen Willen, der schon früh dieser Energie gemäfs herrisch und gewaltthätig auftritt, unter das Gesetz zu beugen, kann leicht, falls nicht die Erziehung durch das Schicksal einwirkt, sich zu einem herrischen und gewaltthätigen Charakter ausbilden. Ein Mensch, der bei ähnlichen Anlagen in Kreisen erzogen wird, in denen die Menschen eine besondere Lust empfinden, gegen göttliche und menschliche Gebote zu handeln, kann sich leicht zu einem jener grofsen Verbrecher entwickeln, deren Thaten wir schaudernd bewundern. Demgemäfs pflegt man wohl von sittlichen oder unsittlichen, leichtsinnigen, herrischen, gewaltthätigen, ehrgeizigen, verbrecherischen, frommen und demütigen, sowie von schwankenden, unbestimmten und unbedeutenden Charakteren zu sprechen. Aber es dürfte wohl klar geworden sein, dafs hier die Wissenschaft mit ihren allgemeinen Be-

griffen, Definitionen und Regeln nur Oberflächliches zu leisten vermag. Sie kann nur lehren, in welcher Weise der Charakter sich bildet, wie bestimmte Verhältnisse bei gegebenen Anlagen auf diese Ausbildung und die daraus resultierende Handlungsweise einwirken können; aber sie vermag nicht, uns tiefer in die Kenntnis des Charakters eines Individuums einzuführen. Und doch bedürfen wir alle dieser Kenntnis und streben bewufst oder unbewufst unser lebelang danach, Menschen- und Selbsterkenntnis zu erlangen. Denn unser Glück oder Unglück, der Erfolg unserer Wirksamkeit auf Mit- und Nachwelt und somit der ganze Fortschritt der Welt ist wesentlich darauf gegründet, dafs jeder einzelne in jenem Streben zur Erkenntnis der Wahrheit gelange. Das Leben ist in der That ein „Kampf aller gegen alle“; Wille kämpft gegen Wille im kleinen wie im grofsen, und es mufs also sein; denn nur aus ununterbrochenen Kämpfen erblüht Gesundheit und Lebensfrische bei dem einzelnen wie in der ganzen menschlichen Gesellschaft.

In diesem Streben kommt die dramatische Kunst uns liebevoll fördernd entgegen. Der echte Dichter beobachtet schärfer als gewöhnliche Menschen, selbst als Männer der Wissenschaft, und vermag infolge seiner Begabung die einzelnen Charaktere in ihrer wahren Wesenheit zu erkennen und durch Intuition auf ihre Beweggründe, Anlagen und Gemütsbewegungen die richtigen Schlüsse zu ziehen. So vermag er im Laufe der Jahre von verschiedenen, namentlich aufsergewöhnlichen Menschen getreue Bilder in seine Seele aufzunehmen und dieselben mit Hilfe seiner künstlerischen Phantasie in freiem Spiel zu verarbeiten.

So wie der Historienmaler es vermag, Menschen in ihrer äufseren Erscheinung durch Linien und Farben darzustellen, ist der dramatische Künstler im stande, Personen in ihrem Gebaren, ihrem Denken, Fühlen und Wollen und in ihrem charakteristischen Handeln naturgetreu in Worten zu schildern.* So wie

* Diese Schärfe des Blicks für das Äufsere und für das Innere eines Menschen ist bei bedeutenden Dichtern ganz bewunderungswürdig. Wenn sie in kleinen Städten leben, wo jeder den anderen kennt, sind die Menschen, welche ihnen, wie man sagt, „zu den einzelnen Porträts gesessen haben“,

der Historienmaler in seinem Schaffen durch Studien in Perspektive, Kompositions- und Farbenlehre und Schattenprojektion unterstützt wird, schärft und verfeinert der dramatische Künstler seinen Blick durch das Studium der Psychologie, der Geschichte und Philosophie, jedoch vermögen solche Studien den durch das eingeborene Talent gegebenen tieferen Einblick in fremde Seelen nie zu ersetzen.

Der echte dramatische Dichter ist ein Seelenmaler. Aber seine Kunst legt ihm aufserdem noch besondere Schwierigkeiten auf. Ein Seelenmaler ist auch der epische Dichter. Das Talent, in die Tiefen menschlicher Seelen zu schauen, mufs ihm in demselben Mafse wie dem Dramatiker eigen sein.

Aber seine Kunst gestattet ihm sorgsame Motivierung der Handlungen, breite, eingehende Schilderung aller Verhältnisse; erlaubt ihm, uns in einzelnen Bildern vorzuführen, wie der Held allmählich erzogen, durch die Zeit und die Umgebung zum Handeln bestimmt wird. Es ist ihm gestattet, das Gemütsleben seiner Person besonders zu berücksichtigen. Die Schilderung der allmählich wachsenden Liebesleidenschaft bildet ja in seinen Schöpfungen stets eine der interessantesten und reizendsten Episoden. Dem Dramatiker, der uns in einem sehr engen Rahmen ein idealisiertes Bild menschlichen Wollens und Handelns vorführen soll, sind diese Vorteile nicht gestattet. Er mufs sich in Motivierung und Charakteristik der äufsersten Kürze befleifsigen, mufs Hauptgewicht auf die Handlung legen, darf dem lyrischen Element, den Gefühlsergüssen nur einen ganz beschränkten Spielraum gewähren und Schilderungen soviel wie möglich vermeiden, denn der Zuschauer will die Handlungen vor seinen Augen sich vollziehen sehen.* „Auf der Bühne

so leicht zu erkennen, dafs auch ein ungeübtes Auge davon gepackt wird. Da nur wenige Kenner begreifen, wie solche Beobachtungen beim Idealisieren verarbeitet werden, so wird der Dichter nicht selten für seine Kunst persönlich verantwortlich gemacht. So soll es, wenn ich recht berichtet bin, dem berühmten Spielhagen ergangen sein, als er seine ersten Romane, „Problematische Naturen“ und „Durch Nacht zum Licht“ veröffentlichte.

* Unter dem epischen Künstler schafft ihm am ähnlichsten der Novellendichter, der die Aufgabe hat, in pikanter und geistvoller Weise ein psychologisches Problem oder Rätsel zu lösen. Man denke an die Schöpfungen von Paul Heyse, des Novellendichters par excellence. In diesen kurzen Gedichten werden die Charaktere leicht aber sehr scharf skizziert

wirken nicht die schönen Reden, sondern die Darstellung der Gemütsprozesse, durch welche das Empfinden sich zum Wollen und zur That verdichtet.“ Diese Thaten selbst müssen Bedeutung haben, die Personen als Träger derselben müssen uns lebhaft interessieren, so dafs wir uns an ihrem Thun erbauen, erfrischen, erheben, dafs in unserer Seele ein nachhaltiger Eindruck zurückbleibt, der reinigend und veredelnd unser eigenes Denken und Thun durchdringt. Diese Wirkung soll durch ein wenig umfangreiches Bild erzielt werden, dessen Darstellung auf der Bühne höchstens drei bis vier Stunden dauern darf. Das ist wahrlich eine schwere Aufgabe und erfordert eine aufserordentliche Dichterkraft, verbunden mit einem besonderen dramatischen Talent.

Um diese Aufgabe recht zu lösen, sind die Dichter in Bezug auf die äufsere Form ihrer Werke bei der Rhetorik in die Schule gegangen und haben von ihr eine Menge Kunstgriffe entlehnt. Auch haben sich aus dem Studium der besten dramatischen Werke früherer Zeiten eine Menge technischer Vorschriften ergeben, die jeder Dichter mit Nutzen verwerten wird. Mit Hilfe dieser Kunstgriffe und Vorschriften ist es nicht schwer, ein Drama zu schreiben, das äufserlich wie ein Kunstwerk aussieht. Wir haben eine übergrofse Menge solcher blofs rhetorischen Künsteleien, und ihre Zahl wird jahraus, jahrein vermehrt. Es ist also auch hier wie in der Lyrik die Aufgabe jedes Studierenden, dahin zu gelangen, mit Sicherheit das echte Gold vom Scheinmetall zu unterscheiden.

Zunächst ist es wichtig, jene Kunstgriffe und Vorschriften kennen zu lernen: die Technik des Dramas zu studieren. Ich verweise meine Leser auf das treffliche Buch von Gustav Freytag: Die Technik des Dramas, und will hier den Bau eines regelrechten dramatischen Kunstwerks nur in der Kürze besprechen.

Jedes Drama, mag es Tragödie oder Komödie sein, bietet uns ein Bild menschlicher Lebenskämpfe: Wille kämpft

---

und die Handlung eilt nach kurzer Vorbereitung rasch zum Höhepunkte hinauf, dem eine kurze Katastrophe folgt.

gegen Wille, der einzelne gegen widerstrebende Gegner, oder auch Partei gegen Partei. Soll solch ein Bild einheitliches Interesse erregen, so mufs ein und derselbe Kampf den Inhalt bilden; dieser Kampf mufs im Eingange motiviert, bis zu einem Höhepunkte gesteigert und zu einem bestimmten befriedigenden Ausgang geführt werden. Den Inhalt des Kampfes bilden die einzelnen Handlungen, die Schachzüge der Spieler und Gegenspieler. Sind dieselben so angelegt, dafs sie unser Interesse stets auf die Hauptsache richten, dafs sie uns nie von dem Hauptkampfe ablenken, so herrscht in dem Stücke Einheit der Handlung. Scenen, die in das Getriebe dieses Kampfes gar nicht eingreifen, sind fehlerhaft, weil sie unser Interesse auf Nebendinge leiten. In Corneilles „Cid“ ist die Rolle der Königstochter Donna Uraka ganz verfehlt, da sie auf die Handlung, auf den Kampf zwischen dem Helden Rodrigo mit seiner Ximene, gar keinen Einflufs ausübt. Darum werden bei der Aufführung sämtliche Scenen, in denen jene Dame auftritt, mit Recht ganz weggelassen. Alle einzelnen Handlungen müssen wie die Glieder einer Kette ineinander greifen, so dafs man keine entfernen kann, ohne diese Kette zu zerreifsen.

Zuweilen fügt der Dichter der Haupthandlung Scenen bei, die nicht unbedingt notwendig sind, sondern nur dazu dienen, uns den Charakter des Helden klarer hervorzuheben. Solche Scenen nennt man Episoden. In Lessings „Minna von Barnhelm“ ist solch eine Episode das Auftreten der „Dame in Trauer“, durch deren Gespräch mit Tellheim der edle Charakter dieses Mannes in ein so helles Licht gesetzt wird. Die Dame greift in den Kampf zwischen dem Helden und seiner Minna gar nicht ein. Sie tritt nur auf, um wieder zu verschwinden, und darum könnte diese Scene ohne besonderen Nachteil für das Stück auch ganz gestrichen werden. Episoden sind gleichsam Verzierungen an den Gliedern der Goldkette. Wenn man sie wegläfst, so bleibt die Kette in ihrer Wesenheit unangetastet.

Man pflegt die Handlung in einem Drama die Fabel desselben zu nennen, indem man vorzugsweise an die Erfindungskraft denkt, deren der Dichter bedarf, um die verschiedenen Scenen, die Schachzüge der Spieler und Gegenspieler zu erdenken. Mir will der Ausdruck nicht gefallen, weil er Haupt-

gewicht auf des Dichters Witz legt, während diese Gabe, wie später gezeigt werden soll, bei der Komposition durchaus nicht die Hauptrolle spielt. Mir erscheint es klarer, als *Handlung* eines Stückes den einheitlich durchgeführten Kampf zwischen Spielern und Gegenspielern zu bezeichnen. So ist die Handlung in „Maria Stuart" der Kampf zwischen Maria und Elisabeth und damit zwischen Protestantismus und Katholicismus, zwischen dem Königtum von „Gottes und von Volkes Gnaden"; die Handlung im „Wallenstein" der Kampf zwischen dem allmächtigen Feldherrn und dem schwachen und ränkesüchtigen Kaiser, der Kampf zwischen der rechtlosen Gröfse und der hinter altem geheiligtem Recht verschanzten Selbstsucht und Gemeinheit. In Shakespeares „Julius Cäsar" führt uns der Dichter den Kampf der letzten römischen Republikaner gegen die andringende Monarchie vor Augen. In den „Femmes Savantes" von Molière ist die Handlung der komische Kampf zwischen den eitlen „gelahrten Frauen" und dem gesunden Menschenverstande ihrer Hausgenossen; in „Minna von Barnhelm" der Kampf zwischen dem klugen Mädchen und ihrem wunderlichen Bräutigam, um denselben von seiner Marotte zu heilen.

Gewöhnlich stellt der Dichter, namentlich in Tragödien, als Träger der Handlung einen Helden (oder eine Heldin) auf und fesselt so unser Hauptinteresse während des ganzen Kampfes einheitlich an diese Person. Wir haben aber auch vorzügliche Kunstwerke, in denen zwei gleichberechtigte Gewalten auftreten und während ihres Kampfes unser liebevolles Interesse in gleicher Weise gefangen nehmen: so in der berühmten „Antigone" von Sophokles. Mithin liegt die für jedes Drama unbedingt erforderliche *Einheit der Handlung* in der einheitlichen Verknüpfung der einzelnen Scenen, durch die uns der das ganze Stück durchdringende Hauptkampf in seinem Auf- und Absteigen vom Beginn durch den Höhepunkt zur Katastrophe vorgeführt wird.

Aus dem Gesagten wird schon klarer geworden sein, dafs jedes echte Drama die blofse Darstellung von Ereignissen, mögen sie noch so witzig verknüpft sein, vollständig

ausschliefst. Jeder Kampf erfordert Handlungen, die aus dem Willen oder Charakter der Kämpfenden entspringen. Nur wenn dem Zufall oder dem Schicksal dabei eine ganz untergeordnete Rolle zugeteilt wird, kann uns solch ein Kampf interessieren, d. h. mit herzlicher, das Gemüt bewegender Teilnahme erfüllen.* Lessing sagt in seiner „Hamburger Dramaturgie" bei Besprechung von Corneilles „Rodogune" (St. 30) folgendes: „Dieser dreifache Mord würde eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nämlichen Leidenschaft der nämlichen Person hätte. Was fehlt ihr also noch zum Stoff einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts, für den Stümper alles. Da ist keine Liebe, da ist keine Verwickelung, keine Erkennung, kein unerwarteter, wunderbarer Zwischenfall; alles geht seinen natürlichen Gang. Dieser natürliche Gang reizt das Genie, und den Stümper schreckt es ab. Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die ineinander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschliefsen, alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, dafs es nicht anders geschehen kann: das, das ist seine Sache, wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrungen des Geistes zu verwandeln. Der Witz hingegen, als der nicht auf das ineinander Gegründete, sondern nur auf das Ähnliche oder Unähnliche geht, wenn er sich an Werke wagt, die dem Genie allein vorgespart bleiben sollten, hält sich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts miteinander gemein haben, als dafs sie zugleich geschehen. Diese miteinander zu verbinden, ihre Fäden so durcheinander zu flechten und zu verwirren, dafs wir jeden Augenblick den einen unter dem anderen verlieren, aus

* Eine geschickte Verknüpfung aller möglichen Ereignisse erregt nur Spannung. Durch Erregung der niederen Affekte unserer Seele, wie Furcht, Angst, pathologisches Mitleid, Neugier oder Hafs, Widerwillen, Abscheu, wird das Gemüt in einen unbehaglichen Zustand versetzt, so dafs es allmählich mit wahrer Ungeduld den Schlufs verlangt, nach dem Ausgang hin wie ein immer straffer gezogener Bogen gespannt wird. Der Schlufs gewährt dann Erleichterung und damit Abspannung. Da rohe Menschen solche Aufregung besonders lieben, so werden schlechte Romane, die darauf spekulieren, nie aus der Welt verschwinden.

einer Befremdung in die andere gestürzt werden: das kann er, der Witz, und nur das. Aus der beständigen Durchkreuzung solcher Fäden von ganz verschiedenen Farben entsteht dann eine Kontextur, die in der Kunst eben das ist, was die Weberei Changeant nennt: ein Stoff, von dem man nicht sagen kann, ob er blau oder rot, grün oder gelb ist; der beides ist, der von dieser Seite so, von der anderen anders erscheint; ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder."

Die Handlungen der Menschen lassen sich nach zwei Richtungen sondern: sie können geschehen um des eigenen Selbst oder um des sittlichen oder religiösen Ideals willen. Die ersteren entspringen aus der auf Naturgesetzen beruhenden Selbstliebe, die sich durch verschiedene Grade bis zur Selbstsucht steigern kann; die anderen aus der dem Menschengeschlecht eingeborenen Liebe zum Grofsen, Guten, Schönen, aus der selbstlosen idealen Liebe, von der die sittlichen und religiösen Gebote herstammen. Aber es giebt nur wenig Handlungen, die sich rein auf das eine oder das andere jener Grundmotive zurückführen lassen; bei den meisten vermischen sich die Motive derart, dafs es sehr schwierig ist zu entscheiden, welche Art der Liebe bei dem Willen den Ausschlag gegeben, und noch schwieriger, in welcher Weise die Mischung vorvorhanden ist* und wie sich daraus und aus dem inneren Kampf der seelischen Regungen das Endresultat ergeben konnte. Hierbei kommt dem Dichter seine feine und scharfe Beobachtungsgabe, sein Blick in die Tiefen der Seelen zu gute. Aus diesen Beobachtungen entnimmt er die Farben zur Komposition seiner Seelengemälde; auf diese Kenntnis stützt er sich, wenn er bei Komposition der seelischen Kämpfe die „Ketten von Ursachen und Wirkungen" einheitlich abgerundet uns vorführt. Er „greift hinein ins volle Menschenleben". Der Poetaster erträumt sich Menschen, wie er sie nach seinem phantastisch erfundenen Plane braucht; es sind „Masken", durch deren Mund er selbst, der Dichterling, zu uns spricht; der Dichter schildert uns naturwahre Lebenskämpfe, ausgeführt von naturwahr ge-

* Die menschliche Seele ist ein wunderbarer und wunderlicher Mischmasch von sinnlichen und edlen Regungen!

zeichneten Charakteren. Darum empfindet er in seiner Seele, wenn der Schaffenstrieb sich meldet, zuerst die Träger der Handlung, die Menschen und danach erst die einzelnen Scenen, durch welche der Hauptkampf einheitlich dargestellt werden kann; während umgekehrt der Poetaster zuerst die „Fabel“ ersinnt und danach sich die nötigen Personen erkünstelt. Wie der Musiker beim Komponieren mit der Melodie zugleich die Harmonien mit der Klangfarbe der verschiedenen Instrumente empfindet, lebt in des Dichters Phantasie beim Schaffen das Leben selbst, wie es die Menschen, jeder seinem Charakter gemäfs, in Mienen, Gebärden, Denken, Sprechen und Handeln bei den verschiedenartigsten Gelegenheiten ihm vorgeführt haben.

Aber es ist freilich dabei noch manches zu erwägen.

So wie der Maler die Farbentöne und Formen niemals so verwerten kann, wie er sie in der Natur sieht, kann der Dichter auch die Scenen des wirklichen Lebens, so dramatisch sie zuweilen auch sein mögen, nicht unverändert bei seinen Schöpfungen verwenden. Nicht allein dafs er sie um der Darstellung des von ihm erfundenen Hauptkampfes willen notwendigerweise verändern mufs. Es kommt die zweite Forderung, die seiner Kunst, hinzu: er mufs sie nach Schönheitsgesetzen verarbeiten, mufs den Stoff idealisieren.*

Ich habe im ersten Bande meines Werkes bereits erörtert, dafs die Kunst des Idealisierens darin besteht, den Stoff mit sittlichen oder religiösen Ideen zu verarbeiten und demgemäfs zu verändern. (Bd. I, S. 18.) Wie der dramatische Dichter dies ausführt, kann man am klarsten aus den grofsen Dramen unseres Schiller und denen von Shakespeare erkennen. Betrachten wir zunächst einige historische Tragödien.

Schiller hatte sich durch eingehende Studien mit der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges vertraut gemacht, als der

* G. Freytag sagt in seiner „Technik des Dramas“ S. 15: „Einen Stoff nach einheitlicher Idee künstlerisch umbilden heifst ihn idealisieren.“ Er versteht dabei unter „Idee“ den künstlerisch organisierten Hauptkampf, die Handlung. Dadurch wird der Begriff „Idealisieren des Stoffes“ nicht zur Klarheit gebracht, denn ein Poetaster könnte demgemäfs die phantastische Zustutzung der Masken in seinen Künsteleien ebenso bezeichnen.

Plan in ihm auftauchte, die finstere Gestalt des Wallenstein zum Mittelpunkt eines dramatischen Gemäldes zu machen. Diese Studien belehrten ihn, dafs der Held dem Kaiser zu mächtig wurde, und dafs man ihn schliefslich, als er mit den Schweden sich verbünden wollte, durch Meuchelmord aus dem Wege räumen liefs. Die Darstellung dieses Kampfes zwischen dem gewaltigen, allmächtig gewordenen Kriegsfürsten und dem Kaiser sollte den Inhalt des Dramas bilden. Der Geschichte nach siegt die Hinterlist durch ein nichtswürdiges verbrecherisches Mittel über ein gleichfalls unsittliches verbrecherisches Thun oder fast zur That gewordenes Wollen. Die lediglich naturwahre Darstellung eines solchen Kampfes kann nur abstofsend, aber nicht erhebend oder erschütternd wirken. Schiller hob dieselbe in das Reich des Schönen, indem er sie mit hochsittlichen Ideen durchwob und die historischen Gestalten diesen Ideen gemäfs handeln liefs. Es sind die hochsittlichen Ideen, die das durch alte Rechte und Pflichten geheiligte Verhältnis zwischen dem Kaiser und seinen Unterthanen und das heilige Gefühl der Treue betreffen. Dadurch hat dies wunderbare Drama nicht nur seine grofsartige Schönheit erhalten, sondern ist zugleich ein echt deutsches Stück, ein echtes Nationalwerk geworden. So tritt die Person des Kaisers bei diesem finsteren Kampfe ganz in den Hintergrund: für ihn handelt die seine Rechte vertretende Partei, an der Spitze derselben Octavio Piccolomini. Es handeln für ihn zuletzt, als der Verrat offenbar wird, alle besseren Elemente des Heeres, so dafs bei dem abtrünnigen Feldherrn trotz seiner Heldengröfse und persönlichen Liebenswürdigkeit nur Menschen bleiben, die im Grunde alle wie Illo sprechen: „Ich bin schon fertig, spricht man von Treue mir und von Gewissen.“ Wallenstein geht unter, weil er „zu frei gescherzt mit dem Gedanken“, weil „er sich zu sehr in seiner Gröfse gefallen“, weil er die Geister, die er heraufbeschworen, nicht zu bannen vermag und nun die That vollbringen mufs, obwohl er sie nur gedacht, obwohl es nie bei ihm beschlossene Sache gewesen ist, sie wirklich auszuführen. Dadurch wird er aus dem historischen, Abfall und Empörung planenden Verräter ein tragischer Held und die Darstellung dieses Kampfes

ein erhabenes Schauspiel. Sie ist es geworden durch das Hineinflechten der oben genannten Ideen, durch die uns die Gesetze der sittlichen Weltordnung in wunderbar schönen, ergreifenden Bildern zu Gemüte geführt werden. Über dem Ganzen schwebt „das grofse gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“

Das, und nur das heifst den Stoff idealisieren, ihn „durch die Form vertilgen“ und in das Gebiet des Schönen erheben.

Shakespeare entnahm den Stoff zu seinem „Julius Cäsar“ aus der römischen Geschichte. Was wir dort lesen, bietet uns nur das unerquickliche Bild des verbrecherischen Ringens der elenden Selbstsucht. „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.“ In dem entarteten Rom erhebt sich ein wilder Kampf hochbegabter, aber ehrgeiziger und rücksichtslos selbstsüchtiger Männer um die Alleinherrschaft. Der bedeutendste wird in dem Augenblicke, da er sein Ziel fast erreicht hat, von den anderen ermordet. Die Mörder zerfleischen einander, bis zuletzt der klügste unter ihnen nach Beseitigung der anderen sein Ziel erreicht: sich zum Alleinherrscher macht. Wie hat Shakespeare diesen unerquicklichen Kampf idealisiert? Er hat ihn mit einfach sittlichen und zugleich mit politischen* Ideen durchwoben und die historischen Charaktere demgemäfs verändert.

Mitten in dies wilde Ringen stellt er den edeln, für die republikanische Freiheit hoch begeisterten Brutus und fesselt unser Interesse einheitlich an sein Schicksal. Er geht unter, weil ein so liebenswürdiges, fein organisiertes Gemüt dem Kampfe mit der schlauen Selbstsucht, mit dem ehrgeizigen und verbrecherischen Streben der Söhne einer entarteten Zeit nicht gewachsen ist. So werden uns auch hier durch die jenen Ideen gemäfs geschilderten Handlungen des Brutus und seiner Gegenspieler, sowie durch die Handlungen des Volkes die Gesetze der sittlichen Weltordnung enthüllt; so fühlen wir auch hier das Walten des grofsen gigantischen Schicksals, das sich dem denkenden Blicke sowohl im Geschick des einzelnen, wie in dem ganzer Völker klar offenbart.

* Sittliche Ideen zerfallen in einfach sittliche, die das Verhältnis des Menschen zum Menschen, in sociale, die das der Stände zu einander, in politische, die das des Bürgers zum Staat und zu seinem Fürsten betreffen.

Auch in den Tragödien, in welchen Shakespeare uns das leidenschaftliche Ringen und Streben verbrecherischer Selbstsucht mit grausiger Naturwahrheit schildert, in „Macbeth", „Richard III", „Othello" ist der Stoff idealisiert, nach sittlichen und religiösen Ideen verändert worden. Überall läfst er diese entsetzlichen Menschen so sprechen und handeln, dafs wir klar erkennen können, wie der kategorische Imperativ der sittlichen und religiösen Pflicht in ihren Gemütern mit der Leidenschaft ringt; wie sie infolge dieses inneren Kampfes bei allen Erfolgen, die der eiserne böse Wille erringt, immer mehr an innerem Halt verlieren, so dafs schliefslich der Vernichtungskampf von ihnen wie eine Erlösung aus den schrecklichsten Qualen mit wildem Jubel begrüfst wird. Dadurch werden uns diese Verbrecher zu tragischen Helden, dadurch und nur dadurch allein ist es dem Dichter gelungen, uns auch durch solche Schauspiele zu erschüttern und zu erheben; dadurch allein hat er den grausigen Stoff in das Reich des Schönen gehoben.

Das rechte kunstgemäfse Idealisieren des Stoffes läfst sich auch an den guten Komödien studieren. Sie gehören zu den Satiren, in denen, wie Schiller sagt (Über naive und sentimentale Dichtkunst), „der Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit dargestellt wird."

Allen Wunderlichkeiten, die wir so herzhaft belachen, liegt ein tiefer Ernst zu Grunde; aus den Darstellungen des Lebens, wie es nicht sein sollte, klingt das ernste „du sollst" und führt uns in das Reich sittlicher und religiöser Ideen.

Es soll später bei dem eingehenden Studium einzelner Dramen gezeigt werden, wie der Dichter die verschiedenen Charaktere diesem Idealisieren gemäfs bis in die kleinsten Züge ausarbeitet. Hier nur noch ein kurzes Wort über mangelhaftes und über falsches Idealisieren.

Jeder Dichter braucht eine bestimmte Zeit, um Ideen zu studieren und sich zu klarer Anschauung zu bringen, wie dieselben die verschiedenen Individuen, je nach deren Begabung, Gemüts- und Willensrichtung oder auch äufserer Lebensstellung zu Thaten treiben. Solange er das ganze reiche Leben, das Ideen in der Wirklichkeit schaffen, nicht objectiv wahr erkannt und in seine Phantasie aufgenommen hat, wird es ihm

nicht gelingen, das Leben in seinen Stücken objektiv wahr zu schildern. Er kann dann noch nicht, wie Schiller vom Künstler fordert, „sich bescheiden in die ewigen Gesetze verhüllen und in den Stücken mit seiner Persönlichkeit ganz zurücktreten“, sondern mufs den verarbeiteten Ideen und den nach denselben geschaffenen Bildern subjektive Färbung geben. Die Menschen handeln in denselben dann nicht naturwahr, sondern so, wie er, der junge Dichter meint, dafs sie handeln sollten. Dadurch müssen dieselben naturgemäfs phantastische Färbung erhalten und überall wird des Dichters Zuneigung und Abneigung, seine Liebe und sein Hafs sich den Reden und Handlungen so mitteilen, dafs die gleichen Gefühle in dem Zuhörer erregt werden. Das erzeugt eine so unruhige Stimmung, dafs der Genufs des Schönen ganz oder zum grofsen Teil aufgehoben wird. Solch ein noch mangelhaftes Idealisieren zeigt sich klar in den drei ersten, sonst mit ganz wunderbarer Kraft und Genialität verfafsten Dramen unseres Schiller, ja noch im „Don Carlos“.* Das Bild des Fiesko und seiner Verschwörung ist so wenig naturwahr, dafs wir bei einzelnen Zügen lächeln müssen, und in „Kabale und Liebe“ spricht sich gegen die entsetzlichen Zustände der damaligen Zeit ein so glühender Hafs aus, dafs wir noch jetzt schon beim Lesen mit wahrem Ingrimme erfüllt werden.

Das falsche Idealisieren ist das der Poetaster. Auch dies soll später an schlechten Stücken näher erörtert werden. In solchen Machwerken sprechen die Personen, wie z. B. in Voltaires „Zaïre“ in hochtönenden Phrasen über Ideen, aber sie handeln nicht danach.** Zu diesem falschen Idealisieren gehört auch die Erfindung von Handlungen mit tendenziöser Färbung. Hierbei verarbeitet der Dichter nicht eine Idee, son-

* Der grofse Künstler wufste dies selbst so genau, dafs er von diesen ersten Arbeiten gar nicht gern sprechen mochte.

** G. Freytag sagt in seiner „Technik des Dramas“ (S. 225), dafs Schiller „in den Tragödien seine Personen zu Teilnehmern einer Handlung macht, welche die höchsten Verhältnisse der Menschen, Staat und Glauben zum Hintergrunde hat.“ Ich meine, dieser Ausdruck fällt mit dem von mir erörterten Begriff „Idealisieren“ zusammen. Ich drücke dasselbe so aus: Schiller hat in seinen vollendeten Tragödien den Stoff mit den höchsten sittlichen (politischen und socialen) und religiösen Ideen verarbeitet und die Personen als Träger dieser Ideen hingestellt. Er hat durch tiefe Studien

dern nur seine eigene Ansicht und Meinung, höchstens die einer Partei. Nun ist freilich seine Meinung oder die seiner Partei ein Teil einer Idee, und seine Denk- und Handlungsweise kann unter Umständen zu dem grofsen Bilde der Lebenskämpfe, welche solch eine treibende Macht erzeugt, ein hervorragendes Bruchstück liefern. Aber dies vermag er, der selbst mitten in diesen Kämpfen steht, gar nicht zu beurteilen: und so müssen alle Handlungen, die er darstellt, um seine Meinung als die objektiv wahre zur Geltung zu bringen, subjektive Färbung erhalten und die Hörer oder Leser je nach ihrer Parteistellung zur Idee mit Zuneigung oder Abneigung erfüllen. So wird sein Stück ein Mittel, das vielleicht sehr wirksam sein kann, eine grofse Idee zur Durchführung zu bringen, dieselbe zum Sittengesetz zu erheben; aber es verliert dadurch den Charakter des Kunstwerks. Dies gilt auch für das gröfste Werk dieser Gattung, für Lessings „Nathan". Es hat mehr als hunderte der geistvollsten Bücher, Abhandlungen und Predigten dazu beigetragen, die Idee der Toleranz allen edel denkenden Menschen zum objektiv wahren Sittengesetz zu machen; aber es ist und bleibt ein Kampfstück, eine gewaltige, eindringliche, erhabene Predigt in dramatischer Form. Er selbst, der grofse Dichter, sagt, er habe bei der Konzeption die Absicht gehabt, „seine alte Kanzel, das Theater, zu besteigen." So dankbar wir ihm dafür sind, wollen wir doch im Interesse der Kunst an der oben gegebenen Erklärung festhalten. Jedermann weifs, dafs „Nathan der Weise" noch heutzutage bei den religiösen Parteikämpfen von einer Seite hoch gepriesen und verehrt, von der anderen aufs äufserste angegriffen und verketzert wird.*

Im Interesse des Fortschritts wünsche ich von Herzen, dafs noch viele so wie Lessing das Theater wie eine Kanzel besteigen könnten; im Interesse der Kunst aber müssen wir

---

in Kulturgeschichte, Geschichte, Philosophie und Kunst und im Menschenleben sich das reiche Leben, das jene grofsen Ideen schaffen, zur klaren und objektiv wahren Anschauung gebracht, und sein gewaltiger Geist setzte ihn in den Stand, selbst die gröfsten Acteurs in solchen durch grofse Ideen erregten Lebenskämpfen treu und scharf zu zeichnen.

* Man lese z. B. die geistvoll geschriebene Abhandlung des orthodoxen Theologen Professor Beischlag: Über Nathan den Weisen, ein Vortrag.

jede tendenziöse Idealisierung als verfehlt zurückweisen.

Wenn der Dichter beim Schaffen eine Handlung, also einen bedeutenden Lebenskampf erfunden und die bedeutendsten Spieler und Gegenspieler den zu dem Lebenskampfe treibenden Ideen gemäfs in den Hauptzügen konzipiert hat, handelt es sich für ihn darum, den Kampf einheitlich zu gestalten, denselben bis zu einem Höhepunkte hinaufzutreiben und bis zur Katastrophe hinabsteigen zu lassen. Daraus ergeben sich naturgemäfs drei Teile. Bei einem Drama, das nur zum Lesen bestimmt ist, wäre es nicht nötig, diese Teile abzusondern. Wenn es aber auf dem Theater durch Schauspieler dem Publikum vorgeführt werden soll, ist es wichtig, diese Teile voneinander zu trennen und dazwischen zwei Ruhepausen eintreten zu lassen. Diese Pausen dienen für die Spieler zur Erholung resp. Umkleidung; für die Hörer, um die empfangenen Eindrücke sinnend zu verarbeiten und das Interesse für die nachfolgenden Scenen zu erhöhen. Aus diesen naturgemäfsen Bedürfnissen ist die Einteilung in Aufzüge oder Akte entstanden. Bei gröfseren Stücken hat man deren fünf eingerichtet. Der erste Akt enthält die Exposition. Wir werden mit dem Hauptinhalt des Lebenskampfes bekannt gemacht — wir erfahren, um was es sich handelt —, lernen, in welcher Zeit und an welchen Orten derselbe sich abspielt und erhalten in scharfen Umrissen ein Bild der hauptsächlichsten Spieler und Gegenspieler.* Bei historischen Dramen setzt der Künstler eine Kenntnis der allgemeinen Weltgeschichte nach den Hauptthatsachen und Personen voraus und giebt Details nur dann, wenn er dieselben zum besseren Verständnis seines Stückes notwendig braucht und zugleich annehmen mufs, dafs sie nur den Zuhörern bekannt sein können, die eingehendere historische Studien gemacht haben. Bei der Ausarbeitung der Exposition besteht die Kunst darin, alle diese einzelnen notwendigen Mitteilungen und Charakterzüge der Personen so

* Dies Bild wird oft gegeben, ohne dafs diese Helden selbst auftreten. In Molières „Tartuffe“ erscheint der Held erst im dritten Akt. Wir haben ihn aber durch die Erzählungen der anderen Spieler bereits zur Genüge kennen gelernt.

vorzuführen, dafs wir gar nicht die Absicht merken, dafs es uns erscheint, als müfste sich alles aus den vorgeführten Scenen und Gesprächen naturgemäfs von selbst ergeben. Schiller und Shakespeare sind darin unübertroffene Meister. Wir werden sie später bei dem Studium ihrer Werke auch in dieser Hinsicht kennen und bewundern lernen.

Der zweite Akt enthält die Steigerung der Handlung. Der Kampf wird ernster, belebter, unser Interesse wird wärmer; mit gröfserem Anteil sehen wir die Personen handeln. Im dritten Akt erreicht der Kampf gegen das Ende hin den Höhepunkt. Er wird da so heftig, dafs wir überzeugt sind, er mufs nun bald für die eine Partei oder für den Helden zum verhängnisvollen Abschlufs kommen. So bliebe nun nur noch ein Akt übrig. Der könnte aber leicht langweilig werden, weil der Hörer den Ausgang bereits klar vor der Seele hat; oder es liegt wenigstens die Gefahr nahe, dafs das Interesse sich bedeutend abschwächt. Um dies zu vermeiden, haben die Künstler mit feiner Kenntnis des Menschenherzens den vierten Akt eingeschoben. Er enthält die Peripetie, oder den Umschwung der Handlung. Unser Interesse wird in eine ganz neue Richtung gebracht. Wir werden zwar nicht ganz von dem Kampfe abgelenkt, aber immerhin so neu erregt, dafs wir aufhören, uns den Schlufs, die Katastrophe den Vorfällen am Ende des dritten Aktes gemäfs auszumalen. Dies so frisch erregte Interesse dauert denn auch bis zum Ende des fünften Aktes fort, so dafs wir erst mit dem Fallen des Vorhangs dahin gelangen, den nun einheitlich erhaltenen Eindruck sinnend zu verarbeiten. G. Freytag wird wohl rechthaben, wenn er uns erzählt, dafs die Ausarbeitung des vierten Aktes dem Künstler die gröfsten Schwierigkeiten bereitet.

Um der Handlung Einheit zu geben, ist es erforderlich, die einzelnen fünf Akte untereinander so zu verbinden, dafs wir nach dem Schlusse eines jeden mit lebhaftem Interesse nach dem nächsten verlangen.

Da das ganze Stück eine Kette von Ursachen und Wirkungen ist, so mufs der Dichter gegen den Schlufs eines jeden Aktes eine Handlung als besonders kräftig wirkende Ursache herausheben. G. Freytag nennt diese

Handlung im ersten Akte „das erregende Moment“, im dritten (zwischen Höhepunkt und Peripetie) „das tragische Moment“, im vierten (zwischen Peripetie und Katastrophe) „das Moment der letzten Spannung“. Es ist aber eine solche Handlung auch stets im zweiten Akt zu finden, mufs naturgemäfs auch dort als Ursache zu den Wirkungen im dritten Akt und zum Überleiten in denselben hervorgehoben werden. In „Maria Stuart“ ist im ersten Akt das erregende Moment die Bitte der Königin an Mortimer, ihre Rettung durch Lord Leicester zu bewirken und ihm zu diesem Zwecke einen Liebesbrief zu überbringen. Damit wird sie doppelt schuldig und tritt mit Königin Elisabeth in einen Kampf auf Tod und Leben. Im zweiten Akt besteht die neue mächtig erregende Handlung darin, dafs Leicester Elisabeth überredet, ihrer Feindin in Schlofs Fotheringhay eine Unterredung zu gewähren. Wir fühlen voraus, dafs diese Unterredung den Kampf zwischen beiden zur Entscheidung bringen mufs. Diese Entscheidung wird in der berühmten Gartenscene wirklich herbeigeführt und unser Interesse damit auf den Höhepunkt getrieben. Zur Einleitung in den vierten Akt, in die Perepetie, dient der Mordanfall eines der Verschwörer gegen Elisabeth und zugleich der Ausbruch des Liebeswahnsinns bei Mortimer. Dadurch werden dessen letzter Versuch, Leicester zur offenen Empörung zu treiben, und sein Selbstmord motiviert. Zugleich wird Leicester durch dies Thun gezwungen, um seiner Selbsterhaltung willen den bekannten gefährlichen und nichtswürdigen Kampf zu unternehmen. Im vierten Akt ist die zur Katastrophe überleitende Handlung der Befehl an Leicester, das Todesurteil an Maria vor seinen Augen vollziehen zu lassen. Eine ähnliche Hervorhebung von mächtig wirkenden und erregenden Haupthandlungen in den einzelnen Akten läfst sich mit leichter Mühe in jedem kunstgerecht gebauten Drama nachweisen.

So viel zum Verständnis des Baues eines grofsen Dramas. Mit welcher Kunst dabei einzelne, namentlich die bedeutenderen Scenen komponiert werden, werde ich später beim Studium einzelner Stücke zeigen.*

* Dieser Aufsatz bildet die Einleitung zum zweiten Bande meines Werkes.

Wir kommen nun zu der sehr wichtigen Frage: **Wodurch vermag der dramatische Dichter unser Interesse so stark zu erregen, dafs wir erschüttert und erhoben werden?**

Das Leben der meisten Menschen um uns her spinnt sich in einer einförmigen Alltäglichkeit ab. Man arbeitet um das liebe Brot, sorgt für des Leibes Nahrung und Notdurft, für die Familie, bemüht sich, den Anforderungen des Staates und der Gesellschaft gerecht zu werden, ein geruhiges und stilles Leben zu führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit und die saure Mühe der täglichen Arbeit dann und wann durch Stunden der Erholung oder durch heitere Feste zu versüfsen. Die Mehrzahl führt ein „Philisterleben“, und dies erstreckt sich hinauf bis in die sogenannten höchsten Kreise.

Die Behaglichkeit dieses Daseins und Strebens wird gestört durch aufsergewöhnliche Menschen. Es werden Verbrechen begangen; leichtsinnige Verschwender erregen durch wildes oder wüstes Leben ungewöhnliches Aufsehen; Tollheiten jugendlicher Wagehälse bringen die gesetzten Bürger „aufser sich“, das Auftreten einzelner Beamten erregt Zorn und Unwillen. Daneben hört man von Thaten, die den guten Bürger in anderer Weise aus der Ruhe bringen. Ein Liebespaar hat dem Willen der Eltern zum Trotz sich vermählt. Beamte haben Höheren gegenüber mit Freimut und Entschiedenheit ihr Recht verteidigt, sieben Professoren haben sich aus dem Lande weisen lassen, weil sie nicht eidbrüchig werden wollten; Prediger haben ihr Amt niedergelegt, weil sie gezwungen werden sollten, gegen ihre Überzeugung zu predigen und zu lehren; eine Frau, eine begüterte Dame, hat die weiblichen Verbrecher in den Gefängnissen aufgesucht und ihr Leben der Bekehrung dieser Verworfenen gewidmet; ein Professor hat seine Stellung aufgegeben, hat Weib und Kind verlassen, um in dem Heere der Anführer gegen die bestehende Staatsgewalt zu kämpfen; Ärzte und barmherzige Schwestern haben ihr Leben für die Heilung Pestkranker geopfert; Seeleute sind in dem Bemühen, Schiffbrüchige zu retten, in den Wellen oder im brennenden Schiffe untergegangen.

Das Schauspiel eines **einfachen Philisterlebens** hat

für uns nur ein geringes Interesse. Zwar wird auch solch ein Dasein geregelt durch sittliche und religiöse Ideen; aber dieselben sind zu klein und zu untergeordnet, als dafs sie uns wirksam erregen könnten. Auch diese Menschen folgen der Gottesstimme, dem kategorischen Imperativ der Pflicht gegen Gott und ihre Mitbrüder; aber dies edlere menschliche Thun hat bei ihnen eine sehr enge Schranke. Sowie sie in Versuchung geführt, sowie strengere Anforderungen an sie gestellt werden, zeigt sich das klägliche Schauspiel, dafs die Stimme der Selbstliebe stärker spricht als die der sittlichen und religiösen Pflicht. Sie handeln liebevoll, sind gute Kinder, gute Freunde, gute Bürger, aber sobald es gilt, ein wirkliches Opfer zu bringen, ziehen sie ihre Hand zurück; sie handeln nach ehrlicher Überzeugung, aber sobald dadurch ihr Vorteil gefährdet wird, sind sie flugs bereit, sich achselzuckend zur Gegenpartei zu schlagen. Sie halten sich untadelhaft fromm, aber nur so lange, als die Frömmigkeit keine Mühe macht, noch Gefahr bringt. Bei solchem Thun tritt die noch widerlichere Erscheinung hervor, dafs sie diese Strebungen engherziger Selbstliebe durch klügelnde Worte zu beschönigen versuchen.

Es ist klar, dafs der Tragödiendichter solch ein Leben zu seinen Bildern gar nicht brauchen kann, weil die Menschen aus diesen Kreisen zu einem ernsten Lebenskampfe gar nicht fähig sind. Er kann sie höchstens als Füllsel, als Staffage verwerten, um untergeordnete Stellen zu besetzen und durch den Gegensatz das Thun seiner Helden schärfer herauszukehren.

Neben dieser ebenen Mittelstrafse des Philistertums hat das Leben seine Tiefen und seine Höhen. In den Tiefen finden wir als bewegende Macht die zur Selbstsucht gesteigerte Selbstliebe; in den Höhen die ideale Liebe, die sich bis zur vollen idealen Hingabe, bis zur Selbstopferung erhebt. Nach diesen beiden Seiten hin wird das Leben interessant. Schon der gemeine Verbrecher erregt unser Interesse. Wenn er listig und verschlagen oder gewaltthätig raubt und stiehlt, so sind wir viel eher geneigt von ihm, als von einem Philister zu sprechen, der mit schlauer Manier, durch klein-

lichen vom Gesetze ungeahndeten Betrug seinem Mitbürger viel mehr entwendet, vielleicht ein grofses Vermögen erworben hat. Die gröfste Tiefe finden wir da, wo der Mensch bei grofsen Anlagen, mächtig wirkenden Leidenschaften folgend, seinen selbstsüchtigen Willen der ganzen Welt entgegenstellt und mit ihr naturgemäfs einen Vernichtungskampf auf Tod und Leben eingeht. Die gröfste Höhe tritt uns da entgegen, wo ein Mensch um der Menschheit, um seiner Brüder willen, bis zur Vernichtung mit den widerstrebenden bösen Mächten kämpft und mit vollem Bewufstsein sein Glück, ja sein Leben opfert. Die Lebenskämpfe solcher Individuen sind für uns von dem höchsten Interesse; darum sind sie der rechte Stoff zu den Tragödien.

Man war früher der Ansicht, nur Könige, Fürsten, Adlige, Heerführer und andere Personen, die sich in den obersten Kreisen der menschlichen Gesellschaft, in den einflufsreichsten Stellungen bewegen, dürfen zu Helden oder Heldinnen einer Tragödie gemacht werden. In Frankreich galt diese Forderung seit dem Auftreten von Corneille, seit 1625 bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für unerläfslich.

Da schrieb Diderot seinen „Père de famille“ und „Fils naturel“ und wies darauf hin, dafs man Helden auch in den bürgerlichen Kreisen, im Mittelstande, finden könne. Dieser Anregung gemäfs dichtete Lessing in Deutschland seine „Mifs Sara Sampson“; Schiller später seine „Räuber“ und „Kabale und Liebe“. Er nannte dies Stück geradezu ein „bürgerliches Trauerspiel“. Lessing und Schiller gaben später ein jeder für sich diese Richtung ganz auf. In „Emilia Galotti“, sowie in den letzten Stücken von Schiller spielt sich der Lebenskampf überall in den höheren und höchsten Kreisen ab.

Die Ursache dieser Sinnesänderung ist wert beleuchtet zu werden, denn sie kann uns über den inneren Bau von Tragödien tieferen Aufschlufs geben und die oben gestellte Frage beantworten helfen.

Ich sagte oben (S. 130), der Wille oder der Charakter eines Menschen ist das Produkt von Anlagen und Erziehung, und als einen Faktor der letzteren nannte ich das Schicksal. — Die Anlagen sind gottlob so in der Welt verteilt, dafs niemand behaupten darf, es knüpfe sich höhere Begabung nur an

höhere Kreise, an Rang und Stand und Reichtum. Wir können Männer genug aufweisen, die sich durch eigene Kraft aus den niedrigsten Verhältnissen zu hoher und höchster Bedeutung und zu einer sehr einflufsreichen Lebensstellung emporgeschwungen haben. Aber mitten in ihrem Ringen ist ihre wahre Gröfse gar nicht zu erkennen. Es mufs erst die Gelegenheit sich darbieten, in der sie das ganze Mafs ihrer Kräfte und ihres Willens erproben können. Erst auf der Rennbahn beim stärksten Jagen um den höchsten Preis zeigt sich's, ob das Pferd von edler Rasse ist. „Im kleinen Kreis verengert sich der Sinn; es wächst der Mensch mit seinen gröfsern Zwecken.“ In einer geordneten Friedenszeit von fünfzig Jahren kann sich kein Napoleon ausbilden, mag es immerhin Menschen geben, die seine Talente und seinen Charakter besitzen; in einer Zeit, da die Staatsgewalt Jahrzehnte hindurch fest und sicher die Nation regiert, werden wir vergeblich nach einem Danton, einem Robespierre, einem Marat, Richard III. oder Macbeth suchen; vielleicht findet ein feiner Kenner ihrer Anlagen und Charaktere das Abbild des einen oder des anderen unter der Zahl der grofsen Verbrecher.

Wenn der Dichter also uns durch die Lebenskämpfe von bedeutenden Menschen aus den Höhen oder aus den Tiefen der menschlichen Gesellschaft interessieren soll, so darf er sie nicht in den untergeordneten Stellungen zeichnen, in denen ihre eigentliche Gröfse noch gar nicht erkennbar ist, sondern mufs sie uns in jenen Lebenslagen vorführen, in denen sie, sei es nach der Höhe, sei es nach der Tiefe hin die ganze Gröfse ihrer Anlagen und die Gewalt ihres Willens entfalten können. Luther als ringender und betender Mönch oder lehrender Professor in Wittenberg ist noch nicht der grofse Held, wie er sich vor Kaiser und Fürsten auf dem Reichstage zu Worms zeigt; noch nicht der grofse Reformator, dessen gewaltiger aufbauender Thätigkeit wir die neue freie Kirche verdanken. Es wird also stets der Lebenskampf in einer gröfseren Tragödie sich in den höheren Kreisen der menschlischen Gesellschaft abspielen müssen, in denen die grofsen Fragen für Staat, Religion und Gesellschaft entschieden werden.

In der sogenannten schlicht bürgerlichen Gesellschaft sind, wie ich eben gezeigt habe, die Menschen entweder zu einem bedeutenderen Lebenskampfe gar nicht fähig, oder sie haben bei aller Fähigkeit noch nicht die Gelegenheit, sich in ihrer wahren Gröfse, sei es nach der Höhe, sei es nach der Tiefe hin, durch Thaten zu erweisen.

Daraus geht zugleich hervor, dafs das sogenannte Schauspiel oder die bürgerliche Tragödie in der Kunst nur eine ganz untergeordnete Bedeutung haben kann. Das Leben in diesen Kreisen kann uns vielleicht anmuten, mild erregen, rühren, aber nie erschüttern oder erheben. „Unseren Jammer und Not finden wir hier", es fehlt da die Darstellung „des grofsen gigantischen Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".* Sie ist mit Bildern aus solchen Lebenskreisen nicht zu verflechten.

Suchen wir weiter!

Der Dichter hat den Lebenskampf, welchen er uns vorführen will, zu einer fortlaufenden Kette von Ursachen und Wirkungen zu machen. Nehmen wir an, er wählte zur Hauptursache den Zufall, so könnte er darauf gar leicht eine grofse Fülle von Wirkungen gründen. Wir können durch den Zufall reich und glücklich, arm und unglücklich werden. Ein liebender, glücklicher Gatte kann, wie in Tennysons „Enoch Arden" durch den Zufall auf eine wüste Insel verschlagen und dort jahrelang festgehalten werden, so dafs sein Weib ihn für tot hält und sich mit einem anderen vermählt. Alle diese auf den blofsen Zufall als Ursache gegründeten Wirkungen lassen uns mindestens vollständig gleichgiltig; uns interessiert nur, wie die Menschen je ihrem Charakter gemäfs diesen Wechsel in ihrem Geschick ertragen. Die Menge der Kalamitäten, in die eine früher reiche, durch den Zufall arm gewordene Familie verfällt; die Fülle von Ungemach, in die eine früher reiche, durch bösen Zufall verleumdete Familie gerät — siehe Ludwigs „Erbförster" —, bringen uns in eine so unangenehme und peinigende Stimmung, dafs wir das Buch

* Siehe Schillers Satire: Shakespeares Schatten.

fortwerfen, an eine Darstellung auf der Bühne gar nicht denken mögen. Nun kann ja, wenn die Not aufs höchste gestiegen ist, die Sache durch einen neuen, einen glücklichen Zufall gewendet und alles zum glücklichen Abschlufs gebracht werden. Dann wird man sein Alpdrücken freilich los, aber wir sind dann überhaupt froh, zu Ende zu sein, und wünschten die vorherige Qual, samt dem Buche, das sie bereitet, und dessen Verfasser dahin, wo der Pfeffer wächst.

Nun kann man den Zufall als Willen und Schickung Gottes auffassen und demgemäfs an einem oder mehreren Hauptpersonen zeigen, wie sie durchdrungen von echter Frömmigkeit diese Schickungen im Unglücke und im Glücke ertragen. Es könnten zugleich Personen gezeichnet werden, die in weltlichem Sinne denken und handeln und den frommen Glauben der armen Dulder durch Wort und That erschüttern wollen. Damit wäre ja eine Art von Lebenskampf gezeichnet. Der Inhalt gäbe eine Erzählung, wie die Bibel sie uns in dem Buche Hiob und in der Geschichte von dem frommen Tobias vorführt. Denken wir uns solch einen Lebenskampf erzählt, so kann er bei rechter Behandlung sehr schön wirken, uns rühren, fromm stimmen, ja erheben. Denken wir uns denselben dramatisch dargestellt, so mufs er selbst bei der schönsten Diktion eintönig werden, mufs ermüdend wirken und uns schliefslich Langeweile bereiten. Denn die Hauptpersonen sind das ganze Stück hindurch nur passiv; der einzig Handelnde ist Gott, der nach seiner Weisheit Glück oder Unglück sendet. Demgemäfs mufs sich das Handeln der Hauptpersonen das ganze Stück hindurch auf Gefühlsergüsse beschränken. Diese mögen noch so geistvoll abgefafst sein, noch so fein die verschiedenen Seiten des Gemütes und andere Seelenregungen enthüllen: sie sind auf die Länge hin beim Anschauen und Anhören auf der Bühne ebensowenig zu ertragen wie im wirklichen Leben. Dort wie hier interessieren uns nur Thaten, der Kampf des Menschen mit den Menschen, mit seinesgleichen, der Kampf des Willens gegen den Willen. So bleibt dem Dichter bei der Erfindung seiner Kette von Ursachen und Wirkungen, um uns zu erschüttern und zu erheben, nur ein Weg übrig: Er mufs den Lebenskampf be-

deutender Menschen aus den Höhen oder Tiefen der menschlichen Gesellschaft darstellen, mufs bei der Komposition als Ursache, als bewegende Kraft den Zufall oder den göttlichen Willen ausschliefsen, mufs diese Ursache allein in dem Willen seiner Helden begründen und Gelegenheiten schaffen, in denen sie diesen Willen in voller Kraft und Tragweite entfalten können.

Aber jene Hauptfrage ist damit noch nicht genügend beantwortet.

Suchen wir weiter!

Alles, was im Leben geschieht, vollzieht sich unter dem Einflusse von Ideen.* Ideen entspringen aus dem Gemüt mit seiner Selbstliebe und der mit ihr verwandten sinnlichen oder Geschlechterliebe und der uneigennützigen idealen Liebe, das heifst der inneren Wärme für das Grofse, Gute und Schöne. Bei dem Streben und Widerstreben der Seele treiben beide Arten der Liebe durch Imperative: jene, die sinnliche, resp. Selbstliebe durch den Befehl: Du mufst! diese, die ideale Liebe, durch das unbedingte: Du sollst! Wir wollen mit Kant jene pragmatische Imperative, diese letzteren kategorische Imperative der sittlichen religiösen oder ästhetischen Pflicht nennen. Sobald wir nach einem der zweiten Art gehandelt oder dagegen gefehlt haben, regt sich in uns das mit Lust oder Unlust verbundene Gefühl der Verantwortlichkeit für die begangene That. Steht unsere That unter dem Einflusse eines pragmatischen Imperativs, so fühlen wir jene Verantwortlichkeit nur insoweit, als bei dem Thun ein kategorischer Imperativ der Sittlichkeit, Religion oder Schönheit mit ins Spiel gekommen ist. Ist dies durchaus nicht der Fall, so regen sich in der Seele nur niedere Gefühle: ein sinnliches Behagen oder Mifsbehagen; bei bedeutenderen

* Ich kann allen, die Werke der Dichtkunst mit rechtem Ernst studieren wollen, nur raten, ernstlich philosophische Studien zu treiben. Unerläfslich ist zunächst eine höhere Kenntnis der besten Forschungen der Psychologie.

Handlungen eine eitle Freude, die sich wild und roh gebärden kann, oder Ärger, der oft in unsinnigen Zorn, ja in selbstquälerische und zerstörende Wut ausartet. Der innere Richter, welcher auch bei diesen Thaten spricht und demgemäfs die genannten Gefühle hervorruft, fragt dabei nur, ob sie klug, das heifst zweckentsprechend gewesen, in welchem Grade sie die Selbstliebe befriedigt, dem eigenen Wohl gedient haben.*

Ideen der Selbstliebe hat auch das Tier; Ideen der idealen Liebe nur der Mensch: daher sind specifisch menschliche Gefühle auch nur solche, die mit dieser Liebe zusammenhängen. Dahin gehört die Liebe zu Gott, zu den Mitmenschen, zum Vaterlande, zur Wahrheit, die Ehrfurcht vor dem Heiligen, die Treue, der Glaube. Dahin gehört ferner das Gefühl der Verantwortlichkeit für sittliches, religiöses und ästhetisches Denken und Handeln und die aus den Thaten entspringenden Gefühle der stillen Freude, (bei Gewissensruhe) der Glückseligkeit, der Freude in Gott, sowie die des nagenden Kummers, des tiefen Schmerzes, der Gewissensangst, der Seelenqual beim Bewufstsein von Sündenschuld.

---

* Zur Erläuterung einige Beispiele:

Sinnliches Behagen oder Mifsbehagen empfinden wir nach Befriedigung der Forderungen, welche der Körper an uns stellt, sowie nach den verschiedenartigen Vergnügungen; eitle Freude nach Befriedigung der Forderungen der Selbsterhaltung, des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Herrschsucht, der Hoffahrt, des Geizes; bei mangelhafter Befriedigung Zorn und Ärger. Aus Ärger über eine schlechte Spekulation sind Menschen wahnsinnig geworden. Der Grad der Stärke dieser niederen Gefühle steht im umgekehrten Verhältnis zur Stärke der dabei mitsprechenden kategorischen Imperative der sittlichen und religiösen Pflicht. Je geringer diese letzteren mitreden, desto rücksichtsloser äufsern sich die Gefühle der Selbstliebe. In den vierziger Jahren erhielt in M. ein Gerichtsrat den Auftrag, mit seinem Schreiber einen im Polizeigefängnis verhafteten Verbrecher aufzusuchen, um denselben zu verhören. Da er fürchtete, dafs der Kerl ihn angreifen werde, schickte er zuerst den Schreiber hinein, und dieser erhielt auch wirklich beim Eintritt von dem Bösewicht einen Messerstich, der ihn zu Boden streckte. Als er blutend auf dem Bette lag, tanzte der Herr Rat im Zimmer umher und rief: „Sehen Sie, lieber Freund, sehen Sie, lieber Freund, war es nicht gut, dafs ich Sie zuerst hineinschickte?“ Hier sprach die Stimme der selbstsüchtigen Klugheit, ohne jede Einmischung eines kategorischen Imperativs der sittlichen Pflicht Wenn diese Imperative im Gegenteil sehr kräftig wirken, kann ein Mensch noch nach Jahren darüber erröten und Kummer empfinden, dafs er einst der Selbstliebe folgend eine Lüge gesprochen, statt mit Aufopferung des eigenen Vorteils der Wahrheit die Ehre zu geben.

Jedermann fühlt, dafs er vorzugsweise als Mensch, also nach den Ideen der idealen Liebe handeln, dafs er namentlich da, wo dieselben mit den Ideen der Selbstliebe in Konflikt geraten, jenen den Vorzug geben sollte. Darum wird uns das Thun eines Menschen, der also handelt, stets interessieren und mit freudiger Rührung erfüllen. Wir sehen es ja an den Erzählungen, die als Beispiele des Guten für Kinder geschrieben sind. Naive Naturen werden dadurch stets zu Thränen gerührt. Demgemäfs wird auch der dramatische Dichter der Zustimmung des grofsen Publikums sicher sein, sobald er seinem Haupthelden einen ausgesprochenen Willen zum Guten verleiht und sein Handeln nach sittlichen oder religiösen Ideen so einrichtet, dafs er in dem vorgeführten Kampfe mit den nach Ideen der Selbstliebe handelnden Gegnern den Sieg davonträgt. Je schärfer er Licht und Schatten verteilt, desto sicherer wird die Wirkung sein. „Der geschundene Raubritter“, ein Stück, das in übermütiger Laune zu dem Zwecke geschrieben wurde, um jene Richtung zu verhöhnen, ist ein gewaltiges „Zugstück“ geworden. Die Schauspiele von Iffland haben trotz Schillers scharfer Satire* jahrelang die Bühne beherrscht und werden von Litterarhistorikern noch heutzutage sattsam gepriesen. Aber es giebt in Wirklichkeit weder engelsgute Menschen, noch teuflische Naturen, die, um mit Kant zu reden, das Böse als Böses zur Triebfeder in ihre Maxime aufgenommen haben. Auch der beste Mensch hat jene schwachen Stunden, in denen er der Selbstsucht die Herrschaft über die ideale Liebe einräumt, während umgekehrt selbst der verhärtetste Bösewicht Thaten uneigennütziger Liebe vollführen kann. Es gilt in Wahrheit das Schriftwort: „Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen.“ Darum sind solche Stücke, wie die oben genannten, nach Lessings Wort „ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder“. Sie können den gebildeten Denker, den Menschenkenner nicht interessieren, noch viel weniger erschüttern oder erheben.

Wie oben gezeigt wurde, hat der Mensch beim Handeln

* Shakespeares Schatten:

Wenn sich das Laster erbricht,
Setzt sich die Tugend zu Tisch.

nach Ideen der Selbstliebe ein Schuldbewufstsein nur dann, wenn die sittlichen oder religiösen Imperative dabei mitsprechen. Darum erregt das Schauspiel der Thaten eines Bösewichts, der keine Reue fühlt, keine edleren Regungen zeigt, durchaus kein tieferes Interesse, sondern nur Verachtung, ja Hafs; und die Freude über den Sieg des Guten ist darum nicht Wohlgefallen am Edlen, sondern nur ein Gefühl, das mit dem befriedigter Rache in naher Verwandtschaft steht. Da dies unedle Gefühle sind, so können Dramen, die solche Regungen hervorrufen, nicht zur echten Kunst gehören. Die Sache gestaltet sich ganz anders, wenn wir den Kampf der Ideen der Selbstliebe mit denen der idealen Liebe in des Menschen eigener Brust ins Auge fassen und die Thaten und Gefühle betrachten, die aus diesem Kampfe hervorgehen. Hier kommen wir auf das für uns interessanteste Gebiet, auf das mit der sittlichen, religiösen und ästhetischen Verantwortlichkeit zusammenhängende, specifisch menschliche Gebiet *der Schuld*. Da und nur da allein giebt es Kämpfe, die uns wirklich erschüttern, die uns je nach ihrer Art und ihrem Ausgang hier auf Erden den Himmel oder die Hölle bereiten können. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Übel gröfstes aber ist die Schuld.“ Das hat der dramatische Dichter wohl zu beachten und darauf Hauptgewicht zu legen. Man führe uns die merkwürdigsten Lebensschicksale, die interessantesten Kämpfe der Bösen mit den Guten vor; wir werden uns nach einer oberflächlichen Befriedigung oder leichten Rührung davon abwenden und das Schauspiel leicht vergessen. Man eröffne uns den Einblick in jene Seelenkämpfe; man zeige uns, wie sich der Mensch von Leidenschaft oder Schwäche beherrscht an seinem besseren Selbst versündigt, wie ein Fehltritt den anderen mit unerbittlicher Konsequenz nach sich zieht, wie er dadurch ein Spielball der finsteren Mächte wird: und wir wenden uns mit ganzer Seele, mit herzlichem Anteil (Interesse) diesem Schauspiel zu. Bei jenen Darstellungen, in denen uns Repräsentanten des Handelns aus Selbstliebe oder aus idealer Liebe vorgeführt werden, sind wir gar sehr geneigt, in pharisäerhaftem Hochmut uns zu preisen, dafs wir nicht sind wie jene, dafs wir handeln wie diese. Beim Anblick jener seelischen Kämpfe in des Menschen eigener Brust

können solche Regungen gar nicht aufkommen. Da werden wir ergriffen von einer gewissen geheimen mit Trauer verbundenen Furcht vor uns selbst, die uns geneigt macht, an die eigene Brust zu schlagen und zu rufen: Gott sei uns Sündern gnädig! Da leiden wir in Wahrheit mit dem Helden, indem wir die Folgen seiner Sündenschuld mit Besorgnis für uns selbst ihm nachfühlen, während zugleich tiefernste Gedanken entstehen und uns aus dem alltäglichen Denken und Sinnen zu einem höheren, edleren erheben. Wir empfinden da tragische Furcht und tragisches Mitleid.*

* Tragische Furcht und tragisches Mitleid gehören zu den edleren specifisch menschlichen Gefühlen. Sie sind wohl zu unterscheiden von dem niederen Mitleid und der niederen Furcht, die man stets als Angst bezeichnen sollte. Niederes Mitleid empfinden wir beim Anblick von Kranken, Verwundeten, Weinenden, Trauernden. Es kann so stark werden, dafs sich das Herz wie im Krampf zusammenzieht und wider Willen die Thränen uns aus den Augen stürzen. Nichtsdestoweniger ist es kein specifisch menschliches Gefühl und macht dem, der es zeigt, durchaus keine besondere Ehre. Wir fühlen dieselben Regungen auch beim Anblicke kranker oder verwundeter Tiere. Sie verschwinden, sobald wir von den Mitleid erregenden Gegenständen das Auge wegwenden, so dafs derjenige, welcher kurz vorher vor Mitleid zu vergehen schien, bei einem neuen Anblick im stande ist, in ein herzliches Gelächter auszubrechen: Beweis genug, dafs die früheren Regungen nur durch die krankhaft affizierten Nerven entstanden waren, dafs die Seele mit ihren feineren und tieferen Empfindungen dabei gar nicht beteiligt war. Der Wille ist solchen mitleidigen Regungen gegenüber ganz machtlos; daher können wir es auch nicht verhindern, dafs die Nerven — wie z. B. im Kriege — sich allmählich an den Anblick auch der entsetzlichsten Qualen, an Not und Elend gewöhnen; dafs das Mitleid verschwindet und einer stumpfen Gleichgiltigkeit Platz macht. Das tragische Mitleid bleibt, auch wenn der Anblick des Leidens, durch das es erregt wurde, uns entzogen ist. Es verbindet sich mit den aus der idealen Liebe entsprungenen edleren Gefühlen und ist stets begleitet von höherem Sinnen und Denken. Ihm verdanken wir das schöne Kirchenlied: „O Haupt voll Blut und Wunden", sowie viele andere herrliche Blüten der lyrischen Kunst. Die niedere Furcht, die Angst, entsteht gleichfalls aus einem Zustand, bei dem der Wille durch die Naturmacht überwältigt wird. Im Beginn zeigt sich Erschrecken, „Zusammenfahren", dann eine Aufregung, die gewöhnlich ein gedankenloses wirres Reden und Handeln mit sich bringt. Bei höheren Graden entfärbt sich das Gesicht, der Körper fängt an zu zittern, das Herz klopft unruhig und aufsergewöhnlich schnell. Ähnliche Erscheinungen treten ein, wenn sich die Angst auf ein Objekt richtet, wenn sie Besorgnis wird. Wenn wir Menschen in Gefahr sehen, vom Dache zu stürzen, zu ertrinken, zu verbrennen, von Mördern erwürgt zu werden, so kann uns beim wirklichen Anblick die Angst so überwältigen, dafs wir in Ohnmacht fallen; und selbst bei lebhafter Schilderung werden zartbesaitete Gemüter so ergriffen, dafs sie zittern und Herzklopfen erleiden. Man nennt diese Angst darum mit Recht ein entnervendes Gefühl und ist es leicht ersichtlich, dafs Werke, die durch ihre Schilderungen den Leser in solch einen Zustand versetzen, in der Kunst keinen Wert haben können. Die tragische Furcht hat mit solch einer Aufregung gar nichts zu thun. Sie hängt, wie das tra-

Damit sind wir dem Geheimnis der rechten Wirkung einer Tragödie nahe gekommen. Wenn der dramatische Dichter uns wirksam erschüttern und erheben, wenn er die feineren und edleren seelischen Regungen in uns erwecken will, so mufs er den Lebenskampf seiner Helden so einrichten, dafs sie darin schuldig werden. Ohne solche Schuld kann er uns ein hübsches Schauspiel geben, aber keine echte Tragödie. Denken wir uns aus Schillers „Jungfrau von Orleans“ die tragische Schuld fort, so sehen wir mit Freude, wie ein tapferes Mädchen, getrieben von heiliger Liebe zum Vaterlande und zu ihrem Herrscher, sich an die Spitze des hart bedrängten Heeres stellt, den kriegerischen Mut der Truppen neu entflammt, die Feinde vor sich her treibt und ihren geliebten König nach Rheims zur Krönung führt. Die Aufführung gäbe eine Menge hübscher Scenen, die uns sehr amüsierten: aber von irgend einer nachhaltigen Wirkung, von einer Erschütterung und Erhebung der Seele würde dabei keine Rede sein.

Dafs ich es kurz sage: Der dramatische Dichter hat bei Erfindung des aus dem Willen (Charakter) hervorgehenden Lebenskampfes seiner Helden Hauptgewicht auf die Erfindung der Schuld zu legen, die sie in diesem Kampfe auf sich laden. Er hat diese Schuld so zu gestalten, dafs sie in den Zuhörern tragisches Mitleid und tragische Furcht erregt und uns somit zu einem höheren Sinnen und

gische Mitleid, mit den aus der idealen Liebe entsprungenen edleren Gefühlen zusammen und wird wie jenes von höherem, edlerem Sinnen und Denken begleitet. Sie ist religiöser Art und führt zur Religion, zur Gottesfurcht. Als Furcht vor uns selbst, unserer Schwäche, unseren Leidenschaften, verbindet sie sich mit der Demut; als Furcht vor dem „gigantischen Schicksal“ (tragisches Grauen) und zugleich als Besorgnis für uns selbst und den Helden, für welchen der Dichter uns interessiert, wird sie Ehrfurcht und fromme Ergebung in den Willen des grofsen Lenkers unserer Geschicke und verbindet sich mit der Hoffnung, dafs er alle diese auf Erden oft so furchtbaren Zweifel dereinst uns lösen werde. So bringen tragische Furcht und tragisches Mitleid in ihrer Verbindung alle edleren seelischen Kräfte und Gefühle in thätigen Schwung und daraus entsteht in uns das Gefühl der Erhebung. Wir fühlen uns „so klein und doch so grofs“ und sprechen mit dem Dichter:

Dafs wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir;
Doch, dafs Menschen wir sind, richte dich freudig empor.

Diese Wirkung — die „Katharsis“ des alten griechischen Philosophen und Kunstkritikers Aristoteles — darf bei keiner Tragödie fehlen, ohne ihren Wert in bedenklicher Weise zu beeinträchtigen.

Denken erhebt. Er soll sich nicht daran kehren, daſs solch einer Erhebung nur wenig gebildete und feinfühlende Denker fähig sind, daſs die überwiegende Mehrzahl der Menschen, die solche feinere Gefühle gar nicht kennen, Thränen erregende Rührstücke, effektvolle Schaustellungen, „Haupt- und Staatsaktionen“ seinem gediegenen Werke weit vorziehen: er soll als echter Künstler im Sinn und Geiste seines erhabenen Vorbildes Schiller sinnen, denken und dichten. Er soll als Seelenmaler uns die Tiefen und Höhen des menschlichen Seelenlebens erschlieſsen und stets eingedenk sein, daſs seine erhabene Kunst aus der Religion stammt und bei rechter Behandlung im stande ist, uns zur Religion hinzuführen.

Jene S. 149 gestellte Hauptfrage wäre somit beantwortet. Es fragt sich nun noch, welche Art von Verschuldung sich dramatisch wirksam erweisen kann. — Wir haben bereits erkannt, daſs der Dichter uns den Lebenskampf bedeutender Menschen aus den Höhen oder Tiefen der menschlichen Gesellschaft vorführen und die Ursachen in dem Willen derselben begründen muſs. In diesen Kreisen wird er schuldvolle Handlungen in reicher Anzahl vorfinden. Denn jeder bedeutende Mensch hat das Bestreben, seinen Willen zur Richtschnur für die Umgebung, ja für die Welt zu erheben, seine Ansichten zum Gesetz für alle zu gestalten und wird dabei mehr oder weniger den Ideen des „aufgeklärten Despotismus“ huldigen. Bei solchem Handeln sind Akte der Gewalt unvermeidlich und so wird selbst bei den edelsten Absichten die Schuld nicht zu vermeiden sein. Mit Recht sagt darum Hegel: „Es ist die Ehre groſser Charaktere, schuldig zu werden.“ Aber es giebt mehrere Gebiete, in denen bedeutende Menschen erbitterte Kämpfe führen, oft eine bedeutende Schuld auf sich laden, während sie dennoch zur Darstellung auf der Bühne sich gar nicht eignen. Es sind die Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und der inneren Religion. Gustav Freytag hat uns in seinem Roman „Die verlorene Handschrift“ mit feiner Kunst die Sündenschuld eines Gelehrten gezeichnet, der aus schnöder Gewinnsucht sich verleiten läſst, eine alte Handschrift zu fälschen und dieselbe für die „verlorene“ auszugeben. Wir haben ein ähnliches Beispiel an der That des unglücklichen englischen Dichters Chatterton. Wir haben hoch-

interessante religiöse Kämpfe voller Schuld, Reue und Sühne. Aber solche Thaten eignen sich nur für den Roman, für das Epos und nicht für das Drama. Auf der Bühne dargestellt, müssen sie sich unwirksam erweisen, weil sich die Folgen solcher Verschuldungen auf die Thäter beschränken, und niemand oder nur wenige Personen in bedeutende Mitleidenschaft ziehen können. Dramatisch wirksam ist nur eine solche Schuld, die gefahrbringend oder zerstörend in das Leben und das berechtigte Glück der Mitmenschen eingreift. Je gröfser und bedeutender der Kreis derselben, je vielseitiger und tiefer die verletzten Interessen und Rechte, desto gröfser die Tragik, desto mächtiger die dramatische Wirkung. Darum spottet Schiller mit Recht über die Ifflandschen „Pfarrer, Kommerzienräte, Fähndriche, Sekretärs und Husarenmajors, wie sie Kabale machen, auf Pfänder leihen, silberne Löffel einstecken und den Pranger wagen". Solche Verschuldungen sind zu kleinlich, haben keine Wirkung in die Ferne, gehören vor das Tribunal, aber nicht auf die Bühne.

Darum bleiben für die Tragödie nur die grofsen Gebiete der socialen und politischen Kämpfe und jener religiösen, in denen die Kirche als ecclesia militans auftritt, oder solche, die von Religionsgemeinschaften um das Recht ihrer Freiheit und Selbständigkeit geführt werden. Die grofsen Tragödien können keinen anderen als historischen Hintergrund haben. Nur bei solchen Kämpfen kann der Dichter bedeutende Charaktere auftreten lassen; nur in solchem Ringen kann er denselben Gelegenheit geben, ihren Willen voll und ganz zu bethätigen und tragische Schuld auf sich zu laden. Auf diesen Gebieten allein finden wir die hochinteressantesten Kämpfe um die stärksten treibenden Mächte des Lebens, um die grofsen Ideen, die wie mächtige Strömungen gegeneinander fluten und jene furchtbaren Wirbel erzeugen, die oft genug ganze Staaten in ihren Grundfesten erschüttert haben. In diesen Kämpfen zeigt sich die Wahrheit des Wortes, dafs Ideen (Meinungen) stärker sind als Kriegsheere; da treten Persönlichkeiten auf, die um solcher Ideen willen einerseits bereit sind, sich zu Mär-

tyrern hinzugeben, andererseits aber selbst vor dem gröfsten Frevel nicht zurückbeben; da finden wir nicht selten tief tragische Schuld bei scheinbarer Unschuld. Die einfach sittlichen Ideen* sind bereits fast alle so zu allgemein anerkannten Gesetzen erstarkt, dafs sie allgemeine Kämpfe nicht mehr hervorrufen, dafs ein Abweichen von ihnen höchstens Familien oder kleine Kreise erschüttern und meistens nur dem Schuldigen selbst verhängnisvoll werden kann. Eine grofsartige neue sittliche Idee, die der Toleranz, hat im vorigen Jahrhundert mächtig die Gemüter erregt und erbitterte Kämpfe hervorgerufen; aber diese Kämpfe haben sich gröfstenteils auf Schriften und Gegenschriften beschränkt, oder sind in kleinen engen Kreisen ausgefochten worden, so dafs sie sich zur Darstellung auf der Bühne gar nicht eigneten. Mit Recht hat darum der grofse Lessing diese Idee nur in Gestalt einer grofsartigen Predigt in dramatischer Form verarbeitet. Wenn ein dramatischer Dichter solche sittliche Kämpfe uns vorführen, wenn er Menschen zeichnen will, die aus Leidenschaft solche einfach sittliche Schuld auf sich laden — Spieler, Ehebrecher, Betrüger —, so kann er selbst bei Aufbietung aller Kunst nur Sittengemälde, nur Tragödien niederen Ranges liefern, die keinen gröfseren Eindruck als eine gute Sittenpredigt auf uns machen werden. Er hat dabei keine Gelegenheit, bedeutende Menschen und eine bedeutende, echt tragische Schuld vorzuführen. Wenn er es dennoch unternimmt, so mufs er seinen Helden eine solche Stärke der Leidenschaft und damit verbunden eine solche Höhe geistiger Begabung verleihen, dafs sie durch diese Beanlagung in die Reihe historischer Charaktere erhoben werden.

Das ist immerhin möglich — man denke an Skakespeares „Romeo und Julie“, an seinen „Othello“; aber es dürfte nur einem sehr bedeutenden Dichter gelingen, dabei Kunstwerke ersten Ranges zu schaffen.

Ebenso undramatisch sind die Kämpfe der liberalen und orthodoxen Parteien auf religiösem Gebiet, falls sie sich nicht,

* Einfach sittliche Ideen betreffen das Verhältnis des Menschen zum Menschen, socialsittliche das der Stände zueinander, politisch sittliche das des Bürgers zu seinem Fürsten und dem Vaterlande.

wie zur Zeit der Reformation, mit socialen und politischen Ideen verbinden. Gutzkow hat es versucht, solche Kämpfe in seinem „Uriel Acosta“ zu verarbeiten und ist schmählich gescheitert. Die ersten drei Akte sind voll echt dramatischen Lebens, so dafs man gepackt wird und sich Bedeutendes verspricht. Dafs der Held schliefslich so elendiglich unterliegt, ist nicht der mangelhaften Kraft des Dichters zuzuschreiben. Der freisinnige Mensch wird zur Verbesserung des Alten in der Religion nie anders als durch das Wort wirken können, oder gezwungen sein, aus der kirchlichen Gemeinschaft auszutreten. Wer da Thaten zeigen will, mufs als Reformator à la Zwingli auftreten können und andere Mächte als das blofse Wort zu Hilfe nehmen.

Da der dramatische Dichter für seine Tragödien durchaus historischen Hintergrund braucht; da er bedeutende Menschen uns vorführen soll: so ist er genötigt, seine Stoffe der Geschichte zu entlehnen. Es ist freilich möglich, aus dem Studium der Menschen seiner Zeit und der Kämpfe um die gröfsten Zeitideen bedeutende Persönlichkeiten zu erhalten und dieselben bei einem Werke freier Erfindung handelnd einzuführen. Aber es ist immerhin mifslich, Thaten zu erfinden, die den Stempel bedeutender historischer Akte haben müssen, ohne sich an eine historisch bestimmte Zeit, an ein historisch gegebenes Land mit seinem Volke und seinen gesellschaftlichen Zuständen anzulehnen. Es bleibt ihm darum nur der eine Weg übrig: er mufs den Stoff der Geschichte entnehmen, die geschichtlich gegebenen Hauptpersönlichkeiten historisch so treu wie möglich festzuhalten suchen und die freie Erfindung so viel wie möglich beschränken.

Wie ist es dabei möglich, den geschichtlich gegebenen Stoff künstlerisch umzuformen?

Es ist klar, dafs der Dichter feststehende geschichtliche Thatsachen nicht willkürlich verändern darf. Er darf einer Maria Stuart die Sündenschuld, welche sie durch Ermordung ihres Gemahls auf sich geladen, nicht nehmen; er darf einen Wallenstein nicht anders als durch Meuchelmord fallen lassen, er darf einen König wie unseren Friedrich Wilhelm I. nicht wie einen milden, freundlichen Herrscher einführen, seinen

Vater nicht zu einer Heldengestalt umformen. Aber wohl darf er eine gröfsere Freiheit da walten lassen, wo eines Mannes Bild, „von der Parteien Hafs und Gunst verwirrt, in der Geschichte noch schwankt“. Schiller war darum vollberechtigt, seinem Wallenstein einen höheren Charakter als den eines wilden, ehrgeizigen, verräterischen Kriegsfürsten zu geben; Shakespeare ebenso vollberechtigt, seinen Brutus zu einem menschenfreundlichen, wohlwollenden Schwärmer für die Sache der Freiheit zu gestalten. Wenn sich der Dichter dabei nach den besten historischen Studien richtet, so darf man ihm solcher Veränderungen wegen keinen Vorwurf machen.

Wir haben bereits erkannt, dafs bei jeder künstlerischen Arbeit der Stoff die Kunstform durch das Idealisieren, das Verarbeiten nach Ideen erhält. Dies bedingt neben der Darstellung der historisch genannten, sowie der von den Geschichtsforschern schwankend gezeichneten Charaktere zugleich die freie Erfindung neuer nicht historischer Menschen. Eine solche freie und zugleich sehr glückliche Erfindung ist z. B. die des jungen Mortimer in Schillers „Maria Stuart“. Suchen wir uns, um solch ein Unterkommen und Erfinden zu begreifen, in die Werkstätte des Künstlers zu versetzen.

Nehmen wir an, er wählt einen Stoff aus dem Leben seiner Zeit. Ein junger Dichter aus dem vorigen Jahrhundert liest folgendes Zeitungsinserat:* „Stuttgart vom 11. Am gestrigen Tage fand man in der Wohnung des Musikers Kritz dessen älteste Tochter Luise und den herzoglichen Dragoner-Major Blasius von Böller tot auf dem Boden liegen. Der aufgenommene Thatbestand und die ärztliche Obduktion ergaben, dafs beide durch getrunkenes Gift vom Leben gekommen wären. Man spricht von einem Liebesverhältnis, welches der Vater des Majors, der bekannte Präsident von Böller, zu beseitigen versucht habe. Das Schicksal des wegen seiner

* Man vergleiche mit dem Folgenden aus Gustav Freytags Buch „Die Technik des Dramas“ den ersten Abschnitt nach der Einleitung „Die Idee“. Ich wähle aber absichtlich, wie er, den Stoff zu Schillers „Kabale und Liebe“, damit der Leser meine abweichende Ansicht genau ins Auge fassen möge. Ich halte die in jenem sonst tüchtigen Buche ausgesprochene Ansicht über „Idee und Idealisieren des Stückes“ für durchaus verfehlt.

Sittsamkeit allgemein geachteten Mädchens erregt die Teilnahme aller fühlenden Seelen.“

Zuerst regt sich bei dieser Nachricht im Dichter das teilnahmvolle, zart besaitete, feinfühlende Gemüt mit seinen durch die Erziehung und durch Studien mannigfacher Art erregten und verfeinerten Gefühlen und Strebungen. Es ist die Zeit der „Sturm- und Drangperiode“ mit ihren ungestümen Forderungen der „Menschenrechte“, der Vernichtung der alten Anschauungen und Überlieferungen, Vernichtung von allem, was in Staat, Kirche und bürgerlicher Gesellschaft den unverbrüchlichen Anrechten des Geistes und Gemütes zuwiderläuft. Der noch jugendliche Dichter hat diese Ideen wie Lebensluft in sich aufgenommen, schwärmt für J. J. Rousseau und hat seiner Verehrung für ihn durch begeisterte Verse Ausdruck gegeben. Er hat alle diese ungestümen Forderungen der besten Denker seines Jahrhunderts für vollberechtigt anerkannt, denn die Betrachtung des Lebens und Handelns seines Fürsten und das Thun und Treiben der Höflinge, der Adligen, der Beamten haben ihn gelehrt, dafs der Sache der Menschheit, für die sein Herz in Liebe glüht, durch Realisierung jener Ideen nur Heil widerfahren könne.

Demgemäfs sieht er in dem jähen Tode der beiden Unglücklichen eine neue Bestätigung seiner Ansichten. Er wird darin um so mehr bestärkt, als ihm das Thun und Treiben des adelstolzen verbrecherischen Vaters jenes unglücklichen Liebhabers nur zu wohl bekannt ist. Da erwacht in ihm der Plan, die That kunstvoll zu verarbeiten, sie zur Katastrophe eines Dramas zu machen. Die beiden Hauptpersonen, zwischen denen der den Hauptinhalt bildende Lebenskampf entbrennt, sind ihm gegeben: der Vater und der Sohn; desgleichen der Kampf selbst. In seinem glühenden, noch in scharfen und schroffen Gegensätzen denkenden Gemüt wird ihm der Vater zum Repräsentanten der verkehrten, verderbten, nichtswürdigen alten, leider noch zu Recht bestehenden Anschauungen, der Sohn zum Muster eines jugendlichen, edeln, für die neuen Ideen mit glutvoller Seele kämpfenden Jünglings. Um den Vater gruppieren sich die nichtswürdigen Höflinge, die fürstliche Maitresse, die feilen Diener der Gewalt; um den Sohn der brave, unterdrückte,

in seinen heiligsten Rechten gekränkte Bürger, der wie ein Sklave behandelte Diener, das schutzlose unschuldige Mädchen. So idealisiert er den Stoff nach den Ideen der Menschenrechte, nach den socialen Ideen, die seine Zeit am mächtigsten bewegen, und giebt, indem er die Charaktere, ihr Thun und ihre Schuld der Wirklichkeit nachzeichnet, ein treues und zugleich idealisiertes Spiegelbild seiner Zeit. Aber seine glutvolle Seele ist noch zu sehr an dem Kampfe gegen das Alte, Verderbte beteiligt, als dafs er mit der Ruhe des weisen Künstlers dies Ringen objektiv wahr schildern könnte. Er „schreibt mit Blut". Es fehlt ihm der Sinn und die Achtung für die Vergangenheit und die historische Entwickelung: darum läfst er bei Darstellung der Hauptpersonen noch zu sehr seinen Hafs und seine Liebe walten.* Trotzdem hat er eine grofsartige Tragödie geschaffen. Ist die Zeichnung auch zu scharf, sind die Farben auch noch zu grell gemischt: es liegt in dem Ganzen doch Wahrheit und Leben; denn jene Ideen haben solche Menschen und solche Thaten in Wirklichkeit hervorgerufen.

Nehmen wir an, derselbe jugendliche Dichter entlehnt seinen Stoff der Geschichte eines vergangenen Jahrhunderts. Er hat die Verschwörung des Fiesco in Genua

---

* Gustav Freytag meint S. 10: der Dichter werde gut thun, die Idee des werdenden Stückes in eine Formel abzuziehen und in Worten zu beschreiben. Diese Formel soll für „Kabale und Liebe" lauten: Aufgeregte Eifersucht eines jungen Adligen treibt zur Tötung seiner bürgerlichen Geliebten; für „Maria Stuart": Aufgeregte Eifersucht einer Königin treibt zur Tötung ihrer gefangenen Gegnerin. Er meint ferner, es sei auch für den Fremden lehrreich, aus dem fertigen Kunstwerk die verborgene Seele zu suchen und in eine Formel zu fassen.

Ich kann meine Leser nicht eindringlich genug vor solchem Thun warnen. Schon im ersten Bande meines Werkes habe ich es als unnütz und höchst gefährlich bezeichnet, aus lyrischen Gedichten einen sogenannten Grundgedanken herauszuquälen. Bei dramatischen Gedichten wirkt solch ein Aufsuchen der sogenannten Grundidee für die rechte Ausbildung des ästhetischen Urteils nicht minder unheilvoll. Einem echten Künstler fällt es nie ein, nach solcher Idee zu arbeiten: darum ist es ganz falsch, in diesen herausgeklügelten Grundgedanken „die verborgene Seele des Kunstwerkes" zu suchen. Diese Seele liegt in den darin verarbeiteten Ideen und in den Thaten, die aus dem Kampfe derselben hervorgehen. Diese Ideen, dies Leben studiere man in der Wirklichkeit und bringe solche Erkenntnisse an das Kunstwerk heran: dann wird man in das Schaffen des Künstlers den rechten Einblick gewinnen. (Siehe Bd. I, S. 26—27.)

studiert. Die Geschichte belehrt ihn, dafs Fiesco mit seinen vertrautesten Freunden und seinen Brüdern den Sturz des Dogen Doria und dessen Neffen Gianettino plant und in der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1547 auch wirklich ausführt. Giannettino wird erstochen; der alte Doria entflieht. In derselben Nacht aber verunglückt Fiesco im Hafen. Er stürzt ins Wasser und ertrinkt, da man im Getümmel seine Hilferufe nicht hören konnte. Er wird ferner belehrt, dafs bei der That der Zwiespalt zwischen der kaiserlichen und französischen Partei, zwischen den Anhängern von Karl V. und Franz I. in hervorragender Weise mitgewirkt hatte.

Da ist ein Kampf um politische Ideen, eine tragische Schuld, ein tragisches Geschick. Um der Darstellung Leben zu geben, mufs er einen bedeutenden Politiker und noch mehr, einen bedeutenden politischen Verschwörer schildern und andere Verschwörer als Freunde und Helfershelfer um ihn gruppieren. Die ersten Fragen für ihn sind: Wie handeln solche Menschen? Welches sind die Beweggründe ihres Thuns? Er findet viel schlechte Beweggründe wie Hafs, Rache, Ehrgeiz, Leichtsinn, Habsucht; daneben aber auch die edelsten, eingegeben von den aus der idealen Liebe stammenden politischen Ideen. Leicht verwechselt sein für politische Freiheit glühendes Herz Verschwörer mit Empörer. Sein Ideal ist der edle Washington, der den tapferen Degen, mit dem er die Tyrannei vertrieben, auf dem Altar des Vaterlandes niederlegt und seine Ehre darin sucht, in dem neuen freien Staate der erste Bürger zu sein. Er kennt noch nicht das Leben, welches der Kampf politischer Ideen in Wirklichkeit schafft; am allerwenigsten die Thaten der Menschen, die unter dem Deckmantel solcher Ideen nur ihre selbstsüchtigen Gelüste und Leidenschaften befriedigen. Er übersieht in seinem Feuereifer, dafs in einer Stadt, um deren Besitz zwei auswärtige Mächte kämpfen, bei den dadurch erregten städtischen Parteien und namentlich bei den Führern derselben schwerlich andere als selbstsüchtige Motive ins Spiel kommen. So erträumt er sich einen für Freiheit, Volksbeglückung und Bürgerwohl schwärmenden, liebenswürdigen Helden und nennt ihn Fiesco. Ihm zur Seite setzt er einen finsteren Verschwörer, der ohne

tieferes Verständnis solcher genialen Bestrebungen starr an der Idee festhält, dafs der Stadt nur durch eine republikanische Verfassung Heil erwachsen könne, und zeichnet daneben noch mehrere untergeordnete unedle Helfershelfer.

Diese Macht tritt mit der bestehenden in den Kampf und bringt sie endlich zum Fall. Die Ausführung mufs ebenso unnatürlich, ebenso phantastisch werden wie die Anlage dieser Hauptcharaktere. Das Stück erhält durch das Idealisieren mit politischen Ideen echt dramatisches Leben. Aber es ist kein naturwahres, sondern nur ein phantastisches Leben, wie es in Wirklichkeit gar nicht vorkommt. Dem jugendlichen Dichter fehlte es an der Beobachtung solches Thuns, wie es durch den Kampf politischer Ideen in Wahrheit geschaffen wird.

Nehmen wir an, ein erfahrener, gereifter Dichter bearbeitet einen ähnlichen Stoff: die Verschwörung der römischen Republikaner gegen Julius Cäsar. Auch hier findet er einen Kampf um politische Ideen: die letzten Anhänger der absterbenden römischen Republik kämpfen gegen das aufstrebende Königtum. Auch hier Verschwörer, ein blutiges Opfer, wilde Metzeleien. Aber dieser Dichter hat solche Verschwörungen in seinem eigenen Lande kennen gelernt; er ist mit gar vielen unter den Teilnehmern persönlich bekannt gewesen; hat vielleicht mit angesehen, wie man ihnen das Haupt abschlug und „auf Londons Brücke warnend aufsteckte“. Er hat sich jahrelang unter den Grofsen am Hofe seiner Königin bewegt, hat deren Wesen, deren Pläne, Intriguen, Beweggründe erforscht und in seine Künstlerseele aufgenommen. Ihm ist der Kampf um politische Ideen ein längst bekanntes und sorgfältig erforschtes Stück wahren Lebens. Darum ist er im stande, naturwahr zu malen. Demgemäfs zeichnet er den feinen Menschenkenner Antonius, den schlauen, gewandten Politiker, der ebenso sicher die Leidenschaften und Schwächen der einzelnen bedeutenden Gegner, wie die des Pöbels auszubeuten versteht. Er zeichnet den Verschwörer Cassius, den Mann mit dem „wilden Blicke hungrigen Ehrgeizes“; er zeichnet nach seinen Lebenserfahrungen den edlen politischen Schwärmer Brutus als einzige Lichtgestalt in dieses dunkele Gemälde der wilden Kämpfe unedler selbstsüchtiger Interessen. Er weifs zu genau,

wie oft in solchen Kämpfen die Worte Freiheit und Vaterland in hohlen Phrasen gemifsbraucht werden, und läfst dem Walten des ehernen gigantischen Schicksals gemäfs selbstsüchtige Klugheit, Gewalt und geistige Kraft die Palme erringen.

Diese Römer sind sämtlich bis herab zu den Bürgern, die bei den Aufläufen das römische Volk repräsentieren, durchaus keine Römer, sondern gute Engländer aus Shakespeares Zeit. Aber gerade dieser Umstand giebt dem Stücke das wunderbar packende Leben; denn so und nicht anders können Menschen bei Kämpfen um solche politische Ideen handeln. Ob der Dichter bei seinen Darstellungen mehr oder weniger Lokalfarbe erkünstelt, ist für das Drama Nebensache. Von gröfserer Wichtigkeit ist diese Forderung nur für den Roman.

Ich glaube nun zur Genüge gezeigt zu haben, dafs der Dichter historische Stoffe nur dadurch künstlerisch zu gestalten vermag, dafs er die den historischen Thaten zu Grunde liegenden Ideen erforscht und die Träger der Handlung nach dem Leben zeichnet, das gleiche oder ähnliche Ideen in Wirklichkeit um ihn her erzeugen. Es genügt für ihn durchaus nicht, zu wissen, wie Menschen im allgemeinen unter dem Einflusse von Leidenschaften, Fehlern, Schwächen oder edler Gesinnung oder im Affekte handeln. Diese Kenntnis kann sich auch ein Dilettant erwerben. Er mufs beobachtet haben, wie dies Handeln sich in der verschiedenartigsten Weise unter dem Einflusse bestimmter Ideen vollzieht und dies in scharfer und sorgfältig abschattierter Charakteristik uns vorzuführen wissen. Vor allem aber mufs der dramatische Dichter, um grofse historische Persönlichkeiten zu zeichnen, einen Geist besitzen, der im stande ist, solche Gröfse nach jeder Richtung hin voll und ganz zu erfassen. Der grofse Mann soll uns denkend und sprechend vorgeführt werden und sein Reden soll uns den Beweis von seiner Gröfse geben. Wir müssen also mindestens in einer Scene ihn von dieser Seite kennen lernen. Wenn wir Wallenstein in der berühmten Unterredung mit Questenberg und den Generälen, Maria Stuart in der mit Burleigh angehört haben, so wissen wir: dort jeder Zoll ein fürstlicher Feldherr, hier jeder Zoll eine Königin. Wenn wir

Johanna d'Arc in der Einleitung im Gespräch mit ihrem Vater und Bewerber jene berühmten Worte über Liebe zum Vaterlande und zum Könige sprechen hören, wird uns sofort klar, welche bedeutende geistvolle und wahrhaft begeisterte Heldin wir vor uns haben. Wer als Dichter nicht die Kraft in sich fühlt, solches zu leisten, der wage sich ja nicht an eine Tragödie grofsen Stils. Er gerät in die Gefahr, sich lächerlich zu machen. Es genügt durchaus nicht, dafs wir im Stücke von den anderen Personen erfahren, der Held sei ein grofser Mann. Es wirkt geradezu komisch, wenn sie einmal über das andere ausrufen: „Welch grofser Mann, welch grofser Geist!" während wir aus der Rede, welche der Held kurz vorher gehalten hat, diese Eigenschaft durchaus nicht erkennen können. Die Kraft, welche zum Entwurf eines Genrebildes ausreicht, genügt durchaus nicht zur Zeichnung eines historischen Gemäldes.*

Ich glaube ferner zur Genüge dargelegt zu haben, dafs in jeder echten Künstlerseele bei der Konzeption eines Dramas zuerst das Bild der Charaktere entsteht, aus deren von Ideen eingegebenem Handeln sich der Hauptkampf mit Naturnotwendigkeit ergiebt. Dilettanten ersinnen zuerst die Fabel und schneiden dazu Charaktere zurecht; Künstler sehen zuerst lebensvolle Bilder und erfinden danach die Scenen, welche nötig sind, um die Hauptcharaktere in ihrer vollen Wesenheit vorzuführen. Jenes innere Schauen des Lebens giebt die künstlerische Begabung; dieses Erfinden von Scenen, das Hinauftreiben der Handlung bis zum Höhepunkte, die Erfindung der Peripetie und der Katastrophe ist Sache der technischen Routine. Darum ist mit jener künstlerischen Begabung enge verbunden der echte Dialog. Diesen

* Wenn doch die Männer, welche zwar ohne Zweifel dramatisches Talent, aber nur eine mäfsige Begabung besitzen, die grofse Lebenskunst lernen möchten, sich zu bescheiden! Man kann sich auch an Kunstwerken zweiten und dritten Ranges erfreuen, sobald man nur sofort erkennt, in dem Werke steckt echte Kunst und nicht geschickter Dilettantismus. Freilich müssen solche Männer dann auf grofsen Dichterruhm Verzicht leisten; aber ihr Dichten ist immerhin wertvoll, indem es dazu beitragen hilft, das Volk allmählich zum Genufs und Verständnis höherer Kunstleistungen zu erziehen. Leider ist das Streben nach Ruhm mit der künstlerischen Begabung so enge verbunden, dafs man da wohl ewig tauben Ohren predigen wird. Und doch macht dies Streben soviel Künstler unglücklich. Es verzehrt das Gemüt!

kann kein noch so begabter Dilettant erkünsteln. In seinen Stücken herrscht der Scheindialog. Die Personen sprechen als Masken A, B, C die verschiedenen Meinungen und Gedanken des Verfassers aus. Im echten Dialog spricht jede Person lebenswahr getreu dem Charakter, den der Dichter in seinem inneren Schauen ihr gegeben. Er kann sie nur naturwahr sprechen lassen, weil sie als wirklich, als lebensvoll ihm beständig vorschwebt.

Für die Komödie gelten von den bisher entwickelten Gesetzen die für die dichterische Konzeption, für das innere Schauen des nach Ideen und Charakteranlagen sich gestaltenden Lebens, die Gesetze für das künstlerische Idealisieren des Stoffs und die allgemeinen technischen Vorschriften. Die übrigen Forderungen sind so komplizierter Art, daſs sie besonders beleuchtet werden müssen.

Raul von Cambrai.

Ein altfranzösisches Heldenlied.

Übersetzt von

F. Settegast.

Von den altfranzösischen Volksepen ist bisher meines Wissens nur das Rolandslied ins Deutsche übersetzt worden. Dasselbe überragt allerdings an dichterischem Werte die Mehrzahl der altfranzösischen Heldengedichte, indessen giebt es unter diesen doch manche, die sich mit dem Rolandsliede an dichterischer Wirksamkeit sehr wohl messen können. Zu diesen Epen gehört entschieden auch „Raul de Cambrai“, und ich habe daher die Mühe der Übersetzung nicht scheuen zu dürfen geglaubt.

Wie alle echten Volksepen beruht auch „Raul de Cambrai“ auf geschichtlichen Verhältnissen, die in der Dichtung, wenn auch vielfach entstellt, doch noch wiederzuerkennen sind. Es sind im wesentlichen die folgenden:* Odo, Graf von Paris und Gegenkönig von Karl dem Einfältigen, wurde von Herbert I., Grafen von Vermandois, unterstützt, während auf seiten Karls Raul Taillefer, Graf von Cambrai, stand. Der letztere fiel in das Land Herberts ein, und es gelang ihm, die festen Plätze

* Ich schliefse mich dem an, was ich in der „Art de vérifier les dates“, Paris 1818, t. XII, p. 179 ff., sowie in der Einleitung zu der Ausgabe unseres Gedichtes („Li Romans de Raoul de Cambrai et de Bernier, p. p. Edward Le Glay, Paris 1840) gefunden habe. Indessen will ich nicht verschweigen, dafs v. Kalckstein in seiner „Geschichte des französischen Königtums unter den ersten Capetingern“, 1. Bd., Leipzig 1877, in einigen Punkten nicht unerheblich abweicht. Vgl. auch die Hist. litt. t. XXII.

Peronne und Saint-Quentin zu erobern; bald darauf wurde er jedoch von seinem Gegner in einem Kampfe bei der Abtei Origni getötet. Dies geschah im Jahre 896. Rauls Bruder, Balduin II., Graf von Flandern, rächte seinen Tod, indem er im Jahre 902 Herbert ermorden liefs. Der Sohn desselben, Herbert II., der in der Geschichte als Gegner Karls des Einfältigen eine nicht unbedeutende Rolle spielt, starb 943, mit Hinterlassung von fünf Söhnen. Alsbald nach seinem Tode fiel Raul II., Graf von Cambrai, Sohn jenes Raul Taillefer und der Schwester des französischen Königs Ludwig IV., Adelheid, in das Vermandois ein; die Söhne Herberts rückten ihm entgegen, und es kam zu einem blutigen Kampfe, in dem Raul getötet wurde.

Was die Abfassungszeit unseres Gedichtes betrifft, so wäre es möglich, dafs die älteste Gestalt desselben bis ins zehnte Jahrhundert zurückgeht, dafs es also unmittelbar aus den Ereignissen, die es besingt, erwachsen ist. Wollte man unserem Texte unbedingten Glauben beimessen, so müfste man das eben angedeutete Verhältnis als unzweifelhaft ansehen, denn in einer (von mir nicht übersetzten) Stelle, pag. 96 der Ausgabe von Le Glay, wird geradezu erzählt, dafs ein gewisser Bertolais, Teilnehmer an der Schlacht bei Origni, die von ihm selbst gesehenen Ereignisse besungen habe: Mout par fu preus et saiges Bertolais, Et de Loon fu il nez et estrais, Et de paraige del miex et del belais. De la bataille vi tot les gregnors fais, Chancon en fist, n'oreis milor jamais. Wir haben indessen kein Mittel, die Richtigkeit dieser Angabe festzustellen. Es läfst sich jedenfalls sehr wohl denken, dafs diese Angabe erst von einem späteren Bearbeiter in das Gedicht hereingetragen worden ist. Denn es ist mit diesem gegangen, wie mit der Mehrzahl der altfranzösischen volkstümlichen Epen: nicht die ursprüngliche Gestalt ist uns erhalten, sondern eine verhältnismäfsig junge Bearbeitung. Die vorliegende Form unseres Gedichtes kann in der That nicht höher als bis ins zwölfte Jahrhundert hinaufgerückt werden; die einzige Handschrift, in der es uns aufbewahrt ist, stammt aus dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts.

Wenn nun auch die erhaltene Form dieses Heldenliedes kein hohes Altertum beanspruchen kann, so ist doch der in demselben herrschende Geist von einer solchen Altertümlichkeit, daſs es in dieser Beziehung das Rolandslied vielleicht noch übertrifft. Das Rittertum, wie es uns hier entgegentritt, zeigt noch durchaus den Charakter ursprünglicher Sittenrauheit, wie derselbe im zehnten und elften Jahrhundert herrschte, und von der im zwölften Jahrhundert vom Süden her sich verbreitenden Verfeinerung der Sitten und von Galanterie findet sich hier keine Spur. Die Interessen der Familie und des Geschlechtes, sowie im Anschluſs daran der Grundsatz der Blutrache, auf der anderen Seite die Pflicht der Lehenstreue, das sind die Triebfedern, die hier die Handlung bewegen. Dem Kulturhistoriker, der darauf ausgeht, ein Bild von den socialen und rechtlichen Verhältnissen des Rittertums in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens zu entwerfen, würde dies Epos eine reiche Ausbeute gewähren.

Zum Schluſs noch einige Bemerkungen über die Art der Übersetzung. Dieselbe ist eine freie, besonders insofern, als ich einen sehr beträchtlichen Teil des etwa 7500 Verse zählenden Gedichtes unübersetzt gelassen habe, vor allem diejenigen Abschnitte, die als spätere Zusätze der Jongleurs zu betrachten sind, wie z. B. fast alles, was sich auf die Liebe von Bernier zu Beatrix, sowie seinen Aufenthalt im Süden bezieht. Eine etwas weitergehende Freiheit besteht darin, daſs ich S. 1–27 der Ausgabe (im ersten Teile dieses Abschnittes ist die Handschrift vielfach lückenhaft) in 33 Verse (die ersten der Übersetzung) zusammengedrängt habe. Was ich vor allem erstrebt habe, ist einmal, den Ton des Originals zu treffen, andererseits, der deutschen Sprache gerecht zu werden, in welcher letzteren Beziehung die sonst vortreffliche Rolandübersetzung von Hertz manches zu wünschen übrig läſst. — Was die metrische Form betrifft, so habe ich folgendes zu bemerken. Das Original besteht aus Zehnsilblern, die in Abschnitte von wechselnder Länge (Tiraden) zerfallen; die letzteren werden durch gleichen Reim zusammengehalten. Nun habe ich den Reim aufgegeben, und so lag auch keine Veranlassung mehr vor, die Tiradenabteilung

beizubehalten. Ferner habe ich mich in einem Punkte von der Einrichtung des altfranzösischen Zehnsilblers entfernt. Derselbe zerfällt stets in zwei durch die Cäsur geschiedene ungleiche Teile (4 + 6 Silben); ich habe mir nun häufig gestattet, Verse ohne diese Cäsur zu bilden, z. B.: „Für seine Dienste heischte er den Lohn.“ Andererseits habe ich die altfranzösische Einrichtung insofern nachgeahmt, als ich (wie es danach gestattet ist) auf die Cäsur zuweilen eine überzählige Silbe folgen lasse, die im Schema des Verses nicht mitgerechnet wird, z. B.: „Ganz ohne Sorgen ‖ ihm lag im Sinn nichts Arges.“ Endlich bemerke ich, daſs ich am Ende gröſserer Abschnitte einen siebensilbigen Vers angewandt habe (z. B.: „Wenn ich nicht selbst mich töte“), eine Versart, die sich zwar nicht in unserem Original, wohl aber in einigen anderen altfranzösischen Volksepen, und zwar am Tiradenschluſs, findet.

In alten Zeiten lebt' ein edler Graf
Und tapfrer Kriegsmann, der war Raul geheiſsen,
Und Taillefer, so ward er zubenannt;
Cambrai samt Cambresis beherrschte er.
Zur Gattin hatt er die Schwester König Ludwigs.
Nach seinem Tode gebar sie einen Sohn,
Den hieſs man Raul, wie seinen wackern Vater.
Nun hatte König Ludwig einen Dienstmann.
Mancel geheiſsen, einen tapfern Mann.
Für seine Dienste heischte er den Lohn.
Da gab ihm Ludwig, nach der Barone Rat,
Die Landschaft Cambresis, das Lehen Rauls,
Das solle er behalten, bis sein Neffe
Die ritterlichen Waffen könne führen;
Jedoch die Stadt Cambrai lieſs er dem Knaben.
Und seiner Schwester sandte Ludwig Botschaft,
Er wolle ihr Mancel zum Manne geben;
Doch weigerte sich des die edle Frau.
Mit Zärtlichkeit zog ihren Sohn sie auf.
Als groſs und stark sie ihn geworden sah,
Da sandte sie ihn nach Paris zum König.
Viel Lieb und Ehr erwies derselbe ihm,

Zum Ritter macht' er ihn, zum Truchsefs gar.
Nun lebte damals ein edler Herr, Ybert
(Sein Vater war Herbert von Vermandois),
Der hatte einen Sohn, Bernier genannt,
In keinem Lande gab es schönern Jüngling,
Noch trefflichern an Sinn und an Verstand,
Die Leute aber nannten Bastard ihn.
Mit grofser Liebe war Raul ihm zugethan,
Zu seinem Knappen machte er den Jüngling
Und dann zum Ritter; mit Panzer, Helm und Schwert
Ward von Rauls Händen jung Bernier gewaffnet.

An einem Pfingstenfest ward Bernier Ritter,
Als König Ludwig in seiner Stadt Paris
Hof hielt mit den französischen Baronen.
Rauls Oheim auch, Guerri, genannt der Braune,
Der in Arras gebot, war dort zugegen.
Er redete den König Ludwig an.
„Herr," spricht er, „höret wohl auf meine Rede.
Gar lange hat mein Neffe Euch gedient.
Von seinen Freunden, fürwahr, erhält er nichts,
Wenn Ihr nicht einmal seinen Dienst ihm lohnt.
Gebt ihm zurück das Lehen Cambresis,
Das Land, das Taillefer besafs, der Kühne."
„Das kann ich nicht," erwiderte der König,
„Mancel besitzt es, ich gab ihm drauf den Handschuh.
Oftmals schon hab ich es bereut seitdem,
Doch war's ja Wunsch und Wille der Barone."
Da sprach Guerri: Man spielt uns übeln Streich.
Bei Sankt Geri, dem widersetz ich mich."
Er eilt hinweg aus König Ludwigs Kammer,
In Zorn betrat er die hochgewölbte Halle.
Dort safs beim Schachspiel sein Neffe, Raul von Cambrai,
Ganz ohne Sorgen, ihm lag im Sinn nichts Arges.
Guerri erblickt ihn, gleich fafst er ihn am Arme
Und seinen Pelzrock reifst er ihm entzwei.
„Elender Wicht," rief er dem Neffen zu,
„Nichtsnutziger, was sitzest du und spielst?
Du hast nicht soviel Land, das sag ich dir,
Dafs du auch nur ein Pferd ernähren kannst."
Wie Raul das hört, springt er vom Schachspiel auf.
Er ruft so laut, es hallt der ganze Saal,
Und mancher Edle hat es wohl gehört:
„Wer will es wagen, mir mein Land zu nehmen?"

Guerri erwidert: „Gleich wird es kund dir werden.
Vom König selbst wird dir nur Schimpf und Schande,
Sei'n wir gerüstet drum zu Schutz und Trutz.“
Wie Raul das hört, da wallt sein Blut so heifs,
Er eilt zum König, von Guerri begleitet.
Mit grofsem Zorne hub er an zu sprechen:
„Bei Sankt Amand, Herr König, hört mich an.
In Eurem Dienst trug ich bisher die Waffen,
Von Euch erhielt ich nicht eines Hellers Wert.
So gebt mir doch den Handschuh für mein Land,
Das ehedem besafs mein wackrer Vater.“
„Dafs kann ich nicht,“ erwiderte der König,
„Ich gab es ja dem tapferen Mancel,
Um keinen Preis möcht ich's ihm wieder nehmen.“
Des Königs Worte hört Guerri, da ruft er:
„So will ich kämpfen, gewaffnet auf dem Streitrofs,
Mit jenem hinterlistgen Schuft Mancel.“
Dann wandt er sich an Raul: „Elender Feigling,
Beim heilgen Jakob, zu dem die Büfser wallen,
Wenn du nicht gleich des Landes dich bemächtigst,
Heut oder morgen, vor Sonnenuntergang,
So stehn dir nie mehr bei ich noch die Meinen.
Wie Raul das hört, da wächst ihm Mut und Kühnheit.
„Herr König,“ spricht er, „lafst Euch dieses sagen:
Das Lehn des Vaters, das ist allbekannt,
Rechtmäfsger Weise fällt's dem Sohn anheim.
Bei Sankt Amand, wollt ich's noch länger dulden
Und zusehn, wie Mancel mein Land beherrscht,
Ich würde Spott und Schande davon haben.
Doch wenn der Schurke jemals mir begegnet,
Bei Gott, ich töt ihn, dessen sei er sicher.“
Der König hört's, voll Sorgen schaut er nieder.

Im Saal an einem Tische safs Mancel.
Er hört die Drohung, grofs ist da sein Schrecken.
Im Hermelingewand tritt er zu Ludwig.
„Herr König,“ spricht er, „es ergeht mir übel.
Ihr gabt mir doch als Lehen Cambresis,
Könnt die Begabung Ihr jetzt nicht aufrechthalten?
Hier steht ein Graf von gar hochmütgem Sinn,
Raul ist sein Name, viel Hab und Gut ist sein.
Ihr seid sein Oheim, wie ein jeder weifs,
Auch ist ihm nah verwandt Guerri der Braune.
Ich aber hab in diesem Lande keinen,

Der gegen sie mir Beistand leisten möchte.
Mit meinem Schwerte hab ich dir gedient,
Fort werd ich reiten jetzt auf meinem Streitrofs,
Viel ärmer noch, als wie ich zu dir kam.
Burgunder, Deutsche, Normannen und Franzosen,
Sie werden tadeln dich und werden sagen,
Von dir bekam ich nichts für meinen Dienst."
Von Mitleid ward ergriffen König Ludwig.
Mit seinem Handschuh winkt er Raul heran
Und spricht zu ihm: „Um Gott, mein lieber Neffe,
Lafs ihm das Land noch zwei Jahr oder drei
Mit dem Beding, wie du gleich hören sollst:
Stirbt zwischen Aachen und Orleans ein Graf,
In dem Gebiete zwischen Rhein und Loire,
Dann sollst du dessen Lehen gleich erhalten,
Es wird daran auch nicht das Mindste fehlen."
Wie Raul das hört, da zaudert er nicht lange,
Er willigt in das Anerbieten ein,
Wie Guerri, Herr von Arras, es ihm riet.
Dann fordert Bürgen er vom König Ludwig,
Der giebt ihm vierzig, und alles hohe Herren.
Darunter war Gerin und auch Gerart,
Herbert von Maine, Gottfried von Anjou,
Heinrich von Troies, Berart von Caorsin.
Graf Raul, er wollte nichts dabei versäumen,
Die Heiligtümer bringt er in den Saal,
Reliquien von grofser Kostbarkeit,
Vom heilgen Petrus und heilgen Augustin.
Die Bürgen schworen, sie gaben sich zum Pfande,
Und ohne Zögern schwor der König selbst,
Dafs, welcher Graf auch stürbe zwischen Rhein und Loire,
Raul dessen Land sogleich erhalten sollte.

Raul hatte Bürgen, ganz nach seinem Wunsch.
Er ging zurück nach Cambrai, seiner Stadt.
So blieb es denn ein Jahr und fünfzehn Tage.
Da starb Herbert, ein Graf von grofser Macht,
Das ganze Vermendois gehorchte ihm,
Roie war sein, Perone und Origni,
Auch Saint-Quentin, Clari und Ribemont.
Vier wackre Söhne hinterliefs der Graf,
Darunter war Ybert, der Vater Berniers.
Als Raul das hörte, beeilte er sich sehr,
Nach seinen Mannen sandt er, und sie kamen,

Wohl hundertvierzig, in Bunt und Grau gekleidet;
Von Arras kam herbei Guerri, sein Oheim.
Sie wollen Ludwig um die Belehnung angehn,
Das wird zum Tode gar manchem wackern Mann.
Raul hatte recht, das ist gewifslich wahr,
Der König Ludwig aber hatte unrecht.
Manch Edler geht zu Grund durch schlechten König.

Raul und die Seinen reiten nach Paris.
Sie steigen ab am königlichen Hof,
Dann treten sie in Ludwigs Kammer ein.
Den König finden sie im Lehnstuhl sitzend;
Er blickt und sieht herannahn die Barone,
Vor allen andern kam Graf Raul geschritten.
„Gott," sprach er, „der ans Kreuz sich schlagen liefs,
Er schütze und bewahre König Ludwig."
Der König säumte nicht mit seiner Antwort:
„Gott, der die Welt schuf, schütze dich, mein Neffe."
Und weiter spricht der edle Graf zu Ludwig:
„Herr König, hört, ich bin doch Euer Neffe,
So dürfet Ihr mein Recht mir nicht versagen.
Herbert ist tot, das hat man mir berichtet,
Der Vermendois in Hut und Herrschaft hatte.
Lafst nun sogleich das Lehn mir übergeben,
Ihr habt mir's ja versichert und beschworen
Und habt auch Bürgen mir darauf gegeben."
„O nein, mein Lieber," sagte König Ludwig;
„Der edle Graf, von dem du eben sprichst,
Vier wackre Söhne hat er hinterlassen,
So tapfre Ritter kann man nirgends finden.
Wenn ich ihr Land dir überliefern wollte,
So würden die Barone mich drum tadeln;
Ich könnte nimmer an meinen Hof sie laden,
Versagen würden sie mir Dienst und Ehre.
Auch will ich dir ganz ohne Rückhalt kund thun:
Das Erb entreifsen will ich jenen nicht
Und vieren schaden nur um eines willen."
Wie Raul das hört, gerät er aufser sich;
Er ist betrogen, das raubt ihm fast die Sinne.
In Zorn enteilt er zur hochgewölbten Halle.
Von seinen Bürgen sieht er viele dort,
An ihren Eid beginnt er sie zu mahnen.
Laut ruft er an Gerin und auch Gerart,
Herbert von Maine, Gottfried von Anjou,

Heinrich von Troies, Berart von Caorsin:
„Barone, hört, sogleich kommt her zu mir,
Da ihr zum Pfand euch mir gegeben habt.
Bei Sankt Geri, ihr müfst in meinen Turm,
Wo ihr gar schwere Pein erleiden sollt.“
Gottfried erschrickt, er bebt am ganzen Leib.
„Freund,“ spricht er, sagt, warum bedroht Ihr uns?“
„Ich will's euch sagen,“ gab ihm Raul zur Antwort,
„Herbert ist tot, der Origni besafs
Und Saint-Quentin und Perone und Clari,
Auch Ham und Roie, Neele und Falevi.
Vom König ward das Lehn mir zugesagt,
Jetzt hat er schnöde mich darum betrogen.“
Da sprachen die Barone allesamt:
„Gönnt uns noch kurze Frist; wir gehn zu Ludwig,
Wir wollen hören, was er dazu sagt,
Und wie entgehn wir mögen dem Gefängnis.“
Und Raul erwiderte: „Das geb ich zu.“
In grofser Eile gehen sie zum König,
Auch Bernier war dabei, der Dienstmann Rauls.
Und Gottfried von Anjou begann zu sprechen:
„Herr König, Ihr beginget grofse Thorheit,
Als Eurem Neffen Ihr ein Lehn verspracht,
Worüber zu verfügen Euch nicht zustand.
Herbert ist tot, jetzt will er dessen Land.
Wohlan, belehnt damit ihn allsogleich;
Denn er hat recht, auch sind wir dafür Bürgen.“
„Gott,“ sagt der König, „fast macht es rasend mich,
Um eines willen kommen vier zu Schaden.
Zum Unglück wird ihm sicher die Belehnung.
Wenn eine Heirat nicht bald den Streit beendet,
So wird manch edler Mann zu Grunde gehn.“
Betrübten Sinnes spricht der König weiter:
„Komm her zu mir, mein lieber Neffe Raul,
Den Handschuh geb ich dir, doch merk es wohl,
Beistand und Schutz erhältst du nicht von mir.“
Und Raul erwidert: „Mehr verlang ich nicht.“
Er tritt zum König vor und nimmt den Handschuh.
Das sieht Bernier, da richtet er sich auf,
Er spricht so laut, dafs jeder wohl es hört.
„Herr König,“ sagt er, „ich bitt Euch, bei Sankt Simon,
Die Söhne Herberts haben nichts verbrochen,
Wie dürft Ihr ihnen dann ihr Land entreifsen?
Solch Urteil gegen sie steht Euch nicht zu.

Nie mögen sie bei Gott Verzeihung finden,
Wenn sie ihr Recht nicht gegen Raul verteid'gen."
„Das wehr ich ihnen nicht," sprach König Ludwig,
„Das Lehn empfing er gegen meinen Wunsch,
Und nimmer werd ich im Kampf ihn unterstützen."
Zu Raul dann wandte sich Bernier und sprach:
„Herr, hört mich an: Wohl bin ich Euer Dienstmann,
Doch nie werd ich drein willigen, dafs Ihr
Mit solchem Unrecht ihnen nehmt ihr Land.
So brave Ritter kann man nirgends finden,
Auch sind mit Hab und Gut sie reich gesegnet,
Und zählen können sie auf viele Freunde,
Wohl fünfzig sind es, und alles tapfre Männer.
Nicht brauchen Herberts Söhne sich zu fürchten.
Greift sie nicht an, ich bitt Euch, Herr, darum,
Lafst Euch bewegen zu gütlichem Vergleich,
Ich übernehme die Vermittlung gern."
„Nein," sagte Raul, „drauf geh ich nimmer ein,
„Der König hat das Lehen mir gegeben,
Um keinen Preis lafs ich es wieder fahren.
Dir aber rate ich zu deinem Besten,
Dafs du vor meinem Zorn dich hüten mögest."
„Herr," sagte Bernier, „ich werde davon schweigen
So lange, bis der Kampf entbrannt wird sein."

Wie Bernier die Belehnung sieht vollzogen,
Da schwinden fast die Sinne ihm vor Schmerz.
Doch Raul ist froh, dafs nun sein Wunsch erfüllt.
Er steigt zu Rofs, läfst blasen das Signal,
Nach Cambrai reitet er mit seinen Mannen;
Dort steigen die Barone von den Rossen.
Gar düster blickt und traurig Bernier nieder;
Dem grofsen Saal des Schlosses bleibt er fern:
Mit Raul hat böse Worte er gewechselt,
Nicht will er Streit beginnen mit der Herrin.
Raul stieg vom Rofs an seines Schlosses Treppe,
Gleich kam entgegen ihm Frau Adelheid.
Sie küfst zum Willkomm den Sohn auf Mund und Kinn,
Dann fafst der edle Graf sie an der Hand,
Und beide stiegen zum hochgewölbten Saal.
Sie spricht zu ihm vor allen den Baronen:
„Mein lieber Sohn, du bist jetzt grofs und stark,
Bist Truchsefs auch von Frankreich, Gott sei Dank.
Doch mufs ich sehr mich über Ludwig wundern:

Du hast gar lange schon ihm treu gedient,
Er gab bisher dir keinen Lohn dafür.
Das ganze Land von Taillefer dem Kühnen,
Der mein Gemahl und der dein Vater war,
Er hätte es zurück dir sollen geben.
Zu lange schon hat hier Mancel geschaltet;
Ich wundre mich, dafs du's noch immer duldest,
Dafs du nicht längst schon ihn getötet hast."
Wie Raul das hörte, ward ihm schwer das Herz.
„Frau Mutter," sagt er, „bei dem wahrhaftgen Gott,
Der König hat mir meinen Dienst gelohnt.
Herbert ist tot, das will ich kund Euch thun,
Sein ganzes Land hab ich als Lehn erhalten."
Wie das die Frau vernimmt, spricht sie mit Seufzen:
„Wer dir Perone gab und Origni
Und Saint-Quentin, Neele und Falevi,
Und Ham und Roie, den Turm auch von Clari,
Hat dich, mein Sohn, mit frühem Tod begabt.
Lafs doch ihr Land, ich bitte dich, um Gott;
Dein Vater und Graf Herbert waren Freunde,
Zusammen fochten sie in mancher Schlacht,
Und nie gab's unter ihnen Streit und Zwist.
Wenn meinem Rat du folgst, bei Sankt Geri,
So werden dir befreundet auch die Söhne."
„Nein," sagte Raul, „gewifs, ich lafs es nicht,
Sonst würde jedermann für feig mich halten,
Noch meinen Enkeln wär es Schimpf und Schande."
„Raul, lieber Sohn," sprach wieder Adelheid,
„Ich habe dich genährt an meiner Brust,
Warum denn willst du jetzt mich so betrüben?
Wer dir Perone gab und Origni
Und Ham und Roie, Neele und Falevi,
Hat dich, mein Sohn, mit frühem Tod begabt.
Wer sie bekriegt, mufs tapfre Ritter haben.
Das ist ganz sicher: wenn's zum Kriege kommt,
So wird mein ganzes Land in Flammen aufgehn.
Eh das ich sehen müfste, lieber wollt ich,
Ich wäre Nonne oder wäre Dienstmagd."
Raul hält die Hand geschmiegt an seine Wange,
Er schwört bei Gott, dem Sohn der heilgen Jungfrau,
Nicht woll er's lassen um alles Gold der Welt,
Und wenn auch noch so viele sterben müfsten.
„Raul, lieber Sohn," sprach weiter Adelheid,
„Hast du auch Mannschaft, diesen Krieg zu führen?"

„O ja,“ sagt Raul, „zehntausend Krieger hab ich;
Guerri der Braune soll Bannerträger sein,
Auch die von Aroaise werden kommen,
Denn auszubleiben werden sie nicht wagen.“
Da sprach Frau Adelheid: „Beim heilgen Gott,
Ich leugn' es nicht, Guerri ist brav und wacker,
Dein Banner wird er gut im Kampfe tragen.
Doch feig und treulos sind die von Aroaise:
Wenn du erbeutest Rinder oder Hammel,
Da werden sie so kühn wie Löwen sein,
Doch wenn die Schlacht beginnt, da wirst du sehn,
Die Hunde werden fliehn, statt dreinzuhaun,
Und werden feige dich im Stiche lassen.
Nicht haben Herberts Söhne Knabensinn:
Wenn von den Deinen du wirst verlassen sein,
Dann werden sie das Haupt vom Rumpf dir schlagen.
Und ich, mein lieber Sohn, sei dessen sicher,
Ich werde tot vor Schmerz zu Boden sinken.“
Und Raul erwidert: „Ihr redet ganz vergeblich;
Bei Gott, der uns mit seinem Blut erlöste,
Nicht werd ich's lassen um alles Gold der Welt,
Da die Belehnung ich erhielt vom König.“
„Mein lieber Sohn,“ so sprach Frau Adelheid,
„Nun sage mir, was wird mit Bernier sein?
Du gabst ihm Nahrung und machtest ihn zum Ritter.“
Raul sprach: „Er zeigte stolz und treulos sich,
Denn gegen die Belehnung that er Einspruch.
Ob solcher Überhebung ward ich zornig,
Da sagte er, jetzt werd er ruhig bleiben,
Doch kommt's zum Kampf, dann will er jenen helfen.“
Wie das die Frau vernimmt, da ruft sie laut:
„Ich hab es wohl gewufst; das ist der Mann,
Der dich ins Unglück bringen wird, gewifslich,
Und wenn er kann, schlägt er den Kopf dir ab.
Raul, lieber Sohn, den Rat will ich dir geben:
Mach deinen Frieden mit den Söhnen Herberts,
Greif sie nicht an, lafs sie ihr Land behalten,
Dann werden sie dir Freund sein um so mehr
Und werden helfen dir in andern Kämpfen,
Wenn's gilt, Mancel aus deinem Land zu jagen.“
Wie Raul es hört, gerät er aufser sich;
Er schwört bei Gott, dem Lenker aller Dinge,
Nicht woll er's lassen um alles Gold der Welt.
„Der sei verwünscht, der, wenn er kämpfen soll,

Dem Rat von Frauen willig leiht sein Ohr.
In Euren Kammern mögt ihr gemächlich sitzen,
Pflegt Euren Leib mit Essen und mit Trinken,
Von andern Dingen dürft Ihr nicht mehr reden."
Frau Adelheid, sie fing zu weinen an
Und sprach: „Mein Sohn, sehr unrecht handelst du:
Es war 'ne Zeit, da brauchtest du mich sehr,
Als man des Erbes dich berauben wollte,
Als Ludwig, folgend der Barone Rat,
Mancel, den Schurken, zum Mann mir geben wollte.
Da hab ich mich geweigert, ihn zu nehmen.
Mit Lieb und Zärtlichkeit zog ich dich auf,
Bis du dein Rofs besteigen konntst und lenken
Und mit den Waffen dein Recht verteidigen.
Dann schickt ich dich zum Hofe nach Paris,
Und gab dir mit vierhundert edle Männer,
Mit guten Panzern allesamt gerüstet.
Der König nahm dich gern in seinen Dienst,
Er ist mein Bruder, drum wollt er hoch dich ehren,
Zum Ritter macht' er dich, zum Truchsefs gar.
Das machte deinen Feinden Sorg und Kummer,
Doch deine Freunde hoben stolz ihr Haupt,
In Not erhofften Hilfe sie von dir.
Und jetzt erhebst du Anspruch auf ein Land,
Aus dem dein Vater nicht einen Heller zog.
Da du's nicht lassen willst um meinetwillen,
So möge Gott, der Lenker aller Dinge,
Dich nicht gesund nach Hause kommen lassen."

Frau Adelheid verläfst den Saal in Eile,
Sie ist betrübt: den Sohn hat sie verflucht.
Im Münster tritt sie ein von Sankt Geri.
Sie wirft sich nieder vor dem Bild des Heilands,
Zu Gott, der niemals log, fleht sie mit Inbrunst:
„Gott, der du an das Kreuz dich schlagen liefsest,
So wahr das ist, dafs du an einem Freitag
Dein Blut vergossest, uns Sünder zu erlösen,
Lafs mir den Sohn gesund nach Hause kommen.
Ich fluchte ihm, weh mir, mit grofsem Unrecht,
Ich hab ihn doch so liebreich aufgezogen.
Verliert das Leben er, dann ist's ein Wunder,
Wenn ich nicht selbst mich töte."

* * *

Raul bietet auf die Mannen seines Landes;
Aus Artois kamen sämtlich die Barone,
Auch kam die Mannschaft an aus Aroaise,
Sie wagten nicht, zu trotzen Rauls Befehl.
Bis auf zehntausend kann man das Heer wohl schätzen.
In Cambrai reiten ein sie durch die Thore,
Von Gold und Silber funkeln ihre Waffen.
Dann nimmt Graf Raul von seiner Mutter Abschied
Und reitet fort, mit ihm Guerri, sein Oheim.
Das Heer durchzieht die Landschaft Aroaise,
Ins Vermendois sind sie dann eingefallen.
Im ganzen Lande rauben sie und plündern,
Rings gehn in Feuer auf der Bauern Hütten,
Gar viele Menschen kamen da ins Elend.
Bernier, der Dienstmann Rauls, er reitet mit;
In Flammen sieht er seines Vaters Land
Und seiner Freunde; da wird ihm trüb zu Mute.

Es redete Graf Raul zu Manecier
Und zu Droon und dessen Bruder Gautier:
„Rasch waffnet euch, Barone, ohne Säumen,
Vierhundert wohlberittne Krieger nehmt,
Mit ihnen reitet sogleich nach Origni;
Dort müfst ihr sein, noch eh die Sonne sinkt.
Mein Zelt schlagt auf inmitten der Abtei,
Die Säulengänge macht zum Pferdestall
Und in der Krypta bereitet mir das Essen;
Setzt meine Sperber auf die goldnen Kreuze.
Auch lafst mir rüsten dicht neben dem Altar
Ein prächtges Bett, dort will ich ruhn zur Nacht.
Ich will mich lehnen an das Kruzifix.
Die Nonnen werd ich meinen Knappen geben.
Ich will den Ort zerstören und verwüsten,
Weil er den Söhnen Herberts lieb und wert ist.“
Und sie erwidern: „Herr, wir werden's thun,
Denn es zu lassen ist uns nicht verstattet.“
Sie gehn und rüsten sich mit grofser Eile;
Die edlen Krieger steigen dann zu Rofs;
Wohl sind gerüstet sie mit Schwert und Schild,
Mit festen Lanzen und mit starken Panzern.
Schon in der Nähe sind sie von Origni,
Da hören sie die Abendglocke läuten.
Es mahnt der Ton sie an den gerechten Gott,
Sie steigen ab und knien zur Erde nieder,

Es unterbleibt Entweihung heilger Stätte.
Sie schlagen draufsen, auf dem Wiesenplan,
Die Zelte auf und übernachten dort.
Graf Raul, er langt am nächsten Morgen an,
Mit grofsem Zorn beginnt er sie zu schelten:
„Ihr feige Schurken, was hat euch angefochten,
Dafs mein Gebot ihr übertreten habt?“
„Verzeihung, Herr, bei dem allmächtgen Gott,
Blutdürstge Heiden sind wir nicht noch Juden,
Dafs heilge Stätten wir verwüsten sollten.“
Graf Raul, voll Übermut und Frevelsinn,
Er sprach: „Ihr Hunde, hab ich euch nicht befohlen,
Dafs ihr in der Abtei mein Zelt errichtet?
In welcher Absicht habt ihr's unterlassen?“
„Wahrhaftig,“ sprach Guerri, „das wär ein Frevel.
Du bist vor kurzem erst ein Ritter worden,
Wenn Gott dir zürnt, geht's rasch mit dir zu Ende.
Es ehren alle Edeln diesen Ort,
Die heilge Stätte darf man nicht entweihen.
Hier auf der Wiese schlagt Euer Lager auf;
Es fliefset nebenan ein klarer Bach,
An seinem Ufer stellt die Posten auf,
Dafs nicht ein Überfall in Not Euch bringe.“
Und Raul erwiderte: „Wie ihr gebietet;
Da ihr es wünscht, so will ich's unterlassen.“
Dann breitet man die Teppiche aufs Gras,
Raul lagert sich, gestützt auf seine Hand.
Zehn seiner Ritter gesellten sich zu ihm,
Sie hielten miteinander schlimmen Rat.
Es ruft Graf Raul: „Auf, zu den Waffen, Ritter!
Wir wollen Origni sogleich zerstören.
Wer mir nicht folgt, den werd ich nimmer lieben.“
Es steigen die Barone gleich zu Rofs;
Da er's gebot, nicht wagen sie's zu lassen.
Mehr als viertausend waren da beisammen.
Sie reiten nahe an Origni heran,
Den Angriff auf die Stadt beginnen sie;
Die Bogenschützen entsenden ihre Pfeile;
Es eilen zur Verteidigung die Städter,
Ganz in der Nähe schon sind ihre Feinde.
Die Nonnen der Abtei, die edlen Frauen,
In langem Zuge kamen sie hervor;
Es hatte jede ihr Psalmenbuch zur Hand,
Sie dienten Gott mit Singen und mit Beten.

Marcent, die Mutter Berniers, war darunter.
„Herr Raul," sprach sie, „wir bitten um Erbarmen.
Nicht können wir mit Schild und Lanze streiten,
Ihr könnet leicht uns allesamt vernichten,
Doch grofse Sünde wäre das gewifslich.
Die edlen Männer lieben diesen Ort,
Sie schicken Silber uns und lautres Gold.
Lafst uns in der Abtei in Ruh und Frieden
Und lagert draufsen auf dem Wiesenplan.
Wir wollen, Herr, mit allem, was Ihr braucht,
Versorgen Euch und Eure Rittersleute,
Auch für die Pferde reichlich Futter liefern."
Sprach Raul: „Bei Sankt Richier, seid dessen sicher,
Da ihr drum bittet, sollt ihr Frieden haben."
Die Frau entgegnet: „Das ist dankenswert."
Es reitet Raul auf seinem Streitrofs fort
Und Bernier kam; die Mutter wollt er sehen,
Mit ihr zu sprechen, trägt er grofs Verlangen.
Er steigt vom Rofs, es küfst Marcent ihn liebreich,
Dreimal umarmt sie ihn mit grofser Freude.
„Mein lieber Sohn," sprach sie, „du bist nun Ritter;
Gesegnet sei Graf Raul, durch den du's bist,
Und du noch mehr, da du verdient es hast.
Doch eins verwundert mich, du sag es mir:
Warum bekriegst du deines Vaters Land?
Du wirst es sicherlich als Lehn erhalten,
Denn er hat keinen Erben aufser dir,
Und dazu bist du tapfer und verständig."
Bernier erwiderte: „Das ist gewifs,
Graf Raul, er ist viel schlimmer noch als Judas.
Indes, er ist mein Herr, er giebt mir Pferde
Und Rüstungen und köstliche Gewänder.
Um keinen Preis möcht ich ihm untreu werden."
„Sohn," sprach die Mutter, „wahrhaftig, du hast recht;
Wenn deinem Herrn du dienst, gewinnst du Gott."

Die Söhne Herberts liebten Origni,
Mit Pfahlwerk hatten sie den Ort umgeben,
Doch half's nur wenig zur Verteidigung.
Darunter lag ein weiter Wiesenplan,
Wo die Turniere man zu halten pflegte;
Den Nonnen der Abtei gehörte er,
Sie liefsen ihre Rinder darauf weiden.
Dort läfst Graf Raul sein Zelt alsbald errichten;

Vierhundert Männer hätten darin Platz;
Die Pflöcke sind von lauterm Gold und Silber.
Drei beutegierge Schelme gab's im Heer,
Sie reiten nach der Stadt und rauben frech.
Das weckte bei den Bürgern grofsen Zorn,
Zehn Männer greifen rasch zu starken Knütteln,
Zwei von den Raubgesellen töten sie,
Jedoch der dritte entflieht auf schnellem Rosse.
Er reitet eilends zu dem Heer zurück,
Dann steigt er ab und tritt zu Raul heran;
Als seinem Herrn küfst er die Schuhe ihm
Und fleht um Mitleid, mit Thränen in den Augen;
Mit lauter Stimme hob er an zu rufen:
„Es möge Gott dich nimmermehr beschützen,
Wenn du nicht gleich dich an den Bürgern rächst,
Die stolz und übermütig sich gebaren.
Nicht einen Heller achten sie dich wert;
Sie sagen, wenn du fällst in ihre Hände,
Dann werden sie das Haupt vom Rumpf dir schlagen,
Und alles Gold der Welt soll dich nicht retten.
Tot fiel mein Bruder unter ihren Streichen,
Und auch mein Neffe, das sei Euch geklagt!
Getötet hätten sie auch mich gewifslich,
Doch bin ich ihnen auf diesem Rofs entronnen."
Wie Raul es hört, gerät er aufser sich,
Da ruft er laut: „Wohl auf, ihr edlen Ritter;
Ich will sogleich zerstören Origni.
In ihrem Hochmut beginnen sie den Kampf,
So Gott mir helfe, sie sollen schwer es büfsen."
Als die es hören, gehen sie sich rüsten
In grofser Eile, nicht wagen sie's zu lassen.
Zehntausend waren's, das hat man mir berichtet.
Gleich sind sie angelangt vor Origni,
Sie springen rasch hinunter in den Graben,
Das Pfahlwerk haun sie nieder mit den Äxten,
Und werfen in den Graben es hinab,
Es schreitet drauf das ganze Heer hinüber
Und dringt sogleich bis zu den Mauern vor.
Die Bürger sehen, das Pfahlwerk ist verloren,
Die Kühnsten selbst gerieten da in Furcht.
Sie zogen zu den Mauern sich zurück
Und schleudern Steine und grofse, spitze Pfähle;
Gar mancher von den Mannen Rauls sank nieder.
Es waren alle Bürger auf den Mauern,

Nicht einer ist geblieben in der Stadt
Und allesamt verteidgen sie sich wacker.
Raul sieht's, in grofsen Zorn gerät er da,
Er ruft den Seinen: „Auf, steckt das Nest in Brand.
Verbrennen sollen alle sie darin."
Als die es hörten, säumten sie nicht lange.
Bald steht in Flammen Origni die Stadt.
Die Säle brennen, die Balkendecken stürzen,
Durch alle Gassen läuft das Feuer hin.
Auch die Abtei ergreift's in kurzer Frist,
Der Hauptturm und die Seitentürme brennen,
Es fällt zur Erde nieder das Gebälk.
In Feuersglut verbrennen alle Nonnen,
Auch die Äbtissin, Marcent, die Mutter Berniers.
Vor Mitleid weinen die kühnen Ritter alle.
Graf Raul hat sein Versprechen schlecht gehalten,
Die Nonnen werde er in Frieden lassen.
Es sieht Bernier, wie schlimm die Sache steht,
Da fafst er mit der Linken seinen Schild,
Er zieht das Schwert und reitet zur Abtei.
Das Feuer sieht er lodern durch die Thüren.
So weit man einen Wurfspiefs schleudern kann,
Mufs jeder fern sich halten von dem Brande,
Der Feuersglut wagt niemand sich zu nahen.
Bernier schaut hin und neben einem Pfeiler
Sah er am Boden liegen seine Mutter,
Ihr zartes Antlitz ganz und gar entstellt,
Es brennt ihr Psalmenbuch auf ihrer Brust.
Da sprach er schmerzerfüllt: „Ich bin ein Thor,
Ach, liebe Mutter, Ihr küfstet gestern mich,
Ich habe schlecht die Sohnespflicht erfüllt,
Ich kann euch jetzo nicht mehr Beistand leisten;
Gott, der Gerechte, mög Euch zu sich nehmen.
Nichtswürdger Raul, Gott sende Unglück dir,
Nicht länger will ich mehr dein Dienstmann sein.
Wenn ich nicht räche diese grofse Schmach,
So acht ich mich nicht einen Heller wert."
Es übermannt der Schmerz ihn, seiner Hand
Entfällt das Schwert, und auf des Rosses Halse
Sinkt er in Ohnmacht nieder.

Das Unheil ist geschehn, Raul hat die Schuld,
Er ist es, der die Nonnen liefs verbrennen.
Er kehrt zurück und steigt von seinem Streitrofs,

Es eilen die Barone gleich herzu,
Vor seinem Zelt entwaffnen sie den Grafen.
Sie lösen ihm den reichverzierten Helm,
Sie gürten ihm das gute Stahlschwert ab,
Vom Rücken ziehn sie ihm den festen Panzer.
In prächtgem Hermelinrock stand er da;
Im ganzen Frankreich gab's keinen schönern Ritter
Und keinen Held, so kampfeskühn wie er.
Den Truchsefs hat Graf Raul herangerufen,
Er trägt ihm auf, das Essen anzurichten.
„Sorgt für gebratnen Pfau und Schwan mit Pfeffer,
Auch Wildbret werde reichlich aufgetragen.
Selbst der Geringste soll zufrieden sein.
Ich möchte nicht um alle Schätze Frankreichs,
Dafs die Barone mich drum verspotteten."
Wie der es hört, schaut er entsetzt ihn an,
Dreimal bekreuzt er sich und also spricht er:
„Gerechter Gott! Seid Ihr bei Sinnen, Herr?
Der heilgen Christenheit wollt Ihr entsagen,
Dem Bund der Taufe und dem allmächtgen Gott!
Wir leben in der grofsen Fastenzeit,
Karfreitag ist ja heut, der heilge Tag,
Allwo dem Kreuz anbetend nahn die Sünder.
Wir Unglückselge, wir haben schwer gesündigt,
Verbrannt die Nonnen und die Abtei entweiht;
Versöhnung finden wir bei Gott nie wieder,
Wenn sein Erbarmen unsre Schuld nicht tilgt!"
Gar zornig blickt Graf Raul den Truchsefs an:
„Du Hund, was wagst du mir davon zu reden?
Warum vergingen sich an mir die Bürger?
Zwei meiner Knappen schlugen sie zu Tode,
Es ist nur recht, wenn schwer sie's büfsen mufsten.
Jedoch die Fastenzeit hatt ich vergessen."
Das Schachspiel fordert er, man bringt es ihm,
Er setzt sich nieder und beginnt zu spielen.
Den Spielgenossen greift er hitzig an,
Mit einem Bauer nahm er einen Springer,
Es fehlt nicht viel, so setzt er jenen matt.
Da springt er auf, und heiter ward sein Antlitz;
Der Hitze wegen warf er den Mantel ab.
Nach Wein verlangt er, und eilends bringt man ihn.
Bernier tritt vor, er nimmt den goldnen Becher
Und knieend beut er ihn dem Grafen Raul.
Wie der es sieht, da spricht er ohne Säumen:

„Nun hört mich an, ihr edlen, kühnen Ritter!
Bei diesem klaren Wein, den ihr hier seht,
Und diesem Schwert, das auf dem Teppich liegt,
Und bei den Heiligen, die Jesu dienen,
Den Söhnen Herberts soll es schlimm ergehn.
Nicht eines Hellers Wert soll ihnen bleiben,
Und eher ruh ich nicht, das wisset wohl,
Bis übers Meer sie fliehn vor meinem Zorn.“
Nun hört, was Bernier drauf erwiderte:
„Raul, lieber Herr, in vielem seid Ihr löblich,
Jedoch in manchem seid Ihr tadelnswert.
Die Söhne Herberts, das will ich nicht verschweigen,
Gar wackre Männer sind's und gute Ritter;
Wenn übers Meer Ihr sie mit Unrecht treibt,
Zum Unheil wird's Euch selbst und grofsem Schaden.
Ich bin Euch Dienstmann, doch, das sag ich offen,
Für meinen Dienst gabst du mir übeln Lohn.
Du hast die Mutter mir verbrannt im Münster,
Tot ist sie, unersetzlich der Verlust.
Jetzt meinen Vater willst du ins Elend treiben
Und dessen Brüder; nun, so höre dies:
Ich werde trachten, diese Schmach zu rächen
Und jenen helfen, wie immer ich vermag.“
Als Raul das hörte, ward er vor Zorn fast rasend.
„Du schlechter Bankert,“ sprach er zu Bernier,
„Wohl weifs ich, du gehörst zu meinen Feinden,
Gleichwie dein Vater, Ybert von Ribemont.
Um mir zu schaden, weilst du in meinem Zelte,
Kundschafterdienste verrichtest du geheim.
Elender Bankert, bei Sankt Simon sag ich's,
Es fehlt nicht viel, so kostet's dir den Kopf.“
Da rief Bernier, laut war und hell die Stimme:
„Herr Raul, ich sag's, und jeder mag es hören:
Ein edler Ritter war meiner Mutter Vater,
In Bayern herrschte er mit grofser Macht.
Aus ihrer Heimat wurde sie geraubt,
In dieses Land kam sie zu ihrem Unglück.
Hier hatte sie nicht Freunde noch Verwandte,
An Schönheit aber kam ihr keine gleich.
Ybert, mein Vater, das sei Euch nicht verhohlen,
Er nahm sie in sein Bett, doch nicht als Gattin,
Und als es ihm gefiel, nahm er 'ne andre.
Da wählte sie das Beste und ward Nonne.
Herr Raul, gar grofses Unrecht thatet Ihr,

Als Ihr verbranntet meine liebe Mutter;
Gott lasse mich den Tag der Rache schauen."
„Gemeiner Hurensohn," rief wütend Raul,
„Wenn heute nicht Karfreitag wär, fürwahr
Ich liefse dich sofort in Stücke reifsen."
„Ach," sagte Bernier, „das ist schlechte Freundschaft!
Ich habe dir gedient in Lieb und Treue,
Für guten Dienst empfang ich bösen Lohn.
Wär ich in Waffen, so wollt ich gleich zur Stelle
Mein gutes Recht verteidgen gegen jeden,
Auch gegen dich, den ich hier toben sehe;
Dein grofser Hochmut sollte dir nichts helfen."
Wie Raul das hört, da fafst er einen Jagdspiefs
(Es hatten Jäger ihn dort hingestellt);
In grofsem Zorne hat er ihn geschwungen;
Er trifft Bernier am Kopf, das Blut entströmt,
Es färbt sich rot der feine Hermelinrock.
Da konnte Bernier vor Wut sich nicht mehr halten,
Er fafste Raul mit beiden Armen an,
Gleich hätt er seinen Grimm ihn fühlen lassen,
Jedoch die Ritter eilen flugs herzu
Und trennen sie, eh Schlimmeres geschehn.
Mit lauter Stimme rief Bernier seinem Knappen:
„Bring mir die Waffen, den starken Kettenpanzer,
Das gute Schwert sowie den festen Helm;
Ohn Abschied will ich diesen Hof verlassen."
Graf Raul, er hatte ein gar stolzes Herz,
Doch als er sah, wie zornig Bernier war
Und wie das Blut von seinem Haupte flofs,
Da wandelte sich um sein trotzger Sinn.
„Ihr Herrn Barone," sprach er, „gebt mir Rat,
Es will Bernier im Zorn von hinnen scheiden."
Die tapfern Ritter sprachen da zu ihm:
„Herr Raul, wahrhaftig, gerecht ist Berniers Zorn.
Mit seinem Schwert hat er dir treu gedient,
Du aber hast ihm übeln Lohn gegeben.
Du hast die Mutter ihm verbrannt im Münster,
Ihm selbst hast blutig du den Kopf geschlagen.
Wenn er nun trachtet, sich dafür zu rächen,
Verwünscht sei, wer ihn darum tadeln wird.
Gewährt ihm Bufse, wenn er sie nehmen will."
Und Raul sprach: „Bessern Rat begehr ich nicht.
Mein lieber Bernier, bei dem gerechten Gott,
Vor allen Rittern will ich dir Bufse leisten,

Die höchste, die nur je geleistet ward.
Ich that dir Unrecht und bereu es sehr."
„Nein," sagte Bernier, „du redest ganz umsonst,
Die liebe Mutter hast du mir verbrannt,
Soeben schlugst du blutig mir den Kopf,
Ich will mich rächen, davon lafs ich nimmer."
Da kniete Raul vor Bernier auf die Erde,
Er sprach zu ihm in Demut und in Liebe:
„Ach, lieber Bernier, nimm doch Bufse an,
Lafs, Edler, deinen Zorn, ich will dein Freund sein."
„Fürwahr," sprach Bernier, „das ist ein kindisch Reden.
Bei jenem Gott, zu dem wir alle beten,
Ich werde nimmer mich mit dir versöhnen,
Bis nicht das rote Blut, das ich hier sehe,
Zurück von selbst in meinen Kopf gekehrt ist.
Eh das geschieht, bin ich dein grimmer Feind;
    Wahr' dich vor meiner Rache."

(Schlufs folgt.)

Béni, e und Bénit, e.

Um über das gegenseitige Verhältnis dieser Doppelformen klar zu werden, ist es durchaus notwendig, die historische Grammatik zu Hilfe zu nehmen. Während in *dicere* das *c* d. i. *k* als Gutturalis behandelt wurde (*dicre* = *diire* = *dire*), sehen wir in *benedicere* einerseits *c* zur Sibilans geworden, woraus der (besonders in normannischen Denkmälern auftretende) Infinitiv *beneïstre*, *benistre* (worin *t* ebenso eingeschaltet ist wie in *conoistre* aus *conoisre*), andererseits wie im Verbum simplex *c* (= *k*) vokalisiert, also mit Ausfall des *d* zwischen zwei Vokalen *beneïre*, *benire*, endlich durch Übertritt in die lat. 4. Konj. *beneïr*, *benir*, heutzutage nur *bénir*. Eine dritte altfr. Infinitivform ist *benesquir*, zu vergleichen mit *nasquir* = *naître*. Die hauptsächlich auf dialektischen Unterschieden beruhende mehrfache lautliche Behandlung erzeugte auch verschiedene Nachfolger des Particips *benedictus*. Es handelt sich hier um die französische Entsprechung der lateinischen Formel i + Gutt. + Kons. In der Regel wird bekanntlich *i* zu *e* und giebt mit der vokalisierten Gutt. den Diphthong *ei*, dann *oi*; z. B. *strictus* = *estrect* = *estreit* = *estroit* = *étroit*. Der Positionsvokal des Part. *dictus* zeigt schon innerhalb der Latinität ein Schwanken in der natürlichen Quantität. Manche Inschriften zeigen langes *i*, aber A. Gellius (Noct. Attic. 12, 3) wendet *dictus* mit kurzem *i* an. Demgemäfs gehen auch die romanischen Sprachen in der Darstellung dieses *i* auseinander: das Italienische weist in seinem *detto* auf kurzes *i*, das Franz. in *dit* (kontrahiert aus *diit*, wobei das zweite *i* die vokal. Gutt. ist) auf langes *i* zurück. Das Part. Perf. des Kompositums *benedicere* erfährt nun innerhalb des Franz. selbst wieder eine doppelte Behandlung: das lange *i* in *benedictus* ergab die altfranz. Formen *beneit*, *beneit*,

dem kurzen entsprechen *beneiit*, *beneoit*. Aus *beneit* wurde *benit*, welches wir z. B. bei Froissart (14. Jahrh.) treffen. Neben *bénit* entstand *béni* zur Zeit, als alle Participien der 4. Konj. auf *it* (*finit*, *punit*) ihr *t* einbüfsten, folglich auch das ursprünglich nicht hierher gehörende *bénit* von dieser Strömung ergriffen wurde. Allein daneben erhielt sich *bénit*, *e* ungeschwächt bis ins 17. Jahrhundert. Die Form *beneoit* hat sich erhalten im Eigennamen *Benoît*, Benedict, und in *benoîte*, Benediktinerkraut. Das Adjektiv *benoît*, *e* bedeutet „scheinheilig", *benet* heifst „einfältig, Dummkopf, Tölpel"; auch letzteres ist nichts anderes als eine Entwickelung aus *benedictus*. Zuletzt sei noch das altfranz. Part. *benescut* erwähnt, welches dem Infinitiv *benesquir* und dem Präteritum *benesqui* entspricht und in den Participien *nascut*, v. *naistre*, und *vescut*, v. *vivre*, Analogien hat.

Wir können nun konstatieren, dafs die Formen *béni*, *e* und *bénit*, *e* nach dem Zeugnisse der historischen Grammatik vollkommen identisch sind, und dafs Littré (Dictionnaire s. v.) recht hat zu sagen: „Le fait est qu'il n'y a aucune distinction réelle entre les deux formes," und Brachet (Grammaire historique p. 225): „Ajoutons que la prétendue différence établie par nos grammairiens entre *bénit* et *béni* est illusoire, et qu'elle ne repose point sur l'histoire de la langue." Der zwischen *béni* und *bénit* statuierte Bedeutungsunterschied ist in der That, wie so vieles in der neufranzösischen Grammatik, mehr ein Werk der akademischen Konvenienz und Reguliersucht als eine Frucht freier, natürlicher Sprachentwickelung. Einige Beispiele mögen für den Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts zeugen. Bossuet im „Discours sur l'histoire universelle": „Dieu promit que toutes ces nations seraient bénites." — „Vous êtes bénite entre toutes les femmes." — „. . . les tombeaux où reposaient leurs cendres bénites." Andererseits Racine in „Athalie": „Le ciel en soit béni."

Die für den heutigen Sprachgebrauch aufgestellte Regel lautet im allgemeinen: Die gewöhnliche Form des Part. Perf. von *bénir* ist, analog den Participien *fini*, *réussi* u. s. w., *béni*, *e*; die archaistische Form *bénit*, *e* ist auf die Bedeutung kirchlich geweiht beschränkt. Der Gebrauch von *béni* kann nicht zweifelhaft sein: „Vous êtes bénie entre toutes les femmes" (Nouveau Testament traduit sur la Vulgate par le Maistre de Sacy, Luc. 1, 28). — „Protégés par la divinité qu'ils honorent . . . bénis de leurs enfans . . . ils jouissent doucement de la vie . . ." (Florian, Numa Pompilius, l. I). — „. . . que le nom

du Seigneur soit béni" (Thierry, Récits des temps mérovingiens). Wie sehr auch Littré diesem mehr künstlichen als volkstümlichen Usus gegenüber berechtigt ist zu sagen (l. c.): „Le mieux aurait été de laisser les deux formes au libre usage de la parole et de l'écriture, sauf dans *eau bénite*, locution fixée et pour laquelle on ne peut jamais dire *eau bénie*": so ist doch selbstverständlich eine praktische Geltendmachung dieser theoretisch ganz richtigen Ansicht unthunlich.

In Bezug auf den Gebrauch von *bénit* findet sich aber in einigen neueren Schulgrammatiken die Bemerkung, diese Form sei heutzutage auf die adjektivische Anwendung beschränkt, woraus sich mit Notwendigkeit ergeben würde, dafs der Satz „Die Fahnen des Regiments wurden geweiht" nur übersetzt werden dürfte: „Les drapeaux du régiment furent bénis." So sagt Plötz in der „Nouvelle grammaire française" (3e éd., p. 22): „. . . le participe irrégulier bénit, bénite . . . dans le sens de consacrée par des cérémonies religieuses: mais qui ne s'emploi que comme adjectif . . ." In der „Schulgrammatik" (26. Aufl., L. 5): „. . . bénit, bénite, kirchlich geweiht, welches fast zum Adjektiv geworden ist und nur von Sachen, namentlich in bestimmten Ausdrücken gebraucht wird . . ." Endlich in seinem letzten Werke, betitelt „Kurzgefafste systematische Grammatik" (Berlin 1877, p. 42): „Aufserdem hat es aber noch das alte Particip bénit, e, das aber heutzutage kaum anders als adjektivisch in dem Sinne ‚kirchlich geweiht' gebraucht wird . . ." Konsequent seiner Regel bringt Plötz in allen Übungen nur Beispiele vom adjektivischen Gebrauch von *bénit*, während in L. 36 der „Schulgrammatik" der Satz „La bannière bénie par le pape était portée à côté de Guillaume duc de Normandie" erscheint. — Bechtel, „Französische Grammatik für Mittelschulen" (2. Aufl., p. 53): „. . . die Form bénit, e (kirchlich eingeweiht) wird nur adjektivisch gebraucht." Die Beispiele sind der Regel konform. — Schon vorher stellt G. Körting in seiner „Französ. Grammatik für Gymnasien" (Leipzig, Fues, 1872, p. 201) die Regel auf: „Von dem Verb bénir (segnen) . . . ist neben der regelmäfsigen Form des Participium Præteriti béni, e, ‚gesegnet', auch noch die ältere bénit, e . . erhalten, welche aber nur die adjektivische Bedeutung ‚(kirchlich) geweiht' hat . . ." Auch ich habe mich in meiner Programmarbeit „Die didaktische Behandlung der französischen Verbalflexion an der Realschule" (Wien 1879) dieser Ansicht angeschlossen. Wie die obengenannten verdienstvollen Schul-

männer zu ihrer restringierenden Bemerkung über *bénit* gekommen sind, weiſs ich nicht: ich wurde dazu hauptsächlich durch A. Boniface veranlaſst, der in seiner „Grammaire française méthodique et raisonnée“ (15ᵉ éd., Paris 1854) mit allem Nachdruck lehrt: „*Bénit*, avec un *t*, ne se dit que des choses consacrées par une cérémonie religieuse, et ne s'emploie alors que comme adjectif: *du pain bénit*, *de l'eau bénite*, *des drapeaux bénits;* tandis qu'il faut écrire: *On a béni le pain, l'eau qu'on a bénie est bénite*, *le mariage est béni.*“

Andere Grammatiker und Lexikographen machen zwar nicht ausdrücklich eine solche Einschränkung, lassen uns jedoch dadurch im Unklaren über ihre Meinung, daſs sie nur Beispiele des adjektivischen Gebrauchs von *bénit* geben. Restaut, „Principes généraux et raisonnés de la grammaire française“ (Paris 1755, p. 316): „Ce verbe (bénir) est régulier et se conjugue comme *finir*. Mais il a encore pour part. passif *bénit*, qui fait au féminin *bénite*, quand il se dit de certaines choses sur lesquelles la bénédiction du Prêtre ou de l'Évêque a été donnée avec les cérémonies ordinaires: *un pain bénit* : *des grains bénits* : *une Abesse bénite* : *de l'eau bénite* : *cierge bénit* : *chandelle bénite.*“ — Brachet, „Nouvelle grammaire française“ (7ᵉ éd., p. 147): „C'est bénir, qui peut prendre, suivant le sens, au participe passé, l'une des deux formes *bénit*, *béni* (*bénit* quand il s'agit des choses religieuses, et *béni* dans tous les autres cas: pain *bénit*, nation *bénie*).“ Allerdings legt hier die unmittelbare Nebeneinanderstellung der beiden Formen nahe, sie als gleichwertig zu betrachten, d. h. auch *bénit* die volle participiale Bedeutung zuzuerkennen. — Ciala, „Franz. Schulgrammatik, Mittlere Stufe“ (p. 4): „bénir . . . regelmäſsig, nur im Part. Pass. hat es die Nebenform *bénit, e* . . .“ Dazu das einzige Übungsbeispiel: „Dans les églises catholiques les entrants jettent de l'eau bénite sur leur front.“ — Maillard, „Grammaire de la langue française à l'usage des classes supérieures“ (3ᵉ éd., Dresde 1875, p. 106): „*Bénir* . . . fait *bénit*, *bénite*, quand il s'agit d'une consécration de l'église: *du pain bénit*, *de l'eau bénite.* Il fait *béni*, *ie* dans tous les autres cas: *ce peuple est béni de Dieu; cette famille est bénie du ciel.*“ Indem der Verfasser zu *bénit* nur adjektivische, zu *béni* nur participiale Beispiele giebt, möchte man fast schlieſsen, er betrachte ersteres nur als Adjektiv. — Borel, „Grammaire française à l'usage des Allemands“ (14ᵉ éd, p. 253): „On ne dit ce dernier (*bénit*) que de choses matérielles et seulement, quand il est question d'une consécration religieuse:

Du pain bénit, de l'eau bénite." Übungsbeispiel: „Kinder, welche geweihte Palmzweige (also adjektivisch!) trugen, eröffneten den Zug." — Auch Sachs giebt unter *bénir* für *bénit* nur adjektivische Beispiele.

Endlich giebt es Grammatiker und Lexikographen, die durch die Fassung ihrer Regeln oder durch die beigegebenen Beispiele keinem Zweifel Raum geben, dafs sie *bénit* den vollen Sinn eines Particips zuschreiben. Girault-Duvivier, „Grammaire des Grammaires" (6e éd., Paris 1827, p. 602): „*Bénit, bénite* se dit seulement en parlant de la bénédiction de l'église donnée par un évêque ou par un prêtre avec les cérémonies ordinaires. On dit *un cierge bénit* ... *Les drapeaux ont été bénits.*" Diese Regel stellt G.-D. auf, um ihr sogleich durch das nächstfolgende Beispiel aufs eklatanteste zu widersprechen: „Dieu fait voir à Ève son ennemi vaincu, et lui montre cette semence bénite (Jésu-Ch.) par laquelle etc." (Boss, H. un.). Man sieht, dafs dieser Satz nur für den freieren Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts zeugt; es gehört wirklich ein nicht gewöhnliches Mafs von Gedankenlosigkeit dazu, den Text seiner eigenen Regel sofort durch ein gegenteiliges Beispiel ad absurdum zu führen. Sollte das Beispiel beweisend sein, so wäre der „Same" Evas — Jesus Christus — von einem Bischof oder Priester geweiht worden! G.-D. fährt dann fort: „*Béni, bénie*, a toutes les autres significations de son verbe; il se dit en parlant de la bénédiction et de la protection particulière de Dieu sur une personne, sur une famille, sur une ville, sur un royaume ou une nation; ou bien encore pour désigner les louanges affectueuses que l'on adresse à Dieu, aux hommes bienfaisants et même aux instruments d'un bienfait." Um auch hier sich selbst zu dementieren und den Leser zu verwirren, kommt das Beispiel: „Les armes bénites de Dieu sont toujours heureuses." So viel geht jedenfalls aus G.-D.s Darstellung hervor, dafs er der Form *bénit* volle participiale Kraft beimifst. — Nap. Landais, „Dictionnaire général et grammatical des dictionnaires français" (9e éd., Paris 1847): „Bénit, e, part. pass. de *bénir* et adj., s'applique particulièrement à certaines choses consacrées par la bénédiction du prêtre donnée avec les cérémonies exigées." Obschon die gelieferten Belege nur adjektivischer Natur sind, so kann doch die Fassung der Regel nur auf vollständige Gleichstellung beider Formen gedeutet werden. — Mozin, „Franz. Sprachlehre" (11. Aufl., Stuttgart und Tübingen, Cotta 1840, p. 371, Nr. 404 und 405) unterscheidet ausdrücklich: „Bénir, segnen, Participe

béni, e. Bénir, weihen, Participe *bénit, e*, geweiht, — und giebt p. 381, „4) über *bénir*, weihen" promiscue folgende Beispiele zur Übersetzung: „Geweihtes Brot, geweihtes Wasser. Die Fahnen dieses Regiments sind diesen Morgen eingeweiht worden. Alle diese Samen werden morgen eingeweiht werden. In dem alten Testamente wird oft geweihter Sachen Erwähnung gethan." Alles dies zusammen beweist unwiderleglich, dafs Mozin die participiale Natur von *bénit* ebenso gut anerkannte als die adjektivische. — Benecke, „Französ. Schulgrammatik," 1. T. (7. Aufl., pag. 221): „Bénir, 1) segnen, 2) weihen. In der zweiten Bedeutung, zur Bezeichnung gewisser, durch den Priester geweihter Sachen heifst P. p. *bénit, -te*, z. B. de l'eau bénite Weihwasser." Die Regel ist nicht ganz klar; aber Beispiele wie „Die Fahnen sind von dem Priester geweiht worden", verlangen nach der gegebenen Anweisung die participiale Anwendung von *bénit*. — Ebenso nicht ganz bestimmt lautet die Regel bei Toussaint-Langenscheidt, „Französ. Lehrbuch für Schulen", 2. Kurs. (3. Aufl., § 109); desto bestimmter lauten die Übungssätze: „Des armes qui ont été bénites par l'Église, ne-sont pas toujours bénies sur le champ de bataille. — Les drapeaux de notre régiment furent bénits ce matin; on avait allumé une quantité de cierges bénits." — Auch bei Filek geben nur die Übungsbeispiele („Übungsbuch für die Mittelstufe des französischen Unterrichts", 2. Aufl.) sicheren Aufschlufs über den Umfang der Regel. — Schliefslich sei noch Lücking erwähnt, der in seiner „Französ. Schulgrammatik" p. 79 kurz sagt: „... bénit, geweiht, z. B. les drapeaux ont été bénits; de l'eau bénite" — also jedenfalls in *bénit* nicht nur ein Adjektiv, sondern auch ein Particip sieht.

Ist nun die theoretische Aufstellung: *bénit, e* hat sowohl participiale als adjektivische Bedeutung, durch den modernen Sprachgebrauch gerechtfertigt? Ich glaube diese Frage bejahen zu können und verweise auf die folgenden Belege, die gröfstenteils Schriften liturgischen Inhalts entnommen sind. Im „Dictionnaire usuel du curé de campagne" von Jaquin und J. Duesberg (Paris, Plon Frères, 1848) finde ich: „Cierge pascal — cierge cylindrique de grande dimension et bénit solennellement le samedi saint ..." Art. Eau bénite: „Dans les commencements, l'eau, dont on faisait l'aspersion sur les fidèles était celle des fonts baptismaux, qui avait été bénite la veille des jours de Pâques et de la Pentecôte. ... Grégoire de Tours

nous apprend que les fidèles de son temps prenaient l'eau qui avait été bénite. ... On mèle du sel dans l'eau après l'avoir bénit. — Art. Eulogie: „Ces eulogies s'appelaient eulogies de pain, pour les distinguer de divers autres objets bénits à l'église, qu'on nommait également eulogies. ... Aujourd'hui ce sont les paroissiens qui se chargent de fournir ... un pain pour être offert, bénit et distribué à tous en eulogie. ... On donnait ce nom aux simples présents que l'on faisait, même quand ils n'étaient pas bénits.“ — In dem Werkchen „Solesmes et Dom Guéranger“ von D. Alphonse Guépin (Le Mans 1876, p. 152) heifst es: „... le 6 novembre, la chapelle provisoire et les bâtiments déjà élevés furent bénits solennellement ...“ — Bouillet im „Dictionnaire universel des sciences, des lettres et des arts“ (6e éd., Paris 1862), Art. Bénédiction: „Le pape envoie aussi en présent des objets bénits ou consacrés : telle fut, entre autres, la rose d'or bénite en 1366 par le pape Urbain V en faveur de la reine Jeanne de Sicile ...“

Als Resultat der Untersuchung können wir für die heutzutage geltende Anwendung von *béni, e* und *bénit, e* folgende Regeln aufstellen: 1) *Béni, e* ist als Particip in allen Bedeutungen von *bénir* anwendbar; 2) in der Bedeutung kirchlich geweiht ist adjektivisch nur *bénit, e* anzuwenden, als Particip kann sowohl *bénit* als *béni* gebraucht werden; 3) *bénit, e* bezieht sich keineswegs blofs auf Sachen, wie mehrere der oben genannten Grammatiker (auch Mätzner) behaupten, sondern auch auf Personen; man kann ganz gut sagen *abbé bénit, abbesse bénite*; und wenn man sagt *le mariage a été bénit*, so sind darunter doch eben Personen — die Nupturienten — zu verstehen.

Felix Zvěřina.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Herwara von L. Freytag. Berlin, Damköhler, 1883.

In unserem stark philosophisch angehauchten Zeitalter sehen wir, nicht immer zu unserem Ergötzen, mit Bienenfleifs Bibliotheken und Archive durchwühlen, um aus Staub und Moder Reste der Vorzeit ans Licht zu fördern, die in vielen Fällen ja wohl der philologischen oder historischen Wissenschaft förderlich sein mögen, nicht selten aber kaum mehr als den flüchtigen Reiz der Kuriosität für sich in Anspruch nehmen können und über die allerengsten Kreise der wissenschaftlichen Gourmands hinaus wenig oder keine Beachtung finden. Am seltensten jedoch sind die Fälle, wo solche Publikationen nach Inhalt und Form geeignet sind, über die Kreise der strengen Wissenschaft hinaus die Aufmerksamkeit des gesamten gebildeten Publikums zu erregen. Um so erfreulicher ist es, von einem Werke sprechen zu dürfen, dessen Stoff nicht aufs Geratewohl aus den Trümmern des Altertums gerissen und unvermittelt in die moderne Welt gestellt wird, sondern das nach sorgfältiger Sichtung und vorsichtiger Entfernung alles tauben Gesteins durch die kunstverständige Hand des Verfassers das reine Gold echter alter Poesie zu Tage fördert. Und auch nicht unvermittelt stellt der Verfasser diese ehrwürdigen Reste der Vergangenheit in die grelle Beleuchtung des heutigen Lebens, sondern die eigene glückliche dichterische Begabung ermöglicht es ihm, seine Gabe in angenehme, dem verwöhnten Geschmack unserer Tage entsprechende Formen zu kleiden, ohne deswegen den Bestand des Alten zu mindern oder seinem Werte Eintrag zu thun.

Die Um- oder Nachdichtung der Herwarasage von L. Freytag ist ein Buch, das geeignet erscheint, den Geschmack für echte altgermanische Volkspoesie in weiteren Kreisen neu zu beleben und einen deutlichen Beweis zu geben, dafs auch unseren Vorfahren an den rauhen sturmdurchtobten Küsten des Nordmeeres der Schimmer der Schönheit und Poesie das kampfesreiche Leben erhellte und dafs auch diesen rauhen Gesellen die Töne des Herzens nicht fremd waren. Die Lektüre dieses Buches mutet wohlthuend und herzstärkend an, besonders im Gegensatz zu dem lauen Theeergufs unserer modernen Goldschnittlyrik. — Auf den Inhalt der Sage näher einzugehen, darf ich wohl unterlassen, da in diesen Blättern mehrfach, zuletzt von dem Verfasser selbst, ausführlich darüber gehandelt worden. — Was die Freytagsche Nachdichtung anbetrifft, die silberne Schale, in der er uns die goldenen Früchte altgermanischer Poesie entgegenbringt, so ist er ja eben kein Neuling auf diesem Gebiete und hat auch diesmal nicht nur

feinen künstlerischen Takt gezeigt, sondern auch die wahren poetischen Herzenstöne zu finden gewufst, die wieder zum Herzen sprechen. Über Einzelnes im Ausdruck oder Wahl des Metrums nergelnd mit dem Verfasser rechten zu wollen, scheint mir wenig am Orte gegenüber der vollen Hingabe an den Stoff, dem eifrigen Bemühen, sein Bestes zu geben, vor allem gegenüber dem zweifellos fesselnden, poetisch verklärten Eindruck des Ganzen. Freytags Darstellung ist allerdings nicht zu vergleichen mit der einschmeichelnden Lieblichkeit der Tegnérschen Bearbeitung der Frithjofsage, der Verfasser hat das aber auch nicht angestrebt, wie er selbst sagt. Der frische ursprüngliche Hauch des nordischen Waldes, der wilden See soll uns erhalten bleiben; dafür glauben wir aber auch an diese wilden sturmerprobten Recken, während mir offen gestanden die Tegnérschen Gestalten zuweilen etwas zu tief in den modernen Firnis eingetaucht erscheinen. Besonders lobend hervorgehoben werden mufs aber nach meiner Ansicht der Hauch strenger, ernster Keuschheit, der über dem Gegenstand ruht und diese Dichtung in wohlthuenden Kontrast setzt zu den Wagnerschen weihrauch- und patschuli-duftenden, mystisch-obscönen Verballhornungen alter Sagen. Anläfslich der Einleitung, welche Freytag voranschickt, sei die Bemerkung gestattet, dafs die Marschnersche Oper „König Hiarne oder das Thyrfingschwert“ allerdings aufgeführt ist und zwar am 13. September 1863 zu Frankfurt am Main (vergl. die Notiz des Herrn Dr. Kopfermann, Kustos der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin, in der Tägl. Rundschau vom 22. Oktober 1882, sowie dieselbe Zeitung vom vorhergehenden Tage). — Die vom Verfasser beigegebenen Anmerkungen dürften für das Bedürfnis des gebildeten Laien ausreichen; die Ausstattung ist eine glänzende. — Wünschen wir dem edlen Streben des Verfassers den besten Erfolg. L.

Middelnederlandsch Woordenboek van wijlen Dr. E. Verwijs en Dr. J. Verdam, Hoogleeraar te Amsterdam. Eerste Aflevering. 's-Gravenhage, M. Nijhoff, 1882. XXII u. 95 S.

Schon im Jahre 1864 bis 1865 waren zwei Lieferungen eines Middelnederlandsch Woordenboek von M. de Vries in Leiden erschienen; derselbe mufste jedoch wegen Bearbeitung eines Neuniederländischen Wörterbuches die Fortsetzung des begonnenen Werkes anderen Kräften überlassen. Inzwischen wirkte die unsystematische Zusammenstellung von Wörterverzeichnissen von A. C. Oudemans in dessen „Bijdrage tot een oud- en middelnederlandsch woordenboek“ trotz aller Mängel wenigstens anregend. Das von dem verstorbenen Dr. Verwijs hinterlassene Material zu einem mittelniederländischen Wörterbuch wurde nun bei der Bearbeitung des Wortschatzes benutzt von J. Verdam, welcher, zuletzt bekannt durch seine Ausgabe der Fragmente des mnl. Aiol in W. Försters Aiol, Heilbronn 1881, nunmehr den Germanisten und Sprachforschern die erste Lieferung eines vollständigen kritischen Specialwörterbuches des Mittelniederländischen darbietet. Der vorliegenden ersten Lieferung geht ein Vorwort J. Verdams voraus, das dem Andenken M. de Vries gewidmet ist; dann folgt eine Einleitung von Verdam und ein alphabetisches Quellenverzeichnis nebst Erklärung der im Lexikon vorkommenden Abkürzungen. Sodann folgt die alphabetische Anordnung der Wörter in zwei Spalten nebst Belegen aus den verschiedenen Denkmälern der mnl. Litteratur unter Berücksichtigung der Wörter französischen oder lateinischen Ursprungs. Der Druck des Werkes ist korrekt, und es ist zu wünschen, dafs die folgenden Lieferungen dieses unentbehrlichen Sammelwerkes, dessen Veröffentlichung Jahre in Anspruch nimmt, nicht mehr lange auf sich warten lassen mögen.

Sprachliche Sünden der Gegenwart. Von Prof. Dr. August Lehmann. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig, Fr. Wreden, 1882. XV u. 175 S. 8.

Die dritte Auflage der bekannten vorliegenden Schrift hat im Vergleich mit der 1878 erschienenen zweiten, von einzelnen Änderungen abgesehen, teils Kürzungen, teils Erweiterungen erfahren. In der neuen Auflage erscheint als Anhang zur zweiten Abteilung ein Aufsatz von 5 Paragraphen über „die in Luthers Übersetzung des Neuen Testaments irrtümlich gebrauchte Konjunktion *Und*“, welcher ebenso wie die 3 Paragraphen der vierten Abteilung über „die mit der Partikel *zu* verbundenen Infinitive bei *um*, *ohne*, *statt* oder *anstatt*“, „das Wörtchen *so* im Nachsatz“, und schliefslich „das Pronomen *es*“ in den beiden ersten Auflagen noch nicht zu finden war. Schon im Archiv, Jahrgang 1878, und in anderen Zeitschriften hatte der Verfasser über „Luthers Lieblingswörtchen Und“ gehandelt. Da die sprachlichen Sünden der Gegenwart dem Titel des Buches gemäfs zu erörtern waren, so pafst der Aufsatz über das Und bei Luther nicht recht in den Rahmen des Werkes; besprochen wird die Übersetzung von Luk. 2, 14; Röm. 2, 14; Mark. 2, 23 und Jak. 5, 4. Erwünschter ist die Beobachtung sprachlicher Sünden an Zeitschriften und gut redigierten Zeitungen der Gegenwart, die hier nicht erst namhaft gemacht zu werden brauchen. Das Kapitel über das Wörtchen *so* im Nachsatze enthält weitere Bemerkungen zu den vom Verfasser bereits in seinem Buche über „Göthes Sprache und ihr Geist“ mitgeteilten. Recht beachtenswert sind die Beispiele im letzten Kapitel über den unangenehmen Mifsbrauch des Pronomens *es*; über die benutzten Quellen hat sich der Verfasser wiederum nicht näher ausgesprochen. Möge auch die nächste Auflage wieder neue Zusätze über sprachliche Fehler der Gegenwart bringen!

Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg von Klemens Brentano. Mit Vorwort und Anmerkungen herausgegeben von Karl Bartsch. (Neudrucke aus dem Mohrschen Verlage. Heft 1.) Freiburg i. B. und Tübingen 1882. 24 S.

In dem Vorwort zu dem Neudrucke von Klemens Brentanos „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke“ giebt Bartsch kurz Nachricht über die erste Veröffentlichung des ziemlich 400 Zeilen enthaltenden Liedes in der 1806 zu Heidelberg erschienenen Beilage zu Nr. 5 der Kurfürstlichen privilegierten Wochenschrift für die badischen Lande, sowie über die Veranlassung zur Abfassung desselben, nämlich die Wiedergenesung des damaligen Kurfürsten Karl Friedrich von Baden und die Vermählung des Kurprinzen Karl Ludwig Friedrich mit der Adoptivtochter Napoleons I. Stephanie. Wie der Titel besagt, ist das Lied in der Nacht vor dem Dankfeste den 26. Juli 1806 entstanden. Das ansprechende Liedchen hat speciell ein lokales Interesse. Der Herausgeber hat nicht verabsäumt, einige gelehrte Anmerkungen über lokale Beziehungen und einzelne Persönlichkeiten, die Brentano genannt, beizufügen.

Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. Von Gustav Reinsch. Berlin 1882. Heft 399 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Fr. v. Holtzendorff. 36 S.

Der im Wissenschaftlichen Verein zu Nordhausen gehaltene Vortrag wendet sich, der Tendenz der Virchowschen Sammlung gemäfs, an ein

gröfseres Publikum mit einem Thema, welches von Weinhold in seinem umfangreichen in neuer Auflage erschienenen Buche über die deutsche Frau im Mittelalter ausführlicher behandelt worden ist. Als kurze Darstellung eines interessanten, auch für die Frauenfrage der Neuzeit wichtigen Abschnittes der deutschen Kulturgeschichte verdient das populär gehaltene Schriftchen Beachtung.

Versuch einer Darstellung der wallonischen Mundart nach ihren wichtigsten Lautverhältnissen. III. Teil. Von W. Altenburg. Eupen 1882.

Die vorliegende aus S. 3—20 bestehende Darstellung des Vokalismus und Konsonantismus der wallonischen Mundart bildet den dritten Teil zu zwei früher erschienenen, Ref. unzugänglichen (Programm-?) Abhandlungen und erreicht hiermit ihren vorläufigen Abschlufs. Die ganze Untersuchung, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, stützt sich vorzugsweise auf das Fundamentalwerk von Ch. Grandgagnage, Dictionnaire étymologique de la langue wallonne, das 1845—1850 in zwei Bänden erschien und 1880 von A. Scheler durch eine Darstellung der wallonischen Lauteigenheiten bereichert worden ist. Der Verfasser stellt seine Abhandlung als einen anspruchlosen Versuch hin, in einer etwas ungezwungenen populärwissenschaftlichen Einkleidung (daher auch so manche für den Kenner, gelinde gesagt, überflüssige etymologische Erörterungen) die neuwallonischen Laute auf ihren Ursprung zurückzuführen und ihren Unterschied von der lautlichen Entwickelung des Neufranzösischen, die freilich viel Konvenienz, aber wenig Konsequenz erkennen läfst, nachzuweisen. Mancherlei Bemerkungen des Verfassers dürften Widerspruch finden. So ist pag. 6 bemerkt, dafs das wallonische ow aus afz. óe, oú-e, ú-e durch Einsetzung des hiatustilgenden w vor dem damals noch nicht völlig verstummten weiblichen e entspringt; aber im Altfranz. findet man nicht nur coe = lat. cauda, sondern auch schon cowe, das sich dem heutigen Lüttichschen oder Metzischen kawe, kowe vergleicht. Die Natur des u pag. 10 in frumelle, altpikardisch fumele ist nicht richtig erkannt. Auf einzelne Unterschiede der Malmedyer, Lütticher und Luxemburger Mundart konnte der Verfasser bei dem knappen Raume nicht eingehen. Mit dem kostome der Mundart von Verviers läfst sich das Anglonormannische costome vergleichen. Zu dem Einschub des n in cimentîre (nfr. cimetière) in der Mundart von Verviers mufsten Beispiele aus dem Altfranzösischen beigebracht werden. Auf die historische Entwickelung des c und k in kien (chien) u. a. ist nicht Rücksicht genommen; wenn Verf. pag. 15, nachdem er Mischung von pikardischem k und francischem ch in der Neulütticher Mundart und die pikardische Sibilans in cial u. a. W. gefunden, meint, dafs es schon in Namur, noch mehr aber im Hennegau anders wäre, wo ch zugleich den dentalen Vorschlag einbüfse, so geht doch kacher unmittelbar zurück auf das alte cachier = nfz. chasser. Ein Anfang zur Darstellung der Entwickelung des c im Romanischen und Normannischen ist gemacht durch Joret und Varnhagen in der Romania und in Gröbers Zeitschrift. Als auffallend für Lüttich, dem Pikardischen entgegen, stellt A. die Assibilierung des auslautenden c in ch hin, z. B. bech, nfz. bec; auch hier war auf die ältere Sprache zurückzugehen. Betreffs des inlautenden s vor Konsonanten meint A. pag. 18, dafs es schon ziemlich früh im Französischen verstummte, jedoch im Anglonormannischen wäre es noch laut, weil es im Englischen (cloister, crest etc.) gerettet sei, abgesehen von seiner Wiederherstellung durch den latinisierenden Humanismus; aber alte anglonormannische Formen wie blamer u. a. beweisen das Gegenteil. Zu dem Übergange von f in b im Wallonischen wird blame = nfz. flamme auf das picardische flambe zurückgeführt, aber letztere Form ist auch anglonormannisch. Weitere Bemerkungen können hier unterdrückt werden. Nur sei

schliefslich noch erwähnt, dafs Verf. im dritten Teile gegenüber Schelers ausführlicher Darstellung nur von den Vokalen ou, aw, aiw, ow, ew, u, eu, und von den Konsonanten l, r, m, n, den Dentalen, Gutturalen, Sibilanten, Labialen handelt.

Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. III. Angelsächsische Grammatik von Ed. Sievers. Halle, Niemeyer, 1882. XII u. 166 S. 8.

Die Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte war 1880 von dem Herausgeber Wilhelm Braune mit der „Gotischen Grammatik" eröffnet worden. Als zweiter Band folgte 1881 die „Mittelhochdeutsche Grammatik" von H. Paul, und als dritter Band erschien 1882 die „Angelsächsische Grammatik" von Ed. Sievers, welche jetzt zur Besprechung vorliegt. Dieselbe enthält eine übersichtliche historische Laut- und Flexionslehre auf Grund des westsächsischen Dialektes, macht jedoch auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Die Arbeiten von Bouterwek, Heyse, Grein, Koch, Sweet, Holtzmann, Zupitza u. a. sind gut verwertet worden. Ein Fortschritt gegen frühere Darstellungen der angelsächsischen Grammatik, so gegen K. Körners Angelsächsische Formenlehre (Heilbronn 1878) ist insofern erkennbar, als jüngere und ältere Sprachformen möglichst zu scheiden versucht werden. Allen, die einige Bekanntschaft mit der Entwickelung der englischen Sprache erwerben wollen, und allen angehenden Germanisten sei der obige Abrifs, der in Deutschland zum erstenmal in besonderer Darstellung nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft erscheint, bestens empfohlen.

Beowulf. Herausgegeben von Alfred Holder. I. Abdruck der Handschrift im British Museum, Cotton. Vitellius A. XV. Zweite Auflage. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. Germanischer Bücherschatz 3. 70 S.

Holders Germanischer Bücherschatz wurde eröffnet mit dem Abdruck der Germania des Tacitus und fortgesetzt mit Einharts Leben Karls des Grofsen. Jetzt liegt Heft 3, den Abdruck des Cotton Ms. Vitellius A. XV des Beowulf enthaltend, bereits in zweiter Auflage vor. Man erhält hier ein treues Bild der Handschrift: die jetzt nicht mehr lesbaren Buchstaben sind durch Cursivdruck kenntlich gemacht, während Unlesbares durch Punkte bezeichnet und Ausradiertes in runde Klammern gesetzt ist. Wo fol. 172 b der Handschrift die andere Hand eintritt, ist dies am Rande im Drucke bemerkt; auch die Folios der Hs. sind genau angegeben. Das in gefälligem Gewande erschienene Heft, dessen Preis nicht hoch bemessen ist, verdient allseitig empfohlen zu werden.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1883 hgb. von Joseph Kürschner. V. Jahrgang. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. VIII u. 482 S.

Dies in neuer Form vorliegende Nachschlagewerk, das mit Gustav Freytags Bildnis geschmückt ist, zerfällt in drei Teile: der erste handelt von den litterarischen Rechtsverhältnissen (Prefs- und Urhebergesetz, Litterarkonventionen, Nachdruck, deutsche Sachverständigenvereine, österreichisches Prefsgesetz, österreichische Schutzgesetze und Verträge, Rechtsgutachten des Syndikus des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes, Verhältnis von Verleger zum Autor, Rechnungslegung des Verlegers, das Vergriffensein einer Auflage, Kontometa-Geschäft, Honorierung neuer Auf-

lagen von Übersetzungen, Schutzfrist englischer Übersetzungen, Reichsgerichtliche Entscheidungen, Abänderung der Gewerbeordnung, Petition der deutschen Buchhändler u. a.). Im zweiten Teile wird ein möglichst vollständiges Verzeichnis der litterarischen Vereine und Stiftungen gegeben, wobei die Finanzverhältnisse und Jahresberichte beleuchtet, die Statuten abgedruckt und Mitgliederverzeichnisse mitgeteilt werden. Der dritte Teil bringt Adressenverzeichnisse von Schriftstellern, Agenten und Zeitungen. Dies Verzeichnis, welches anders angelegt ist als Bornmüllers Schriftstellerlexikon, giebt Auskunft über Namen, Pseudonyme, Geburtsdaten, litterarische Thätigkeit, Stellung, Aufenthalt und Bibliographie der Autoren. An Vollständigkeit ist hier nicht zu denken, deshalb bittet der Herausgeber um Ergänzung seiner Angaben. Ein Buchhändlerverzeichnis ist für den nächsten Jahrgang in Aussicht gestellt. Berichtigungen und vervollständigende Bemerkungen können hier wegen Raummangel nicht gegeben werden. Immerhin ist das Werkchen zum Nachschlagen recht brauchbar und empfehlenswert, und es wäre zu wünschen, dafs dem auf verschiedenen Gebieten mit Erfolg thätigen Herausgeber ergänzende Notizen zur Verwendung im VI. Jahrgange des Litteratur-Kalenders direkt von Litteraten zugesandt würden.

Englische Sprach- und Litteraturdenkmale des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Karl Vollmöller. 1. Gorboduc or Ferrex and Porrex. A Tragedy by Thomas Norton and Thomas Sackville A. D. 1561. Edited by L. Toulmin Smith. Heilbronn, Gebrüder Henninger, 1883. XXX u. 97 S.

Der erste Band der neuen von Prof. Vollmöller ins Leben gerufenen Sammlung von „Englischen Sprach- und Litteraturdenkmalen des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts“ liegt zur Besprechung vor. Derselbe enthält eine von Miss Lucy Toulmin Smith besorgte Reproduktion des ältesten englischen Trauerspiels, Gorboduc oder Ferrex and Porrex von Thomas Norton und Thomas Sackville. Der in neuer Gestalt vorliegende Text beruht auf der im Jahre 1570 erschienenen zweitältesten Ausgabe des Stückes, welches zuerst 1565 von William Griffith in London, also vier Jahre, nachdem es vor der Königin in Whitehall durch Mitglieder des Inner Temple aufgeführt worden war, gedruckt worden ist. Die älteste Ausgabe (A), die acht Zeilen mehr enthält als B, ist von der in Deutschland vorzüglich durch die neue Ausgabe von Shakespeares Centurie of Prayse (New Shakespeare Society Series IV) bekannten Herausgeberin mit dem in neuer Gestalt vorliegenden Texte verglichen worden. Dem Druck des Stückes voraus geht eine Einleitung, welche von dem englischen Drama zu Anfang der Regierungszeit der Königin Elisabeth ausgeht und Gorboduc als eine Frucht klassischer Studien schildert. Mit Recht wird hier der Einflufs der Übersetzung der Tragödien Senecas hervorgehoben. Unrichtig dagegen ist, was H. Breitinger in seinen „Grundzügen der englischen Litteratur- und Sprachgeschichte“, Zürich 1880, pag. 24 bemerkt, dafs Gorboduc eine „Nachahmung des Euripides und des Seneca“ sei; denn Euripides wurde erst nach dem Erscheinen des Gorboduc ins Englische übersetzt. Zur Orientierung über Inner Temple, eines der vier Colleges of Law, brauchte nur auf Bädeker: London and its Environs, London 1878, pag. 119 fgd. verwiesen zu werden. Zweitens wird in der Einleitung die schwierige Frage erörtert, ob Thomas Norton, der 1561 Calvins Institutiones übersetzte und veröffentlichte, die drei ersten Akte, und Thomas Sackville, der zum Mirrour for Magistrates beisteuerte, die zwei letzten Akte des Gorboduc verfafst hat, wie die Drucker der zwei ältesten Ausgaben, W. Griffith und John Daye, zuerst be-

hauptet haben. Die Herausgeberin meint (pag. XVIII), dafs nicht viel da wäre, wodurch man den Anteil Sackvilles von dem Nortons unterscheiden könne, vielleicht sei Videnas leidenschaftliche Rede oder, um mit Klein (Geschichte des englischen Dramas, pag. 274) zu reden, „der bis ans Kinn in Schmerzenspathos watende Jammermonolog über ihren vom jüngeren Bruder spurlos ermordeten ältesten Herzenssohn“ im Eingange des vierten Aktes mit der glatten Allitteration und Wiederholung von Ausdrücken der unterscheidendste Teil des Ganzen, einige Worte wie hugie, sithens (für since) schienen von Sackville mit Vorliebe angewendet zu sein, doch könne dies zufällig sein. Hierzu stimmt, dafs Craik, A Manual of English Literature. Leipzig 1874, I, pag. 265, in einigen passages of strong painting dieselbe Schreibweise wie im Mirrour for Magistrates zu erkennen glaubt. Die Zweifel der Litterarhistoriker wie Warton u. a. an der doppelten Autorschaft scheinen durch ein wichtiges Argument gehoben zu werden, indem in den drei ersten Akten viel mehr Anspielungen auf Mythologie und Altertum vorkommen als in den zwei letzten, so V. 454 sonne of Apollo, 479 Tantales thirste, proude Ixions wheele, 666 Phaeton in Phœbus carre, 789 Pryamus race, 797 Hecuba, während solche im vierten Akt nur in dem vorausgehenden dumb show erwähnt sind. Drittens wird als Quelle des Stückes Gottfrieds von Monmouth Historia regum Britanniæ Buch II, Cap. 16 nachgewiesen und, abgesehen von der Form, dem dumb show und dem Chor, der hier im Drama zuerst angewendete blanc verse untersucht; vergl. hierzu Schipper, Englische Metrik, I. Teil, Bonn 1882, pag. 434 fgd. Nach dem Versmafse wird viertens der Stil, der poetische Wert und die Idee des Stückes erörtert. Bemerkenswert ist das ausführlich mitgeteilte Urteil Ph. Sidneys in seiner Apologie for Poetrie, welcher die „stately speeches“ und „wellsounding phrases, clyming to the height of Seneca his stile“ im Gorboduc lobt, dagegen die Verletzung des Aristotelischen Gebotes der Einheit von Ort und Zeit im Drama tadelt. Neuere wie R. Chambers, Cyclopædia of English Literature, Leipzig 1874, I, pag. 175—176, und G. L. Craik, A Manual of English Literature, 1874, I, pag. 263—267 sprechen ersterer von stately and cumbrous style, letzterer von stiff and cumbersome style. Fünftens werden die zehn von 1565—1859 erschienenen Ausgaben — die dritte war im Anhange zu Lydgates Serpent of Division 1590 veröffentlicht worden — aufgeführt und eine Besprechung der politischen Anspielungen im Stück, sowie des Verhältnisses der gegenwärtigen Ausgabe zu den drei ältesten angeknüpft. Zuletzt folgt eine tabellarische Übersicht über die Hauptdaten aus dem Leben Nortons (1532—1584) und Sackvilles (1536—1608) nebst 36 englischen Versen von Norton. L. Wachler, Lehrbuch der Litteraturgeschichte, Leipzig 1827, pag. 371, und A. Fuchs: Grundrifs der Geschichte des Schrifttums der Griechen und Römer und der romanischen und germanischen Völker, Halle 1846, pag. 334, setzten fälschlich Sackvilles Lebenszeit in die Jahre 1530—1608. Dem neuen Texte vorangedruckt sind die Titelblätter der zwei ältesten Ausgaben des Gorboduc; unterhalb des Textes folgen aufser den Varianten von A und C noch einige Bemerkungen zu einzelnen Worten, die gröfstenteils am Schlufs in einem Index zusammengestellt sind.

Was bisher in den gangbaren Kompendien der englischen Litteraturgeschichte über Gorboduc bekannt war, beschränkte sich teils auf allgemeinere Urteile über die Komposition des Stückes, teils auf Einzelfragen. Schon A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen bespricht das Drama. Nach Collier und Warton brachte 1875 Wards Buch: History of English Dramatic Literature, wertvolle Angaben; Kleins Geschichte des englischen Dramas, Leipzig 1876, enthält einen längeren Abschnitt über den Inhalt und die Struktur des Stückes pag. 236—252. E. Engels Geschichte der englischen Litteratur konnte noch nicht eingesehen werden.

Ist die dramatische Entwickelung des Ganzen meist recht langweilig, so ist die Darstellung in dem Monologe Videnas im Eingange des vierten

Aktes lebhaft und schwungvoll. Die Unebenheiten der alten Ausgaben, wie V. 897 Joue, 1299 Jove, 1035 from, 1275 fro sind von der Herausgeberin beibehalten, auch z. B. 1037 nach No und 1038 nach Murderer kein Komma gesetzt worden. Mit dieser Ausgabe eines für die englische Philologie so wichtigen Sprachdenkmals hat sich L. Toulmin Smith ebenso ein neues Verdienst erworben, wie es dem Herausgeber der „Englischen Sprach- und Litteraturdenkmale“ zu danken ist, dafs er einem fühlbaren Mangel an zuverlässigen Ausgaben seltener Werke des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts durch dieses neue Unternehmen abzuhelfen sucht. Würdige Ausstattung seitens der Verlagshandlung und billiger Preis sichern dem vorliegenden ersten Bande eine Verbreitung auch in weiteren Kreisen. Mögen die folgenden Bände, für welche u. a. neue Ausgaben von Marlowes Dr. Faustus und Edward the Second, John Gays The Beggar's Opera and Polly, Mountfords Life and Death of Doctor Faustus, John Lylys Euphues und Ben Jonsons Werken in Aussicht genommen sind, dem ersten bald nachfolgen!

Eine Geschichte der relativen Pronomina in der englischen Sprache. Von P. Noack. Göttingen, G. Calvör, 1882. 80 S. 8.

Die vorliegende Abhandlung über das englische Relativum gleicht in ihrer ganzen Anlage der von O. Breitkreuz über das englische Possessivpronomen, nur dafs sie an Seitenzahl ausführlicher ist. Die 1880 erschienene Kieler Dissertation von A. Schrader: Das altenglische Relativpronomen mit besonderer Berücksichtigung der Sprache Chaucers, ist dem Ref. nicht weiter bekannt. Nachdem in der Einleitung der einschlägigen Vorarbeiten über die Relativpronomina gedacht ist, werden in der Entwickelung derselben vier Perioden angenommen. Zuerst wird die Entwickelung der Relativa im Angelsächsischen verfolgt, wobei der Verfasser auch auf das Demonstrativ näher eingehen mufste. Hier ist E. Sievers' Angelsächsische Grammatik, Halle 1882, § 340 noch nicht benutzt. Die zweite Periode umfafst das sogenannte Neu-Angelsächsische, das hier durch Layamon, Orm und the Ancren Riwle repräsentiert wird. Die dritte Periode wird gerechnet von 1250—1600 und die vierte umfafst das Neuenglische. Zahlreiche Beispiele aus Monographien über einzelne Schriftdenkmäler dienen als Belege. Der Gebrauch des Relativums bei Shakespeare wird nach Abbots Shakespearian Grammar besprochen; hier hat der Verfasser noch nicht das Kapitel über die relativen Pronomina (§ 51—59) bei C. Deutschbein, Shakespeare-Grammatik für Deutsche oder Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch bei Sh., Köthen 1882, pag. 12—13, benutzt. Den Schlufs der Untersuchung bilden Bemerkungen über die Stellung des Relativpronomens und über die allmähliche Entwickelung der Auslassung desselben, wobei der Verfasser nur über die bekannten den Gegenstand eingehend behandelnden Arbeiten zu referieren brauchte. Zuletzt folgt ein Verzeichnis der benutzten und citierten Werke. Die Abhandlung, die mit Citaten überladen ist, verdient, empfohlen zu werden.

1) Les Centenaires de Voltaire et J. J. Rousseau. 30 mai — 2 juillet 1878. Aperçu Bibliographique par Louis Mohr. 38 S. 8. 2) Des Impressions microscopiques par Louis Mohr. Paris, E. Rouveyre, 1879. 11 S. 8.

Es ist bekannt, dafs die hundertjährige Erinnerungsfeier an Voltaire und J. J. Rousseau mit der dritten Pariser Weltausstellung 1878 zusammenfiel. Von der öffentlichen Feier der Gedenktage in Paris abgesehen, er-

schien eine grofse Zahl Schriften, welche auf die Bedeutung dieser Männer hinwiesen. Diese Schriften und Schriftchen bibliographisch zu ordnen, hat sich der durch seine bibliographischen Arbeiten bekannte L. Mohr zuerst in der Bibliographie et Cronique littéraire de la Suisse 1879, Nr. 1—2 zur Aufgabe gestellt, indem er erst die auf das Fest der 100jährigen Erinnerung an Voltaire bezüglichen, dann die litterarischen und biographischen Werke, ferner die Zeitungsartikel, die gegen Voltaire und die Feier polemisierenden Schriften, die Kupferstiche und Porträts, die musikalischen Leistungen und die periodischen Publikationen mehr oder weniger vollständig zusammenstellt. Hieran schliefst sich ein Verzeichnis der Schriften zur Erinnerung an die 100jährige Gedenkfeier Rousseaus, der litterarischen und biographischen Schriften, der Zeitungsartikel, endlich der Stiche, Porträts und Denkmünzen. Nachträge hierzu werden in einem Supplement gegeben. Als Anhang folgt schliefslich noch zur Ergänzung der in dem bibliographischen Abrifs in der Bibliographie et Chronique littéraire de la Suisse gelassenen Lücken eine Liste von Werken, Broschüren und fliegenden Blättern sowie Zeitungsartikeln, endlich ein Verzeichnis der nach dem Feste erschienenen Aufsätze, bibliographischen Artikel, Porträts, Statuen und Denkmünzen. Hat diese ephemere Litteratur auch keinen besonderen Wert, so lehrt eine bibliographische Zusammenstellung der zu der 100jährigen Feier erschienenen Publikationen doch die litterarische Bewegung jener Tage kennen.

In den Impressions microscopiques, einem Auszuge aus den Miscellanées bibliographiques, giebt L. Mohr eine unvollständige Zusammenstellung von mikroskopischen Drucken der verschiedenen Litteraturen und beginnt die Bibliographie mit dem bekanntesten Werke dieser Art, das zuerst ausführlich von Dr. Scartazzini 1879 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung beschrieben worden ist, dem kleinsten Buche der Welt, welches eine Ausgabe der Divina Comedia Dantes enthält. Aufser diesem Dantino werden noch einige solcher Seltenheiten besprochen, die einen Fortschritt der Typographie dokumentieren. Sollte eine vollständige Bibliographie dieser mikroskopischen Drucke unternommen werden, so wäre vor allem eine übersichtlichere Anordnung nach den verschiedenen Sprachen, in denen diese Bücher geschrieben sind, nötig. Vielen Liebhabern wird schon die vorliegende Bibliographie erwünscht erscheinen.

Le seizième siècle en France. Tableau de la littérature et de la langue suivi de morceaux en prose et en vers choisis dans les principaux écrivains de cette époque par MM. A. Darmesteter et Adolphe Hatzfeld. Paris, Ch. Delagrave, 1878. X u. 301 u. 384 S.

Das vorliegende Buch zerfällt in zwei Teile; der erste handelt ausführlich in drei Abschnitten von den französischen Prosaschriftstellern, Dichtern und Dramatikern des sechzehnten Jahrhunderts nebst einem Abrifs der französischen Grammatik desselben Jahrhunderts; der zweite Teil enthält ausgewählte Stücke aus den Werken der Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts. Eine Table des matières erleichtert die Benutzung dieses übersichtlichen und mit Fleifs gearbeiteten Buches, welches die ausführlichste und beste Darstellung der französischen Litteraturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts giebt. Ungern vermifst man die Angabe einiger Einzelheiten, z. B. ist nicht mit erwähnt Th. Bezas Werk De francicæ linguæ recta pronunciatione, Genevæ 1589, neugedruckt von Tobler, Berlin 1868. Dem F. de Belleforest sind (pag. 52) nur vier Zeilen gewidmet, während in Nicerons Nachrichten ed. Baumgarten, Halle 1754, von ihm 57 Schriften angeführt werden; bekanntlich sind seine Histoires tragiques für die Hamlet-Quellen von Wichtigkeit. Auf pag. 200 ist H. Breitingers

Abhandlung: „Zur Geschichte der französischen Grammatik", Programm der Kantonsschule in Frauenfeld 1867, nicht erwähnt. Seit dem Erscheinen des Werkes wäre mancherlei nachzutragen: so ist inzwischen in K. Vollmöllers Sammlung französischer Neudrucke eine neue Ausgabe von Robert Garniers Tragédies nach der Pariser Ausgabe von 1585 durch Wendelin Förster veröffentlicht worden. In derselben Sammlung soll des Sylvius Ambianus In linguam gallicam isagoge von 1531 und des P. de la Ramée Grammatik neu gedruckt werden. In dem Abschnitt über Philippe Desportes wäre hinzuzufügen, dafs in den von Körting und Koschwitz herausgegebenen Französischen Studien, I. Bd. 1. Heft, eine Abhandlung von P. Gröbedinkel erschienen ist, betitelt: Der Versbau bei Ph. Desportes und François de Malherbe. Zu Ronsard ist inzwischen eine kleine Programmabhandlung von G. Felgner erschienen mit dem Titel: Über Eigentümlichkeiten der Ronsardschen Phraseologie. Gotha 1880.

Möge an die obige Litteraturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts aus bewährter Feder noch mit diesen Zeilen erinnert sein!

Barbours, des schottischen Nationaldichters, Legendensammlung nebst den Fragmenten seines Trojanerkrieges. Zum erstenmal herausgegeben und kritisch bearbeitet von C. Horstmann. I. Band. Heilbronn, Henninger, 1881. X u. 245 S. II. Band. Heilbronn 1882. 307 S.

Mit seltener Arbeitskraft hat C. Horstmann seinen „Altenglischen Legenden, Paderborn 1875", der „Sammlung altenglischer Legenden, Heilbronn 1878", den „Altenglischen Legenden, Neue Folge, Heilbronn 1881" als Festschrift der Königstädtischen Realschule 1882 „S. Albon und Amphabel, ein Legenden-Epos in drei Büchern von Lydgate" und 1883 als Programm des Königstädtischen Realgymnasiums „Osbern Bokenam und seine Legendensammlung" folgen lassen, während seine zur Besprechung vorliegende, Barbour zugeschriebene und bereits im Archiv für neuere Sprachen Bd. LXII pag. 397 angekündigte Legendensammlung 1881—1882 in zwei Banden von stattlichem Umfang erschienen ist. Die 27 resp. 26 im ersten Bande veröffentlichten Legenden sind der nicht ganz vollständigen Hs. der Cambridger Universitätsbibliothek Gg II 6 entnommen, die in der Einleitung zu den Altenglischen Legenden N. F. pag. LXXXIX fgd. beschrieben ist. Als Hauptquelle zu den 27 Legenden: Petrus, Paulus, Andreas, Jacobus, Johannes, Thomas, Jacobus minor, Philippus, Bartholomæus, Matthæus, Simon et Judas, Mathias, Marcus, Lucas, Barnabas, Magdalena, Martha, Maria Egyptiaca, Christophorus, Blasius, Clemens, Laurentius, VII Dormientes, Alexius, Julianus, Nicolaus, Mauritius, weist der Herausgeber in der Einleitung die Legenda Aurea des Jacobus a Voragine nach, während er die Sammlung zu religiös-kirchlichen Zwecken geschrieben glaubt. Nicht ausgemacht ist jedoch, ob nicht die Anrede in der Legende Joh. Bapt. 211 dere bruthir, was H. in den Plural dere brethir ändern möchte, auf einen „Bruder in Christo" zu beziehen ist, so dafs also die Legenden für einen anderen Geistlichen gedichtet wären. Wichtig ist die Bemerkung des Herausgebers über den Verfasser am Schlufs der Einleitung, dafs, obwohl die Hs. den Namen des Dichters nicht nenne, er dennoch kein Bedenken getragen habe, aus den in den „Altenglischen Legenden N. F." pag. CVII angeführten Gründen den Namen Barbours in den Titel aufzunehmen. Auf dem Titelblatte jedoch, das dem Texte vorangeht, ist Barbour in runde Klammern gesetzt, ein Zeichen, dafs der Herausgeber selbst noch an der Autorschaft zweifelt. Unter den sorgfältig mit Lesarten und genauem Quellennachweise abgedruckten Legenden ist die letzte (27) Machor oder Mauritius, weil schon in den Altenglischen Legenden N. F. erschienen, nicht nochmals zum Abdruck

gekommen; dagegen ist Nr. 24, Alexis betitelt, obschon bereits im Archiv Bd. LXII pag. 397—402 veröffentlicht, nochmals an dieser Stelle wiederholt worden. Im Alexis pag. 210 findet sich unter dem Texte: 12) tilge þo? was nur zu 11 pafst; im Archiv ist gedruckt: 11 Ms. þo st. þe? Während zu 41) tilge þat und 41) þat st. þar bemerkt ist, steht im Archiv: 41 Ms. þat st. þane. Zu den zwei in der Sammlung Altenglischer Legenden, Heilbronn 1878, pag. 148 fgd. aus der Edinburger und Oxforder Hs. veröffentlichten Versionen der Magdalenenlegende kommt hier eine andere, die ziemlich 1000 Verse enthält und mit der Legende von Martha in unmittelbarer Verbindung steht; dieselbe nimmt in der noch immer der Behandlung harrenden Geographie dieser Legende eine eigentümliche Stellung ein. Mit Nr. 12 (Mathias) ist verbunden die Legende von Judas, die auch nach der Legenda Aurea gearbeitet ist und inhaltlich nichts Eigenartiges bietet. In der Einleitung zum ersten Bande spricht der Herausgeber schon von den Legenden Ninian, Thecla, auch Theodora, Eugenia, „wohl den feinsten Stücken der Sammlung". Der zweite Band nämlich enthält der Reihe nach folgende 23 Legenden: Margareta, Placidas, Theodora, Eugenia, Justina, Georgius, Pelagia, Thadea, Baptista, Vincentius, Adrian, Cosmas und Damian, Ninian, Agnes, Agatha, Cæcilia, Lucia, Cristina, Anastasia, Eufemia, Juliana, Thecla, Catharina. An diese Legenden schliefst sich die Publikation der zwei Fragmente des Trojanerkrieges von Barbour, deren erstes in der Lydgates Troy-Book enthaltenden Hs. Kk V 30 der Cambridger Universitätsbibliothek erhalten ist und ziemlich 600 Verse des Anfangs bietet; die Quelle derselben, Guido da Colonas Historia destructionis Troiæ, druckt der Herausgeber unter dem Text mit ab. Das zweite Fragment, welches das Ende des Barbourschen Buches enthält, wird nach den zwei Hs. Kk V 30 in Cambridge und Ms. Douce 147 in Oxford in parallelem Abdruck mitgeteilt. Zuletzt folgen noch ein paar Bemerkungen des Herausgebers über die von ihm edierten schottischen Hss, von denen er Gg II 6 „ohne Zweifel in der Mundart von Aberdeen und wohl in Aberdeen selbst geschrieben" glaubt, ferner über die Abkürzungen, die Fehler und Auslassungen der Hss.

Dr. Horstmann hat sich durch die vorliegende aufserordentlich mühsame Veröffentlichung, an der hier mit Absicht nichts ausgesetzt werden soll, ein neues Verdienst um die Legendenforschung erworben. Es gereicht dem Herausgeber und seinem Buche nur zur Empfehlung, wenn er selbst in den Bemerkungen pag. 305 sagt, dafs in der Wiederherstellung der Texte noch genug Schwierigkeiten übrig sind und dafs der Textkritik und Emendation noch vieles zu thun übrig bleibt. Möge seine Hoffnung sich erfüllen, „dafs die Kritik" — welche noch sehr im Rückstande ist, da sie mit Horstmanns schnell aufeinander folgenden Publikationen nicht hat gleichen Schritt halten können und das frühere Material aus dem Gebiete der Heiligenlegende noch nicht hinreichend verarbeitet hat — „sich mit dieser Ausgabe nicht begnügen, dafs vielmehr diese Ausgabe zu weiterer Forschung Anlafs geben wird, zumal ihr hier ein dankbares Feld geboten ist".

R.

Zeitschriftenschau.

Giornale di filologia romanza diretto da Ernesto Monaci. No. 7. Luglio 1880. 126 pp.

Pag. 1—81: U. A. Canello, Peire de la Cavarana e il suo sirventese. Cavarana mit der modenesischen Hs., gegen die beiden Pariser, welche Caravana bieten. Der Verf. scheint kein Lombarde, das Gedicht auf 1196 zu setzen. Genaue Angabe des Textes (57 Zeilen nebst Anmerkungen zum

Verständnis). Pag. 12—17: A. Thomas, Richard de Barbezieux et le Novellino. Eine genauere als die bisher bekannten provençalischen Quellen, vielmehr die direkte provençalische Quelle zu der Novelle mit der Canzone „Altresi com l'olifanz“ wird aus der Laur. Hs. XLI, 42 gegeben und geschlossen, dafs wohl alle Novellen dieser Sammlung, welche von provençalischen Quellen stammen, dieselben etwas umbildeten. Pag. 18—33: R. Renier, Alcuni versi greci del Dittamondo. III 23 ist folgendes die richtige Lösung und das richtige Verständnis. Fazio: 'hia su (*'γιά σου* d. i. *ὑγιείαν σου*) = salute a te. Antidemos: calos irthes (*καλῶς ἦρθες*) = ben venisti. Fazio: ipe mi, xeuris franchica (*εἰπέ μοι, ξευρείς φραγκικά;*) = dimmi, sai lingua franca? Ant.: ime romeos : xeuro (*εἶμαι ῥωμαῖος. ξεύρω*) = sono greco : so. Fazio: paracalo se, file mu (*παρακαλῶ σε, φίλε μου*) = ti prego, amico mio — milise franchica (*μίλησε φραγκικά*) = parla lingua franca. Ant.: meta charas (*μετὰ χαρᾶς*) = con piacere. Pag. 34—50: P. Rajna, Un vocabulario e un trattatello di fonetica provenzale del secolo XVI. In der Miscellanea ambrosiana D 465 Inf. Nr. 26 „Il Vocabulario della lingua provenzale d'Honorato Drago“, mit einem Widmungsbriefe an Alfonso Davalos, Marchese del Guasto, welcher nicht älter als vom Jahre 1536 sein kann. Dieser Drago, von dessen Werke Proben gegeben werden, scheint dem Verfasser aus der Gegend zwischen Var und Roia gebürtig zu sein. Pag. 51—88: S. Ferrari, Canzoni ricordate nell' incatenatura del Bianchino. Es ist gemeint: Opera Nuova nella quale si contiene una incatenatura di più villanelle ed altre cose ridiculose: (data in luce) per me Camillo detto il Bianchino, cieco Fiorentino, Verona 1629. Eine äufserst anziehende Verfolgung dieser sich durch verschiedene Zeiten hinziehenden Litteratur mit zahlreichen hübschen Proben. Hier sei nur erwähnt ein Sonetto in difesa del Gobbo Nan, fato dalla sua signora la sigra Pantofola, alle donne del mondo, in welchem sich gegen Ende die Worte finden: E se a voi par in vista un Chichibío, a me par un Narciso. Also (der Verfasser des Aufsatzes achtet hierauf nicht) Chichibío (im Reime) heifst der Koch im Decamerone VI, 4 und wird als dem schönen Narcissus entgegensetzbar genannt. T. Casini, Un testo franco-veneto della leggenda di Santa Maria Egiziana. Dieser Text, aus einem cod. magliabechiano der Biblioteca Nazionale in Florenz, 1381 von Arpino Broda notaio veneziano geschrieben, vielleicht ins dreizehnte Jahrhundert zurückgehend, besteht in 1256 paarweise gereimten Endecasillabi und ist vollständig abgedruckt. Pag. 104—110: Varietà; pag. 104—106: Oreste Antognoni, Frammento di antico poema didattico. Das betreffende Pergament der Bibliothek dei Marchesi Raffaelli di Cingoli, wohl aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, ist etwas angegriffen; 29 vierzeilige hier abgedruckte Strophen. Pag. 107—110: A. Thomas, Cinq sonnets italiens tirés du ms. Riccardien 2756. Pag. 111—118: Rassegna bibliografica; pag. 111—115: P. Morpurgo, Le rime di Guido Cavalcanti, testo critico pubblicato dal Prof. Nicola Arnone, Fir. 1881. X., Francesco d'Ovidio, La lingua de' Promessi Sposi nella prima e nella seconda edizione. Sec. ed. ad uso delle scuole ginnasiali e liceali con varie appendici. Napoli 1880. Pag. 119—124: Bullettino bibliografico. Pag. 125: Periodici. Pag. 126: Notizie (u. a. von einer beabsichtigten Ausgabe von sämtlichen Werken des Boccaccio, den lateinischen zugleich in italienischer Übersetzung).

Giornale di filologia romanza diretto da Ernesto Monaci. No. 8. 128 pp.

Pag. 1—7: A. Gaspary, Il poema italiano di Florio e Biancofiore. Mag Pucci dieses Gedicht verfafst haben oder ein anderer, es ist von Boccaccios Filocolo mehrfach abhängig und kann daher für die Quellen dieses nichts beweisen. Dafs Boccaccios einzige Quelle die beiden französischen Fassungen seien, ist nicht sicher, zunächst aber das Gegenteil noch nicht erwiesen.

Pag. 8—49: F. Torraca, Reliquie del dramma sacro nel Napoletano. Ein erster Abschnitt giebt Berichte über heute übliche hierher gehörige Gebräuche aus den verschiedensten Orten des neapolitanischen Gebietes, ein zweiter und dritter behandelt das Litterarische. Pag. 50—62: A Machado y Alvarez, Juegos infantiles españoles. Al Señor D. José Pitrè (Questo scritto ci fu comunicato dal nostro amico Pitrè, al quale l'autore l'aveva dedicato in occasione della nascita del suo primo figlio. La Direz.). Anziehende Beschreibung spanischer Kinderspiele nebst Anführung von zu denselben gehörigen Verslein. Pag. 63—72: G. Mazzatinti, Storie popolari umbre. Vier erzählende Dichtungen: La passione in zwei Fassungen, Rugiero, Roselina, Rosa. Pag. 73—77: E. Teza, Versi spagnuoli di Pietro Bembo. Anziehend für die Beurteilung von Bembos Gelehrsamkeit. Pag. 78—98: O. Antognoni, Le glosse ai documenti d'amore di M. Francesco da Barberino e un breve trattato di ritmica italiana. Die von Ubaldini für seine Ausgabe, Rom 1640, benutzte Hs. enthält für das Verständnis vortreffliche Glossen und Abbildungen. Pag. 99—104: A. Graf, Un testo provenzale della leggenda della croce. Der Text aus dem Brittischen Museum, Harl. 7403, gehört der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an, ist von dem Pariser Texte von Seths Reise ins irdische Paradies, welchen W. Meyer in den Abhandlungen der kgl. bayerischen Akademie I, XVI veröffentlichte, wesentlich verschieden, auch bedeutend korrekter. Pag. 105—111: Th. Cart, Sopra alcuni codici del Tesoretto di Ser Brunetto Latino. Von den 11 vom Verfasser geprüften Hss. hält er für die bedeutendsten Querinalis A. VII, II und Riccardianus 2908, vermutet für beide eine gemeinsame Quelle. Pag. 112—113: Varietà, A. Graf, Sopra i versi 58—60 del C. 32 del Purgatorio. Für die Worte Men che di rose e più che di viole colore vergleicht der Verfasser aus den Galloitalischen Predigten, welche W. Förster, Romanische Studien IV, herausgab, eine Stelle, an der es u. a. von den Rosen heifst: zo sunt li martyr, und von den Veilchen: za sun le sainte uergen, le bone vidue continentes. Pag. 114—122: Rassegna bibliografica. 123—126: Bullettino bibliografico. 127—128: Periodici.

Revue des langues romanes. III série, t. VIII. Juillet 1882.

Pag. 5—19: Dialectes anciens: Le Mystère de saint Eustache. Das Mysterium ist mit dieser Fortsetzung noch nicht zum Abschlufs gebracht. 20—28: J. P. Durand, Notes de philologie rouergate (suite). 29—35: A. Mir, Glossaires des comparaisons populaires du Narbonnais et du Carcassez (suite). 36—43: Auguste Fourès, Poésies. 44—49: A. R.-F., De l'emploi de l'article dans la comparaison es poulida couma un sou. 49—50: C. C., Sur le roman français de Joufroi. 50—52: Bibliographie. Chronique. Littérature.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum, Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland. Herausgegeben von Dr. H. Schweitzer. 4. Heft. Wiesbaden, März 1882. XII u. 176 S.

Wiederum bringt ein neues Heft des Molière-Museums eine Anzahl gehaltvoller Abhandlungen über den zu immer neuen Forschungen anregenden Dichter. In den einleitenden Blättern wird von W. Knörich, der Frau Prof. Laun, dem Sohne P. Chérons und dem Herausgeber der durch den Tod heimgegangenen Mitarbeiter des Molière-Museums Ad. Laun, P. Chéron, J. Schleiden, F. Dingelstedt und L. Kalisch gedacht. Die Reihe der Abhandlungen eröffnet R. Mahrenholtz (pag. 1—90) mit einer Einleitung zu dem nach der Originalausgabe von 1670 veranstalteten Neudruck von Elomire

Hypocondre ou les Médecins Vengés. Comédie par Le Boulanger de Chalussay. Hierdurch ist einem in Deutschland lebhaft gefühlten Bedürfnis nach einer Ausgabe dieser Werkes abgeholfen. Claas Humbert giebt (pag. 10—97) nach Kürschners Jahrbuch des deutschen Theaters ein Verzeichnis der Molière-Vorstellungen auf deutschen Bühnen (1877—1879). Der Herausgeber selbst teilt (pag. 98—99) den Schlufs des Artikels Zu den Autographen Molières von Heft 3 unter Beifügung einer Tafel mit. W. Mangold bringt (pag. 100—123) Auszüge aus dem Registre von Lagrange (bis 1673). Der Herausgeber handelt (pag. 123—130) über J. Armand Mauvillain, Molières Arzt, und giebt (pag. 131—159) einen längeren lehrreichen Artikel über das Neueste auf dem Gebiete der Molière-Forschung. W. Knörich beurteilt (pag. 159—164) R. Mahrenholtz' Buch Molières Leben und Werke vom Standpunkte der heutigen Forschung. Schliefslich folgt (pag. 164—174) eine ins Deutsche übersetzte Analyse des Misanthropen nach der Monographie A. Vesselowskys nebst einem Briefe an den Herausgeber und Mangolds Urteil, sowie ein kurzes Gedicht von Philoxène Boyer. Endlich (pag. 175—176) beurteilt R. Mahrenholtz das Buch von W. Mangold, Molières Tartuffe, Geschichte und Kritik, Oppeln 1880. Ein von Hettler angefertigtes Verzeichnis der im Sommer 1881 über Molière an deutschen Universitäten gehaltenen Vorlesungen und Bibliographisches beschliefst das inhaltreiche mit einem Titelkupfer versehene vierte Heft des Molière-Museums, welches dem Dichter immer neue Freunde im In- und Auslande erwerben möge.

Programmenschau.

Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigands deutschem Wörterbuch. 5. Stück. Von Dr. Gombert. Programm des Gymnasiums zu Grofs-Strehlitz 1882. 24 S. 4.

Die Programme Gomberts sind schon so allgemein in ihrem hohen Werte anerkannt, dafs es nur der Anzeige dieses 5. Stückes bedarf, um alle Freunde der deutschen Sprache darauf begierig zu machen. Es behandelt den Buchstaben Z und giebt zahlreiche Nachträge zu den früheren Stücken. Wie die früheren Stücke, so bietet auch dieses eine Fülle von Material zum Beweise, dafs Belegstellen für die Wörter weit früher vorkommen, als Weigand nachweisen konnte; der Fleifs und die Sorgfalt des Verf. sind gleich grofs. Aber die Berichtigungen beziehen sich nicht blofs auf Weigand, sondern auch auf das Grimmsche Wörterbuch. Das Wort Zerrbild als Verdeutschung von Karikatur, jetzt jedermann geläufig, rührt erst von Campe her; die Erwähnung giebt dem Verf. Gelegenheit, den verdienten Campe zu Ehren zu bringen, nachdem es seit Jakob Grimms hartem Urteil wegen verschiedener allerdings geschmackloser Verdeutschungen Campes Mode geworden ist, schonungslos über den verdienten Mann den Stab zu brechen. Ein Wunsch möge hier noch ausgesprochen werden, dafs der Verf. dies Stück nicht das letzte sein lasse, sondern aus dem Reichtum seiner Sammlungen uns noch mit manchem Beitrag zu allen deutschen Wörterbüchern beschenken moge.

Behandlung der deutschen Grammatik in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. Hörter. Programm der Realschule I. O. zu Bremen 1882. 25 S. 4.

Nach dem jetzt üblichen Verfahren, die deutsche Grammatik in den unteren Klassen für sich, nicht gelegentlich im Anschlufs an das Lesebuch zu behandeln, ist die vorliegende Abhandlung, welche aus der Praxis hervorgegangen ist, eine gute Anleitung für junge Lehrer. Sie geht von dem Satze aus und flicht an passenden Stellen die nötigen Kapitel aus der Formenlehre und Wortbildung ein. Es ist nichts daran auszusetzen; nur gegen die Meinung, als ob die meisten grammatischen Sünden gegen die Präpositionen begangen, am meisten die Accusative und Dative verwechselt würden, kann man einen leisen Einwand erheben. Der Vorwurf kann nur für Norddeutschland gelten, im Süden begegnet uns der Irrtum selten. Wer kann aber auch zu strenge Anforderungen aufstellen; wenn der Verf. das „komm bei mich“ brandmarkt, so mufs er folgerecht auch das „setz dich bei mich“ verdammen, aber warum sollen wir eine so gegen vielfachen

Sprachgebrauch verstoſsende Ansicht festhalten? Legen wir die Gesetze der Logik zu Grunde, so begegnen uns in den schriftlichen Arbeiten der Schüler die meisten Fehler in der Verwechselung der Koordination und Subordination der Sätze, und doch wie trügerisch ist ein Regelgebäude, welches auf rein logischem Grunde beruht, wie abweichend ist da z. B. der Sprachgebrauch im Lateinischen von dem Deutschen.

Deutsche Altertümer aus dem Nibelungenliede und der Gudrun. Von Dr. O. Hartung. Programm des Progymnasiums zu Neuhaldensleben 1882. 28 S. 4.

Es mischen sich allerdings in den beiden Epen zwei Anschauungsweisen, eine altgermanische und eine modern ritterliche; aber in den staatlichen Verhältnissen wiegt jene noch vor, in vielen Beziehungen ist die Auffassung noch dieselbe, die Tacitus den alten Deutschen beilegt. Auch hier finden wir die zwei Stämme der Freien und Unfreien. Grund der Knechtschaft meist Kriegsgefangenschaft. Ihnen gegenüber die Freien; nicht bloſs die Ritter gehören zu ihnen, sondern auch der gröſsere Teil der Stadtbürger, besonders Kaufleute, auch wohl Handwerker. Die Einteilung des Landes in Gaue und Hundertschaften reicht bis ins Heidentum hinein. Das Königtum erscheint bei den meisten Stämmen schon bei ihrem Eintritt in die Geschichte. Der König ist des Landes Herr, er kann mit ihm schalten, es verschenken. Er übertrifft alle Glieder seines Geschlechts durch geistige und körperliche Vorzüge. Es ist groſse Ehre für einen Helden, sich mit dem Könige im Kampfe zu messen, von seiner Hand zu fallen ist der schönste Tod. Die Königswürde ist erblich. Als oberster Richter heiſst der König Vogt. Die in alter Zeit noch unbekannte Krone führen unsere Gedichte als Hauptzeichen königlicher Würde auf. Als Haupttugend des Königs gilt die Milde, Freigebigkeit. Kriegsrecht ist es, zu rauben und plündern, von da hat der König seine Haupteinkünfte. Die Königin ist geehrt wie der König; sie hat ihren eigenen Schatz; ein besonderes Gefolge umgiebt sie. Eng mit dem Könige verbunden sind seine Mannen, Gesinde, Recken, Degen, Heergesellen, Spielgesellen, Genossen, Freunde. Der Lehensmannen sind zwei Arten, die welche von ihm ein Reich empfangen haben und die fortwährende Umgebung desselben bilden. Die Mannen sind vielfach mit der königlichen Familie eng verwandt. Sie sind oft zugleich Grafen oder Markgrafen oder Herzöge. Ehrenvoll ist es für den König, eine möglichst groſse Zahl von Mannen zu haben. Der erste Regierungsakt des Königs ist die Belehnung der Mannen; der Mann legte beide Hände zusammen und der Herr nahm dieselben zwischen die seinigen. Wollte der Mann der übernommenen Pflichten ledig werden, so hatte er das Lehen in die Hände desselben zurückzugeben. Nur der Nieſsbrauch stand dem Lehensmanne zu, das Eigentumsrecht blieb allein dem Lehnsgeber. Auſser dem Land wurden auch andere reiche Geschenke den Herren zu teil. Zur Bezeichnung des rechtlichen Verhältnisses heiſst der Mann seinem Herrn in Treue hold. Er ist zudem zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Des Herrn Tod ungerächt zu überleben galt als arge Schande. Aber auch der Fürst wahrt seinen Mannen die aufopfernde Treue bis zum Tode. Bei einem Feste des Königs muſs der Mann es ihm an Freigebigkeit gleichthun. Der König holt in allen Angelegenheiten zunächst den Rat seiner Mannen ein. Als des Königs Amtleute werden erwähnt der Marschall, der Truchseſs, der Schenk und der Kämmerer; von dem letzteren sind zu unterscheiden die Kammerknechte, junge Edelknaben zum Dienste bei der Tafel oder als Geleite der Damen. Sonst kommen noch der Küchenmeister und der Spielmann vor. Für die Familie und ihre Glieder sind die Namen Sippe oder Künne, Magen oder Freunde, Konemagen, Oheim, Neffe, Niftel, Base, Schwaher. Gegen einen Verwandten die Waffe zu erheben, war schwere

Schuld. In allen wichtigen Familienangelegenheiten hat das Familienoberhaupt den Familienrat zu berufen, das ganze Geschlecht wird für die Frevel eines einzelnen Gliedes verantwortlich gemacht. Darauf beruht die Blutrache; der Mörder ist Schuldner der beleidigten Familie. Frau und Kinder sind dem Manne unbedingten Gehorsam schuldig, er hat aber auch für sie zu sorgen. Die Frau gelangte nie zur Selbständigkeit; starb der Vater, so ging das Mundium auf den nächsten Schwertmagen über. Beim Tode des Mannes stand es der Witwe frei, aus dessen Familie auszutreten. Für die Ehe wird Standesgleichheit gefordert, sie prüft der Familienrat. In frühester Zeit bestand die Mitgift nur in beweglichem Gute, später auch in liegendem Eigen. Durch Umarmung und Kufs ist die Verlobung vollendet, in der Gudrun kommt auch der Brautring hinzu. Von da an heifsen die Verlobten Gemahl, sind schon Mann und Weib. Die Hochzeit ist meistens ein Jahr nach der Verlobung; dann am Morgen nach der Hochzeit geht das Paar gemeinsam zur Kirche und wird nach der Messe vom Priester eingesegnet. Am Morgen nach der Brautnacht erhält die Frau vom Manne die Morgengabe. Sie ist nun des Mannes Winne, Traute, Kone, Weib, Frau, Hausfrau, Herrin im Hause, aber dem Manne unterthan. — Das sind die wesentlichen Stücke, die wir über öffentliche Angelegenheiten, über Familie und Ehe aus den beiden Gedichten erfahren; die Beweisstellen hat der Verf. reichlich beigebracht.

Über Walther von der Vogelweide. Von Oberlehrer Dr. H. Siebert. Programm der Realschule I. O. zu Kassel 1882. 32 S. 4.

Der Verf. führt noch einmal das schon so oft behandelte, wie es scheint, unerschöpfliche Thema vor; es kann fast heifsen: „Walther und kein Ende.“ Von historischen Untersuchungen ist hier abgesehen, es soll allein der Geist der Dichtungen Walthers dargelegt werden. So spricht denn der Verf. von Walthers tiefer Frömmigkeit, seinem Bewufstsein von der Vergänglichkeit alles Irdischen, der ewigen Dauer der Huld Gottes, seinem Dringen auf das Mafshalten, dann von Walthers patriotischer Gesinnung. Neues bringt die Abhandlung nicht, aufser dafs mehrfach von der Sage von dem schlafenden Barbarossa im Kyffhäuser wie von einer uralten die Rede ist.

Übereinstimmende und verwandte Motive in den deutschen Spielmannsepen, im Anschlufs an König Rother. Von J. Thien. Programm der höheren Bürgerschule zu Hamburg 1882. 44 S. 4.

Es ist ein interessantes Thema, welches diese Arbeit behandelt. Wie in der volksmäfsigen Epik überall gewisse formelhafte Wendungen wiederkehren, so auch Situationen, Scenen, Motive. Eine solche Zusammenstellung knüpft der Verf. an den König Rother als das in der vorliegenden Gestalt am frühsten schriftlich fixierte Spielmannsepos, zu welcher Gattung sonst Salman und Morolf, Orendel, Oswald, Ortnit, Wolfdietrich gehören. — Es ist erstaunlich, wie oft dieselben Personen, dieselben Motive wiederkehren. So zuerst die Zahl 72 als Zahl der dienenden Könige. Hauptmotiv der Handlung ist die Absicht des Herrschers, ein Weib zu erwerben. Zu der Vermählung raten die Mannen, die auch sonst bei wichtigen Fragen zugezogen werden. Einer unter diesen nimmt eine hervorragende Stellung ein, Berchter von Meran oder Berchtung. Ein Ratgeber schlägt zuerst ein Weib vor, die Königstochter von Konstantinopel. Die Werbung ist mühevoll. Die Werbung geschieht durch königlich geschmückte Boten; es sind zwölf Grafen mit je zwölf Rittern. Ein Erkennungszeichen, wenn sie in

Not sind, wird ihnen gesagt, ein Leich als Zeichen, dafs Hilfe nahe sei, oder es wird ein Ring mitgegeben. Sie werden dem Schutze Gottes empfohlen und reicher Lohn ihnen gelobt. Angekommen geben sie dem Hüter des Schiffes einen Mantel als Geschenk. Sie richten vor dem Hofe die Botschaft aus; aber sie werden eingekerkert auf Jahre. Berchter oder Berchtung hat zwölf oder sechzehn Söhne; er tröstet den um die Gefangenen trauernden Herrn. Den alten Herzog, der die Fahrt widerrät, schilt und schlägt er. Der König bietet seine Mannen auf und gewinnt sie durch Schätze. Als Helfer kommen auch Riesen; mit ihnen und einer ausgewählten Schar geht der König zu Schiff. Im fremden Lande tritt der Held nun auf unter fremdem Namen und in Verkleidung. Sein Auftreten macht besonders Eindruck auf die Königin. Durch Freigebigkeit gewinnt er sich einen grofsen Anhang. Auf Bitten der Prinzessin wird ein grofses Fest zu Pfingsten veranstaltet. Bei den Vorbereitungen zum Feste ein Streit zwischen einem Riesen und einem Kämmerer, dann Prügelscene. Die Prinzessin wünscht den fremden König zu sehen; derselbe zeigt erst Besorgnis, giebt Geschenke, kommt dann, giebt sich zu erkennen. Die Prinzessin erbittet sich von ihrem Vater die Gefangenen auf drei Tage zur Pflege; nach den drei Tagen bleibt sie durch einen unterirdischen Gang mit ihnen in Verbindung. Konstantinopel wird von Babylon bedroht, aber durch Losgebung der Gefangenen die Hilfe des fremden Helden erlangt; er siegt, als Siegesbote vorausgesandt entführt er die Prinzessin und wird in seinem Reiche von dem neuen Statthalter Wolfrat empfangen. Die Königin von Konstantinopel teilt spöttisch dem heimkehrenden Gemahl die Entführung der Tochter mit. Ein Spielmann verspricht dem Könige Wiedergewinnung der Tochter; als Kaufmann verkleidet geht er hin, lockt sie durch falsche Angaben in Abwesenheit des Gemahls auf sein Schiff und entführt sie nach Konstantinopel. Aber ihr Gemahl mit grofsem Heere folgt nach, verbirgt dasselbe in der Nähe der feindlichen Stadt, verabredet mit ihm das Zeichen zur Hilfe, geht mit drei Begleitern verkleidet hin, kommt zum Festmahle in den Palast, giebt sich heimlich seinem trauernden Weibe zu erkennen, dann den anderen. Er wird zum Tode verurteilt; er bittet, ihn vor dem Gebirgswalde im Beisein aller Fürsten an den Galgen zu hängen. Darüber Trauer der Prinzessin und unter dem grofsen Anhange des Helden in der Stadt. Unter dem Galgen kommt es zum Kampfe, der Held wird befreit und siegt; den feindlichen Anführer läfst man entfliehen. Konstantinopel wird verschont, Konstantin bleibt König, seine Tochter wird dem Helden zugeführt, sie kehren heim. Aber nach langen Jahren, als der Thronerbe herangewachsen ist, entsagen die Herrscher, auch Berchtung der Welt. — Diese Motive, welche sich in allen Spielmannsepen finden, sind nun mannigfach modifiziert und erweitert. Über alles dies verbreitet sich die Abhandlung sehr ausführlich und sehr genau, und diese Vergleichungen geben wieder Veranlassung zu sorgfältigen Untersuchungen über die Abhängigkeit der einen Partie von der anderen, über Ursprünglichkeit oder spätere Einschiebungen u. s. w., und wird uns hier ein wertvoller Beitrag nicht blofs zur Litteraturgeschichte, sondern auch zur Kulturgeschichte geboten.

Aristotilis Heimlichkeit. Von Prof. W. Toischer. Programm des Gymnasiums zu Wiener-Neustadt 1882. 42 S. gr. 8.

Das Pseudo-Aristotelische medizinische Werk Secreta Secretorum war im Mittelalter sehr verbreitet und wurde in fast alle europäischen Sprachen übersetzt; am bekanntesten ist die Jakob von Maerlant zugeschriebene mittelniederdeutsche Bearbeitung. Es giebt auch deutsche; diejenige, welche sich Aristotilis Heimlichkeit nennt, hat die vorliegende Abhandlung zuerst nach zwei Handschriften, einer Wolfenbuttler und einer Wiener, veröffent-

licht. Es stammt diese Bearbeitung aus dem vierzehnten Jahrhundert, von einem nicht sehr gelehrten, das lateinische Original öfters mifsverstehenden Geistlichen in Mitteldeutschland, der sich sprachliche Freiheiten erlaubt hat.

Über den Kultureinflufs Deutschlands auf Frankreich. Von Prof. Dr. Süpfle. Programm des Lyceums zu Metz 1882. 32 S. 4.

Der erste Einflufs des deutschen Geistes auf das alte Gallien zeigt sich in dem Eindringen des deutschen Stammes der Franken. Die germanische und lateinische Sprache bestehen nebeneinander, zuletzt siegt das lateinische Element. Aber viel germanischer Stoff steckt in der sich neu bildenden französischen Sprache, und zwei andere Züge des Germanentums erhalten sich lange in der französischen Geschichte, die Idee der persönlichen Freiheit und die hohe Achtung der Frau. Aber nun trat ein Stillstand in der Einwirkung Deutschlands ein, umgekehrt wird von drüben her der Einflufs sichtbarer. Da erfolgt die Erfindung Gutenbergs und die Reformation, der deutsche Geist gestaltet damit die Welt um. Der dreifsigjährige Krieg raubt Deutschland die bisherige Führerschaft, Frankreich breitet seine geistige Herrschaft aus, bis in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das geistige Leben in Deutschland neu erwacht.

Man meint gewöhnlich, sehr lange Zeit hätten sich die Franzosen um diese neue Welt des Geistes gar nicht gekümmert. Diesen Irrtum bekämpft mit reichen geschichtlichen Beweisen die vorliegende sehr fleifsige Abhandlung.

Noch vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sprechen Bayle und Fontenelle mit grofser Achtung von Deutschland, selbst Voltaire sprach sich so gegen Gottsched aus. Gottsched stand aufserdem mit Grimm, Formey, d'Arnaud in Briefwechsel, seine Arbeiten waren in Frankreich geschätzt. Hallers Gedichte wurden von Grimm und Frau du Boccage mit Begeisterung begrüfst; die „Alpen“ wurden nachgeahmt. Das 1754 gegründete Journal étranger wandte seine Aufmerksamkeit besonders der deutschen Litteratur zu, zuerst Rabener, besonders aber Gellert, seinen Fabeln und Lustspielen. Aber ein beispielloses Aufsehen machte der „Tod Abels“ und die Idyllen Salomon Gefsners; Rousseau, Diderot, Grimm, Turgot, die hervorragendsten Zeitschriften stellten ihn über Theokrit und Virgil. Die Sentimentalität erschien ihnen als Natürlichkeit; sie ahmten Gefsner nach, an die Stelle des galanten trat nun das moralische Idyll, die Übersetzungen und Nachahmungen haben bis in die Gegenwart fortgedauert; schon 1766 erschienen die Idylles morales par Léonard, auch Florian ist durch Gefsner angeregt. Minder glänzend war die Aufnahme Klopstocks; zuerst um die Mitte der fünfziger Jahre wird die noch unvollendete Messiade kurz erwähnt. Den Anfang des ersten Gesanges übersetzte Turgot. Aber erst im neunzehnten Jahrhundert fand die Messiade mehr Beachtung. Dagegen erregte der Dramatiker Klopstock grofse Bewunderung; J. J. Roman, welcher 1762 den „Tod Adams“ übersetzte, ist von ihm hoch begeistert; eine Nachahmung erschien 1770. Auch die „Hermannsschlacht“ wurde 1773 und 1799 übersetzt. Die Oden als ein Ganzes sind erst 1861 von C. Diez übersetzt, aber gerade sie waren Veranlassung, dafs Klopstock 1792 das französische Bürgerrecht erhielt und nachher zum Mitglied des Institut national de France ernannt wurde; am Jahrestage seiner Beisetzung 22. März 1805 feierte das Institut sein Andenken durch die Gedächtnisrede Daciers. — Auch Lessing und Wieland wurden in Frankreich bekannt; Göthes Werther fand früh anhaltenden Beifall. Auch mitten in der Revolutionszeit erschienen Übersetzungen aus Göthe, Schiller u. a., aber nur wenige, wie Frau von Gérando, drangen tiefer ein. Den Franzosen jener Zeit war unsere Litteratur ebenso unbekannt, wie sie von ihrer eigenen sich abwandten, die Tragödie

und die lyrische Poesie waren in tiefem Verfall. Da brach Frau von Staël den Bann; ihre Bemühungen wurden durch A. W. Schlegel, B. Constant, Barante unterstützt. Die deutsche und englische Litteratur regten neu an, von Göthe und Schiller erschienen viele Übersetzungen, so entstand die romantische Schule; ihr Kampf gegen den starren Klassicismus schöpfte Nahrung aus den deutschen Poeten, so bei Chateaubriand, bei Victor Hugo. Allgemeinen Beifall aber fanden die phantastischen Erzählungen von E. A. Hoffmann. Kein kräftigeres Zeugnis von der erhebenden Macht unserer Litteratur ist ausgesprochen als 1870 von Rénan, der freilich nachher diese Dankbarkeit verleugnet hat. Der litterarische Einfluſs wurde unterstützt durch die Wirkung der deutschen Musik, besonders seit die Beethovenschen Symphonien bekannt wurden. Die deutsche Philosophie ist in Frankreich wenig verstanden, aber die ihr zu Grunde liegenden Ideen haben sich des französischen Geistes bemächtigt, die Revue philosophique, von Th. Ribot gegründet, schenkt allen neuen Erscheinungen der deutschen Philosophie Beachtung. Endlich sind wir durch unsere wissenschaftliche Kritik und unsere Philologie die Lehrer Frankreichs geworden. Die vergleichende Sprachforschung Deutschlands wurde auch für die Franzosen Muster, und den Ursprung und die Gesetze ihrer Sprache lernten sie erst durch den Deutschen Fr. Diez kennen. Die Ästhetik, die biblische Kritik und Exegese der Tübinger Schule haben auch dort ihren Einfluſs geübt. Die indischen, ägyptischen Studien, die vergleichende Mythologie, die Pädagogik, wie sie in Deutschland aufgefaſst wurden, haben sich in Frankreich Bahn gebrochen. Die deutsche Sprache ist allgemein Unterrichtsgegenstand geworden, die deutsche Wissenschaft wird mit Eifer verwertet. Aber eins haben sie noch nicht von Deutschland gelernt: Gerechtigkeitsliebe und echte Humanität.

Die deutsche Dichtung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu Horaz. Von Direktor A. Lehnerdt. Programm des Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg 1882. 42 S. 4.

Wir können das Fortleben Virgils im Mittelalter verfolgen; das Fortleben des Horaz in der alten römischen Litteratur ist neuerdings aufs gründlichste von M. Hertz in seinen Breslauer Programmen dargelegt worden. Horaz spielt die erste Rolle in der Poesie der Humanisten und in den lyrischen Dichtungen aller neueren Kulturvölker. Seine Einwirkung auf die deutsche Litteratur ist mehrmals Gegenstand der Untersuchung gewesen. Die gründlichste ist in der vorliegenden Abhandlung uns geboten. Nicht auf die Übersetzungen, sondern auf die Nachahmung, namentlich auch auf die Nachahmung der Metra geht der Verf. ein; die Abweichungen werden bis ins einzelste nachgewiesen. Die rein stoffliche Nachahmung ist im vorigen Jahrhundert besonders durch Hagedorn und Uz, die formale durch Ramler und Klopstock vertreten. Ohne beide zu scheiden, mögen nun die vielen Dichter, die unter dem Einfluſs des Horaz gestanden haben, nur kurz angegeben werden; nach welcher Seite hin sich der Einfluſs geltend machte, mögen die Leser in der Abhandlung selbst nachlesen. Die Zahl der Nachfolger ist groſs genug; ob nun dieser enge Anschluſs gerade an Horaz der deutschen Dichtkunst günstig gewesen sei, darüber werden die Urteile verschieden lauten. Welche Gedichte die Nachahmer nachgebildet haben, auch darüber soll hier nicht Auskunft gegeben werden.

Fischart ist der erste deutsche Dichter, der ein Horazisches Gedicht nachgebildet hat. Denselben Stoff hat Opitz behandelt. Als Nachbildner des Horaz ist schon vor ihm Georg Rudolf Weckherlin zu nennen; Horazische Gedanken und Grundsätze kommen in dessen Gedichten öfters vor. Mit Opitz wetteiferte der Dichter Finckelthaus. Sonst finden sich unter den

Dichtern der ersten schlesischen Dichterschule wenige Nachahmungen des Horaz; zu nennen sind Paul Fleming und Simon Dach; Georg Neumark hat zuerst eine Ode in einem Horazischen Metrum nachgebildet. Aus der nächstfolgenden Zeit finden sich Horazische Anklänge bei Christian Günther, Wernicke, v. König, A. H. Bucholtz. Im Gottschedschen Kreise ist der eigentliche Horatianer D. W. Triller. Hagedorn war für Horaz begeistert, aber seinen Geist findet man bei ihm nicht wieder. J. F. Löwen, Hagedorns Freund, teilt mit ihm die Vorliebe für Horaz. Zu dessen eifrigen Anhängern gehören ferner Uz und Gleim, aber die Verwandtschaft ist nur eine äufserliche. Die Horazischen Metra bildete frei Götz nach, Nachahmer des Dichters ist auch Gerstenberg. Die Verfasser der Bremer Beiträge, wie Giseke und J. A. Schlegel, brachten Übersetzungen und Nachbildungen des Horaz, ebenso Chr. F. Weifse, Cronegk, Sam. Gotth. Lange, ehe seine Übersetzung des Horaz ihn der Kritik Lessings preisgab. — Über die Anlehnungen Klopstocks in den einzelnen Oden an Horaz, über die metrischen Abweichungen, die sich bei ihm finden, handelt die Abhandlung sehr genau, sowie auch Ramler eine sehr gründliche und richtige Beurteilung erfährt. Vofs war schon früh von Horaz begeistert; ihm ist es gelungen, fast alle Metra desselben nachzubilden, zu modifizieren und aus antiken Versmafsen neue Strophen zu bilden (wie hier im einzelnen ausführlich nachgewiesen ist). Hölty schlofs sich in seinen Nachbildungen der antiken Metra ganz an Klopstock an; er hat auch in heiterem Tone manche Horazische Ode parodiert. In derselben Munterkeit haben Horazische Oden umgedichtet Miller, Michaelis, Thümmel, auch Fr. Kind, Blumauer, der Wiener Ratschky, v. Alxinger; wogegen an einzelne Aussprüche des Horaz eigene Gedanken anzuknüpfen und auszuführen liebten Leopold Stolberg, Bürger, Boie; auch Kl. Schmidt und Tiedge können als Nachahmer des Horaz gelten. Aber die bisherige Nachahmungssucht hörte auf mit Lessing, der auf die Notwendigkeit einer tieferen Auffassung des Wesens der antiken Dichtung hinwies.

Entwickelung der Idee des Lessingschen Dramas Nathan der Weise und Darlegung des Sinnes der in ebendemselben Stücke enthaltenen Parabel von den drei Ringen in seiner Beziehung auf die Idee, von Prof. Joh. Sternat. Programm des Gymnasiums zu Brody 1882. 40 S. gr. 8.

Der Verf. meint, die Idee des Nathan sei bisher noch von keinem richtig erfafst und dargelegt; damit wird er wohl nicht Zustimmung finden. Was er giebt, ist nicht neu, was neu sein soll, trifft den Kernpunkt der Frage nicht. Die Disposition aber ist eine auffallende; nämlich von S. 1 bis S. 30 wird Akt nach Akt eine gewöhnliche nüchterne Inhaltsangabe gegeben, dann S. 30—34 diese Inhaltsangabe noch einmal unter dem Titel: „Zusammenhang und Angabe der Teile in ihrem Verhältnis“ kurz wiederholt, und auf den letzten sechs Seiten die Idee vorgelegt. Die Darstellung ist ungewandt, sogar mitunter undeutsch, die Druckfehler zahlreich.

Über Lessings dramatische Entwürfe, Pläne und Fragmente. Von Alexander Tragl. Programm des Gymnasiums zu Böhm.-Leipa 1882. 21 S. gr. 8.

Die Abhandlung spricht über die Entwürfe und Fragmente, welche in Boxbergers Sammlung vorliegen, fügt keine neue hinzu. Sie versucht die Zeit einiger anders zu bestimmen, indessen die Argumente, wie der Verf. selbst zugesteht, sind keineswegs zwingend. Es ist so möglich, es ist aber

auch anders möglich, ist das einzige, was man schliefslich sagen kann. Somit bringt die Abhandlung eigentlich nichts Neues; es möchte das aber auch schwer zu finden sein bei dem Flufs des letzten Herausgebers. Um dafür hier etwas beizufügen, so sei auf einen Brief von Boie an Knebel (in Knebels Nachlafs II, 97) in Bezug auf die Matrone von Ephesus aufmerksam gemacht, den Ref. nicht bei Boxberger erwähnt findet, sowie dafs die Schnurre von der Witwe auch von Berthold Auerbach „Von der Weiber Lieb und Treu" Nr. 56 S. 18 im Volksbüchlein I. Teil 1835 erzählt ist. — Zu dem Fragmente „Weiber sind Weiber" (S. 484 Boxb.) vergl. Allg. deutsche Bibliothek 1785 Bd. 61, S. 417. — Zu Samuel Gonzi kann noch verwiesen werden auf Herders Urteil (über das deutsche Theater, in Herders Lebensbild. Erlangen 1846, 1. Bd. 3. Aufl. 1. Hälfte S. 37), und hierbei möge ein Versehen Boxbergers berichtigt werden, welcher ein Urteil Nodnagels über das Fragment zustimmend S. 439 mitteilt; die Worte rühren nicht von Nodnagel her, sondern sind von demselben nur zustimmend aufgenommen aus einer Jugendarbeit des Ref. im Programm der Realschule zu Siegen 1842 S. 18.

Friedrich Leopold Graf zu Stollberg und Johann Heinrich Vofs. I. Von Dr. Otto Hellinghaus. Programm der Realschule I. O. zu Münster 1882. 26 S. 4.

Die Abhandlung vergleicht die beiden Männer, beruht auf fleifsiger Benutzung des gedruckten Materials und stellt in jedem Punkte Vofs weit unter Stollberg, läfst, genauer gesagt, an Vofs fast nichts Gutes. Die Berücksichtigung der Veröffentlichungen der letzten Zeit würde dies Bild doch etwas anders gestaltet haben; es ist doch ein schönes Familienbild, welches uns der Vofsische Kreis darbietet. Und was sind es für Männer gewesen, die mit Vofs in enger freundschaftlicher Verbindung gewesen sind! Man braucht nur an Lobeck zu erinnern. Ein männlicher Charakter ist Vofs gewesen, doch ein ganz anderer Mann als der weichliche Stollberg, so liebenswürdig dieser auch war. Die hohe wissenschaftliche Bedeutung Vofsens ist natürlich hier nicht zur Sprache gekommen.

Über Klingers philosophischen Roman. Eine litterarhistorische Studie. Von Franz Prosch. Programm des Gymnasiums zu Weidenau 1882. 86 S. gr. 8.

Erst seit wenigen Jahren ist das Interesse an Klinger wieder rege geworden; Hettner ist sein Wiederentdecker zu nennen. Auf den tiefen Gehalt seiner Romane hat er zuerst wieder aufmerksam gemacht Vieles in denselben ist uns unklar, weil sein philosophischer Standpunkt nicht leicht zu erfassen ist. Rousseau hat ihn in seiner Jugend mächtig ergriffen, von seinem Einflufs ist er nie frei geworden, erst widerstrebend hat er sich Kant untergeordnet. Die verschiedenen philosophischen Einflüsse nachzuweisen, ist eine interessante, aber schwierige Aufgabe. Überaus wertvoll ist die vorliegende Abhandlung; mit einer sehr gründlichen Kenntnis der philosophischen Litteratur und der persönlichen Verhältnisse Klingers, scharfsinnig in das einzelne eingehend, hat der Verf. die vorliegenden Romane zuerst in das rechte Licht gesetzt.

Sehr ausführlich behandelt er den Roman „Die Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit." Er zeigt die starke Abhängigkeit von Rousseaus Emil; oder vielmehr, der Emil ist die eigentliche Veranlassung; bis ins einzelste lassen sich die Ähnlichkeiten nachweisen, die ganze Disposition des Romans ist schon im Emil vorgezeichnet, nur hat Klinger alles konkreter gestaltet. Wie Rousseau Helvetius bekämpft, so auch Klinger;

seine Begriffe von Tugend und Erziehung weichen stark von Helvetius ab, sein ethischer Standpunkt ist der des Kantianers geworden. Durch Helvetius ist aber seine Ansicht von der Erziehung erweitert, indem er nicht blofs mehr an eine Erziehung des Individuums, sondern der Gattung denkt, ja schon ahnungsvoll die Lessingsche Idee von der Erziehung des Menschengeschlechts erfafst. Aber es sind auch persönliche Verhältnisse hineingewoben; es tritt uns die Wirksamkeit Georg Schlossers, des Jugendfreundes Klingers, entgegen.

Auch die übrigen philosophischen Romane sind voll Rousseauscher Ideen; aber es entwickeln sich erst allmählich seine Ansichten über den Zweck und die Bestimmung des Menschen. Für den Faust hat er die früheren Bearbeitungen der Fabel nicht benutzt, dagegen um so mehr Motive aus Voltaire entlehnt. Viel Satirisches kommt darin vor, wie überhaupt ständig in den Romanen vom Faust ab. Faust unterliegt den Versuchungen. Raphael, das Seitenstück, erträgt die Übel durch Resignation; Giefar durch die Stärke der Vernunft. In den Reisen vor der Sündflut ist der Ausgang der Erzählung der Gegensatz zwischen dem Naturmenschen und den durch Kultur verderbten Menschen. Im Faust der Morgenländer ist die orientalische Einkleidung, aber auch nur diese, Wieland entlehnt; den Grundsatz, dafs wir ohne Rücksicht auf die Folgen stets nach unserem Gewissen handeln sollen, hat er von Kant genommen. Die Fortsetzung der Geschichte eines Teutschen ist der Weltmann und der Dichter, eine Milderung jenes Romans; er zeigt, wie auch der Weltmann den Anforderungen des Herzens und des Gefühles genügen könne. Der Roman „Der goldene Hahn“ ist in seiner Umarbeitung als „Sahir“ eine Satire gegen Kants kategorischen Imperativ. Klingers Dekade ist unvollständig geblieben. Die „Betrachtungen“ sind die Frucht ernsten Nachdenkens über ein reiches vielbewegtes Leben. — Der Grundgedanke, welcher sich durch alle philosophischen Romane Klingers zieht, ist: dafs gerade der öftere Sieg des Bösen in der Welt auf das Leben der Seele nach dem Tode des Körpers hinweist. Solche Sätze werden in den Romanen freilich mehr angedeutet als vorgetragen. — Den sehr eindringenden Erörterungen über Klingers Romane hat der Verf. noch einen Anhang: „Aufnahme von Klingers Romanen bei seinen Zeitgenossen“ beigefügt, einen Wiederabdruck der, wie es scheint aller, Recensionen jener Zeit, die, von sehr verschiedenem Wert, ein interessantes Bild entgegengesetzter Ansichten bieten.

Über die tirolischen Kriegslieder der Jahre 1796 und 1797. Von J. Feder. Programm des Gymnasiums zu Teschen 1882. 48 S. gr. 8.

Es ist eine wertvolle Sammlung der tirolischen Kriegslieder, die uns hier geboten wird; sie haben sich grofsenteils nur im Privatbesitz erhalten. Es ist jedoch die Bemerkung des Verf. nicht richtig, dafs die historischen Volkslieder überhaupt im Volke ersterben, wenn die Wirkungen der besungenen Begebenheiten aus der Erinnerung desselben schwinden. Dagegen z. B. haben sich doch die Lieder von der Schlacht von Pavia oder vom Prinz Eugen sehr lange erhalten. — Die Lieder sind teils hochdeutsch, teils dialektisch. Zuerst teilt der Verf. aus 1796 Aufrufe mit, besonders von einem Bauernsänger von echtem Schrot und Korn, dem Kantor Staudacher in Schwaz und dem Innsbrucker Tyrtäus Joh. Friedr. Primisser. Dann folgen Marschlieder, einzelne voll Schwung, wie von Anton Remich; hierauf specielle Kriegslieder, Hymnen auf den Feldmarschall Wurmser, teilweise fromme Trostlieder in der gedrückten Kriegeszeit, besonders von dem genannten Primisser, dann am Ende des Jahres bei den besseren Siegesnachrichten aufjubelnd. — Das Jahr 1797 liefs sich traurig an. Doch ist ein anonymes „Lied für die tirolischen Landesverteidiger“ frisch gehalten. Dann

erklang zum erstenmal die österreichische Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser" von Haschka, komponiert von Joseph Haydn. Die Franzosen waren siegreich, sie nahmen Brixen, die Beamten flohen aus Innsbruck, aber das Landvolk, wild aufgeregt, setzte sich gegen den Brenner in Bewegung. Dieser Zeit verdanken wir das berühmte Spingeserlied von der wilden Schlacht am Spingeser Walde, welches hier vollständig abgedruckt ist; es ist jetzt wieder Volkslied geworden, als 1882 in Spinges ein Kriegerdenkmal errichtet wurde; der Dichter desselben, der Dichter Franz Karl Zoller, starb in Innsbruck 1829. Nach jener Schlacht waren die Bauern unter Laudon siegreich am Innesienberg; den Tag feiern kräftige dialektische Siegeslieder, so eines von Primisser. Auch der Einzug Laudons in Bozen wurde durch Lieder gefeiert. Darauf wurde der Präliminarfriede von Boben geschlossen. Nun erschallen Friedenslieder, Danklieder der Heimkehrenden; besonders aber Festlieder für den Helden des Tiroler Volkes, den Grafen Lehrbach, mehrere von dem unermüdlichen Staudacher und von Primisser. Eine hochpatriotische Hymne „Das gerettete Tirol" erschien 1797 von dem damaligen Wiener Feldarzt Dr. Weifsenbach, einem geborenen Tiroler. Graf Lehrbach war damals schon als Gesandter nach Rostock abgegangen. — — In einem Exkurs beweist der Verf., dafs alle sogenannten „Primisser"-Kriegslieder von dem einen Dichter Johann Friedrich herrühren.

Die Häupter des schwäbischen Dichterbundes. (II. Justinus Kerner. III. Gustav Schwab.) Von Prof. Dr. Ambrosius Mayr. Programm des Gymnasiums zu Komotau 1882. 27 S. gr. 8.

Das Programm ist Fortsetzung des vorjährigen, welches Uhland behandelt hatte. Die Urteile des Verf. sind streng. Er findet in Kerner zuviel Weibliches, Klösterliches, eigentlich etwas Unerklärliches; von der Welt sich zurückziehend lebte er ganz der Natur, wozu eine seltene Freundesliebe kam. Den gröfsten Teil der lyrischen Poesie Kerners findet der Verf. tändelnd, sentimental, eitel, nur ausnahmsweise erhebe er sich zu frohem Sinn. Doch versöhne mit ihm der Adel seines inneren Wesens in seiner Gläubigkeit und Frömmigkeit. Nur von den Balladen seien einige recht gut. Mit den Reiseschriften erklärt der Verf. wohl zufrieden sein zu können. Aber vor allem tadelt er an Kerner die vielen Nachlässigkeiten in der Form. Das strenge Urteil über den liebenswürdigen Sänger von Weinsberg wird nicht überall Anklang finden. — Gustav Schwab wird vom Verf. wegen der besseren Form über Kerner gesetzt; er tadelt an den Gedichten die oft mangelhafte Disposition, das Überwiegen des rhetorischen Elements. Aber unter den weltlichen und geistlichen Gedichten hebt er doch manche als wertvoll hervor, nicht minder unter den Balladen und Romanzen. — Der Verf. zeigt eine ziemliche Bekanntschaft mit der schon umfangreichen Litteratur über Kerner und Schwab; nicht genannt ist Kerners Charakteristik in W. Müllers Verm. Schr. IV, S. 137 ff., 180 ff., und in Henses Deutschen Dichtern I, 87—189.

Die Nibelungensage im deutschen Trauerspiel. I. Teil. Von Dr. A. Stein. Programm der Gewerbeschule in Mülhausen i. E. 1882. 44 S. 4.

Die erst in unserem Jahrhundert wiedergewonnene Sage hat ihre gröfsten Triumphe in Richard Wagners Ring des Nibelungen gefeiert; dies Werk hat in ästhetischer Beziehung Aufserordentliches geleistet. Der Verf. übergeht dies Werk, bei dem die Musik den Löwenanteil davongetragen hat. Er will allein von der Tragödie reden, da diese das ethische Ver-

ständnis der Sage zu fördern die Aufgabe hat. Die Nibelungendramen haben gröfstenteils ein lebhaftes Interesse erregt, aber die Kritik hat mit Vorliebe die litterarhistorische, weniger die dramaturgische Seite der Sage berücksichtigt. Nun aber soll das Drama von der Bühne herab auf die Zuhörer wirken, der Dichter hat sich die verschiedensten Fragen vorzulegen, so zunächst bei reichem Stoffe die richtige Auswahl zu treffen. Unter Nibelungendramen verstehen wir diejenigen Dramen, deren Inhalt aus der Nibelungensage schöpft; diese liegt aber nicht ausschliefslich im deutschen Nibelungenliede und Siegfriedliede vor, sondern auch in den nordischen Quellen. Die vorliegende Abhandlung führt uns daher die Sage vor, wie sie ursprünglich gestaltet war, wie sie in der älteren Edda vorliegt, und zeigt die tiefe Tragik der Motive, welche sie durchziehen. Klar zeigt dann der Verf., wie abgeschwächt im Nibelungenliede Charaktere und Motive sind, wie manches der rechten Motivierung entbehrt, wie widerspruchsvoll anderes ist. Er kommt hierbei zu dem unumstöfslichen Resultat, dafs ein Brunhilddrama, welches die Sage in der ursprünglichen Form wiedergeben will, in die nordische Überlieferung zurückgreifen mufs, nicht sich in ein christliches Gewand kleiden darf, dafs überhaupt die wirklich ausgesprochene Forderung, der Nibelungendramatiker müsse, um die Sage der Gegenwart näher zu rücken, den heidnischen Grundton in einen christlichen mildern, zurückzuweisen sei, das hiefse die Sage geradezu nicht weiter bilden, sondern auflösen.

Gehen wir nun auf die dramatischen Bearbeitungen über, so kommen hier die Dramen nicht in Betracht, welche Rüdiger von Bechlaren zum Mittelpunkt haben, von W. Osterwald 1849, Lothar Schenk 1860 und Felix Dahn 1875; dieser Rüdiger der Sage ist kein dramatischer Charakter, in der Entscheidungsstunde geht er schuldlos zu Grunde, in der Erfüllung seiner Pflicht; ein dramatischer Rüdiger müfste die politischen Bande zerreifsen und im Kampfe für die Seinen und gegen den König zu Grunde gehen. Ein Rüdigerdrama kann die grofsen Ereignisse der Nibelungensage zum Hintergrunde haben, es ist aber nicht einmal notwendig, und sie bilden immerhin nur den Hintergrund.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert haben wir schon ein Trauerspiel von Hans Sachs vom hörnen Sewfried in sieben Akten, ein wertloses Stück. Dann folgt von Friedrich Fouqué 1808—1810 die Trilologie „Der Held des Nordens“, eine in Dialog umgesetzte Edda, von mangelhafter Charakteristik, dazu von einem sentimentalen Hauche durchweht. Wir können das Gedicht als Vorläufer der neueren Nibelungendramen betrachten. Diese aber zerfallen in drei Klassen, je nachdem sie den ganzen Sagenstoff behandeln, oder die Brunhilddramen, welche mit dem Tode Siegfrieds abschliefsen und den Schwerpunkt auf den Konflikt zwischen Siegfried und Brunhild legen, oder die Krimhilddramen, welche sich an den zweiten Teil unseres Nibelungenliedes anschliefsen. In der ersten Klasse begegnen uns vier, in der zweiten sieben, in der dritten acht Dramen. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen bespricht nun der Verf. diese Dramen einzeln, verschweigt nicht ihre etwaigen Vorzüge, setzt aber hauptsächlich ihre dramaturgischen Schwächen auseinander, so dafs die Kritik nicht eine blofs negative ist, sondern darauf aufmerksam macht, wo der Dichter hätte ansetzen müssen, wenn er von dem mächtigen Stoff den ergreifendsten Gebrauch hätte machen wollen. Die besprochenen Dramen sind grofsenteils in wenigen Händen, deshalb giebt der Verf. nicht blofs den Gang an, sondern bei vielen auch Auszüge: der Leser mufs ihm dafür dankbar sein, denn es wird nicht blofs seine Wifsbegierde befriedigt, sondern auch, da sich unter die Nibelungendramatiker auch echte Parforcedichter verloren haben, für seine Heiterkeit gesorgt. Hier sind nur die vier Dramen besprochen, welche den ganzen Stoff umfassen: Kriemhildens Rache von Reinold Reimar (Adolf Glaser) 1858, Chriemhildens Rache von C. F. Eichhorn 1824, der Nibelungen Hort von

E. Raupach 1835 und die Kriemhild von Adolf Wilbrandt. Es ist aber die Fortsetzung versprochen. Was aber nun jene betrifft, die alle auf der Darstellung des Nibelungenliedes fufsen, so bietet schon der Stoff eine grofse Schwierigkeit in der Zweiheit der Handlung des Nibelungenliedes, es müfste der zwischen den zwei Teilen liegende Einschnitt wegfallen; zudem, da im ersten Teile Siegfried und Brunhild, im zweiten Hagen und Kriemhild Hauptfiguren sind, scheint es unmöglich, einen oder zwei Helden genügend hervorzuheben, ohne das Totalbild der Sage zu verzerren. Das Drama von Reimar, welches ausführlich besprochen ist, bewegt sich freilich in meist edler Sprache, ist aber nichts als das dramatisierte Nibelungenlied. Der Dichter hat Kriemhild dadurch in ein helleres Licht gesetzt und unserem Mitgefühl genähert, dafs er die Liebe und Treue gegen Siegfried zum Grundzug ihres Charakters machte, aber die Schwächen, welche dem Nibelungenliede im Vergleich mit den älteren Gestaltungen der Sage eigen sind, hat er nicht vermieden. Nur in den gröbsten Umrissen lehnt sich Eichhorns Drama an den Gang des Nibelungenliedes, es ist eins der verwegensten Produkte der entarteten Romantik, in dem Donnermaschinen, Schiffbruch, einstürzende Leuchttürme u. s. w. die Hauptrolle spielen, das uns wie die tollsten Ritter- und Räuberromane vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts anmutet. Raupachs Drama ist auf den rohen Theatereffekt berechnet, der Stoff willkürlich umgestaltet und verdorben, die Charaktere ins Gemeine heruntergezerrt, die Motive falsch aufgefafst. Wilbrandts Drama verdankt seinen Erfolg seiner korrekten dramatischen Struktur, aber die Verknüpfung der drei Akte ist zu schwach, es zerfällt in seinen drei Akten in drei selbständige Bilder, und im ersten Akte vermissen wir gerade die Hauptperson, Brunhilde, womit von der Nibelungensage so gut wie nichts bleibt. Im zweiten Akt ist trotz der meisterhaften Steigerung der dramatischen Spannung verkehrt der Geist Siegfrieds zum Hauptorgan der Handlung gemacht. Der dritte Akt ist der beste, der Stoff ist poetisch gemildert. Die Charakteristik der Personen im ganzen Drama ist zu loben, aber die echte Nibelungensage bringt es dem Volksbewufstsein nicht nahe.

Die Nibelungenstrophe. Eine metrische Untersuchung. Nebst einer Beigabe: Die Jagd auf Hohenburg. Von Oberlehrer Dr. W. Cramer. Programm des Realgymnasiums zu Schlettstadt 1882. 29 S. 4.

Dem Verf. kam es darauf an, Regeln zu finden für den Bau eines epischen Verses, der die Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit des mittelalterlichen Nibelungenverses bewahre, aber die für unsere neuhochdeutsche Sprache in ihm liegende rhythmische Härte vermeide, der die harmonische Schönheit des Uhlandschen Nibelungenverses beibehalte, ohne durch Einförmigkeit zu ermüden. Durch Betrachtung der Veränderungen, welche man mit dem alten Nibelungenversmafs vorgenommen hat, sowie Prüfung der metrischen Standpunkte ist er dann zur Aufstellung von Grundsätzen gekommen, die sich als begründete ansehen liefsen, und hat von denselben eine praktische Probe abgelegt in der Beilage, für welche wohl die Bezeichnung episches Gedicht treffender sein möchte als Idyll. Wie das Gedicht ansprechend ist, so verdienen auch die Auseinandersetzungen des Verf. Beachtung. — Die Erfindung der Nibelungenstrophe schreibt man bekanntlich jetzt dem Kürenberger zu. In den Überarbeitungen des Nibelungenliedes von 1190 in C und AB liegt die vollendete Nibelungenstrophe vor, ebenso in Alpharts Tode; Abweichungen in den Hebungen finden sich in den Bruchstücken von Walther und Hildegunde. Nur durch die fünf Hebungen des achten Halbverses unterscheidet sich die Gudrunstrophe. Nach 1230 hat die Nibelungenstrophe in der achten Halbzeile nur drei Hebungen.

So im Ortnit. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert kommt auch der Binnenreim auf; nun heifst sie in den Volksliedern der Hildebrandtston und findet sich bis in die Zeit des dreifsigjährigen Krieges. Auch die Lyrik bediente sich der Nibelungenstrophe sowohl im geistlichen wie im weltlichen Liede Der Meistergesang zeigt dann Entartung, er zählte die Silben ohne Rücksicht auf ihren logischen Wert. Darauf bricht sich Opitz' Theorie Bahn, bei der Silbenzählung wechseln Hebung und Senkung regelmäfsig ab. In dieser Weise bedienen sich u. a. der Strophe Paul Gerhardt („O Haupt voll Blut und Wunden“, „Befiehl du deine Wege“), Zinzendorf, Jung Stilling, Friedrich von Spee, Johann Scheffler. Bei den Romantikern Friedrich Schlegel, Schenkendorf, bei Chamisso erscheint die Strophe verändert, mit iambischem, trochäischem, anapästisch-daktylischem Rhythmus. Da stellte Lachmann das Gesetz der echten Nibelungenstrophe, überhaupt die mittelhochdeutschen metrischen Gesetze fest, und auf Grund dieser Theorie fufsten Simrocks Übertragungen. In dieser Strophe ist nur der Mangel einer bestimmten rhythmischen Bewegung auffallend, welcher die Folge ist der beabsichtigten Vernachlässigung der natürlichen Quantität der Silben, da jede betonte Silbe den Wert einer Länge, jede unbetonte den Wert einer Kürze haben soll. Nun aber ist, sagt der Verf., der Gegensatz zwischen den alten Sprachen, welche die musikalische Betonung und den prosodischen Wert der Silben, und der deutschen Sprache, welche die grammatische Betonung der prosaischen Rede zur Grundlage der metrischen Messung erhebt, nicht in aller Strenge festzuhalten, es mufs vielmehr neben dem Princip der logischen Betonung dem Princip der Silbenmessung wieder sein Recht eingeräumt werden. Darüber giebt er nun noch ins einzelne eingehende Vorschriften, und dafs sich danach ein echt deutscher, nicht eintöniger, fliefsender Vers bilden lasse, hat er durch die Probe bewiesen.

Herford. Hölscher.

Dr. A. Kummer, Victor Hugos lyrische Gedichte. Beilage zum Programm des städtischen Gymnasiums zu Hameln, Ostern 1883. 24 S.

Diese sehr gewandt geschriebene und von gesundem litterarischen Urteil zeugende Abhandlung erfüllt nicht alles, was der Titel verspricht. Ref. war begierig, wie die gewaltige Masse von Hugos lyrischen Gedichten auf anderthalb Bogen besprochen werden konnte, und fand nach der Lektüre des Schriftchens, dafs der Titel richtiger gelautet hätte: Victor Hugos Oden und Balladen. Denn Hugos Knaben- und Jugendproduktionen sind es, die Verf. uns vorzuführen sucht, während auf die Orientales, Feuilles d'Automne und Contemplations nur auf den letzten zwei Seiten hingewiesen, von den Voix intérieures, les Rayons et les Ombres, les Chants du Crépuscule, von der ganzen Kampflyrik (Châtiments etc.) und den herrlichen Schöpfungen, die neben vielem Ballast in den Quatre vents de l'esprit sich finden, nicht einmal der Name genannt wird. Wohl sind die Oden und Balladen für die Kenntnis der Eigenart Hugos unerläfslich, wohl erkennt man in denselben bereits die Tatze des Löwen, aber sie sind doch die unreifsten Produktionen des Dichters, und der gewaltige Umfang lyrischer Erzeugnisse Hugos bietet zahlreiche Gesichtspunkte, die in den Oden nur unvollständig zur Geltung kommen. Eine eingehende Betrachtung der Orientales mit ihrer bunten Pracht einerseits, und der Feuilles d'Automne, Voix intérieures und Contemplations andererseits würde eher ein wahres Bild vom Lyriker Hugo gegeben haben. Richtig schrieb der verbannte Dichter im Juli 1853 von der Insel Jersey

aus in der Vorrede zur neuen Ausgabe seiner Jugendgedichte: „S'il est vrai que Murat aurait pu montrer avec quelque orgueil son fouet de postillon à côté de son sceptre de roi et dire: ‚Je suis parti de là!' — c'est avec un orgueil plus légitime, certes, et avec une conscience plus satisfaite qu'on peut montrer ses odes royalistes d'enfant et d'adolescent à côté des poèmes et des livres démocratiques de l'homme fait. Cette fierté est permise, nous le pensons, surtout lorsque, l'ascension faite, on a trouvé au sommet de l'échelle de lumière la proscription, et qu'on peut dater cette préface de l'exil."

In der That, es ist ein grofser Weg, den der fünfzehnjährige „enfant sublime"* zurücklegte, bis er dem blutbefleckten Dezembermann aus der Verbannung die ehernen Worte ins Antlitz schleuderte:

J'accepte l'âpre exil, n'eût-il ni fin, ni terme,
Sans chercher à savoir et sans considérer,
Si quelqu'un a plié qu'on aurait cru plus ferme,
Et si plusieurs s'en vont qui devraient demeurer.
Si l'on n'est plus que mille, eh bien, j'en suis! Si même
Ils ne sont plus que cent, je brave encor Sylla,
S'il en demeure dix, je serai le dixième,
Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là! (Châtiments.)

Betrachtet man aber Kummers Schriften lediglich als eine Abhandlung über die Oden und Balladen, so kann man ihr uneingeschränktes Lob spenden. Mit Recht stellt er Hugos bahnbrechende und umgestaltende Thätigkeit in den Vordergrund und nennt ihn einen Dichter, der „wegen seiner grofsartigen Einseitigkeit und des ganz eigenartigen Weges, den er gewandelt, als eine der interessantesten Gestalten in der litterarischen Welt Frankreichs erscheint." Über die groteske Rolle, die Hugo nun einmal in der Politik spielt, geht Kummer — so auch Ed. Engel — nachsichtig hinweg. Die Nachwelt wird sie auch vergessen, wenn sie an des Dichters unvergänglichen Schöpfungen sich labt.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

* Kummer wiederholt S. 6 die landläufige Ansicht, Victor Hugos erste Erfolge seien die Preise an den Jeux floraux gewesen. Es ist dies ein Irrtum, da der fünfzehnjährige Schuljunge die Preisfrage der Akademie 1817 im Jahre löste und nur, weil man eine Mystifikation fürchtete, hinter Saintine, Lebrun und Delavigne zurücktreten mufste. — Auch vermifst man in der Einleitung das Studium des bedeutendsten Werkes über die Romantiker in Frankreich (Georg Brandes, Geschichte der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen, Bd. 5. — Leipzig, Veit & Co. 1883) und eine Berücksichtigung des Einflusses der Globisten, den der alte Göthe anerkannte (Gespräche mit Eckermann, I, 249). — Cf. Ziesing, le Globe etc etc. Zürich 1881.

Miscellen.

Germania.

Welcher Sprache gehört das Wort „Germanen“ an? Ist es lateinischen, keltischen oder deutschen Ursprunges? Das letzte anzunehmen oder festzuhalten, also als „Geer-Mannen“ abzuleiten, hat man sich meistenteils gescheut — gleichsam aus Schamgefühl: diese nächstliegende Deutung erschien zu harmlos, zu plump-deutsch, als dafs sie der gelehrten Forschung hätte genügen können. Und doch hat hier, wie öfter, der schlichte Volksverstand über das prunkende Gelehrtentum obgesiegt, und es ist unsere Ehrenpflicht, die deutsche Deutung unter allen Umständen, sogar trotz und entgegen unserem berühmten Jakob Grimm, zu behaupten. Dieser Überzeugung wird niemand sich mehr verschliefsen können, welcher das treffliche, aber leider noch nicht genügend zur Anerkennung gelangte Buch „Der deutsche Name Germanen“ von Prof. Dr. Watterich* mit gutem Willen gelesen hat. In demselben werden die endgiltig sicheren Beweise geliefert, dafs „Germanen“ in der That das deutsche „Geermannen, Gĕrmānen“, und die überlieferte Abwägung „Gĕrmānen“ nur eine mundgerechte römische Ummodelung, also unrichtig, unberechtigt ist. Watterich stützt sich unter vielem anderen, welches darzulegen der knappe Rahmen dieser kleinen Abhandlung nicht gestattet, auf die alten deutschen Namenformen „Garaman, Gereman, Geremann(us), German“, wozu ergänzend erwähnt werden kann, dafs „Germann“ noch im Mittelalter und später deutscher Rufname war und als Familienname sich erhalten hat. Nach Waffen sich zu benennen, war von jeher eine grofse Vorliebe der Deutschen, sowohl für einzelne als für Volksstämme und Völkerbünde.** Der Geer oder Speer war die volkstümlichste Waffe unserer Vorfahren. Der oberste Germanen-Gott Wuotan (Wodan, Otan, Odhinn), welcher den Beinamen „Man, Manno (lat. Mannus)“ führte und später als Deutschlands Schutzheiliger zum St. Michael (deutscher Michel) ward, war selber mit jener Waffe bewehrt, und bei der Beliebtheit der Wortbildungen mit „Geer“ könnte sogar auf einen erweiterten Beinamen

* Paderborn 1870, Ferd. Schöningh.

** Man denke an die Stammnamen Swardonen (von „Schwert“), Saxonen, Sachsen (von sahs, das Schwert), Heruler und Haruden (von haru, heru, Schwert). Ja, auch die Skythen (lat. verschlechtert: Scythen), die Germanen auf der Wanderung nach Europa, müssen als „Schützen“ gefafst werden, was um so mehr berechtigt erscheint, wenn man die Eigenheit des griechischen $\vartheta =$ th ins Auge fafst. Genau in der Gegend, wo in Belgien der Germanenname zuerst auftauchte, erscheint später die griechische Übersetzung Toxandri (*τόξον*, toxon, Geschofs und *ἀνήρ*, *ἀνδρός*, aner, andros, Mann).

„Germanno, German“ geschlossen werden, wie er allerdings thatsächlich nicht nachweisbar ist.

Indem der Deutsche sein Vaterland „Germania“ nennt oder unter eine moderne Schutzgöttin dieses Namens stellt, bricht er mit seinem reinen Volkstum und spricht ihm Hohn; denn Germania bedeutet wörtlich das „romanisierte Deutschland“. In früheren Jahrhunderten mag das seine Berechtigung gehabt haben; aber heutzutage, wo das deutsche Volks- und Reichsbewufstsein sich wieder kräftig zu heben begonnen hat und schon eine ansehnliche Macht geworden, ist unbegreiflich, dafs nicht endlich dieser welsche Makel ausgemerzt wird. Die schöne Germania auf dem Niederwalde, das Denkmal deutscher Einheit, ist zunächst nach dem Wortausdrucke leider eine romanisch-deutsche Schutzgenie! Der Volkssinn mufs gewaltsam aufgerüttelt und durch belehrendes Vorgehen der beherrschenden Kreise wieder auf das ihm entfremdete reine Volkstum zurückgeführt werden.

Wäre unserem Volkstum nicht gleichsam die Wurzel entzogen, wären uns nicht die fremdländischen Anschauungen über den Kopf gewachsen, sondern hätten wir uns gleich den Griechen in ungetrübter Eigenartigkeit entwickeln können, so lägen die Verhältnisse bei weitem günstiger. Dann würde auch niemand sich verwundern, wenn ich die Behauptung aufzustellen wage: Wuotan = Germann, der alte Allvater und Siegesgott, wäre am geeignetsten erschienen, der deutschen Wiedergeburt Ausdruck zu verleihen, ein sprechendes Zeugnis des wiederbelebten deutschen Volkstums zu werden. Ich erinnere an die gewaltige Bildsäule, welche vor mehreren Jahren der Tiroler Künstler Heinrich Natter auf Privatbestellung lieferte: Auf einer Felsspitze steht die wuchtige, hoheitgebietende Versinnbildung Deutschlands, der alte Germann mit seinem langen Haupt- und Barthaare, einen Fellmantel um die Schultern geschlungen, einen Flügelhelm auf dem Haupte, einen Buckelschild in der linken, den mächtigen Geer in der rechten Hand, einen Ring am linken Oberarm, im Zwiegespräch mit seinen zwei Raben — eine wirklich grofsartige Darstellung! Aber man ist durchaus nicht auf diese Anhalte beschränkt: Der Gott trägt einen breiten Kremphut, aufser den Raben auf den Schultern sind zwei Wölfe zu den Füfsen seine steten Begleiter; auch erscheint er als glänzender Krieger mit Goldhelm, schönem Harnisch, mit Geer und blankem Schwerte, ein goldenes Hifhorn an der Seite, auf einem Schimmel oder Grauschimmel reitend, welcher einen Quell aus dem Felsen tritt; oder er erscheint im Wagen fahrend, allein oder mit Fria, seiner Gattin, mit den Walkuren, von den Raben umflattert, ein Zwerg lenkt den Wagen. Das sind Hauptzüge, welche sich noch leicht vermehren liefsen, z. B. durch eine Runentafel in der einen und einen Griffel in der anderen Hand u. s. w. Man kann nun auch die Sagengestalt fortbilden, indem man sie mit neueren Zuthaten versieht, etwa mit Eichenlaub geziert (Klopstock zu Gefallen, obwohl der deutsche Volkstumsbaum vorzugsweise die Linde ist), einen Reichsadler (so häfslich dies heraldische Getier ist) auf dem Schilde oder Harnisch, die Reichskrone in der Hand, gleichsam sie darbietend u. s. w. In ähnlichem Sinne ward schon früher die Sage vom alten Gotte auf berühmte deutsche Kaiser, Karl, Otto, Friedrich, übertragen; die Raben waren dabei nicht vergessen. Dem entgegen würde (wenigstens vorläufig) nicht rätlich erscheinen, das alte Wuotanische Sagenbild mit Kaiser Wilhelm, dem Wiederbegründer des Kaisertums, zu verschmelzen. — Wenn man vorziehen sollte, das deutsche Volkstum anstatt durch einen Greisen sachgerechter durch einen vollkräftigen Jüngling darzustellen, so bietet sich uns Hermann (Armin), der Retter des Deutschtums, welchem mit Mühe und Not das Teutoburger Ehrenbild errichtet worden ist. Daneben haben wir den uns so recht anheimelnden Siegfried, welcher eine Menge Bezüge birgt; darstellende Künstler mögen sich an ihm in dem angeregten Sinne versuchen, auf eine Darstellungsweise werde ich gegen Schlufs dieser kleinen Arbeit noch zurückkommen. Rein dichterisch-

phantastisch wäre die Vorführung des Vater Rhein, des heiligen Stromes der Deutschen, dessen Name durchaus noch nicht genügend als keltischer Wurzel angehörig nachgewiesen worden ist.

Aber vielleicht werden alle diese Fingerzeige, vor allem das Zurückgreifen auf Wuotan = Germann, als zu fernliegende Darstellungen weisend, erfolglos bleiben. Die Verleiblichung Deutschlands durch eine männliche Gestalt scheint nicht beliebt zu werden; durch die Vermittelung des Römertums ist auch bei uns üblich geworden, unser Vaterland durch eine weibliche Figur, Germania, darzustellen. Obgleich in der Namenform barbarisch, allem Deutschtum widerstrebend, so läſst sich doch der Gedanke in anderem Sinne festhalten. Das Wort „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ spinnt sich aus den grauesten Zeiten unseres Altertums durch Jahrtausende und Jahrhunderte hindurch fort. Beachten wir, was schon Tacitus in seiner „Germania“ vom deutschen Weibe sagt: „Man erzählt Beispiele, daſs wankende, ja schon weichende Schlachtreihen von den Frauen zum Stillstand gebracht wurden, durch unablässiges Bitten und Flehen und indem sie mit entblöſster Brust vor den Männern sich niederwarfen und als nächstes Los ihre Gefangenschaft schilderten. Diese aber scheint dem Germanen weit schrecklicher als die eigene; und dies Gefühl ist so stark, daſs man ganze Stämme wirksamer bindet, wenn man sie unter anderen Geiseln auch einige edle Jungfrauen stellen läſst. Ja, der Germane spricht dem Weibe eine gewisse Heiligkeit und Gabe der Weissagung zu; man achtet ihren Rat, man lauscht ihrem Ausspruche. Wir selber haben unter dem verewigten Vespasianus jene Veleda (Walada?) gesehen, welche weit und breit für ein göttliches Wesen galt. So haben sie auch vor Zeiten Auruna (Aliruna) und andere Frauen verehrt Jedoch war das weder Schmeichelei noch Vergötterung.“ Ferner: „Die Ausstattung bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe etc. — Geschenke, aber nicht Prunksachen für weibliche Eitelkeit, noch zum Schmucke der Neuvermählten, vielmehr Rinder, ein gezäumtes Roſs und einen Schild mit Schwert und Speer. Mit solchen Geschenken wird die Gattin empfangen, wie sie selber wiederum dem Manne ein Stück der Bewaffnung zubringt. Diese Dinge gelten als das stärkste Band, als die geheimnisvolle Weihe, als die Schutzgötter des Ehebundes. Das Weib soll nicht glauben, daſs es auſserhalb der Gedankenwelt des Mannes, auſser dem Bereiche der Kriegsereignisse stehe. Darum wird sie schon auf der Schwelle des Ehestandes belehrt: sie trete ein als Genossin der Arbeiten und Gefahren, um mit dem Manne Gleiches im Frieden, Gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen. Das verkünden ihr die Stiere im Joche, das geschirrte Roſs, die dargebrachten Waffen; so soll sie leben, so sterben.“ Aus dieser altdeutschen Frauenverehrung entwickelte sich schon frühe, als die Vielgötterei noch wenig Ausbildung erfahren hatte, neben der männlichen eine weibliche Gottheit, ursprünglich der Himmel, die Erde, also der die fruchtbare Erde umfassende und befruchtende Himmelgott. Am volkstümlichsten bildete sich dies göttliche Paar aus in Manno und Frouwa, Mann und Frau, wie man in ältesten Zeiten schlicht sagte; für Mann gab es in unserer alten Sprache noch das Wort frouwo (oder fro, als Name eines Untergottes erhalten), so daſs Frouwo und Frouwa als Herr und Herrin sich gleichnamig gegenüberstanden. Manno (Frouwo) ist unser Germann, Wuotan (nord. Odhinn) und Frouwa (Frua, nord. Freyia, d. i. die frohe, erfreuende, liebe, gnädige Göttin) ist ursprünglich eins mit Fria (Frea, Frikka, nord. Frigg, d. i. die freie, schöne, liebenswürdige Göttin), Holda (Hulda, Frau Holle, d. i. die Holde, Fröhliche, Milde) und Perahta (Perchta, Berta, d. i. die Leuchtende, Glänzende, Prächtige). Als Inbegriff der Weiblichkeit ist sie ein Bild höchster jugendlich-weiblicher Schönheit, mit losen oder leicht geschürzten Goldhaaren, in einem langwallenden, schneeweiſsen oder hellblauen Kleide, wohl auch einen weiſsen Schleier auf dem Haupte u. s. w. Sie erscheint zugleich als Herrin der

Häuslichkeit, des Herdfeuers, und so ist ihr vor allem der Spinnrocken und Flachs heilig, dann auch des Feldbaues, und der Pflug ist ihr geweiht. Daneben tritt sie kriegerisch auf und führt als solche den Beinamen Hilta (Hiltia, Hilde, d. i. Kampf) oder zusammengesetzt Hiltaberta; sie trägt dann Brünne (Panzer), Helm, Schild, Schwert, Geer, vielleicht auch einen Bogen mit Köcher (wie die griech. Athene), und ist gleich den Walkuren (Wunschmädchen), als deren Herrin sie erscheint, von Adlern und Raben begleitet. So steht sie als Schutzgöttin den Helden bei gleich der griech. Athene oder Aphrodite, indem sie dieselben durch den vorgehaltenen Schild oder Schleier schirmt und an der Hand durch das Schlachtgewühl geleitet, befreit sie aus der Gefangenschaft, indem sie sie durch Mauern hindurchführt und über Land und See in die Heimat zurückträgt, und führt sie, wenn sie gefallen sind, nach Walahalla, dem prächtigen Himmelsaale, wo sie ihnen die Älschale oder das Trinkhorn reicht. Dieser Gedanke übertrug sich sogar viel später, als man längst nicht mehr an Heidnisches dachte, auf eine geliebte Frau (Arutin), der sich der Ritter ergeben hatte; wenn er ihren Namen ausrief oder ihrer gedachte, erhöhte das seine Stärke, und er hielt sich gewifs des Sieges, und so war Brauch, bei Gefahren „sich in der Liebsten Huld und Gnad zu befehlen“. In der späteren Sage wandelt die grofse Göttin sich in die Königstochter Hilde (Hild), welche nachts auf die Wal (das Schlachtfeld) geht und durch ihren Zauber die Gefallenen wieder ins Leben weckt; ein alter Zauberspruch beginnt:

Sprach Jungfrau Hille:
„Blut stand (steh) stille!“

Frouwa = Hilta ist auch ursprünglich eins mit der berühmten Prunhilt (Brunhild, d. i. Hilta mit der Brünne), der Walkure, welche erst in jüngerer Schilderung gleichfalls als Königstochter gedacht ward, und der Chrimhilt (Krimhild, d. i. Hilta mit dem Helme, welch beider Spaltung zu einer unserer schönsten Sagen führte. Wie herrlich liefse die Verbindung „Siegfried erweckt durch einen Kufs die verzauberte Brunhild“ auf unser Vaterland sich anwenden!

Fernere Züge der Himmelsgöttin sind folgende: Sie trägt einen goldenen Stirnreif und ein kostbares Halsband (Sternkranz?), gleich ihrem Gemahle einen Armring, ein Flügelgewand (Schwanen- oder Falkenhemd); sie fährt auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen, was ein durch die erste grofse germanische Völkerwanderung herbeigeführter Übergang von dem löwenbespannten Wagen der indogermanisch-phrygischen Göttermutter Kybele (Demeter) scheint. Von Tieren ist ihr besonders der Schwan heilig, dann der Eber, auf welchem sie zu reiten pflegt, und das Wiesel; als waffengeschmückte Hilta ward sie auch auf einem Rosse reitend gedacht; als oberste Göttin der Seestämme besitzt sie ein Schiff; ihr Schmuckkästchen enthält die Gaben, welche von ihr verliehen werden; als Liebegöttin ist ihr der Apfel, welcher als Liebefrucht gilt, heilig, als Ackergöttin die Ähre, vielleicht auch die blaue Kornblume (Kaiserblume); mehrere Arten des Farnkrautes heifsen Frauenhaar, was auf die Göttin Bezug haben wird; sie ist die Königin der Berggeister, Zwerge, Heimchen, welche nach ihr auch „Holden“ heifsen; sie ist dieselbe „weifse Frau“, welche als Ahnfrau alter Geschlechter auftritt, und ward so hoch geachtet, dafs von ihr die Benennung „Fraue, Frau“ als Ehrenname auf das ganze Geschlecht übertragen, dafs von Fria das Wort „freien“ für ehelichen genommen ward, und dafs viele Namen mit Hilta zusammengesetzt wurden, wie auch Hermanns des Cheruskers Weib Durshilta, Thursinhilda (verstümmelt: Thusnelda) hiefs. Konnte doch sogar das feindliche Christentum die Heidengöttin nicht verdrängen: vielmehr ward diese als die Himmelsmutter Maria, unsere liebe Frau, übertragen; ihre heilige Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr ward in das Christfest umgewandelt, sie selber (so seltsam es klingt) zum „Christkind.“

Diese weitschweifige Schilderung war erforderlich, um darzulegen, wie Fria-Frouwa-Hilta, oder brauchen wir einfach den Namen Hilda, welcher sich am längsten erhalten hat, berechtigt erscheint, als Verleiblichung Deutschlands genommen zu werden. Wie weit die erwähnten sinnbildlichen Züge angewandt oder neue eingeführt werden sollen, mufs das künstlerische Gefühl sagen; so würden aus Zartgefühl gegen unsere Frauen unfehlbar die Katze und das Wildschwein in Wegfall kommen müssen. — Wenn man dem Bilde das Gesicht der edlen Kaisermutter Luise, Deutschlands neuer Schutzgöttin, geben will, so mufs selbstredend alles entfernt werden, was die Einheit des Gedankens stören würde; die Kaiserblumen dürften dann vor allem eine verdiente Anwendung, als Straufs oder Kranz, finden.

Sagen wir uns endlich los von der sklavischen Anlehnung an die fremde Antike, welche hauptsächlich deshalb so viel Anklang in Künstlerkreisen findet, weil bei der Menge der Vorbilder ihre Verwendung eine leichte ist, wohingegen das deutsche Altertum wegen Mangels an unmittelbaren Vorbildern so viel schwieriger zu verwerten ist. Aber gerade dadurch wird die Aufgabe um so lohnender und dankbarer. Es ist eine ganz unrichtige, leicht zu widerlegende Behauptung, dafs die deutschen Göttersagen uns ferner stehen als die römischen — dies ist durchaus nicht der Fall trotz des Kulturganges durch das Römertum. Allerdings hat es Zeiten gegeben, wo Deutschland bereits als halb romanisiert oder verwelscht und für das angeborene Volkstum verloren gelten konnte. Aber schon lange ist der Weg der Umkehr beschritten worden und wird ferner unentwegt innegehalten. Das durch Hermann gerettete und durch Wilhelm in neuen Aufschwung gekommene Deutschland darf wieder mit Fug und Recht rückwärts schliefsend auf seinem frisch erschlossenen Altertum fufsen, aus dem Borne seines echten reinen Volkstums schöpfen und also jeder auswärtigen Rasse stolz in die Augen blicken. Daher gebrauchen wir auch ferner nicht mehr den unserem Volkstum unwürdigen Namen „Germania“. Entweder einen männlichen Germann, oder eine weibliche Gerfrouwa oder, da dieser Name nicht üblich ist, hierfür Hilta (Hilda)! Fort mit der welschen Germania! Lafst uns unseren schönen heimischen Namen wieder zu Ehren bringen: lafst uns, der Liebe und Sehnsucht zum Volkstum folgend, hinuntersteigen in die Bergwohnung gleich dem Tanhäuser (Wuotanhäuser*) und die holde Geermannen-Göttin aus der Grabesnacht an das Licht zurückführen, oder gleich dem göttlichen Helden Siegfried unser Dornröschen, die schöne Hilda durch einen Kufs aus dem Zauberschlafe erwecken, in welchen sie seit anderthalb Jahrtausenden versenkt liegt! Errichtet fernerhin Hildendenkmäler anstatt der Germanien, oder wenn die bisherige Darstellungsweise sich nicht so schnell wird verdrängen lassen, so tauft wenigstens die Germania auf dem Niederwald oder sonst wo immer auf gut Deutsch in Hilda um. Was jetzt noch vielleicht wunderbar oder gesucht erscheinen mag, wird in späteren Zeiten ganz natürlich gefunden werden.

Adalbert Rudolf.

Der Urheber des geflügelten Wortes „Spreeathen“.

Büchmanns bereits in siebzehnter Auflage erschienenes Werkchen „Geflügelte Worte“** beweist, welche freundliche Aufnahme dasselbe bei dem Publikum gefunden, wie sehr es einem wirklichen praktischen Bedürfnisse entspricht.

* Archiv f. n. Spr. LXVIII, Seite 43 ff.

** Berlin, Haude und Spenersche Buchhandlung (F. Weidling) 1882. Gewissermafsen eine Ergänzung hierzu bildet der im zweiten Hefte vorliegende „Sentenzenschatz aus Denkern und Dichtern aller Zeiten“ von Max Lehmann, ebendaselbst.

Das geflügelte Wort, oft einem zufälligen Anlasse seine Entstehung verdankend und keineswegs ein Ergebnis bewufster Forschung oder der Reflexion, hat eine Bedeutung von eminenter Tragweite angenommen. Die Verfasser oder Urheber derselben sind bisweilen unbekannt; ihre Kenntnis ist auch meistens nur dem Forscher von Belang.

Nichtsdestoweniger dürfte es bei einem solch verbreiteten Worte wie „Spreeathen" als Bezeichnung für die deutsche Kaiserstadt Berlin nicht ohne Interesse sein, Näheres über den Urheber zu erfahren. Büchmann weist mit Recht dasselbe P. F. Weddigen zu und bemerkt, dafs Ernst Friedel zwar in seinem Werke „Die Kaiserstadt Berlin" dasselbe auf die Zeiten Friedrichs I. zurückführen möchte, aber keine Belege dafür giebt.

Wir haben es hier mit einer offenbaren Vermutung Friedels zu thun, die ohne jeden Halt ist.

Der Urheber des Wortes ist allein P. F. Weddigen, wie sich schon aus einer Stelle seines Tagebuches* ergiebt; zu den Zeiten Friedrichs I. war es noch völlig unbekannt. Das geflügelte Wort „Spreeathen" befindet sich in einem Gedichte, überschrieben „An den Herrn Professor H., als er von Berlin nach Bielefeld zum Lehrer des dortigen Gymnasiums berufen wurde (1790)" und steht auf Seite 83 von P. F. Weddigens „Morgenstunden der Grazien", Bremen 1795.

Dasselbe lautet:

„Was fleuchst du, Freund, den Sitz der deutschen Musen,
Berlin, dein Spreeathen?
Kommst du, der Barden heilge Haine
Bei uns zu sehn?

Eilst du zu uns, die Fluren zu betreten,
Wo Hermanns flammend Schwert
Augustus' sichre Legionen
Im Schlaf gestört?

Eilst du zu sehn im Heiligtum die Stätte,
Wo Wittekind, der Held,
Nun ruht, den vormals heilig wähnte
Die Ahnenwelt?

O nein! Du willst die Schule fester gründen,
Die einst durch Famas Ruf
Den fernen Jüngling zu uns lockte
Und Männer schuf." u. s. w.

P. F. Weddigen** wurde geboren am 18. Juni 1758 in Bielefeld, der Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Ravensberg, von wohlhabenden Eltern, die dem Kaufmannsstande angehörten.

Die Wiege seines Vaters Friedrich Wilhelm Weddigen und die seiner Mutter Maria Magdalena geb. Krönig haben gleichfalls in Bielefeld gestanden, wie denn der Name dieses Geschlechtes eng mit der Geschichte Westfalens verwachsen ist.

Seine früheste Jugend fiel in die Zeit des siebenjährigen Krieges, welcher seine Geifsel auch über seine Heimat schwang. Nachdem der Knabe eine tüchtige elementare Vorbildung genossen, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, auf dem er einen ungewöhnlichen Fleifs und schöne und

* „Wahrlich," schreibt er daselbst, „ich glaube nicht fehl zu greifen. Bei dem Aufschwunge Berlins unter unserem gnädigen Könige Friedrich Wilhelm II., bei der Blüte der Kunst und Wissenschaft daselbst — wenn ich die Stadt ein Athen an der Spree nenne." u. s. w.

** Vergleiche die Einleitung der vierten Auflage der „Geistlichen Oden und Lieder" von P. F. Weddigen. Herausgeg. von Otto Weddigen. Leipzig 1879.

seltene Anlagen zeigte. Nach Absolvierung des Gymnasiums bezog er im Jahre 1778 die Universität Halle-Wittenberg, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Aber er gab sich nicht allein theologischen Studien hin, sondern, seiner Neigung gemäfs, auch geschichtlichen, litterarischen und philologischen. Er übernahm dann eine Lehrerstelle an dem damals in Halle blühenden Seminar und wurde Mitglied der Halleschen naturforschenden Gesellschaft.

Nach abgelegtem theologischem Examen und nachdem er die Würde eines magister liberalium artium erlangt hatte, folgte er 1781 einem Rufe als öffentlicher Lehrer an das Gymnasium zu Bielefeld, die Anstalt, welcher er seine erste wissenschaftliche Ausbildung verdankte. In dieser Zeit schrieb er ein lateinisches Programm: De modo legendorum poetarum in scholis. Am 3. Januar 1788 verheiratete er sich mit Charlotte, der ältesten Tochter des Predigers Stohlmann zu Diedingen, aus welcher Ehe mehrere Kinder entstammten. Im Jahre 1793 wurde er als Prediger nach Buchholz und 1797 nach dem lieblich gelegenen Kleinbremen, im Fürstentume Minden, berufen, wo er in ländlicher Stille sich ganz den Musen hingab. Seine Gemeinde erblickte in ihm einen fürsorgenden und getreuen Hirten.

Am 7. Mai 1808 wurde ihm seine Frau, in deren Seele er ein Echo für seine vielfachen litterarischen Bestrebungen fand, durch den Tod entrissen. Sie selbst war es, welche im Jahre 1795 des Gatten erste Gedichte unter dem Titel „Morgenstunden der Grazien“ veröffentlichte.

Am 6. September 1809 folgte er ihr in das Grab, sein Vaterland seufzte unter dem Druck und den Ketten Napoleonischer Gewaltherrschaft. Es war ihm weder vergönnt, eine neue Morgenröte hervorbrechen noch seine beiden Söhne Immanuel Eduard und Johann Dieding Wilhelm als jugendliche Freiheitskämpfer in das Feld der Ehre hinausziehen zu sehen.

Weddigens Werke, die in historische und poetische zerfallen, sind zahlreich. Es war vorzüglich die Geschichte seines Heimatlandes, welche er zum Gegenstande seiner Forschungen machte. Im Jahre 1784 gründete er das „Westfälische Magazin zur Geographie, Historia und Statistik“, das den Zweck hatte, „Materialien zu einer künftigen vollständigen topographisch-historisch-statistischen Beschreibung des Niederrheinisch-Westfälischen Kreises“ mitzuteilen. Er wurde von namhaften Mitarbeitern, so von Justus Möser in Odenbrück, in seinem Unternehmen unterstützt. Die Zeitschrift wurde bis zum Jahre 1799 fortgesetzt, nachdem sie sich im letzten Jahre mit dem von Arn. Malinckrodt herausgegebenen „Magazin für Westfalen“ vereinigt hatte. Das grofse, in ihr enthaltene Material wird für den Geschichtschreiber Westfalens stets von umfassender Bedeutung sein.

Neben verschiedenen Aufsätzen im „Westfälischen Magazin“ veröffentlichte er 1790 in zwei Bänden eine „Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg in Westfalen“ und 1791 eine „Statistische Übersicht von Westfalen“. Auch gab er eine zweite verbesserte und mit Zusätzen vermehrte Auflage von W. G. L. von Donops „Historisch-geographischer Beschreibung der fürstlich Lippeschen Lande in Westfalen“, sowie einen „Westfälischen Atlas“ heraus. Im Jahre 1796 erschienen die „Fragmente aus dem Leben des Grafen von Herzberg“, 1799 „Versuch einer geographisch-statistischen Beschreibung des Fürstentums Minden“. An die Stelle des „Westfälischen Magazin“ trat mit seinem Aufhören das „Westfälische Jahrbuch“, wovon der erste Jahrgang 1800 erschien. Das Unternehmen brach ab mit dem Jahre 1806; nach der unglücklichen Schlacht bei Jena verstummte auch die Feder des unermüdlichen Geschichtschreibers.

Die Zeit von 1800 ab war nicht allein der Redaktion des „Westfälischen Jahrbuches“ gewidmet; 1801 erschien das „Handbuch der historischen und geographischen Litteratur Westfalens“ und vor allem die erste und zweite Abteilung der „Paderbornischen Geschichte“, eine Fortsetzung von Johann Dietrich von Steinens „Westfälischer Geschichte“. Die dritte Abteilung

dieses bedeutenden und umfangreichen Werkes erschien 1804. Dasselbe ward zugeeignet dem damals regierenden Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold von Lippe. Das Jahr 1806 endlich lieferte noch die „Historisch-geographisch-statistischen Beiträge zur näheren Kenntnis Westfalens“.

Wie dem Verfasser in Anerkennung seiner Leistungen die Doktorwürde zu teil wurde, so verlieh ihm Friedrich Wilhelm III. durch ein eigenhändiges Schreiben vom 23. April 1801 die silberne Medaille für Wissenschaft und Kunst und am 10. Dezember 1803 dieselbe in Gold. Den Jahrgang 1805 des „Westfälischen Jahrbuches“, welcher zugleich eine Silhouette seines Freundes Möser in Osnabrück brachte, widmete er der trefflichen Königin Luise, die gleich ihm Preufsens Erhebung nicht mehr erleben sollte.

Weddigens Verdienst für die Geschichte Westfalens fafst sich in die eigenen Worte Friedrich Wilhelms III. zusammen: „Ich erkenne das Verdienst, das Ihr Euch um die Provinz Westfalen erwerbet, mit vorzüglichem Beifall an.“

Nicht minder bedeutend ist er als geistlicher Liederdichter. In seinen „Geistlichen Oden und Liedern“,* von denen die erste Auflage 1798, die zweite 1801 und die dritte 1812 erschien, spricht sich ein tiefes sittliches Gefühl aus, und wurden sie von den Göttinger Gelehrten Anzeigen u. s. w. aufs günstigste beurteilt. Aufser den von seiner Frau veröffentlichten und zum Teil im Bürgerschen Almanach abgedruckten Gedichten, sowie seinen „Geistlichen Oden und Liedern“, lieferte er auch noch im Anhange des Westfälischen Jahrbuches zahlreiche Gedichte verschiedenen Inhalts.

Vieles ist von den ersten Gedichten seitdem der nicht immer verdienten Vergessenheit anheimgefallen, aufser einigen Liedern im Mindenschen Gesangbuche und dem von Büchmann bewahrten geflügelten Worte „Spreeathen“, um dessenwillen wir den Lesern diese gewifs nicht unwillkommene Skizze geboten haben. Dr. Otto Weddigen.

Zu Ségurs Histoire de Napoléon.

In der vortrefflichen Schmitz-Lambeckschen Ausgabe des genannten Werkes findet sich l. III, ch. II, Abs. 5 zu den Worten: qui punir? die Anmerkung (6): Ergänze: qui devait od. pouvait. Die Umgebung indessen, in welcher der gedachte elliptische Satz steht, macht es mir schwer, das Pronomen qui mit dem Herausgeber als Nominativ aufzufassen. Zum Vorausgehenden gehalten, würden dann die Worte qui punir nur als müfsige Wiederholung des unmittelbar vorangegangenen à qui porter ses plaintes, ja auch des weiter zurückliegenden quel chef pouvait répondre de cette foule etc. erscheinen. Oder sollte man eine Steigerung in diesen Fragen zu suchen haben, so dafs der Sinn wäre: Bei wem sollte man die Klagen (über die Ausschreitungen der Soldaten) anbringen? und wer sollte alsdann strafen? Ich kann es mir nicht denken. In einem Kriege dürfte doch wohl derjenige, bei dem die Klage angebracht wird, auch zugleich derjenige sein, der die Strafe verhängt. Während man somit, wenn qui als Nominativ aufgefafst wird, nur eine Wiederholung erhält, die zu der lebhaften Darstellung des ganzen Passus wenig stimmen will, so würde man andererseits einen Übergang zu dem folgenden tout se faisait en courant vermissen. Der Gedankengang ist doch dieser: Wen sollte man bestrafen? Alles geschah ja im Vorübereilen, im Fluge; man hatte also gar keine Zeit, die Schuldigen zu ermitteln. Und wie schön symmetrisch schliefsen sich dann die Worte: on n'avait le temps ni de juger, ni même de reconnaître les coupables dem Vorhergehenden an! Ganz ungezwungen entspricht das

---

* Ein zweiter Band, noch im Manuskript befindlich, ist leider nach seinem Tode verloren gegangen.

juger dem à qui porter s. pl.: es handelt sich um die Thätigkeit des Richters; und das reconnaître dem qui punir: wen sollte die richterliche Thätigkeit treffen?

Aus diesen Gründen halte ich dafür, dafs qui an unserer Stelle vom Autor als Accusativ gedacht worden sei. Schliefslich möchte ich annehmen, dafs auch ein formelles Moment zu Gunsten meiner Auffassung spricht. Es scheint nämlich, als ob zum elliptischen Infinitif nur sehr selten das Subjekt ausdrücklich hinzugefügt würde, es sei denn, dafs es eines Gegensatzes halber geschähe, wie in: Moi, vous abandonner (Mätzner, S. 474; Schmitz, S. 232). Nun ist zwar in einem Fragesatze, dessen Subjekt das Interrogativ selbst ist, wie in unserem Falle, die Auslassung des Subjekts nicht denkbar; aber eben darum würde dann wohl überhaupt besser die Ellipse ganz vermieden und etwa ein qui devait punir dafür gesetzt werden.

Zittau. R. Scherffig.

Notiz.

Wir erhalten Kenntnis von der soeben erfolgten Gründung eines Deutschen Orthographie-Reform-Vereins, der bereits aus 200 Mitgliedern, Gelehrten, Schulmännern, Kaufleuten, Beamten, besteht. Der Verein bezweckt, die konsequente Durchführung des in den amtlichen Regelbüchern anerkannten Grundsatzes: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen“ möglichst zu fördern.

Die einzelnen verbesserungsbedürftigen Punkte sollen nach und nach in dem Vereinsblatt „Zeitschrift für Orthographie“ zur allgemeinen Besprechung gestellt und nach erschöpfender Verhandlung zur Abstimmung gebracht werden. Durch die Majorität der Mitglieder gebilligte Verbesserungen werden zunächst im Vereinsorgane befolgt.

Der Vorstand besteht aus den Herren K. Duden-Hersfeld (Verfasser des Wörterbuchs), W. Feller-Igstadt, E. Lohmeyer-Kassel, W. Vietor-Wiesbaden, E. Wiebe-Hamburg.

Für den sehr niedrigen Jahresbeitrag von 2 Mark erhalten die Mitglieder des Vereins das Vereinsblatt gratis. Anmeldungen zum Verein sowie Beiträge sind an den Kassierer des Vereins W. Werther in Rostock zu richten.

Berichtigung.

Der Verfasser der im 1. Hefte des LXX. Bandes enthaltenen Abhandlung: „Shakespeares Comedy of Errors und die Menächmen des Plautus“ ist Herr Dr. P. Sandmann in Hannover. Infolge eines Versehens war ein anderer Name an der betreffenden Stelle angegeben. Die Red.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. Graf v. Pfeil, Wie lernt man eine Sprache. (Breslau, Max & Co.) 80 Pf.
R. Bechstein, Die germanische Philologie vorzugsweise in Deutschland seit 1870. (Leipzig, Fues.) 80 Pf.
F. Brunetière, Die Sprachforschung der Gegenwart. Mit Bezug auf die französische Litteratur im Mittelalter übersetzt von E. Laur. (Heidelberg, Winter.) 1 Mk. 20 Pf.
K. G. Andresen, Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen. (Heilbronn, Henninger.) 3 Mk.

Lexikographie.

D. Sanders, Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache. 29. u. 30. Lfrg. (Berlin, Abenheim.) à 1 Mk. 20 Pf.
J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. IV. Bd. I. Abtlg. 2. Hälfte, 5. Lfrg. bearbeitet von B. Hildebrand. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

Grammatik.

D. Sanders, Satzbau und Wortfolge in der deutschen Sprache. (Berlin, Abenheim.) 2 Mk 40 Pf.
Max Rödiger, Paradigmata zur altsächsischen Grammatik im Anschlufs an Müllenhoffs Paradigmata. (Berlin, Weidmann.) 30 Pf.
H. v. Wlislocki, Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner. Grammatik. Wörterbuch. (Leipzig, Friedrich.) 3 Mk.
A. Schneider, Die elliptische Verwendung des partitiven Ausdrucks im Altfranzösischen. (Diss. Breslau.) 1 Mk. 20 Pf.

Litteratur.

Der Tristran des Thomas, ein Beitrag zur Kritik und Sprache desselben. (Göttingen, G. Peppmüller.) 1 Mk. 20 Pf.
W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur. 8. Heft. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.
Weyland, Lessing und Diderot. Progr. d. Gymnasiums zu Gartz. 1 Mk.
Blackie, The wisdom of Gœthe. (Edinburgh, Blackwood.) 2 s. 6 d.
O. Umfrid, Göthes Faustdichtungen. (Tübingen, Fues.) 1 Mk. 20 Pf.

W. Förster, Das altfranzösische Rolandslied. Text von Chateauroux u. Venedig VII. 2 Bände. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 20 Pf.

W. Scheffler, Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs. (Leipzig, Schlicke.)

Max Lange, Untersuchungen über Chaucers Boke of the duchesse. (Dissert. Halle.) 1 Mk.

Sammlung englischer Denkmäler in kritischer Ausgabe: IV. Wulfstan, Sammlung der ihm zugeschriebenen Homilien nebst Untersuchungen über ihre Echtheit. Herausg. von A. Napier. (Berlin, Weidmann.) 7 Mk.

Sir Gowther, Eine englische Romanze aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Herausg. von K. Breul. (Dissert. Berlin.) 1 Mk.

A. Dehlen, Shakespeares Hamlet, besprochen von A. D. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 Mk.

J. Klette, William Wycherleys Leben und dramatische Werke. Mit besonderer Berücksichtigung von Wycherley als Plagiator von Molière. (Münster, Koppenrath.) 1 Mk.

E. Celesia, Storia della letteratura in Italia nei secoli barbari. Genova 2 Bände.

L. Falconi, Pietro Metastasio poeta alla corte di Carlo VI e di Maria Teresia e sua rinomanza ne' secoli XVIII e XIX. (Wien, Frick.) 1 Mk.

K. M. Sauer, Geschichte der italienischen Litteratur. (Leipzig, Friedrich.) 9 Mk.

Hilfsbücher.

C. Beyer, Deutsche Poetik. III B: Die Technik der Dichtkunst. Anleitung zum Vers- und Strophenbau. (Stuttgart, Göschen.) 5 Mk. 50 Pf.

F. A. Laing u. Th. Weischer, Analyses of classic English plays. (Stuttgart, Neff.) 75 Pf.

A. Wiemann, Materialien zur Übersetzung ins Englische. 2 Bändchen. Bilder aus der deutschen Geschichte. (Göttingen, G. Schlöfsmann.) 60 Pf.

J. Siedler, History of english literature for the use of ladies' schools and seminaries. (L. Most.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Allen u. W. Voigt, Unterrichtsbriefe zum Selbststudium der englischen Sprache. 11. Lfrg. (Leipzig, Bauer.) 75 Pf.

Luthers Bedeutung für die deutsche Litteratur.

Erinnerungsblatt

zur vierten Säkularfeier am 10. November 1883.

Von

Dr. F. H. Otto Weddigen.

Das bereits im 15. Jahrhundert vorbereitete und durch manche Vorzeichen angekündigte grofse Reformationswerk, welches Martin Luther im Anfange des 16. Jahrhunderts mit seiner beispiellosen Geistesenergie auf religiösem Gebiete vollbrachte, führte den germanischen Geist, der bis dahin unter der Vormundschaft der römischen Kirche gestanden hatte, zur Mündigkeit; es gab Deutschland, das so oft fremden Einflüssen sich zugänglich gezeigt, zum erstenmal in diesem Zeitalter der Reformation die geistige Führung von ganz Europa.

Aber eben dieses gewaltige Werk teilte Deutschland in zwei grofse Heerlager. Es rifs von dem katholischen Deutschland ein protestantisches ab und schuf so eine Kluft in seinem Schofse.

War diese Spaltung immerhin unvermeidlich, resultierte sie auch aus einer inneren Notwendigkeit, so war doch ein folgenschwerer, feindlicher Dualismus in den deutschen Landen geschaffen.

Luther führte diese Kluft infolge seines religiösen Reformationswerks herbei; er half sie überbrücken durch eine neue That. Ein Band, dauernder als Erz, schlang er gleicherzeit um beide Teile, indem er dem gesamten Vaterlande eine neue oder doch gemeinsame Sprache gab.

Er milderte den Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland dadurch, dafs er auch den Niederdeutschen die neuhochdeutsche Sprache zuführte, welche gleicherzeit ein Fundament für die moderne deutsche Litteratur bildet.

Mag die vierte Säkularfeier Luthers am 10. November 1883 in religiöser Hinsicht nur unter den Protestanten dankbare Gefühle hervorrufen und nach jener Seite sich zu einer exklusiven gestalten; ein Moment wird ganz Deutschland gleichzeitig an diesem Tage mit froher Dankbarkeit erfüllen und die Feier zu einer allgemeinen machen, das ist der Hinblick auf Luthers Verdienste um die deutsche Sprache und Litteratur. Und dieser Moment ist es, welchem wir heute unsere Betrachtung zuwenden wollen.

Luther ist — wie gesagt — nicht nur der Reformator der Kirche, er ist auch der Reformator, der Schöpfer der neuhochdeutschen, unserer Sprache. Er ist der Ausgangspunkt unserer modernen Litteratur, indem er ihr einen neuen Schwung gab, indem er sie auf volkstümlichen Boden stellte, in dem allein ihre gesunden Wurzeln liegen und auf welchem sie allein gedeiht.

Doch zum Eingange zunächst einige Worte über sein Verdienst um unsere Sprache.

Luthers grunddeutsches Wesen machte ihn zum Reformator der deutschen Sprache. Er verdeutschte die Bibel, und hier war der Grundstein einer allen Ständen gemeinsamen Bildung gelegt.

Er ging, indem er auf das Original, den hebräischen und griechischen Text, zurückgriff, gleichzeitig voller Verständnis in seines Volkes Sprachweise ein. Die Bibel wurde 1534 zuerst bei Hans Lufft gedruckt; bis zum Jahre 1574 wurden allein 100000 Exemplare abgesetzt. Sie wurde weltumgestaltend und weltbeherrschend, wie die Übersetzung sprachumgestaltend und sprachbeherrschend ward. Nur aus dem Ernste gewissenhaftester Arbeit, aus der Vertiefung in das Original, aus der genauen Kenntnis der Volkssprache, aus dem festen Entschlusse, nicht für den Hof, nicht für die Gelehrten, sondern für das Volk zu schreiben, konnte ein wahres Volksbuch hervorgehen, wie es Luther geschaffen hat.

Luther richtete sich in seiner Sprache nach der sächsischen Kanzlei, der gemeinen Sprache, welche die schöne Mitte hielt zwischen der Härte der südlichen und der Weichheit der nördlichen Dialekte. Er selbst sagt in seinen Tischreden Kap. 70 darüber: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, dafs mich beide, Ober- und Niederdeutsche, verstehen mögen“ u. s. w.

So, alle übrigen üppig ins Kraut schiefsenden Mundarten zurückweisend, schuf er das Neuhochdeutsche, welches von Nordosten her seinen Sieg über ganz Norddeutschland, Süddeutschland und die deutsche Schweiz hielt.

Luther nahm der deutschen Sprache also das Besondere und verband in seiner Sprache schlichte Einfalt mit kerniger Kraft, Treue gegen den Wortlaut mit Achtung vor der Sprach- und Denkweise des Volks und seines Heimatlandes.

Mit unbeschreiblicher Liebe hing Luther aber auch an seiner Muttersprache. „Ich weifs nicht,“ bemerkt er, „ob man das Wort ‚Liebe‘ so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderen Sprachen reden möge, dafs es also dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache.“

Und mit nicht minderer Liebe umfafste er die deutsche Nation, aus der er hervorgegangen war.

„Dafs er,“ bemerkt Wilhelm Scherer treffend, „dafs er trotz Schule, Universität, Kloster und Katheder ein Mann aus dem Volke geblieben war, das macht ihn zum Helden des Volkes.“

Sein Volk aber stand hinter ihm, für das er wirkte und schuf.

Nach diesen Darlegungen liegt uns ob, Luthers Verdienst um die deutsche Litteratur ins Auge zu fassen.

Hierzu müssen wir aber ein wenig weiter ausholen.

Die Reformation fiel in eine Zeit des tiefsten Verfalles der deutschen Poesie.

Schon mit dem Anfange des 14. Jahrhunderts sank sie von der Höhe herab, die sie im 12. und 13. Jahrhundert erreicht hatte. Die Gründe eines solchen Verfalles lagen in dem Zustande des deutschen Reiches, das seit dem Untergange des

Hohenstaufischen Kaiserhauses mehr und mehr verfiel und sich in einzelne Teile auflöste. Eigennutz und dynastische Interessen leiteten die späteren Kaiser; sie waren auf Vergröfserung ihrer Hausmacht bedacht. Dasselbe Streben leitete die Fürsten.

Um die Kaiserkronen wurde gestritten, und die Fürsten rivalisierten.

Die Poesie fand bei ihnen keinen Schutz mehr; wie früher bei den wandernden Sängern, suchten sie ihre Unterhaltung jetzt bei den Hofnarren.

Die Ritter waren in Roheit versunken. Ideale Interessen lagen ihnen fern; sie brandschatzten die Städte und überfielen von ihren Burgen aus die vorüberziehenden Kaufleute.

Die Geistlichkeit war entartet und verfiel in Zuchtlosigkeit und Unwissenheit. Unglücksfälle aller Art: Überschwemmungen, Mifswachs, Hungersnot, Seuchen suchten Deutschland heim und liefsen die Gemüter zu keiner poetisch freien Erhebung kommen. Dazu blieb in dem Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen für die Poesie kein Raum.

Die wenigen vorhandenen Dichter aber wandten sich meist Stoffen zu, die jedweden poetischen Inhaltes entbehrten. Die Form erhielt ein Übergewicht über den Inhalt, die Metrik ging in ein mechanisches Silbenzählen über und die Sprache zeigte — ehe Luther auftrat — rohe Verstümmelungen und wurde überwuchert von den Dialekten. Neue schöpferische Potenzen brachte die Reformation nach allen Seiten hin in das Geistesleben der Nation. Es gewann einen ungeahnten Aufschwung. Die Zahl der deutschen Drucke wuchs binnen zehn Jahren, von 1516—1526, mindestens auf das Achtfache, von seiten der Freunde wie der Feinde.

Der Sitz, der Schwerpunkt der deutschen Litteratur aber wurde durch Luther vom Süden in den protestantischen Norden verlegt. Die süddeutsche Litteratur hatte sich fast durchgängig fremden Impulsen hingegeben; jetzt hatte sie selbst die Kraft zum Nachahmen verloren. Die in der Geschichte noch unverbrauchten Kräfte des Nordens mufsten erregt werden. Luther suchte und fand die Teilnahme des Volkes. Durch diese Wendung erhielt er die deutsche Dichtkunst volkstümlich, welche überall auf dem Wege war, verkünstelt zu werden.

War die unmittelbare Förderung der Litteratur auch nur nach einer Seite besonders grofs — die ernsten Kämpfe, welchen die allgemeine Aufmerksamkeit sich zuwandte, liefsen für das heitere Spiel der Phantasie nicht viel Zeit übrig —, so ist dieser eine Gewinn für die deutsche Litteratur doch schon unendlich schwerwiegend.

Luther schuf das geistliche Kirchenlied, für welches der Norden eine ausgesprochene Anlage mitbrachte und welches bald in allen Teilen Deutschlands eifrige Pflege fand. Er stellte es auf volkstümlichen Boden. Das geistliche Kirchenlied ist die poetische Verkörperung der grofsen religiösen Umwälzung, die das deutsche Volksleben damals gestaltete und auf welcher die ganze Zukunft der Nation ruhte.

In dem Volksgesange sind die Anfänge einer ganz neuen Zeit zu erkennen. Das weltliche Volkslied hatte im 14. und 15. Jahrhundert eine neue Blüte erlebt, als die Kunst in den höheren Regionen zerfiel, die Städte und das Bürgertum sich hoben und sie die Pfleger der Kunst wurden. Das geistliche Volkslied Luthers ging aus dem weltlichen Volksliede hervor; es mufste wieder Volkslied werden, wenn es das weltliche, das dem Süden angehörte und für die Kirche nicht züchtig genug war, ersetzen wollte.

Bisher hatten die Norddeutschen an der Volkspoesie wenig Anteil genommen; jetzt erhielten sie den Zweig, welcher sie fesselte und für dieselbe anregte.

Freilich wurden schon am Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts — wie uns die Handschriften dieser Zeit zeigen — auf Grundlage und Singweise weltlicher Volksgesänge geistliche Lieder gedichtet. So schlofs sich Heinrich von Lauffenberg an den Ton des Volksliedes an. Spuren geistlicher Gesänge in der Volkssprache lassen sich neben den lateinischen Hymnen nachweisen; allein sie sind immerhin vereinzelt. Aufschwung und Herrschaft gewann das geistliche Volkslied in deutscher Sprache erst durch Luther. Er, der gröfste Volksmann seiner Zeit, stellte die Dichtung auf einen breiten volksmäfsigen Boden.*

* Vergl. hierzu: Otto Weddigen, Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Neuzeit.

Und jede grofse und wahre Dichtung gedeiht nur auf solchem. So erstand ja auch die zweite Blüteperiode unserer Kunstpoesie, nachdem ihr ein Herder, welcher wie Luther im 16. Jahrhundert das volkstümliche Element betonte und auf die Bibel hinwies, den Weg wieder zu ihrer Umgestaltung im 18. Jahrhundert angewiesen hatte.

Unsere grofsen Dichter haben sich an das alte Volkslied angelehnt, sich davon anregen lassen und es benutzt. Der gröfste unter ihnen, Goethe, erkannte von allen am meisten die grofse poetische Anlage, welche die reinsten Volkslieder, trotz manchem Unbeholfenen, an sich tragen.

Möchten sie auch der Lyrik unserer Tage mit ihrer gemeifselten Form, mit ihrem vorwiegenden Bestreben nach formaler Vollendung gegenüber dem Inhalte ein Vorbild sein! Ist es doch, als ob heute Dichter und Kritiker allein nach der Form ein Erzeugnis beurteilen. Ein Einlenken in gesunde Bahnen, ein neues frisches und fröhliches Aufblühen wird nur möglich sein in unserer vielfach überbildeten und verbildeten Zeit, wenn die Dichtung sich wieder an dem Borne echter Volkspoesie nährt und erfrischt. — Das geistliche Volkslied, welches Luther schuf, ist wahrhaft volksmäfsig; es zeigt neben der Kraft auch den milden Kern seines Wesens. Es herrscht in ihm ein so männlicher Ton, wie er noch nie in der deutschen Lyrik erklungen war. Die Persönlichkeit des Dichters tritt ganz zurück. Luthers Lied ist wahr, naiv, herzlich, keck, kühn im Ausdruck, in der Handlung rasch fortschreitend; nirgends ein Stillstehen, nirgends ein Rückblicken, Ausmalen und Schildern, nirgends ein Demonstrieren und Schildern. Luther schuf 37 Lieder, teils freie Übersetzungen lateinischer Hymnen (Gelobet seist du Jesu Christ", „Der du bist drei in Einigkeit", „Der Tag ist so freudenreich", „Wir glauben all an einen Gott", „Herr Gott, dich loben wir", „Mitten wir im Leben sind", „Komm Gott Schöpfer, heilger Geist" u. s. w.), teils Bearbeitungen einzelner Bibelstellen (z. B. „Dies sind die heilgen zehn Gebot", „Jesajah dem Propheten das geschah", „Vom Himmel hoch, da komm ich her", „Christ, unser Herr zum Jordan kam" u. s. w.), teils Bearbeitungen ganzer Psalmen (z. B. „Ach Gott vom Himmel sieh darein", „Ein' feste Burg ist unser Gott",

„Es woll uns Gott genädig sein“, „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit“, „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ u. s. w.), teils Originallieder nach Form und Inhalt („Nun freut euch, liebe Christen, gemein“, „Jesus Christus unser Heiland“, „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“ u. s. w.) — endlich Überarbeitungen deutscher Originallieder (z. B. „Christ lag in Todesbanden“, „Nun bitten wir den heilgen Geist“, „Gott der Vater wohn bei uns“, „Gott sei gelobt“).

Das Charakteristische aller Lieder ist der volksmäfsige Ton, und wenn Luther auch die Umwandlung weltlicher Lieder in geistliche nur in wenigen Fällen selbst vollzogen hat, so war er doch mit dem deutschen Volksgesange durchaus vertraut. Direkte Umwandlungen sind die Lieder: „Nun treiben wir den Papst hinaus“ und „Sie ist mir lieb die werte Magd“. Ferner singt Luther „Ein neues Lied wir heben an“; auf ähnliche Art beginnt noch Vers und Tonweise: „Nun wollen wir aber heben an das Best, das wir gelernt han“, oder: „Nun wollen wir aber heben an vom Tannhäuser zu singen“ u. s. w. Aufser dem gesunden Streben nach dem Volkstümlichen gab zu diesen Umwandlungen die Absicht Anlafs, bekannte und beliebte Melodien für den geistlichen Gesang zu gewinnen. Ein weiterer Zweck war, durch solche Einkleidung dem geistlichen Inhalte beim Volke leichteren Eingang zu verschaffen. In den Klöstern mochte wohl mit diesen Melodien manche angenehme Erinnerung an das Leben verbunden sein.

Ein grofser Vorzug liegt in Luthers Liedern, dafs sie — ein charakteristisches Merkmal der Volkslieder überhaupt — musikalisch sind, dafs in ihnen ein enger Verband zwischen Text und Musik besteht. Einigen seiner Lieder gab Luther die Melodie selbst. Es ist ja bekannt, wie tief eingewurzelt Luthers Begeisterung für die Musik war. Seine Liebe zur Tonkunst spricht sich in den Worten aus: „Musica habe ich allezeit lieb gehabt. Musica ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger machet. Musica ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird“ u. s. w. Ja, wir besitzen sogar eine eigene Lobrede von ihm auf die Musik aus dem Jahre 1538.

Luthers Liedertexte bringen aber auch ihrer gedrungenen Fülle und einfachen Gröfse nach alle Vorteile der Volkslieder der Melodie entgegen. Und die Kraft, der Ausdruck, die hohe Einfalt seiner Komposition haben ihnen eine dauernde Stelle im Kirchengesange gesichert. Luthers Lieder wurden aus dem frohen, kräftigen Geiste gesungen, der dem Volke wohl thut.

„Nie,“ sagt Wilhelm Scherer, „ist in der deutschen oder irgend einer anderen Nation ein Mann erstanden, der mit solcher Wucht zu dem Volke zu reden wufste.“ Er, selbst aus dem Volke hervorgegangen, als der Sohn eines armen Bergmannes, umfafste mit seinen Liedern die ganze physische und geistige Natur des Volkes und der Zeit. Er war in dieser volkstümlichen Zeit der Volksliebling, der den herzlichen, kräftigen, gesunden Ausdruck und Ton des Volkes traf. Auf den Märkten wurden die Lutherschen Lieder umhergetragen und gesungen.

Und bald dichteten nicht blofs Geistliche, sondern auch Leute jeden Standes, vom Handwerker bis zum Fürsten. Auch darin ist das Kirchenlied dem Volkslied ähnlich, dafs es ohne den Namen des Verfassers zumeist von Mund zu Mund ging. Freilich klagte auch Luther schon, dafs manche Unberufene ihre Stimme vernehmen liefsen.

Die Umwandlung weltlicher Volkslieder wurde eine immer häufigere. Ein Johann Walther, Zeitgenosse Luthers, schuf nach einem gangbaren Frühlingsliede: „Herzlich thut mich erfreuen die liebe Sommerzeit“ das geistliche Lied: „Herzlich thut mich erfreuen die liebe Sommerzeit, Wenn Gott wird schön erneuen alles zur Ewigkeit.“ Ein anderer schuf nach dem weltlichen Liede: „Den liebsten Buhlen, den ich han, der liegt beim Wirt im Keller“: „Den liebsten Herren, den ich han, der ist mit Lieb gebunden“, oder nach dem Volksliede: „Es hat ein man sin wip verlorn u. s. w.“: „Es hat ein mensch gots Huld verlorn, daz schuof sie grofse sünde.“

Es gab Sammlungen, wo man nicht allein die weltlichen Melodien oder nur die Liederanfänge beibehielt, sondern auch den gröfseren Teil des profanen Textes. Bis ins 17. Jahrhundert dauerte diese Sitte fort. Nach 1647 sammelte ein Pastor zu Dinker bei Hamm, Heinrich Meier, Kompositionen weltlicher Volkslieder aus dem 16. Jahrhundert und legte ihnen

geistliche Texte unter. Freilich geschah bei solchen Umwandlungen oft auch viel Unfug.

In den besseren solcher volkstümlichen Lieder ist nun alles weltlicher, bildlicher, und sie sprechen, in Ton und Weise an das Volkslied sich anlehnend, viel inniger zum Gemüt.

Luthers Lieder — um zu diesen zurückzukehren — drangen aber nicht nur in jedes protestantische Haus, in jede Werkstatt, sie drangen auch in den katholischen und reformierten Gottesdienst. Katholiken selbst gestanden ihre Wirksamkeit ein und man nahm einige von ihnen sogar in katholische Gesangbücher auf! — Die Lieder eines Erasmus Alberus († 1553) kamen denen Luthers — wie schon Herder sagt — am nächsten. Auf Luthers Seite standen auch die Humanisten Ulrich von Hutten und Willibald Pirkheimer. Der erstere schrieb, angeregt durch Luther, seine Epigramme, Invektiven, Dialoge, Sendschreiben; freilich bis zum Jahre 1520 in lateinischer Sprache.

Das Urbild echten lutherischen Bürgertums ist Hans Sachs. Er begrüfste im Jahre 1523 die Reformation durch sein Gedicht: „Die Wittenbergisch Nachtigall“; seine Dichtung stand vielfach unter der Einwirkung des Reformators.

Wie in der lyrischen Poesie im Zeitalter der Reformation das kirchliche Volkslied vorherrschte, so in der epischen das didaktische Element, vielfach mit satirischer Färbung. Luther schuf das erstere, für das letztere war er von nachhaltigster Anregung.

Die didaktisch-satirische Poesie hatte durch Sebastian Brants „Narrenschiff“ (erschien 1494 in Basel) sich schon zur Höhe gehoben; die Reibung der Geister infolge der reformatorischen Aktion rief eine Blüte, Kraft und Volkstümlichkeit der Satire hervor, wie sie die deutsche Litteratur weder vorher gekannt, noch nachher je wieder erreicht hat.

In unzähligen Flugschriften, in den mannigfaltigsten Formen, in Bild und Rede, in Poesie und Prosa, in lateinischer und deutscher Sprache erhoben sich Satire, Spott und Hohn für und gegen die Reformation und ihr Haupt, katholischer- wie protestantischerseits.*

---

* Vergl. O. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. Hannover 1856 ff. 3 Bände.

Wie katholischerseits Thomas Murner, der mit seinem „Grofsen lutherischen Narren" (1522) in die Fufsstapfen eines Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg trat, und reformierterseits Nikolas Manuel, so ragte lutherischerseits Johann Fischart („Geschichtsklitterung", „Bienenkorb des h. römischen Immenschwarmes und seiner Hummelszellen", „Vierhörniges Jesuiter-Hütlein", „Der Barfüfser Sekten- und Kuttenstreit" u. s. w.), beide weit überragend und jedenfalls der gröfste Satiriker, den Deutschland je hervorgebracht hat, aus dem fast unübersehbaren Strome der Satirik des 16. Jahrhunderts hervor.

Luther selbst hat manches geschaffen, was zur Satire gerechnet werden kann, z. B. „Die Bulle vom Abentfressen des allerheilichsten Babsts", Wittenberg 1522; „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meifsen soll erhoben werden", ibid. und „Wider Hans Worst" ibid. 1541.

Dafs auch die Fabel in diesem Jahrhundert tüchtige Bearbeiter fand, hängt mit der ganzen volkstümlichen Bildung der Zeit zusammen. Luther war auch hier von Bedeutung. Während seines Koburger Aufenthaltes im Jahre 1530 beschäftigte er sich damit, den deutschen Äsop zu reinigen. Er selbst äufserte über ihn, dafs er aufser der Bibel wenige Bücher kenne, die dem Äsop überlegen wären, so man Nutz, Kunst und Weisheit suchen wollte. Trotz Melanchthons Zureden liefs Luther indes ein in der Ausarbeitung begriffenes Fabelwerk liegen. Von den Fabeln, die Luther dichtete und Mathesius seinen Predigten über Luther einflocht, sammelte Nathan Chyträus achtzehn und fügte weitere hinzu (Frankfurt 1591). Gleichzeitig mit Luther dichtete Valentin Voigt aus Magdeburg eine Anzahl Fabeln, doch sind sie nicht gedruckt. Das Beste haben in poetischen Fabeln Erasmus, ein Schüler Luthers, Burkard Waldis und Hans Sachs geleistet. Sie gaben ihren Stoffen meist eine deutsche Färbung und versetzen die Begebenheit an deutsche Orte.

Neben der Fabel wirkte Luther anregend für das Sprichwort; wir finden deren viele in seinen Schriften.

Es ist eine innere Verwandtschaft zwischen der Fabel und dem Sprichwort; jene löst sich in dieses auf, wie man am besten aus der Spruchwörtersammlung des Eucharias Eyering

(1520—1599) erkennen kann. Wie sehr das Sprichwort in der Reformationszeit zur Blüte gelangte, das sehen wir aus den zahlreichen Sammlungen. Die älteste veranstaltete in einem aus Hoch-, Niederdeutsch und Niederrheinisch gemischten Dialekte Antonius Tunnicius aus Münster um die Mitte des 16. Jahrhunderts.*

Nach ihm waren besonders Agrikola, Sebastian Frank und Michael Neander für die Sammlung deutscher Sprichwörter thätig, und diese Thätigkeit setzte sich bis ins 17. Jahrhundert fort.

Durch die Reformation kam Aktion in das Leben; damit beginnt auch ein Aufschwung des Schauspiels. Die Bibelübersetzung Luthers gab Veranlassung, Teile der Heiligen Schrift dramatisch zu behandeln.

Hans Sachs schuf unter 200 Stücken etwa 50 biblische; sie sind zugleich im Tone des weltlichen Schauspiels gehalten. Paul Rebhuhn († 1546) schrieb die deutschen Stücke Susanna (1536), Hochzeit zu Kanaa (1538). Nikodemus Frischlin (1547 bis 1590) verfafste lateinische Schauspiele, welche sich in Bezug auf ihren Stoff an die Bibel anlehnten. Andere Autoren folgten; so unternahm Martin Rinckhart sogar die ganze Geschichte der Reformation in sieben Stücken komödienweise zu behandeln. In der nächsten Umgebung Luthers, wo die Schulverbesserung zuerst Platz griff, wurden die Schulen die Pflanzstätten des Schauspiels (Schulkomödien). Luther selbst gab für diese Gattung gleichsam das Signal.

Die Pflege des Schauspiels aber befand sich fast ganz in den Händen des evangelischen Deutschlands; von hier aus und zwar aus dem biblischen Schauspiel entwickelte sich hernach das Drama der Neuzeit.

Wir haben so im ganzen und grofsen Luthers Bedeutung für die deutsche Litteratur gewürdigt. Seine Persönlichkeit ist der Stützpunkt der ganzen neuen Zeit. Mit Luthers Auftreten durchdrang das Volk ein neues Leben. Er war der Reformator der Kirche, er schuf die neuhochdeutsche Sprache, die deutsche Volksschule, die Predigt, das evangelische Kirchenlied, er stellte die deutsche Litteratur auf volkstümlichen Boden, er bil-

* Neu herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Berlin 1870.

dete den grofsen Wendepunkt, bei dem sich der Sitz derselben vom Süden in den protestantischen Norden vollzog, er ebnete der klassischen Dichtkunst des 18. Jahrhunderts die Bahnen. Er hat der Gewissens- und Geistesfreiheit eine Gasse gebahnt und dem deutschen Volke, indem er Roms Ketten brach, die Wege zur Erfüllung seines Weltberufes angewiesen. Er hat jenes Nationalgefühl wachgerufen, dessen letzte Frucht das neue Deutsche Reich ist. Er hat die Sprache unserer Zeit geschaffen, deren schönste Blüten die Werke unserer grofsen Dichter sind. Er hat die Pforten der neuen Zeit aufgethan; alle grofsen Männer der letzten Jahrhunderte stehen auf seinen Schultern, und alle Konfessionen und Stände zehren von seinem Werke.

An Hoheit des Geistes, an Kraft des Charakters, wie an nachhaltiger Wirkung auf Deutschlands innerstes Leben ist seinesgleichen nie einer in der Geschichte gewesen.

Luther war und ist das Prototyp des ganzen und echten volksmächtigen Deutschtums.

Beiträge zur Geschichte der mittelenglischen Lyrik.

Von

Dr. Julius Aust.

Böddekers Ausgabe der lyrischen Gedichte des Ms. Harl. 2253 hat trotz vielfacher Mängel das unbestreitbare Verdienst, diesen interessanten Teil der mittelenglischen Litteratur allgemein zugänglich gemacht und die naturgemäſs daran sich knüpfenden Fragen in Fluſs gebracht zu haben. Ein Punkt namentlich ist dabei von groſsem Interesse, auf den auch Wiſsmann schon in seiner Recension von Böddekers Buch (Litt.-Blatt für germ. und roman. Phil. 1880, S. 215) mit Recht aufmerksam gemacht hat, ohne ihn aber näher zu behandeln, nämlich die gegenseitige Beeinflussung der geistlichen und weltlichen Lyrik im Mittelenglischen. Auch ten Brink geht darauf in seiner Geschichte der engl. Litt. nur ganz allgemein ein, wie das ja in der Anlage seines Werkes begründet ist. Eine specielle Untersuchung dieser Frage scheint daher gerechtfertigt, und sie wird sich unter Benutzung der Andeutungen von ten Brink und Wiſsmann erstrecken müssen auf das gegenseitige Verhältnis beider lyrischer Dichtungsarten in Bezug auf Inhalt und Gedankengang, Ausdrucksweise sowie Entlehnung einzelner Wendungen. Auszuschlieſsen ist an dieser Stelle eine Prüfung der metrischen Verhältnisse, denn eine solche überschreitet die Grenzen unserer Aufgabe und müſste Gegenstand einer besonderen Untersuchung sein. Nicht berücksichtigt ist ferner auch die politische Lyrik der mittelenglischen Litteratur.

Dagegen macht eine Betrachtung der geistlichen Poesie Englands auch eine solche der lateinischen Kirchenlieder nötig, und andererseits wird man bei der intimen Verbindung Englands

mit Frankreich nicht umhin können, auch dessen Lyrik wenigstens insoweit die Aufmerksamkeit zuzuwenden, als sie geeignet ist, das Wesen der englischen im Verhältnis zu ihr deutlicher uns zu zeigen.

I. Charakteristische Eigenschaften beider lyrischer Dichtungsarten in ihrer ursprünglichen Gestalt.

Die Untersuchung des gegenseitigen Einflusses der geistlichen und weltlichen Lyrik wird nicht erst da zu beginnen haben, wo eine solche Beeinflussung wirklich stattfand, sondern sie mufs zunächst das jeder Dichtungsart Eigentümliche vor der Zeit einer intimen Berührung feststellen, d. h. sie mufs der Entwickelung einer jeden von ihrem Ursprung an folgen.

Unter geistlicher Lyrik versteht man zunächst die speciell christlichen poetischen Produktionen dieser Art. Sowie sie aber dazu dienen, dem christlichen religiösen Gefühle Worte zu leihen, so wird auch das Heidentum derartige Ausdrücke für das Verhältnis des Menschen zu den göttlichen Wesen nicht entbehrt haben. Freilich können wir hier nur vermuten, denn keine Spur derselben ist uns erhalten. Diese Art von geistlicher Lyrik konnte sich auch gar nicht erhalten, denn ihr trat ein unüberwindliches Hindernis entgegen, als das Christentum auf Englands Boden Wurzel fafste. Der Kampf der christlichen Lehre gegen das Heidentum mufste sich zuerst gegen die heidnische Dichtung als den Hauptausdruck desselben richten. Nur die Vernichtung der alten feierlichen Hymnen konnte ein wirksames Mittel sein, den Aberglauben allmählich aus dem Gedächtnis schwinden zu machen. Mit dem Siege des Christentums war der Untergang dieser Poesie entschieden. An ihre Stelle trat die eigentlich geistliche, d. i. die christliche Lyrik. Ob nun die ersten dieser geistlichen Dichter sich der lateinischen oder, wie ten Brink wahrscheinlich gemacht hat, der englischen Sprache bedienten, ist für unseren Zweck nicht von Bedeutung, aber eins folgt sicher aus den uns bekannten altenglischen geistlichen Liedern, dafs es dem Christentum nicht gleich anfangs gelang, alle Spuren der alten nationalen Dich-

tung zu verwischen. Die innige Verquickung der christlichen Ideen mit nationaler, volkstümlicher Anschauung verleiht ihnen einen ganz eigenartigen Charakter, sie zeigt, dafs auch hier die neue Lehre in der Anlehnung an die alten Verhältnisse eine mächtige Stütze ihrer Wirksamkeit fand. Die ganze Darstellungsweise und die Ausdrücke des nationalen Epos sind verwendet. Da ist Gott oder Christus der liebe Gefolgsherr, die Jünger und Engel ihre Vasallen, der Teufel ein untreuer Vasall. Mit grofser Lebendigkeit und Anschaulichkeit schildern sie den Untergang der Erde, das Erscheinen des allmachtvollen Richters, das jüngste Gericht. Schwungvoll feiern sie die Glorie Gottes und seines Sohnes, sie preisen Maria als „Wonne aller Weiber“, aber noch stellen sie nicht dieser göttlichen Gröfse die menschliche Schwäche gegenüber. Noch fühlt sich der Dichter als Geschöpf Gottes, welches Anspruch hat auf dereinstige Gnade, Christus leidet nur, damit er uns und dadurch wir ihm gleich würden. Dafür sollen wir ihm danken, dem teuren Herrn, mit Thaten und Worten, er möge unser Freund sein! In diesen Gedanken, und ganz erfüllt von ihnen, bewegen sich die Werke Cynewulfs und der ihm nahestehenden altenglischen Dichter. Eine ganz eigene Poesie tritt uns in ihnen entgegen. Der Dichter will erzählen von den Wundern der christlichen Glaubensthatsachen, aber doch thut er mehr, die ihn durchglühende schwärmerische Begeisterung legt ihm mitten in der Erzählung Lobpreisungen Gottes, seines Sohnes, Marias in den Mund. Mit den mannigfachsten Wendungen bespricht er denselben Gegenstand, er fafst ihn in seiner ganzen Erhabenheit und Gröfse auf. Lyrik verbindet sich auf das innigste mit der Epik. Dem Epos entliehen war die Form und die Auffassung Gottes und Christi, wie wir sie schon darstellten, die lyrische Stimmung des Dichters machte sodann aus einer blofsen epischen Erzählung einen begeisterten Lobhymnus. Viel trockner und farbloser ist der bekannte, einzige, unter Caedmons Namen uns überlieferte Hymnus, in welchem Gott als Weltschöpfer gepriesen wird.

Es waren vielleicht diese Beziehungen zur nationalen Poesie, welche die geistliche Lyrik hinderten, sich von der Erde ganz abzuwenden und sich in unbestimmten, überschwenglichen Ge-

fühlsäufserungen zu verlieren. Aber hauptsächlich war es die Gestalt der christlichen Kirchenlehre überhaupt, die sie noch vor dem Verfallen in eine zu mystische Richtung schützte, denn wie zu allen Zeiten, so ist auch hier die kirchliche Poesie ein getreues Spiegelbild der herrschenden theologischen Richtung. Ein Blick auf die ältere lateinische Kirchenliederdichtung, wie sie denjenigen bekannt und geläufig war, die als Sendboten des Evangeliums nach Britannien kamen, wird nicht ohne Nutzen sein für unsere Erkenntnis der geistlichen Lyrik Altenglands.

Ernst und streng wie die Kirche selbst in den ersten Jahrhunderten ihrer Existenz sind auch die Kirchenlieder, welche sie produzierte. Einfach ist ihr Ausdruck, natürlich ihr Gedankengang, und tief und innig die Frömmigkeit und Liebe zu Gott und dem Erlöser, aus der sie geflossen sind. Ganz seiner Schwäche sich bewufst betet Ambrosius zu seinem Gotte, wenn die Morgensonne ihn weckt, ihn den Tag über vor Sünde und Schuld zu bewahren. Die Art und Weise, wie er das Erwachen des Tages schildert, ist zugleich selbst wieder ein Lobhymnus auf Gottes Güte, die solche Herrlichkeit dem Menschen erschuf. Und so wie es hier ein feierliches Bild der Natur ist, wodurch er zum Liede angeregt wird, wie er selbst sagt:

Laudes sonare iam tuas
dies relatus admonet,
Vultusque cæli blandior
nostra serenat pectora,

so ist Schilderung des Wütens von Naturmächten der Gegenstand zweier anderer Hymnen.* Die Lebendigkeit der Darstellung in ihnen steht auf gleicher Höhe mit der Innigkeit des Eindringens in den geschilderten Gegenstand, mit der Einfachheit des verwendeten Ausdrucks, der sich dem Objekt genau anpafst.

Solche Eigenschaften eines geistlichen Liedes, welches doch wie alle Morgenlieder und anderen Gebete zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmt war, sind geradezu überraschend, wenn man dabei an die späteren Kirchenlieder denkt.

Denselben Charakter wie die Poesien des Ambrosius tragen auch die des Hilarius, Prudentius u. a. Bei keinem von ihnen

* Ph. Wackernagel: Das d. Kirchenlied I, Nr. 24: Hymnus in precatione pluviæ, u. Nr. 25: Hymnus in postulatione serenitatis.

findet sich ein Abschweifen von natürlichen Verhältnissen, ein Sichverlieren in die dunklen Regionen mystischer Kontemplation. Gott ist noch der Schöpfer der Welt, und die Lobpreisung ihrer Wunder, die Freude am Dasein ist auch der Ausdruck des Dankes für den gütigen Geber. Noch ist es der gütige Gott, welcher angerufen wird, der seinen Sohn sandte, um uns zu retten, und nicht allein der strafende Richter menschlicher Sünde. Auch hier schon ist Christus der Heiland, er allein kann uns das Seelenheil verschaffen; aber feste Zuversicht auf seine dereinstige Gnade steht hier an Stelle hoffnungsloser Zerknirschung. Ebenso wird in diesen früheren Produkten kirchlicher Poesie oft hingewiesen auf die reine Geburt des Sohnes Gottes, ja nicht weniger oft als später, aber dennoch erhalten die Lieder nicht den Charakter der Eintönigkeit, wie er eine Folge der bloſsen Aneinanderreihungen von Anreden an Jesus und Beteuerungen eigener Schlechtigkeit und Unwürdigkeit in der späteren geistlichen Lyrik sein muſste. Auch Maria, die reine Jungfrau, wird schon angefleht als

Tu regis alti ianua
et porta lucis fulgida

und *Maria, mater gratiæ,*
mater misericordiæ,

als *maris stella, dei mater alma atque semper virgo, felix cœli porta.* Aber sie ist noch bloſs eine mächtige Fürbitterin, noch ist sie nicht *Maria, beata virgo dei para,* noch ist sie nicht die Himmelskönigin, als welche man sie später anbetet, so daſs, wie Wackernagel sagt: „wenn die heilige Jungfrau im Himmel sich zu dem Wahnwitz der Menschen bekannt hätte, ein Ereignis gleich dem Sturze Lucifers die Folge gewesen wäre.“

So stellt sich die lateinische Kirchenpoesie in ihrer ersten Zeit dar. Freilich finden sich auch unter ihren Produkten solche, bei denen wir die geschilderten Eigenschaften nur unvollständig antreffen. Es gab und giebt eben überall besonders schwärmerisch angelegte Gemüter, welchen Einfachheit in Gedanke und Sprache zu kühl erscheint. Jedenfalls können wir aber sicher annehmen, daſs ein solches Heraustreten aus der allgemein betretenen Bahn bis zum 9. oder 10. Jahrhundert eine Ausnahme war.

Dann aber trat der umgekehrte Zustand ein, die Ausnahme wurde jetzt zur Regel. Die schwärmerische, ascetische Richtung der Kirche, die das Mittelalter kennzeichnet, spricht sich deutlich in der kirchlichen Poesie aus und somit mufste sie auch in der englischen Lyrik sich einfinden. Zwar sind uns aus dieser Zeit des Überganges in die neue Bahn, d. h. aus dem 11. und 12. Jahrhundert, keine Denkmäler erhalten, doch zeigen die ältesten Stücke des Miscellany, die also der Zeit um 1250 entstammen, durchweg diesen Charakter. In England hatte diese Richtung um so weniger Hindernisse zu überwinden, als die englische geistliche Poesie allmählich die Eigenschaften abgelegt hatte, welche sie von den meisten anderen Litteraturen wesentlich unterschieden und ihr dadurch eine scharf gesonderte Stellung verschafft hatten, nämlich die oben erwähnten Beziehungen zur alten nationalen Dichtung. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, dafs derartige Darstellungen nicht nur in der geistlichen Poesie allmählich aufhörten, sondern auch in der weltlichen. Der Grund war eben die allmählich eintretende Änderung des Metrums, der Verfall des alten Stabreims, der ja diese ganz charakteristische Ausdrucksweise, diese Häufung von Synonymen hervorgerufen hatte. Als derartige Anklänge an die alte nationale Art zu dichten aufhörten, verlor die englische geistliche Poesie ihren specifisch englischen Charakter, sie war dann nur ein englischer Ausdruck für Gedanken und Gefühle aller Litteraturen des Mittelalters.

Wir haben schon oben angedeutet, welches der Grundcharakter der christlichen Lyrik der späteren Zeit war. Um ihn in seinen Hauptzügen zu erkennen, möge hier die Betrachtung eines Liedes folgen, welches recht geeignet ist, einen Einblick in die lateinische Kirchenliederdichtung damaliger Zeit, d. h. im 12. Jahrhundert, zu verschaffen, nämlich von G. L. VIII bei Böddeker, der in ihm mit Recht eine Übertragung eines lateinischen Originals vermutet.* Christus wird darin in den

* Der Überschrift Dulcis iesu memoria entspricht auch der Anfang des Jubilus rhythmicus des Bernhard von Clairvaux (Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied I, Nr. 183). Dieses Lied scheint unserem Dichter vorgeschwebt zu haben. Eine nähere Beziehung beider wird sich freilich kaum beweisen lassen; sonst könnte man eine solche auch vermuten zwischen dem

überschwenglichsten Worten um Gnade gebeten, um Fürsprache bei Gott. In oft wiederkehrenden Ausdrücken preist der Dichter seine Liebe, die ihn selbst den Tod nicht scheuen liefs, um uns zu retten. Der Ausdruck völliger Zerknirschung, Gedanken über die Erbärmlichkeit des irdischen Lebens, das einstige Schmachten in der Höllenpein zur Strafe für die hier begangenen Sünden durchzieht das ganze Lied, nur unterbrochen von Bitten um Besserung und Bekenntnissen eigener Sündhaftigkeit, sowie dem Verdammen irdischer Freuden. Ja selbst so weit geht des Dichters Kleinmut, dafs er sich überhaupt unwürdig fühlt, Jesum zu lieben.

Überwiegende Reflexion, gänzliche Vernachlässigung der Natur, eine schwärmerische, auf menschliche und natürliche Verhältnisse nicht Rücksicht nehmende Hingabe an das jenseitige Leben, und äufserlich eine starre Einförmigkeit im Tone ohne Wechsel in der Stimmung, ein monotoner, geschraubter Ausdruck, das sind die Grundzüge des Gedichtes, der damaligen Richtung und somit die Charakteristika der geistlichen Dichtung in der Gestalt, wie sie mit der weltlichen Poesie in nähere Berührung trat.

Wie entwickelte sich nun andererseits die weltliche Lyrik Altenglands? Wir sahen oben, wie es dem Christentum gelang, die heidnische Hymnenpoesie zu vernichten, wie es überhaupt der alten Auffassung von Gott und der Welt siegreich entgegentrat. Fast spurlos verschwanden daher alle Produkte der geistlichen Poesie jener alten Zeit. Wenn aber die Umwälzung durch das Christentum auf religiösem Gebiete eine gänzliche Neugestaltung der Verhältnisse hervorrief, so konnte andererseits der Charakter des Volkes, wie er sich ja stets in den ältesten nicht religiösen lyrischen Dichtungen wiederspiegelt, unmöglich in derselben Weise alteriert werden.

Die verschiedene Stellung der geistlichen und weltlichen Lyrik zeigt uns deutlich die verschiedenen Wirkungen. Die geistliche Lyrik, d. i. die christliche Kirchenpoesie, war voll-

Jubilus und G. L. IV, wo sich ebenfalls der Ausdruck dulcis Jesu und zwar durchweg als Anfangsworte der Strophe findet. Die beiden Lieder ähneln einander nur so weit wie alle Kirchenlieder damaliger Zeit in Gedanken und Ausdruck.

ständig fremd nach England gekommen und herrschte trotzdem vorläufig ganz unberührt von fremder Beeinflussung. Die anderen Dichtungsarten dagegen, so sehr sie auch von christlichen Ideen durchsetzt und beeinflufst werden, hörten nie auf, sich ihre Eigenart zu wahren.

Alles das soll nur darauf hindeuten, dafs wir die Charakteristika der weltlichen Lyrik wohl auch dann noch aufzufinden im stande sein werden, wenn uns Repräsentanten der ältesten Gestalt fehlen sollten. Das ist nun allerdings der Fall. Bei der mehr oder weniger innigen Verbindung der Naturbetrachtung mit dem heidnischen Glauben konnten sich Lieder dieser Art wohl schwerlich erhalten. Andererseits aber mochte es in den Augen der Bekehrer sich auch kaum der Mühe verlohnen, selbst ein unverfängliches Volkslied durch schriftliche Aufzeichnung der Nachwelt zu überliefern. So sind uns denn nur kümmerliche Reste, auf die noch zurückzukommen sein wird, erhalten, und wir somit nicht in der Lage, der Entwickelung der weltlichen Lyrik in England ebenso genau folgen zu können wie der der geistlichen. Aber neben der nicht lyrischen Poesie, die sehr wohl geeignet ist, uns wenigstens über die altenglische Naturauffassung einigen Aufschlufs zu geben, ist uns noch ein weiterer Ersatz geblieben, welcher uns den Verlust weniger schmerzlich macht. Es ist dies das sogenannte Kuckuckslied, welches ganz den Eindruck eines singbaren Volksliedes macht. (Vergl. ten Brink, Gesch. der engl. Litt. S. 381.)

Bei aller Objektivität der Naturschilderung, die sich fernhält von jeder Reflexion und subjektiven Empfindung, durchzieht sie eine dem Dichter unbewufste, nicht ausgesprochene Freude und Wonne über das Wiedererwachen der Natur. Jeder Ausdruck ist dem Gegenstand unmittelbar angepafst, er fliefst aus der direkten Anschauung, das Ganze macht einen rein natürlichen, ungekünstelten und darum so wohlthuenden Eindruck, dafs man die freudige Stimmung des Dichters sofort mitempfindet.

Wie man dieses Lied auffassen mag, ob als wirkliches altes Volkslied in modernisiertem Gewande oder als ein Produkt der späteren Zeit, immer läfst sich die Bemerkung ten Brinks darauf anwenden: „Den Ton des Volksliedes hat der Verfasser

getroffen." Ähnlich in der Stimmung werden wir uns wohl die anderen verloren gegangenen Produkte der altenglischen weltlichen Lyrik zu denken haben: Lieder, welche die Sommerpracht der Natur, ihr Absterben im Herbst, ihr völliges Erstarrtsein im Winter besangen. Die Unmittelbarkeit des Ausdrucks, hervorgerufen durch die lebendige Anschauung, ist die Eigenschaft aller volkstümlichen Poesie, so auch die der altenglischen. Dasselbe tritt uns entgegen in den nicht lyrischen Dichtungen.

Allen ist eigen ein inniges Eingehen des Dichters auf die Einzelheiten seines Gegenstandes, welcher Art derselbe auch sei. Er häuft Bezeichnungen der mannigfachsten Art, die aber stets dem Wesen des geschilderten Objekts entsprechen, um dessen Art recht erschöpfend darzustellen.

Noch spärlicher sind aber die Andeutungen, welche uns über den Zustand der Liebesdichtung in Altengland vorliegen. Die beiden Lieder — Botschaft des Gemahls, Klage der Frau —, die hier in Betracht kommen, stehen jedoch in Bezug auf Innigkeit der Empfindung und Anschaulichkeit des Ausdrucks nicht hinter der übrigen Poesie zurück, daher wir die allgemeinen Merkmale der alten Dichtung auch bei ihnen wiederfinden. Diese aber sind kurz zusammengefaſst: Ein inniges Hineinleben in die Natur, ein naiver, unmittelbarer, aber lebhafter und anschaulicher Ausdruck, eine knappe, aber drastische Ausführung verbunden mit voller Objektivität und Vermeidung aller Mitteilung individueller Empfindungen, ein völliger Mangel an Reflexion, Eigenschaften also, welche in direktem Gegensatz zu den genannten Unterscheidungsmerkmalen der kirchlichen Lyrik stehen.

Bei dem Mangel an Material hätten vielleicht die Lieder der B.schen Sammlung schon hier benutzt werden können, um uns die Charakterzüge der englischen weltlichen Lyrik klar zu legen. Doch behalten wir uns diese für die eigentliche Untersuchung der Frage vor, weil wir sie wohl schon als beeinfluſst von der geistlichen Dichtung anzusehen haben.

II. Die geistliche Lyrik unter dem Einfluſs der weltlichen.

Ehe wir in unsere Untersuchung eintreten, werfen wir noch einen Blick auf die Dichter selbst. Die Hauptträger der Lyrik

waren in der Zeit, aus welcher unsere Lieder stammen, die fahrenden Schüler. Das Leben und Wesen derselben ist schon so oft, zuletzt von ten Brink, geschildert worden, dafs wir uns hier damit begnügen müssen, nur das anzuführen, was mit unserer Untersuchung direkt im Zusammenhang steht. Die Kreise der fahrenden Schüler vereinigten die verschiedensten Elemente. Neben dem ernsten Jünger der Wissenschaft stand der leichtsinnige Vagant, dem es weniger auf das Lernen ankam als darauf, sein Leben auf die angenehmste Weise zu verbringen. Trink-, Spiel- und Liebeslieder waren ihm lieber als Hymnen an Jesus oder Maria, das frohe, abwechselungsreiche Wanderleben zog ihn mehr an als die Beschäftigung mit dem Jenseits. Bei dem innigen Zusammenleben so verschiedener Charaktere konnte eine gegenseitige Beeinflussung nicht ausbleiben. Was dem einen fehlte, gab ihm der andere. Der Ernstgestimmte, zur Reflexion Geneigte lernte durch den leichteren Genossen das Leben und seine Gaben kennen, er lernte seine Umgebung betrachten, sie in den Kreis seiner Beobachtungen ziehen. So wurde er vor dem Überhandnehmen seiner ernsten Stimmung bewahrt, er erhielt sich seine natürliche Frische, die Freude am Guten und Schönen. Andererseits hinderte seine Tiefe den bildungsfähigen Genossen, sich fort und fort rein instinktiv der Freude und dem Genufs hinzugeben, er lernte den Blick vom Äufseren ab auf sein Inneres zu richten, sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen, ernste Gedanken nicht leichtfertig abzuweisen. Alle waren fortwährend den Wechselfällen des Lebens unterworfen, ihr beständiges Wanderleben brachte sie in die innigste Berührung mit der Natur, und diese wirkte wieder zurück auf die Gemütsstimmung. Und so vereinigten sich Innigkeit des Gefühls, Naivetät der Gefühlsäufserungen mit Reflexion; geistige Frische durchhaucht alle Gedichte, dazu kam die der Volkspoesie entnommene Unmittelbarkeit des Ausdrucks, sowie Gewandtheit in der Form, eine Folge der vielseitigen Anregung durch Vorbilder. Je nach dem Vorwiegen der einen oder anderen erhielt die dichterische Thätigkeit einen geistlichen oder weltlichen Charakter.

Aufser den fahrenden Schülern werden sicher unter den

Dichtern auch Geistliche und Laien gewesen sein, welchen die Gabe verliehen war, ihrer Stimmung im Liede Ausdruck zu verleihen, auch die berufsmäfsigen Spielleute werden auf diesem Gebiet thätig gewesen sein. Jedenfalls aber sind es die Vaganten, welche am meisten dazu befähigt waren.

Wenden wir uns nun unserer eigentlichen Aufgabe zu. Wir sahen, dafs das Zurücktreten der Beziehungen zur nationalen Poesie das Gebiet der geistlichen Poesie wieder frei machte von aller Beziehung zur weltlichen, und so trat die geistliche Lyrik in jene Periode ein, in welcher die kraft- und saftlose Entsagung, ein unbestimmtes Sehnen nach dem Jenseits, die gänzliche Vertiefung in verschwommene Betrachtungen den Ausdruck individueller Empfindungen unmöglich machten. Daraus folgt auch der monotone Charakter aller Dichtungen dieser Richtung, Inhalt und Ausdruck sind überall gleichmäfsig überschwenglich, unnatürlich, schwülstig. Lobpreisungen Christi, Marias, Gottes, Verachtung des irdischen Seins, Bitte um Gnade am jüngsten Tage, sind stehende Themata dieser Art von poetischen Ergüssen. Wie zahlreich sie sind, zeigt ein Blick in die oben citierten Sammlungen. Ihre Entstehung ist weder örtlich noch zeitlich irgendwie beschränkt, denn wir sehen unter weltlichen und geistlichen Gedichten von wesentlich anderem, nach unseren Begriffen natürlicherem und darum poetischerem Charakter, derselben Zeit entstammte Lieder der rein geistlichen, schwärmerischen Art uns entgegentreten, die nicht immer Übertragungen alter Lieder zu sein brauchen, sondern sich auch wohl aus der exceptionellen Gemütslage einzelner Dichter erklären lassen. Solche Lieder gehören eigentlich in keine bestimmte, sondern in die Weltlitteratur, denn die verschiedenen Sprachen sind nur das Mittel zum Ausdruck desselben Gedankenganges. Ein Beispiel genügt, um uns das Wesen aller zu zeigen. Nr. IV der G. L. bei Böddeker ist dazu geeignet. Schon die äufsere Form, die Anrede „suete iesu", die dem „dulcis iesu" der lateinischen Kirchenlieder genau entspricht, läfst uns hierin die nahe Verwandtschaft mit der lateinischen Kirchenpoesie erkennen.* Wir haben ein Gebet an Christus

* Siehe Anmerkung zu G. L. VIII, o. S. 258.

vor uns, der Dichter wendet sich mit den überschwenglichsten Worten an den Erlöser: „Süfser Jesu,“ sagt er, „Segenskönig, meines Herzens Liebe und Trost, süfs bist du sicherlich, unglücklich ist, wer dich nicht hat.“ Er bittet ihn, seines Herzens Licht und Trost, ihm Stärke und Macht zu verleihen, dafs er ihn so preisen und lieben könne, wie er geliebt werden müsse. So grofs sei die Liebe, die er ihm ins Herz gepflanzt habe, dafs er nur thränenden Auges daran denken könne, und ihn nur bitte, ihm das rechte Verständnis, die rechte Wertschätzung zu verleihen. Ihm gebe er alles hin, denn er hat alle mit seinem teuren Blute erkauft. Tief bereut er seine Sünde, Gnade erfleht er durch Maria, die Mutter des besten Sohnes, nur sie verleiht die Seligkeit. Er schliefst mit der Bitte, ihm dereinst den Eingang in das Himmelreich zu verschaffen und so seinem Sehnen ein Ende zu machen.

In derselben Weise singt Bernhard von Clairvaux in seinem Jubilus:*

Nec lingua potest dicere,
nec litera exprimere,
Expertus potest credere,
quid sit Jesum diligere.

Amor Jesu dulcissimus
et vere suavissimus,
Plus millies gratissimus,
Quam dicere sufficimus.

Jesus, auctor clementiæ,
totius spes lætitiæ,
Dulcoris fons et gratiæ,
veræ cordis deliciæ.

Buonaventura beklagt seine Sünden:

Miserere, miserator,
quia vere sum peccator,
Tu peccata dele mea
et cor mundum in me crea.**

Furcht vor dem jüngsten Gericht durchbebt den Dichter von De die judicii,*** wenn er singt:

* Wackernagel, Das d. Kirchenlied I, Nr. 183, Str. 5, 13, 17.
** ib. Nr. 229, Str. 16.
*** ib. Nr. 216, v. 15 ff.

Deus, deus, miserere!
  angustiæ
mihi sunt undique,
sed tu succurre,
parce, ignosce,
deus, deus, miserere!

Doch es würde zu weit führen, noch weitere Citate aus der lateinischen Kirchenpoesie zu bringen, ebenso spare ich mir solche aus der französischen geistlichen Lyrik.*

Völlige Hingabe an Jesus ist die Forderung dieser Art von Frömmigkeit, wie es G. L. VIII, V. 35 ff. ausspricht:

Do me loue þe wiþ al mi myht,
ant for þe mournen day ant nyht.
iesu, do me seruen þe,
þat euer mi þoht vpon þe be.
iesu, þi loue be al my þoht,
of oþer þing ne recche y noht. (V. 41 u. 42.)

Noch weiter geht des Dichters Demut in V. 129 ff., wo er sich selbst dazu zu unwürdig fühlt.

In demselben Ton bewegt sich auch ein Hymnus an Christus aus späterer Zeit,** welcher zu den genannten Beiwörtern Christi noch hinzufügt: *Jesu, my hony suete, my herte, my comfortynge,* und von demselben Geiste durchweht sind die meisten der lyrischen Stücke im Miscellany und den anderen Sammlungen. Fast mit denselben Worten feiern sie auch Maria als beste der Mütter, reinste der Jungfrauen, süfsestes aller Wesen, so dafs schliefslich auch das Kreuz, woran Jesus litt und starb, süfs genannt wird, wenn auch wiederholt vorher und nachher in denselben Gedichten der Qualen, die es Jesu verursachte, gedacht wird. Gerade darin sieht man den Unterschied der jetzigen Denkweise von der ehemaligen. Im angelsächsischen Kreuzlied findet sich von solcher Auffassung noch keine Spur, es drückt nur den tiefen Schmerz des Dichters aus über den bitteren Kreuzestod Christi, ohne alle Überschwenglichkeit im Ausdrucke, aber durchdrungen ist es von derselben Frömmigkeit und Hingabe an den Erlöser. In allen diesen

* Mätzner, Altfrz. Lieder, Nr. XXXIX, XL. Wackernagel, Altfrz. Lieder und Leiche, Nr. XLI–XLV.

** Publikation der Early English Text Society 1867. Religious pieces in prose and verse, S. 72.

Gedichten begegnen wir fort und fort mystischer Kontemplation, düsterer Weltanschauung, ascetischer Selbstpeinigung, schwärmerischer Hingabe an das Jenseits. In fast denselben Worten erinnert der Dichter sich und seine Mitmenschen in geradezu ermüdender Wiederholung an die eigene Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit, an Christi Liebe, an seinen Opfertod. Nirgend findet sich eine Spur individuellen Denkens, Natur und Erdenleben existieren für den Dichter nicht, daher wir ein lebhaftes Bild, einen dem Objekt entsprechenden natürlichen Ausdruck vergebens darin suchen.

Das war die Gestalt, in welcher die englische geistliche Lyrik mit der weltlichen Poesie in Berührung trat. Die weite Kluft, welche die Auffassungsweisen beider trennte, konnte natürlich nur sehr allmählich überbrückt werden. Wir sind in der Lage, der gegenseitigen Annäherung wenigstens teilweise folgen zu können. Das Mittel dazu ist der Inhalt des Miscellany. Nach Morris gehört dieses der Zeit von 1245 bis 1250 an. Es repräsentiert also die geistliche Lyrik in dem Übergang zu dem Stadium, in welchem uns die Mehrzahl der Lieder der Böddekerschen Sammlung entgegentreten, denn diese sind an das Ende des 13. Jahrhunderts zu setzen.

Neben die oben charakterisierten Lieder werden wir diejenigen zu stellen haben, welche zwar denselben Geist atmen, aber ihm in anderer Weise Ausdruck verleihen. Ein Unterschied beider läfst sich nur in der Form finden. Während bei jenen die direkten Anreden an Christus und Maria sich gegenseitig an Überschwenglichkeit übertreffen und, unmittelbar nebeneinander gestellt, den Hauptteil derselben ausmachen, sind sie bei diesen in ruhigere Überlegung eingestreut, haben aber sonst denselben Charakter, der ihnen auch durch die ganze Entwickelung hindurch anhaften bleibt.

Allmählich aber ändert sich auch der Gedankengang. Die ascetische Selbstpeinigung und Selbstverkleinerung, wie sie uns so oft entgegentrat, ist nicht für alle Gemüter und alle Zeiten. Andere Dichter bewahrten bei sonstiger Anlehnung an den Ton ihrer exaltierten Genossen doch die Erinnerung an Christi allmächtige Liebe, auf die jeder nach Gottes Gebot Lebende Anspruch oder doch sichere Hoffnung habe. In den Worten:

Ure louerd crist vs wule teo
to heouene myd iwisse,
If we wulleþ vuel fleo,
ne þurue we þat mysse.*

spricht sich die Zuversicht auf Christi Güte aus, ohne dafs der Dichter „mit salzigen Thränen“ darum fleht. Derselben Zuversicht leiht er in V. 32 ff. Ausdruck:

If we beoþ ryhtwise
and luuyeþ vre drihte,
and doþ al his seruyse
myd al vre myhte,
Ne þarf us neuer agryse
bi daye ne by nyhte.
We schulle in paradyse
schinen swiþe bryhte.

Und ein anderer Dichter hofft sicher, wenn er Christi Gebote hält:

Ich hit eu segge and plyhte
A domesday we myhte
Beon engles ivere.

Auch hierin haben wir nicht einen specifisch englischen Zug der geistlichen Poesie vor uns, sondern ein Merkmal der ganzen Kirchenpoesie, denn auch die lateinischen Lieder weisen Beispiele ähnlicher Aussprüche auf, wie z. B. besonders deutlich die Verse:

Ego miser vixi male
peccans super numerum,
Et pro culpis infernale
merui supplicium.
Nunquam tamen feci tale,
neque tantum vitium,
Quin tu possis æternale
largiri remedium.

Sed non vis, quod moriatur
peccator pro crimine,
Immo vis, ut convertatur
et vivat perpetue:
Ergo per te largiatur
munus indulgentiæ

* Miscellany: Duty of Christians V. 65—68.

Spatiumque concedatur
veræ pœnitentiæ.*

Dazu kommt bei fast allen diesen Gedichten ein ganz bestimmtes Heraustreten aus der Verschwommenheit der Gedanken, aus dem Nebel, in den man sich früher hüllte, um von der Welt nichts zu bemerken. In vielen finden sich Schilderungen der Kreuzigung, des jüngsten Gerichts, mit allen Details. Der Dichter begann hierdurch dem, was seine Phantasie ihm vor Augen führte, was er „schaute“, in Worten Ausdruck zu geben. Wenn er in An Orisoun of our Lord** Jesum anredet:

Jhesus, ich þe grete. þat were þar harde ibunde,
Wiþ scurges þu þoledest mony blodi wunde,
Bi-vore þe heþene men þu stode,
Naked and bylaued myd blode,

so ist darin mehr als eine bloſse der biblischen Erzählung nachgebildete Dichtung zu sehen. Der Dichter hat klar vor Augen, was er schildert, und zugleich drücken seine Worte ein inniges Mitgefühl für Christi Leiden aus. Hierin liegt auch der Keim einer Auffassung, wie wir sie später in den geistlichen Liedern bei Böddeker in voller Entwickelung antreffen werden, der Keim der Darstellung der individuellen Empfindung als Folge der persönlichen Vertiefung des einzelnen in religiöse Betrachtungen. Dadurch unterscheiden sich die Lieder der neueren Richtung sowohl von den zu gottesdienstlichen Zwecken verfaſsten, eigentlichen Kirchenliedern, wie von den Produkten religiöser Schwärmerei, denn in beiden überwiegt das konventionelle Element in Darstellung und Ausdruck, so daſs in ihnen von individueller Empfindung nicht die Rede sein kann.

Daſs auch der menschlichen Seite von Christi Wesen nun gedacht wird, zeigt uns dasselbe Gedicht in V. 15 ff., wo es von Jesus ausdrücklich erwähnt, er sei in seiner Jugend gewesen, wie andere Kinder gewöhnlicher Natur auch sind, er habe dieselben Bedürfnisse wie sie gehabt. Neben diesen Zeichen einer allmählichen Ernüchterung der ehemaligen religiösen Schwärmerei finden sich freilich noch viele Anklänge an den

* Wackernagel, a. a. O. Nr. 297, Str. 23 u. 24.
** S. Miscellany, S. 140, V. 27—30.

alten Ton. So herrscht in dem Gedicht The five joies of the Virgin* noch die alte Hingabe in völliger Selbstlosigkeit. Lobpreisung Marias und ihrer Stellung im Himmel infolge der reinen Geburt Christi herrscht darin ebenso, wie früher an anderen Stellen die grofse Liebe Christi und sein Opfertod die Gedanken des Dichters ganz umfafsten. Auch der Song to the Virgin, ebenfalls im Miscellany enthalten, atmet teilweise noch den alten Geist, wenigstens insofern, als sich in ihm ein Eingehen auf individuelle Gedanken noch nicht zeigt.

Aber andererseits ist das Lied von der neuen Richtung nicht unberührt geblieben. Der Ausdruck ist frischer, freier, die Gedanken einfacher, die Sprachmengung zeigt uns in ihm ein Seitenstück zu dem von ten Brink** citierten Liede, welches sicher von einem fahrenden Kleriker verfafst ist. Vielleicht können wir in dem Song einen Ausdruck einer ernsteren, gehobenen Stimmung desselben sehen, und die frischere Denkweise aus dem wirkenden weltlichen Einflufs erklären.

Wenn die Gedichte des Miscellany, wie schon gesagt, einen monotonen Charakter im allgemeinen nicht verleugnen können, so liegt der Grund davon in eben diesem teilweisen Anklingen an den alten Ton, sodann aber auch in der religiösen und Geistesrichtung, welche das Bekanntwerden des Poema morale verursachte. Wie verbreitet und wie einflufsreich diese Richtung war, das zeigen sowohl die vielen Nachahmungen des Inhalts, wie auch die mannigfaltigen wörtlichen Anklänge daran, auf welche schon Lewin, der neueste Herausgeber des Poema morale, auf S. 44—49 aufmerksam gemacht hat.***

Klagen über schlecht angewendetes Leben, Reue über die vielen Sünden, Hingabe an Christus, und infolge hiervon Mahnungen, die so kurz bemessene Zeit des Lebens nicht ungenützt vorüberstreichen zu lassen und schon früh an das jenseitige Leben zu denken, erfüllen diese Gedichte. Um aber die Mahnungen recht eindringlich zu machen, geht der Dichter ein auf Beispiele aus seiner Umgebung; er weist nach, wie die

* Reliquiæ antiquæ, Band I, S. 48.
** Gesch. der engl. Litt. S. 380.
*** Das mittelengl. Poema morale im krit. Text nach den vorhandenen Handschriften herausgegeben von K. Lewin. Halle 1881. Auch in den Böddekerschen G. L. finden sie sich: G. L. I, V. 8; IV, 6; VIII, 180.

Reichen trotz aller ihrer irdischen Pracht und ihres Wohllebens in der Hölle dieselben Strafen wie andere Sünder erdulden; er schildert nachdrücklich, wie der Leib sich in seine einzelnen Teile auflöst, wie er zerfällt, von Würmern zernagt. Damit war die Auffassung des Gegenstandes wenigstens einigermafsen an das Irdische geknüpft, die Anschauung gab Bilder an die Hand, verlangte Schilderungen und verhinderte so, dafs der Geist sich in die unbestimmten Reflexionen über unfafsbare und unsichtbare Dinge ganz versenkte, ohne anderes zu bemerken.

Dieselbe Tendenz einer Mahnung an die Vergänglichkeit haben Gespräche zwischen Leib und Seele. Freilich gehören sie eigentlich weniger zur geistlichen Lyrik, doch zeigen sie uns auch die Geistesrichtung ihrer Zeit, und aufserdem ist es nicht immer möglich, geistliche Lyrik von der poetischen Predigt genau zu trennen. Jedenfalls müssen auch in ihnen Beispiele, die der Umgebung entnommen sind, der Lehre Nachdruck verleihen, und eine so anschauliche Schilderung, wie sie in Death V. 225 ff.* von dem Teufel entworfen ist, wird den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlt haben. Deutlicher will auch der Dichter des „Long life“ im Miscellany seine Mahnung an irdische Hinfälligkeit durch Hinweis auf Ereignisse des Erdenlebens machen: *Feyr weder turneþ ofte into reyne* und *Al schal falwy þe grene.* Er erinnert daran, dafs auch Könige den „Todestrank trinken“, deshalb müsse jedermann beichten, ehe er „von seiner Bank fällt“. Gerade dieser letzte Vergleich zeigt uns, wie eng die dichterische Ausdrucksweise mit Gegenständen des gewöhnlichen Lebens verknüpft war.

Alle in das Charakterbild der geistlichen Lyrik bis jetzt neu eintretenden Züge sind nun nicht eigentlich direkt von der weltlichen Poesie ausgegangen. Aber diese hat an ihnen insofern Anteil, als ihre hervortretendste Eigenschaft, die unmittelbare Auffassung und der daraus sich ergebende natürliche Ausdruck, wenigstens im Keime in der neuen Richtung enthalten ist. Wenn nun solche Züge in die geistliche Poesie eindrangen, so wurde sie damit vorbereitet, weiteren weltlichen Einflüssen leichter zugänglich zu werden.

---

* S. Miscellany, S. 168—185.

Unstreitig macht einen Fortschritt in dieser Richtung ein Gedicht, welches wohl als das beste der geistlichen Lieder des Miscellany gelten kann: das Liebeslied (Luue ron) des Thomas de Hales.* Die Liebe zu Christus wird dort in Gegensatz gestellt zur weltlichen. Erhoben von inniger Liebe zum Heiland schildert der Dichter die Unsicherheit und Vergänglichkeit irdischer Liebe: Wie ein Sturmwind geht die Liebe der Männer vorüber, auf keinen ist sicher zu rechnen; was heut noch anzieht, wird morgen nicht mehr beachtet. Und wie die Liebe, so sind auch die Männer und Frauen selbst vergänglich, wie das Gras welken sie dahin. Wohin sind Cäsar, Hektor, Helena, Paris? Dahin, vergangen, so schnell wie der Pfeil den Bogen verläfst. Was nützt dem König Heinrich alle seine Macht? Seine stolze Stellung ist nichts wert, wenn er stirbt.** Christus allein ist derjenige, dessen Liebe Segen bringt. Er verlangt nicht Schätze und eine hohe Stellung von denen, die sich ihm nähern wollen; er allein ist reich genug, sein Haus ist besser als das kostbare, welches Salomo in aller seiner Pracht baute. Und in solchem Segenshaus sollen die leben, die ihn lieben. Aber eins ist nötig zur Erreichung dieser Glückseligkeit. Christus hat den Mädchen einen Edelstein kostbarster Art gegeben, den zu hüten die heiligste Pflicht und erste Aufgabe ist. Dieser Edelstein ist die Jungfräulichkeit. Gegen ihn sind alle anderen wertlos, so sehr die Welt sie auch schätzen möge. Der Dichter schliefst mit einem Segenswunsche für die, an welche das Lied gerichtet ist. Alles das in einfachem, natürlichem Tone ohne Übertreibung und übermäfsige Schwärmerei ausgedrückt, geschmückt von Bildern, erläutert von Beispielen erhebt das Lied weit über die übrigen, die sich durch ihre manchmal recht fühlbare Trockenheit in der Darstellung und den lehrhaften Ton der poetischen Predigt nähern.

Hier tritt uns auch eine Art Einleitung entgegen; denn der Dichter erklärt uns, wie er dazu kommt, sein Lied zu verfassen. Auch darin liegt ein wichtiges Unterscheidungsmoment gegen früher, wo von dem Leser die hochgespannte Stimmung des Dichters einfach vorausgesetzt werden mufs. Es fehlt dieser

* S. Miscellany, S. 93–99.
** V. 86: hit nere on ende wrþ on heryng.

Einleitung nicht mehr viel zu solchen, wie sie uns bei Gedichten entgegentreten, welche den Stempel der Beeinflussung durch die weltlichen Elemente an der Stirn tragen, und diesen letzten Schritt im Entwickelungsgange stellt uns der Song on the Passion im Miscellany dar. Die Art, wie religiöse Betrachtungen hier eingeleitet werden, unterscheidet sich in nichts mehr von den schönsten Stücken der Böddekerschen Sammlung.

Damit sind wir bei der Periode der mittelenglischen geistlichen Lyrik angelangt, in welcher sie dem Einfluſs der weltlichen fortwährend und lebhaft ausgesetzt war. Um ihre Veränderung gegen früher recht deutlich zu machen, werden wir Produkte der jetzigen Zeit denen der früheren Perioden, die ihnen inhaltlich gleichen oder ähneln, gegenüberstellen. Wir fanden als erste kirchliche Lieder direkte Gebete und Anreden an Christus und Maria. Ihnen entspricht u. a. bei Böddeker das G. L. V. In einer allgemeinen Anrede wendet sich der Dichter an Christus, den Himmelskönig. Er möge sein Ende ein gutes sein lassen, das sei sein Gebet jetzt beim Anfange seines Liedes und wo er auch sei, denn Jesus allein habe Macht über alle, daher er am besten Gnade zu gewähren im stande sei. Soweit ist das Gedicht also nur ein einfaches, natürliches Gebet ohne jegliche Übertreibung des religiösen Gefühls und frei von jeder geschraubten Ausdrucksweise. Die zweite Strophe beginnt noch objektiver und weltlicher Poesie ähnlicher. Freilich aber ist die Echtheit derselben zweifelhaft,* und wir können sie hier nur insofern benutzen, als sie doch jedenfalls ein Teil eines Liedes neuerer Richtung ist. Der Dichter erzählt

* Wiſsmann vermutet, die zweite Strophe dieses Liedes sei hier nicht am Platze, da sie ein Gebet an Jesus durch Anrufung Marias unterbricht. Derartige Unterbrechungen kommen auch sonst noch vor, vergl. G. L. XII, 58—59 u. G. L. VIII, 81—84, aber hier ist mehr wie Unterbrechung, denn sie leitet ein Gebet an Maria ein, wodurch der Zusammenhang des Liedes gestört ist. Bei G. L. XII liegt etwas Ähnliches vor, jedoch bleibt die zweite Strophe dort im Zusammenhang mit der ersten und dritten. Die zweite Strophe von G. L. V ist also als unecht hier zu streichen. Damit fällt aber auch die Identität der Dichter von G. L. V und G. L. XII, denn sie stützt sich hierauf, wenn man nicht etwa in allgemeinen Ausdrücken, wie z. B. V, 7 neben XII, 59 und V, 9 neben XII, 58 wörtliche und bedeutsame Anklänge sehen will. Verwandt sind entschieden die zweiten Strophen von V und XII, die erstere macht den Eindruck einer gedankenlosen Kopie der letzteren.

uns darin, wie die Stimmung, aus der er dichtete, in ihm zu stande gekommen ist. Eines Morgens, müssen wir annehmen, als er vom Schlafe erwacht, gedenkt er seines Lebenswandels und mufs natürlich darauf kommen, dafs er oft gefehlt habe. In solchen trüben Gedanken sinnt er auf Mittel, wie er diesem Zustande abhelfen könne, und wählt Maria als Fürbitterin. Nun richtet er seine Bitte an Jesus selbst, er fleht um Gnade und Errettung und die dereinstige Seligkeit. Er fühlt sich dazu berechtigt, und ist nicht so zerknirscht, sich auch zum Bitten zu unwürdig zu fühlen wie der Dichter von G. L. VIII, er hofft im Gegenteil auf Gewährung, denn, sagt er V. 19—21:

for þi merci, Jesu suete,
þin bondy werk nult þou lete,
þat þou wel ȝerne sohtes.

Christus wird, wie er hofft, nachdem er einmal die Menschheit erlöst und dadurch gewissermafsen neu geschaffen hat, seine neuen Geschöpfe nicht verlassen, sondern sie ebenso gern aufnehmen, als er für sie in seiner Liebe litt. Wohl weifs der Dichter, dafs in dieser Welt nur Sorge, Kummer und Pein zu finden ist, aber deswegen flieht er die Welt nicht, er flucht nicht allem Irdischen, sondern rät nur, so zu leben, dafs wir uns der Gnade nicht unwürdig machen. Aus diesen Gefühlen und Gedanken können wir uns ein Bild von des Dichters Charakter machen. Er mag ein in der Welt lebender Kleriker geweeen sein, einer jener ernsteren Art, die in dem Welttreiben das Ende des Lebens nicht vergafsen, sondern der ernsten Zwecke desselben sich bewufst waren. Nicht vollständig machtlos giebt er sich dem Erbarmen des Heilands anheim, er ist vielmehr von edlem Selbstbewufstsein durchdrungen, er will, soviel in seinen Kräften steht, helfen, sein Schicksal zu gestalten. Daher kann er sich nicht in jene dunklen Gebiete rein mystischer Betrachtungen verlieren, er bleibt mit seinen Gedanken in für Menschenverstand erreichbaren Grenzen, er bewahrt seine natürliche, frische Anschauung, und von warmer Frömmigkeit erfüllt nimmt er das Leben hin, wie es ist, und sucht es zu seinem Besten zu wenden.

Dafs er Lieder der ehemaligen Richtung kennt, beweist er dadurch, dafs er teilweise dieselben Ausdrücke wie sie ver-

wendet. Auch er nennt Christus *Jesu suete,* er ist auch ihm der *heuene kyng,* er soll ihm *heuene lyht* geben, da er die Menschheit *so duere bohte,* die Welt hat nur *care, serewe and pyne* und kein *blys.* Aber diese Wendungen, ehedem allgemein im Gebrauch, sind bei ihm nicht gehäuft, er schaltet sie ein in seine klaren einfachen Sätze. Diese Einfachheit und Natürlichkeit in Gedanke und Ausdruck, das Fernhalten von überschwenglicher Reflexion nähert das Lied der Poesie, welche diese Züge als eigentümliche besitzt. So wie bei der weltlichen Poesie der Leser leicht in die Stimmung des Dichters sich versetzt, so auch hier; wir haben nicht nötig, uns in eine unnatürlich gespannte Gemütslage zu versetzen, um des Dichters ausgesprochenen Gedanken folgen, die angedeuteten erraten zu können. Seine Denkweise ist die eines jeden ernstgesinnten, über dem irdischen das jenseitige Dasein nicht vergessenden Menschen.

Wir bemerkten, wie allmählich Schilderungen der Leiden Christi sich in geistlichen Betrachtungen einfanden. Solche finden sich auch in G. L. VII, und zwar recht anschauliche. Deutlich sieht der Dichter den Gekreuzigten an Händen und Füfsen durchbohrt, bleich und blutigen Hauptes am Marterpfahl. Tiefer Schmerz und inniges Mitleid erfüllt ihn bei diesem Anblick, rührend klagt er, dafs man ihm nicht geglaubt, als er noch von Schmerz frei war. Noch mehr tritt diese durch Anschauung erweckte Stimmung uns in G. L. XI entgegen. Der Dichter begnügt sich hier nicht mit einer, wenn auch noch so detaillierten Darstellung dessen, was seinem Geiste vorschwebte, sondern er schmückt sie noch aus, und während in G. L. VII von Wunden die Rede ist, aus denen Christi teures Blut zur Erde fällt, läfst er die Wunden nafs sein vom Weinen. Vgl. V. 8—9.* So deutlich steht das Bild vor seinem Auge, dafs auch Kleinigkeiten ihm wichtig und erwähnenswert erscheinen: Das Kreuz steht hoch auf einem Hügel, eine Meile von der Stadt, die Jünger sind entflohen um Mittag, die Stätte ist leer, nur Maria steht dabei und klagt.

Trotzdem aber ist er weit entfernt von einer blofsen Erzählung. Vielmehr unterbricht er die Schilderung durch Aus-

* Dieser entschiedene Fortschritt bestätigt somit nicht die Ansicht Böddekers, der G. L. VII u. XI demselben Dichter zuschreiben will.

drücke seines Schmerzes. Er sagt nicht: „Ich sah ihn am Kreuz, ganz blutig, kalt am Körper, seiner Schönheit beraubt", sondern: „Wenn ich ihn so sehe, dann seufze ich, wen kann das mehr schmerzen als mich?" So vertieft ist er in Betrachtung des Bildes seiner Phantasie, dafs er seine Reflexion unterbricht, die Satzkonstruktion vergifst und Jesus selbst anredet. — Dieses Versunkensein in das vor seiner Seele stehende Gemälde zeichnet nicht ihn allein aus, auch der Dichter von G. L. VII kennt es. Vgl. das. V. 15—17. — Wie tief seine Empfindung ist, zeigt der Ingrimm gegen Christi Jünger, die

aren afered,
ant clyngeþ so þe clay; (V. 16 u. 17),

gegen Christi Feinde, die seine Qualen so bitter machten:

þe nayles beþ to stronge,
þe smyþes are to sleye,
þou bledest al to longe,
þe tre is al to heyȝe. (V. 31—34.)

Rührend ist seine Klage um den verlassenen Heiland:

Alas, Jesu, þe suete!
for nou frend hast þou non,
bote seint Johan mournynde,
ant Marie wepynde
for pyne þat þe ys on. (V. 36—40.)

Tief ergreifend ist seine Mahnung, nicht beim Kreuze zu schwören, an welchem er so litt. (Vgl. V. 55—58.)

Die Reflexion ist unmittelbar durch die Anschauung hervorgerufen; die lebhafte Darstellung und innige Sprache zeigen, wie tief der Dichter von seinem Gegenstande ergriffen ist. Tiefer in ihn und alle seine kleineren Züge eindringen, ihn besser mit seinem Geiste ganz umfassen, konnte auch der beste aller weltlichen Lyriker nicht. Dieser Auffassung mufs auch der Ausdruck entsprechen. Er ist unmittelbar und ungezwungen, aber warm und ergreifend, er reifst die Herzen der Leser mit fort in den Gedankenkreis, den er bezeichnet. Und das haben wir als eine der Haupteigenschaften der weltlichen Dichtung erkannt. In solchem Liede sind weltliche und geistliche Elemente innig gemischt in Inhalt und Wiedergabe der Gedanken.

Klagen über ein übel angewendetes Leben bildeten, wie wir sahen, den Inhalt vieler geistlichen Lieder infolge der durch das Poema morale angeregten Geistesrichtung.

Auch hierfür bietet uns Böddeker ein Beispiel in G. L. III. Ein alter Mann klagt in diesem Liede, einem Gebete an Christus, oder Gott — wer gemeint ist, geht nicht aus der Anrede hervor — nach einem Leben voll Genufs über seine Gebrechlichkeit im Alter. Schon der Anfang zeigt uns, wie bedeutend die Lebensanschauung hier von der der früheren Dichter abweicht:

Heȝe louerd, þou here my bone,
þou madest middelert ant mone,
ant mon of murþes munne. (V. 1—3.)

Der Ausdruck „murþes munne“ kann nur bezeichnen „sich nach den Freuden sehnen“, das heifst die Freude aufsuchen, sie geniefsen. Der Klagende ist somit frei von Weltfluchtsgedanken und denkt nicht an Entsagung. Wenn er dann seine Fehler bekennt und sie in seiner elenden Lage nun bereut (vgl. V. 13 u. 14), so fliefst diese Stimmung nur aus dem Gefühl, inmitten irdischer Genüsse sich zu sehr gehen gelassen zu haben, aus der Erinnerung, dafs die Weltfreuden nicht das einzige seien, was hier zu erstreben ist, er bereut nur das Übermafs im Genufs, welches seine Kräfte vorzeitig erschöpfte. Einst stand er hoch in der Gesellschaft, er war kühn, flink wie das Reh, stramm safs er zu Rofs und prangte in prächtigen Kleidern. Nun hat ihn die Gicht daniedergeworfen, seine früheren Genossen haben ihn verlassen, ein Stab nur ist jetzt seine Stütze. Von seiner körperlichen Behendigkeit ist nichts mehr geblieben, keinen Finger kann er jetzt mehr krümmen. Das alles aber sagt er uns nicht im Ton der Reue darüber, dafs er an solchen Dingen einst Freude empfunden hat, sondern mit schmerzlichem Bedauern, dafs die Tage der Lust nun für ihn vorbei sind. Das liegt in seinen eigenen Worten; vgl. V. 35—37. Ingrimmig auf seine einstigen Gefährten, welche ihn nun verlassen haben und doch einst Speise und Kleidung von ihm empfingen, und auf sich selbst, verzweifelt er fast an der Möglichkeit längeren Daseins. Diese Klagen erinnern uns an die wehmütigen Gefühle, welche die altenglischen Gedichte „Wanderer“, „Ruine“ durchziehen. Auch dort ist es die Er-

innerung an das einstige frohe Leben, welche den Dichter traurig stimmt, und die Worte des Wanderers:

Wohin kam das Rofs? Wohin der Mann? Wohin der Kleinodspender?
Wohin kamen die Sitze der Gelage? Wo sind die Saaljubel?
Ach blinkender Becher! Ach Brünnekämpfer!*

entsprechen den Klagen unseres Dichters. Der alte germanische Sinn für Kampf und Bethätigung der Körperkraft, für Jubel mit trauten Genossen mischt sich hier innig mit dem christlichen Gedanken an das Ende des Erdenlebens.

So durchhaucht ein weltlicher Geist das ganze Gedicht. Dafs es ein geistliches ist und sich von dem Tone einer weltlichen Elegie entfernt, das ist erst in den letzten Strophen begründet. Dort zählt er in allegorischer Form seine einzelnen Sünden auf — ein echter Zug geistlicher Dichtung. Strafe zu verdienen ist der Dichter sich bewufst, aber sie ist schwer zu tragen, schmerzlich bittet er Gott, dem sein Leben angehört, ihn von solchem Elende zu erlösen. Dieser Zustand ist ihm unerträglich, er wird immer machtloser, denn:

Alse ys hirmon halt in hous,
ase heueþ hount in halle. (V. 84 u. 85.)

Aber trotzdem sehnt er den Tod noch nicht herbei, er ist noch zu sehr Mensch und hängt noch zu sehr an der Welt. Ehe er ganz vergeht, bittet er Christus, sein Leben noch zu verlängern; vgl. V. 93 u. 94. Christi Hilfe ist seine einzige Rettung, denn sonst welkt er dahin, wie die Blume, die sich selbst überlassen ist.

Der Stoff zu dem Gedichte ist derselbe wie bei den echt geistlichen Behandlungen ähnlicher Gegenstände im Miscellany, geistlich ist auch die Tendenz: Hingabe an Christus als einzigen Retter. Weltlich aber ist die Lebensauffassung, weltlich sind die mannigfachen Beziehungen auf Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, weltlich auch der Ausdruck an vielen Stellen; in V. 84 und 85 ist sogar ein Ausspruch benutzt, der einen sprichwörtlichen Klang hat; überall aber nähert sich die Diktion der Unmittelbarkeit der weltlichen Dichtungen bei gleicher Innigkeit und Tiefe der Empfindung.

* Grein, Dichtungen der Angelsachsen. Bd. II, S. 254, V. 92—94.

Vielleicht vermuten wir nicht mit Unrecht in dem Dichter einen jener Laien, denen die Gabe dichterischer Befähigung verliehen war.

Wir haben nun schon auf verschiedenen Gebieten den Einfluſs weltlicher Dichtung auf die geistliche Lyrik kennen gelernt, und es bleiben noch die Gedichte zu untersuchen übrig, bei denen die Betrachtung der Natur die Stimmung des Dichters hervorruft. Nirgend zeigt sich der Zusammenhang der geistlichen und weltlichen Lyrik deutlicher als hier, ja so verquickt mit weltlichen Elementen sind manche Lieder, daſs man nach dem Anfange oft nicht entscheiden kann, ob man ein Produkt geistlicher oder weltlicher Natur vor sich hat. Wenn man die Einleitung zu G. L. VII liest (V. 1—4), glaubt man kaum, daſs solchem Anfange ein Lied über Christi Leiden folgen könne, man erwartet ein Liebeslied und erinnert sich unwillkürlich an die ersten Verse von W. L. XII, V. 1—3.

Beide sind Aussprüche über die Macht des Frühlings in rein weltlichem Sinne, die noch heute anmutig ein Frühlingslied einleiten können. Wer denkt dabei nicht an das Heinesche Lied: „Im wunderschönen Monat Mai“ etc. Es kommt nur auf die Grundstimmung an, ob die weiteren Verse dem Preise der Geliebten oder dem Lobe Christi gewidmet sind, und so wird das erste Lied ein geistliches, das zuletzt citierte ein weltliches. Ebenso durchdrungen wie der Dichter von W. L. XII von der Liebe zur Geliebten ist der von G. L. VII von inniger Zuneigung und Hingabe an seinen *lemmon*, dem all sein Denken gilt. Wie dasselbe Lied uns schon oben durch die Unmittelbarkeit des Ausdrucks und die Anschaulichkeit der Darstellung zeigte, wie sehr weltliche Elemente es durchsetzen, so wird dieser Eindruck noch verstärkt, wenn wir hier die sanfte, milde und innige Stimmung des Dichters beim Anblick der erwachenden Natur entstehen und auch in uns wach werden sehen. Anschauung und Reflexion sind innig miteinander verknüpft.

Eins nur ist für unsere Auffassung noch unerklärt, nämlich, warum das Lied sich an Christus wendet statt an Gott, den Schöpfer der schönen Natur, deren Anblick sein Liebessehnen hervorrief. Wir müssen uns aber daran erinnern, daſs bekanntermaſsen Christus und Maria im ganzen Mittelalter nicht

nur Gott gleich, sondern fast höher als er gestellt wurden, so dafs die christliche Lyrik sich mit diesem fast gar nicht beschäftigt. Freilich stehen Christus und Maria auch der Welt anders gegenüber, sie haben nähere Beziehung zur Menschheit, jener durch seine Erdenlaufbahn und den Opfertod, diese als Mutter des Erlösers, und aufserdem darf der grofse Einflufs der Idee der geistlichen Minne nicht übersehen werden: Christus war der Geliebte der nach ewiger Seligkeit ringenden Seele. Vgl. G. L. VII, 31—33.

So wie hier eine Frühlingslandschaft anregend wirkt, so geht in G. L. XII ein ähnlicher Einflufs von einem Herbstbilde aus: Das Welken von Rose und Lilie mit allem ihrem Dufte erinnert den Dichter an das Welken der Blumen unter den Menschen, der Frauen; keine, selbst eine Königin nicht, kann sich dem Tode entziehen. In diesem Liede sehen wir auch, wie der Dichter sich mitten in der Natur bewegt, denn, wie er uns selbst erzählt, befindet er sich eines Morgens auf einer Jagdstreiferei bei Peterborough. Er sieht die Natur somit unmittelbar in ihrem nun, im Herbst, absterbenden Leben. Das kann ihn nur wehmütig stimmen, ihm Gedanken an sein eigenes dereinstiges Absterben einflöfsen. Und damit hängt zusammen der Gedanke an seine Sünden, seine Strafe, und an Christi Gnade am Tage des Gerichtes, die er durch die Fürsprache der Maria zu gewinnen hofft; an sie richtet er nun sein Gebet, vielleicht auch gerade an sie als die einzige, die sofort nach dem Tode gen Himmel fuhr, im Gegensatz zu den sterblichen Frauen, deren er am Eingange des Liedes gedenkt.

Diese ganze Gedankenreihe geht von der Naturbetrachtung aus, die Anschauung weckt die dichterische Stimmung. Diese ist nicht immer vorhanden, sie wird nur momentan erregt.

Darin wirkt unverkennbar weltlicher Einflufs, wenn ein solcher sich auch im weiteren Verlaufe des Liedes kaum bemerken läfst, wenigstens nicht deutlich hervortritt. Dagegen aber finden sich manche Anklänge an den alten Ton.

Wenn schon der Herbst so trübe Stimmung erregen kann, wie viel mehr mufs es erst der Winter thun. Und so sehen wir in G. L. VI ein Winterlied, ein Stimmungsbild von geradezu düsterer Natur.

„*Winter wakeneþ al my care*“ beginnt der Dichter. Die Trostlosigkeit und Öde der Natur trübt alle Gedanken, mahnt an die Öde und Traurigkeit alles Lebens; alles vergeht (vgl. V. 6—9), Gott allein bleibt beständig, wie er ist und war. Von neuem giebt der Dichter dem Schmerz über das Absterben der Natur Ausdruck, gedenkt mehrmals der eigenen Gebrechlichkeit, und nun wendet er sich flehend an den, von dem alles Heil kommt, an Christus.

Mit ergreifenden Worten, aber in ganz schlichter Weise vermittelt die Sprache die Gedanken, die sich ohne Mittelglied einer Überlegung sofort und unmittelbar bei der Anschauung einstellen. Alles das haben wir als Kennzeichen weltlicher Poesie erkannt.

Ganz anderer Art als die bisher besprochenen Lieder ist G. L. IX, ein Gespräch der Maria mit ihrem gekreuzigten Sohne.* Wenn auch von solcher Anschaulichkeit, wie sie uns aus anderen Liedern bekannt ist, hier nicht die Rede sein kann, so ist es doch dem Dichter gelungen, uns die Situation ergreifend vorzuführen. Warme Empfindung durchhaucht Marias Reden, die in tiefem Mutterschmerz die Leiden des Sohnes mitfühlt, rührend sind ihre Entgegnungen auf seine Mahnungen, ihren Schmerz zu mildern durch Hinweis auf den Wert seines Todes. „Was kann mich trösten,“ sagt sie, „wenn ich deine Schmerzen sehe?“ Ihr Schmerz ist der einer jeden Mutter, die ihr Kind leiden sieht, ohne helfen zu können.

Einen in sich abgeschlossenen Stoff behandelt auch die Darstellung der fünf Freuden der Maria. Der Fortschritt dieses Liedes, G. L. XIV, gegen das im Miscellany enthaltene Gedicht gleichen Inhalts liegt in der Einleitung. Auch sie geht von der Natur aus. Der Dichter gedenkt auf einem Spaziergange der heiligen Jungfrau. Der Übergang zum Thema ist ziemlich unvermittelt, ja die Einleitung macht fast den Eindruck, als sei sie überhaupt nur da, um die näheren Umstände zu bezeichnen. Die Stimmung erklärt sich hier nicht so deutlich aus der Anschauung. Trotzdem aber zeigt der Eingang, der ein

* Böddekers Annahme einer Anlehnung an „Stabat mater“ ist unerwiesen. Die beiden Lieder stehen nur insofern in einem Zusammenhange, als der Stoff bei beiden derselbe ist.

weltliches Gepräge trägt, dafs der Dichter sich weltlichem Einflufs nicht entzieht. Dieser scheint auch in der übrigen Darstellung gewirkt zu haben, wenigstens unterscheidet sich die klare und einfache Behandlung des Themas vorteilhaft von derjenigen der „Five ioies“ im Miscellany, wo der Dichter vor Lobpreisungen der Maria den eigentlichen Kernpunkt dessen, was sein Motiv bildet, gar nicht erreicht. Wie verbreitet übrigens dieser Stoff im Mittelalter war, zeigen auch zwei lateinische Bearbeitungen desselben bei Wackernagel,* die allerdings nicht nur fünf, sondern sogar sieben Freuden Marias kennen. Interessant für uns sind sie, weil sie unseren englischen Versionen entsprechen, indem Nr. 241: De septem gaudiis beatæ virginis Mariæ in terra, unserem G. L. XIV, das andere 242: De septem gaudiis beatæ virginis Mariæ in cœlo, dem Liede des Miscellany dem Inhalte und der Ausführung nach sich zur Seite stellen läfst.

Rein äufserlich ist die Beziehung zur weltlichen Poesie in G. L. XVII. Die Einleitung, V. 1—6, ist dem Charakter eines geistlichen Liedes fern, und offenbar, wie Böddeker annimmt, einem Spielmannsliede entnommen. Freilich ist auch noch zu beachten, dafs wir hier wieder eine Dichtung vor uns haben, die auf der Grenze der Lyrik und der Didaktik steht. Jedenfalls aber zeigt der Umstand, dafs man ungescheut rein weltliche Formen auf geistliche Gebiete übertrug, was auf eine enge Beziehung beider Dichtungsarten oder wenigstens auf ein Nichtvorhandensein einer unüberbrückten Kluft zwischen beiden schliefsen läfst.

Ist diese Beeinflussung der geistlichen Poesie durch weltliche Elemente allein in England vorgegangen, oder findet sich Ähnliches auch in anderen Litteraturen?

Die lateinische Kirchenpoesie hatte zur profanen Dichtung so gut wie gar keine Beziehungen. Auch in Deutschland scheint jede Dichtungsgattung ihren streng gesonderten eigenen Weg gegangen zu sein, wenigstens weist die Wackernagelsche Sammlung deutscher Kirchenlieder aus der ältesten Zeit bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein kein Beispiel eines Liedes auf, woraus

* Das deutsche Kirchenlied, Nr. 241 u. 242.

die Wirkung weltlicher Elemente in geistlicher Dichtung erschlossen werden könnte.

Aber auch in Frankreich ist eine solche wohl nur Ausnahme, trotzdem man bei dem Wechselverkehr der französischen und englischen fahrenden Schüler doch vermuten sollte, sie auch hier zu treffen. In den von mir benutzten Sammlungen altfranzösischer Lieder* findet sich nur eins,** welches den englischen an die Seite zu stellen ist. Es beginnt:

Quant froidure trait afin
contre la saison desteit,
ke florissent cil iardin,
et renuerdissent cil prei;
oxillon, ki ont estei
por la froidure tapin,
si renuoixent amatin
espris de ioliuetei.
lors seux rauis a mon grei
en un desir de cuer fin.
de remireir la clairteit
ki iert et serait sens fin.

Tuit li desir enterin
sont en cel riche regnei. etc.

Dieses Reich ist das Himmelreich, dessen Herrlichkeit dann noch weiter geschildert wird. Eine Überleitung der Gedanken vom Naturleben zum jenseitigen findet somit auch hier statt, aber sie steht weit unter der der englischen Lieder an Innigkeit der Verknüpfung. Der Übergang bleibt hier immer ziemlich unmotiviert. Der Gedankengang der englischen Dichter liegt jedesmal klar vor uns: Der Frühling erweckt ein freudiges Sehnen im Herzen, eine weiche Stimmung, die zu Christus hinleitet; der Herbst erinnert uns an die Vergänglichkeit alles Irdischen, so auch an unsere eigene; derjenige, welcher dieser Vergänglichkeit die Schrecken abnimmt, ist Christus; der Winter endlich stellt uns die Öde der Natur dar, wenn ihr Leben zugleich mit seiner Grundbedingung, dem erwärmenden Hauche

* Wackernagel, Altfrz. Lieder und Leiche, Basel 1846. Mätzner, Altfrz. Lieder, Berlin 1853. Bartsch, Altfrz. Romanzen u. Pastourellen, Leipzig 1870. Die Berner Liederhdschr. 389, Herrigs Archiv Bd. XLI u. XLII. Altfrz. Lieder ed. Schirmer in Herrigs Archiv Bd. XLI.

** Nr. XL bei Wackernagel, Altfrz. Lieder u. Leiche.

der Sonne, verschwunden ist. In einem ähnlichen Zustand der Öde befinden auch wir uns, wenn der Quell unseres Lebens, die Liebe zu Christus fehlt. Der französische Dichter geht unmittelbar vom Frühlingsleben ohne Zwischenglied auf das Himmelreich über, ohne uns ahnen zu lassen, wie er dazu kommt. Man sieht auch die Notwendigkeit dieser Gedankenverbindung nicht ein, da man an die Herrlichkeit des himmlischen Reiches zwar wohl im Frühling, zur Zeit der gröfsten Pracht des irdischen Reiches, auch erinnert werden kann, aber ebenso im Herbst und Winter, wo jenseitige Herrlichkeit und irdische Vergänglichkeit sich gegenüberstehen, wo der Gedanke an das eine nach dem Gesetz des Kontrastes den Gedanken an das andere hervorruft. Ja dieses mufs schon gewirkt haben, denn nur die höhere Stufe der Pracht des zukünftigen Reiches konnte den Dichter von dem weniger vollkommenen irdischen Reich ablenken. Das aber spricht nicht für eine besonders innige Auffassung der Natur. Er reflektiert schon beim Anblick derselben über ihren Wert, er ist also nicht mehr unmittelbar ihrer zauberischen Wirkung ausgesetzt. Seine religiöse Stimmung wiegt von Anfang an vor, und er tritt schon mit dem Bewufstsein ihrer Minderwertigkeit im Vergleich zum Himmelreich an sie heran.

Das ist bei dem englischen Dichter nicht der Fall, dieser steht als Teil eines Ganzen im Naturleben, er fühlt sich dazu gehörig. Die Unterscheidung beider Auffassungsweisen liegt in dem verschiedenen Verhältnis der englischen und französischen Lyrik zur Natur, worüber die Betrachtung der weltlichen Lyrik uns weitere Aufschlüsse geben soll.

* *
*

Fassen wir nun zusammen, was sich bis jetzt aus unserer Untersuchung ergeben hat. Wir haben gesehen, dafs die geistliche Lyrik inhaltlich dieselbe geblieben ist durch ihre ganze Entwickelung hindurch. Die Erkenntnis, dafs alles Irdische vergänglich sei, dafs der Mensch trotz aller irdischen Macht sich diesem Schicksal nicht entziehen kann, dafs Jesus und mit ihm Maria die alleinigen Helfer sind, denen wir uns daher ganz

ergeben müssen, das sind Anschauungen, die sich fest erhalten haben, und das ist auch natürlich, denn es sind christliche Lehren.

Verschwunden, wenigstens in der grofsen Mehrzahl geistlicher Lieder, ist jene nichtssagende mystische Versenkung ins Jenseits, jene Schwärmerei, die bei aller Gehobenheit der Stimmung doch nur immer dasselbe sagt in schwülstiger, althergebrachter, ganz und gar nicht individueller Form. Geschwunden ist auch jener Geist der finsteren Ascese, der aller Weltfreude flucht. Dafür aber hat die geistliche Lyrik gewonnen, was reichen Ersatz bieten konnte. Sie hat von der weltlichen Poesie gelernt, die Natur in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen, oder genauer ausgedrückt, sie hat einen ihr anfangs eigentümlichen Charakterzug, den sie dann aufgab, durch die weltliche Lyrik wiedergewonnen. Denn, wie die Betrachtung der ältesten Kirchenpoesie lehrte, war dieser ein Eingehen auf die umgebende Natur wohlbekannt und wurde in ihr dichterisch verwendet. Aber es ist diese ursprüngliche Eigenschaft bedeutend modifiziert worden. Die alten Kirchenlieder standen über der Natur, daher sie dieselbe auch nur als etwas Allgemeines auffafsten, ohne sich als Individuum in eine nähere Beziehung dazu zu bringen. Jetzt aber steht der geistliche Lyriker mit seinem Fühlen und Denken mitten in der Natur. Früher war Naturbetrachtung nur etwas Nebensächliches, Zufälliges, ein Morgenlied konnte nicht gut beginnen ohne eine Erwähnung des Erwachens des Lebens in der Natur, bei einem Gebet um Hilfe gegen die wütenden Elemente lag es sehr nahe, die Wirkungen derselben darzustellen. Deshalb aber war der Dichter nicht von der Natur selbst zu seinem Gedichte angeregt, seine Stimmung war von vornherein eine religiöse. Jetzt weckte das umgebende Leben die Reflexion über das eigene Dasein; die geistliche Stimmung, aus welcher das Lied flofs, wurde erst dadurch hervorgerufen, dafs die mannigfachen Analogien des geistigen und des Naturlebens die Gedanken von dem einen auf das andere überleiteten. Die Reflexion schlofs sich nun mehr oder weniger eng an das angeschaute, zuerst noch äufserliche, natürliche, dann an das innere, geistige Bild an. Unmittelbarkeit des Ausdrucks war die notwendige Folge dieses Fortschrittes, denn geschraubte

Worte entsprechen nicht einfachen Gedanken. Durch das Eingehen auf die Natur lernte auch der geistliche Dichter ihre Freuden kennen, verstehen und an ihnen teilnehmen, woraus wieder eine neue Lebensauffassung resultierte.

Alle diese Züge in inniger Verschmelzung, so dafs man die fremden, neu eintretenden Bestandteile nicht mehr herauserkennen kann, geben der geistlichen mittelenglischen Lyrik einen ganz anderen Inhalt und drücken auch ihrer Form ein neues, zum Vorteil verändertes Gepräge auf. Durchaus harmonisch wirkt sie auf jedermann, sie setzt keine besondere Stimmung voraus, wie es ehedem der Fall war. Ihr Gedankenkreis entspricht dem des ruhig denkenden Menschen. Die Tendenz der neuen Richtung ist: ein Streben nach möglichster Vollkommenheit und Erreichung des Heils bei verständiger Abwechselung von Ernst und Freude, denn auch dieser gebührt ein Recht, da sie den Weg ausschmückt, der zum Höchsten führt.

* * *

Das war die Gestalt der mittelenglischen geistlichen Lyrik zur Zeit der stärksten Beeinflussung durch die weltliche. Wir müssen nun noch einen Blick auf die Folgezeit werfen und zusehen, wie sich da ihr Verhältnis zur weltlichen Poesie gestaltete. Wenn wir die Gedichte, welche in den verschiedenen Publikationen der Early English Text Society, namentlich aus den Jahren 1867 und 1870, enthalten sind, sowie die in Reliquiæ antiquæ und von Böddeker im Jahrbuch für romanische und englische Litteratur, Bd. 14 u. 15 veröffentlichten lyrischen Produktionen, welche uns die geistliche Lyrik Englands etwa bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts darstellen, betrachten, so können wir im allgemeinen behaupten, der Einflufs weltlicher Dichtung dauere nur so lange, als die Dichter beider Gattungen in regem Wechselverkehr standen, wenigstens ist er in dieser Zeit am deutlichsten erkennbar und am häufigsten. Ganz ohne alle Nachwirkung konnte er indes nicht bleiben, und so treffen wir auch in den genannten Sammlungen Lieder, die gegenüber der ermüdenden Monotonie der Gebete und Lobpreisungen wahr-

haft erfrischend auf den Leser wirken, freilich nicht in so grofser Anzahl als bei Böddeker.

So zeichnet sich eine Darstellung von Christi Leiden* aus durch warme Empfindung; Einfachheit in Gedanke und Ausdruck bilden Vorzüge eines Liedes: „I wite my silf myn owne woo.“** Auch sonst noch treten uns diese Vorzüge vereinzelt entgegen, verbunden mit Individualität der Gedanken; mancherlei Bilder schmücken die Diktion. Lebhaft erinnern an Gedichte der Böddekerschen Sammlung solche Lieder, die durch eine Einleitung uns die näheren Umstände mitteilen; aber auch hier ist eine Veränderung eingetreten. Wenn der Dichter von „This world is but a vanyte“*** singt:

As y gan wandre in my walkinge
Bisides an holt vndir an hille
Y say an oolde man sitte wepinge;

und wenn das Lied: „Merci passiþ Riȝtwisnes“† beginnt:

Bi a forest as y gan walke
Wiþout a paleys in a leye
I herde two men togidre talke;
I þouȝte to wide what þei wolde seie,

so ist damit nur eine rein äufserliche Anknüpfung an die weltlichen Verhältnisse gegeben. Nicht diese oder die Natur erregen die Stimmung des Dichters, sondern diese ist schon vorhanden, sie ist selbständig, und er scheint nur zu referieren. Diese Art von Einleitung ist dieselbe wie die der altfranzösischen Pastourellen:

Lautrier me cheualchoie
toute ma senturelle
trovai en mei ma voie etc.

In beiden Fällen ist der Zweck der Einleitung rein äufserlich. Auch eine so anschauliche Schilderung eines Jagdrittes, wie sie „Revertere“†† uns zeigt, steht in keinem Zusammenhange mit dem Inhalte des Liedes, dem sie als Einleitung dient, denn das Auffinden des Wortes „Revertere“ auf einem Blatte ist rein zufällig,

* Early English Text Society 1867. Hymns to the Virgin and Christ S. 28, V. 201 ff.
** ib. S. 35.
*** ib. S. 81, V. 1—3.
† ib. S. 95.
†† ib. S. 91.

und nur dieses giebt den Anstofs zu den weiteren Betrachtungen, nicht die umgebende Natur. Dagegen stehen auf ziemlich hoher Stufe lyrischer Vollkommenheit die Lieder: „Who cannot wepe, com lerne of me“* und „Dispute between Mary and þe cross“.** Das erste stellt uns Maria am Fuſse des Kreuzes dar, weinend um ihren Sohn. In ergreifenden Worten schildert es uns ihren Schmerz, tiefes und warmes Mitgefühl spricht sich aus in den Hinweisen darauf, daſs „Christus, unser Vater und unser Bruder zugleich, für uns den bittersten Tod erduldete. Wer sollte da ungerührt bleiben? Wer könnte uns den Schmerz besser ausdrücken lernen als Maria, die Mutter des liebevollen Heilands?“

Noch ausgeprägter weltliche Elemente zeigt das zweite Lied. Die Art, wie Maria dem Kreuz vorwirft, Christi Leiden verschuldet zu haben, indem es ihn im Gegensatz zu ihrer mütterlichen Sorgfalt als Stiefmutter quäle, lieblos ihm Schmerzen bereite, und nackt ihn Wind und Wetter aussetze, zeugt von groſser Lebhaftigkeit der Phantasie, von sehr entwickelter Darstellungsgabe des Dichters. Bild reiht sich an Bild, wir sehen selbst im Geist alles, was uns in Worten dargestellt wird. Ebenso poetisch ist die Antwort des Kreuzes, worin es sich gegen die Vorwürfe verteidigt. „Es sei der Stab des Hirten Christus, durch die Thätigkeit des Kreuzes erst habe Christus sein Werk vollendet, aber dazu sei es ohne Willen bestimmt, denn nicht das Kreuz habe das Wetter gesandt, das die daran hängende Frucht reifen machte; wie die Presse nur ein Mittel ist, um Wein zu gewinnen, so habe auch das Kreuz nur diesem Zwecke gedient, als Christus an ihm blutete und mit diesem seinem Blute der Menschheit den Lebenstrank gab.“***

Hier sehen wir also alle Vorzüge der geistlichen Poesie noch einmal vereinigt. Sonst aber ging sie wieder ihre eigenen, von denen der weltlichen Lyrik nicht mehr berührten oder ge-

---

* A. a. O. S. 126.

** Legends of the holy Rood. E. E. T. S. 1871, S. 130 ff.

*** Der Vergleich Christi mit einer Frucht ist übrigens schon sehr alt. Venantius Fortunatus benutzt ihn in seinem Liede De cruce Domini (Wackernagel, Das d. Kirchenlied, Nr. 77):

> Appensa est vitis inter dua brachia, de qua
> dulcia sanguineo vina rubore defluunt.

kreuzten Wege, seitdem die fahrenden Kleriker aufgehört hatten, ihre Hauptpfleger zu sein. Und diese Änderung in den Personen der Verfasser drückte der ganzen folgenden geistlichen Lyrik einen entsprechenden Charakter auf. Ein Geistlicher, der im Liede die Gedanken seiner Seele enthüllte, ein gebildeter Laie, der zu seiner Erbauung sich mit geistlicher Dichtung befafste, und endlich ein fahrender Schüler mit lebhaftem Sinn und leicht erregbarem Gefühl, der dem Drange der jugendlichen Herzen folgend seiner Verehrung Christi oder Marias Ausdruck verlieh, mufsten ganz verschiedene Dichtungen hervorbringen. Wenn nun die Thätigkeit der letzteren aufhörte, so darf es kaum Wunder nehmen, wenn die geistliche Lyrik die Charakterzüge verlor, welche sie ihr aufgedrückt hatten: die Lebendigkeit und Frische des Ausdruckes, die vielfachen Beziehungen auf das Leben und vor allem auf die Natur, worin gerade das Hauptmerkmal der specifisch englischen Dichtung beruhte. Die geistliche Lyrik trat wieder mehr und mehr in den Zustand ein, wo sie eigentlich nichts ausdrückte als die herrschende kirchliche Richtung. Dieselben Gedanken wie in den anderen Litteraturen bilden den Gegenstand auch ihrer Produkte. So wie sie fortwährend die Jungfräulichkeit der Maria hervorhebt, so wiederholt ein französisches Marienlied* auch sehr oft:

Doulce dame de noble atour,
qui portas nostre creatour,
und Tu es celle de qui volt naistre
nostre creatour, nostre maistre,
nostre pere, nostre seigneur.

Und so wie der englische Dichter Jesus zum *lefmon* hat, so sagt auch der französische: *Je suis a vous comme amant a sa mie.* Zugleich damit schwand auch der individuelle Charakter ihrer Dichtungen, der Inhalt hört auf, eine nur den einzelnen betreffende Klage oder ein Gebet des einzelnen zu sein. An deren Stelle treten allgemeine Betrachtungen über das Leben im Anschlufs an biblische Sprüche, oft verbunden mit biblischen Citaten. So behandeln mehrere Lieder** die Schäden der Zeit. Nr. XXIX schliefst aus der Verderbtheit der Menschen auf

* Suchier, Mariengebete, Halle 1877.
** Jahrbuch, Bd. XIV, Nr. XX, XXVIII—XXXI.

das Herannahen des Gerichtes. Ein anderes Lied* behandelt in längerer Ausführung den biblischen Ausspruch, dafs der Mensch sei wie das Gras, das heute blüht und morgen verdorrt ist. Er verwendet dazu den Vergleich des Lebens mit den vier Jahreszeiten. Ein Kampflied, Nr. XXX, mahnt zum Streite gegen die Macht des Satans, Christus sei der beste Führer in diesem Kampfe. Auch einfache Darstellungen von Thatsachen der biblischen Geschichte kommen öfters vor, teils schlicht und ohne allen Schmuck, wie die Erzählung der Menschenschöpfung und des Sündenfalls in XXIII, teils schwungvoll wie XXXII, welches die Darstellung von Christi Geburt beginnt mit dem Jubelruf:

The golden tyme ys nowe at hande,
The daye of joye from heaven doth springe;
Salvacyone over-flowes the lande,
Wherefore all faithfull thus may singe:
Glorye be to god most hie,
And peace on the earth continuallye,
And vnto men rejoysinge.

Auch das jüngste Gericht ist natürlich Gegenstand poetischer Behandlung geworden. — Von tiefer und wahrer Frömmigkeit durchdrungen ist die Mahnung zum frommen Leben, XXVIII; der Dichter erinnert vom Kerker aus, in den seine Zuversicht auf Christi reine Lehre ihn gebracht, seine Kinder an die Gebote des christlichen Glaubens. In demselben Tone ermahnt XXXVI zur Mildthätigkeit. Auch bei diesen Liedern stehen manche hart an der Grenze des lyrischen Gebiets, teils sind sie mehr erzählender Natur, ballets, wie sie sich selbst nennen, teils nähern sie sich der didaktischen Dichtung.

Zweierlei nun tritt uns in diesen späteren Produkten geistlicher Poesie entgegen. Das eine ist das Eingehen und die Bezugnahme auf die Bibel unmittelbar. Der Ausdruck: *as Scripture plainly dothe us tell* kehrt sehr oft wieder. Dieser Zug ist der älteren Kirchenpoesie, wenigstens in so hervortretender Weise, nicht eigen. Sicherlich ist hierin eine Wirkung der Reformation zu sehen, wenn man die Vermutung Böddekers als erwiesen annimmt, der Dichter John Rogers (XXVIII) sei ein Märtyrer seines Glaubens aus der Zeit der Königin Maria.

* Jahrbuch, Bd. XIV, Nr. XXXV.

Ferner aber ist auch der Umstand bemerkenswert, daſs seit den Zeiten der Beeinflussung durch weltliche Züge sich fast kein Beispiel mehr für jenen finsteren Geist der Weltflucht und Selbstverkleinerung findet, auch die Neigung zu mystischer Kontemplation mit Übergehung aller irdischen Verhältnisse scheint geschwunden, dauernd vorüber, wenn wir von dem einen Fall in XXXIV, einem etwas dunkel und mystisch gehaltenen Lobe der Stadt Zion, absehen. Die Dichter knüpfen unmittelbar ans Leben an, ergründen die Menschennatur mit ihren Schwächen, und weisen auf Mittel hin, sich über sie zu erheben. Der Grund dieser neuen Auffassung mag wohl hauptsächlich in der Fortentwickelung der kirchlichen Lehre liegen, aber ein Mitwirken der weltlichen Poesie und ein Nachwirken der stattgehabten Beeinflussung von auſsen wird sich dabei kaum ableugnen lassen. Freilich erkennt man jetzt den geistlichen Charakter eines geistlichen Liedes auf den ersten Blick, und Beziehungen zum Naturleben haben aufgehört, religiöse Betrachtungen einzuleiten. Wohl aber hat sich die Auffassung erhalten und entwickelt, zu der die weltliche Poesie die Anregung gab, als sie die geistliche Lyrik von den Fesseln und Fehlern der althergebrachten Kirchenpoesie befreite. Sie änderte dauernd ihren Gedankenkreis und zwar nach zwei Richtungen: Einmal verallgemeinert sie ihn, indem in ihn das Leben mit allen seinen Anregungen trat, und nicht mehr allein geistliche Ideen vorherrschten; dann aber machte sich auch eine Einschränkung geltend, indem die mystischen nebelhaften Phantasiegebilde eines schwärmerischen Geistes aus ihm heraustraten und ihm durch Verbindung mit menschlichen und natürlichen Verhältnissen Schranken gezogen wurden.

Unverändert blieb von Anfang aller geistlichen Lyrik durch alle Phasen der Entwickelung hindurch nur eins, was ja zugleich ihre Quelle ist: der Glaube an den dreieinigen Gott und die innige Liebe zu Christus und Maria, von deren Gnade das zukünftige Heil abhängt. Alles andere ist nur ein je nach den Zeitverhältnissen mehr oder weniger verschiedener Ausdruck desselben Grundgedankens.

Raul von Cambrai.

Ein altfranzösisches Heldenlied.

Übersetzt von

F. Settegast.

(Schlufs.)

Zu Ribemont der stolze Graf Ybert,
Er hört im Münster den Vespergottesdienst.
Da langen an Bernier und seine Ritter.
Den Stegreif halten ihm des Schlosses Knappen,
Dann fragen sie: „Bei dem gerechten Gott,
Was giebt es Neues? Das verhehlt uns nicht.“
„Ich kann euch Schlimmes melden,“ sagte Bernier,
„Wer unser Land jetzt will verteidigen,
Der sei bereit, es wird ihm Kampf nicht fehlen.
Graf Raul von Cambrai kommt, uns zu vernichten,
Doch Gott vom Himmel kann uns wohl Hilfe senden.“
Als sie Bernier nun vor dem Saal entwaffnen,
Da sehn sie Blut von seinem Haupte fliefsen,
Manch edler Mann erschrak gar sehr darob.

Aus ist die Vesper, Ybert kommt aus dem Münster,
Den Sohn begrüfst er mit Kufs und mit Umarmung,
Am Antlitz sieht er fliefsen ihm das Blut,
Er wundert sich und spricht: „Bei Sankt Richier,
Wer war so kühn, mein Sohn, dich anzurühren?“
„Das war mein Herr,“ erwiderte Bernier,
„Er schlug mich mit dem Schafte eines Spiefses,
Mein Kleid ist nafs von Blut bis zu dem Gürtel.
Zu Euch, mein lieber Vater, komm ich jetzt,
Dafs Ihr mir Rat und Hilfe gebt zur Rache!“
Da spricht zu ihm Ybert, der stolze Graf:
„Bernier, mein Sohn, ich will dir's offen sagen,

Du bist ein Thor und dir ist nicht zu helfen.
Als du ein Knabe warst, da haben wir
Mit Lieb und Zärtlichkeit dich aufgezogen;
Und als zum Jüngling du warst herangewachsen,
Verliefsest du in deinem Hochmut uns.
Du gingst nach Cambrai zu dem Grafen Raul
Und schenktest Glauben seinen glatten Worten.
Du dientest ihm, nun hast du deinen Lohn:
Er hat dich wie ein Ackerpferd geschlagen.
Durch deine eigne Schuld ist dir's geschehen,
Ich weise dich von Haus und Hof hinweg,
Du sollst bei mir nicht Schutz noch Hilfe finden."
Bernier vernimmt's, die Farb entweicht dem Antlitz:
„Erbarmen, Vater, bei Gott, Mariens Sohn,
Nehmt mich in Euren Schutz, ich bitt Euch drum.
Graf Raul, er kommt, ins Elend uns zu treiben,
Nicht eines Hellers Wert will er dir lassen.
Ganz Origni hat er bereits verbrannt,
Und von den Nonnen lebt nicht eine mehr,
Im Feuer sind sie umgekommen alle,
Ja, meine Mutter selbst, Marcent, die gute,
Ich sah sie brennen mit meinen eignen Augen.
Als ich drob zornig wurde gegen Raul,
Da hat er mich mit einem Spiefs geschlagen,
Mein Antlitz ward von rotem Blut besudelt."
Als Ybert dieses hört, da ruft er laut:
„Zu seinem Unheil, ich schwör es, hat der Schurke
Verbrannt die Nonnen und Marcent, deine Mutter.
Es ist ein Wunder, wenn Gott noch länger duldet,
Dafs ihn die Erde und der Rasen trägt.
Mit grofsem Unrecht drang er in mein Land,
Noch mancher Panzer soll durchlöchert werden,
Eh dieses Land ihm überlassen wird."
Dann sprach er weiter mit grofser Freundlichkeit:
„Mein lieber Sohn, entledge dich des Kummers,
Denn bei dem Gott, der alles lenkt hienieden,
Schwer soll er's büfsen, eh noch drei Tage um sind."
Als nun die Essenszeit gekommen war,
Da setzten sich zu Tisch die wackern Ritter.
Ybert jedoch berührte keine Speise
Und nagte nur an einem Hirschenknochen.
Die edlen Männer redeten ihn an:
„So efst doch, Herr, bei dem gerechten Gott,
Heut ist ja Ostern, wo man sich freuen soll."
Und Ybert sprach: „Fürwahr, das kann ich nicht.

Hier seh ich meinen Sohn von Blut beronnen,
Wer so ihn schlug, der ist gar sehr mein Feind.
Nun auf, ihr Ritter, zum Kampfe gegen Raul;
Ihr Alte bleibet hier und schützt die Burg,
Ihr junge Männer rüstet euch zur Kriegsfahrt."
Sprach Bernier: „Herr, hier dürft Ihr mich nicht lassen."
„Doch werd ich's, Sohn," erwiderte Ybert,
„Ihr seid verwundet und bedürft der Pflege."
„Herr," sagte Bernier, „redet nicht davon,
Denn eher liefs ich mich in Stücke schneiden,
Als dafs ich mich an Raul nicht rächen sollte."
Da widersprach nicht länger Graf Ybert;
Sie rüsten sich und reiten eilends fort,
Mit ihnen reitet Bernier.

Grofs ist das Heer, das Rauls Befehl gehorcht,
Zehntausend sind's, Guerri, der führt sie an;
Ein jeder sitzt gewappnet auf dem Streitrofs.
Die Söhne Herberts und der junge Bernier,
Elftausend Krieger hatten sie zur Stelle.
So nahe sind die Heere sich gekommen,
Dafs man von beiden Seiten sich erkannte.
Nicht konnten da der Thränen sich enthalten
Sogar die Kühnsten, denn sie wufsten wohl,
Es werde schlimm und schrecklich sein der Kampf,
Und wer gestürzt, dem sei der Tod gewifs:
Gefangennehmung werde es nicht geben.
Die wackern Männer gelobten darum Gott,
Nicht mehr zu sündgen, wenn sie am Leben blieben;
Wenn doch sie's thäten, es reuig abzubüfsen.
Es raufte mancher Edle aus dem Rasen
Drei Halme und verschluckte gläubig sie
Zur Kommunion, denn Priester gab's dort keinen,
Sie gaben Seel und Leib in Jesu Schutz.
Raul und Guerri, die schwuren hoch und teuer,
Sie würden nimmer von dem Kriege lassen,
Bis mit Gewalt das Land erobert sei,
Und Herberts Söhne vertrieben oder tot.
Und auf der andern Seite schwur Ybert,
Raul werd erhalten nicht einen Fufs breit Landes;
Und es versicherten ihm alle Mannen
Bis in den Tod Ergebenheit und Treue.
„Die Sicherheit," so sprach Bernier, „ist gut,
Verwünscht sei, wer zuerst zur Flucht sich wendet."
Dann sprengt er vor auf seinem guten Streitrofs

Und einen Ritter trifft er auf den Schild,
All seine Rüstung konnte den nicht schützen,
Es drang ihm durch den Leib die Lanzenspitze,
Er fällt zu Boden als ein toter Mann.
Bernier ruft: „Saint-Quentin! Haut drein, Gefährten,
Rauls grofser Hochmut stürzt ihn ins Verderben;
Wenn ich ihn heut mit meinem Schwert nicht töte,
Dann will ich gleich ein feiger Schurke heifsen.“
Die Ritter sprengen von beiden Seiten an,
Die Hörner tönen, der Lärm ist gar gewaltig;
Seitdem die Welt von Gott geschaffen worden,
Gab's wohl in keinem Kampfe solch Getöse.
Die guten Ritter wollen da nicht säumen,
Sie drohen nicht, sie hauen mutig ein.
Das Rofs spornt Ybert und ruft mit lauter Stimme:
„Wo bist du, Raul? Ich fordre dich zum Zweikampf.
Besiegst du mich mit deines Schwertes Schärfe,
So wird mein ganzes Land dir unterthan,
Es wird dann niemand mehr Verteidgung wagen.“
Raul hört es nicht, wie ich vernommen habe,
Denn anderwärts war er im Kampfgetümmel,
An seines Oheims, Guerri des Braunen, Seite.
Darob geriet Ybert in grofsen Zorn,
Zu schnellem Laufe spornte er das Streitrofs,
Und Fromont trifft er vorn auf seinen Schild,
Er spaltet ihn grad unterhalb des Buckels,
Auch schützte jenen der weifse Panzer nicht,
Es treibt Ybert den Spiefs ihm in den Leib
Und wirft ihn tot, mit Blut beströmt, zu Boden.
„Saint-Quentin,“ ruft er, das ist sein Feldgeschrei,
„Ihr Herrn Barone, hauet mutig drein,
Zu seinem Unheil begann Graf Raul den Krieg.“

Es sprengte Ludwig durch das Schlachtgetümmel,
Das war der jüngste von den vier Söhnen Herberts,
Jedoch der tapferste von ihnen allen.
Gar wohl gewaffnet safs er auf dem Streitrofs,
Das ihm geschenkt sein Pate, König Ludwig.
Mit lauter Stimme hub er an zu rufen:
„Wo bist du, Raul von Cambrai? Komm heran.
Besiegst du mich, gewinnst du grofsen Ruhm
Und all mein Land soll dir zu eigen werden.“
Nicht hörte ihn Graf Raul von Cambresis,
Denn anderwärts war er im Kampfgetümmel,
Er wäre sonst gewifs herbeigekommen.

In grofse Wut gerät der junge Ludwig,
Er drückt den guten Schild an seine Brust,
Zu raschem Lauf spornt er das Streitrofs an
Und trifft Garnier auf seinen grauen Schild
(Der war aus Arras, Guerri des Tapfern Sohn),
Den Schild durchbohrt er unterhalb des Buckels,
Und auch der Panzer schützte Garnier nicht,
Es fährt ihm in den Leib die Lanzenspitze,
Dafs tot er niedersinkt von seinem Rosse.
Und Ludwig rief: „Haut drein, ihr guten Ritter,
Zu seinem Unheil kam Raul in dieses Land.“
Da sprengt heran Guerri auf seinem Streitrofs,
Das blanke Stahlschwert hält er in seiner Rechten,
Und nicht bedarf des Arztes, wen er trifft;
Wohl vierzehn sanken von seinen Hieben nieder.
Er blickt' und sah am Rande eines Holzes,
Tot auf der Erde liegend, seinen Sohn;
Vor Schmerz und Zorn kam er von Sinnen fast.
Gleich reitet er nach jener Stelle hin,
Er steigt vom Rofs und küfst den blutgen Leichnam.
„Sohn,“ sprach der Vater, „ich hatte dich so lieb;
Wer dich getötet hat, bei Sankt Richier,
Ich will mich nimmermehr mit ihm versöhnen.
Nicht ruhen werd ich, bis ich ihn getötet.“
Er wollte heben auf den Hals des Pferdes
Den Sohn, jedoch die Feinde sah er nahn.
Da legt' er in den hohlen Schild den Leichnam
Und sprach: „Mein Sohn, ich mufs dich jetzt verlassen,
Doch wenn es Gott gefällt, werd ich dich rächen.
Er möge deine Seele zu sich nehmen.“
Dann eilte er zu seinem Rofs zurück,
Schwang sich hinauf und stürzt' ins Schlachtgewühl.
Die Feinde läfst er seinen Zorn wohl fühlen.
Wer ihn gesehen hätte, wie er dreinschlug,
Wie Arm' und Köpfe von seinen Hieben fielen,
Der hätte ihn der Feigheit nicht geziehen.
Es sanken mehr als zwanzig vor ihm nieder,
Der Feinde Reihen lichten sich um ihn.
Arnold, den Herrn von Douai, trifft er an.
Die Rosse spornen sie zu schnellem Lauf,
Mit starkem Stofse treffen sie die Schilde,
So dafs sie durch und durch gespalten werden,
Jedoch die Panzer wurden nicht zerrissen.
Sie fallen beide auf die Erde nieder,
Doch gleich sind wieder sie emporgesprungen.

Hoch in der Rechten schwingt Guerri das Schwert,
Und Arnold trifft er auf seinen goldnen Helm,
Dafs gleich zu Boden die Edelsteine fallen.
Hätt Arnold nicht den Kopf zurückgezogen,
So hätt ihn Guerri gespalten bis zum Gürtel;
Von Schild und Panzer schlug er ein Stück ihm ab.
Fürwahr, der Hieb war grofs und fürchterlich,
Von seiner Wucht sank Arnold auf die Kniee,
Es war kein Wunder, dafs er sich fürchtete.
Gott rief er an, den wahren und gerechten,
Und auch Maria, die heilge Gottesmutter,
Wenn sie ihm hülfen, so gelobte er,
Dann woll er wieder aufbaun Origni.
Da sprengt heran Renier, der Sohn von Guerri,
Vor seinem Vater sah er Arnold straucheln;
Gleich hätt er ihn mit seinem Schwert getötet,
Als von der andern Seite Bernier nahte.
Der rief Renier mit lauter Stimme an:
„Um Gott, du edler Mann, berühr ihn nicht,
Zu mir her wende dein eisengraues Streitrofs,
Kampf wirst du finden, wenn du ihn haben willst.“
Als der es hörte, ward er sehr ergrimmt,
Mit ihm zu kämpfen trug er grofs Verlangen,
Garnier, den lieben Bruder, wollt er rächen.
Sie sprengen hurtig aufeinander los
Und stofsen mit den Lanzen auf die Schilde.
Die wurden gleich zerbrochen und durchbohrt,
Jedoch die Panzer wurden nicht zerrissen.
Da zieht Bernier das Schwert und schlägt Renier
Auf seinen Helm, dafs ab der Zierat fällt;
So Helm wie Haube wird vom Schwert durchschnitten,
Bis zu den Zähnen wird das Haupt gespalten.
„Den Hieb,“ sprach Guerri, „hab ich wohl gesehen,
Auf einen zweiten warten, Thorheit wär es.“
So viel Gefährten Berniers sieht er nahn,
Es weicht vor Furcht das Blut aus seinem Antlitz.
Er eilt zurück zum Rofs, das auf ihn wartet,
Schwingt sich hinauf und sprengt sogleich von dannen,
Den Sohn, der tot am Boden liegt, verläfst er.

Guerri entflieht, nicht weifs er andern Rat,
Laut jammert er um seiner Söhne Tod.
Er sprengt zurück wohl über einen Hügel
Und klagt dem Grafen Raul sein bittres Leid.
„Die frechen Schufte,“ sprach er, „Herberts Söhne,

Sie haben beide Söhne mir getötet.
Gott gebe, dafs ich mich an ihnen räche."
„Mein lieber Neffe Raul," so sprach er weiter,
„Von grofser Tapferkeit sind Herberts Söhne,
Ich hätt es vorher nimmermehr gedacht.
Drum bitt ich dich bei dem wahrhaftgen Gott,
Dafs du dich heute nicht von mir entfernest.
Das will ich dir versprechen und geloben:
Wenn du umringt von deinen Feinden bist,
Und wenn sie dich vom Rofs geworfen haben,
Ich helfe dir, dafs wieder du hinaufkommst."
Des freute Raul sich und versprach es ihm.

Es drängen sich um Raul so dicht die Feinde,
Er kann sein Rofs nicht lenken nach Belieben,
Nicht, wie er möchte, mit dem Schwerte dreinhaun.
Das schmerzt ihn so, es bricht der Schweifs ihm aus.
Mit grofser Tapferkeit schuf er sich Bahn,
Der Feinde Reihen mit dem Schwert durchbrechend.
Jedoch beging er eine grofse Thorheit:
Er trennte sich von Guerri, seinem Oheim,
Und den Baronen, die ihm helfen wollten.
Er reitet fechtend durch das Kampfgetümmel,
Und wen er trifft, für den giebt's keine Rettung.
Wohl zwanzig Männern schlägt den Kopf er ab,
Fast alle Feinde fliehn vor ihm in Angst.
Richier, den guten Ritter, sah er vor sich,
Derselbe war des jungen Bernier Vetter,
Und Yberts Fahne, seines Oheims, trug er.
Gar sehr bedrängte er die Mannen Rauls,
Der sieht's und eilends sprengt er auf ihn los,
Fafst seinen Spiefs, schwingt ihn mit grofser Kraft
Und trifft Richier auf den gewölbten Schild,
Durchbohrt ihn grade unterhalb des Buckels,
Zerreifst darauf den weifsen Kettenpanzer
Und stöfst den Spiefs ihm tief in seinen Leib;
Dann wirft er tot ihn auf den Rasen nieder,
Und Yberts Fahne fiel mit ihm zu Boden.
Raul sieht es wohl, da freute sich sein Herz;
Er rief: „Cambrai! Haut drein, ihr guten Ritter,
Nicht sollen diese Schufte uns entrinnen."

Zu raschem Laufe spornte Raul sein Streitrofs,
Er sah vor sich den tapferen Johann,
Das war der Herr von Ponthieu und von Ham;

Ein Riese war es an Gröfse und Gestalt,
Er hatte mehr als hundert schon getötet.
Raul schaut ihn an, und grofs ist seine Furcht,
Um keinen Preis hätt er ihn angegriffen;
Doch seines Vaters Taillefer gedenkt er,
Der kühnlich manchen Kampf bestanden hatte,
Und der Gedanke gab ihm solchen Mut,
Vor vierzig Männern wär er nicht geflohen.
Da treibt das Rofs er an mit Sporn und Zuruf,
Er schwingt mit grofser Macht den schneidgen Spiefs
Und trifft damit Johann auf seinen Schild;
Er spaltet ihn grad unterhalb des Buckels,
Und auch der weifse Panzer half ihm nichts,
Raul stöfst den Spiefs ihm tief in seinen Leib
Und wirft ihn tot, mit Blut beströmt, zu Boden.
Des freut er sich und ruft mit lauter Stimme:
„Cambrai! Haut drein, Barone, säumet nicht.
Nicht werden Herberts Söhne unser spotten,
Den feigen Schuften ist der Tod gewifs."

Geregnet hatte es, weich war der Boden,
Ermattung überkam die Rosse alle.
Raul trifft auf Arnold, den Grafen von Douai,
Der spricht zu ihm: „Raul, treff ich endlich dich?
Ich bin dein Feind und nimmer werd ich ruhn,
Bis du von mir besiegt bist und getötet.
Was du mir anthatst, werd ich nie vergessen:
Von meiner Gattin hatte ich zwei Söhne,
Ich schickte sie zum Hofe nach Paris,
Dort wurden sie getötet mit Verrat.
Nicht thatest du's, doch willigtest du ein.
Wenn ich dich jetzt mit diesem Schwert nicht töte,
So acht ich mich nicht einen Heller wert."
Sprach Raul: „Wenn ich Euch jetzt nicht Lügen strafe,
So will ich Cambrai nimmer wiedersehn."
Dann spornen sie zu raschem Lauf die Rosse
Und stofsen mit den Lanzen auf die Schilde,
Die wurden gleich gespalten und durchbohrt,
Jedoch die guten Panzer widerstanden.
Sie fielen beide vom Rofs zur Erde nieder,
Doch richten gleich sie wieder sich empor.
Raul war ein tapferer und kühner Ritter,
Sein gutes Stahlschwert entreifst er gleich der Scheide
Und Arnold schlägt er auf den spitzen Helm,
Dafs alle Edelsteine niederfallen.

Es glitt der mächtge Hieb zur Seite nieder,
Doch wufst ihn Raul mit solcher Kunst zu lenken,
Arnold verlor vom linken Arm die Hand,
Mit samt dem Schild fiel sie zu Boden nieder.
Als Arnold Schild und Hand am Boden sieht,
Der rot sich färbt vom Blut, das niederströmt,
Da steigt er auf sein Rofs in grofser Angst
Und eilends flieht er den Waldesrand entlang.
Auch Raul schwingt sich aufs Rofs und jagt ihm nach,
Nicht lange währt's, so ist er ihm ganz nahe,
Denn Arnolds Rofs, es war bereits erschöpft.
Grofs ist darob die Furcht des edlen Grafen,
Er machte Halt und rief mit lauter Stimme:
„Erbarmen, Raul, bei Gott, dem Weltenschöpfer,
Ich will dein Lehnsmann sein, ganz wie du willst,
Und all mein Land soll dir zu eigen werden.“
Raul aber schwur, dafs er ihn töten wolle,
Und auf nichts andres sei gewandt sein Sinn.

Arnold entfloh und Raul verfolgte ihn.
Da blickte Arnold vor sich hin und sah
Rocoul, den Vetter Berniers, seinen Neffen.
In seiner Todesfurcht rief er ihm zu:
„Rocoul, mein lieber Neffe, schütze mich
Vor Raul, der nimmer von mir lassen will.
Schon hat er mich der linken Hand beraubt
Und jetzo droht er, den Kopf mir abzuschlagen.“
Das hört Rocoul, er ward vor Zorn fast rasend.
„Mein Oheim,“ sprach er, „seid ganz ohne Furcht,
Dem Grafen Raul soll es an Kampf nicht fehlen,
An gar gewaltgem, es wird ihm wohl noch leid.“
Er spornt das Rofs mit seinen goldnen Sporen,
Und schwingt den Lanzenschaft von Apfelbaum;
Sie treffen beide sich auf ihre Schilde,
Die wurden gleich gespalten und durchbohrt,
Jedoch die guten Panzer hielten stand.
Da schwingt in grofsem Zorne Raul das Schwert
Und trifft Rocoul auf seinen goldnen Helm;
Die Edelsteine fielen alle nieder;
Zur Linken glitt das gute Stahlschwert ab;
Hernieder schlägt ihm Raul den ganzen Schild
Und schneidet unterm Knie den Fufs ihm ab.
Der fällt mit samt dem Sporn zum Rasen nieder.
Raul sieht es wohl und grofs ist seine Freude.
Mit bittrem Hohne sprach er da zu ihnen:

„Nun fehlt Arnold die Hand, Rocoul der Fufs,
Ich will euch gern in meine Dienste nehmen,
Zum Wächter oder Pförtner taugt ihr trefflich."

Arnold entflieht, gar grofs ist seine Furcht,
Raul jagt ihm nach, er will nicht von ihm lassen.
Mit lauter Stimme ruft er dem Grafen zu:
„Nach deinem Tod trag ich Verlangen, Arnold,
Mein Schwert und ich, wir haben ihn beschlossen."
Arnold sieht nahe schon den Grafen Raul,
Da fleht er nochmals ihn um Schonung an:
„Erbarmen, Raul, bei dem gerechten Gott,
Ich will noch leben, ich bin ja noch nicht alt,
Zu Gottes Dienst will ich als Mönch mich weihen,
Und alle meine Länder seien dein."
„Wahrhaftig," sagte Raul, „du mufst jetzt sterben,
Ich will das Haupt dir von dem Rumpfe schlagen.
Dich kann nicht schützen die Erde noch der Rasen,
Noch all die Heiligen vor Gottes Thron."
Der Sinn des Grafen Raul war ganz verdüstert,
Dies Wort hat ins Verderben ihn gestürzt,
Er hat damit sich losgesagt von Gott.
Graf Arnold hört's, er hebt den Kopf empor,
Der Mut kehrt ihm zurück, er spricht zu Raul:
„Hochmütiger, Abtrünniger von Gott,
Wenn ihm du widersagst und seiner Freundschaft,
Bist mehr nicht wert du als ein toller Hund,
Denn Erd und Rasen kann mich gar wohl beschützen,
Und Gott vom Himmel, wenn er sich mein erbarmt."
Da sieht er Bernier nahn in grofser Eile,
Mit Helm und Panzer, Schild und Spiefs gewaffnet.
Er lenkt zu ihm das Rofs und ruft ihn an:
„Ach, lieber Bernier, habt mit mir doch Mitleid,
Seht hier den Grafen Raul, den Wüterich.
Er hat die linke Hand mir abgehauen
Und will mir jetzt den Kopf vom Rumpfe schlagen."
Mit klarer Stimme begann Bernier zu rufen:
„Mein lieber Oheim, seid ganz ohne Furcht,
Gleich will ich reden mit dem Grafen Raul."
Er lehnte sich auf seines Rosses Hals
Und rief den Grafen an mit lauter Stimme:
„Raul, edler Herr, o hör mich jetzo an,
Ich leugn' es nicht, du machtest mich zum Ritter,
Jedoch sehr teuer hab ich's bezahlen müssen:
In Origni verbranntst du meine Mutter,

Mir selbst hast blutig du den Kopf geschlagen.
Die Bufse, die du botst, wollt ich nicht nehmen,
Denn ich war zornig, als ich mein Blut sah fliefsen.
Wenn du sie jetzt mir beutst, ich will sie nehmen,
Und alles dir verzeihn, bei Sankt Richier.
Versöhnen will mit dir ich Herberts Söhne,
Auf dafs ein Ende nehme Kampf und Krieg.
Lafs dich, Herr Raul, zum Frieden doch bewegen;
Und dieses todeswunden Mannes schone,
Der wehrlos ist, da er die Hand verloren."
Graf Raul, in stolzem, übermütgem Sinn,
Er stemmt sich auf die Steigebügel so,
Dafs unter seiner Last das Rofs sich biegt.
„Du Bastard," sprach er, „gar fein ist deine Rede,
Doch wirst bei mir du nichts damit erreichen,
Den Kopf verlierst du, eh du von hinnen kommst."
„Fürwahr," sprach Bernier, „zum Zorn hab ich jetzt Grund,
Demütgen will ich mich vor Euch nicht mehr."
Er spornt mit Macht sein gutes Streitrofs an,
Und auch Graf Raul sprengt an mit vollem Lauf;
Sie stofsen sich gewaltig auf die Schilde
Und spalten sie grad unterhalb der Buckel.
Die Lanze Rauls zerrifs den Panzer Berniers;
Getötet hätt ihn Raul, das ist gewifs,
Wenn nicht das Recht und Gott beschützt ihn hätte,
Dafs ihm das Eisen nur die Seite streifte.
Doch Bernier stöfst den Spiefs mit samt dem Fähnlein
Dem Grafen in den Leib, soweit er kann.
Dann zieht das Schwert er eilends aus der Scheide,
Er trifft den Grafen Raul auf seinen Helm,
Dafs alle Edelsteine niederfallen.
Das scharfe Schwert durchschneidet Helm und Haube
Und dringt bis ins Gehirn dem edlen Grafen.
Den Kopf voran fällt er vom Rosse nieder,
Des Todes Nahn umdüstert ihm die Augen.
Gott, den allmächtgen Herrscher, rief er an:
„Der du am Himmelsthron die Welt regierst,
Gott," sprach er, „ach, wie schwindet meine Kraft!
Noch gestern wufst ich keinen auf der Welt,
Der meinem Schwerte widerstanden hätte.
Mit diesem Land ward ich belehnt zum Unheil.
Hinfürder werd ich keines mehr beherrschen.
Hilf mir, Maria, Himmelskönigin!"
Die Seele scheidet vom Leib des edlen Ritters,
Gott geb ihr ewgen Frieden.

Wie Bernier tot den edlen Grafen sieht,
Da fängt vor Mitleid er zu weinen an.
Dann rief er laut: „Dafs ich Graf Raul getötet,
Gar leid und bitter ist es mir, fürwahr,
Jedoch das Recht war mein, so Gott mir helfe.“
Da sprengt Guerri heran auf seinem Streitrofs,
Er findet seinen Neffen tot am Boden.
Es hatte seines Schwertes Griff der Edle
So fest umschlossen mit der rechten Hand,
Dafs man's mit Mühe nur ihm konnt entwinden.
Der Schild, auf dem gemalt der Wappenlöwe,
Der lag dem edlen Grafen auf der Brust.
Guerri sinkt über ihm in Ohnmacht nieder.
„An Euch, mein lieber Neffe,“ sprach er dann,
„Ist grofses Unrecht hier begangen worden.
Wohl seh ich dort Bernier, den jungen Bastard,
Den Ihr zum Ritter machtet in Paris;
Er hat Euch ohne jedes Recht erschlagen.
Doch bei dem Gott, der sich für uns liefs martern,
Wenn ich nicht schrecklich räche deinen Tod,
So acht ich mich nicht einen Heller wert.
Jetzt heisch ich Waffenstillstand von den Feinden,
Dafs dir Begräbnis werde.“

* *
*

Frau Adelheid, zu Cambrai in dem Schlosse,
Trug grofses Herzeleid um ihren Sohn;
Dafs sie verflucht ihn hat, das schmerzt sie sehr.
Drei Tage lang genofs sie keinen Bissen
Und schlofs kein Auge, so heftig war ihr Schmerz.
Es hatte endlich Schlaf sie überkommen,
Da hatte sie gar böses Traumgesicht:
Raul, ihren Sohn, sah aus der Schlacht sie kehren,
Mit grünem Kleide war er angethan,
Doch hatte Bernier es mitten durchgerissen.
In grofser Angst erwacht Frau Adelheid,
Den Saal verläfst sie und trifft auf Amauri,
Das war ein Ritter, den sie auferzogen.
Die edle Frau, sie rief gar laut ihn an:
„Wo ist mein Sohn, bei Gott, der niemals log?“
Doch keine Antwort konnte der ihr geben,
Verwundet war er von einem scharfen Spiefse.
Von seinem Streitrofs wollt er eben fallen,

Als in den Armen ihn ein Bürger auffing.
Da scholl gar laut der Ruf von allen Seiten:
„Tot ist Graf Raul, erschlagen hat ihn Bernier.“
Das Klaggeschrei wird lauter stets und lauter,
Zum Thor herein die guten Rosse stürmen,
Die Sättel sind zerbrochen und zerstückt
Und ihre Reiter in der Schlacht getötet.
Da bringt man Raul, auf seinen Schild gebettet,
Das helmbedeckte Haupt nach vorn geneigt,
Es stützten seinen Leib die wackern Ritter.
Zum Münster trägt man ihn von Sankt Geri,
Dort legt man ihn auf eine Bahre nieder,
Vier goldne Kreuze stellt man ihm zu Häupten.
Weihrauchgefäfse waren viele dort,
Es walten ihres Amts die Geistlichen.
Frau Adelheid, die kummervolle Mutter,
Auf einem Sessel safs sie vor der Bahre.
Die edlen Ritter redete sie an:
„Ihr Herrn,“ sprach sie, „ich will es nicht verhehlen,
Ich fluchte neulich meinem Sohn im Zorn.
Ach, nie, mein Sohn, gab's bessern Held als dich,
Du übertrafst Roland und Olivier.
Denk ich an den verräterischen Bernier,
Der dich erschlagen, so möcht ich rasend werden.“
Sie sinkt in Ohnmacht, man eilt, sie aufzurichten.
Vor Mitleid weinte manche edle Frau.
Als sie erwacht von ihrer Ohnmacht war,
Da weinte bitterlich die Trostes bare.
„Mein Sohn,“ sprach sie, „ich liebte dich so sehr.
Ich zog dich auf, bis Waffen du konntst tragen.
Mein Bruder, der des Frankenlandes waltet,
Er gab dir Waffen und machte dich zum Ritter.
Dann machtest du zum Ritter einen Bastard;
Er hat dir schlecht gelohnt und dich erschlagen.
Da kam herein Guerri, der tapfre Krieger,
Er trat zur Bahre hin und hob das Tuch,
Vom grofsen Schmerz fast schwanden ihm die Sinne.
Frau Adelheid fing ihn zu schelten an:
„Herr Guerri,“ sprach sie, „Ihr seid tadelnswert.
Ich gab in Eure Obhut meinen Sohn,
Ihr liefset ihn im Kampf von Eurer Seite.
Wer wird sich noch auf Euch verlassen können,
Da Euer Neffe nicht einmal es konnte?“
Guerri vernimmt's, gar mächtig schwoll sein Zorn,
Er rollt die Augen und hebt die Augenbrauen,

Und wilder als ein Eber sah er aus.
„Frau Adelheid," so sprach er grimmen Blickes,
„Da meinen Neffen ich zu beschützen hatte,
Mufst ich im Stiche lassen beide Söhne,
Die ich vor meinen Augen töten sah;
Das Herz im Leibe wär mir fast zersprungen."
„Gott," sagt die Frau, „wie grofses Herzeleid!
Wenn ihn getötet hätt ein mächtger Graf,
Dann wär mein Schmerz geringer um die Hälfte.
Wem lafs ich nun mein Land und meine Leute?
Mein einzger Erbe, ich sag es Euch, fürwahr,
Das ist der junge Gautier, Heinrichs Sohn
Und meiner Tochter, ein kühner, edler Jüngling."
Gautier erfuhr's, da wollte er nicht säumen,
Mit seiner Mutter eilt er gleich nach Cambrai.
Sie steigen ab und treten ein im Münster.
Zur Bahre tritt Gautier und hebt das Tuch,
Es weinte mancher edle Mann vor Mitleid.
„Oheim," so sprach er, „früh lerne Schmerz ich kennen.
Wer unser zweier Freundschaft hat geschieden,
Nicht ruhen will ich, bis ich ihn getötet.
Bernier, der Bastard, gab dir bösen Lohn,
Dem Unterhalt du botst in deiner Halle.
Wenn Gott es giebt, dafs ich so lange lebe,
Bis ich mit Schwert und Helm mich waffnen kann,
So würde, Oheim, bald dein Tod gerächt sein."
Guerri vernahm's, er hob den Kopf empor.
„Im Namen Gottes," sprach er, „lieber Neffe,
Ich selbst will mit dem Schwerte dich umgürten."
Sprach Adelheid, die wackre und verständge:
„Und ich, mein Grofssohn, gebe dir mein Land,
In Bälde soll's dir huldgen."

* *
*

Das Freudenfest der Pfingsten war gekommen.
Es hatte König Ludwig nach Paris
Entboten die Barone seines Reiches.
Es kam Guerri und auch sein Neffe Gautier,
Auch kamen Herberts Söhne Ludwig, Wedes,
Und auch Ybert nebst seinem Sohne Bernier.
Beisammen war die ganze Mannschaft Frankreichs,
Auf dreifsigtausend wurden sie geschätzt.
Die Messe hörten am Morgen die Barone,

Dann stiegen sie zum hochgewölbten Saal,
Dort standen angerichtet schon die Tafeln.
Da rief der Truchsefs mit gar lauter Stimme:
„Hört an, ihr Herrn, was euch der König kund thut.
Wer immer Streit erhebt in diesem Saal,
Verliert den Kopf, noch eh der Abend kommt.“
Das hört Guerri, er wechselt seine Farbe,
Nach Bernier blickt er und legt die Hand ans Schwert.
Doch Gautier sagte: „Oheim, seid kein Thor
Und mäfsigt Euch, sonst würde Schande treffen
Nicht Euch allein, nein, unser ganz Geschlecht.“
Dann setzten sich zu Tische die Barone,
In Fülle gab es Speisen da und Wein.
Man bringt Guerri ein Stück von einem Hirsch,
Der grofse Schenkelknochen lag daneben.
Wie Guerri den erblickt, ergreift er ihn
Und trifft damit Bernier auf seine Schläfe,
Es spritzte gleich das rote Blut hervor,
Und Berniers Antlitz ward davon besudelt.
Bernier springt auf, und hinten in den Nacken
Traf mit der Faust er so gewaltig Guerri,
Dafs mit dem Kopf er auf die Tafel aufschlug.
Gautier springt auf, zu helfen seinem Oheim,
Und packte Bernier wütend an den Haaren.
Auch Graf Ybert, er richtete sich auf,
Sein Bruder Ludwig fafste einen Knüttel,
Und Wedes eilte nach seinem guten Schwerte.
Gar grimm und schrecklich wär der Streit geworden,
Wenn nicht herbeigeeilt die Knechte wären.
Die ziehen die Barone aus dem Saale
Und führen gleich sie vor den König Ludwig.
Der sprach gar streng: „Wer hat den Streit begonnen?“
„Guerri der Braune,“ wurde ihm zur Antwort,
„Er fing den Streit zuerst mit Bernier an.“
Der König Ludwig schwur beim heilgen Jakob,
Er werd ihn strafen, wie er's für gut befinde.
Da sprach in grofsem Zorn Guerri der Braune:
„Herr König, jedermann würd Euch drum hassen.
Hier steht Bernier, der Mörder Eures Neffen,
Ihr solltet ihn am Galgen hängen lassen.“
„Nein,“ sagte Ludwig, „das lafs ich nicht geschehn.
Entbietet jemand einen andern zu sich
Der Lehnspflicht willen, so darf er nimmer ihn
An Leib und Leben schädgen noch beschimpfen.
Jedoch, beim heilgen Paul, dem Märtyrer,

Wenn seine Unschuld er nicht beweisen kann,
Wird er der Todesstrafe nicht entgehn."
Da trat hervor Gautier, der edle Jüngling.
„Herr König," sprach er, „ich will mit Bernier fechten,
So lange, bis er seine Schuld gesteht,
Dafs er verräterisch hat Raul erschlagen."
Und Bernier sprach: „Den Zweikampf will auch ich."
Der König sagte: „So sei es, wie ihr wollt."
Bernier und Gautier gehn und rüsten sich.
Man ruderte sie übern Seinestrom;
Dorthin liefs kostbare Reliquien
Der König Ludwig aus seinem Schlosse bringen.
Man breitete aufs Gras ein Seidentuch
Und darauf stellte man die Heiligtümer.
Dann sprach Bernier: „Barone, hört mich an.
Bei allen Heiligen, die ich hier sehe,
Und bei dem Gott, der sich ans Kreuz liefs schlagen,
Ich schwör's, dafs Gautier mich mit Unrecht anklagt
Und dafs mit Recht an Raul ich Rache nahm."
„Meineidiger, du lügst," entgegnet Gautier,
„Und wirst darum den Tod von mir erleiden."
Bernier kniet auf den Boden hin und spricht:
„Gott stehe der gerechten Sache bei."
Und dann beginnen sie den grimmen Kampf.
Sie schlagen aufeinander mächtge Hiebe
Und kämpfen lange und mit grofser Wut,
Doch konnte keiner besiegen seinen Gegner.
Der König Ludwig liefs sie endlich trennen.
Das war gar unlieb den beiden guten Helden,
Sie hätten gerne weiter noch gekämpft,
Obschon ihr Blut aus tiefen Wunden flofs.
Die Ärzte kamen und verbanden sie,
Man führte sie ins königliche Schlofs,
Zwei prächtge Betten wurden hergerichtet
Nah bei einander, drauf legte man sie nieder.
Der edle Bernier sprach zu Gautier also:
„Herr Gautier, soll der Streit denn ewig währen?
So nimm doch Bufse, ich will sie gern dir geben,
Wie du sie willst, du magst sie selbst bestimmen.
Mein ganzes Land, ich spreche es dir zu,
Ich will dir folgen nach Cambrai, deiner Stadt,
Und will dir dienen wie dein geringster Knecht,
So lange, bis dich Mitleid wird ergreifen."
Doch Gautier und Guerri, sie riefen beide:
„Bastard, du Schuft, wie bist du zahm geworden!

Doch bei dem Gott, der sich ans Kreuz liefs schlagen,
Nicht wird die Bufse angenommen werden,
Nein, sterben sollst du, beim heilgen Dionys.“
„Das steht bei Gott,“ so sprach der edle Bernier,
„Denn sterben kann ich nicht, wenn er's nicht will.“

Frau Adelheid ist nach Paris gekommen.
Von ihrem Maultier stieg sie ohne Säumen
Und schritt zum Saal der königlichen Burg.
Der König Ludwig grüfste sie gar freundlich,
Dann wollte er umfangen sie und küssen,
Jedoch die edle Frau stiefs ihn zurück
Und zornig rief sie: „Elender, fort von mir,
Fürwahr, mit Unrecht trägst du die Königskrone,
Da ihn du sitzen läfst an deiner Tafel,
Der deinen Neffen verräterisch erschlagen.“
Da sieht sie Gautier auf dem Bette liegen,
Sogleich vor Schmerz sank sie in Ohnmacht nieder,
Doch die Barone richteten sie auf.
Dann sieht sie Bernier auf dem andern Bette,
Gleich fafst sie einen Stock, eilt auf ihn zu
Und hätte ganz gewifslich ihn erschlagen,
Wenn nicht die Ritter sie hätten festgehalten.
Und Bernier schlüpfte aus seinem Bett heraus,
Der edlen Frau umfafste er die Kniee,
Er sprach zu ihr: „Ihr habt mich, edle Gräfin,
Genährt mit Speis und Trank in Eurer Halle,
Ich fleh Euch an um Mitleid und Erbarmen.
Ach, lieber Gautier, lafs dich um Jesu willen
Versöhnen; willst du's nicht, sieh hier mein Schwert,
Du kannst dich gleich zur Stelle an mir rächen,
Denn ich will gegen dich nicht länger streiten.“
Frau Adelheid, sie fing zu weinen an,
So rührte sie die grofse Demut Berniers.
Da trat herein der Abt von Saint-Germain,
Er brachte kostbare Reliquien
Vom heilgen Dionys und Honorat.
Er sprach gar laut, dafs alle wohl ihn hörten:
„Vernehmt, Barone, was ich euch sagen will.
Ihr wifst es wohl, Gott starb für uns am Kreuz
An einem Freitag; Longinus war dabei,
Er stach den Herrn in seine linke Seite.
Seit langen Jahren war er blind gewesen,
Jetzt aber ward er plötzlich wieder sehend.
Aufrichtig fleht' er Gott um Gnade an,

Und unser Herr verzieh ihm alsobald.
So sollt auch ihr einander euch verzeihen,
Zu lange schon hat Kampf und Streit gewährt.“
Da sagten Gautier, Wedes, Ludwig, Ybert,
Sie wollten miteinander sich versöhnen,
Nur Guerri blickte finster vor sich hin.
Das sieht der Abt, und zornig droht er ihm.
„Herr Guerri,“ spricht er, „grau ist Euer Haar,
Bald wird Gott Rechenschaft von Euch verlangen.
Wenn Ihr nicht Frieden macht, das sag ich Euch,
Kommt Eure Seele nie ins Paradies.“
Und Guerri sagte: „Ach, wie fällt mir's schwer,
Doch will ich's thun, da alle ihr es wollt.“
Drauf küfsten die Barone sich einander
Wie Freunde und Verwandte.

* *
*

Bernier ist ausgesöhnt mit Rauls Geschlecht,
Und Guerris Tochter ist seine Gattin worden.
Zwei Söhne hatte sie Bernier geboren,
Die waren Heinrich und Juliien geheifsen.
Sie sind herangewachsen, sind nun Ritter.
Einst war Guerri in Saint-Quentin bei Bernier
(Der waltete als Graf in jener Stadt).
„Herr Bernier,“ sprach er, „hört, was ich Euch sage:
Ich will nach Spanien zum heilgen Jakob wallen,
Denn dies Gelübde, wifst, hab ich gethan.“
Darauf Bernier: „Nun höret, Freund Guerri,
Auch ich hab es gelobt, schon sind's fünf Jahre.“
„Mein Lieber,“ sprach Guerri, „gehn wir zusammen.“
„Das will ich gern,“ erwiderte Bernier,
„Bestimmt den Tag, wo wir die Fahrt beginnen.“
Sie setzten auf den achten Tag nach Ostern
Die Frist des Aufbruchs zu der Pilgerfahrt.
Guerri kehrt wieder in sein Land zurück,
In Saint-Quentin bleibt Bernier mit den Söhnen.
Die edle Frau Beatrix, seine Gattin,
Hört, wie sie sprach zu dem geliebten Mann:
„Bernier, mein Trauter, Grofses hast du vor.
Guerri, mein Vater, jähzornig ist er sehr,
Man kann sich niemals ganz auf ihn verlassen.
Sagt Ihr ihm etwas, was ihm nicht gefällt,
Dann wird er hinterlistig Euch erschlagen.“

„Das glaub ich nimmer,“ erwiderte Bernier,
„Um keinen Preis würd er so treulos sein.“
„Herr,“ sprach die Frau, „um Gott, ich bitt Euch sehr,
Dafs Ihr vor ihm Euch vorseht allezeit.
So blieb's, und nicht mehr ward davon gesprochen.
Die Tage und die Wochen gingen hin,
Es kam die festgesetzte Frist heran.
Da kehrte Guerri nach Saint-Quentin zurück,
Zwei edle Ritter waren ihm Begleiter,
Geheifsen Ernaïs und Antiaume.
Mit Bernier waren Garnier und Savari.
Sie gehn zum Münster das Pilgerband empfahn.
Zum Abschied küfste Bernier seine Söhne,
Darauf die Gattin, die edle Frau Beatrix.
Sie küfste ihn mit Thränen in den Augen
Und sprach zu ihm: „Der möge Euch behüten,
Der an das Kreuz für uns sich schlagen liefs.
Er möge Euch vor Leid und Tod bewahren.“

Es reitet Bernier mit Guerri dem Braunen,
Durch Isle de France geht die Fahrt und Berri,
Dann reisen gleich sie weiter nach Poitiers,
Und dann nach Blaives, ohne viel zu rasten,
Die Nacht nur ruhn sie, bis erscheint der Morgen.
Dann kamen sie zur grofsen Stadt Bordeaux
Und weiter reisen sie durchs Heideland.
All ihre Tagereisen weifs ich nicht;
So lange ritten sie bei Tag und Nacht,
Bei schönem Wetter und bei häfslichem,
Bis nach Sankt Jakob sie eines Dienstags kamen.
Sie nehmen Herberg, dann gehen sie zum Münster,
Verrichten ihre Andacht bei dem Heilgen.
Am Mittwoch gehn den Gottesdienst sie hören,
Und als er aus war, verliefsen sie das Münster.
Nur wenig weilten sie in ihrer Herberg,
Dann stiegen sie auf die erlesnen Rosse
Und heimzukehren beeiferten sie sich.
Sie kamen nach Paris in dreifsig Tagen;
Den König Ludwig fanden sie dort nicht,
Denn in Loon war er mit seinen Freunden.
Sie blieben jene Nacht in Saint-Denis,
Die folgende im Schlosse zu Compiegne,
Und kamen nach Loon den Tag darauf;
Sehr freute sich der König, sie zu sehen.
Dann ritten weiter sie gen Saint-Quentin.

Als sie nun kamen auf den Wiesenplan,
Wo Raul getötet ward, bei Origni,
Da seufzte schwer Bernier, der edle Graf.
Wohl hatte das bemerkt Guerri der Braune,
Er fragte ihn, warum er also seufze.
„Ach, lafst das, Herr,“ erwiderte Bernier,
„Es ist nun einmal so ums Herze mir.“
„Ich will es wissen,“ sagte sein Gefährte.
„So hört es denn,“ erwiderte Bernier,
„Doch ist mir's leid, dafs Ihr es wissen wollt.
Es überkommt Erinnrung mich an Raul,
Der hochmutsvoll den Meinigen ihr Land
Entreifsen wollte; seht, hier erschlug ich ihn.“
Das hört Guerri, vor Zorn wird er fast rasend,
Doch liefs er am Gesicht es sich nicht merken.
„Bei Gott,“ so sprach er, „das ist nicht wohlgethan,
Dafs Ihr an meiner Freunde Tod mich mahnt.“
Dann trafen Bauern sie auf ihrem Wege,
Die gaben ihnen von der Gräfin Nachricht.
Sie sagten, nicht sei sie in Saint-Quentin,
Schon seit fünf Tagen weile sie in Ancre.
So ritten denn gen Ancre die Barone.
Guerri der Braune, er seufzte oft und schwer,
Es machte grofse Pein ihm Berniers Rede,
Der ihn an seiner Freunde Tod erinnert.
Zu einem Wasser dann gelangten sie,
Dort liefsen sie die durstgen Pferde trinken.
Vom greisen Guerri liefs der Schmerz nicht ab,
Und plötzlich fuhr ein böser Geist in ihn,
Er streckt die Hand nach seinem Steigebügel,
Ganz leise löste er ihn los vom Sattel
Und traf damit Bernier auf seinen Kopf
Mit solcher Kraft, der Schädel brach entzwei,
Und aus der Wunde drang das Hirn hervor.
Ins Wasser fiel der Graf Bernier sogleich,
Guerri entfloh mit seinen zwei Begleitern,
Die ob der grausen That ihn tadelten.
Berniers Begleiter, Garnier und Savari,
Sie hoben ihn mit ihren Armen auf,
Sie trugen ihn ans Land und fragten ihn:
„Könnt Ihr davon genesen, edler Graf?“
„Nein,“ sagte Bernier, „das kann nimmer sein,
Seht hier mein Hirn auf meinem Rocke liegen.
Verräter Guerri, dich treffe Gottes Fluch!
Wohl sagte mir's Beatrix, deine Tochter,

Du würdest leicht mich hinterlistig töten,
Und stets sollt ich vor dir auf meiner Hut sein.
Sie hat geahnt, dafs es so kommen werde.
Wie aber Gott verziehn hat seinen Feinden,
Die ihn gemartert und ans Kreuz geschlagen,
So soll auch ich verzeihen meinem Feinde.
Ja, ich verzeih ihm, erbarme Gott sich meiner."
Er wendete sich dann zu Savari,
Ihm beichtete er alle seine Sünden,
Denn keinen Priester gab's an jenem Ort.
Grashalme drei bot Savari ihm dar,
Als Leib des Herrn verschluckte er sie gläubig.
Er hebt die Hände gefaltet auf zum Himmel
Und bittet Gott, die Schuld ihm zu vergeben.
Die Augen brechen, und ihr Glanz erlischt,
Der Körper streckt sich, und die Seel entfleucht;
Gott geb ihr Frieden in seinem Paradiese.
Den Leichnam fafsten Garnier und Savari
Und hoben ihn auf ein arabsches Maultier.
Nach Ancre setzten ihren Weg sie fort.

Die Gräfin weilte in der Herrenburg,
Und mit ihr waren ihre beiden Söhne.
Beatrix sprach, die edle Frau, zu ihnen:
„Ihr seid nun Ritter, Gott sei Lob und Dank.
Nun sind zwei volle Monde schon verflossen,
Seit Bernier seine Pilgerfahrt begann,
Dies ist die Frist, wo er zurück soll sein."
„Wohl ist es so, Frau Mutter," sagen jene.
Dieweil sie also miteinander sprachen,
Den Heerweg blickte die edle Frau entlang,
Sie sieht Garnier und Savari, den wackern,
Die bringen den verräterisch Erschlagnen.
Zu ihren Söhnen sprach die Frau alsbald:
„Ich seh zwei Ritter dort auf dem Heerweg kommen,
Versenkt in Schmerz und Trauer scheinen sie,
Ich seh es deutlich, sie raufen ihre Haare,
Und ihre Hände schlagen sie zusammen.
Weh mir, ich fürchte meinen Vater Guerri.
Als gestern abend ich eben war entschlummert,
Da hatt ich einen fürchterlichen Traum.
Mein Gatte kam zurück von seiner Reise,
Guerri, mein Vater, griff ihn wütend an,
Vor meinen Augen warf er ihn zu Boden
Und beide Arme rifs er ihm vom Leibe;

Des Schlosses weite Hallen fielen ein.
Da wacht ich auf vor Angst und vor Entsetzen."
Dieweil die Gräfin so sprach zu ihren Söhnen,
Da kamen an Garnier und Savari.
Nah bei der Stadt ein kleines Kloster lag,
Das man im Lande Bernier-Bahre nennt.
Die Mönche nahmen den Leichnam in das Kloster,
Sie wuschen ihn mit Wasser und mit Wein,
In weifses Linnen nähten sie den Toten,
Sie legten ihn auf eine Bahre hin
Und deckten drüber ein Tuch, gar schön und kostbar.
Zur Gräfin kam in grofser Eil ein Bote.
„Frau," sagte er, „bei dem allmächtgen Gott,
Garnier und Savari sind heimgekehrt
Und einen toten Ritter bringen sie."
Die Frau vernimmt's, und ihr Gesicht entfärbt sich.
„Weh mir," sprach sie, „mein Traum ist wahr geworden,
Wohl weifs ich es, das ist Bernier, mein Trauter."

Die edle Frau war gar in grofser Angst,
Sie schürzt ihr Kleid und eilt sogleich zum Kloster.
Da sieht sie Savari, sie ruft ihm zu:
„Wo ist mein Herr und Gatte? Sagt es mir."
Sprach Savari: „Nicht kann ich's Euch verhehlen,
Seht ihn hier liegen, Frau, auf dieser Bahre,
Getötet hat ihn Guerri, Euer Vater."
Die Frau vernimmt's, fast schwinden ihr die Sinne,
Sie tritt zur Bahre, hebt das Tuch empor,
Zerreifst das Schweifstuch und erschaut die Wunde.
„Weh mir," sprach sie, „ich Unglückselige!
Guerri, du Graubart, verräterisch und tückisch,
Wärst du mein Vater nicht, ich fluchte dir.
Den Gatten hast du heute mir entrissen,
Der Lieb und Ehre allzeit mir erwies.
Bernier, mein Trauter, du guter, edler Mann,
Dein süfser Odem, ach, er ist entflohen."
Nach diesen Worten fällt sie hin in Ohnmacht.
Juliien hob sie auf und sprach zu ihr:
„Geliebte Mutter, mäfsigt Euren Schmerz,
Denn bei dem Gott, der Himmel schuf und Erde,
Eh fünfzehn Tage Ihr vergangen seht,
Soll schwer sein Tod gerächt am Mörder sein."

Grofs war die Trauer um den Grafen Bernier,
Die Frauen weinen, die Ritter und die Knechte.

An jenem Abend wachte man beim Leichnam,
Rings um die Bahre stand manch edler Ritter.
Am frühen Morgen, als der Tag erschien,
Da hat man ihn im Klosterhof begraben.
Dann gehen sie nach Ancre in die Burg,
Und dann nach Saint-Quentin am dritten Tage.
Die beiden Söhne wollten da nicht säumen,
Aus ihrem Land entbieten sie die Ritter,
Auch mancher Söldner kam, manch Armbrustschütze.
Es wuchs ihr Heer auf dreifsigtausend an.
Die Gräfin wunderte sich sehr darob,
Zu ihren Söhnen hub sie an zu sprechen:
„Ihr Herren, sagt mir's, wohin wollt ihr reiten?“
„Nach Arras gehn wir,“ sprach Juliien, der stolze,
„Des Vaters Tod am Eurigen zu rächen.“
Die Frau vernimmt's, da wurde grofs ihr Schmerz.
„Ach Gott,“ sprach sie, „ich weifs mir keinen Rat.
Tod und Verderben dräun sie meinem Vater,
Und wenn der sie in seine Hand bekommt,
Dann wird er sie in Stücke hauen lassen.“
Sprach Juliien: „Das thu ich, Frau, Euch kund:
Wenn er mich tötet, ich verzeih es ihm.“
Dann liefs er alle sich zum Aufbruch rüsten,
Auf Wagen wurde das Gepäck geladen,
Zu Rosse stiegen die Ritter und die Knappen.
Die Gräfin kam und küfste ihre Söhne,
Mit sorgenvollem Antlitz sprach sie dann:
„Wenn ihr Guerri im Feld gefangen nehmt,
So bitt ich, tötet meinen Vater nicht,
Lafst ihn hinab in euren Kerker stofsen,
Den soll er nie, so lang er lebt, verlassen.“
Die Bitte ward gewährt von beiden Söhnen.
Dann brach das ganze Heer zur Kriegsfahrt auf.
Sie fielen ein im Lande Artois,
In Feuer gingen auf der Bauern Hütten,
Und ihre Herden wurden all erbeutet.
Die Ackerleute wenden sich zur Flucht,
Nach Arras eilen sie, Guerri es melden.
„Herr,“ sagen sie, „sehr übel steht's um uns,
Ein gar gewaltges Heer zieht wider Euch,
Es wird befehligt von zwei jungen Degen,
Die Dörfer sind verbrannt, geraubt die Herden.“
Guerri vernimmt's, wohl weifs er, wer sie sind.
„Das sind,“ so sprach er, „des Grafen Bernier Söhne,
Den ich getötet mit meinem Steigebügel,

Sie kommen, ihres Vaters Tod zu rächen.
Doch werd ich gegen sie mein Land verteidgen,
Um alles Gold der Welt will ich's nicht lassen."
Ausrufen läfst er in der Stadt Arras,
Dafs alle, welche Waffen tragen können,
Sich rüsten sollen, ihrem Herrn zu helfen.
Die Bürger thaten's, nicht wagten sie's zu lassen.
Guerri läfst schliefsen die Thore und die Pförtchen,
Dann schickte er zu seinem Neffen Gautier,
Der kam von Cambrai mit dreitausend Männern.
Er stieg vom Rofs am grofsen Saal der Burg,
Guerri empfängt ihn mit Kufs und mit Umarmung.
„Mein lieber Neffe, jetzt brauch ich deine Hilfe,
Denn wider mich zieht ein gewaltges Heer,
Es wird geführt von zwei geschwinden Degen,
Den Söhnen Berniers, den ich erschlagen habe."
Und Gautier sprach: „Ihr thatet, Herr, grofs Unrecht,
Ihr durftet es um Eurer Tochter willen,
Die Bernier Ihr zur Gattin gabt, nicht thun.
Nicht wundern wird's mich, kommt ihr drum ins Unglück."
„Es kann nicht anders sein," so sprach Guerri,
„Ich will mein Land verteidgen gegen sie."
Da hörten sie die Leute Lärm erheben,
Denn vor den Thoren schon der Stadt Arras
War angelangt das Heer der beiden Brüder.
Zum Fenster treten Guerri und Gautier hin
Und sehn die Feinde nah herangekommen.
Guerri ruft aus: „Zu lang hab ich gesäumt,
Auf zu den Waffen, meine tapfern Ritter,
Wir wollen ihnen bösen Willkomm geben."
Da waffneten sich zwanzigtausend Männer,
Es führt Guerri sie vor die Stadt hinaus,
Und gleich begann die mörderische Feldschlacht.
Von gütlichem Vergleich ward nicht verhandelt.
Guerri der Braune hält in der Hand das Schwert,
Und wen er trifft, der bleibt nicht lange leben.
Gautier, sein Neffe, haut gar kräftig drein;
Im Kampfgewühle sieht er Savari
Und schlägt ihn auf den Helm mit grofser Kraft,
Es wurde Savari davon betäubt,
Mit beiden Händen mufst er aufs Rofs sich stützen.
Da eilt Gautier und fafst ihn an dem Helm,
Reifst mit Gewalt ihn ab von seinem Haupt,
Hebt dann das Schwert und trifft ihn so gewaltig,
Dafs ihm die Klinge bis zu den Zähnen dringt.

Tot sinkt vom Rosse Savari zu Boden.
Gautier eilt weiter und ruft mit lauter Stimme:
„Wo sind nun hin die beiden Söhne Berniers?
Soeben hab ich Savari erschlagen,
Mit ihnen selbst will ich desgleichen thun.“
Juliien hört's, dorthin sprengt er in Eile
Und sprach zu ihm: „So Gott mir helfe, Ritter,
Es ist mir leid, dafs Ihr ihn habt getötet.“
„So rächt ihn doch,“ erwiderte Gautier,
„Dieweil Ihr mich vor Euren Augen habt.“
„Das will ich thun, wenn Gott es mir vergönnt,“
Sprach Juliien, dann spornte er das Streitrofs,
Und beide sprengten aufeinander los.
Gewaltig war der Stofs auf ihre Schilde,
Die wurden unterm Buckel ganz durchbohrt,
Jedoch die guten Panzer hielten stand.
Juliien zieht sogleich das schneidge Schwert
Und trifft Gautier auf seinen blanken Helm.
Das Schwert durchschneidet ihm so Helm wie Haube,
Dann Kopf und Rumpf bis nieder zu dem Sattel.
Und Juliien rief laut: „Haut drein, Barone.“
Den Streich sah Guerri, da war grofs sein Schmerz,
Er nahm ein Horn, das blies er gar gewaltig,
Und in die Stadt zog sich sein Heer zurück.
Die Thore läfst er schliefsen und bewachen,
Dann stieg empor er zu den Mauerzinnen
Und zu den Feinden schaute er hinab.
Juliien rief er an und sprach zu ihm:
„Mein lieber Neffe, ich flehe um Erbarmen,
Wahr ist's, ich hab erschlagen Euern Vater
Verräterisch, nicht kann's geleugnet werden.
Jetzt bitt ich Euch bei dem allmächtgen Gott,
Dafs Ihr mit mir habt Mitleid und Erbarmen.“
Juliien hört's, er ruft mit lauter Stimme:
„Umsonst, bei Gott, ist deine Rede, Graubart,
Ich will mich nimmermehr mit dir versöhnen.
Auf, meine Ritter, greift die Stadt mir an!“
Es folgen dem Gebote seine Mannen,
Die Stadt bestürmen sie mit grofser Macht,
Jedoch Guerri verteidigt sie gar wacker,
Gar mancher von den Stürmenden blieb tot.
Bis zu der Nacht währt Angriff und Verteidgung.
Als nun die Finsternis gekommen war,
Verliefs Guerri der Braune seine Stadt
Und ritt allein hinweg aus seinem Lande;

Doch weifs man nicht genau, was aus ihm wurde;
Einsiedler ward er, so sagen manche Leute.
Der junge Heinrich bekam die Stadt Arras
Und ward Gebieter der Landschaft Artois;
Nach Saint-Quentin ging Juliien zurück
Und herrschte dort als Graf mit grofser Macht.

Hier ist das Lied zu Ende.

Über französische Etymologie in der Schule.*

Dafs die Heranziehung des Lateinischen beim französischen Unterricht wohl nutzbringend sein kann zur Unterstützung des Gedächtnisses, in Bezug auf Rechtschreibung und Wortschatz, zur Erleichterung der Formenlehre und der Syntax und zur fruchtbareren Vergleichung und Unterscheidung der Synonyma, darüber ist man einverstanden; verschiedene Meinungen finden sich in dieser Beziehung nur über die Ausdehnung und über die Anwendung auf die einzelnen Klassen. Über einen Punkt aber sind die geradezu entgegengesetzten Ansichten vertreten, nämlich über die Anwendung der Etymologie im engeren Sinne, d. h. über die auf feste Regeln zurückgeführte Ableitung einer französischen Wortform aus einer lateinischen. Um jede Zweideutigkeit auszuschliefsen, werde ich das Wort Etymologie nur in dieser letzteren, engeren Bedeutung gebrauchen.

Denn dafs nur auf das Lateinische Rücksicht zu nehmen ist und nicht auf das Griechische, Keltische und Deutsche, ist klar. Ebenso, dafs nur das den Schülern bekannte klassische Latein zu beachten ist, und nicht das ihnen vollständig unbekannte Vulgärlatein. Es finden sich zwar einige Stimmen, die das Vulgärlatein in einigen wenigen Fällen in der Schule heranziehen wollen, wo dadurch nämlich die Auffassung der französischen Formen erleichtert wird. Da müfste man aber, um nicht jeder Willkür Thür und Thor zu öffnen, genau bestimmen, welches diese Fälle sind. Von Wortstämmen wäre — abgesehen von caballus, das ja in einem bestimmten Sinne auch klassisch ist — nur catus zur Er-

* Vervollständigter Auszug aus den Verhandlungen der preufsischen Direktoren, 1883.

klärung des französischen chat notwendig; ich denke, man wird doch lieber auf die Herleitung dieses einen Wortes verzichten. Aber der Wortstämme wegen würden ja auch die Verteidiger der Herbeiziehung der vulgär-lateinischen Formen ihre Forderung nicht gestellt haben, sondern es handelt sich um die grofse Masse derjenigen französischen Wörter, die ihrer Form wegen nicht aus den stammverwandten klassisch-lateinischen Wörtern hergeleitet werden können. Die ungemein grofse Zahl derselben ist aus dem später folgenden Verzeichnis zu erkennen; und eben weil ohne Hinzuziehung dieser die Zahl der aus dem Lateinischen herzuleitenden Wörter für die Schule sich so bedeutend verringern würde, deshalb und nur deshalb verlangt man einige Anwendung des Vulgärlateinischen auch für die Schule. Mir aber erscheint es doch offenbar unpädagogisch, wenn man französische Wörter von Formen ableiten wollte, die dem Schüler ganz und gar unbekannt sind, die der Lehrer ihm erst nennen müfste, oder die der Schüler — wenn er die betreffende französische Vokabel schon kennt — sich aus dem Neufranzösischen erst konstruieren würde. Welchen Nutzen könnte der Schüler haben, wenn man z. B.

montagne	von	montanea	compagnie	von	companium
citoyen	„	civitaneus	verdure	„	viridura
bourgeois	„	burgensis	valable	„	valabilis
capable	„	capabilis	empêcher	„	impedicare
suite	„	secuta	année	„	annata
naissance	„	nascentia	abeille	„	apicula
joyau	„	gaudiale			

herleiten wollte? Offenbar gar keinen Nutzen hätte er davon, wohl aber Schaden, grofsen Schaden. Er würde sich daran gewöhnen, willkürlich aus bekanntem Stamme und bekannter Endung Wörter zu bilden, die in dieser Zusammensetzung niemals vorkommen; er würde von Eigendünkel erfüllt werden und die Naturwüchsigkeit der Sprache ganz und gar verkennen. Dann aber erst die Rückwirkung auf den lateinischen Unterricht!

Falls man den Schüler daran gewöhnte, zu französischen Wörtern die entsprechenden Vulgärformen selbst zu konstruieren, so würde von ihm für die lateinischen Stunden das schönste Küchenlatein zu Tage gefördert werden!

Von noch gröfserer Gefahr für den lateinischen Unterricht würde die etymologische Herleitung von denjenigen, oft sogar nur imaginären vulgär-lateinischen Formen sein, bei denen eine Umbildung der klassisch-

lateinischen Formen zu Tage tritt, die in der lateinischen Stunde jedem Schüler als unverzeihlicher Fehler angerechnet werden würde; wenn man also ableiten wollte die französischen Formen agir, exiger, falloir, vouloir, savoir, pouvoir, choir, échoir von den vulgär-lateinischen agire, exigāre, fallēre, volēre, sapēre, potēre, cadēre, excidēre, oder gar

aimas	von	amávisti	fusse	von	fúissem
valu	„	valutum	vêtu	„	vestutum
cru	„	credutum	suivis	„	sequivi
reçus	„	recipúi	suivi	„	sequítum
dus	„	debúi	écrivis	„	scribívi
vendis	„	vendivi	naquis	„	nasquivi
rendis	„	reddivi	plaignis	„	plangivi
rompis	„	rumpivi	conduisis	„	conduxivi
perdis	„	perdivi	voyons	„	vidamus
eu	„	habútum	venons	„	venamus
ayant	„	habántem	vu	„	vidútum
sois	„	sias	font	„	facunt — etc.,

Ableitungen, die sich zum Teil selbst in der sonst ziemlich vorsichtigen Grammatik von Körting finden. Man schaudert, wenn man die Formen liest, und noch mehr schaudert man, wenn man an die destruktive Wirkung denkt, welche die leiseste Erwähnung solcher Formen auf den Geist des Schülers — auch des Primaners — ausüben würde! Dabei will ich noch gar nicht in Betracht ziehen, dafs mit Zugrundelegung dieser Formen die Sache noch gar nicht abgethan ist, dafs da noch oft die gewaltsamsten und oft unsichersten Experimente angestellt werden müssen, um aus jenen Formen die entsprechenden neufranzösischen zu konstruieren.

Ist deshalb aber die etymologische Ableitung der französischen Wörter aus dem Lateinischen, d. h. aus dem den Schülern bekannten klassischen Latein ganz und gar zu verwerfen, wie es in anbetracht der vorher erwähnten Ungeheuerlichkeiten von manchen Referenten gefordert wird? Das dürfte doch nicht so ohne weiteres bejaht werden können; das wäre ja eine nicht genügend begründete Meinung, der man die entgegengesetzte — ebenfalls ohne genügende Begründung — gegenüberstellen könnte. Die Sache mufs genauer, mufs ganz genau untersucht werden, dann wird hoffentlich das Resultat nicht mehr zweifelhaft lassen, ob die Anwendung der Etymologie so herrliche Früchte tragen kann, wie sie von der einen Seite erwartet werden, ob wirklich die formale Bildung des Schülers so ungemein gesteigert und die Erlernung des Französischen so sehr erleichtert werden würde, oder ob — abgesehen von der meiner Meinung nach

nicht so grofsen Gefahr, der wir auch ohnehin nicht entgehen, Bildungen wie crudélité, grat oder gar dis (für jour) lesen und hören zu müssen — diese Anwendung der Etymologie nur eine neue Belastung des Gedächtnisses wäre. Denn die anderen Vorzüge, welche dem die Etymologie berücksichtigenden Unterricht zugeschrieben werden, nämlich die Erweiterung des Gesichtskreises, die Konzentration des Unterrichts durch Vergleichung zweier Unterrichtsgegenstände, die dadurch vermehrte Wertschätzung des Französischen im Gymnasium und des Lateinischen im Realgymnasium, diese Vorzüge können doch nicht allein durch etymologische Behandlung der französischen Wortformen erreicht werden, sondern mindestens ebenso gut durch anderweite Berücksichtigung der Abstammung des Französischen vom Lateinischen bei Gelegenheit der Orthographie, des Sprachschatzes, der Formenlehre, der Syntax, der Synonymik und besonders durch eine Zusammenfassung der historischen Momente in Prima.

Der Weg, um zu einer sicheren Entscheidung vorliegender Frage zu gelangen, ist ja durch den Gegenstand derselben klar vorgezeichnet. Es blieb mir nichts übrig, als zunächst alle diejenigen neufranzösischen Wörter zusammenzustellen, die nach meiner Erfahrung in den Gesichtskreis der Schule fallen können und die zugleich von einem den Schülern bekannten lateinischen Stamm abzuleiten sind. Diese Aufstellung habe ich zuerst ganz selbständig gemacht, um durch die Fehler anderer möglichst wenig irregeleitet zu werden. Dann aber benutzte ich bei der unten gegebenen Zusammenstellung das „Französische Vokabular“ von R. Dihm, das ich nun — trotz seiner relativen Vollkommenheit — in manchen Fällen zu berichtigen und zu ergänzen im stande war. Die Zahl dieser Wörter ist — ich lasse die Einer fort — 4540, es sind:

acer — *acre*, *acreté*, aigre, aigreur, aigrir, vinaigre.
acerbus — acerbe, *acerbité*.
acidus — *acide*, *acidité*, *acidule*.
acies — acier, aciérer.
acuĕre — aigu, aiguiser, aiguille, aiguillon.
adamas — aimant, *diamant*.
adulari — *aduler*, *adulateur*.
ædes — *édifice*, *édifier*, *édile*.
æmulus — *émule*, *émulation*.
æquus — équateur, *équation*, *équité*, équilibre, équinoxe, équivaloir, ainsi;
inique, *iniquité*;
égal, égaler, *égalité*.
aër — air, aérer, aéronaute, ariette.
æra — ère.
æs — airain.

æstas — été.
æstimare — *estimer*, *estime*, *estimable*, *mésestimer*.
ævum — âge, âgé, éternel, *éternité*.
æther — *éther*, éthéré.
ager — agraire, agreste, *agricole*, *agriculture*, *agriculteur*, pèlerin.
agĕre — agent, *agile*, *agilité*, agir, *agiter*, acte, acteur, actif, *activité*, actuel, *ambigu*, *ambiguité*;
cacher, cache, cachet, cacheter;
exiger, exigence, essai, essayer, essaim, *examen*, *examiner*, exacte, exactitude;
prodigue, prodigalité;
réagir, réaction, rédiger, rédacteur.
agnus — agneau.
academia — *académie*, *académique*, académicien.
ala — aile, ailé, *alaire*.
alacer — *alacrité*, allègre, allégresse.
alauda — alouette.
albus — aube, aubépine, *album*, aubade.
alĕre — *aliment*, *alimenter*.
alius — *aliéner*, *aliénation*, ailleurs, aussi, aussitôt, autant.
aliqui — *aliquanto*, *aliquote*, aucun.
alnus — aune.
alter — *altérer*, *altérable*, *alternative*, autre, autrui, *désaltérer*.
altus — haut, hauteur, hautain,
exalter, *exaltation*;
exhausser, exaucer;
altesse, altier, *altitude*.
amare — *amateur*, amour, aimer, aimable, *amabilité*.
amarus — amer, amertume.
amīcus — ami, amitié, amical.
ennemi, *inimitié*.
amplus — ample, *amplitude*, *amplifier*, *amplification*.
ancora — ancre, ancrer.
angelus — ange, *angélique*.
angĕro — angoisse.
anguilla — anguille.
angulus — angle, *angulaire*.
anima — *animal*, *animer*, *unanime*, *unamité*, *ranimer*, *animosité*, âme, *animadversion*.
annus — an, annales, annuel, année.
ante — *antérieur*, antique, *antiquité*, ancien, ancienneté, aîné, avant, devant, avancer, avantage, devancer, *antécédent*, *antédiluvien*, *antichambre*, *antidater*, *antépénultième*.
antrum — antre.
anus — annean, anneler.
aptus — apte, *aptitude*, *attitude*, inepte, *ineptie*.
apis — abeille, *apiculture*.
apostolus — apôtre.
aprilis — avril.
aqua — eau, *aquarium*, *aqueduc*.
aquila — aigle, *aquilon*, *aquilin*.
aranea — araignée.
arare — aratoire.
arbiter — *arbitre*, *arbitraire*.
arbor — arbre, arbrisseau, arbuste, *arborer*.
arcēre — *exercer*, *exercice*.

arcus — arc, arche, archer, arçon, arcade.

ardēre — ardent, ardeur.

area — aire, are.

arena — arène.

argentum — argent, argenterie, argentin.

arguĕre — *argument, argumenter.*

arĭdus — *aride, aridité.*

arma — arme, armer, armement, armée, armure, alarme, alarmer, désarmer.

ars — art, artisan, artillerie, artiste, *artifice;* inerte, *inertie.*

articulus — article, *articuler.*

asinus — âne, ânon, ânier.

asparagus — asperge.

asper — *aspérité, exaspérer, exaspération.*

astrum — astre, désastreux.

asylum — *asile.*

atrox — atroce, *atrocité.*

audēre — *audace*, audacieux, oser.

audire — *audience, auditoire*, ouir, *obédience*, obéir, obéissance.

augustus — *auguste*, août, aoûteron.

augēre — augmenter, auteur, *autorité*, automne.

augur — *augure, augurer*, heur, bonheur, malheur, heureux, bienheureux, malheureux.

auris — *auriculaire*, oreille.

aurora — aurore.

aurum — or, orfèvre, dorer.

auscultare — écouter.

avēre — avare, avarice, *avide, avidité.*

avis — oie, oiseau, auspice.

avunculus — oncle.

avus — aïeul.

balbus — balbutier.

balneum — bain, baigner, baignoire, *balnéographie.*

balsamum — baume, enbaumer.

barba — barbe, barbier, débarbouiller, *imberbe.*

barbarus — *barbare, barbarie.*

basis — base, baser.

basium — baiser.

batuĕre — bataille, battre, rabattre, rabat, combattre, combat, débattre.

beatus — *béatitude, béatifier.*

bellum — *belliqueux*, duel, *rebelle, rebeller, rébellion, belligérant.*

bellus — beau, beauté, embellir.

bestia — *bestial, bestialité*, bête, bêtise.

bibĕre — boire, boisson, breuvage, abreuver, buveur, buvette.

bilis — bile, *bilieux.*

bis — bis, bisser, billion, binocle, combiner, combinaison.

benignus — bénin, *bénignité.*

bonus — bon, bonasse, bonne, bonté, bien, abonner, combien.

bos — bœuf.

brachium — bracelet, bras, embrasser, embrassement.

brevis — brevet, breveter, bref, brief, abréger, *abréviation.*

bruma — brume, *brumaire.*

brutus — brut, brute, *brutal.*

bucca — bouche, bouchon, boucle, bouclier, embouchure.

caballus — cheval, chevalier, chevalerie, *cavale*, cavalerie, cavalier, chevaucher.
cadĕre — *cadavre*, *caduc*, cas, choir, chute, *accident*, *accidentel*, *incident*, *coincider*, échoir, échéance, méchant, *occident*, *occidental*, occasion.
cædĕre — césure, concis, concision, décider, décisif, *homicide*, *parricide*, précis, *suicide*.
cælebs — *célibat*, *célibataire*.
cælum — ciel, céleste.
calamitas — *calamité*.
calamus — chaume, chaumière.
calendæ — calendes, calendrier.
calēre — chaleur, chaud, chaudron, chauffer, échauffer, nonchalant, nonchalance.
calumnia — *calomnie*, *calomnier*.
calvus — chauve.
calx — *calcul*, *calculer*, chaux, chaussée.
camara — chambre, *camarade*.
camelus — chameau, chamelier.
caminus — chemin, *acheminer*.
campus — camp, champ, campagne, campagnard, Champagne, champêtre, décamper.
candēre — candeur, *candidat*, *candide*.
canalis — canal, *canaliser*, *canalisation*.
canĕre — *cantate*, chanson, chant, chanter, chanteur, chantre, accent, *accentuer*, enchanter, *incantation*.
canis — chien, *canicule*, canaille.
caper — caprice, cabriolet, chèvre, chevreuil.
capĕre — *capable*, *capacité*, *captif*, chétif, *captivité;* chasse, chasseur; acheter, achat; accepter; concevoir, conception, déception, excepter, exception, *occuper*, *occupation*, *participer*, percevoir, apercevoir, *précepte*, *précepteur*, recevoir, recette, reçu, recouvrer.
capillus — cheveu, chevelu; *capillaire*, *capillarité*.
caput — cap, *capital*, *capitale*, *capitaine*, *capituler*, chapitre, chef, derechef, achever, *décapiter*, *précipiter*, *récapituler*.
carbo — *carbone*, charbon, charbonnier, carbonnade.
carmen — charme, charmer.
caro — carnage, chair, acharner, *incarnation*, *carnivore*, *carnaval*.
carrus — carrière, carosse, char, charrette, chariot, charge, charger, décharger.
carus — caresse, *charitable*, *charité*, cher, chérir, renchérir.
casa — *case*, *caserne*, chez.
castanea — châtain, châtaigne, châtaignier.
castrum — château, chatelain.
castigare — châtier, châtiment.
castus — chaste, *chasteté*.
catena — chaîne, enchaîner.
catus — chat.
cauda — queue.
caulis — chou.
causa — cause, causer, *causalité*, chose, accuser, accusation, *accusatif*, excuser, excuse, récuser, refus.
cavus — cave, caverne, cage, concave.
cavēre — caution, précaution.
cēdĕre — céder, *abscès*, accéder, accès, ancêtres, *antécédent*, décéder, décès, prédécesseur, excès, *intercession*, pré-

céder, procès, procession, succéder, succès, successeur; cesser, cesse.

celare — céler, recéler, recéleur.

celeber — célèbre, *célébrer*, *célébrité.*

celer — *célérité*, *accélérer.*

incendĕre — encens, encenser, encensoir; *incendie*, *incerdier*, *incendiaire.*

censēre — cens, censé, censeur.

centrum — centre, centralisation, *centraliser*, concentrer, excentricité.

centum — cent, centième, centime, *centurie*, *centésimal.*

cera — cire, cirer, cierge.

cerasus — cerise, cerisier.

cerebrum — cerveau, écervelé.

cernĕre — concerner, décret, décréter, discret, discrétion, indiscrétion, secret, secrétaire, concret.

certare — concerter, déconcerter.

certus — certain, certes, *certitude*, incertain, incertitude.

cervus — cerf.

charta — charte, carte, écarter.

cholera — *colère*, *colérique*, *choléra.*

chorda — corde, cordelier, cordon, cordonnier.

chorus — chœur.

cicada — *cigale.*

ciconia — cigogne.

cilium — cil, sourcil, sourciller.

cingĕre — ceindre, ceinture, enceinte.

cinis — cendre, cinéraire, cendrillon.

circus — *cirque*, cercle, *circulaire*, *circuler.*

cis — *citérieur.*

citare — citer, exciter, récit, *réciter*, ressusciter.

citrus — citron, citronnier.

civis — *civil*, *civiliser*, *civilité*, *civilisation*, cité, citoyen.

clamare — clameur, acclamation, déclamer, réclamer, réclame, proclamer, proclamation.

clarus — clair, clarté, déclarer, *déclaration*, éclair, éclairer, éclaireur, éclaircir.

classis — classe, *classique*, classer, classification.

claudĕre — clore, cloître, conclure, conclusion, éclore, *exclure*, *inclus*, reclusion.

clavis — clef, *clavicule.*

clavus — clou.

clemens — clément, clémence, *inclémence.*

clerus — clerc, clergé, *clérical.*

clin- — clin, décliner, déclinaison, enclin.

cohors — *cohorte*, cour, courtisan, courtoisie.

colĕre — colon, *colonie*, coloniser, culte, *cultiver.*

collis — colline.

collum — col, cou, collier, décolleter.

color — couleur, *colorer*, tricolore.

colossus — colosse, colossal, colossée.

columba — colombe.

columna — colonne, *colonnade*, colonel.

comœdia — *comédie*, comédien, *comique.*

cometa — comète.

concilium — concile, *concilier*, *réconcilier.*

contra — contre, *contraire*, contrarier, contrée, contraste, rencontrer, rencontre.

conus — cône, *conique*, *conifère*.
copia — *copie*, copier.
copula — *copuler*, couple, *copuler*.
coquĕre — cuire, cuisine, cuisinière, biscuit.
cor — cœur, *cordial*, *cordialité*, courage, décourager, encourager, concordance, concorde, discorde, *miséricorde*.
coralium — corail.
corium — cuir, cuirasse, cuirassier.
consilium — conseil, conseiller, conseilleur, consulter, consultation.
comitia — comices.
comes — comte, comté, comtesse, *comital*, *comité*.
consul — *consul*, *consulat*, *consulaire*.
contentus — content, contenter, contentement, mécontent.
cornu — cor, corne, cornue.
corona — couronne, couronner, couronnement.
corpus — corps, *corporation*, corporel, corpulent, corsage, *incorporer*.
cortex — écorce.
corvus — corbeau.
costa — côte, côtelette, côté.
crassus — *crasse*, gras, grasseyer, graisse.
creare — créer, *créateur*, *création*, récréation.
credĕre — *crédit*, *créditer*, *accréditer*, *décréditer*, *crédule*, *crédulité*, croire, créance, croyance, accroire.
crepare — *décrépit*, *décrépitude*.
crepusculum — *crépuscule*, *crépusculaire*.
crescĕre — croissant, croître, cru, crue, décroître, décrue, recrue, recruter.
crimen — crime, *criminel*, récrimination.
crinis — crin, crinière, crinoline.
crudus — cru, *crudité*, crûment; cruel, cruauté.
crux — croix, croisade, croisé.
cubare — succomber.
cubitus — coude, accouder.
cuculus — coucou.
culpa — *culpabilité*, coupable, inculper.
culter — couteau.
cumulus — *cumuler*, comble, combler, décombres.
cunĕus — coin, cognée.
cupĕre — *cupide*, *cupidité*, convoiter.
cuprum — cuivre.
cura — curé, curieux, *curiosité*; sûr, sûreté, *sécurité*; assurer, *incurie*, procurer, procureur.
currĕre — courir, courant, coureur, cours, course, coursier, corsaire; accourir, concourir, concurrence, discours, encourir, *incursion*, *excursion*, parcourir, précurseur, recourir, recours, secourir, secours.
curtus — court, raccourcir.
cycnus — cygne.
cynicus — *cynique*.
dactylus — datte, *dactyle*.
damnum — condamner, condamnation, indemniser, danger, dangereux, dommage, dédommager.
dare — date, dater, *datif*; *addition*, *additionner*; condition, *inédit*,

édition; perdre, perte; rendre, rente, *reddition; tradition;* trahir, traître; vendre, vendeur, vente.

debēre — devoir, dette, endetter, *débet, débit, débiter; débile, débilité, débiliter.*

decem — dix, décembre, *décimal, décimer,* dîme, dixième, denier, dizaine, doyen, *décanat;*
onze, douze, treize, quatorze, quinze, seize.

decēre — décent, décence, indécence; décorer.

delicatus — *délicate, délicatesse;* délié.

delectare — *délectation;* délice, délicieux; *dilettante, dilettantisme.*

delphinus — dauphin.

dens — dent, dentelle, dentiste; *trident.*

densus — dense, *densité,* condenser.

destinare — *destiner,* destin, *destinée, prédestiner, prédestination.*

dialectus — dialecte, dialectique.

dialogus — *dialogue, dialoguer.*

dicare — *abdiquer,* dédier, *indiquer, indicatif, prédicateur,* prêcher, prêcheur.

dicĕre — dicter, dictionnaire, dire; *bénédiction,* bénir; *contradiction,* contredire; édit; *interdire, interdit; malédiction,* maudire; médire, prédire, redire.

dies — diète; jour, journal, journée, ajourner, séjourner, séjour; midi, après-midi, *quotidien;*
lundi, mardi, mercredi, jeudi, vendredi, samedi, dimanche.

digitus — doigt, dé, *digital.*

dignus — digne, *dignité, indigne, indigner indignation;* daigner, dédaigner, dédaigneux.

discĕre — disciple, discipline.

discus — disque.

dividĕre — *dividende,* diviser, *division, individu,* indivisible.

docēre — *docile, docilité, indocile; document, docte, docteur, doctrine.*

dolēre — douleur, douloureux, deuil, *indolent, indolence.*

domare — dompter.

domus — dôme; *domestique,* domaine, *domicile.*

dominus — *dominer, domination,* dame, damoiseau, damoiselle; demoiselle; madame, mademoiselle; *prédominer; madone.*

donum — don, donner, pardonner, pardon, adonner, redonner.

dormire — dormir, dormeur, dortoir, endormir.

dorsum — dos, adosser, endosser.

dos — dot, *doter, dotation,* douer; douairière

dubius — doute, douter, douteux, redouter; *dubitation, indubitable.*

ducĕre — duc, *ducat,* duché, duchesse; conduire, conduite, *conducteur;* éconduire, reconduire; déduire; *induire, induction, introduire;* produire, produit; réduire, *réduction;* séduire, *séducteur;* traduire, *traduction.*

dulcis — doux, douceur, adoucir.

duo — deux, deuxième; double, doubler; *duplique.*

durus — dur, durer, durée, dureté; durcir, endurer.

ebrius — ivre, ivresse, ivrogne, enivrer; sobre, *sobriété.*

ebur — ivoire.

ego — je; égoïsme, égoïste.

elementum — *élément, élémentaire.*

elephantus — *éléphant.*

emere — *exemple;* rédimer, rédempteur,

episcopus — *épiscopal, épiscopat;* évêque, évêché.

epistola — épître, *épistolaire.*

equus — *équestre.*

errare — errer, erreur, *erronée*, *aberrer*, *errata*.

esse — essence, essentiel; être; absence, absent; présent, présence, présenter; *intéresser*, *intérêt*; représenter.

faba — fève.

extra — *extérieur*, *extrême*, *extrémité*; étrange, étranger.

exilium — *exil*, exiler.

faber — *fabrique*, *fabriquer*; forger, forgeron; orfèvre.

facĕre — *faction*, factionnaire, façon, façonner; faire, fait, *facteur*; affaire; *affecter*, *affectation*, *affection*;
amplifier, *amplification*;
artifice, *artificiel*;
bénéfice, bienfait, bienfaisant, bienfaisance.
malfaire, *malfaiteur*, *maléfice*, méfaire, méfait.
bonifier, *falsifier*, *glorifier*, *fortifier*, *gratifier*, *identifier*, *mortifier*, *munificence*, *pacifier* (*pacifique*), *purifier*, *qualifier*, *ratifier*, *simplifier*, *vérifier*, *vivifier*; *codifier*, *classifier*, *certifier*, *clarifier*, *fructifier*, *lénifier*, *personnifier*, *sanctifier*, *vinifier*, *versifier*, *spécifier*, *terrifier*.
chauffer; confire, confiseur; contrefaire, contrefaçon *défaire*, *défaite*, défectif, *défection*; effet, effectif, effectuer; forfait; *infecter*, infection, désinfecter; *manufacture*; office, officiel, officier; parfait, imparfait, *perfectibilité*, *perfection*; *refaire*; suffire, suffisance; surfaire.

facies — face, façade, effacer, *superficie*, *superficiel*, surface.

facilis — *facile*, *facilité*, *faciliter*; *faculté*; *difficile*, *difficulté*.

fallĕre — falloir, faillite, *infaillibilité*, faillir, défaillance, faute, défaut.

falsus — faux, fausser, fausseté, *falsifier*.

falx — faux, faucher, faucheur.

fames — faim. affamer, famine.

familia — famille, familier, *familiarité*.

fanum — *fanatique*, fanatisme, profane, profaner.

fari — fable, *fabuleux*, *fabuliste*; affable, *affabilité*; diffamateur; enfant, enfance, enfanter; infame, *infamie*, *infant*, *infanterie*; préface.

fascis — faix, faisceau.

fastigium — faîte.

fastus — faste, *fastidieux*, fâcher, fâcheux.

fatēri — confesser, confession, professer, professeur.

fatigare — fatigue, *fatiguer*, *infatigable*.

fatum — *fatal*, *fatalité*, fée.

favēre — faveur, favorable, favori, favoriser.

febris — fièvre, fiévreux, *fébrile*, février.

fel — fiel.

felix — *féliciter*, *félicité*, *félicitation*.

femina — femme, *féminin*, femelle.

fendĕre — défendre, défense; offenser, offense, offensif.

fenestra — fenêtre.

fœnum — foin.

feriæ — foire.

ferre — *fertile*, *fertilité*, *fertiliser*, *infertile*; *ablatif*; conférence, collationner; déférence, déférer, délateur; *différence*, *différent*, *indifférent*; offrir, offre; préférer, préférence, *prélat*; proférer; *relation*, référé; souffrir, souffrance; transférer; *lanifère*, *fructifère*, *conifère*.

ferrum — fer, déferrer.

ferula	— *férule.*
ferus	— fier, fierté, *férocité, féroce,* farouche.
fervēre	— ferveur.
festum	— festin, fête.
ficus	— figue, foie, figuier.
fidĕre	— *fidèle, fidélité;* fiancé; fier, foi; *confidence,* confiance, confier; défier, méfier: *perfide, perfidie.*
figĕre	— fixe, fixer; afficher, affiche; *crucifier; préfixe, suffixe.*
figura	— *figure,* figurer; *effigie.*
filius	— fils, filial, fille, affilier.
filum	— fil, file, filet, ficelle.
findere	— fendre, fente, fissure.
fingĕre	— feindre, feinte, fictif.
finis	— fin, final, enfin, afin que, finir, *infinitif,* raffinerie, confins, définir.
firmus	— ferme, fermeté, fermier, affermir, *affirmer,* enfermer, renfermer, *infirme, infirmier, infirmité.*
flagellum	— fléau, *flageller.*
flamma	— flamme, flambeau, enflammer, oriflamme.
flare	— flûte, enfler, souffle, souffler, soufflet.
flectĕre	— *flexible,* fléchir, *circonflexe,* réfléchir, refléter, réflexion.
flēre	— faible, faiblesse, affaiblir.
fligĕre	— affliger, *affliction,* conflit.
flos	— fleurir, fleur.
fluĕre	— *fluide, fluidité;* flux, reflux; fleure, *confluent, influence.*
focus	— foyer, feu.
fodĕre	— fosse, fouiller, enfouir.
fœdus	— fédéral, confédération.
fœtidus	— *fétide.*
folium	— feuille, feuilleter, feuilleton; chèvrefeuille, trèfle.
follis	— fou, follie, feu-follet.
fons	— fontaine, fonts.
foras	— forain, hors, hormis; forclusion, fourvoyer, forfait.
forma	— former, formel, *formalité, formule,* réformer, réforme, *réformation,* difforme, informer, transformation.
formica	— fourmi.
fors	— fortune, infortune, fortuit.
fortis	— fort, forteresse, forcer, force, *fortifier,* forçat, efforcer, effort, renforcer, renfort.
frangĕre	— *fragile, fragilité,* frêle, enfreindre, naufrage.
frater	— frère, *fratricide, fraternel, fraternité,* beau-frère, confrère.
fraus	— fraude, *frauduleux.*
fraxinus	— frêne.
fremĕre	— frémir.
frenum	— frein, effréné.
frequens	— fréquent, fréquenter.
fricare	— friction, frotter.
frigĕre	— frire, friandise.
frigēre	— frileux, frisson, froid, froideur, frayeur, effrayer, effroi.
frivŏlus	— *frivole, frivolité.*
frons	— front, frontière, affronter, affront, effronterie.
fructus	— fruit, *fructueux, usufruit, fructifère, frugivore.*
frugalis	— *frugal, frugalité.*
frumentum	— froment.
frustrare	— frustrer.

fugĕre — *fugitif*, fuir, fuite, refuge, refugier, *transfuge*.

fulgĕre — foudre, foudroyer, *fulminant*.

fumus — fumer, fumée, fumoir.

fundĕre — fondre, fonderie, fonte, confondre, confus, confusion, profusion.

fundus — fond, fonds, fonder, fondateur, foncier, profond.

fungi — *fonction*, fonctionnaire, défunt.

funus — funèbre, *funérailles*, funeste.

furca — fourchette, bifurcation.

furĕre — *furibond*, fureur, furieux, furie.

furnus — four, fourneau, fournaise.

fustis — fût, affût.

futilis — *futile, futilité*.

futurus — futur.

gaudĕre — jouir, joie, joyeux, réjouir.

gelu — geler, gelée, dégel, dégeler.

gemĕre — gémir, gémissement.

geminus — jumeau.

gener — gendre.

genius — *génie, ingénieux, ingénu*.

gens — gent, gens, gentil.

genus — *général*, généraliser, *généreux*, *générosité*, *génitif*, genre, *dégénérer*, engendrer, *régénérer*.

genu — genou, agenouiller.

gerĕre — gérant, geste, *gesticuler*, *belligérant*, digérer, exagérer, registre, enregistrer.

germanus — germain, *Germanique*, *Germanie*.

germen — germe, *germinal*.

gigas — géant, *gigantesque*.

glacies — glace, *glacial*, glacier, verglas.

gladius — glaive, *gladiateur*.

glans — gland, *glandulaire*.

globus — globe, *globule*.

gloria — gloire, glorieux, *glorifier*.

gnarus — ignare, ignorer, ignorance.

gradi — grade, aggresseur, congrès, degré, *dégradation*, progrès, progressif, *graduel*.

grammaticus — grammaire, grammairien.

grandis — grand, grandeur, grandisse, agrandir.

granum — grain, *granuleux*, graine, grange.

gratus — *gratitude*, grâce, gracieux, gré, agréer, agréable, désagréable, disgrâce, malgré, *congratuler*.

gravis — grave, *graviter*, *gravité*, grief, aggraver.

grus — grue.

gubernare — gouverner, gouvernail, gouverneur, gouvernante.

gurges — gorge, égorger.

gustare — goût, goûter, dégoûter, dégoût, ragoût.

gutta — goutte, égout.

guttur — *guttural*.

gymnasium — gymnase, *gymnastique*.

habĕre — *habile, habileté, habiter, habitude*, habituer; avoir; *débile, débiliter; habit*, habiller, déshabiller; *inhabile, prohiber*.

hærĕre — *hésiter, hésitation*, adhérent, *cohésion*.

halare — haleine, *exhaler, exhalation*.

harmonia — *harmonie*, harmonieux.

hedera — lierre.

herba — herbe, *herboriser*.

heres — *héréditaire*, *hériter*, héritage, héritier, déshériter.

heri — hier.

heros — héros, héroïsme, *héroïque*.

hilaris — *hilarité* (St. Hilaire).

hinnire — hennir.

hirundo — hirondelle.

historia — histoire, historien, *historique*.

homo — on, homme, humain, *humanité*, bonhommie, gentilhomme, surhumain.

honor — honorable, honneur, honnête, *honnêteté*, déshonneur, déshonorer, malhonnête.

hora — heure, horloge, horloger, or, encore, lors, alors, désormais, dorénavant.

hordeum — orge.

horrēre — horreur, horrible.

hortari — *exhorter*.

hortus — *horticole*, *horticulture*.

hospes — hôte, hôtel, *hôpital*, *hospitalier*, *hospitalité*.

hostis — hostile, *hostilité*, *hostie*.

humus — *humilier*, *humilité*, *humiliation*, humble, *inhumer*.

humēre — humeur, *humide*.

iambus — iambe, *iambique*.

ibi — y.

idem — *identique*, *identité*, *identifier*.

ignis — *ignivome*, *ignivore*.

ignominia — *ignominie*.

ille — il, le, celui, ès, oui, là, cela, delà.

imago — image, *imaginer*, *imagination*, *imaginaire*.

imbecillus — *imbécile*, *imbécilité*.

imĭtari — *imiter*, *imitation*.

imperare — *impératif*, impératrice, impérial, *impérieux*, empire, empereur.

inanis — *inanité*.

inde — en.

indulgēre — *indulgent*, *indulgence*.

industria — *industrie*, *industriel*.

inferus — *inférieur*, *infériorité*, enfer, enfers, infernal.

insula — *insulaire*, île, *isoler*.

inter — entre, *intérieur*, *intime*, *intimité*, entrailles.

intrare — entrer, entrée, rentrer.

interpres — *interprète*, *interpérter*.

intus — dans.

invitare — *inviter*, *invitation*, convier.

ipse — même.

ire — *itinéraire*, ambition, *circuit*, issue, réussir, initier, commencer, périr, sédition, prétoire, subir, *transitif*.

irrigare — *irriguer*.

iterum — *itérer*, *réitération*.

jacēre — gésir, gîte.

jacĕre — jeter, projeter, projet, *adjectif*, *conjecture*, *éjaculer*, *objectif*, objet, sujet, sujétion, trajet.

jam — déjà, jadis, jamais.

Januarius — janvier.

jejunus — jeun, jeûne, déjeuner.

jocus — jeu, jouet, joujou, déjouer, jongleur.

Judæus — juif.

judex — juge, juger, jugement, *adjudication*, préjugé, préjudice.

jugum — joug, conjugaison, conjuguer, conjugal, subjuguer.

Julius — juillet.

jumentum — jument.

jungĕre — joindre, ci-joint, *conjonctif*, *subjonctif*, disjoindre, rejoindre.

Junius — juin.

Jupiter — jovial, jeudi.

jus — injure, injurier, injurieux, juste, justesse, justice, injustice, *juridiction*, *justifier*, jurer, conjuration, parjure.

juvare — aide, aider, *adjudant*.

juvenis — jeune, jeunesse, *juvénil*.

juxta — ajouter.

labi — laps.

labor — labeur, labour, labourer, *laboratoire*, *collaborateur*, *élaborer*.

labrum — lèvre.

lac — lait, laitière, allaiter.

lacerare — *lacérer*.

lacĕre — allécher.

lacerta — lézard.

lacrima — larme, larmoyant.

lacus — lac.

lædĕre — léser, *élider*, *élision*.

laïcus — *laïque*.

lamentum — lamenter.

lana — laine.

lancea — lance, lancer, lancette, lancier, élancer, élan.

languēre — langueur.

lanx — bilan, balance, balancer, balançoire.

lapis — *lapidaire*, *lapider*.

largus — large, largesse, largeur, élargir.

laridum — lard.

lassus — las, *lassitude*, délasser.

latēre — *latent*.

laterna — lanterne.

latinus — latin, *latiniser*.

latro — larron.

latus — *latéral*.

latus — *latitude*, *dilater*.

laurus — laurier.

laus — louer, louange.

lavare — lavandière, laver, lavement, *lavabo*.

laxus — lâche, lâcheté, *lascivité*, *lascive*, laisser, relâche.

lectus — lit, litière, *aliter*.

legare — legs, *léguer*, *légataire*, *légat*, alléguer, collègue, collège, *délégué*, *relégation*.

legĕre — lire, lecteur, leçon, *collecte*, cueillir, accueil, recueil, *diligent*, *diligence*, élire, élite, élection, électorat, *intelligence*, *négligence*, relire.

legio — légion.

legumen — légume.

lenis — *lénifier*.

lentus — lent, lenteur, ralentir.

leo — lion.

lepræ — lèpre, lépreux.

lepus — lièvre, lévrier.

levis — lever, levier, pont-levis, léger, *légèrité*, élever, élève, enlever, soulever, soulagement, soulager.

lex — *légal*, *légalité*, loyal, loyauté, *illégal*, *légaliser*, *légitime*, *légitimer*, loi, aloi, *privilège*.

liber — livre, livret, libraire.

liber — libre, *libéral*, *libéralité*, *libérer*, liberté, livrer, délivrer, délivrance.

libra — livre, niveau, *délibérer*.

licēre — licence, licencier, *illicite*.

licitari — *liciter*, *licitation*.

lictor — *licteur*.

ligare — *liguer*, *ligue*, liaison, lier, lien, allier, alliance, rallier, délier, obligeant, obligation, obliger, *religion*, *religieux*, relier, reliure.

lilium — lis.

limen — *éliminer*, *préliminaire*.

limes — *limite*, *limiter*, *illimité*.

linea — ligne, *linéaire*, aligner.

lingua — langue, langage, linguiste.

linquĕre — délit, *relique*.

linum — lin, linge, lingerie.

liquidus — *liquide*, *liquider*, *liquidation*, liqueur.

litera — lettre, *littéraire*, *littéral*, *littérature*, illettré.

lividus — *livide*.

locus — *local*, *localité*, louer, loyer, lieu, *locomobile*, *locomotive*, milieu, coucher, *dislocation*.

longus — long, longer, *longitude*, longueur, allonge, prolonger, loin, éloigner.

loqui — *locution*, *éloquence*, éloge.

lucēre — *lucide*, *lucidité*, lueur, luire, reluire, lumière, allumer, allumette, rallumer, *illumination*.

lucrum — lucratif.

luctari — lutter, lutte.

ludĕre — allusion, éluder, illusion, *prélude*.

luĕre — *alluvion*, déluge, *antédiluvien*.

lugubris — lugubre.

luna — lune, *lunatique*, lunette, lundi.

lupus — loup, louve.

luridus — lourd.

luscinia — rossignol.

lustrare — lustre, illustre, illustrer.

luxus — *luxe*, *luxurieux*.

lyra — lyre, *lyrique*.

macer — maigre, maigreur, amaigrir, *macérer*.

machina — *machine*, *machinerie*, *machiniste*.

macula — maille, *maculé*, *immaculé*, *maculature*.

magus — *magie*, *magique*.

magis — *magistrat*, *magistrature*, mais, maître, maîtriser.

magnus — *majorité*, majeur, maire, mairie, majesté, majestueux, *majuscule*, *maxime*.

malus — mal, malin, *malignité*, malice, malicieux.

mancus — manquer, manque.

mandare — *mandat*, mander, commander, commandement, recommander, recommandation, demander, demande.

mandĕre — manger.

mane — demain, lendemain.

manēre — maison, ménage, *permanent*.

manus — manière, manier, *manifester*, *manipuler*, manuel, manche, main.

mare — marée, marine, *maritime*, mer.

margo — marge, *marginal.*

maritus — mari, marier, mariage.

marmor — marbre.

Mars — mars, *martial*, massepain.

mas — *masculin*, mâle.

masticare — mâcher, machoire.

mater — *maternel*, *maternité*, matrone, mère, belle-mère, grand'mère.

materia — matière, matériel.

matutinus — matin, matinée, matinal.

maturus — *maturité*, mûr, *prémature.*

medēri — médecin, médecine, médical, remède, *remédier.*

meditari — *méditer.*

medius — *médiateur*, *médiation*, *médiocre*, *médiocrité*, mi, moitié, moyen, demi, parmi, *intermédiaire*, *méridien.*

medulla — moelle.

mel — miel.

melior — meilleur, mieux, *améliorer.*

membrum — membre, démembrement.

memor — mémorable, mémoire, commémoration.

mendicus — mendiant, mendier.

mendum — amende.

mens — *mental*, mention, mentionner, démence, comment, commenter.

mensis — mensuel, mois, semestre, trimestre.

mentiri — mentir, mensonge, démentir, menteur.

mentum — menton.

merces — *mercenaire*, merci, remercier, remercîment.

merēri — *mérite*, *mériter.*

merx — mercier, marchand, marchander, marchandise, marché, commerce, commerçant.

metallum — *métal*, *métallique*, *bimétalliste*, médaille.

metēre — moisson, moissonner.

metiri — mesurer, mesure, *incommensurable*, *dimension.*

metrum — mètre, *métrique*, *diamètre*, *symétrie.*

metropolis — *métropole.*

migrare — *migration*, *émigrer.*

miles — milice, *militaire.*

mille — mille, million, millionnaire.

minare — mine, miner, mineur; mener, amener, ramener, emmener, promener, promenade.

minari — menace, menacer.

minēre — *éminent*, imminence.

minister — *ministre*, *ministère*, métier, *administrer*, *administration.*

minor — mineur, *minorité*, *minuscule*, moindre, moins, *minute*, menu, *minime*, *diminuer*, amoindrir, néanmoins.

mirari — mirer, miracle, *miraculeux*, merveille, merveilleux, admirer, *admiration.*

miscēre — *mixte*, mêlée, mêler, mélange, démêler.

miser — *misérable*, misère, *miséricorde.*

mittĕre — mission, missionnaire, message, messager, messe, mettre, *admettre*, commettre, commis, commission, démission, émissaire, mets, entremets, hormis, omettre, permettre, permission, prémisses, promettre, promesse, compromettre, compromis, soumettre, soumission.

modus — mode, *modal*, *modifier*, modèle, *modérer*, moderne, *mo-*

deste, *modestie*, *moduler*, comme, *commode*, *commodité*, *accommoder*, *immodéré*, *incommoder*.

molĕre — moudre, moulin, meunier.

moles — môle, démolir.

mollis — mou, mollesse, amollir, mouiller.

monasterium — *monastère*.

monēre — *moniteur*, *monument*.

Monēta — monnaie.

mons — mont, montagne, monter, amont, amonceler, surmonter, *ultramontain*.

monstrare — montrer, démontrer, *démonstration*.

monstrum — monstre, monstrueux.

morari — demeurer, demeure.

mordēre — mordre, mors, morceau, morceler, remords.

mori — *moribond*, mort, mortel, mourir, *mortifier*, amortir, immortel, *immortaliser*, *immortalité*.

mos — *moral*, *moralité*, mœurs, *immoralité*.

movēre — mouvoir, mouvement, *mobile*, *mobilité*, motif, moment, meuble, meubler, meute, mutiner, ameubler, *amovibilité*, émeute, émouvoir, *immobile*, immeuble, promouvoir.

mugire — *mugir*, mugissement.

multus — *multitude*, *multiple*, *multiplier*.

mundus — monde.

munire — munir, *munition*.

munus — commun, commune, communard, communier, *communiquer*, *excommunication*, *rémunération*.

murmur — *murmure*, *murmurer*.

murus — mur, muraille.

musa — muse, musée, *musique*, musical, musicien.

musca — mouche, mousquet.

mutare — immuable, remuer.

mutilus — *mutiler*.

mutus — muet.

mutuus — mutuel, emprunter, emprunt.

naris — narine.

narrare — narrer, *narration*.

nasus — nez, nasal.

natare — natation.

nasci — naître, *nativité*, naïf, naïveté, *nation*, national, *nationalité*, nature, naturel, *naturaliser*, inné, aîné, *agnat*, *cognat*, Noël, renaître, renaissance.

navis — *naval*, *naviguer*, navigateur, navire, nacelle, nager, nage, *nautique*, nef, naufrage.

nebula — *nébuleux*.

ne — ne, ni, néant, anéantir.

necesse — nécessaire, *nécessité*.

nectĕre — annexion, connexion.

negare — *négation*, nier, *renégat*, renier.

negotium — négocier, négociant.

nepos — neveu, nièce.

nervus — nerf, énerver.

neutre — neutre, *neutralité*.

nex — *pernicieux*.

nidus — nid.

niger — *nègre*, noir, noirceur.

nihil — *annihiler*, *nihilisme*.

nitēre — net, netteté, nettoyer.
nix — neige, neiger.
nobilis — noble, noblesse, anoblir, ennoblir.
nocēre — nuire, nuisible, *innocent*, *innocence*.
nodus — nœud, nouer, dénoûment.
nomen — nom, nommer, *nominal*, *nominatif*, pronom, prénom.
non — non.
norma — norme, normal, énorme, *énormité*.
nos — nous, notre, nôtre.
noscĕre — note, noter, notaire, connaître, connaisseur, méconnaître, reconnaître, reconnaissant, reconnaissance, *ignominie*, *ignominieux*.
novem — neuf, neuvième, novembre.
novus — neuf, nouveau, nouvelle, nouveauté, innover, renouveler.
nox' — nuit, *nocturne*, minuit.
nubĕre — *nubile*, *nuptial*, noces.
nubes — nuage, nuée, nuance.
nudus — nu, *nudité*, dénuer.
nullus — nul, *annuler*.
numerus — *numéral*, nombre, dénombrement, *énumeration*, innombrable.
nummus — *numismatique*.
nuncius — nonce, annoncer, dénonciation, prononcer, prononciation, renoncer.
nutrire — nutritif, nourrir, nourriture, nourrice.
nux — noix, noissetier.
oblivisci — oublier, oubli.
obscurus — obscur, *obscurité*.
oceanus — *océan*.
octo — *octobre*, *octave*, huit, huitième.
oculus — *oculaire*, œil, aveugle, aveugler, aveuglement, *inoculer*.
odium — odieux, ennuyer, ennui.
odor — odeur.
oleum — huile, olive, olivier.
omen — abominable, omineux.
onus — *onéreux*.
operire — couvrir, couverture, découvrir, découverte, ouvrir.
opinari — *opiner*, opiniâtre, *opinion*, *inopiné*.
optare — *optatif*, opter, adopter.
optimus — optimiste, optimisme.
opus — *opuscule*, *opérer*, œuvre, ouvrage, ouvrier, *coopération*.
orare — oracle, oraison, *adorer*, inexorable.
orbis — *orbiculaire*.
ordiri — ourdir, *exorde*.
ordo — *ordinaire*, ordre, *extraordinaire*, *subordonner*, *insubordination*.
organum — *organe*, *organiser*, orgue.
oriri — orient, *oriental*, *origine*, *original*.
ornare — orner, ornement.
ostium — huis, huissier.
os — os, osseux.
ostrea — huître.
otium — oiseux, oisif, oisiveté.
ovum — œuf, *oval*, omelette.
pagus — paganisme, payen, pays, paysan, paysage.
palatium — palais, *paladin*, *palatin*, *palatinat*.
palatum — palais.
pallēre — pâle, pâleur, pâlir.

palma — *palme*, *palmier*, paume.
palpebra — paupière.
palus — pieu, *palissade*.
palus — palustre.
pandĕre — épancher, répandre.
pangĕre — *pacte*.
pagina — page, *paginer*.
panis — pain, panier, apanage, compagne, compagnon, compagnie, accompagner.
papilio — pavillon, *papillon*.
par — pareil, pari, parier, pair, *comparer*, *comparaison*.
parabola — *parabole*, parole, parler, parlement, parlementaire, parloir.
parare — parer, parure, rempart, *préparer*, *préparatif*, *réparer*, *séparer*, sevrer.
parcĕre — *parcimonie*.
parēre — apparaître, apparence, apparent, apparition, paraître, disparaître, comparaître, reparaître, transparent.
parĕre — parent, parenté.
paries — paroi.
pars — part, partage, partager, parti, partie, partisan, aparté, *particule*, *particularité*, portion, appartement, partir, compartiment, départir, départ, impartial, proportion, repartir, répartir.
pascĕre — *pasteur*, pâtre, paître, pâturage, appât, repas.
passer — passereau.
passus — pas, ne — pas, passer, passage, repasseuse, trépas, impasse.
pater — *paternel*, *paternité*, *patrimoine*, père, parrain, *patrie*, *patriote*, patricien, patron, expatrier.
pati — *patient*, *patience*, passible, passif, passion, passionné, compassion, *impatience*.
paucus — peu.
pauper — pauvre, pauvreté, appauvrir.
pavēre — peur, épouvanter.
pavo — paon.
pax — paix, paisible, *pacifique*, apaiser, payer.
peccare — pécher, péché, pécheresse.
pecten — peigne, peigner.
pectus — *pectoral*, poitrine, expectoration.
pecunia — *pécuniaire*.
pejor — pire, pis, empirer.
-pellare — appeler, appel, rappeler, *interpellation*.
pellĕre — pousser, pouls, expulser.
pellis — peau.
pendere — pendre, pendable, pente, pencher, penser, pensée, pension, *pensum*, panser, peser, *pondérer*, cependant, récompenser, dépendre, dépendance, dépens, dépenser, *dispenser*, *perpendicule*, *perpendiculaire*, suspendre.
penetrare — *pénétrer*.
penuria — *pénurie*.
per — par.
perdix — perdrix.
peregrinus — pèlerin, *pérégrination*.
periculum — péril, périlleux.
-perire — *expérience*, *experte*, expertise.

persona — personne, personnage, personnel, impersonnel.
pes — pied, *pédestre*, piège, expédient, *quadrupède*, *vélocipède*, appuyer, appui, empêcher, dépêcher.
pestis — peste.
petĕre — pétition, appétit, compétence, perpétuel, *répéter*, *centripète*.
petra — pierre.
phantasia — *fantaisie*, *fantastique*.
pica — pie.
pessimus — *pessimiste*.
piger — paresse, paresseux.
pila — *pilastre*, pilier.
pilus — poil, peler, piller, *compilation*.
pingĕre — peindre, peintre, peinture, dépeindre.
pinus — pin.
piper — poivre.
pirata — pirate, piraterie.
pirum — poire, poirier.
piscis — poisson, pêcher, pêcheur.
pisum — pois.
pius — piété, pitié, expier, *impie*, *impiété*.
pix — poix.
placēre — plaire, plaisanter, plaisanterie, plaisir, complaisance, déplaire, plaider, plaidoyer.
plăga — plage.
plāga — plaie.
plangĕre — plaindre, plainte.
planta — plante, planter.
planus — *plan*, plaine, applanir.
platea — place, placer, remplacer.
plaudere — plausible, applaudir, explosion.
plenus — plein, *plénipotentiaire*.
-plēre — *complément*, complet, accomplir, compliment, remplir, suppléer.
plicare — pli, plier, plisser, *appliquer*, *application*, *appliqué*, déployer, *expliquer*, *explication*, exploit, exploiter, employer, emploi, employé, *multiplier*, *répliquer*, *simplicité*, souple, souplesse, supplier.
plorare — pleurer, pleurs, déplorer, *implorer*.
pluĕre — pluie, pleuvoir, pluvieux, *parapluie*.
pluma — plume.
plumbum — plomb, plonger.
plus — plus, plusieurs, pluriel, *pluralité*, plupart, surplus.
poëma — poème, poète, *poésie*, *poétique*.
pœna — peine, pénible, punir, *impunité*, repentir.
polire — poli, politesse.
pollex — pouce.
pompa — pompe, pompeux.
pomum — pomme, pommier.
pondus — poids, *prépondérance*.
ponĕre — *positif*, *positivisme*, poste, pondre, composer, composition, compote, déposer, dépôt, disposer, indisposition, exposer, imposer, imposteur, impôt, opposer, préposer, prévôt, propos, proposer, *riposte*, supposer.
pons — pont, ponton, *pontifical*.
pōpulus — peuplier.
pŏpulus — peuple, *populace*, *populaire*, *popularité*, peupler, dépeupler.

porcus — porc.

porta — porte, portier, portière.

portare — porter, port, porteur, apporter, rapporter, rapport, déportation, *exportation*, l'emporter, il *importe*, *importer*, *importation*, remporter, *important*, importance, importun, *importuner*, opportun, supporter, support, transporter, transport.

porticus — *portique*.

portus — port.

posse — possible, *possibilité*, pouvoir, puissant, puissance.

possidēre — *posséder*, possession, possesseur, déposséder.

post — puis, depuis, *postérieur*, *postérité*.

potare — poison, empoisonner.

præco — *préconiser*, prôner.

præda — proie.

præsto — prêt, prêter, apprêter.

pratum — pré, prairie.

pravus — dépraver.

prehendĕre — prendre, prise, prison, prisonnier, appréhender, apprendre, apprenti, comprendre, entreprendre, entreprise, méprendre, méprise, reprise, surprendre, surprise.

premĕre — presser, pression, près, presque, après, auprès, comprimer, déprimer, empression, empreinte, expression, *exprès*, impression, imprimer, imprimerie, oppresseur, réprimande, supprimer.

presbyter — prêtre, prêtresse.

pretium — *précieux*, prix, priser, mépriser, mépris, apprécier.

prex — prier, prière, *déprécation*.

primus — prime, premier, prémices, *primat*, prince, principal, principauté.

prior — prieur, *priorité*.

privare — priver, privé.

pro — pour.

probrum — opprobre.

probus — probe, *probité*, *probable*, *probabilité*, prouver, preuve, approuver, *approbation*, éprouver, épreuve.

promtus — prompt, *promptitude*.

prope — *proximité*, proche, prochain, approcher, approche, reprocher, reproche.

proprius — propre, propreté, propriétaire, *propriété*, approprier, exproprier.

prosper — *prospérer*, *prospérité*.

provincia — province, provincial, Provence, Provençal.

prunum — prune, prunier, prunelle.

pubes — *pubère*, *puberté*.

publicus — *public*, *publicité*, publier, *république*, *républicain*.

pudēre — pudeur, *pudique*, *impudence*, *répudier*.

puer — puéril, *puérilité*.

pugio — poignard.

pugnus — poing, poignée, répugner, répugnance.

pulex — puce.

pullus — poule, poulet, pucelle.

pulmo — poumon, *pulmonaire*.

pulpitum — pupitre.

pulvis — poudre, *pulvériser*, poussière, épousseter.

pumex — ponce.

pungĕre — poindre, point, pointe, *ponctualité*, appointements, désappointement, enbonpoint.
puniceus — ponceau.
puppis — poupe.
purpura — pourpre.
purus — pur, pureté, *purisme*, purger, purgatoire, épurer.
putare — *amputer*, compter, compte, comptoir, conter, conte, *députer*, *disputer*, dispute, *imputer*, *réputation*.
putēre — *putride*, pourrir, *putréfier*.
puteus — puits, puiser, épuiser.
quærĕre — *question*, questionner, quête, acquérir, acquisition, conquérir, conquête, enquérir, enquête, *inquisition*.
qualis — quel, *qualité*, quelque, lequel.
quando — quand.
quantus — quant à, quantième, *quantité*.
quatĕre — casser, fracasser, fracas, discuter, discussion, secouer, secousse.
quatuor — quatre, quatrième, quatrain, *quadrature*, *quadrille*, quadruple, quarante, quart, quartier, quatorze, cadran, carré, carreau, carrière.
quercus — chêne.
quĕri — querelle, crier, cri, écrier.
quies — *quiétude*, *quiétisme*, quitte, quittance, quitter, inquiet, *inquiéter*.
quinque — cinq, cinquième, quinze, cinquante, quint, Quint.
qui — qui, que, quoi, car, comme, comment.
quisquis — qui que, quoi que.
quisque — chaque, chacun.
quot — quotient, cote, coter.
rabies — rage, rêve, rêver, rêverie, enrager.
racemus — raisin.
radĕre — ras, raser, rasoir, railler, railleur, raillerie.
radius — *radieux*, rayon, rayer.
radix — racine, arracher, *déraciner*.
ramus — rame, rameau, ramonner.
rana — grenouille.
rapĕre — rapace, *rapide*, *rapidité*, rapine, ravayer, ravir.
rarus — rare, rareté.
rex — roi, royal, royauté, royaliste, *régal*, *régaler*.
regnum — règne, régner.
regĕre — *régime*, *régiment*, régir, règle, régler, *régulier*, *régulariser*, *recteur*, *rectifier*, *correct*, corriger, *direct*, droit, *diriger*, dresser, droit, adroit, maladroit, *ériger*, *irrégulier*, insurger.
regio — région.
remus — rame, ramer.
ren — rein.
ratio — *ration*, raison, raisonner, déraisonnable.
res — *réaliser*, *réalité*, réel, rien.
retro — arrière, derrière, dernier.
ridēre — *ridicule*, *ridiculité*, rire, risée, sourire.
rigēre — *rigidité*, rigueur, rigoureux, roide.
ripa — rive, rivage, rivière, arriver, arrivée, dériver.
robur — robuste.
rogare — *arrogance*, *arroger*, *interroger*, *prérogative*.
ros — rosée, arroser.
rosa — rose, rosier.

rota — *rotation*, rôder, rond, rouer, roue, rouler, roulette, arrondir, arrondissement.
rubēre — *rubrique*, rouge, rougir, rouille.
rudis — rude, *érudit*, *érudition*.
ruga — rue, ruelle.
ruina — ruine, ruiner.
rumpĕre — rompre, corrompre, corruption, *interrompre*, *irruption*.
rus — rural, *rustique*.
russus — roux.
sabulum — sable, sablier, sablonneux.
saccus — sac.
sacer — sacrer, sacre, *sacrifice*, *sacrifier*, serment, consacrer, *exécration*.
sæculum — siècle, *séculaire*, *séculariser*.
sal — sel, *salade*, salière, saline, sauce, saucisse.
salire — saillir, saut, sauter, assaillir, assaut, *insulter*, résulter, sursaut, tressaillir.
salus — salut, *salutaire*, saluer.
salvus — sauf, sauver, sauveur.
sancire — sanction, sanctionner, saint, sainteté.
sanguis — sang, sanguinaire, saigner.
sanus — sain, santé.
sapĕre — sage, sagesse, savoir.
satis — *satiété*, soûl, assez, *satisfaire*.
satura — *satire*, *satirique*.
scandĕre — ascendant, ascension, descendre, descente, descendance.
scala — échelle, escalier.
sceleratus — *scélérat*.
schola — *scolastique*, école, écolier.
scintilla — étincelle, étinceler.
scire — *science*, escient, *conscience*.
scopulus — écueil.
scribĕre — écrit, écriteau, écriture, écrire, écrivain, *conscrit*, décrire, *inscription*, proscrire, souscrire, *transcrire*.
scrinium — écrin.
scrupulus — *scrupule*, *scrupuleux*.
sculpere — *sculpteur*, *sculpture*.
scutum — écu, écuyer.
secare — secte, scier, *sécante*, insecte, *vivisection*.
sedēre — selle, session, seoir, séance, siège, *assidu*, *assiduité*, assiéger, *dissident*, posséder, possession, *présider*, *résidence*, surseoir, sursis.
semita — sentier.
senatus — *sénat*, *sénateur*, *senatusconsulte*.
senex — *sénile*, seigneur, sieur, sire, monseigneur, monsieur.
sentire — sentence, sentir, sentiment, sens, sensible, consentir, consentement, dissension, pressentir, ressentir.
sepelire — *sépulcre*, *ensevelir*.
septem — sept, septième, septembre, semaine.
sequi — second, seconde, selon, suivre, suite, *conséquence*, ensuite, *exécuter*, obsèques, *persécuter*, poursuivre, poursuite.
serenus — serein.
serĕre — semer, semence, saison, assaisonner.
serĕre — serrer, serrure, désert, déserter, disert, insérer.
series — *série*.
serius — sérieux.

sermo — sermon, sermonner.

serpĕre — serpent.

serus — soir, soirée, *sérénade.*

servare — conserver, observer, préserver, réserver.

servus — serf, servir, *servante*, service, servile, serviteur, sergent, asservir, desservir.

sevērus — sévère, *persévérer*, *persévérance.*

sex — six, sixième, seize, soixante, *bissextil.*

sexus — sexe.

sibilum — *sibilant*, siffler, siffle, persiffler.

si — si.

sic — si, ainsi, aussi.

siccus — sec, sécher, essuyer.

signum — signal, signaler, seing, signe, *désigner*, dessein, dessiner, dessin, enseigner, enseigne, renseignement, *résigner.*

silēre — silence, silencieux.

silva — sauvage.

simia — singe.

similis — sembler, semblant, semblable, *simuler*, *simulation*, *assimiler*, *assimilation*, *dissimuler*, ressembler.

simplus — simple.

simul — *simultané*, *simultanéité*, assembler, assemblée, ensemble, rassembler.

sincerus — sincère, *sincérité.*

sine — sans.

singultus — sanglot.

singulus — *singularité*, *singulier*, sanglier.

sinister — sinistre.

sinus — sein, insinuer.

sistĕre — assister, consister, exister, existence, insister, résister, résistance, subsister.

sitis — soif.

situs — situé, situation.

socius — *social*, *société*, associer.

sol — solaire, soleil, *parasol.*

solari — consoler, *consolation.*

solemnis — solennel, *solennité.*

solēre — *insolent*, *insolence.*

sollicitare — *solliciter*, *sollicitude*, soucier, souci.

solum — sol.

solidus — sou, *solide*, solde, *soldat*, *solidité*, *consolider.*

solus — *solitude*, *désoler*, seul.

solvĕre — solution, absoudre, absolu, dissoudre, résoudre, résolution.

somnium — songe, songer.

somnus — sommeil, sommeiller, *insomnie.*

sonus — son, sonner, sonore, assonance, consonne, dissonance.

sordidus — *sordide.*

sorex — souris.

soror — sœur.

sors — sort, sortir, sortie, sorcier, ressortir, ressort.

spacium — espace.

specĕre — spécial, spectre, *aspect*, respecter, respect, soupçon, soupçonner, *suspect.*

species — espèce, épice, épicier, *spécial*, *spécialité.*

sperare — espérer, espérance, espoir, désespérer, désespoir.

spica — épi.
spina — épine, aubépine, épingle.
spirare — transpirer, *inspirer*, aspirer, conspirer, respirer, soupirer, soupir, expirer.
spiritus — *spirituel*, *spiritueux*, esprit.
spissus — épais.
splendēre — splendeur, *splendide*.
spolium — dépouiller, dépouille.
spondēre — époux, épouser, correspondance, répondre, réponse.
sponte — spontané.
stagnum — étang, *stagnation*.
stare — *stabilité*, *station*, étable, établir, établissement, état, circonstance, constance, conter, distance, instance, instant, obstacle, rester, reste, arrêter, arrêt, rétablir, *superstition*.
statuĕre — *statue*, *statuaire*, *constitution*, déstituer, restituer.
stella — étoile, *constellation*.
sterilis — *stéril*, *stérilité*.
sternĕre — *estrade*, consternation, prosterner.
sternuĕre — éternuer.
stilla — *distiller*.
stimulare — *stimuler*.
stinguere — éteindre.
stips — *stipuler*.
stirps — extirper.
stomachus — *estomac*.
stringĕre — *strict*, étreindre, étroit, astreindre, contraindre, contrainte, détroit, *district*, restreindre.
struĕre — construire, détruire, destruction, instruire, *instruction*, instrument.
studēre — étude, étudier.
stupēre — stupeur, *stupide*, *stupidité*.
suadēre — *dissuader*, *persuader*, *persuasion*.
sub — sous, dessous.
sudare — suer, sueur.
suĕre — coudre, couturière.
suescĕre — *costume*, coutume, *accoutumer*.
sulfur — soufre, *sulfureux*.
super — sur, souverain, *supérieur*, *supériorité*, somme, sommet, consommer.
surdus — sourd, *absurde*.
sus — souiller.
taberna — taverne.
tabula — table, tableau, attabler.
tacēre — *tacite*, taire, *taciturne*.
talentum — talent.
talis — tel.
tam — tandis, tantôt.
tangĕre — *tact*, atteindre, atteinte, contact, contagieux, *contigu*, *intègre*, *intégrité*, entier.
tantus — tant, autant, pourtant.
tardus — tard, tarder, tardif, retarder, retard.
taurus — taureau.
taxare — *taxer*, tâcher, tâche, taux.
tegĕre — toit, tuile, Tuileries, protéger, protection.
tela — toile, toilette, *subtil*.
temere — *témérité*, *téméraire*.

temperare — *tempérer*, *tempérament*, *température*.
tempestas — tempête, *intempestif*.
templum — temple, contempler.
temptare — tenter, tentation, tentative.
tempus — temps, *temporel*, *contemporain*, longtemps, printemps.
tendĕre — tendre, tente, attendre, attente, attentif, *attention*, étendre, étendard, entendre, entente, *intention*, prétendre.
tenebræ — ténèbres, ténébreux.
tener — tendre, tendresse, attendrir.
tenēre — tenir, abstenir, *abstinence*, contenir, contenance, contenu, continence, continuer, détenir, détention, entretenir, entretien, lieutenant, maintenir, obtenir, appartenir, retenir, soutenir, soutien.
tenus — *atténuer*.
tepidus — tiède.
terĕre — *déteriorer*.
terminus — terme, *terminer*, *terminaison*, *déterminer*, *exterminer*.
terra — terre, terrasse, terrain, terrestre, territoire, déterrer, enterrer, parterre, souterrain.
terrēre — terreur, terrible, terrifier.
testa — tête.
testis — *testament*, *tester*, témoin, témoigner, *contester*, *détestable*, *protestant*, *protester*.
texĕre — *texte*, *prétexte*.
theatrum — théâtre.
thesaurus — trésor, trésorier.
tigris — tigre.
tilia — tilleul.
timēre — *timide*, *timidité*, *intimider*.
tingĕre — teindre, teint.
titulus — titre, *titulaire*.
tolerare — *tolérer*, *tolérance*.
tondēre — tondre, toison.
tonare — tonner, tonnerre, étonner, étonnement.
torquére — tordre, tortue, trousseau, *extorquer*, retorte.
torrēre — tôt.
totus — tout, *total*, atout, partout.
trahĕre — train, traire, traîner, abstrait, attrait, *contract*, entraîner, *extrait*, portrait, soustraire.
tractare — traiter, traitement, traité, traiteur, maltraiter.
tragœdia — *tragédie*, *tragique*.
tranquillus — tranquille, *tranquillité*.
trans — très.
tremĕre — trembler, craindre, crainte.
trepidus — *intrépide*, *intrépidité*.
tres — trois, troisième, treize, trente, *trinité*, triple, tierce, tiers.
tribuĕre — *tribut*, attribuer, *attribut*, *contribution*, distribuer.
tribus — tribu, tribun, *tribunal*.
tristis — triste, tristesse.
triumphus — triomphe, triompher.
truncus — tronc.
tu — tu, te, toi, tutoyer.
tumultus — tumulte, tumultueux.
tunc — donc.
tundĕre — contusion.
turbo — *turbulent*, tourbillon.

turpis — *turpitude.*
turris — tour.
turtur — tourtereau.
tussis — toux, tousser.
tyrannus — tyran, *tyrannie*, *tyranniser.*
ubi — où.
ulna — aune.
ulmus — orme.
ultra — outre, outrer, *ultérieur*, *pénultième*, *ultramontain*, outrage, outrager.
umbra — ombre, ombrage, ombrager, ombrelle.
uncia — once.
unda — onde, *onduler*, abondance, *inonder*, *inondation.*
ungĕre — onguent, oindre.
ungula — ongle.
unus — un, *unique*, unir, *union*, *unité*, oignon, aucun, chacun, désunion, réunir, *unanime*, *unanimité*, *uniforme*, *univers.*
urbs — urbain, *urbanité.*
urĕre — brûler, *combustible.*
ursus — ours.
usura — usure, usurier.
uti — user, usage, *usité*, abuser, abus, désabuser.
utilis — *utile*, *itulité*, *inutile*, *utiliser.*
vacuus — *vaquer*, vacance.
vacca — vache.
vadĕre — vais, gué, évasion, invasion, envahir.
vagari — vague, *vagabond*, extravagance.
valĕre — valoir, *valide*, *validité*, vaillance, carnaval, convalescence, équivaloir, *invalide*, *invalider*, prévaloir, vaurien.
vallis — vallée, vallon, aval, avaler.
vallum — *intervalle.*
vanus — vain, *vanité*, vanter, évanouir.
vapor — vapeur.
varius — varier, variété.
vas — vase, vaisseau.
vastus — vaste, dévaster.
vehemens — *véhément*, *véhémence.*
vehĕre — voiture, voiturier, *convexe.*
velle — *volontaire*, *volontariat*, volontiers, volonté, vouloir, *bénévole*, bienveillance.
vellĕre — convulsion.
velox — véloce, *vélocité*, *vélocipède.*
velum — voile, voiler, dévoiler, révéler.
vena — veine.
venenum — vénin, vénéneux, venimeux, envenimer.
venerari — *vénérer*, *vénérable*, vendredi.
venire — venir, avenir, avenu, aventure, convenir, convenance, disconvenir, inconvénient, convention, convent, contravention, devenir, intervenir, inventer, *invention*, inventeur, parvenir, prévenir, revenir, revenant, souvenir, *subvenir*, survenir.
venter — ventre.
ventus — vent, *ventilateur*, ventôse, vantail, éventail.
verberare — réverbère.
verbum — verbe, *adverbe*, proverbe, *proverbial.*
vereri — *révérer*, *révérence.*

vertĕre — vers, version, *adversaire*, aversion, avertir, divers, divertir, divertissement, divorce, *perversité*, revers, travers, conversation.

versus — vers, *versicule*, *versifier*.

vertex — *vertical.*

vertigo — vertige.

verus — *véritable*, *vérité*, vrai, *véridique*, *vérifier*, vraisemblable.

vervex — berger, brebis.

vesper — vêpre.

vestibulum — *vestibule.*

vestigium — vestige.

vestis — *veste*, vêtir, vêtement, *investir.*

vetus — vieil, vieux, vieillard, vieillesse, vieillir, *invétéré.*

via — voie, voyage, voyager, voyageur, dévier, envoyer, envoi, fourvoyer.

vicinus — voisin, voisinage, *vicinal.*

vicis — *vicaire*, vicomte, *vice-président*, *vicissitude*, fois, autrefois, parfois, quelquefois.

victima — *victime.*

vidēre — viser, visage, visible, *visiter*, *visite*, voir, vue, vis-à-vis, avis, aviser, clairvoyance, entrevoir, entrevue, envi, envie, envier, *évident*, prévoir, prévision, prévoyance, *providence*, prudence, prudent, improviser, provision, provisoire, revoir, revue.

viduus — vide, veuf, veuve.

vigēre — vigueur, vigoureux.

vigil — *vigilance*, veille, veiller, éveiller, surveillance.

viginti — vingt, vingtième.

vilis — vil, avilir, vilain.

villa — *villa*, ville, village.

vincĕre — vaincre, vainqueur, victoire, victorieux, convaincre, conviction.

vindicare — venger, vengeance, revanche, revancher, *vindicatif*, *revendiquer.*

vinum — vin, vigne, vigneron, vendange, *vendémiaire.*

viola — violette.

violare — violer, violence, inviolable.

vir — viril, *virilité*, *décemvir*, *décemvirat.*

virēre — vert, verdir, verdure, verger.

virga — *virgule*, verge.

virgo — vierge, *virginité.*

virtus — vertu, vertueux.

vitare — convier, *éviter*, *inviter.*

vitium — vice.

vitrum — *vitre*, vitrail, vitrier, verre.

vitulus — veau.

vivĕre — vivre, viande, vie, viager, vif, revivre.

vocare — *vocabulaire*, *vocatif*, *vocation*, *vocal*, voyelle, avouer, aveu, avoué, *avocat*, désavouer, *convoquer*, *invoquer*, *provoquer.*

volare — vol, volaille, voler, voleur, envoler.

voluptas — volupté, voluptueux.

volvĕre — volume, volte, voûte, révolution, révolter.

vomĕre — vomir, vomissement.

vorare — dévorer.

vovēre — *vote*, *voter*, vouer, vœu, dévouer.

Vulcanus — volcan, *volcanique.*

vulgus — vulgaire.

vulnus — *vulnérable*.
vultur — vautour.
zona — zone.

Ich habe mich bei der Auswahl durch langjährige Erfahrung leiten lassen und absichtlich, um nicht in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, den Kreis etwas weit gezogen, weil dadurch die Richtigkeit des Schlufsresultats weniger gefährdet werden kann.

Davon sind nun für unseren Zweck zunächst diejenigen — schon vorher besprochenen — Formen wegzulassen, welche nur von vulgärlateinischen, dem Schüler ganz unbekannten Formen abzuleiten sind, und deren Unbrauchbarkeit für etymologische Zwecke in der Schule wohl genügend nachgewiesen ist. Dazu füge ich noch diejenigen Wörter, welche überhaupt nicht auf lateinischen Formen beruhen, sondern aus lateinischem Stamme mit für diesen Stamm unlateinischer Endung nach Analogie anderer, dem Lateinischen angehörigen Formen gebildet sind, wie ivresse, tendresse, alliage, travail, heureux, honteux, nouveauté, parloir, verdure, courtois, bourgeois, pensif, oisif, changement, règlement, pommier, poirier, laurier, douceâtre, opiniâtre, lointain, séance, offrande, réprimande, hautain, chapelain, berger, écuyer, archer, encrier, peuplier u. s. w. Diese Formen zusammen mit den oben erwähnten vulgär-lateinischen sind 1730 an Zahl, also viel mehr als ein Dritteil der Gesamtsumme; sie sind durch gesperrten Druck kenntlich gemacht, so dafs jeder sich davon überzeugen kann, ob die betreffenden Wörter mit Recht unter diese Kategorie gebracht sind und ob die angegebenen Zahlen richtig sind.

Für die etymologische Behandlung scheinen also 2810 Wortformen zu verbleiben. Das scheint aber nur so; denn will man Etymologie treiben, d. h. will man feste, bedeutende Regeln oder Gesetze aufstellen, so wird man doch zunächst diejenigen Gesetze berücksichtigen müssen, deren Befolgung die französischen Wörter ihr charakteristisches Gepräge verdanken, die es erkennen lassen, dafs das Französische nicht eine Korrumpierung, sondern eine selbständige und sehr eigenartige Fortbildung des Lateinischen ist. Ich meine, man müsse diejenigen Gesetze besonders berücksichtigen, die bei der unbewufsten, organischen Bildung des Französischen bis zum 11. Jahrhundert wirksam gewesen sind, während nach dieser Zeit die Fortbildung in bewufster, gelehrter — d. h. eigentlich recht ungelehrter — Art erfolgte; man mufs die volkstümlichen von den gelehrten

Bildungen unterscheiden. Dieser Unterschied ist auch von vielen Fachgenossen bemerkt und erwähnt worden, doch meist nur als ein Mittel, um bei einigen wenigen Doppelformen, wie sûreté und sécurité, dem Schüler begreiflich zu machen, wie die doppelte Bildung aus derselben Grundform dazu benutzt wird, um jeder dieser Formen eine verschiedene Bedeutung beizulegen. Das aber scheint entgangen zu sein, dafs auf alle diese gelehrten Bildungen die meisten jener Gesetze nicht passen, die von Diez, Brachet und anderen für die Umwandlung der lateinischen Buchstaben in französische aufgestellt sind, und deren Anwendung, im Anschlufs an jene Gelehrten, von vielen auch für die Schule verlangt wird. Entgangen ist ihnen wohl vor allen Dingen, wie grofs die Zahl dieser Neubildungen ist, dafs z. B. Brachet in seiner Grammaire historique von ihnen sagt: Ces mots, qui sont comme une langue à part dans notre langue, sont plus nombreux que les bons et vieux mots, et beaucoup d'entre eux ont déjà passé des livres dans le langage commun. Und an einer anderen Stelle: La dist. des mots populaires et des mots savants forme la base de ce livre, et nous regretterons de cette étude tout mot introduit dans la langue postérieurement à son époque de formation. Also zahlreicher sind diese Neubildungen als die volkstümlichen, und alle Gesetze, die Brachet für die Bildung der französischen Wortformen aufstellt, berühren diese Mehrzahl der französischen Wörter nicht. So werden wir — vorsichtig uns mit der Autorität anderer nicht begnügend — für unseren Zweck untersuchen müssen, wie viele von den übrig gebliebenen 2810 Wortformen der späteren Bildung angehören. Dieselben sind in dem obigen Verzeichnis durch *schrägen Druck* bezeichnet worden, es sind 1300; und dabei habe ich noch die gröfste Vorsicht angewendet und alle Wörter, bei denen es an sicheren Beweisen für das Gegenteil fehlt, den volkstümlichen Formen zugerechnet.

Dafs nun diese Wörter wirklich späteren, gelehrten Ursprungs sind, kann ich ja von jedem einzelnen Wort hier nicht beweisen, das würde zu weit führen. Ich erwähne nur, dafs sie gegen das Gesetz der volkstümlichen Bildung

1) entweder ohne Berücksichtigung des lateinischen Accents gebildet sind, wie rapide, solide, exprimer, dactyle, oder

2) den kurzen Vokal der der Tonsilbe unmittelbar vorhergehenden oder folgenden Silbe nicht ausstofsen, wie comité, solliciter, charité, oder

3) den zwischen zwei Vokalen stehenden, der Tonsilbe unmittelbar oder mittelbar vorhergehenden stummen Konsonanten (K-, G- oder T-Laut) nicht ausstofsen, wie avocat, natal, sécurité.

Andererseits erkennt man diese Neubildungen auch an der Form ihrer Präfixe, wie abjuration, ablatif, administrer, antidiluvien, antidater, contradiction, discerner, excursion, inexact, incursion, interpréter, intervenir, postdater, transport, ultramontain, viceroi, biscuit, oder auch an der Form der Suffixe, wie bei hôpital, natal, examen, vétéran, séculaire, avocat, consulat, rapace, ration, faction, antique. Endlich kann man noch positiver Neubildungen daran erkennen, dafs im Neufranzösischen beide Formationen nebeneinander vorhanden sind, wie in

apprendre	neben	appréhender	freindre	neben	frémir
aube	„	album	empreindre	„	imprimer
chanoine	„	canonique	sou	„	solide
cueillir	„	colliger	cercler	„	circuler
couple	„	copule	hôtel	„	hôpital
combler	„	cumuler	loyauté	„	légalité
délivrer	„	délibérer	armure	„	armature
nager	„	naviguer	heur	„	augure
sevrer	„	séparer	août	„	auguste
sembler	„	simuler	communier	„	communiquer
soucier	„	solliciter	confiance	„	confidence
avoué	„	avocat	employer	„	impliquer
dette	„	débit	naïf	„	natif
forge	„	fabrique	sûreté	„	sécurité,
frêle	„	fragile			

oder auch dadurch, dafs neben der im Neufranzösischen gebräuchlichen gelehrten Form in den altfranzösischen Denkmälern noch die früher gebräuchliche volkstümliche Form erhalten ist; so

afrz.		nfrz.	afrz.		nfrz.
afflire	neben	affliger	ypidème	neben	épidémie
avoutre	„	adultère	estordre	„	extorquer
are	„	aride	faitre	„	facteur
chalenge	„	calomnie	hable	„	habile
cymble	„	cymbale	litre	„	lecteur
dieble	„	débile	martre	„	martyre
dépreinre	„	déprimer	ruste	„	rustique
domesche	„	domestique	utle	„	utile
comenger	„	communiquer	enferté	„	infirmité
comprer	„	comparer	enterver	„	interroger
consirer	„	considérer	lettreüre	„	littérature
degner	„	dénier	verté	„	vérité
deintet	„	digneté	aorer	„	adorer
igautet	„	égalité	üel	„	égal
esmer	„	estimer	extraier	„	extravaguer
fealté	„	fidélité	tréüt	„	tribut
grieté	„	gravité	mecine	„	médecine.

Diese eben erwähnten drei Gesetze, die für die echt französische Wortbildung so charakteristisch sind, würde man also kaum zur Grundlage einer etymologischen Erkenntnis in der Schule machen, die doch bessere formale Bildung und leichtere Erlernung des Französischen zum Ziel haben würde. Denn bei jedem Schritte würde man auf Formen stofsen, die diesen Gesetzen sich nicht fügen. Von der Gesamtzahl von 4540 Wörtern würden 1730 + 1300 abgehen, und es bleiben nur 1510 Formen übrig, nicht einmal ein Dritteil der aus dem Lateinischen herstammenden Formen. Und diese Gesetze sind ja gerade die interessantesten! Die anderen Regelmäfsigkeiten, die man aufgefunden haben will, verdienen meistens nicht den Namen eines Gesetzes; noch weniger sind sie zum gröfsten Teil für die Schule zu brauchen, während sie doch gerade in den Schulgrammatiken, welche die Etymologie berücksichtigen wollen, einzig angeführt werden. Ich kann es nicht unterlassen, um die Art, wie solche Schulmänner sich die Anwendung der Etymologie für die Schule denken, zu kennzeichnen, folgenden Artikel aus Körtings Schulgrammatik hier wörtlich anzuführen:

1. Positionslanges e hat sich mit ganz wenigen Ausnahmen (nièce, tiers) stets rein erhalten, z. B. terre, sept, vent, fête.
2. Naturlanges ē hat verschiedene Schicksale gehabt, nämlich:
   α) ē ist erhalten geblieben, z. B. in espérer, céder (NB. ist französisches e, das aus ē entstanden ist, betont, so erhält es stets den offenen Ton, man vergleiche cède, aber cédons, ausgenommen die Wörter auf ége).
   β) ē hat sehr oft Diphthongisierung in oi erfahren, z. B. in avoine, loi, droit, soixante, mois, mouvoir, savoir (für sapēre), recevoir (aus recipēre für recipĕre), pouvoir-potēre (für posse).
   γ) Nicht selten ist ē in i geschwächt, z. B. in cire, merci, pis, brebis.
   δ) Vor m und n hat ē Trübung in ei erfahren, z. B. in frein, haleine, Reims.
3. Kurzes e.
   α) ĕ hat sich in unbetonten Silben meistens erhalten, so z. B. in re- und de-,
   β) in der Tonsilbe hat ĕ entweder Diphthongisierung in ie erlitten, z. B. bien, rien, miel, lièvre, oder Schwächung in i, z. B. dix, épice.

Und in derselben Weise werden alle Vokale und alle Konsonanten in einer Schulgrammatik abgehandelt! Selbst wenn solche Regeln nicht dogmatisch gelehrt, sondern die Schüler induktiv darauf geführt würden, müfste ihnen da nicht der Kopf wirbeln? Falls sie die Sache nämlich ernst nähmen! Und welchen Nutzen hätten sie davon, wenn sie wirklich von allen Vokalen wüfsten, dafs sie, sei es in der Tonsilbe oder in unbetonter Silbe, häufig oder oft oder nicht selten getrübt, oder rein erhalten, oder diphthongisiert oder in einen anderen Vokal umgelautet oder sonst verwandelt werden; oder wenn sie von jedem Konsonanten wüfsten, dafs er — sei es im Auslaut oder im Inlaut — oft erhalten werde, oder auch in einen schwächer lautenden verwandelt werde, oder auch nicht selten assimiliert werde, oder umgestellt oder auch ausgestofsen werde? Wahrlich sehr gering würde der Nutzen sein; denn jeder, der die betreffenden Regeln z. B. bei dem noch besonnenen Körting durchliest, mufs sich ja davon überzeugen, dafs fast bei jeder Regel so viel Ausnahmen vorhanden sind, dafs die Regel eigentlich keine Regel mehr ist. Ich darf es mir wohl versagen, jede einzelne dieser Regeln anzuführen und zu kritisieren. Ich habe den Versuch, solche Regeln dem Realprimaner vorzuführen, vor mehreren Jahren gemacht und bin zu dem Resultat gekommen, dafs nur sehr wenige derselben für den Schüler irgend welchen Wert haben.

Wir werden also darauf verzichten müssen, es dahin zu bringen, dafs der Schüler mittels etymologischer Regeln aus bekannten — oder gar unbekannten — lateinischen Formen die entsprechenden französischen mit Sicherheit ableite. Noch weniger ist natürlich daran zu denken, dafs er umgekehrt aus bekannten französischen Formen die entsprechenden lateinischen nach Regeln konstruiere, wie es Felix Lindner in dem früher erwähnten Werke verlangt und mit Erfolg in der Realschule angewandt zu haben behauptet.

Wenn ich somit den Nutzen der Etymologie im engeren Sinne für die Schule nicht anerkennen kann, so bin ich doch weit entfernt, die Berücksichtigung der etymologischen Momente im weiteren Sinne und der damit nahe verknüpften historischen Momente für den französischen Unterricht zurückzuweisen.

Insterburg. O. Josupeit, Oberlehrer.

Aus den
sogenannten quintilianischen Deklamationen.

In der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" (XXXII, I, p. 1—12) veröffentlicht Prof. K. v. Morawski in Krakau „Bemerkungen" zu obengenanntem Werk aus der Zeit der sinkenden Latinität (gegen das 3. Jahrh.), worin wir mehrfache, zum Teil vom Verf. selbst auch angedeutete romanische Anklänge finden. — Das bei Vitruvius (1. Jahrh.), noch mehr bei Eutropius (4. Jahrh.) häufige *infinitus* im Sinne von *multus, plurimus* kommt in den Deklamationen ein dutzendmal vor. Es hat in dem hyperbolisch gebrauchten italienischen *infinito* und französ. *infini* seine Nachfolger gefunden.

Die pleonastische Ausdrucksweise *cum suo sibi scelere* erinnert an das franz. *c'est mon opinon à moi* u. dgl.

Dem durch *bene* gesteigerten Positiv *(bene relegatus, bene liberatus)* entspricht der ganz ähnliche Gebrauch von ital. *bene* und franz. *bien*. Mit *satis* steht es ebenso: *assai* und *assez*, deren zweiten Bestandteil es bildet, werden zur Steigerung von Adjektiven verwendet. Nicht minder lebt *multum* in *molto* fort; das Altfr. hatte sein *moult*. Den roman. Komparativ mit *plus* bieten die Deklamationen in *plus triste est*. Die in *utrum stringam magis arctiore complexu* enthaltene pleonastische Komparation ist dem Ital. nicht ganz fremd (auch Dante hat *più sommi*). Der Verf. der „Bemerkungen" sagt über diese Fügung: „Die Verbindung von magis mit einem Komparativ erscheint schon bei Plautus, sie tritt uns dann entgegen bei den Schriftstellern, deren Stil durch die Umgangssprache beeinflufst wurde, wie beim Verf. des bellum afr. und Vitruvius, endlich bei den Afrikanern." Das hier auftretende *magis* dient bekanntlich im Span., Portug. und Rumän. überhaupt zur Umschreibung des Komparativs.

In den Deklamationen steht in der Bedeutung „im Vergleich mit“ neben *sub comparatione*, *ex comparatione* auch *in comparatione*, ganz das ital. *in comparazione* (*confronto, paragone*), das franz. *en* (*par*) *comparaison*. — Der Satz *parricidam non videt per virum fortem* steht dem kausalen Gebrauch von *per* und *pour* sehr nahe. — „*Circa* wird oft so gebraucht, dafs die Präposition mit dem gehörigen Substantivum oder Pronomen den Kreis, das Objekt bezeichnet, auf welches sich eine Empfindung oder Thätigkeit bezieht.“ Dazu Beispiele: *Affectus circa liberos*; *cura circa reum*; *circa curationes consentire*; *quid circa te pecunia potest? cedat circa regendas mentes sexus infirmior.* Das ital. *circa* und vielleicht noch mehr das sinnverwandte *intorno* bieten denselben Gebrauch.

Für den ungemein erweiterten Gebrauch der Präposition *de*, wodurch diese schliefslich entschieden zum Kasuszeichen wurde, bringen die Deklamationen zahlreiche Belege. Nur einige besonders bemerkenswerte sollen hier Platz finden. Die echtromanische Verwendung von *de* zur Bezeichnung des Stoffes, aus dem etwas gemacht wird oder entsteht, findet sich häufig in den Redensarten *facere de*, *fieri de*. Die Stelle „*nihil magis de inimicis efficere velis*“ pafst nicht übel zu *fare di*, *faire de* (= aus, mit jem., einer Sache etwas thun, anfangen): „La lettre impériale faisait de la Bohême une sorte de république.“ Einen partitiven Genetiv vertritt *de* in: *res quæ plus de incerto habet; de hominibus non habeant partem; plura . . . de terrenis seminibus; novissimum de malis.* Andere Genetive werden umschrieben in: *de corporibus sola taxatio est; de calamitate fuisse rationem; de orbitate sensus*; *odium de amatore.* — Eine dativische Anwendung von *ad* findet der Verf. der „Bemerkungen“ in: *respondere ad delectum; aliquem ad aliquid implicare; gravioribus vinculis opus esse . . . ad bonum amicum; adjutorium ad causam.*

Sehr merkwürdig ist in den Deklamationen der instrumentale Gebrauch von *vires*, welchem dem Sinne nach ital. *a forza di*, franz. *à force de* zur Seite steht. An einigen Stellen ist zwar die Wortbedeutung von *vires* noch durchsichtig, an anderen aber ist es entschieden zur formelhaften Verwendung herabgesunken. Die Beispiele sind: *honestis cupiditatibus et viribus sacræ caritatis exsultans; viribus potionis effectum est; reliqua viribus vicinæ tabis exspirant; cum calor viribus novissimi doloris erumperet; ad impatientiam viribus nimiæ diversitatis implicuit* (= sie hat ihn durch allzu schroffe Änderung in Ungeduld versetzt); *persuadentium vires sunt quidquid civitas facit* (= es ist den Ratgebern zuzuschreiben).

Zur Satzlehre bemerkt Dr. Morawski u. a.: „Wenn wir in den romanischen Sprachen die Konstruktion acc. c. inf. nicht mehr vorfinden, so müssen wir vermuten, dafs diese Ausdrucksweise der römischen Vulgärsprache allmählich abhanden gekommen ist." Es ist aber, so unbedingt hingestellt, ein Irrtum, dafs im Roman. der acc. c. inf. nicht vorkomme; um sich davon zu überzeugen, genügt es, Diez, Gramm. III, p. 246—250 (4. Aufl.) zu lesen; populär war diese Konstruktion freilich wohl nie.

Accidentia (neutr. pl.) in der Bedeutung „Unfall, Unglück". Vorläufer des ital. *accidente*, franz. *accident*. — *Sibi figurare* (= sich vorstellen), ital. *figurarsi*, franz. *se figurer*.

„Unter den Redensarten mufs die häufige Verwendung von *totus* in Verbindung mit verschiedenen Substantivis auffallen, wenn gesagt werden soll, dafs etwas im gesteigerten, vollen Mafse, oder mit dem gröfstmöglichen Kraftaufwand geschieht." Dahin gehören: *toto cooperitur amplexu; tota defectione conticuit; tota libertate proclamat; toto corpore effringens; tota cogitatione intentus in; inveni arte tota ... labore toto; cum toto fortunæ strepitu circum stetisset; tota velocitate grassari; totis corporis animique viribus imple; toto terrore convenire; tota crudelitatis arte scrutari*. Diese volkstümliche Ausdrucksweise findet sich wieder in *di tutto cuore, de toute force, de tout mon cœur &c.*

Zu dem angeführten Beispiel *toto terrore convenire* setzt der Verf. der „Bemerkungen" die Note: „Ein merkwürdiger Ausdruck, der ungefähr bedeutet: an jemanden mit ... sich wenden, jemanden belangen. Er kommt noch an drei Stellen vor: *hunc doloris indignatione convenis, licet nova me reatus mole convenias, vos quibus possum convenire precibus*." Ich meine, dieser Gebrauch von *convenire* hat nichts so Auffälliges, wenn man die Bedeutung des klassischen *convenire aliquem* = mit jemandem zusammentreffen, jem. ansprechen, angehen, damit zusammenhält. In der speciellen Bedeutung „vor Gericht belangen" erscheint dann das Wort im Ital. (*La legge è uguale per tutti, e qualunque miserello può convenire in giudizio il più gran signore*. Rigutini-Fanfani, Vocabolario italiano della lingua parlata). Im Lateinischen hiefs *convenire* auch „zu einem Gerichtssprengel gehören": *civitates quæ in id forum convenirent*. Cic. Verr. 2, 15, 38.

Zu *beneficio* in der Bedeutung „durch Vermittelung, Hilfe" (*per annos beneficio filii plures*) liefert das Ital. eine Parallele: *per beneficio de' medici guarì* (Valentini). Wenn es in den Deklamationen heifst *beneficio*

cæcitatis, so ist dies, wie der Verf. der „Bemerkungen“ sehr richtig sagt, „ein ähnlicher Prozefs, wie wenn das Adverbium bene, das man ursprünglich lediglich zur Steigerung solcher Adjektiva gebrauchte, welche gute Eigenschaften ausdrückten, schliefslich ohne Unterschied auch mit Adjectivis von übler Bedeutung verbunden wurde. Das ursprünglich Bedeutsame wird so allmählich durch häufigen Gebrauch zur blofsen Formel.“ Z. B.: *Les Arabes étaient déjà bien dégénérés sous les derniers califes.* Vgl. im Deutschen „recht bitter, recht dumm“ etc.

Felix Zvěřina.

Neue

Beiträge zur Etymologie deutscher Flufsnamen.

I.

Zum Bestimmungswort kar und zum Grundwort moina.[1]

Der von Sprenger in Nr. 4 des Korrespondenzblattes des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Jahrg. VII) aufgeführte Name Quarmbek ist von mir in den Bt.[2] S. 68 u. 69 behandelt; desgleichen ist die daran liegende Quarmke Mühle — so steht auf der Karte von R. — an jener Stelle erwähnt. Sprenger konnte das nicht wissen, da ihm offenbar nur die Recension von Jellinghaus vorlag (Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie III, Sp. 176), in welcher nur die Quarmbeck (Lachte, Aller) hervorgehoben ist.

Zunächst hatte ich nur vor, meine Erklärung von Quarmbeck, welches ich als Rauschebach deute, gegenüber der Deutung „Mühlenbach" mit neuen Gründen aufrecht zu erhalten und zu dem Zwecke eine kurze Entgegnung in dem genannten Korrespondenzblatte zum Abdruck bringen zu lassen. Da mir aber die Arbeit unter den Händen wuchs und schliefslich einen immer gröfseren Umfang annahm, so bat ich den Herausgeber dieser Zeitschrift, diese Abhandlung gütigst im Archiv veröffentlichen zu wollen.

Ich habe schon in der im 63. Bande dieser Zeitschrift erschienenen Abh. und weiter in den Bt. S. 105 ff. das thatsächliche Vorhandensein eines Grundwortes *moina* = Flufs nachgewiesen, wenn-

[1] Eine Ergänzung der Auseinandersetzungen in meiner Schrift Beiträge zur Etymologie deutscher Flufsnamen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1881. 2 Mk.

[2] S. über die Abkürzungen Anhangsbemerkung (Anh.) 1.

23*

gleich die daselbst (Bt. S. 108) versuchte Etymologie mir selbst noch durchaus nicht als sicher erscheint. Dieses Grw. tritt in Zusammensetzungen in den Nebenformen *-mona*, *-moune*, *-muna*, *-mana*, *-mina* und *-mena* auf; auch eine genetische Erklärung dieser thatsächlich vorhandenen und identischen Formen habe ich S. 107 ff. der Bt. aufgestellt. Als einfaches Grw. erscheint Moina nach meiner Ansicht z. B. in Main (Rhein)[3] und Möhne (Ruhr, Rhein). Wenn nun Jellinghaus in der angeführten Recension die volksniederdeutsche Aussprache von Möhne, nämlich Maine, auf altes *Mône* zurückführt, so ist diese mit bestem Dank von mir entgegengenommene Bemerkung, nach der also die Möhne in der älteren Form *Mône* gelautet hat, ein neuer Beweis für die Identität der Fln. Möhne und Main, denn der Maingau heifst ahd. *MOnachgowe*, worin also das o, welches in **Mône* erscheint, ebenfalls hervortritt. Die Altmühl heifst *AlcmOna*. Das Grw. moina sehe ich auch in *Monne* (Losse, Unstrut); man vgl. das *-monna* in *Salmonna*, j. Salm (Mosel); diese Form kommt neben *Salmana* und *Salmene* in den Urkunden vor, s. Fr. u. d. W. Über die übrigen zusammengesetzten Fln., in denen dieses Grw. als letzter Teil vorkommt, vgl. man die Abh. und die Bt.

Das Wort moina erscheint nun in heutigen Namen sehr oft in der Verschrumpfung -me, bez. blofs -m; z. B. heifst die Helme *Helmana*,[4] die Alme *Almina*, die Salm *Salmana*, die Würm (aus dem Starnberger See) *Wirmina*, die Ilm *Il-mina*. Auch die Svalmanaha ziehe ich jetzt hierher (j. Schwalm [Eder]), da ich aha als eine umdeutende Erweiterung auffasse: das Grw. mana verstand man nicht mehr und fafste das letzte a in mana als aha. Diese volks- oder hier wohl richtiger mönchsetymologische Umdeutung mittels aha und bach wird uns noch sehr oft im Laufe dieser Untersuchungen begegnen. Übrigens ist der ursprüngliche Name Svalmana auch überliefert, jedoch nicht als älteste Form; desgleichen ist die gleichfalls für die Schwalm überlieferte Form *Svalmaha* weiter nichts als eine Umdeutung der verkürzten Form Svalma, die sich zu Svalmana verhält wie Ilma zu Ilmina; beides sind die ahd. Namen für Ilm (Donau). Vortrefflich gestützt wird diese Ansicht durch den Fln. *Sul-mana*, j. Sulm (Neckar),

---

[3] S. Anh. 1 über die Bedeutung der Klammern.

[4] Wenn nichts Besonderes hinzugefügt ist, sind die angeführten alten Formen immer die aus der ahd. Sprachperiode, die ich Fr. entnehme.

in welchem das *Sul* = *Sval* ist;[5] für *Svala-bach* kommt mehrfach in den Urkunden *Sulbach* vor. Auch *Swal-ma*, welches ebensowohl bezeichnet die Zwalm als die Schwelm (Wupper), von der die westfälische Stadt Schwelm den Namen hat, ist offenbar eine Abkürzung aus Swal-mana, wie sie eben bei der Ilm nachgewiesen wurde. — Auch das -me in Vol-me (Ruhr)[6] hatte ich in meinen Bt. als den Rest von mana hingestellt und war sehr erfreut, als Prof. Crecelius, dem ich die Bt. zugesandt, mir mitteilte: „*Volu-manniu* (Hof Volme an der Quelle des gleichnamigen Baches bei Meinerzhagen). Hieraus entnehme ich für den Bach die Form Volu-manna.“ Später erscheint auch, wie Crec. mir ferner schrieb, die Abschwächung Vole-minne. Die in den Bt. S. 117 gegebene Erklärung als Hochfeldfluſs behalte ich auch jetzt noch bei, nur dafs ich das u bez. o in Volumanna Ful-da — die älteste, bei Fr. mit einer Jahreszahl versehene Form der Fulda lautet *Vulta;* ferner ist *Fulda* ebenso alt und viel häufiger als *Fuldaha* —, *Fullebach*, j. Füllbach (Itz), sowie in dem Ortsnamen Fulinpach für einen ähnlichen Ablaut eines ursprünglichen i erkläre, wie z. B. das u in *Illunia*, j. Lenne (Weser); diesen Ablaut habe ich S. 378 besprochen. Das d in Ful-da, ebenso wie in Fel-da(ha), jetzt Felda (Werra), ziehe ich nicht zu Fel-, sondern nehme als ursprüngliche Formen *Fulada und *Fel-ada[7] an; über dieses Fel- bez. Fil- habe ich S. 390 ff. bei dem Fln. Fil-usa noch eingehender gesprochen.

Ferner war ich sehr erfreut, in Woestes jüngst erschienenem Wörterbuch der westfälischen Mundart die Bemerkung zu finden, dafs der durch Iserlohn fliefsende Baarbach früher Barme gelautet habe. Weil hier in der Umgegend von Altena das Grundwort mana durchaus das herrschende ist — s. Bt. S. 125 —, hatte ich schon früher einmal, ehe ich wufste, dafs der Baarbach früher Barme geheifsen, zu einem Bekannten die Vermutung ausgesprochen, dafs auch dieser Bach früher wahrscheinlich **Bar-mana* bez. **Ber-mana* gelautet haben würde und sprachlich identisch mit der Barmecke (Lenne) bei

---

[5] S. über diesen so oft hervortretenden Übergang des v (w) in u sowie über die Bedeutung von *sval* Anh. 2.

[6] Man spricht Fol-me, das V in den Urkunden hier = F.

[7] Nach meiner Ansicht sind also *Ful-daha* und *Fel-daha* Umdeutungen von *Ful-(a)da* und *Fel-(a)da*, wie Sval-manaha von Sval-mana; (a)da in beiden Fln. halte ich für das Grw. ada bez. ata, das ich S. 366 ff. behandeln werde; desgleichen ist mir -in in Ful-in(pach) der Rest des unten besprochenen Grw. ana und -pach ein späterer tautologischer Zusatz.

Altena und der Bermecke (Heve, Möhne, Ruhr) sei. Diese Vermutung wird also durch den alten Namen Barme auf das trefflichste bestätigt. Den Baarbach bei Iserlohn, die Barmecke, die Bermecke, die Barbeck (Stör), die Behr (Donau), die Behre bei Ilefeld, die Bahr (Streu, fränk. Saale) u. s. w. habe ich in den Bt. als Bärenflufs gedeutet. Das Grw. ist bei einigen dieser Namen ganz abgefallen.[8] Über das -mecke, welches z. B. in Barmecke und über 60 mal in Ortsnamen des Regbz. Arnsberg erscheint, habe ich in den Bt. S. 22 ff. Anm. 72 gesprochen, ich möchte jedoch bei dieser Gelegenheit noch folgendes hinzufügen.

-mecke kann unmöglich eine Entstellung aus -becke sein, wie Fr. und Woeste annehmen. Diese meine Behauptung ergiebt sich ganz klar aus dem Fln. Wörmke (Emmer) oder — wie ich in der dortigen Gegend durchweg gehört habe — Wermecke.[9] Die Wörmke heifst aber ahd. Wer-mana. Vergleicht man weiter mit Vol-me aus *Volu-manna* die Völ-me-ke (Rahmede, Lenne), auch Füelmecke gesprochen — Füelbeck ist eine moderne Umdeutung —, mit Alme (Lippe) aus *Al-mina* die Al-me-ke (Lenne), sowie mit Hel-me (Unstrut) die Bachnamen Höll-me-ke und Hill-me-ke im Kreise Altena, ferner mit Sal-me aus *Sal-mana* die Sål-me-ke (Verse, Lenne, Ruhr), so ist nach meiner Ansicht der Beweis erbracht, dafs -mecke nicht aus -becke entstanden sein kann. Von den beiden in den Bt. gegebenen Erklärungen des -ke erscheint mir jetzt diejenige als die weitaus wahrscheinlichste — ja ich nehme keinen Anstand zu behaupten, dafs ich sie für sicher halte —, dafs an -me, den unkenntlich gewordenen und längst nicht mehr verstandenen Torso von mana, ein neues Grw., nämlich becke, angehängt sei, welches bekanntlich in Zusammensetzungen sehr oft in der Verschrumpfung -ke erscheint. So wird aus Steinbecke Steimke (aus *Stein*ke) — s. Fr. Deutsche Ortsnamen S. 34 —; Jöllenbeck bei Bielefeld heifst im Volksmunde Jü•mke; an der Dalke (Ems) liegt Haus Dal-bke; offenbar ist Dalke aus Dal-bke = Dal-beke hervorgegangen. Also Wer-me-ke ist entstanden aus Werme + beke, welches letztere zu -ke ab-

[8] Dafs auch Pyrmont, alt Per-munt = Bermunt weiter nichts als Bärenbach bedeute, habe ich im vorliegenden Bande dieser Zeitschrift, S. 123 ff. nachzuweisen versucht.

[9] Die Wermecke ist auch im Kreise Altena ein mehrfach vorkommender Bachname.

geschliffen wurde; mecke ist somit fast überall in Fln. aus me + (be)ke hervorgegangen. So stellen sich nun sehr schön zusammen die Bar-me-ke (Lenne) und die ungefähr zwei Stunden entfernte Bar-me bei Iserlohn. Auf das zahlreiche frühere Vorhandensein von Bären in der Nähe der Barme, des jetzigen Baarbaches, deutet z. B. auf das klarste der Ort Barendorf bei Iserlohn (vgl. bei Fr. *Beranthorp*, j. Berndorf), welches doch ohne Zweifel Bärendorf heifst; bekanntlich heifst der Bär mnd. *bare*, nnd. *bâr*. Woeste leitet Barme ab von *barm* (Busen, Bogen), wegen der Krümmungen, die der Bach bei Iserlohn mache. Die Barmeke aber, doch offenbar derselbe Fln., macht gar keine Krümmungen.

Es war somit sehr erklärlich, wenn ich auf Grund dieser so häufig hervortretenden Verwandlung des alten Grw. -mana zu heutigem -me in den Bt. auch den Quarmebach (Bode, Saale) auf * *Kvar-mana* zurückführte, besonders da der Fln. *Cher-min-bitzia*, j. Hahnenbach nw. von Kreuznach, worin -bitzia ein späterer tautologischer Zusatz ist, sehr deutlich zeigt, dafs mana auch in Verbindung mit dem Stamme *kar*, *char*, bez. *kver*, *cher* = tönen, rauschen (dann klagen) erscheint. Cherminbitzia, worin *bitzia* eine Entstellung aus *bici* = *biki* ist, geht zurück auf den Fln. *Chermina, und *-mina* ist eine Abschwächung aus *-mana* bez. *-mona*, wie oben *Voleminne* aus *Volumanna*. Ähnlich heifst die Warmenau (Else, Werre) im Register der wedeme tho Woldenbrugk (j. Wallenbrück bei Spenge, Kr. Herford) vom J. 1574 War-mina;[11] Warmina ist nun ohne Zweifel derselbe Name wie die Warmanou — manou Entstellung aus mana, wie eben menau von mina —, „ein Bach im Hoyaschen“, wie Jellinghaus in der oben angeführten Recension meiner Bt. mitteilt; Warmanou aber ist derselbe Name wie Wermana, j. Wörmke (Emmer) = reifsender Flufs (s. darüber Bt. S. 24). Trotzdem nun die Quarmbeck (Bode) i. J. 1187 Querenbici heifst, wie mir Herr Dr. Düning in Quedlinburg freundlichst geschrieben, also von dem Grundworte mana nicht die Rede sein kann, vielmehr Querenbici identisch ist mit Quarnebeck in Holstein — Oest. giebt aus dem J. 1298 die Form Quarnbeck —, so ist nach meiner Ansicht die Herleitung von as. *quern*, ahd. *quirn* Mühle doch nicht möglich und zwar aus folgenden

[10] S. F III, 42.
[11] Ich verdanke diese Notiz der freundlichen Mitteilung des Herrn Past. Jellinghaus in Wallenbrück.

Gründen nicht, sondern es ist die von *kvar* (*kver*), *kar* (*ker*) = rauschen anzunehmen.

Die Fln. gehören zu den ältesten Eigennamen; die Flüsse hatten Namen, ehe ihr Wasser zum Mühlenbetrieb benutzt wurde. Obgleich schon Vitruv Wassermühlen beschreibt, so sind dieselben doch in Deutschland erst seit dem 12. Jahrh. häufiger geworden (s. Arn. S. 22); vorher hatte man, abgesehen von den Mühlen der Vorzeit, gröfsere durch Menschen oder Tiere in Bewegung gesetzte Mühlen. Wie sollte man dazu kommen, solche nicht durch Wasser betriebene Mühlen — für derartige Mühlen wurde, wie Arn. S. 24 annimmt, ausschliefslich das Wort *quairnus*, ahd. *quirn* gebraucht, während *muli* für Wassermühlen — wie sollte man dazu kommen, solche Mühlen besonders am Wasser aufzustellen und danach die Flüsse zu benennen? Bereits aus dem 8. Jahrh. ist aber der Name Quirnebach und Quirnaha überliefert, Quirnifurt an der Querne aus dem 10. Jahrh., die Form Cornfurdeburg ist eine Entstellung. Wie erklärt sich ferner das zweite i in der Form Quirinpah, welche aus dem 9. Jahrh. überliefert ist? wie erklärt sich die ebenfalls überlieferte Form Quirenbach? niemals heifst doch die Mühle quirin oder quiren statt quirn. Auch das *a* in Quarnbeck auf as. Sprachgebiete ist auffallend, da man doch den Vokal *e* erwartete; Quarmbeck liefse sich allenfalls erklären nach der Regel, dafs „vor r mit folgendem Konsonanten das kurze e in betonter geschlossener Silbe in a übergeht“ (s. Lübben, mnd. Grammatik, S. 21). Das würde aber nur für die heutige Form Quarmbeck, jedoch nicht für die schon aus dem Jahre 1289 überlieferte Form Quarnbeck passen, denn „in älteren Schriftstücken findet sich kaum eine Spur davon“ (Lübben a. a. O.). Da w nach einem Konsonanten sehr oft in u übergeht,[12] so ist auch Kurimbach offenbar identisch mit Quirimpah = Quirinpah. Ferner halte ich das Cur- in Curbike, j. Korbach, für dasselbe Wort, welches in Kur-im-bach erscheint, auch ist Quir-beichi, j. Quirrenbach, Kr. Sieg, welches mit dem Übergange des w in u Cur-beichi lauten würde, doch offenbar dasselbe wie das nd. Curbiki. Kur-im-bach und Curbike lassen sich aber doch unmöglich an *quirn* Mühle anknüpfen. — Ungemein häufig ist sodann die Fortbildung mit dem T-Laute. So erscheint neben Liastmona, j. Lesum (Weser), schon

[12] S. Anh. 2.

im 11. Jahrh. die Form Liest-munde; so heifst Holzminden an der Holzminde ahd. Holtisminni, woraus für die Holzminde die alte Form Holtisminna zu schliefsen ist (s. Bt. S. 16); die Wermecke bei Lügde wurde ahd. Wermana genannt, lautet aber später auch War-mend (s. Giefers, Zur Geschichte der Stadt Lügde, S. 36), Wermode, Wiermont und Warmede. So betrachte ich jetzt auch — mit einer kleinen Abweichung von der Auseinandersetzung in den Bt. S. 121 ff. — den Fln. Rahmede (Lenne) bei Altena, der in alter Form Rammuthe lautet (s. Oest.), gerade so als eine Nebenform zu *Rahmend wie Warmede zu Warmend und den alten Namen Ra-muthe[13] ebenso als eine Abschwächung von *Ra-munthe wie Wermode von Wiermont, wie Pirmut von Pir-munt. Warmede: Ra-mede = Wer-mana: *Ra-mana.[14] So wären denn durch diese Erklärung jetzt alle Zweifel bei dem merkwürdigen Namen Rahmede gelöst. — Diese Fortbildung mit dem T-Laute haben wir nun nach meiner Ansicht auch in Quar-t-inaha (Ortsname), der aber offenbar von einem Fln. herrührt, sowie in den Fln. Quar-t-inesbach, Kur-d-ela[15] und dem von einem Fln. herstammenden Ortsn. Cur-t-beki. Dieses t kann hier als ein Folgelaut aufgefafst werden, der sich aus lautphysiologischem Grunde leicht von selbst einstellt. Das Quar- in Quar-tines-bach ist natürlich dasselbe, was z. B. Kar- in Karabach, s. F. III, 42 über die Stämme *kar* und *kvar*.

Wiederum haben wir in Quar-t-inesbach sowie in Quar-t-inaha, worin -bach und -aha nach meiner Ansicht spätere Zusätze sind, dieselbe Silbe in wie in Quir-in-pach und Kur-im-bach. — Was bedeutet nun dieses -ina?[16] Dies will ich in dem folgenden Abschnitte auseinandersetzen.

II.

Das Grundwort anta (in der lautverschobenen Form anza) sowie seine Abschwächung ana und die Nebenform ata.

Noch in den Bt. habe ich nach dem Vorgang von Fr. den am Ende von Fln. auftretenden Bestandteil *-ana*, *-ina* u. s. w. als s. g.

---

[13] Man spricht im Volke durchaus Ra-mede, nicht Ram-mede: Rammuthe scheint keine genaue phonetische Schreibung zu sein.

[14] S. über Ra-mana = Wildbach Bt. S. 121. In der Umgegend von Altena ist durchaus das Grw. mana einheimisch, s. darüber Bt. a. a. O.

[15] Über *ela* = *ala* = *alda* s. Abschn. IV.

[16] Das -en in Quer-en-bici, sowie das n in Quar-n-beck betrachte ich ebenfalls als den Rest von ina, bez. ana. Ich nehme für Quer-en-bici als ad. Form *Quer-ana*, bez. *Quer-ina* an, sowie von Quar-n-

Suffix gefafst. Nachdem ich nun fast zwei Jahre lang seit der Herausgabe der Bt. diese Untersuchungen fortgesetzt, sämtliche Fln. aus Fr. altdeutschem Namenbuche ausgezogen und für alle bis auf einen kleinen Rest, mit dem ich mich noch nicht beschäftigt habe, eine passende Erklärung gefunden, bin ich zu dem Ergebnis gekommen, dafs zwar **das in den Bt. S. 9 aufgestellte Flufsnamenbildungsgesetz sich als richtig bewährt hat, dafs aber Suffixa nur am Ende von Grundwörtern in Fln. vorkommen, also nicht in zusammengesetzten Fln.** Und zwar ist es nach meiner Meinung nur das N-Suffix (ana, ona u. s. w.), welches in Grw. erscheint;[17] z. B. erscheint Trawa neben Trawena (s. Bt. S. 5), Alta neben Altina (Bt. S. 92). Ein weiteres Ergebnis der angestellten Untersuchungen ist es, dafs sich auch die Erscheinung auf das überraschendste bestätigt hat, dafs bei der Flufsnamengebung verhältnismäfsig wenige Vorstellungen zur Anwendung kommen. In den zahllosen zu verschiedenen Zeiten entstandenen und von verschiedenen Stämmen herrührenden Fln. kehren bei den Bstw. immer dieselben Begriffe wieder, wie der des Rauschens, Eilens, Glänzens; andere immer wieder begegnende Vorstellungen sind die von der Beschaffenheit des Flufslaufes hergenommenen, wie der Berg-, Erlen-, Espen-, Eschenflufs u. s. w.; sehr oft werden auch die Flüsse nach den sich besonders an denselben aufhaltenden Tieren genannt, also Bären-, Biber-, Elchflufs. Als Hauptfehler meiner Bt. hat sich mir selbst die Inkonsequenz[18] in Bezug auf die Annahme von Suffixen herausgestellt; andere Fehler werde ich selbst noch in dieser Abhandlung zu berühren Gelegenheit haben. Auch von der entschieden nicht sachlichen Beurteilung, wie sie den Bt. von einer Seite zu teil geworden ist, habe ich gelernt; ich möchte einen alten Vers in Bezug hierauf zu folgendem Choliamben umwandeln:

ἡ μὴ δαρεῖσα βίβλος οὐ τελειοῦται.

Ich hoffe, dafs der Vorurteilslose im Laufe der Darlegungen dieser Abhandlung sich überzeugen wird, dafs mein jetziger Standpunkt ein

beck **Quar-ana*, indem ich bei beiden bici (beck) für einen späteren erklärenden Zusatz halte, den man machte, als man das Grw. ana, welches ich im folgenden nachzuweisen versuche, nicht mehr verstand.

[17] Ob dieses ana ursprünglich eine Participialendung ist, in welcher der T-Laut ausgefallen ist, so dafs diese Grw. mit der Endung ana ursprünglich Participialsubstantiva sind, ist mir noch nicht klar.

[18] Diese Inkonsequenz habe ich selbst unten an einigen Flufsnamengruppen auf das klarste dargelegt, s. Abschn. VII und VIII.

viel festerer ist als der frühere; denn die frühere Inkonsequenz wird er nicht mehr finden, andererseits aber den Versuch einer in sich klaren und übereinstimmenden Lösung der Rätsel der Flufsnamenbildung.

Ich sagte oben, dafs die Suffixa nur am Ende von Grw. vorkämen. Die s. g. Suffixa nämlich bei Nichtgrundwörtern, um den Ausdruck zu gebrauchen, erweisen sich sämtlich bei genauerer Untersuchung als selbständige Grw. **Wenn nun aber ein Wort ein Grw. sein soll, so mufs es aufser in Zusammensetzungen auch als einfaches Wort, als blofses Grw., nachweisbar sein.** Das ist ein weiterer Satz, dessen Richtigkeit mir an sich klar zu sein scheint, den ich aber überall auch bei den Flufsnamen bestätigt gefunden habe. Diese Thatsache zwang mich, Namen wie Ambra und Nitissa nicht mehr als Simplicia, als Grw. zu fassen, sondern eine andere Erklärung zu finden, die dieselbe als Zusammensetzungen erweist. Nirgends nämlich erscheinen Ambra und Nitissa als letzter Teil in Kompositis, wie doch *apa*, *ara*, *mana*, *trafa*, *alta* u. s. w. sämtlich. Ich glaube denn auch jetzt die richtige Deutung von Ambra und Nitissa gefunden zu haben, s. über das Grw. *asa*, bez. *isa* in Nit-issa Abschnitt III und über die Fln. mit dem Bestw. *Nit-* Abschnitt VIII, sowie über Ambra S. 399. — Nun läfst sich aber -ana sowohl in Zusammensetzungen als letzter Bestandteil als auch als ein Simplex nachweisen. Als Grw. in Kompositen erkläre ich -ana (bez. in der Abschwächung ena und ina u. s. w.) in dem gröfsten Teile der von Fr. Ortsnamen S. 231 aufgeführten Fln., die derselbe als mit dem N-Suffix gebildet betrachtet. Als blofses Grw. erscheint es nach meiner Ansicht in Ahne (Fulda) sowie in dem von Arn. S. 46 erwähnten Fln. die finstere Ann, vielleicht in Anbach, so dafs -bach, wie so oft, späterer Zusatz wäre, sodann in der Ihne (Oder),[19] der Ihne (Bigge, Lenne, Ruhr), der Ehn (Ill, Rhein) und der Eine (Wipper, Saale, Elbe), wahrscheinlich auch in der süderländischen Öhne, ferner der Ohne (Wipper, Unstrut) — selbstverständlich mit dem Vorbehalt, dafs die Namen dieser Flüsse in der ad. oder mhd. Zeit, falls sie erhalten sind, eine solche Annahme nicht als unmöglich zeigen. Dasselbe Grw. haben wir nach meiner Meinung in Inde

[19] Der Erklärung von Beyersdorf in den Slawischen Streifen (Baltische Studien) S. 49, welcher die Ihna, die slaw. jina heifst, als die Junge deutet, kann ich nicht beipflichten. Meinen Standpunkt über verschiedene Fln. in Pommern habe ich im allgemeinen Bt. S. 101 auseinandergesetzt.

(Roer, Maas), wo wir vermittels der ahd. Form Inda einen festen Boden unter den Füfsen haben, desgleichen auch wohl in Andenbach, worin -bach späterer Zusatz wäre. Die in den Bt. versuchte Etymologie kann ich nicht mehr aufrecht erhalten, sondern bringe das Wort jetzt mit sskr. *indu* Tropfen zusammen, welches hergeleitet wird vom indog. Stamme *id* schwellen. Dieser Stamm liegt bekanntlich auch zu Grunde den gr. Wörtern *οἶδμα* Schwall, *Ποτ-ίδης* und *Ποσ-οιδάων* = Herrscher des Schwalles, s. F. I, 507. Ich sehe denselben St. auch in dem Fln. *Indus* in Indien, der demnach blofs „Wasser, Flufs“ bedeutet. Es ist dies eben wieder ein indogermanisches Erbwort. — Germanisch sollte nun hier nicht die Media, sondern die Tenuis stehen, der Name demnach Inta lauten. Eine solche Unregelmäfsigkeit der Lautverschiebung habe ich Bt. S. 93 ff. bei den Fln. *Aldena*, j. Olle (Hunte), und *Elda*, j. Elde (Elbe), erörtert, die ebenfalls eigentlich *Altina* und *Elta* lauten sollten; dieselbe Unregelmäfsigkeit werden wir unten in dem Abschnitte über das Grw. alda u. s. w. finden. — Der T-Laut in Inda schwand später, wie er nachweislich auch in vielen Fällen bei dem Grw. alta verloren ging — letzteres habe ich bestimmt in Abschnitt IV nachgewiesen — und so wurde aus Anda — Ana,[20] aus Inda — Ina.[21] Zu anta

[20] F. I, 285 fragt bei zend. iñdra, wo Hss. auch añdra, ob Grundform andra; dies würde ein Fingerzeig für das a in Ahne, Andenbach u. s. w. sein.

[21] -inna kann aber durch Lautangleichung aus -irna entstehen; davon haben wir ein urkundliches Beispiel in *Quist-inna* neben *Quist-irna*, s. Fr. unter Quist-irna; ein zweites Beispiel sehe ich in *Coch-ane*, j. Kocher, aus dem 8. Jahrh. (die Form *Choch-in-aha* mit dem erklärenden Zusatz aha erst aus dem 11. Jahrh.) neben *Choch-ara*; über *ara* aber aus *arna* vgl. Abschn. VI. Nebenbei: Choch- ist mir = germ. *krika;* Schade, Ad. Wrtbuch, teilt unter *quëc* die amhd. Form *choch* mit; *quëc* heifst aber auch munter, wie diese Bedeutung der Bewegung gleichfalls besonders hervortritt in dem nd. Quckstert = Regeschwanz; so heifst bekanntlich die Bachstelze. — Kocher heifst also weiter nichts als rascher Flufs. In Cuckenboca, Chuchilibach, Chuginbach erscheint dasselbe Bst., worüber einmal später. Nachträglich sehe ich zu meiner Freude, dafs auch *Wolff* in seiner Abhandlung *Zur Etymologie siebenbürgischer Flufs- und Bachnamen* (Archiv des Vereins für siebenbürg. Landeskunde XVII, Heft 3) das *Choch-* in *Chochinaha* mit *quëc* zusammenbringt, nur dafs er nicht die Bedeutung rasch, sondern einfach lebendig für quëc auch hier annimmt. Er fafst jedoch, von der späteren Form Chochinaha ausgehend, *-in* als Flexionsendung und *aha* als Grw., während ich in der ältesten überlieferten Form *Coch-ane ane* als Grw. nehmen und wegen der Nebenform *Choch-ara* in beiden das Grw. als aus arna entstanden betrachte, da sonst der Wechsel des n mit r (ana neben ara) ganz willkürlich erscheint. Da also auch für Wolff über die deutsche Abstammung des Namens Kocher „kein Zweifel mehr besteht“.

stellen sich nun auf das vortrefflichste die zahlreichen oberdeutschen Flufsnamen auf -anza, -*inza* (bez. antia), die ich in den Bt. S. 10 ff. besprochen. Anza betrachte ich nach wie vor als ein Grw., welches z. B. als blofses Grw. hervortritt in *Enza*, j. Enz (Neckar); die ahd. Form läfst sich nur aus Enz-ingowe entnehmen; die in den Bt. aber aufgestellte Etymologie, die ich auch nur als eine mögliche bezeichnete, ist sicher nicht richtig. Über den auch der Etymologie von Enz daselbst zu Grunde gelegten Fln. *An-isa*, j. Enn-s (Donau), s. S. 383. Ich halte jetzt *anza*, bez. *inza* für weiter nichts als die oberdeutsche Form von *anta*, bez. **inta*. Die ahd. Form anza, bez. inza würde demnach anta, bez. inta in der regelrechten Gestalt zeigen, nämlich auf der zweiten Stufe der Lautverschiebung: *inda*, **inta*, *inza* wäre die Reihe vom Indog. zum Ahd. Schon Fr. findet in dem Fl. *Al-end*, j. Aland (Elbe) „wahrscheinlich" denselben Fln. wie in *Al-antia*, j. Elz (Neckar), mit den Nebenformen *Al-anza* und *Alenza* (aus Al-ancer marca, s. Fr.). Dasselbe Grw. zeigt sich in Diezz-ente(s)-bach, nur mit dem tautologischen Zusatz bach.[22] Besonders wichtig ist auch der Fln. *Suech-ant*, j. Suechat („im Viertel unter dem Wienerwalde" Fr.). Das *Suech-* bringe ich zusammen mit dem slavo-deutschem Stamme *svak*, *svank*, welcher im Deutschen in schwingen erscheint. Ich sehe denselben St. auch in *Sig-ina*, j. Sieg (Rhein), nur wie so oft mit ausgefallenem v; auf das ursprüngliche v deutet wahrscheinlich das u in Sug-am-bri, die auch nach meiner Ansicht „Siginamänner" sind, s. Fr. Ortsn. S. 229. Den St. *svach* sehe ich ferner auch in *Seh-ta*, j. Sechta (Jaxt), aus **Sueh* = *Suech-ata*,[23] ferner in *Sekkipah* mit den Nebenformen Seggibah, *Seck*-in-*bah* und Sek-biki. In Seck-in-bah ist nach meiner Annahme das ursprüngliche Grw. *ana*, bez. *ina* erhalten; also Seckinbah = **Seck-ina* = **Seg-ina* mit tautologisch angehängtem -bach. Dasselbe Bstw. tritt, wie ich annehme, in *Sic-bach*, sodann in *Seg-al-pach*, sowie in *Zeg-olt-marca* hervor, da es einen Personennamen *Segolt* oder *Zegolt* nicht giebt. In Zeg-olt-marca statt Seg-olt-marca sehe ich den bekannten Übergang des s in z (s. hierüber z. B. Bt. S. 17 ff.; vergl. auch Kemper, Münsterländische Götterstätten,

so ist dies für mich ein weiterer Beweis, dafs ara bez. arna mit echt deutschen Wörtern zsgs. ist und somit selbst auch ein germ. Grw. ist: vgl. hierüber noch S. 401.

[22] S über *Diezz-* Anh. 12.

[23] Über ata = anta s. unten S. 366.

S. 56). In Zeg-**olt**-marca haben wir das alte Grw. *alta*, welches in den Bt. nachgewiesen ist, dessen T-Laut sich häufig dem vorangehenden l angleicht, bez. ausfällt, so dafs die Formen alla, ala u. s. w. entstehen.[24] Deshalb ist mir auch *Ziag-al-bach* = **Siag-ala* = **Sig-alta* = dem obigen *Seg-olt*. — Mit dem Grw. ara sehe ich dies Bstw. verbunden in *Sueg-er-bach*, worin ich -bach als tautologischen Zusatz fasse; derselbe Name ist mir *Zieg-er-bach*, nur mit dem Übergange des s in z. — Die *Sinck-alta*, j. Sinkel (Wertach, Lech), gehört auch hierher. Neben dem slavo-deutschen St. *svak* setzt F. II, 505 auch *svank* an, daher das n in schwingen. Sinc-alta, urspr. *Svinc-alta ist dasselbe wie Seg-al-pach u. s. w.[25] Alle mit diesem Bstw. zusammengesetzten Fln. bedeuten also der „sich schwingende Flufs", d. h. der rasche Flufs, ähnlich wie die mit dem indog. St. *svap*, *svab*, germ. *svip*, *svif* = heftig bewegen komponierten Fln.[26] Die Bedeutung der rasche Flufs pafst z. B. vortrefflich auf den Oberlauf der Sieg (Rhein); gerade nach dem Oberlaufe sind eben die Flüsse so häufig genannt, wie in den Bt. mehrfach gezeigt ist. Die Quelle der Sieg liegt nämlich nach Dech. S. 645 1858 Fufs hoch; von der Siegquelle bis Walpertsdorf ist eine Entfernung von 0,5 M. Niederwalpertsdorf liegt aber nach Dech. 1119 Fufs; mithin ist das Gefälle der Sieg im Oberlaufe geradezu ein gewaltiges. — In den zahlreichen Fln. auf *-ata* betrachte ich ata als von demselben Stamm gebildet wie *anta*; denn sskr. *id*, *idâ* Trank, ferner *οἶδμα*, *οἶδος*, ahd. *eiz* Beule und ahd. *eitar* Gift gehen gerade so wie sskr. *indu* Tropfen auf die indog. Wurzel *id* schwellen zurück (s. F. I, 28); ata ist mir also dasselbe, was *anta*, bez. *inta*. Möglich ist es aber auch, dafs ata eine Abschwächung aus anta ist, vergl. Suech-at, den heutigen Namen, mit Suech-ant, der ahd. Form; ich halte dies sogar für das Wahrscheinlichere. Vergl. auch S. 424, Anm. 193 über *Og-ina* und *Og-ata*, j. Oichten, aus ursprünglichem **Og-anta*. — Die zahlreichen mit *-ata* zusammengesetzten Fln. kann ich hier ebensowenig besprechen als die mit *-ana* komponierten; ich will nur bemerken, dafs ich auch den rätselhaften Namen *Sos-at-um*, j. Soest — über die ortbezeichnende Endung *um* (*un*) s. Fr. Ortsnamen S. 195 — mit diesem Grw. in Verbindung bringe. Soest hat nämlich nach meiner Ansicht seinen Namen von

[24] S. Abschnitt IV.
[25] Vergl. Anh. 3.
[26] S. Anh. 4.

dem Soestbach (Ahse, Lippe), der im Westen, in ziemlicher Nähe der Stadt, fliefst (s. Dech. S. 381). Diese Vermutung wurde in mir zuerst rege, als ich den Fln. die Soeste (Leda, Ems) fand. Ich halte also dafür, dafs der Soestbach früher die Soeste geheifsen, bez. in alter Form **Sos-ata* oder **Sus-ata*, denn auch die Formen mit u kommen in den Urkunden vor. Auch hier hätten wir die überall hervortretende Erscheinung, dafs der Name des Flusses das Frühere ist, von dem der Ort dann den Namen bekommen hat. Ich füge ferner an die Söse (Ruhme, Leine) mit verschwundenem Grw., sowie den Namen *Sus-il-beke* aus **Sus-ila* mit dem tautologischen Zusatz beke; **Sus-ila* aus **Sus-ala* aus *Sus-alta*, s. über die Abschwächung *ala* aus *alta* Abschnitt IV. Auch den Ort *Zoz-un-bach* stelle ich hierher, indem ich denselben unter Annahme des schon mehrfach berührten Überganges von s in z auf *Sos-una* = *Sosana* zurückführe. Das Bstw. *sos-* bez. *sus-* bringe ich zusammen mit ahd. *sûsan* stridere oder wie Wg. unter *Säusel*, bez. *sausen* bemerkt: „überhaupt in starkem Laute sich hören lassen"; dies pafst auch auf das Rauschen eines Flusses. Demnach bedeutet Sos-ata nach meiner Annahme Rauschebach. Auch die Seseke (Lippe), welche alt Sys-eke heifst — s. Oest. — möchte ich zur obigen Gruppe stellen; über das Grw. in Sys-eke werde ich einmal später sprechen. Die Bedeutung Rauschebach kann bei der Seseke nur auf den Oberlauf passen, auf das Stück ihres Laufes, wo sie vom Haarstrang zur Ebene herabeilt.[27] Ob auch der Siesbach (Nahe), die Sasmicke (Kr. Olpe) — geschrieben Safsmicke — sowie der Name *Sez-pah*, j. Siesbach — s. Fr. — hierher gehören, will ich jetzt noch nicht behaupten, möchte es aber für wahrscheinlich halten.

III.

Das Grundwort asa, besonders auch in seinem Vorkommen in der Gegend des Teutoburger Waldes.

Schon oben deutete ich bei Erwähnung des Fln. *Nitissa* auf das Grw. *asa* hin. Dasselbe erscheint nun nach meiner Ansicht als blofses Grw. in dem Fln. Hase (Ems), welcher in der ahd. Zeit aufser

---

27 Dasselbe wird der Fall sein bei dem Soestbach, der nach einer Specialkarte und Sydows vortrefflichem Methodischen Handatlas auf dem Haarstrange entspringt. Übrigens mufs man bedenken, dafs in jener Zeit, als die Flüsse ihre Namen erhielten, die Bäche infolge des gewaltigen Waldbestandes eine ganz andere Wassermenge führten als jetzt; mancher Bach hat damals gerauscht, der jetzt nur sehr spärlich fliefst.

Hasa auch *Asa* und *Assa* heifst.[28] Das H in Hasa ist unorganisch, wie so oft, s. darüber z. B. Bt. Anm. 142. Dies folgt daraus, dafs Osnabrück an der Hase, welches in den ältesten Formen *Osnabruggi* und *Asenbruggi* lautet und unzweifelhaft von der Hase den Namen hat, immer ohne H erscheint bei Fr. (also bis zum Jahre 1100) — Oest. giebt aus den Ann. Rodens. einmal die Form mit H (Hosenbreichensis) — sowie dafs der Osning, ein Name, der schon von Grimm mit dem Fln. Hase zusammengebracht wird, nur einmal mit einem H erscheint, nämlich in der Form *Hosninge*. Die Hase entspringt nun nach der Mitteilung des Pastors Hüter (in Borgholzhausen) am **As**-berge. Da *asa*, wie ich unten zeigen werde, einfach Wasser heifst, so bedentet Asberg Wasserberg und *Osning*, das auch in den Formen *Osneggi*, *Osnig* und *Asnig* vorkommt, und als dessen zweiten Bestandteil ich mit anderen Egge annehme = Berg, Gebirge u. s. w. (eig. Schärfe, Kante, Ecke, vergl. über die mannigfaltigen Bedeutungen dieses Worts Staub und Tobler, Schweizerisches Idiotikon) — es bedeutet also Osning die Egge der Asa, d. h. Wassergebirge. Von ihrer Eigenschaft als Quellenspender sind die Berge oft genannt; doch rechne ich zu diesen Beispielen nicht mehr das Ebbegebirge, s. darüber Anh. 5. Ich glaube also, dafs dieser Teil des Teutoburger Waldes zuerst Osning geheifsen, und dafs von hier aus der Name auf den lippischen Teil dieses Waldgebirges übergegangen sei; es ist aber auch möglich, dafs der Name Osning für den lippischen Teil gleichfalls selbständig gegeben sei, natürlich auch mit der Bedeutung Wassergebirge; es findet sich nämlich in diesem Teile die Ortschaft **Asse**missen. — Asa kann nicht „Götterflufs" bedeuten; wo bleibt da — von allem anderen abgesehen — die Bezeichnung für Flufs? Denn das letzte a einfach = aha zu fassen, wie ich selbst falscherweise oft in den Bt. gethan, ist schon deshalb unzulässig, weil niemals die Form *As-aha* überliefert ist. — Osnabrück, alt auch Asenbruggi, heifst demgemäfs Bruch,[29] d. h. Sumpfboden an der Hase. Diese einfache Erklärung wird wohl dadurch auf das vortrefflichste bestätigt, dafs sich östlich von Osnabrück unweit der Hase Bauernhöfe befinden, welche unter dem Namen **Asbruch** zusammengefafst werden, wie ich der

[28] Oest. giebt auch die Form *Ose* aus der Zeit des Mittelalters.

[29] S. über Bruch Anh. 6 und über das *-en* bez. *na* in *Osnabruggi* unten S. 381.

Karte von R. entnehme. Schon die Zeichnung auf der eben genannten Karte deutet an, dafs östlich von Osnabrück an der Hase sich sumpfiges Terrain befindet und zwar besonders auch zwischen den Bauerschaften Lüstringen und Östringen ganz in der Nähe von Asbruch. Aber auch in der unmittelbaren Umgebung von Osnabrück giebt es ein Gelände an der Hase, welches die Wüste heifst und noch jetzt sumpfigen Boden hat. — Das Grw. asa findet sich jedoch am Teutoburger Walde nicht blofs in Hase, sondern noch in verschiedenen Fln. So erscheint es auch, wie ich glaube, in Am-isia — im Mittelalter *Emisa* und *Emesa*, das ich als den hurtigen, munteren Flufs deute, eine Bedeutung, die auf den Quelllauf der Ems pafst. Bezüglich der Etymologie verweise ich auf sskr. *ama* Andrang, Ungestüm, lit. *umas* schnell; diese gehen zurück auf den indog. Stamm *am* befallen, vergl. sskr. *am* befallen, schädigen mit an. *ama* schädigen, plagen, *ami* Qual, Anstrengung, sodann lit. *umarus* hastig, ungestüm mit lit. *umiju* bedrängen. Die Grundbedeutung wird demnach die des raschen Ergreifens sein, woraus sich sowohl der Begriff der Schnelligkeit wie der des Bedrängens entwickeln kann (s. F. I, 19 u. 492). — Mit dem Grw. ana erscheint dasselbe Bestimmungswort, wie ich jetzt abweichend von der Abh. annehme, in *Am-ana*, j. Ohm (Lahn), ferner mit dem Grw. *ara* in *Am-ar-bach*, worin ich -bach als einen späteren Zusatz ansehe, — sodann mit dem Ablaut in *Oum-ena* (Bach bei Aumenau in Nassau) und *Aum-enza* bez. *Oum-inca* (j. Ems (Lahn), an dessen Mündung das bekannte Bad liegt; übrigens fliefst auch noch oberhalb Ems in der Nähe von Eschhofen (östlich von Limburg) ein viel gröfserer Bach, mit Namen Ems, in die Lahn, für den ich ebenfalls als alte Form *Oum-enza,* nicht *Am-asa* beanspruchen möchte, allerdings nur wegen der einige Meilen unterhalb in die Lahn einfliefsenden Oum-enza, j. Ems, sowie wegen des mit *enza* identischen Grw. ana, welches in Am-ana hervortritt, gleichfalls einem Nbfl. der Lahn. — Mit dem Ablaute I erscheint das Bstw. *am* in *Imese*, j. Wüstung Ems am Emsbache, nordöstlich von Weimar.[30] — Amisia kann nach meiner Meinung kein Simplex sein, denn sonst müfste sich dies Wort als letzter Be-

[30] Ich möchte darauf hinweisen, dafs Wg. unter Ameise ein got. Wurzelverb *ima am êmum umans* annimmt, welches auch in dem oben erwähnten an. *ami* erscheine, sowie in ahd. *em-azic* emsig. Indem ich dieser Erklarung beipflichte, mache ich darauf aufmerksam, dafs sich so auch ganz

standteil in uralten Kompositen nachweisen lassen, wie die übrigen Grw. für Flufs. Das ist aber nicht der Fall, denn das Bstw. Holz- in Holzemme (vom Brocken) — vergl. die Holtemme (Reufs) —, obschon bereits im 9. Jahrh. vorkommend — Holtemma a. 814 —, ist doch gegenüber der Zeit, wo die meisten Fln. in Deutschland entstanden, ein verhältnismäfsig junges zu nennen. Es fragt sich übrigens, ob -*emma* in Holtemma — vergl. die holländische *Ema*, j. Eem — abgeschliffen ist aus *Em-esa* oder *Em-ana*; das Grw. ist ja schon in der ahd. Sprachperiode nicht selten fast ganz abgefallen.

Asa erscheint ferner am Teutoburger Walde, wie ich glaube, in dem Namen Milse (Ortschaft zwischen Herford und Bielefeld), an einem Bache, der jetzt Aa (Werra, Weser) heifst. Dieser Bach, welcher am Teutoburger Walde entspringt, heifst in seinem Quelllaufe jetzt Schwarzbach, bei Schildesche Johannisbach und schliefslich Aa. Milse bedeutet, wie ich unten zu zeigen versuche, Schwarzwasser. Rings um das Gut Milse ist noch jetzt der Boden, wie ich durch Erkundigungen weifs, sehr sumpfig, obgleich die heutige Wiesenkultur doch auch die Bodenbeschaffenheit bedeutend verändert hat. Sodann sind die Wiesen zwischen Schildesche und Milse an der Aa ebenfalls noch jetzt sehr sumpfig, wie mir aus eigener Anschauung bekannt ist. Wie sumpfig und schwarzmoorig mag aber in uralter Zeit die Gegend gewesen sein, als dichter Urwald den Bach begleitete. Der Bach, der jetzt schliefslich Aa heifst, hat nach meiner Meinung ursprünglich *Mil-asa*, bez. *Milisa*, geheifsen; ähnlich heifst die Warmanou jetzt blofs Aue. Milisa, j. Milse, ist dann derselbe Name wie *Mil-ize*, j. Milz, südwestlich von Hildburghausen, **an der Milz** (fränkisch Saale); Mil-ize hat natürlich von der Milz den Namen bekommen. In Mil-ize, in der ältesten Form vom Jahre 783 schon Milz, haben wir den bereits mehrfach erwähnten Übergang des s in z. Ferner steckt derselbe Fln. in *Mil-is-unge*, sowohl den Ort als den Gau Melsungen an der Fulda bezeichnend, der, wie schon Fr. als wahrscheinlich hinstellt, von der in der dortigen Gegend fliefsenden *Milzisa*, j. Mülmisch (Fulda) den Namen hat, so dafs uns also der ursprüngliche Fln. *Mil-isa* in dem Gaunamen Mil-is-unge rich-

---

einfach das A in Am-isa, das I in Im-ese, das Ou- in Oumenza erklärt. Nach meiner Meinung hiefse Ameise die Hurtige, nicht sowohl, wie Wg. will, die Arbeitsame. Man vergl. übrigens auch die Nebenformen von Ameise, nämlich Amse, Emse und Imse.

tiger überliefert ist als in dem eigentlichen Fln. Mil-z-isa, worin ich das z gerade so für ein Einschiebsel halte, wie das *m* in dem heutigen Mülmisch offenbar ist.

Ich bemerkte schon oben, dafs *Milasa* Schwarzwasser hiefse; *mil-* bez. *mel-* in Fln. erkläre ich demnach als schwarz. Zur Zeit der slavo-deutschen Spracheinheit war dies Wort noch lebendig, wie z. B. aus lit. *melu* schwarz werden hervorgeht, vergl. gr. *μέλας* und sskr. *malina* dunkel, s. F. II, 434. — Dieses *mel-* bez. *mil-* erblicke ich nun in dem Fln. *Mil-da*, der nach meinem Dafürhalten aus **Milada* ebenso verkürzt ist wie Ful-da aus Ful-ada;[31] die Milda heifst jetzt Mulde. Milda ist mir auch die Grundform für die Mil-de (Elbe) und den Myl-t-bach, worin -bach späterer Zusatz ist. Ferner sehe ich dasselbe Bstw. in dem Fln. *Mel-ana* bez. *Mel-ina*, j. Mehlenbach bei Prüm, sowie in dem Fln. Mel-an-bach oder Mil-en bach, j. Melenbach im Kreise Bonn, worin -bach ganz augenscheinlich gerade so späterer Zusatz ist wie in dem heutigen eben erwähnten Fln. Mehlenbach statt des alten Mel-ana. Weiter tritt dies Wort hervor in dem Fln. Miele oder Mielaue, dessen alter Name *Mil-ina* uns offenbar in Mil-indorp oder Mel-indorp, j. Meldorf in Holstein, erhalten ist. Sodann steckt dieser St. in Mel-ia, j. die Möhlin im Schwarzwalde,[32] sowie im Fln. *Mell-a*, s. Fr.; auch bei Mella ist das Grw. ausgefallen; vielleicht ist es ana, vergl. Miele aus Mil-ina. Desgleichen ziehe ich hierher die Möllmecke (Lenne)[33] bei Altena, nach meiner Meinung ziemlich sicher aus altem **Mel-mana* entstanden, daraus *Mel-me, Mel-me-beke und mit Zusammenziehung *Mel-meke. Der Name Möll-mecke haftet jetzt nur noch an der Schlucht am Quelllaufe dieses Baches, später verliert der Bach, wie so oft, seinen Namen und wird zunächst nach den Höfen, welche Hallscheid heifsen, Hallscheider Bach genannt, schliefslich in seinem Endlaufe nach einem Gehöfte der Opperhuser Bach.

Die Untersuchung des Laufes dieses Baches hat es mir zuerst wahrscheinlich gemacht, dafs *mel* in Fln. schwarz bedeute. Ich habe nämlich die enge und düstere Schlucht, durch welche der Bach

---

31 S. über ada oben S. 366.

32 Das Grw. ist entstellt erhalten in -ia; dieses entweder = ina, wie man aus dem heutigen Namen Möhl-in schliefsen möchte, oder = isa, wie unten bei Lup-ia, Hlun-ia nach meiner Annahme; asa ist im Schwarzwalde ein ganz gebräuchliches Grw.

33 S. oben S. 358 über -mecke.

fliefst, ganz durchwandert, um zu sehen, ob die sprachlich mögliche Bedeutung „Schwarzbach“ passe; meine Vermutung wurde in überraschender Weise bestätigt. Die Möllmecke nämlich, welche am Abhange des Brehloh[34] in einer jetzt Johannisborn genannten Quelle zu Tage tritt, fliefst von der Quelle bis zur Mündung in einer Bergschlucht, die wegen ihrer Enge und des bis an den Bach selbst sich erstreckenden Holzes sehr düster ist. Fast überall ist dies der Fall. Der Bauer, der mir Auskunft gab, nannte den obersten Teil dieser Schlucht bezeichnend „dat Låk“ (das Loch). Besonders ist der kesselförmige Grund, in welchen das Wasser sofort nach seinem Austritt aus der Quelle in jähem Falle hinabstürzt, sehr düster. Nach dem steilen Absturze in der Tiefe angelangt, fliefst das Wasser in einem Bette, welches noch jetzt besonders an der rechten Seite von **moorigen** Wiesen an verschiedenen Stellen eingefafst ist, so dafs die Bachrinne infolge des schwarzmoorigen Grundes in Verbindung mit dem düsternden Holze noch jetzt eine schwarze Farbe erhält, obgleich gerade in diesem Grunde im Quelllaufe das Holz an verschiedenen Stellen stark gelichtet ist; besonders stehen hier auch noch die sumpfliebenden Erlen. Eine Mühle hat in dieser wilden Schlucht niemals bestanden, deshalb wäre die Erklärung „Mühlenbach“ unmöglich, abgesehen davon, dafs man ganz deutlich Möllmecke spricht. — Ob die Bedeutung „Schwarzflufs“ auch für die übrigen Flüsse noch jetzt passend ist oder doch früher wahrscheinlicherweise passend gewesen ist, kann nur eine Untersuchung der betreffenden Flufsläufe an Ort und Stelle lehren. Wie häufig die Flüsse übrigens nach der Farbe des Wassers benannt sind, darüber vergl. man z. B. Bt. S. 88 ff.[35] Da neben Mil-da schon in der ahd. Sprachperiode Mulda erscheint, so gehören hier wahrscheinlich auch her *Mulbizi* und *Mulah*, j. Maulach (Jaxt), in *Mulahgowe*, sowie die Muᵉlmecke oder Müᵉlmecke (Rahmede, Lenne), worüber einmal später, ebenso wie über die höchst wahrscheinlich dieser Namengruppe einzufügenden Ortsnamen: Miehlen (im Nassauischen, südlich von der Lahn, an dem jetzt s. g. Mühlbache), Melbach, Melbeck, Melschede, Mil-mke (zu vergleichen mit Möllmecke; vergl. Bt. Anm. 72 Hill-mecke und Höllmecke neben Hel-beke bez. Helmecke; ferner Wörmeke neben Wermeke, ahd. Wer-mana; daher Möllmecke = Mell-mecke = *Mel-mana auf Grund der oben

[34] S. über Brehloh Anh. 7.
[35] S über *Melibocum* = Schwarzberg Anh. 8.

angeführten Fln., welche das e zeigen, bez. e und i, wie z. B. Milindorp und Melindorp, j. Melldorf).

Nach dieser durch den Fln. *Milasa veranlafsten Auseinandersetzung über das Bstw. *mil-*, *mel-* fahre ich fort, das Grw. *asa* am Teutoburger Walde nachzuweisen. Ich sehe dasselbe in dem am Teutoburger Walde östl. von Halle in Westfalen entspringenden und in die Ems mündenden K ü n - s e - becker Bach, auf der Karte von L. im weiteren Laufe auch Künschebach genannt. Die Bauerschaft K ü n s e - beck hat zunächst von der K ü n s e, wie ich meine, den Namen mit Zusatz des tautologischen -beck; nach der Bauerschaft nannte man dann wieder den Bach den K ü n s e b e c k e r B a c h. Auf der Generalstabskarte steht sodann noch verzeichnet an diesem Bache der Hof „Künsemöller“,[36] worin der alte Name Künse bez. Kunse erhalten ist ohne den späteren Zusatz des -beck. Das Kün- bringe ich nun zusammen mit dem urgerm. Verbum *kvainâ* k l a g e n (s. F. III, 53), welches eine Sprofsform der indog. Wurzel *ga*, *gâ* t ö n e n ist, s. F. a. a. O. Gerade wie nun *kar*, *kvar* in Fln. nach meiner Annahme die ursprüngliche Bedeutung „tönen“ noch bewahrt hat, so hat auch der St. *kvain* nach meiner Ansicht ursprünglich „tönen“ bedeutet, so dafs also K ü n - s e = R a u s c h e b a c h ist. Vergl. noch Anh. 2 die mit *svar* zsgs. Fln.; auch *svar* hat die Bedeutung von eur. *svar*, nämlich t ö n e n, nach meiner Meinung noch beibehalten. Ehe ich die von mir vermutete ursprüngliche Form von Künse mitteile, mögen vorher zur besseren Erläuterung noch einige mit diesem Bstw. zusammengesetzte Fln. aufgeführt werden. Ich beginne mit der *Quin-t-icha*, j. König (Mümling, Main); der Flufs heifst schon im 9. Jahrh. auch *Cun-t-icha*[37] mit Verwandlung des w in u; der danach benannte Ort heifst i. J. 1349 schon Künnich, eine Form, die ich wegen des in Künse hervortretenden Umlautes erwähne. Derselbe Name ist die *Quin-t-aha*, j. Q u i n t (Mosel). Hierher gehört auch mit ausgefallenem v (w) die K i n - z - i c h a, j. Kinzig (Main) und Kinzig

[36] Des Namens Kunsemüller giebt es mehrere Familien in der Ravensberger Gegend, die vielleicht ursprünglich von dem oben genannten Hofe stammen.

[37] icha — vergl. das oberd. Wort die A c h e — = aha mit Abschwächung des Vokals, der in der Nebentonsilbe steht; die Fortbildung durch den T-Laut ist sehr häufig, s. darüber z. B. Bt. S. 16 u. 75: sie scheint hier aus lediglich lautphysiologischem Grunde, nämlich aus Rücksichten der leichteren Sprechbarkeit erfolgt zu sein; auch in den Beispielen in den Bt. tritt dies t immer hinter n ein.

(Rhein) u. s. w. Kinzicha ist identisch mit Quinticha, nur dafs das t die Lautverschiebung in z erfahren hat.[38] — Sodann gehört hierher der *Quin-z-in-gowe* (i. J. 890) oder *Chun-z-en-gew* (i. J. 731), der von dem Bache Kinze den Namen hat, vergl. Fr., der bereits unter *Quint* die Kinzig mit der Quinticha u. s. w. zusammenstellt. Die Kinze hat früher wohl * *Quin-t-ina* bez. *Quin-t-ana* geheifsen; darauf deutet ziemlich sicher *Castra Quintana*, welches an der Stelle des heutigen Dorfes Kinzig gelegen war; Quintana hat natürlich mit dem lat. quintanus nichts zu schaffen: die Römer fanden den germ. Fln. Quin-t-ana vor; ähnlich nannten sie das jetzige Regensburg von dem Flusse Regen *Castra Regina;* der Regen lautete noch im 9. Jahrh. *Reg-ana.* Entweder gab es nun schon zur Zeit der Römer die abgeschwächte Form Reg-ina statt Regana, oder die Römer haben sich das Wort mundgerecht gemacht, indem sie statt Castra Regana Castra Regina sagten unter Anlehnung entweder an *regina* oder den römischen Beinamen *Reginus.* Das -ana in Reg-ana und Quin-t-ana ist nach meiner jetzigen Annahme das oben behandelte Grw.; in den Bt. fafste ich *an* in Reg-an-a noch fälschlich als Suffix und a = aha. — Dasselbe Bstw. erblicke ich weiter in dem Fl. *Chein-bach*, sowie in *Kien-bach*, ferner in dem Ortsnamen *Chin-z-in-bach*, sodann in *Kun-z-enbach* (vergl. oben Cun-t-icha). Mit dem Grw. *alda* und späterem Zusatze von bach ist nach meiner Ansicht dieses Bestw. in *Cuon-oldes-bach* verbunden; denn dafs Bäche von Personennamen benannt werden, davon ist mir kein altes, sicheres Beispiel bekannt; deshalb mufs ich die Zusammenstellung mit *Cuniald* abweisen. — So erklärt sich auch der rätselhafte Name Kenzlers Teich (Kenslers Diek nd.) oder der grofse Kenzler[39] am Abhange des s. g. Arminiusberges unweit Lügde. Die Quelle dieses zur Emmer abfliefsenden Baches stellt sich nämlich als ein kleiner Teich dar, bezüglich als eine Stelle im Walde, die zwar nur ganz wenig mit Wasser bedeckt ist, so dafs man auf den zwischen dem rings wuchernden Moose hervorragenden Steinen gehen kann, die aber doch eine schmale, langgestreckte Quell-

[38] Da ich hier nur Andeutungen im Anschlufs an den Nachweis des Grw. asa gebe, so behalte ich die Feststellung der sachlichen Angemessenheit dieser Fln. einer späteren Besprechung vor, bemerke jedoch, dafs die Erklärung „Rauschebach“ auf verschiedene der aufgeführten Fln. sehr gut pafst.

[39] Im Gegensatze zu dem kleinen Kenzler auf der Spitz des Berges, dessen Quelle ich aber versiegt fand.

fläche, einen kleinen Teich bildet, eine für eine Quelle am Berge merkwürdige Erscheinung. Ich war in einem sehr trockenen Sommer an diesem prächtigen Borne; derselbe flofs aber trotz der Dürre ganz mächtig. Das Wasser stürzt sich von dieser schrägen Platte mit bedeutendem Gefälle und weithin vernehmbarem Rauschen die Halde hinab; das starke Rauschen wird besonders durch einen Wasserfall veranlafst, den das Wasser ein paar Schritte unterhalb der Stelle macht, wo die Quellfläche sich zu einer schmalen Wasserrinne verengert. — Kenslers Diek oder der Kensler ist mir nun eine Entstellung aus Ken-ser Diek bez. die *Ken-se. Die Künse führe ich zurück auf die Grundform **Quin-asa*, woraus **Cun-isa* hervorgegangen, wie der heutige Fln. König alt sowohl Quinticha als Cunticha lautet; aus **Cun-isa* ist dann **Cun-sa* und mit dem Umlaut *Künse* entstanden. Als Grundform von **Ken-se* betrachte ich **Quein-asa* bez. **Kein-sa* — vergl. oben die Formen *Cheinbach* und *Kienbach* —; aus Keinse bez. Kense hat sich durch Volksetymologie Kensler entwickelt. Wie mir von ortskundiger Seite versichert wurde, giebt es in der Nähe des Arminiusberges und überhaupt in der dortigen Gegend einen Familiennamen Kensler nicht. — Auch Vinsebeck zwischen Horn (am Teutoburger Walde) und Steinheim zeigt mir, dafs auch in dieser Gegend des Teutoburger Waldgebirges im weiteren Sinne das Grw. asa gebräuchlich gewesen. Denn Vin-se-beck — ausgesprochen wie Finsebeck —, an einem Bache gelegen, der sich, wie mir mitgeteilt, durch seine besondere Klarheit auszeichnet, betrachte ich als *Fin-asa mit tautologischem -beck; der Bach selbst hat jetzt wechselnde Namen. Diesen Namen sowie die *Finola*, j. die Vehne, westl. von Oldenburg, desgleichen die *Venn-apa*, sodann die Fon-a, j. Fuhne (Saale) erkläre ich bez. des Bstw. als stammverwandt mit got. *fôn* Feuer (gen. *funins*); man vergl. preufs. *panno* Feuer, gr. *πανός* und mhd. *vanke*, welches nach Kluge unter Funke die klassisch mhd. Form ist. Wg. nimmt unter Funke ein ahd. Verbum **finchan fanch funchum* an, welches mit got. *funa* (neben fôn) zusammenhänge. Kluge erklärt allerdings die Verwandtschaft von got. fôn und Funke für unklar, während Schade unter *fôn funko* bestimmt als Diminutivform zu fôn bezeichnet. Nach meiner Ansicht steht nun Fon in Fona zu Fin- und Ven- in *Fin-ola*, **Fin-asa* und *Venn-apa* im Ablautsverhältnisse;[40] diese Flüsse wür-

[40] Es kann jedoch *Fin-* auch eine ähnliche Abschwächung aus *Fun-* sein, wie schon ahd. *Lippia* aus *Luppia*.

den zu der Gruppe derjenigen gehören, die von der glänzenden Farbe ihres Wassers benannt sind, vergl. Bt. S. 88. Über *-ola* in Fin-ola = olda s. unten Abschn. IV; *apa* (in Venn-apa) = Wasser ist bekannt; vergl. Abh. S. 356. In Fona kann a = aha sein; vielleicht ist jedoch das ursprüngliche Grw. schon ausgefallen. Man vergl. übrigens Abschnitt IX über die mit *Fiur-* zusammengesetzten Fln., ein Bstw., das wie *Fon-* von der indog. Wurzel *pu* reinigen abstammt. Ein paar Stunden von Vinsebeck liegt Schieder, wo die Niese in die Emmer mündet, also auch noch in der Nähe des Teutoburger Waldes. Diesen Fln. Nie-se, sowie auch den Ne-senbach bei Stuttgart[41] erkläre ich mir als hervorgegangen aus *Nig-isa, bez. Neg-isa, man vergl. Nicar und Nekar. Über dies Bstw. *Nig-*, *Nag-*[42] habe ich Bt. S. 88 ff. ausführlich gehandelt. Ebenso betrachte ich *Niusta*, j. Nüste (Haun, Fulda), als entstanden aus *Nig-usta*, man vergl. *Aist* aus *Ag-asta*, *Eider* aus *Eg-dora*. Bezüglich dieses Schwindens des g am Ende vor dem zweiten Teile der Zusammensetzung vergl. man noch *hai-stalt* aus *hagastalt* (s. Wg. unter Hagestolz) und unten S. 425 ff. Das häufig als Grw. vorkommende *asta* ist mir weiter nichts als eine Fortbildung mit dem T-Laute. So heifst z. B. bei Osnabrück an der Hase = *Asa* eine Mühle die Haster Mühle, eine Bauerschaft Haste, die ganz ohne Zweifel von der vorbeifliefsenden Hase den Namen hat. Man vergl. ferner die *Osta*, auch *Hosta*, j. Oste (Elbe).[43] Derselbe Fln. wie *Niusta* ist die Nieste, i. J. 1340 *Ny-este* (Zuflufs der Fulda, s. Arn. S. 47). Dasselbe Bstw. aber verbunden mit dem Grw. stra — s. Fr. unter stra — erblicke ich in *Ni-stra*, j. Nister (Sieg) aus *Nigstra bez. *Nigistra. Denselben Ausfall des Kehllautes nehme ich ferner an in Ni-enze (Nuhne, Eder) aus *Nig-enza — enza ist das oben besprochene Grundwort — sodann in Nie-me (Weser, nördl. von Holzminden) = **Nig-mana*. Dafs das Grw. moina mit seinen Abschwächungen auch an der mittleren Weser gebräuchlich war, folgt aus dem Namen der nördlich von der Nieme in die Weser fliefsenden Schwül-me, welches offenbar derselbe Fln. ist wie die Schwalm (Fulda), ahd. *Scal-mana*, und die Sulm, ahd. *Sul-mana*, s. oben

[41] In Würtemberg findet sich das Grw. asa mehrfach.

[42] Ich habe dasselbe in Neckar, Neger (Ruhr), Nagold (Enz, Neckar) u. s. w. nachgewiesen und zwar in der Bedeutung glänzen.

[43] Der Asberg in Würtemberg hat ursprünglich keinen T-Laut, nach Oest. erscheint aber auch die Form Astberg; vergl. unten S. 395 über *Vis-t-ula* und Anm. 48 Lubst statt Lubs.

S. 356 u. 357; — sodann geht dies hervor aus den weiter nördlich in die Weser mündenden Bächen, der Roten Minde und der Holzminde, die bereits in der Abh. S. 367 besprochen sind, auch bezüglich der Fortbildung mit dem T-Laute. Desgleichen ziehe ich hierher die beiden Bäche bei Hohenlimburg an der Lenne (Ruhr), die Nimmer (Nahmer) und Nahmer (Lenne), die ich gleichfalls auf **Nig-mana* bez. **Nag-mana* zurückführe. Gerade so wie die Hesper (Ruhr) ahd. *Hes-apa* oder *Hes-epe* ohne r heifst, so hat auch die Nahmer ursprünglich *Nagmana gelautet; daraus wurde Nagme und hieraus Nahme (eig. *Name*, denn das g fiel aus). Als nun „in der Nahmer“, wie man jetzt sagt, womit man das ganze Thal des Baches bezeichnet, Niederlassungen gegründet wurden, hiefsen die Bewohner dieses Thales die **Nagmari*,[44] später die Nahmer; dieser Name ging auf das Thal des Baches bez. den Bach selbst über; man sagte deshalb nicht mehr „in der Nahme“, sondern „in der Nahmer“ und nannte den Bach selbst nicht mehr die Nahme, sondern die Nahmer. Übrigens zeichnet sich die Nahmer, also nach meiner Deutung „das glänzende Wasser“, durch ein ganz krystallklares Wasser im Oberlauf aus, den ich aus eigener Anschauung kenne; im Unterlaufe sind viele Fabrikanlagen, die bekanntlich das Strahlende schwärzen.[45] — Den gleichen Fortfall des Kehllautes nehme ich weiter an in Neile (Innerste, Leine). Neile ist mir entstanden aus **Nag-ila*, dies wieder aus **Nag-ala* = *Nagalta*, s. über ala = alda Abschn. IV. Neile ist also im Grunde identisch mit dem Fln. Nagold (Enz, Neckar). Ähnlich heifst Nägelstädt bei Langensalza sowohl *Negilsteden* als *Neylstete* als *Neilstete*, s. Oest.

Alle diese Fln.: Niese, Nesenbach, Nüste, Nienze, Nieme, Neile u. s. w. hiefsen demnach dasselbe, was Neckar und Nagold, nämlich „das glänzende Wasser“. Um nun zu dem Namen des Flusses zurückzukehren, der diese zu lange Abschweifung veranlafst hat, so möchte ich noch bemerken, dafs die Niese (Emmer), die in ihrem Oberlauf über Kiesel dahin fliefst, sich durch ihr krystallhelles Wasser auszeichnet, wie mir Herr Dr. Weskamp in Lügde mitzuteilen die Freundlichkeit hatte.

Aber auch östlich vom Teutoburger Walde, an der Weser selbst,

---

[44] S. über diese Endung -ari Fr., Ortsnamen S. 184 ff. und vergl. S. 392.

[45] Dafs an der Lenne (Ruhr) das Grw. moina vorherrscht, darüber s. oben S. 357. — Nimmer (Nahmer) entwickelt sich gerade so aus *Nigmana, wie Nahmer aus *Nagmana.

kommt nach meiner Annahme dies Grw. vor. Ich sehe dasselbe in dem Ortnamen Lin-se an der Lenne (Weser, rechtes Ufer), ahd. *Lin-isi* oder *Lin-esi*; der Flufs selbst heifst *Hlunia* mit der Nebenform *Linde* und *Lume*, über die ich in den Bt. S. 16 gesprochen. Als Grundform für den Fln. sehe ich an **Hlun-isa*, bez. **Hlin-asa*. Das hlun- habe ich Abh. S. 348 u. Bt. S. 16 mit *hlinâ* Berglehne zusammengebracht; dies ist auch noch jetzt meine Ansicht; das u statt des i hat sich, wie ich vermute, unter dem Einflufs der Liquida entwickelt. Lübben teilt in seiner mnd. Grammatik zahlreiche Beispiele mit (S. 12), in denen statt des i u erscheint, z. B. *wumpel* und *wimpel*, *rumpe* und *rimpe*, *runt* (Rind) und *rint*, *vul* und *vil* u. s. w. Auch Lübben bemerkt daselbst: „Übersieht man alle diese Fälle, so bemerkt man, dafs meistens die Liquiden l, m, n und w dabei im Spiele sind, was der Vermutung Raum giebt, dafs diese Verdumpfung von diesen Konsonanten ausgegangen und irrationalerweise auch bei anderen angewandt ist.“ — Dafs der Ort *Lin-esi* von der Lenne den Namen bekommen hat, ist wohl für jeden, der auf diesem Gebiete bewandert ist, aufser Zweifel. Dafs also der Fln. selbst ursprünglich ein s gehabt, folgt daraus mit Sicherheit. Dieser Ausfall des s in Hlun-ia statt *Hlun-isa bez. *Lin-asa, bez. Lin-isa oder Lin-esa[46] giebt uns einen schönen Fingerzeig für einen anderen Ausfall, den ich annehme, nämlich den eines s in *Luppia*. Gerade so wie der Ausfall des s im Griechischen z. B. in γένεος statt γένεσος uralt ist, ebenso auch der des s in Luppia, da bereits die älteste uns überlieferte Form Luppia lautet.

Zunächst ist es an und für sich wahrscheinlich, dafs das uralte Wort asa, welches, wie ich nachgewiesen, noch jetzt am Teutoburger Walde sich findet, auch in Luppia vorhanden gewesen ist. Es wird dies um so wahrscheinlicher für den, der der Meinung ist, dafs asa in dem Namen der Ems vorhanden sei, wie oben zu zeigen versucht wurde. Denn die Lippe hat nicht weit von den Quellen der Ems ihren Ursprung. Diese Vermutung gewinnt nun dadurch an grofser Wahrscheinlichkeit, dafs wirklich der Fln. Lup-isa vorhanden ist, nämlich in *Liub-isaha*, j. Loisach (Isar), welches nur einmal bei Fr. als

[46] Diese beiden letzten Formen ergeben sich unmittelbar aus dem Ortsn. Lin-esi; vergl. übrigens über Lenne (Ruhr) u. s. w. Anh. 9, sowie über einen ähnlichen Ausfall des s in **Thul-ia* bez. *Thil-ia* S. 413.

Liubisaha, sonst als *Liub-asa* und *Lyub-asa* erscheint; der bei Fr. als identisch mit Liubisaha angeführte Ortsname *Liub-isa* heifst jetzt Langenlois an einem kleinen Nbfl. des Kamp (Donau). Ganz ohne Frage ist auch Liubisa = Langenlois ursprünglich ein Fln. und zwar gleich Liubasa, j. Loisach; das heutige -lois in Langenlois entspricht dem Lois- in Lois-ach, nur ist bei Lois-ach das erklärende -ach = aha angefügt, das ja schon in einer Urkunde aus der ahd. Zeit hervortritt. Liubisaha ist zugleich wiederum ein schönes Beispiel dafür, dafs auch aha bereits als Erklärung zu uralten, nicht mehr verstandenen Grw. hinzugefügt wurde, vergl. oben *Sval-manaha* statt *Svalmana*. Über die Erklärung von Luppia = Rauschewasser s. Bt. S. 76 ff., wo zugleich die sachliche Angemessenheit dieses Namens bezüglich der Quelle gezeigt ist. Dafs das u in Luppia der Ablaut ist, daran halte ich noch fest, ebenso wie an dem St. *lap* tönen. Das i in Luppia, welches ich in den Bt. in einer mir selbst durchaus nicht genügenden Weise zu erklären versuchte, erklärt sich durch den Wegfall des s sehr einfach. Das iu in Liubisa, über welches ich in den Bt. S. 83 gesprochen, ist vielleicht eine volksetymologische Umdeutung und Anlehnung an *liub*, *liup* lieb; oder es ist neben *lap* ein Nebenstamm *lup* anzunehmen, wie neben sta stu besteht im Germanischen, und als dessen Präsensstamm wäre dann liup (liub) gerade so aufzufassen, wie z. B. *fliutu* fliesse von der Wurzel *flut* oder *bium* bin von der Wurzel *bu* (s. Heyne, Kurze Laut- und Flexionslehre, 3. Aufl. S. 43).[47] Mit Luppia u. s. w. vergl. man noch die *Lups* (Neifse, bei Guben), auch *Lub-is* genannt,[48] desgleichen *Lub-es-bach* (s. Fr.); für beide Namen nehme ich als Grundform Lubisa an.

Nachdem ich so gezeigt, dafs das Grw. asa in der näheren und weiteren Umgebung des Teutoburger Waldes gebräuchlich gewesen, will ich jetzt noch einige andere Fln. anführen, in denen nach meinem Dafürhalten das einfache Grw. asa hervortritt.

Oos im Kreise Prüm heifst i. J. 771 *Osa* (s. Fr., Nebenform auch Oss); Oos liegt aber am Oosbache (Kill, Mosel). Das o ist eine Verdumpfung des ursprünglichen a. So heifst die Wüstung Oese bei Elze alt (s. Fr.) ***A****sithi* und ***O****sithi* in demselben Jahre 1022; ferner der Osning ***A****snig* und ***O****sning*, Osnabrück ***A****senbruggi* und ***O****snabruggi*.

[47] Vergl. noch über asa als auch ein germ. Grw. Anh. 10.

[48] Im Volksmunde auch Lubst, wie mir der mit der dortigen Gegend bekannte Koll. Rattke mitgeteilt.

Der Ort Oos hat offenbar, wie in der alten Zeit immer, von dem gleichnamigen Bache den Namen bekommen und das -bach in Oosbach ist späterer Zusatz. Der Oosbach hat also ursprünglich Osa oder Asa geheifsen. Mit Oosbach kann man den Osenbach (Blies, Saar) vergleichen und auf Osa = Asa zurückführen. Sodann stelle ich hierher den Eisbach (Söter, Nahe). — Ferner heifst Oese bei Elze (südwestlich von Hildesheim) alt Asithi. Daselbst ist noch jetzt der Ort Efsbeck an einem Nbfl. der Leine vorhanden. Dieses Efsbeck ist wohl ohne Frage das eine Asbiki bei Fr., der die Gleichheit auch als wahrscheinlich hinstellt. Besonders zeigt Asithi, dafs in Asbiki nicht die Entstellung aus Ascbiki vorliegt. Der Bach also, an dem Efsbeck liegt, hat ursprünglich Asa nach meiner Annahme geheifsen; das nicht mehr verstandene Grundwort wurde aber schon in der ahd. Zeit mit dem Zusatz biki versehen.

Ferner ziehe ich hierher die Use (Wetter), die Oese (Nethe, Weser) und die Oese (Hönne, Ruhr), die Esse (Diemel), welche nach Arn. S. 47 1482 *Osse* heifst — man vergl. mit Osse die oben erwähnte Form *Oss* statt *Osa* —, den Efsbach (s. Arn. 47), die Ues (Mosel), welche in der Nähe der Nit-issa, j. Nette, entspringt,[19] womit Usbach zu vergleichen ist, welches Oest. anführt. Nicht minder gehören wohl hierher die Asse (Hörsel) und die Assebeck (Holzemme, bei Halberstadt) mit tautologischem -beck, schliefslich der Oesbach (Pfingstbach, Gramme, Gera, Unstrut) = Oese mit tautologischem -bach. In den in ahd. Form überlieferten Namen wie Osa, Asbiki, Asithi, Osingen sehe ich mit Sicherheit das Grw. asa, in den übrigen mir in alter Form nicht bekannten Namen mit Wahrscheinlichkeit.

Ob nicht weiter auch die *Isana*, j. Isen (Inn) und Isenach (Rhein), sowie die *Hisna*, j. Ise (Aller) — mit unorganischem H, wie deutlich zeigt *Isunna*, ein Sumpf um die Ise (vergl. Isundebrok d. i. Bruch = Sumpfland a. d. Ise) —, ferner die *Isela*, j. die Yssel in Geldern, und die *Hisla* (= *Isla), j. die Yssel bei Utrecht, als ein-

[19] In Nitissa tritt ja auch das Grw. asa hervor, vergl. Abschn. VIII. — Bezüglich des Vokals u in *Use*, *Ues* erwäge man, dafs Usingen, nordwestlich von Frankfurt, im 8. Jahrh. *Osinga* oder *Osingen* lautet. Nun bemerke ich nachträglich auf der Karte von L., dafs Usingen an der Use liegt. Es ist demnach kein Zweifel, dafs die Use auch früher *Osa* geheifsen, da der Ort offenbar nach dem Flusse genannt ist und zwar vermittelst der die Zugehörigkeit bezeichnenden Endung ingen. Wegen der oben angeführten Formen *Asithi* und *Osithi*, *Asnig* und *Osning* u. s. w. darf man aber mit Sicherheit vermuten, dafs *Osa* eine Nebenform von *asa* ist; desgleichen wird die *Ues* auf *Osa* bez. *Asa* zurückgehen, ebenso wie *Usbach*.

fache Grw. mit dem Suffix hierher zählen, mufs eine spätere Untersuchung lehren. Für Isana und Hisna möchte ich dies als sehr wahrscheinlich bezeichnen, da wir Parallelformen haben in *Trafa* = Trawa und *Trawena*, *Alta* und *Altina*. Durch Annahme eines ursprünglichen Suffixes bei asa würde sich auch das an bez. n in Asanbruggi und Osning auf die einfachste Art erklären; demnach würde die Hase ursprünglich nicht *Asa*, sondern **Asana* gelautet haben. Isana betrachte ich sodann als eine Abschwächung aus **Asana*. Vergl. unten S. 389 noch *Fil-isa* und *Vel-isena*.

Da ich, wie oben S. 362 bemerkt, das N-Suffix (ana, ina, ena, ona) nur in Grw. annehme, so möchte ich glauben, dafs die Isela ursprünglich Isena gelautet habe, wie ich auch annehme, dafs die Ursela, j. Ursel (Nidda), zuerst Ursena geheifsen; Ursena ist der alte Name für die Oertze (Aller) und gleich mit dem Fln. *Ursna*, j. Ahse (Lippe), den ich Oest. entnehme, sowie mit dem *Ursone* in *Luzilursone* d. h. kleine Ursena, kleiner Flufs.[50]

Was nun die Ableitung des Grw. asa betrifft, so führe ich dasselbe zurück auf die indog. bez. eur. W. *as* schiefsen (s. F. I, 25 u. 503), deren Sprofsformen z. B. sind sskr. *asan* Blut, wobei ich besonders auf das schon im Indog. hervortretende Suffix *an* Gewicht legen möchte, da sich der Fln. *Asana bez. seine Schwächung *Isana* zunächst an eur. *asan* Blut anzuschliefsen scheint. F. setzt II, 28 als gräko-italisches Urwort *asar* Blut an, welches auch von dieser W. herstammt und erhalten ist in altlat. *assir* Blut, in gr. *ἔαρ*, *εἶαρ*, böot. *ἶαρ* Saft, Blut. Da mithin das gr. Wort sowohl Saft als Blut bezeichnet, so möchte ich für eur. *asan* und *asra* Blut, sowie für **Asana* fliefsendes Wasser als Hauptbedeutung das Fliefsende annehmen, die sich aus dem Grundbegriff das Schiefsende entwickelt hat. Die Vorstellung das Fliefsende konnte nun leicht die Vorstellungen Saft, Wasser, Blut hervorbringen.[51]

---

[50] S. über das Grw. Ursena Bt. S. 95 und vergl. Abschnitt IX, S. 424, Anm. 195; ferner über den Übergang des n in l Wg. unter L; sodann über Isara Anh. 11.

[51] Übrigens möchte ich doch darauf hinweisen, dafs, wie ich Pape-Benseler, Wrtb. d. gr. Eigenn. entnehme, ein Flufs in Italien *Ἶς* heifst und Suidas einen Fln. *Ἶσος* anführt; es scheint hier ein eur. bez. indog. Grw. für fliefsendes Wasser vorzuliegen. — Die zahlreichen anderen Zusammensetzungen mit dem Grw. *asa*, die Fr. Ortsn. S. 241 als mit dem S-Suffix gebildet aufzählt, gedenke ich später einmal zu behandeln.

IV.

Ergänzungen zum Grw. alta (alda) sowie seine Abschwächung zu ala (ella, ele, illa, ila u. s. w.).

Schon mehrfach ist im Laufe der voranstehenden Untersuchungen bei Erwähnung von neuen mit dem Grw. alta zsgs. Fln. auf diesen Abschnitt verwiesen worden. Wie schon aus den Bt. S. 92 ersichtlich ist, erscheint dies Grw. sowohl mit dem N-Suffix als ohne dasselbe: mit dem Suffixe z. B. in *Aldena*, j. Olle (Hunte), *Altina*,[52] j. Altena (Alme, Lippe), Altenaue (Ocker, oberhalb Wolfenbüttel), — ohne Suffix in *Elda*, j. Elde (Elbe), Elte (Hörsel), Elda (Werra).[53] In Verbindung mit einem Bstw. fand ich dies Wort in dem Fln. *Nagalta*, j. Nagold (Enz, Neckar).[54] Ehe ich nun dazu übergehe, *ala* u. s. w. als aus alta hervorgegangen nachzuweisen, will ich auf einige Fln. hinweisen, in denen dies Grw. in Verbindung mit einem Bstw. sich zeigt, indem ich nur ganz kurz die Erklärung hinzufüge.

Schon oben habe ich die *Sinck-alta* und *Sig-alta*, sowie Anh. 4 die *Zwiw-alta* behandelt. Als weiteres Glied dieser Namengruppe führe ich den seiner geographischen Lage nach unbekannten Flufs *Lang-alta* an, einen Namen, den Fr. unter Cald als Fln. bezeichnet. Ich erkläre denselben als eilender Flufs, das Bstw. zusammenbringend mit dem von F. III, 264 aufgestellten urgerm. Verbum *lang lengan longana* springen, vorwärtskommen, gelingen, vergl. sskr. lañgh springen, eilen. Mit diesem Bstw. ist nach meiner Ansicht auch gebildet der Fln. *Lancwata* oder *Lancwadus*, j. Rehbach (Rhein, unterhalb Speier), nur dafs derselbe zsgs. ist mit dem Grw. *wata*, das ich mit got. *wato* Wasser zusammenstelle und auch in **Viadus**, j. Oder, annehme, welches demnach weiter nichts als das Wasser bedeutete. Die Langeten (Aar), ahd. *Langatun*[55] zeigt dasselbe Bstw., aber in Verbindung mit dem oben besprochenen Grw. *ata*. — Ein weiteres Beispiel des Grw. alta sehe ich in dem Ortsn. *Erg-oltesbach*, der sicherlich, wie der spätere Zusatz -bach zeigt, von einem Bache genannt ist. Denn einen Personen-

---

[52] S. Bt. S. 94, Anm. 287

[53] Mit dem Suffix heifst dieser Flufs auch Ellna, s. darüber am Ende dieses Abschnittes.

[54] = glänzender Flufs, s. Bt. S. 95.

[55] *-un* ist die ortbezeichnende Endung; der Flufs selbst müfste *Lang-ata* heifsen.

namen *Ergolt* oder ähnlicher Art giebt es gar nicht, ganz abgesehen davon, dafs ich kein sicheres Beispiel aus ahd. Zeit kenne, aus welchem hervorgeht, dafs der Bach seinen Namen von einer Person bekommen habe. Das Erg- ist der St. *arg-*, den ich in den Bt. S. 37 bereits in den Fln. *Arg-enza, Arg-una* und *Orc-ana* gefunden, und den ich daselbst als rasch gedeutet.[56] Derselbe Name ist Erg-olz (Rhein bei Augst); nur erscheint der Name nach meiner Etymologie von alta auf der zweiten, der oberdeutschen Lautverschiebung, vermöge der das t auch im In- und Auslande in z, nicht in ȝ übergeht, wenn eine Liquida vorhergeht (s. Heyne S. 109). Aus alta wird demnach alza, aus olta olza; dieses olza oder olz ist dann häufig, wie ich einmal später zeigen werde, in holz entstellt.

Ein weiteres Beispiel des Grw. alta sehe ich in *Onold(t)isbach*, j. Ansbach. Fr. bemerkt S. 156, dafs Onoldisbach seinen Namen von dem vorbeifliefsenden Bache bekommen habe. Dieser Bach aber ist nach meiner Überzeugung nicht nach dem Personennamen *Aunoald* oder *Onoald* benannt worden, sondern in *On-* erblicke ich den von mir in den Bt. S. 1 ff. behandelten St. *an* und in *old* bez. *alt* das Grw. *alta*, welches, weil nicht mehr verstanden, durch *bach* eine erklärende Umdeutung erfuhr. Das erste o in **Onolda* vergleiche ich mit dem o in *Onestrudis*, j. Unstrut (s. Bt. S. 3 ff.): es ist der Ablaut, der in dem urgerm. Verbum *an anan* **ôn** *anana* hauchen hervortritt (s. F. III, 14). Die Bedeutungsentwickelung von hauchen zu eilen habe ich in den Bt. S. 1 ff. wahrscheinlich zu machen versucht. Nachdem ich das Grw. asa nachweisen kann, sondere ich streng die Enza, j. Enz, von der *An-isa*, j. Enn-s, indem ich *an-* als das eben erwähnte Bstw. fasse, so dafs An-isa der rasche Flufs heifst.

In *Bernoldesbach* ferner betrachte ich gleichfalls bach als einen späteren Zusatz und glaube nicht, dafs der Name mit dem gleichlautenden Personennamen zusammenhänge, sondern dafs *Bern-olda, ursprünglich **Berolda*, bez. **Beralda* Bärenbach bedeute, entsprechend den zahlreichen Flüssen, welche Bärenflufs heifsen, vergl. oben S. 358 und Bt. S. 102.

Ein schönes Beispiel bietet ferner die Esp-olda (Leine) =

---

[56] Der Ort Ergolding bei Rotenburg, ahd. *Ergoltinga*, ist sicherlich von einem Fln. *Ergolda* abgeleitet mit der die Zugehörigkeit bezeichnenden Endung *-ing*.

Espenflufs.[57] Dieser Flufs hat bis heute seinen prächtigen volltönenden Namen bewahrt. — Sodann hat *Emm-elde*, j. Oberemmel bei Trier, nach meiner Annahme seinen Namen von dem vorbeifliefsenden Bache, der jetzt Oberemmler Bach heifst. Meistens erscheint der Name in den Urkunden der ahd. Zeit mit einem b, also *Emb-elde*, bez. mit Zerdehnung *Emb-elado*, und diese Form halte ich für die ursprünglichere, da ich in *Emb-* dasselbe Bstw. sehe, das ich in *Embi-scara* schon in der Abh. S. 372 in der Bedeutung rauschend nachgewiesen und unten in Abschnitt VI auch als in *Amb-riuna*, *Emb-rine* oder *Ambra*, j. Emmer (Weser), vorhanden zeigen werde. **Emb-elda* oder noch älter **Amb-alda* würde demnach der Oberemmlerbach von den Namengebern ursprünglich genannt sein, d. h. verneuhochdeutscht Rauschebach oder genauer Rauscheflufswasser.

Verschiedene andere mit alta zsgs. Namen übergehe ich, um nun die Gleichheit von *ala*, bez. *alla* mit *alta* zu beweisen.

Schon längst stand bei mir die Überzeugung fest, dafs *ala* in Fln. kein bedeutungsloses Suffix, sondern ein Grw. sein müsse. Diese Überzeugung gewann ich deshalb, weil ich dies ala in zahlreichen Fln. mit solchen Bstw. verbunden fand, denen in anderen Fln. ein ganz unzweifelhaftes Grw. folgte. Es giebt aber selbst in der indog. Ursprache keinen St. *al*, in welchem der Begriff des Wassers oder Fliefsens sich zeigte. Da fand ich auf einer Specialkarte den Nbfl. der Leine, die Espolda, und an seinem Laufe die Ortschaft Espol. Sofort erkannte ich mit grofser Freude in -olda das Grw. *alta* und in -ol in Espol die Abschwächung dieses Grw. — Gleichzeitig fiel mir ein, dafs in sehr vielen Fln. auf ala, bez. illa, ella u. s. w. das scheinbare Suffix durch Abschleifung aus alta entstanden sein könne. Bald fanden sich für diesen Vorgang andere Belege. So teilte mir der Major Schläger hier, ein geborener Hameler, mit, dafs die Hamel (Weser), von der Hameln den Namen hat, im Volksmunde Hamelte heifse. Ferner fand ich, dafs Emmelde bei Trier jetzt Oberemmel lautet, also auch den T-Laut eingebüfst hat. Denselben Vorgang der Lautangleichung bez. des dadurch bewirkten Fortfalls des T-Lautes erkannte ich in *Alesbach*, j. Ahlersbach (fränk. Kinzig); dieser Bach heifst auch *Althesbach* in ad. Form; -bach ist hier späterer Zusatz, und wir

[57] Die Espen wachsen nach *Leunis*, *Synopsis der Pflanzenkunde*, häufig an Bächen, wie noch mehr die Erle oder Else, von der deshalb so viele Bäche den Namen haben, s. Bt. S. 26 ff.

haben hier das einfache Grw. *alta*, welches oben angegeben ist. Weiter dachte ich daran, dafs ja auch die Aldena j. Olle heifse, die Sinckalta j. Sinkel. Ferner erwäge man, dafs Disaldeshusun, welches nach meiner Ansicht ebenfalls mit diesem Grw. gebildet ist,[58] auch in den Formen *Dysieldeshusun* und *Dysilleshusun* vorkommt. Geradezu beweisend ist sodann die Thatsache, dafs zwar nicht der Fln. *Nagalta*, j. Nagold, selbst in der Nebenform Nagala erscheint, wohl aber der nach der Nagold benannte Gau, der Nag-alt-gowe, welcher in den ältesten Formen bei Fr. als *Nag-lachgowe* und *Nag-la-gowe* vorkommt, also ohne den T-Laut. Daran knüpft sich die naheliegende Folgerung, dafs auch in den zahlreichen Nagelbächen -bach tautologischer Zusatz und Nagel- aus Nagala = Nagalta entstanden sei. Nicht minder überzeugend war es für mich, dafs Karspach bei Altkirch, südwestlich von Mülhausen, ad. *Caroldesbahc* bez. *Charoltespach* heifst und Karsbach, nördlich von Würzburg, ad. lautet *Karagoltesbach*, jedoch auch einmal *Karoldesbach*, wie das eben genannte Karspach. Die Form Karoldesbach für Karsbach wird von Fr. mit dem Zusatze angeführt: „Bei Anh. n. 21 hier wohl falsch *Karoldesbach*.“ Es ist dies aber eine durchaus berechtigte Variante, ja dieselbe bewahrt die ursprünglichere Form. Aufserdem giebt es einen Ort Carlebach (südwestlich von Worms), ad. *Carlabach*, womit *Carelesbach* zu vergleichen ist. Man stelle nun gegenüber einerseits *Kar-***old**(esbach) und *Car-***la**-(*bach*), andererseits *Nag-***alt**-gowe und *Nag-***la**-*gowe*, so wird man die Richtigkeit der Meinung erkennen, dafs *Car-oldesbahc*, Karagoltesbach mit der Variante *Kar-oldesbach*, ferner *Carlabach* und *Carelesbach* vier identische Namen sind. Dieselben sind nach meinem Dafürhalten zsgs. mit dem Grw. *alta* (olda) und dem oben behandelten Bstw. *kar* unter späterer Hinzufügung von bach, einer Erklärung des nicht mehr verstandenen Grw. alta. — Wie erklärt sich aber das g in *Caragoltesbach?* Die Variante *Karoldesbach*[59] weist zunächst auf die Identität der beiden Formen hin, und Karagoltesbach ist, wie aus Anm. 59 hervorgeht, gleich Kargoltesbach. Das g in Kargoltesbach ist ein Neben- oder Folgelaut, der infolge der stark gutturalen Aussprache des r sich von selbst entwickelte; vielleicht

[58] S. Anh. 12 über das Bstw.

[59] Ich finde nachträglich bei Oest., dafs Karsbach auch im Mittelalter noch in den Formen *Kargoltesbach*, *Cargeltesbach* vorkommt und in der V. s. Liutbirg. als *Charoltesbach;* dadurch würde die Variante *Karoldesbach* auch urkundlich noch kräftiger gestützt werden.

ist auch eine volksetymologische Anlehnung an *Gold* von Einflufs gewesen. Nach meiner Meinung haben wir denselben Nebenlaut in *Mergistat* oder *Mergestat* neben *Meristat* (s. Fr. S. 1055), ferner auch wohl in Wer-g-esi und Wiri-g-isi neben Wiriesi (j. Würgassen an der Weser bei Korvey), sodann in *Isargus* neben *Isarus*, j. Eisach (Etsch) (s. Fr. unter Isara), sowie auch in *Visurgis* neben der späteren Form *Wisura*. Auch das ch in *Wi-mar-cha*, einem Flusse bei Stade, fasse ich so und die Form *Wimarca* als eine durch Anlehnung an ahd. u. as. *marca* Grenze (ahd. auch mar*cha*) entstandene Umformung des Grw. *mar* Wasser, das nach meiner Ansicht in diesem Fln. erscheint. Die übrigen Zstzg. mit *mar* hier zu besprechen, würde jetzt zu weit führen. Das *Wi-* in Wimarcha kann entweder aus *Wig-* oder *Wit-* entstanden sein; beide kommen als Bstw. in Fln. vor, während *Wim-* nicht. Auch Fr. spricht im ersten Bande des *Altdeutschen Namenbuches* über den Ausfall der Konsonanten hinter *Wi-*. In der Abh. habe ich bezüglich des Fln. *We-mma* oder *Wie-mena*, j. *Wümme* (Weser), gleichfalls den Ausfall eines Konsonanten angenommen; es ist aber höchst wahrscheinlich g, nicht t (d) ausgefallen und zwar wegen des Gaunamens *Wigmodia* oder *Wimodia* bei Bremen, der auch nach meiner Annahme von der *Wie-mena* genannt worden ist, vergl. *Wermode* aus *Wer-mana*, sowie *Ra-muthe* vermutlich aus Ra-mana, s. oben S. 361.

Meine Ansicht ist also, dafs zur Römerzeit unsere Vorfahren das r in Wisura tief guttural aussprachen, ähnlich wie auch die Griechen ihr ϱ nicht, wie die Lateiner ihr r, mit der Zungenspitze hervorbrachten, sondern stark gehaucht, so dafs gr. ϱ im Lateinischen durch rh wiedergegeben wird. **So löst sich denn auf die einfachste Weise der rätselhafte Zwiespalt zwischen der von den Römern überlieferten Form *Visurgis* und der im Mittelalter üblichen Form *Wisura*,** bez. Wisora und Wisara, und *Wisura* erscheint als eine Zstzg. mit dem Grw. ara,[60] denn die Form *Wisuraha* ist nichts als eine volksetymologische Entstellung des nicht mehr verstandenen Grw. *ara*, wie Anh. 4 auch bei Zwiwaltaha zu Tage trat, sowie oben S. 356 bei Svalmanaha.

Mit den obigen Ausführungen glaube ich den thatsächlichen Be-

---

[60] S. über ara Abschnitt VI. — Derselbe Fln., wie Weser, ist Weser oder Vesdre (Ourt, Maas).

weis geliefert zu haben, dafs *ala* eine Abschleifung aus alta ist. Recht anschaulich wird dies auch daraus, dafs die *Elda* auch *Ellna* heifst. Letztere Form wird allein verständlich, wenn man auf die Grundform **Eldena* zurückgeht — vergl. oben S. 382 —; aus **Eldena* wurde *Eldna* und hieraus durch Lautvergleichung *Ellna;* andererseits ging aus **Eldna* durch Wegfall des n *Elda* hervor.

Dieser also auch in den Urkunden thatsächlich nachweisbare Ausfall des d nach l tritt gleichfalls sonst häufig hervor. Man vergl. z. B. über den Übergang des ld in ll bez. den Ausfall des d in ld im Nd. *Jellinghaus, Westfälische Grammatik,* S. 56, sowie über den Ausfall des t S. 58; man vergl. ferner über den Ausfall des d im Mnd. *Lübben, Mnd. Grammatik,* S. 43 ff.

Da ich eben die Visurgis erwähnt habe, so benutze ich die Gelegenheit, um meine in der Abh. auch nur als möglich hingestellte Erklärung dieses Namens als Wiesenflufs zu berichtigen und meine jetzige Ansicht über die mit *Wis-* bez. *Wes-* zsgs. Fln., die ich auch für die richtige halte, in dem folgenden Abschnitt mitzuteilen.

V.

Der Begriff des Glänzens in dem Bstw. Wes (Wis).

Der Begriff des Glänzens ist von mir schon in den Bt. S. 88 ff. in den Fln. Neckar, Nagold u. s. w. gefunden worden; diese Vorstellung des Glänzens tritt aber auch noch in mehreren anderen Bstw. zu Tage, wie ich einmal später zeigen werde.

Wis, bez. *wes* bringe ich zusammen mit dem eur. Stamme *vas* aufleuchten, welcher erscheint in eur. *vasra* Frühling (s. F. I, 78), gr. *ἔαρ* = *Fέσαρ*, lat. *ver* aus *veser*, *verer*, an. *var* und *vasra*. Was nun den Vokalunterschied betrifft, so ist auch indog. *paru* viel (s. F. I, 38) von *par* füllen urgerm. *felu* viel (F. III, 179), got. u. as. *filu*, — ferner ist sskr. *paçu* germ. *fihu*, got. *faihu* Vieh. Das ursprüngliche a ist, wie ich annehme, übrigens auch erhalten in dem Fln. *Vas-ola*[61] (Weithbach, Gera, Unstrut); sodann ist recht wichtig, dafs *Wasalia*, j. Oberwesel, auch *Wisilla* lautet. Ferner mache ich auf den schon so oft in den Bt. nachgewiesenen Vokalwandel zwischen a und i aufmerksam. Gerade so wie an. *il* Fufssohle, ahd. *îla* Eile Sprofsformen des eur. St. *al* sind, dessen a übrigens auch im

[61] V wohl = w, wie in Trave; *-ola* = *olda* = *alta*.

got. *aljana* bewahrt ist, ebenso haben wir auch mit diesem St. *al* zsgs. Fln., die teils das ursprüngliche a erhalten zeigen, teils die Abschwächung in i aufweisen. Wir haben die Zwillingsformen: ***Al**-ara* und ***Il**-ara*, ***Al**-apa* und ****Il**-apa*,[62] ***Al**-mina* und ***Il**-mina*.[63] Damit stelle man zusammen ***Am**-asia* neben ***Im**-ese* — s. oben S. 369 —, ferner *W**ar**-manou*, *W**ar**-inna*, *W**ar**-inza* neben *W**ir**-mina*.[64] Als fernere Parallelformen kann ich jetzt aufstellen die ***Asch**-inza*, ***Asc**-affa*, von *asc* Esche und ***Isc**-ala*, j. Ischl (Traun), worin ich ala als alda fasse.[65] Ganz ähnlich wie bei Irle, Imse (s. Wg. unter den W.) hätte sich hier aus ursprünglichem a i entwickelt. In demselben Verhältnis stehen nach meiner Ansicht zueinander die Fln. Esp-olda und *Isp-era*, j. Isper (Donau), welche beide Espenflufs bedeuten; die Espe heifst bekanntlich noch ahd. ***a**spa*.

Dasselbe tritt uns wieder bei den mit den Bstw. *kal-* und *kar* gebildeten Fln. entgegen.[66] Man vergl. *C**al**-mana*(pach), *K**alle*** (Weser), *K**ah**l* (Main), *K**al**-be* (*Kal-apa)[67] neben *K**il**-a*, j. Kyll, K**e**lm (Alpe, Aller) — wahrscheinlich ahd. *K**ël**-mana*, bez. *K**il**-mana* — s. Bt. S. 69 —, sodann *C**a**rabach* neben *K**ir**-a*, j. Hahnenbach (Nahe), ferner die *L**ab**-ara*, j. Laber (Donau)[68] mit der *L**e**b-r-aha* (Ill), als deren ursprüngliche Form ich *L**ib**-ara* sowie *aha* als erklärenden Zusatz betrachte; das ĕ ist dann die durch das folgende a hervorgebrachte Trübung des i; derselbe Name ist die Lieber (Kyll, Mosel), man vergl. auch mit dem tautologischen Bach Li**e**b-eres-bach. Weiter füge ich an die mit *nag*, bez. *nig* zsgs. Fln. *N**a**g-alta*, *N**a**k-ala*, *N**a**g-el-(bach)*, *N**a**g-bach* gegenüber *N**i**car* (Rhein) und N**e**ckar (Thur) sowie *N**e**ger* (Ruhr); beide letzteren zweifelsohne aus *Nik-ara* bez. *Nich-ara*[69] hervorgegangen.

---

[62] j. Ilpe (Wenne, Ruhr).

[63] Vergl. über diese Fln. Bt. S. 1 ff.

[64] S. Bt. S. 24 über diese Fln.

[65] Die Eschen müssen nach Leunis, Synopsis der Pflanzenkunde feuchten Boden haben, deshalb wachsen sie viel an Bach- und Flufsufern, ähnlich wie die Espen und Erlen.

[66] S. Bt. S. 65 ff.

[67] Auch *Kal-baha* (Bt. S. 65) betrachte ich jetzt als hervorgegangen aus **Kal-ba* = **Kal-aba* = **Kalapa* mit tautologischem *aha*, weil apa als Grw. älter ist als bach; vergl. wegen des b *Elisba*, j. Elz, und auch *Elspa*, sprachlich = **Els-apa* = *Elspe* (Lenne).

[68] S. Bt. S. 77 u. 80.

[69] *Nich-ara* stellt indog. nig auf der oberd. Lautverschiebungsstufe dar.

Man wird nicht überall zur Erklärung dieses Wechsels zwischen a und i auf doppelte Stämme zurückgehen können, wie solche z. B. in der europäischen Sprache von F. nicht selten aufgestellt sind, wie *nag* und *nig*, aus denen man den Vokalwandel in *Nag-alta* und *Nic-ar* erklären kann. So z. B. stehen nach F. im Eur. nebeneinander die Stämme *as* und *is* werfen, *knad* und *knid* stechen, *ghal* und *ghli* glühen, *dak* und *dik* zeigen, *pas* und *pis* pinsere u. s. w. Diese Annahme würde nicht anwendbar sein zur Erklärung von Parallelformen wie Ameise neben Imse, wie *Asch-inza*, *Asc-affa* u. s. w. neben *Isc-ala*, wie *Esp-olda* neben *Isp-era*. Wenn es daher auch möglich ist, dafs *vas* gleichfalls einen Nebenstamm *vis* gehabt hat und sich so das i in *Vis-urgis* erklären liefse, so glaube ich doch, dafs auch bei Visurgis das i, wie bei *Isc-ala*, *Isp-era*, *Im-ese* u. s. w., durch die scharfe Betonung (den Hauptton) der ersten Silbe hervorgerufen ist, und möchte zur Vergleichung das Gesetz heranziehen, welches F. in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (Stück 45 und 46; 1881; S. 1447 zu vergleichen mit S. 1456) anführt. Nach diesem Gesetze bedingt in der indog. Ursprache der Hochton e, der dem Hochton folgende Nachton den Ablaut *o*. Man würde demnach **Wes-ora* erwarten, falls man annehmen darf, dafs dies ursprüngliche Gesetz noch im Urgerm. lebendig war. Aber gerade wie sich aus dem urgerm. *felu*, welches F. aufstellt, got. und as. *filu* entwickelt hat, so auch aus *Wes-ora* die wirklich vorhandene Form *Wis-ora*. Wiewohl demnach *Visurgis* die älteste von den überlieferten Formen ist, würde doch das o in *Wis-ora* nach dem obigen an und für sich älter sein als das u in Visurgis. Dieses o bez. u statt a begegnet nicht selten in Fln.; man vergl. die *Les-ura*, j. Lieser (Mosel), einen Namen, den ich in den Bt.[70] behandelt und dessen Bestandteil *ura* ich jetzt als *ara* betrachte. So heifst die Vils (Donau) in den ältesten Formen bei Fr. *Fil-osa* und *Fil-usa*, dann *Fil-isa*.[71] Derselbe Fln. ist die *Vel-isena*[72] = *Fel-isena*, nur hat hier *asa*, bez. *isa* noch das Suffix. Ich bemerke, dafs ich in *Fil-*, bez. *Fel-* denselben St. sehe wie in *Fel-d* und *Fel-s*[73]

---

[70] Bt. S. 56 u. 57.

[71] *-osa*, *usa*, *isa* sind natürlich Abschwächungen des Grw. *asa*.

[72] In Holland, s. Fr.; vergl. über diesen Flufs sowie über *sina* und *sna* Anh. 13.

[73] S. über die wurzelhafte Verwandtschaft von Feld und Fels Wg. unter Fels; anders freilich Kluge a. a. O. unter Feld und Fels.

und *Fil-isa* als Hochfeld-, bez. Bergfeldflufs erkläre, wie ich die Völ-mecke, Val-me, Vol-me, Ful-da gerade so deute, s. oben S. 357. Dadurch, dafs *asa*, *ata*, *mana* als Grw. nachgewiesen werden können, wird zugleich als Bstw. scharf abgeschieden Fel-, das ich als Berg, Hochfeld deute[74] und zusammenbringe mit dem eur. *pal* füllen, aufschütten; das hiervon gebildete Verbalsubstantivum würde also ursprünglich die Aufschüttung bedeuten, woraus die Bedeutung Berg leicht hervorgehen kann. Man vergl. eur. *pali* Burg, eig. die Aufschüttung, lit. *pilis* Burg, sskr. *pura* Burg. Obgleich ich die Bedeutung von *Fil-* = Berg selbst für ziemlich sicher halte, mufs doch die Etymologie des Wortes und besonders auch das Verhältnis zwischen u in *Ful-da* bez. o in *Vol-umanna*, für das ich einstweilen sskr. *pura* Burg im Verhältnis zu lit. *pilis* Burg heranziehen möchte,[75] noch genauer untersucht werden; desgleichen wie Feld, wenn es stammverwandt mit Fels und dem in Fln. hervortretenden *Fel-*, *Fil-*, *Ful-* ist, zu der Bedeutung Erdfläche gelangen kann; alles dies gedenke ich einmal später auseinanderzusetzen. Übrigens bemerkt auch Kluge unter Felsen: „Ob zu altind. *púr* fester Platz, Burg, wozu man auch *πόλις* stellt?"; — ferner stellt derselbe auch als „wahrscheinlich" an. *fjall* „Berg" zu Felsen. Man vergl. ferner Müller, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache, welcher unter *fell 2* Moor, freies Feld sagt: „Man hat darin ein verstümmeltes *Feld*, vergl. *field*, erkennen wollen, allein trotz der entgegengesetzten Bedeutung, vergl. darüber *down*, ist es nichts anderes als *fell* felsiger Hügel, altengl. *fell*, *fel*." — Vergl. unten S. 435, Anm. über *-lar* = Berg und Feld nach meiner Annahme.

Nach dieser kleinen Abschweifung füge ich zu *Fil-usa*, *Fil-osa*, dem zuletzt angegebenen Beispiele für die Abschwächung des a in o bez. u in der Nachtonsilbe, noch die *Hun-usa* an, j. Hunse;[76] das *usa* ist also = *asa*.

---

[74] Auf die Deutung Bergflufs wird man sachlich durch manche der angeführten Flüsse geradezu hingewiesen.

[75] Es mufs sich bei einer genaueren Untersuchung zeigen, ob diese Erklärung des u die richtige ist oder die auf S. 357 angedeutete; im ersteren Falle müfste man zwei schon aus dem Indog. herstammende verschiedene Formen annehmen.

[76] S. über die Bedeutung Rauschebach Bt. S. 72; *usa* fasse ich natürlich jetzt nicht mehr als Suffix us- und a = aha, sondern als das Grw. *asa*.

Ich lasse nun nach dieser sich an das u in Visurgis anknüpfenden Auseinandersetzung die übrigen mit dem Bestw. *Wis*- zsgs. Fln. folgen.

Ich erwähne zuerst die *Wes-mecke* bei Lüdenscheid. Als ich diesen Namen fand, wurde mir bestätigt, dafs Wis- in Visurgis u. s. w. das Bstw. sei. Wesmecke geht auf *Wismana bez. *Wesmana zurück und ist = Wesme(be)ke, wie oben gezeigt. Weiter füge ich an die *Wiesbüde* (Biber, Kr. Gelnhausen). Über *-büde* = *Bada* und *Bota*, j. Bode, habe ich schon in den Bt. S. 84 gesprochen und dies Wort für ein Grw. erklärt. Ich halte diese Anschauung noch jetzt fest und bringe dies merkwürdige Wort, welches in den Fln. *Patra*, j. Pader, *Podre(beki)*,[77] Bode, ahd. *Bada*, *Pfetarach*,[78] a. 760 auch *Petera*, sodann in Rappbode, Lupbode (Bode), *Salzboed* (Lahn) und nach meiner Meinung auch in *Bat-awa* (Batavus) = Wasseraue erscheint — ich bringe dies Wort mit sskr. *pâthas* zusammen, welches nach Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie (S. 243 der 2. Aufl.) auch Wasser bedeutet.[79] Curtius betrachtet auch πόντος als stammverwandt mit πάτος und sieht als die ursprüngliche Bedeutung von πόντος Pfad an. Wenn nun jemand einwendet, dafs doch p im Germ. hätte zu f verschoben werden müssen, so weise ich darauf hin, dafs „nach Grafsmann auch das p in ags. *pädh* Pfad unverschoben geblieben ist, während es in an. *fatt* ibam die regelmäfsige Umwandlung erfahren hat“ (s. Curtius a. a. O.). Aus Schade entnehme ich, dafs ahd. *pad*, *fad*, ags. *padh*, *pädh* auch „nach Kuhn 4, 73 ff. 12, 134 mit Lautstörung zu sskr. *pathin* Pfad, *pathas* Pfad (Luft- oder Himmelspfad), lat. *pons* Steg, gr. πάτος Pfad, πόντος Pfad, Wolkenpfad, Luftmeer, dann Wogenpfad, Meer“ gehört. So ist man also durchaus berechtigt, auch in den oben genannten Fln. eine Lautstörung anzunehmen, da sich sonst nirgend ein Wort findet mit der Bedeutung Wasser, mit welchem man *Patra*, *Bada* u. s. w. in Verbindung bringen könnte. Bada als ahd. Form würde das Wort auf der zweiten Lautverschiebungsstufe zeigen. Auch Paderborn heifst aufser *Padrabrunno* noch **Bodera**brunnun, **Bodir**brunnun u. s. w. *-ra*, *-era* in *Patra*, *Pathera* betrachte ich, wie in Hesper

[77] „Ein Bach in der Nähe der Ruhr“ Fr.
[78] Schmeller machte bereits bei Pfetarach auf *Padus* aufmerksam.
[79] Curtius führt an, dafs sich in dem P. W. (Petersburger Sanskritwörterbuch) auch für *pâthas* und *pâtham* die Bedeutung Wasser finde.

und Nahmer,[80] als das Suffix *ari*, welches die Bewohner ausdrückt; *Pathari* sind also die Leute an der *Patha*. Dieser Name als der öfter genannte verdrängte allmählich den ursprünglichen Fln., und es bildete sich so der neue Fln. *Patra* mit unorganischer Endung. Dasselbe nehme ich an bei *Pfetarach*, wo noch die Entstellung durch *-ach* hinzukommt, wie auch bei Podrebeki durch beki; die einfache, *Patra* und *Pathera* entsprechende Form, nämlich *Petera*, ist ja auch noch erhalten; diese einfachere Form tritt gleichfalls hervor in dem Genetiv *Phatriu*.[81] Sind diese Fln. auf deutschem Boden germanischen Ursprungs, wie ich annehmen möchte, so haben wir, wie das keltische Padus zeigt, es hier mit einem indog. Erbworte zu thun, das auch in dem Namen des Bodensees erhalten sein kann. Die kaiserliche Pfalz am Bodensee hiefs nämlich ahd. *Bodoma*, aber auch **Bod**-*amum* und **Pot**-*amum*. Ich fasse amum, wie auch in *Tigris-amum*,[82] als eine Entstellung aus *haimum*, unserem -heim, mit dem so viele Ortsnamen gebildet sind; das älteste Beispiel ist bekanntlich *Bojohaemum* Böhmen. Für a statt ai finden sich zahlreiche Beispiele bei Fr.; so *Pluen-h***a***m*, *Boninga-h***a***m*, *Ciampinga-h***a***m*, *Clehi-h***a***m*, *Crain-h***a***m*, *Ei-h***a***m*, *En-h***a***m*, *Lippe-heim* und *Lippe-h***a***m*, *Scapa-h***a***m*, *Uckesh***a***m*. Ebenso kommt der Ausfall des anlautenden h auch in anderen Zstzg. mit heim vor, s. Fr. Ortsn. S. 97. — Über das Ortssuffix un, sowie über dessen ältere Form um s. gleichfalls Fr. Ortsn. S. 195. Ich nehme demnach als älteste Form *Bod-hamum* an; daraus entwickelte sich Bod-amum und hieraus weiter *Potama* und *Bodoma* durch Abschleifung, ähnlich wie aus *Trigisamum*, *Treisama* und *Treisima*. *Bodamum* heifst demnach *Wasser*- oder *Seeheim*; der See selbst hiefs *Boda* = *Wasser*; das -see in Bodensee ist mithin tautologischer Zusatz. Wahrscheinlich ist dasselbe Wort in Bodden erhalten, das bekanntlich sowohl Strandseen als Meerbusen bedeutet; es würde demnach ursprünglich Wasser heifsen. — Ob dem Ortsn. *Wisibadun* ebenfalls ein Fln. *Wisbada* zu Grunde liegt, der mithin mit *Wiesbüde* identisch sein würde, mufs eine spätere

---

[80] S. oben S. 377; ein ähnlicher Vorgang wird Anm. 82 gezeigt.

[81] S. Fr., der Bach selbst, die Pfätter, ist mit Phatriu gemeint.

[82] Der Flufs heifst also *Trig-isa* (Grw. asa); der Ort daran *Trigishamum* oder abgeschliffen *Treisama*, *Treisma* u. s. w.; der gebräuchlichere Ortsname wurde sodann auf den Fln. übertragen, weil der alte Fln. ungebräuchlich wurde. Über das Bstw. Trig- werde ich einmal später sprechen.

Untersuchung lehren. Unwahrscheinlich ist das nicht, denn gerade auch in Hessen und Nassau findet sich dies alte Grw. *badu*.

Sodann erscheint das Bstw. *Wis-* in *Wis-na*; so heifst ein Bach bei Trebnitz, wie ich bei Oest. finde. Das -*na* fasse ich als den Rest des Grw. ana; diese Abschleifung kommt häufig vor. Ferner entnehme ich Oest. den Fln. *Wes-eca* (Zuflufs des Drausensees); *eca* ist nach meiner Ansicht wahrscheinlich = *ahva*, *aha*, oberdeutsch *ache*; es begegnet in mehreren Fln.; über die dann anzunehmende Lautstörung bei *eca* = *aca* = eur. *akvâ* = germ. *ahva* einmal später. — Weiter gehört hierher die *Wis-goz*, j. Weschnitz (Rhein); *goz* ist ein Grw., welches schon Fr. S. 654 auf „*goz* liquor" zurückführt, — desgleichen die *Wis-aha* (in Niederösterreich), sowie der *Wise-bahe* (Kyll), — sehr wahrscheinlich auch die *Wiz-ena*, j. Wietze (Aller), denn man müfste erwarten, dafs hier, wo nd. Gebiet in Betracht kommt, ein t und nicht ein z überliefert wäre, falls *Wiz-* zu nhd. weifs gestellt werden sollte; desgleichen die *Wiz-aha*.[83]

Sodann möchte ich als ein Glied dieser Namengruppe die *Wist-ula*, j. Weichsel, hinstellen, die bei Ammianus Marcellinus *Bis-ula*, bei Einhard *Vis-ula* heifst (V = W), sodann als *Wis-le* in *Wis-lemûdha* erscheint. Das -*ula* führe ich auf das Grw. *alda* zurück, dessen a wie in *Wisura* unter dem Einflusse des Nachtons zu u wurde; über den Ausfall des d s. oben Abschnitt IV. Während nämlich *mana* vorzugsweise ein westgermanisches Grw. zu sein scheint und besonders auch auf altem fränkischem und westsächsischem Gebiete zu Hause ist, scheint *alda* ursprünglich ein östlich der Elbe gebrauchtes Grw. zu sein und vorzugsweise auch den suebischen Stämmen zuzugehören. Mit dem Vordringen dieser und anderer östlicher germanischer Stämme ist das Wort nach meiner Annahme auch nach Westen und Süden gewandert.[84] Man kann z. B. die Netze (Warthe), die in alter Form

---

[83] Über den Übergang des s in z vergl. Bt. S. 17 und oben S. 365; vergl. ferner *Ursena*, j. Oertze.

[84] Sind die Alamannen ursprünglich Sueben und zwar die Semnonen des Tacitus, wie Kaufmann, Die Germanen der Urzeit, S. 85, als ausgemacht hinstellt, so würde es sich erklären, weshalb auch gerade im alten Herzogtum Schwaben — Schwaben und Alamannen sind bekanntlich identisch, s. Kaufmann a. a. O. S. 86 — das Grw. *alda* sich findet. Behla, Die Urnenfriedhöfe mit Thongefäfsen des Lausitzer Typus, bemerkt: „Heutzutage hat sich die Ansicht Bahn gebrochen, dafs zwischen Elbe und Oder ... die Semnonen safsen. Man nimmt an, dafs speciell die Niederlausitz, der Fläming, die Gebiete der Havel und Spree von diesem Volke besetzt waren."

nach Oest. *Nac-la* hiefs, unmittelbar dem von Fr. mitgeteilten Fln. Nak-ala gleichsetzen, d. i. = Nac-alta = Nag-alta — s. oben S. 385 die Form *Nag-la* = Nag-alta in Naglagowe —; deshalb ist die Gleichheit von *Nac-la*, j. Netze, und *Nag-la* oder *Nag-alta*, j. Nagold, allerdings meine Ansicht. Dasselbe Grw. erblicke ich in dem Namen des Hauptflusses des Hauptsuebenvolkes, der Semnonen, nämlich der Havel, welche ad. *Hab-ola* und *Hav-ela* lautet. Das Bstw. ist, wie ich nur kurz andeuten will, dasselbe, was vorliegt in *Hev-e* (Möne, Ruhr) und *Hav-er-bach*, worin bach ein späterer Zusatz an den ursprünglichen Fln. **Hav-era* ist; dieser ursprüngliche Name tritt dann auch noch hervor in dem von dem Haverbache durchflossenen *Haver-ga* oder *-go*.[85] Dasselbe Bstw. haben wir in *Hab-uhes-bach*, worin *bach* späterer Zusatz, *-es* Genetivsendung infolge volksetymologischer Umdeutung, *uh(a)* = *aha* ist;[86] auch in *Hewibach* nehme ich dies Bstw. an; das ursprüngliche Grw. ist hier ausgefallen. Das in Havel u. s. w. vorliegende Bstw. ist nach meiner Ansicht stammverwandt mit ahd. *hiufan*, *hiuban*, *hiupan*, as. *hiovan*, *hëovan*, ags. *héafan* klagen. Ich bringe diese Wörter weiter zusammen mit dem slavo-deutschen Wurzelverb *ku*, *kau* schreien — s. F. II, 326 — wovon lit. *kova* Dohle, Krähe abstammt, welchem sprachlich nach meiner Meinung *huwo* Uhu entspricht. Es ist demnach die Spirans w wohl der ursprüngliche Laut und b und f in *hiufan* u. s. w., wie auch in *Habola* u. s. w. sind aus w entstanden, gerade so wie auch *ûvo*, *ûfo* nach Wg. unter Eule Nebenformen von hûwo sind, wie nebeneinander vorkommen Tra*f*a, Tra**v**ena = Tra**w**ena (vergl. die Trewina im Fichtelgebirge) und *Dra**b**onus*, ferner *Na**b**a* und *Nawa*, beides alte Formen für Nahe (Rhein). Nun bedeutet aber im Sskr. *ku*, *kau-ti*, *kû-nâti*, *kav-ate* tönen. Nach diesen uralten Fln. zu urteilen, mufs es also ein germ. Verbum gegeben haben, welchem der St. *kaw* zu Grunde liegt; vergl. sskr. *kav-ate*. Demnach würde das Bstw. in *Habola* u. s. w. den Begriff des Tönens, Rauschens enthalten. Da die Havel nur ein aufserordentlich geringes Gefälle hat, so kann diese Bedeutung lediglich für den Oberlauf angemessen sein, wo sie

[85] Haverbach als Haferbach zu deuten erscheint mir unmöglich.

[86] Die Deutung Habichtsbach halte ich für unmöglich, weil in alter Zeit die Flüsse nie nach Vögeln benannt werden; aufserdem weisen Hab- in Hab-ola, bez. Hav- in Hav-ela, Hav- in Hav-er-go u. s. w. darauf hin, dafs wir es hier mit einem besonderen Bstw. zu thun haben.

vom mecklenburgischen Landrücken herunterfliefst; vielleicht hat auch die Menge der grofsen Seen, die sie bildet, deren windbewegte Fläche leicht ein Rauschen hervorbringt, die Veranlassung zu diesem Namen gegeben. Auch bei nur mäfsigem Winde verursacht das Anschlagen der Wellen am Ufer ein vernehmbares Rauschen.

Es bleibt aber noch die Erklärung des t in *Vis-t-ula* übrig.

Da sich später nur die Formen ohne t finden, so betrachte ich t als einen Bequemlichkeitslaut und vergleiche den T-Laut in *Quar-t-inaha*, *Cur-d-ela* (s. oben S. 361), ferner in *Astberg* statt *Asberg*, in *Asta*=*Asa*, in Haster Mühle, welche ohne Zweifel von der Hase benannt ist (s. oben S. 376). Sodann weise ich hin auf *Ag-asta* = *Ag-asa*, s. S. 423. Die Weser (Ourt) heifst auch *Ves-d-re*; man vergl. auch den Fln. *Vis-t-re* (Lage unbekannt), den Oest. giebt, ferner das t in *Quis-t-irna*, s. S. 400.

Auf die Grundform * *Wis-alta* führe ich auch die zahlreichen Fln., welche Wessel-bach lauten, zurück; -bach ist hier späterer Zusatz.

Sodann gehört hierher die Wiese (Rhein, bei Basel), ferner die Wese (Eder), die ich Arn. S. 45 entnehme; weiter der *Wiesbach* in Rheinhessen, der in alter Form *Wisia* lautet; desgleichen die Weis (Sieg); bei allen vier Fln. ist das alte Grw. fortgefallen. Die Wis-pe (Leine) führe ich auf die Grundform *Wis-apa* zurück, ein Name, der in dem in der Abh. S. 362 besprochenen Fln. *Wis-eppe* (Maas) noch klar zu Tage tritt. Desgleichen ist wohl ein Glied dieser Gruppe die *Vasola*, welche schon oben S. 387 erwähnt ist.

Mit demselben Bstw. zsgs. betrachte ich den Fln. *Wis-il-affa*, j. Wislauf, nordöstlich von Stuttgart. Wie ist aber hier das -il zu erklären? Hier scheint ja ganz klar ein Suffix als Bindeglied zwischen Bstw. und Grw. zu dienen. Gegenüber den zahllosen Beispielen, in welchen diese Kompositionsweise nicht hervortritt, mufs man von vornherein annehmen, dafs diese Erscheinung eine besondere Erklärung erfordert. Dafs nun das Grw. *apa* noch im 6. oder 7. Jahrh. verstanden wurde, scheint mir daraus hervorzugehen, dafs Kierspe am gleichnamigen Bache (bei Lüdenscheid in Westfalen) in den Werdener Heberegistern *Kirs-upu* lautet, demnach der Bach *Kirsapa*[87] und ohne Zweifel von den ursprünglich am Ufer wild wachsenden Vogel-

[87] Prof. Crecelius' Deutung dieses Namens als Kressenwasser kann ich besonders wegen des Fln. Kirs-mecke, den ich Anh. 14 besprochen, nicht für zutreffend halten.

kirschbäumen benannt ist, die Entlehnung aber des Fremdworts Kirsche nach Kluge unter d. W. „vor das 7. Jahrh.“ fällt.[88] Zu dieser Zeit wurde aber nach meiner Annahme das Grw. *alda*, bez. seine Abschwächung *ala* nicht mehr verstanden. Gerade in Würtemberg, wo die Wislauf fliefst, findet sich ja verschiedentlich das Grw. *alda*. Nach meiner Ansicht hat dieser Flufs ursprünglich *Wis-alda*, bez. *Wis-ala* oder mit Vokalschwächung *Wis-ila* geheifsen, wie die Alme sowohl *Almana* als *Almina*. Man hängte also — wahrscheinlich geschah dies von einem Volksstamm, der später das Land in Besitz nahm — affa zur Erklärung an *Wis-ila*, wie ja nachweislich auch schon aha als Erklärung nicht mehr verstandener Grw. sich findet. In gleicher Weise erkläre ich den Fln. Mil-s-pe (Ennepe, Volme, Ruhr). Mils- läfst sich durchaus nicht erklären; ich habe wohl über ein halbes Jahr lang immer wieder neue Versuche gemacht. Als ich endlich das Grw. *asa* entdeckte, wurden mir die Namen Milse, Milz u. s. w. und auch Milspe klar. Nach meinem Dafürhalten hat der Flufs ursprünglich *Mil-isa* geheifsen, wie die Milz,[89] und *apa*[90] ist von einem anderen Volksstamme angehängt, welcher das Grw. *asa* nicht mehr verstand; es ist in Milspe demnach dieselbe Tautologie vorhanden wie in Milsibach, nur dafs statt des bekannten Bach das jetzt unverständliche apa zur Erklärung gebraucht ist. — Ein l wird ja allerdings im Deutschen auch unorganisch eingeschoben, wie z. B. vor der Silbe -ing, s. Wg. unter -ling. Dementsprechend möchte ich jetzt auch das l in dem in den Bt. S. 41 behandelten Fln. *Scap-l-anza* oder *Scaf-l-anza* als einen unorganischen Bequemlichkeitslaut auffassen und zwar wegen des offenbar mit demselben Bstw.[91] gebildeten Fln. *Scebb-asa*, j. Schip-se (Weser); dasselbe Bstw. nehme ich an in *Sciff-â*,[92] j. Schüpf (Tauber), sowie in Schib-beke.[93] Durch die Annahme eines solchen unorganischen Einschubes von l wäre aber noch nicht der vor l stehende Vokal i in Wis-il-affa ausreichend erklärt. Der Einschub des s in Mil-s-pe dürfte sich jedoch durch die Annahme eines

[88] S. Anh. 14.
[89] S. oben.
[90] -pe = *apa*, wie so sehr oft.
[91] S. über *Scap-* Bt. S. 41.
[92] â = aha, doch ist das ursprüngliche Grw. wahrscheinlich nicht mehr erhalten.
[93] Bei Lüdenscheid

unorganischen Bequemlichkeitslautes nimmermehr erklären lassen, d sich hierfür sonstige Beispiele nicht finden.

Schliefslich ist ein Glied der mit dem Bstw. *Wis*- gebildeten Fln. die *Vis-rona* („pg. Tellau“; s. Fr. S. 1632). In Anknüpfung an diesen Fln. will ich im folgenden Abschnitt über das Grw. *rana*[94] sprechen, sowie, wenn auch nur kurz, meine Ansicht zu begründen suchen, dafs *rana*, bez. *rona* identisch mit dem Grw. *arna*, bez. *orna* ist und *ara* hieraus durch Abschleifung entstanden ist.[95]

VI.

Die Grundwörter rena und arna mit ihren Abschwächungen -ra (ara) und ara.

Auf die Vermutung, dafs arna = rana sei, wurde ich zunächst durch die Thatsache geführt, dafs die Eder in der ältesten Form *Adrana* heifst und die Ahr (Orke, Eder) noch im 9. Jahrh. mit der Abschwächung des a in i *Ad-rina*, die Eder gewöhnlich aber in der ahd. Zeit *Ad-arna*, *Ad-erna* u. s. w. lautet.

Sodann ara auf arna zurückzuführen, veranlafste mich die Erwägung, dafs sich ara an kein Wort anknüpfen läfst, bei dem im Germ., bez. Indog. der Begriff des Fliefsens hervorträte, der Übergang aber von arna in ara sich thatsächlich nachweisen läfst, wie ich unten kurz zeigen werde.

Rena[96] erscheint nun als blofses Grw., als Simplex, in dem brandenburgischen Fln. Rhin, natürlich auch in Rhein, sodann[97] in Rhein oder Rin (Ems) bei Metze, in Rien (Ohm, bei Freienseen), in Ryne (Warme), in Rhene (Diemel), in Rhünde (Eder), — ein Name, der die Fortbildung mit dem T-Laute zeigt —,[98] in Rhüne (Ohm, bei Lützelwig), in Rüne (Solz, bei Schenklengsfeld), in Rhina (Haune), ahd. *Rin-aha*, demnach mit tautologischem, späterem Zusatze *aha*, — schliefslich in dem in Hessen so häufig vorkommenden Rimbach. Die Flüsse dieses Namens finden sich also besonders in dem Gebiete, das zu Cäsars Zeit von Sueben bewohnt wurde, dessen

---

[94] Bez. *rena* u. s. w.; *-rona* heifst es in *Visrona* wohl statt *Vis-rana*, weil das erste a im Nachtone steht.

[95] Ausgeschlossen sind natürlich die Fälle, wo das jetzige Aar z. B. aus ahd. *Ardaha* entstanden ist, wie die Aar oder Ard (Lahn) und die Aar (Dill).

[96] Über den Vokalwandel: rena, rina, rana u. s. w. s. unten.

[97] Die folgenden dies Grw. zeigenden Fln. sind Arn. S. 44 ff. entnommen.

[98] S. oben S. 361.

Bewohner später Chatten hiefsen.[99] Daraus, dafs in Oberitalien der Reno fliefst, kann man nur schliefsen, dafs dies Wort ein gemeinsames indogermanisches Grw. ist, aber nicht dafs es nur keltisch sei.

Als Grw. in Zstzg. sehe ich *rena* bez. *rana*, -rona in *Ad-rana* bez. *Ad-rina* — s. über das Bstw. Ad- Abh. S. 363 u. Bt. S. 88 —, ferner in dem Fln. *Vis-rona*, sodann in *Sid-runa* oder *Sid-rona* — so lauten die ältesten Formen bei Fr. —, j. Sitt-er bei St. Gallen. Derselbe Name ist wohl der Söt-er-(bach) (Nahe). Das Bstw. Sid- bringe ich zusammen mit dem St. *svit-* glänzen, s. F. III, 365, welcher erscheint in ags. *sweotol* (svutol, sutol) = manifestus — vergl. das ö in Söterbach —, in lat. *sudum* das heitere Wetter und in sidus, in lit. svidus blank. Aufser *Sidruna* hat Fr. auch noch die Formen mit einem t, nämlich *Siteruna* und *Situruna*. Dasselbe Bstw. erscheint auch wohl in *Zid-al*-(pach) mit dem schon mehrfach berührten Übergang des s in z und dem Zusatze von pach. Dafs w ausfällt, kommt ja recht häufig vor, s. Anh. 2. Mit erhaltenem w nehme ich dasselbe Bstw. an in dem Oest. entnommenen Fln. *Svit-ava* bez. *Swit-ave*, j. Zwitt-awa (Schwarza), wo *ava* das Grw. *awa* ist, s. über *awa* Fr. u. d. W. Dasselbe Bestw. tritt wahrscheinlich hervor in *Zwett-el*, alt *Zwet-el* — s. Oest. —, einem Nbfl. des *Kamp*; als Urform dieses Namens betrachte ich **Swit-alta*. Ferner heifst der Gau um die Zab-er (Neckar) nicht blofs *Zab-ern-achgowe*, sondern auch *Zab-ran-achgowe*. *Zab-rana* oder Zab-erna, vergl. *Ad-rana* und *Ad-erna*, ist demnach mit dem Grw. rana zsgs.; Zaberna ist aber nach meiner Annahme aus Saberna entstanden und Sab- das in Anh. 4 besprochene, aus *svab* entstandene Bstw.; -ach in Zab-ern-achgowe ist weiter nichts als späterer erklärender Zusatz, weil man

[99] Daraus, dafs sich dies Grw. auch in Brandenburg als Rhin findet, könnte man vielleicht eine Bestätigung der Hypothese finden — s. Kaufmann a. a. O. S. 203 —, dafs die Sueben Cäsars ursprünglich östlich der Elbe wohnten, dafs, wie Kaufmann sagt, „die Sueben Cäsars ein grofser Semnonenschwarm sei, der die alte Heimat verliefs und in den Landen an der Lahn und Eder zu einem neuen Volke erwuchs“. Die suebische Völkerschaft also, welche das Grw. *alda* gebrauchte, kann vielleicht in die von ihren Stammgenossen verlassenen Sitze eingewandert sein und z. B. die Havel mit dem ihr eigentümlichen Grw. *alda* benannt haben, während ihre ausgewanderten Stammverwandten, die Sueben-Chatten, mit ihrem Grw. *rena* die Flüsse in der neuen Heimat benannten. Doch das über alda und rena als ost- und westsuebisches Grw. Gesagte soll weiter nichts als eine blofse Vermutung sein; vergl. unten noch die verschiedenen Fingerzeige, dafs rena auch ein germ. Wort gewesen.

rana bez. arna als Grw. nicht mehr verstand. — Ziemlich sicher ist *Zab-erna*, welches sowohl Zabern im Elsafs als Zabern in der Pfalz bezeichnet, derselbe Name und ursprünglich also ein Fln.; auch Zabern im Elsafs heifst *Zab-erna* und *Zab-rena.*

Sodann ist es sehr wichtig, dafs die Emmer (Weser) bei Fr. nicht blofs als *Amb-ra* vorkommt, sondern auch als *Amb-riuna*, *Hamb-rina* und *Emb-rine*; *Em-brine* : *Eth-rina*[100] = **Amb-rana* : *Ad-rana*. Das Amb- bez. Emb- in *Ambrana bez. Embrine ist dasselbe Bstw., was ich in der Abh. S. 372 in *Embi-scara*, j. Emb-scher (Rhein), nachgewiesen sowie oben in *Emb-elde.*[101] Dieses Bstw. hängt zusammen mit sskr. *ambh* tönen, gr. *ὀμφή*, lit. *amb-iti* schalten; F. II, 303 stellt auch ahd. *imbi*, nhd. Imme dazu. *Amb-riuna* heifst also der rauschende Rhein oder der rauschende Flufs. Dieser Name pafst vortrefflich. Nachdem ich durch sprachliche Erwägungen auf diese Deutung gekommen, machte ich, da ich gerade in der dortigen Gegend war, einen Ausflug zur Quelle der Emmer, die an einem Vorberge der Egge unter einer mächtigen, weithin sichtbaren Buche entspringt. Ich fand nun im Oberlaufe der Emmer wiederholt kleine, durch felsige Abstürze des Flufsbettes verursachte Stromschnellen, die ein lautes Rauschen hervorbrachten. Der Flufs hat überhaupt ein starkes Gefälle, und wiederholt habe ich auch im übrigen Laufe desselben kleine Stromschnellen bemerkt, welche ein lautes Rauschen hervorriefen. — Derselbe Name ist wohl sehr wahrscheinlich Emmerbach (Werse, Ems), soweit man nach dem jetzigen Namen urteilen kann. — Auch möchte ich es als sehr wahrscheinlich bezeichnen, dafs das Volk der **Amb-rones** von einem Flusse *Amb-rona*, der also sprachlich mit *Amb-riuna*, j. Emmer, identisch wäre, seinen Namen bekommen hat.

Das mit *rana* identische Grw. *arna* finden wir als Arnau (Widau) in Schleswig,[102] sodann weiter südlich als *Arn*, j. Haren (Hunte), vielleicht auch in Orne (Mosel), doch ist mir der alte Name nicht bekannt, — ferner wohl auch in Oron-beki,[103] einem Namen,

---

[100] So heifst auch die mit der Eder dem Namen nach identische *Et-erna* bei Gandersheim.

[101] S. oben S. 384.

[102] Im Norden Deutschlands ist die Entstellung der Endung a in au sehr gebräuchlich; s. Bt. S. 25.

[103] j. Arenbeck nicht im westf. „Kreise“ Sassenberg, wie Oest sagt; Sassenberg ist ein Wigbold im Kr. Warendorf (Rgbz. Münster).

den ich Oest. entnehme, in welchem -beki späterer Zusatz ist. Möglicherweise haben wir auch eine uralte Umdeutung des nicht mehr verstandenen Grw. *arna* in *Arn-apa*, j. Erft (Rhein), sowie in dem auf einen Fln. zurückgehenden *Arn-effe*, j. Anraff a. d. Eder; an *arn* wurde das dem betreffenden Volksnamen gebräuchliche Grw. *apa* bez. *affa* gerade so angehängt, wie wir tautologisch sagen Rheinflufs. Vergl. über den Gebrauch von *apa* als Umdeutungswort z. B. S. 396. Wenn der *Arnus* in Italien hierher gehört, so kann man daraus wiederum nur auf ein uraltes gemeinsames Erbwort schliefsen. — Dies Wort erscheint nun als letzter Bestandteil einer Zstzg. in *Ad-arna* = *Ad-rana*, j. Eder, desgleichen nach meiner Ansicht in *Ut-erna*, j. Otter (Bever, Oste), ein Name, der nichts mit dem Tiere zu thun hat, sondern derselbe Name ist wie Ad-arna, worüber einmal später; beide sind identisch mit der *Et-erna* bei Gandersheim[104] sowie mit der *Ett-erna*, j. Eyt-er (Weser). Ferner tritt *arna* als Grw. hervor in *Stibh-arna* oder *Stib-arna* und *Stib-irne*, j. Stev-er (Lippe); die in dem Bt. S. 33 Anm. 97 gegebene Erklärung des Bstw. behalte ich bei. Weiter zeigt sich dies Grw. in *Nit-orne*,[105] j. Nidder (Nidda, Main), ferner in *Quist-irna*, j. Twiste (Oste) — es ist kein Zufall, dafs auch die Otter, ein Zuflufs der Oste, gleichfalls als Ut-erna dies Grw. aufweist —, sodann in *Leth-erna*,[106] j. Lienne in Belgien, schliefslich in dem oben erwähnten Fln. *Zab-erna* = *Zab-rana*. Wir sehen, dafs gerade im alten Chattenlande, wo *rana* sich häufig als Grw. findet, auch *arna* in Zstzg. erscheint, wie in *Nit-orne* und *Ad-arna*, — dafs ferner im Norden Deutschlands, wo Arn und Arnau begegnen, auch die Fln. *Stibh-arna*, *Et-erna*, *Ut-erna*, *Quist-irna* sich finden. Das Bstw. Quist- in dem letzten Namen stelle ich zu an. *kvisa* wispern, flüstern und betrachte das t als eine Weiterbildung. Derselbe Name nur mit dem Grw. ana ist die *Quis-t-ina*, j. Kösten (Main).[107] Dasselbe Bstw., doch mit Ausfall des v,[108] erblicke ich in dem Fln. *Cas-ella* — ein Bach bei Kefslingen unweit Sinzig an der Ahr —, welcher ursprünglich wohl **Kvas-alta* lautete;

[104] Ich entnehme die Namen Fr. Ortsn. S. 249; vergl. Fr. unter Adrana.
[105] S. über Nit- Abschn. VIII.
[106] Über das mir noch nicht recht klare Bestw. Leth- werde ich einmal später sprechen.
[107] Falls nicht ina hier auch aus -irna entstanden ist, da neben *Quistirna* auch urkundlich *Quis*inna begegnet, vergl. S. 364 Anm. 21.
[108] S. darüber Anh. 2.

neben dem in *kvis-* hervortretenden St. wird ein älterer St. *kvas* vorhanden gewesen sein. Ferner zeigt *Kaz-aha* an der Katz, südwestlich von Wasungen, dasselbe Bstw.; unter Anlehnung an Katze ist hier das s, wie so oft, in z übergegangen. Dasselbe Bstw. tritt hervor in dem Fln. Kiss-e (Ocker); an der Kisse liegt Kissenbrück, ad. *Kiss-***an***-bruggi*, auch *Ciss-***ine***-brucga*, worin *an*, bez. *ine* vielleicht ein Rest des ursprünglichen Grw. *ana* ist, so dafs der Flufs früher **Kiss-ana*, noch älter *Kvis-ana gelautet haben mag. Nachträglich fand ich noch bei Fr. den Namen *Chissen-mor*, auch *Chesen-mor*, „in der Nähe der Twiste“, wie Fr. bemerkt. Ich glaube, dafs dies Moor von der *Quist-irna*, der Twiste, den Namen hat; nur ist das Grw. bis auf einen unkenntlichen Rest ausgefallen. Das *Chissen-* würde sich unmittelbar zu *Kissan-* in *Kissanbruggi* stellen. — Da die Quistirna nhd. Twiste heifst, also das kw sich zu tw entwickelt hat, da ferner umgekehrt mehrfach im Hochdeutschen kw aus mhd. tw hervorgeht — s. Wg. unter Q — so halte ich es für sehr wahrscheinlich, dafs auch *Twist-ina*, j. Twiste (Diemel), derselbe Name ist wie *Quist-ina*; ich sehe sonst keine Möglichkeit, das Twist zu erklären. Schliefslich ziehe ich hierher den Kifsbach (Eder) bei Böhne.[109] Aus *Quist-irna* = **Quist-arna* = *Quist-rana* würde gleichfalls folgen, dafs *rana* bez. *arna* auch ein germanisches Wort gewesen ist. — Rana und *arna* lassen sich aber gerade aus dem Germanischen auf die einfachste Weise ableiten.

F. III, 21 nimmt als W. von urgerm. *aran* und *arni* Adler, sowie *arnja* rege, kräftig *ar* an und stellt unter dieselbe auch *rennan rann ronnan* sich erheben, rennen, **rinnen** mit der Bemerkung, dafs rann aus arn entstanden sei. Das an. *renna* (*rinna*) *rann runnum* rinnen hat auch die Bedeutung fliefsen. Somit heifst das von diesem Verbum gebildete Substantiv *rana* bez. *arn* der Flufs. — Glück in seiner Schrift „*Renos*, *Moinos* und *Mogontiacon*“[110] erklärt den Fln. Rhenus für keltisch und leitet denselben ab von der sskr. W. *ri* fliefsen, dessen jüngere eur. W. *li* ist. Es läfst sich aber im Keltischen die zu *rê* gesteigerte W. *ri* gar nicht nachweisen — im Lat. kommt bekanntlich *rivus* von dieser W. —, während sich bei der Erklärung aus dem

[109] Ein paar Stunden von Bad Wildungen.

[110] S. bezüglich der in den Bt. S. 105, Anm. 303 erwähnten Behauptung Kieperts, dafs die ursprüngliche Form von *Moinos Moginos* gelautet habe, die in Anh. 14 mitgeteilte Ansicht Glücks, welcher beweist, dafs *Moinos*, Main, und *Mogontiâcon*, Mainz, nichts miteinander zu thun haben.

Germ. das Wort unmittelbar auf ein germ. Verbum zurückführen läfst. Ja noch mehr: das e in den ältesten Formen *Rhenus* und *Ῥῆνος* läfst sich vortrefflich mit der urgerm. Form *rennan*, die F. ansetzt, in Einklang bringen; daraus ist als jüngere die mit i entstanden (*Rin* u. s. w.). So erklärt sich ferner das a in *-rana* als Ablaut, ebenso das ü in R ü n e, R h ü n e, R h ü n d e als Umlaut des Ablautes u, wie wir ja von b i n d e n die Substantiva B i n d e, B **a** n d, B **u** n d bilden. Nur aus dem germanischen Ablaute lassen sich die Formen mit e, i, a und u erklären. Da die Kelten kein gehauchtes r haben,[111] so würde auch durch die Schreibung R **h** e n u s angedeutet sein, dafs R**h**enus kein keltisches, sondern ein germanisches Wort sei. Allerdings ist aber bei den Römern der Gebrauch des rh nicht immer durch phonetische Gründe veranlafst, sondern oft rein willkürlich.[112] Mit dieser Auseinandersetzung will ich aber nicht bestreiten, dafs *ren* auch ein keltischer Wortstamm sein kann, wie dies der Fln. Rhenus in Italien anzudeuten scheint. Soweit nämlich unsere j e t z i g e Kenntnis reicht, müssen wir die Kelten Oberitaliens für reine Kelten halten. Hierbei ist aber zu bedenken, dafs eigentlich erst Cäsar den Römern den scharfen Unterschied zwischen Kelten und Germanen klar gemacht hat, während frühere Nachrichten auch solche Völker keltisch nennen, die es entschieden nicht sind. Doch da wir über ein germano-keltisches Volk zur Zeit nichts Sicheres wissen, so wende ich mich der Schlufsauseinandersetzung dieses Abschnittes zu, nämlich der Vermutung, dafs *ra* (ara) und *ara* Abschleifungen aus rana und arna seien.

Dafs es ein Grw. rana bez. arna gegeben hat und dafs dies in Ad-rana u. s. w. zu Tage tritt, davon bin ich allerdings überzeugt. dafs ara aber aus arna (bez. ra [ara] aus rana) in den meisten Fällen entstanden sei, das halte ich selbst nur für wahrscheinlich, allerdings für recht wahrscheinlich.

Dafs nämlich aus *rana ra* werden k a n n, dafür bietet einen urkundlichen Beweis der Fln. *Amb-ra*, dessen vollere Form *Ambrina* lautet; es müfste denn jemand so thöricht sein, behaupten zu wollen, dafs Ambrina aus Ambra hervorgegangen sei.[113] Ähnlich heifst die Il-m ahd. sowohl *Il-***ma** als *Il-***mina**, die W ü r - m ahd. *Wir-***ma**

[111] S. Glück a. a. O. S. 2.

[112] S. Glück a. a. O.

[113] Aus diesem ra kann sich dann wieder ara entwickeln. Ein Beispiel dafür giebt wohl der Fln. *Amb-ara*, j. A m m e r (Isar), der auch *Amb-ra* lautet, s. Fr.

und *Wir*-**mina**. So ist auch, wie oben S. 357 gezeigt wurde, *Sval*-**ma**, j. Zwal-m und Schwel-m oder Schwel-me, identisch mit *Sval*-**mana**[114] und *Sul*-**mana**.

-*ra* bez. *ara* kann aber nicht blofs aus *rana* entstehen, sondern es kann auch ara aus *arna* gerade so hervorgehen wie *ala* aus *alda*, nämlich durch Wegfall des zweiten Konsonanten. Wir können diesen Ausfall vergleichen mit dem Fortfall des n bei Grw.: neben *Trawina* und *Trawena* begegnet in Zstzg. *Trafa* = *Trawa*,[115] welches offenbar aus **Trawna* entstanden ist, — neben *Isana*[116] erscheint in Zstzg. *Isa*, hervorgegangen offenbar durch Abschleifung aus *Isna*, s. Anm. 116, — neben *Aldena* auch *Elda*,[117] abgeschwächt aus **Eldna*;[118] die *Urse*-**na** heifst j. Oer**tze**, welches offenbar aus Oerse verschärft ist. Diese Abschleifung von arna zu ara bez. ere sehen wir z. B. an dem Fln. *Stibh-arna*, der im Jahre 1277, wie ich Oest. entnehme, schon *Stev-ere* heifst. — Wir sehen diese Abschwächung ferner in den heutigen Formen der Fln., deren letzter Bestandteil in der ahd. Sprachperiode noch arna bez. rana lautete. In den heutigen Namen der betreffenden Flüsse ist nämlich das alte arna ausnahmslos zu er geworden, wie dieses auch sehr oft für das alte ara steht. So heifst die *Nit*-**orne** j. Nidd-**er**, die *Stibh*-**arna** j. Stev-**er**, die *Ad-arna* j. Ed-**er**, die *Sid*-**runa** j. Sitt-**er**, die *Amb*-**rina** j. Emm**er**, die *Ut-erna* j. Ott-**er**; die *Quist***irna**, j. Twist**e**, hat das Grw. bis auf das e ganz eingebüfst und die *Leth-erna* ist im welschen Munde zu Lienne entstellt. Wenn mir nun jemand einwirft: Das kann ja nicht sein; denn da noch sehr viele Fln. selbst in ad. Gestalt das volle arna bez. rana aufweisen, so müfste doch die Weser, deren älteste Form bereits aus dem ersten Jahrh. n. Chr. stammt, sicherlich uns in der Form *Vis-urna* bez. *Visruna* oder *Visrona*[119] überliefert worden sein — so antworte ich auf diesen Einwurf: Der Zufall treibt gar oft mit den Eigennamen sein neckisches Spiel; dem einen läfst er das alte, volle Lautgewand, dem anderen zerzaust er dasselbe zu Fetzen. Nach meiner Ansicht haben wir dieselbe Erschei-

---

[114] S. S. 356.

[115] S. Bt. S. 5; man vergl. auch, dafs die *Trawena* jetzt Trave (= Trawe) lautet.

[116] S. oben S. 380; man beachte, dafs die Ise (Aller) ad. Hisna heifst.

[117] S. S. 382.

[118] S. S. 387.

[119] Vergl. oben S. 397 über diesen wirklich vorkommenden Fln.

nung in dem Fln. *Lup-ia*, welcher aus Lup-isa, wie ich oben S. 378 ff. annahm, sich entwickelt hat und dessen ursprüngliche Form also schon im ersten Jahrh. n. Chr. nicht mehr vorhanden war, während die Loisach noch in der ahd. Zeit das s zeigt.[120] Hat nicht der **Nag-old**flufs den alten Lautbestand ganz bewahrt, während seine Namensvettern, die verschiedenen **Nagel**bäche, in ganz entstellter Form zum Teil bereits in der ahd. Sprachperiode erscheinen? Hat nicht auch die **Esp-olda** ihren alten schönen Namen behalten, desgleichen die **War-menau**[121] im Gegensatz zur **Wür-m**, die ahd. bereits aufser *Wir-mina* auch *Wir-ma* heifst, — ferner die **Il-menau** (Elbe), während ihre Namensgenossin, die Il-m (Saale), schon i. J. 1099 *Il-m* lautet, demnach nur das m von dem alten Grw. bewahrt hat?[122] — Ich erinnere bezüglich des angenommenen Ausfalls des s in Lupia noch an gr. *γένους* (*γένεος*) aus *γένεσος* gegenüber lat. *generis*: die italische Sprache bewahrte den alten Konsonanten, wenngleich in veränderter Form, während die griechische Schwestersprache den S-Laut schon in uralter Zeit abwarf. Auch bei *Vis-t-ula* statt *Vis-ulta*[123] tritt nach meinem Dafürhalten ein derartiger uralter Ausfall eines Konsonanten hervor.

Dafs also -ra (bez. ara) aus rana und ara aus arna sich entwickeln kann, das wird durch die oben angeführten Beispiele[124] geradezu bewiesen; dafs aber -ara bez. ra in den aus **ahd. Zeit** überlieferten Fln. durchgängig auf arna bez. rana zurückgehe, das halte ich für eine sehr wahrscheinliche Annahme. Dafür spricht auch sehr gewichtig der Umstand, dafs ara so auf ein Wort zurückgeführt wird, in welchem der Begriff des Fliefsens bereits hervortritt, während bei ara selbst sich keine Ableitung finden läfst, die diese Vorstellung des Fliefsens ergiebt.

VII.

Zum Bestimmungsworte war- und al-.[125]

In den Bt. S. 105 habe ich als Fln., in denen das Bstw. *war* bez. *wir* = reifsen, raffen hervortritt, die *War-aha*, *War-inna*,

[120] S. oben S. 379.

[121] Abgesehen davon, dafs a in au entstellt ist; vergl. oben S. 359.

[122] Übrigens heifst die Ilm auch in ahd. Zeit noch *Il-mena*.

[123] S. S. 393.

[124] Ich möchte noch auf den S. 364, Anm. 21 behandelten Fln. *Coch-ara* hinweisen, dessen Nebenform *Coch-ane* sich nur erklären läfst, wenn man als Grundform für den letzten Bestandteil beider Formen -arna annimmt. Ähnlich heifst die Twiste sowohl *Quist-irna* als *Quist-inna*.

[125] S. Bt. S. 24 ff. und Abh. S. 360 ff. und 370.

War-inza, *War-apa*, *War-manou*, * *Wir-aha*, *Wir-becke* nebeneinander gestellt. Es war eine augenfällige Inkonsequenz, dafs ich damals in War-inna -in als Suffix und das zweite a als aha fafste, während doch ein solches Bindeglied bei den übrigen Namen derselben Sippe nirgend hervortrat. Da ich aber *anta*, bez. *ana* als Grw. noch nicht nachweisen konnte, so war diese Inkonsequenz erklärlich. Jetzt, wo *-inna* in *Warinna* als das in Abschn. II behandelte Grw. *anta* bez. *ana* betrachtet wird, tritt bei den eben genannten Namen eine durchaus gleichmäfsige Bildungsweise hervor: das Grw. ist an den Verbalstamm gehängt, gerade so wie in unseren heutigen Wörtern E i l z u g, S p r i n g- f l u t u. s. w.

Dieser Namensippe mit dem Bstw. *war* füge ich jetzt noch als weiteres Glied hinzu die *Wer-isaha*, nach Fr. j. W e r - s oder W e r - s- b a c h (Lahn). Das aha in diesem Fln. ist späterer umdeutender Zusatz, wie uns das schon mehrfach entgegengetreten ist;[126] der Bach hat demnach * *Wer-isa* geheifsen und *-isa* ist das in Abschn. III behandelte Grw. *asa*. Dieser selbigen Gruppe zugehörend und identisch mit der *Wer-isaha* ist die W e r - s e (Ems), deren Grundform demnach auch *Wer-isa* ohne Zweifel gewesen ist. Die abgeschliffene Form *Wer-se* tritt bereits im Ad. zu Tage, wie sich aus *Wer-si-tharpa*,[127] j. W e s t r u p p, am Einflusse der Werse in die Ems gelegen, entnehmen läfst.

Seit ich ada bez. ata als Grw. erkenne, kann ich auch den merkwürdigen Fln. *Vir-do* = Wir-do, j. W e r - t - a c h (Lech), leicht enträtseln; als Grundform von *Wir-do* betrachte ich *Wir-ada*. Auf diese führt auch die ahd. Form *Wer-t-aha*, worin aha ebenso wieder späterer Zusatz ist, wie in *War-it-beke*[128] die Umdeutung *-beke*; *Wer-taha* ist mir demnach eine Entstellung aus * *Wer-ita*. Der Flufs heifst im 10. Jahrh. auch einmal *Vindex*; ich halte diese Form für eine gelehrt sein sollende Mönchsetymologie, wie ich Bt. S. 49 die neben *Aschinza* und *Aschenza* überlieferte Form *Exsientia* als eine „latinisierende Mönchsetymologie" nachgewiesen habe, desgleichen in dem Artikel „Was bedeutet der Name Pyrmont?"[129] den Namen *Petri mons* mit anderen als eine Mönchsumdeutung des nicht mehr verstandenen *Per-*

---

[126] S. oben S. 386.
[127] Also „D o r f a n d e r W e r s e".
[128] S. Fr., ein e h e m a l i g e r Ort bei Höxter.
[129] S. Herrigs Archiv, Band LXX, S. 123 ff.

munt betrachte. Die älteste uns von Fortunatus überlieferte Gestalt des Namens Wertach ist *Virdo*; *Vindo*, welches nach Fr. Paul. diac. hat, halte ich für eine Entstellung aus Vir-do, wenn nicht gar eine Verschreibung vorliegt. Schliefslich stelle ich hierher die War-le, einen Zuflufs der Innerste (Leine, nördlich von Klausthal), als dessen Grundform ich *War-ila*, bez. * *War-ala*, * *War-alta* ansehe. Wie bereits oben angedeutet, sind demnach diese Flüsse nach ihrem reifsenden Laufe so genannt, was bei einigen nur im Oberlauf der Fall ist.

Ebenso wie das Bstw. *war-* in den oben aufgeführten Fln. scharf hervortritt, gerade so auch das Bstw. *al-* mit der Bedeutung eilen [130] in den in den Bt. S. 105 nebeneinander gestellten Fln. *Al-apa*, *Al-affa*, *Ol-affa*, *Al-ara*, *Al-stra*, *El-stra*, *Al-antia*, *Al-mina*, **Il-apa*, *Il-ara*, *Il-aha*, *Il-mina*, *El-manau*.

Ich stelle zu dieser Namengruppe jetzt noch den Ortsnamen *Il-asan* oder *El-esen*, j. Else bei Paderborn, wie Fr. angiebt, gewöhnlich Elsen genannt.

Ich halte noch immer daran fest, dafs Elsen, im Mittelalter Ilasan oder Elesen heifsend, das alte *Aliso* sei. An der Mündung der Liese kann das Kastell deshalb nicht gelegen haben, weil Cassius Dio ausdrücklich sagt, dasselbe sei am Einflufs des *Elison* in die Lippe angelegt. Die Liese fliefst aber nicht unmittelbar in die Lippe, sondern in die Glenne (Lippe). Auch sprachliche Gründe verbieten die Gleichsetzung von *Liese* und *Elison*, s. darüber sowie über die Bedeutung von Liese Bt. S. 57.

Schon in der Abh. stellte ich aber als möglich auf, dafs der ursprüngliche Name der Al-me, an dessen Mündung in die Lippe Elsen liegt, *Al-isa* gewesen sei. Dies halte ich jetzt, seitdem ich das Grw. asa nachweisen kann, für sehr wahrscheinlich.

Das I in Ilasan wäre an und für sich kein Grund, die Zusammenstellung des ersten Bestandteils mit dem urgerm. Worte *alsa*, *alisa*, *alesa* [131] Else, Erle als unmöglich erscheinen zu lassen. Denn wie ich schon in der Abh. S. 351 bemerkt habe, kann aus *alsa* nach derselben Analogie neben *elsa* auch *ilsa* werden, wie aus *arila* sowohl Erle als Irle geworden ist. [132] Aber das erste a in Ilasan verbietet nach meiner Ansicht diese Zusammenstellung, weil sich dasselbe nicht

---

[130] S. Abh. S. 360 ff.
[131] S. F. III, 27.
[132] Irle heifst die Erle im Wetterauischen (s. Wg. unter Erle).

durch sprachliche Regeln oder Analogien erklären läfst. Ich betrachte demnach *Il-asan* zsgs. mit *Il-*, welches ich bereits als Bstw. in Il-mina, Il-ara u. s. w. gefunden. *Il-mina* und *Il-ara* : *Al-mina* und *Al-ara* = *Il-asa* : *Al-isa*. Da nun auch *Il-asan* in der Form *El-esen* vorkommt, so ist dadurch die sprachliche Identität von *Ilasan*, *Elesen* und *Elison* zweifellos. Das *-an* bez. *-on* in *Il-asan* bez. *El-ison* ist wohl das Suffix, das ich oben S. 381 bei dem Grw. *asa* bez. *isa* annahm, das demnach ursprünglich *Asana* bez. *Isana* lautet. Dementsprechend hat der Fln. *El-ison* ursprünglich * *El-isana* geheifsen, woraus infolge von Vokalabschwächung **El-isona* bez. *El-ison* geworden ist. — Wie erklärt sich nun aber die Verwandlung von *Al-isa* bez. *El-ison* in *Al-me?* Gerade so wie bei verschiedenen anderen Fln. das nicht mehr verstandene Grw. durch das zu der Zeit gebräuchliche ersetzt wurde; wie z. B. die Dal-ke (Ems) ursprünglich *Delch-ana* heifst und das nicht mehr verstandene Grw. *ana* später durch das gebräuchliche beke ersetzt wurde — denn -ke in Dal-ke ist aus *Dal-beke* entstanden, wie der Ortsname Dal-bke an der Dal-ke zeigt —; wie ferner der Baar-bach bei Iserlohn früher Bar-me[133] genannt wurde und das nicht mehr verstandene *-me*, der Rest des alten Grw. *moina* bez. *mana*, gegen *-bach* umgetauscht wurde: so wurde auch das Grw. asa, das sich nach der in Abschn. III gegebenen Auseinandersetzung auch südlich vom Teutoburger Walde findet, in späterer Zeit vielleicht von einem dort eindringenden Volksstamme nicht mehr verstanden und durch das gebräuchliche Grw. *mana*[134] verständlich gemacht. So entstand aus *Al-isa Al-mina*, wie ich vermute.

VIII.

Das Bestimmungswort nit- und dul-.

a) Das Bestimmungswort *nit-*.

Schon in Abschn. II, S. 363 deutete ich darauf hin, dafs *Nitissa* nicht, wie ich irrtümlicherweise in der Abh. gethan, als Grw. in der Bedeutung „Flufs" gefafst werden könne und zwar deshalb nicht, da dasselbe sich nirgends in Zstzg. als letzter Teil findet, wie doch *apa*, *aha*, *ara*, *mana*, *trafa*, *alta* u. s. w.

---

133 S. oben S. 357.

134 S. über die Zeit, in der das Grw. *moina* im Sprachbewufstsein noch lebendig war, meine Vermutung in Anh. 15.

Zunächst will ich sämtliche nach meiner Annahme mit diesem Bstw. zsgs. Fln. aufführen, sodann zeigen, dafs *nit-* ein Bstw. und der darauf folgende Bestandteil das Grw. ist, schliefslich die Herleitung und Bedeutung von *nit-* entwickeln.

Nat-, bez. mit der Schwächung *nit-*, wie ich unten zeigen werde, und mit dem Ablaut *not-* tritt hervor in den Fln. *Nid-â*,[135] j. Nidda (Main), *Nit-â* bez. *Nit-aha*,[136] j. Nied (Saar) u. Nethe (Weser), *Nit-orne*, j. Nidder (Nidda, Main), *Nit-issa*, j. Nette (Rhein), **Nit-affa*, j. Nemphe[137] und Net-phe, ferner in Net-ra (Sonter, Wehre, Werra), in Nat-er (Nesse), in *Naz-aha*, j. Nesse (bei Eisenach) — ein Name, der den T-Laut auf der oberdeutschen Lautverschiebungsstufe zeigt —, sodann in *Not-inna* (Erft, Rhein), in *Not-ar-bag*, worin -bach ebenso wie -beki in dem offenbar von dem Fln. herrührenden Ortsnamen *Not-an-beki*[138] späterer Zusatz ist, — vielleicht auch in *Naut-er*[139] —, weiter in *Nutt-mecke* (Öster, Else, Lenne, Ruhr), in Nuth-e (Hahle, Ruhme, Leine) und *Nuth-e* (Elbe), sowie Nuth-e (Havel), schliefslich in Notte. Die Notte entnehme ich dem Buche von *Vofs, Wie ist der Unterricht in der Geschichte mit dem geographischen zu verbinden? Dargelegt an der Provinz Brandenburg?*, S. 21. Dieser brandenburgische Fln. läfst sich nicht von dem gleichfalls brandenburgischen Fln. Nuthe trennen, desgleichen nicht von den anderen Flüssen Namens Nuthe, *Not-inna* u. s. w. Schon in den Bt. S. 86 ff. und S. 89 ff. habe ich darauf hingewiesen, dafs in Pommern und Brandenburg manche Fln. germanischen Ursprungs sind, nur vielfach besonders in den Endungen slavisiert. *Niti-ssa*, j. Nette (Rhein), wird sodann

---

[135] a = aha, wenn nicht das ursprüngliche Grw. bereits im Ahd. bez. schon früher verloren gegangen ist. Die Nidda heifst in den ältesten Formen *Nita* bez. *Nitta*, abgesehen von dem in einer römischen Inschrift vorkommenden Nida.

[136] *Nit-â* bez. *Nit-aha* ist zu erschliefsen aus *Nit-achgowe;* fast ausschliefslich wird für die Nied (Saar) und Nethe (Weser) in den bei Fr. angeführten Stellen die Form mit t, nicht mit d angewandt. Für den Nethegau findet sich sowohl *Nithegau* als *Netegau.*

[137] Net-phe an der Nemphe bei Frankenberg heifst im Jahre 1243 *Net-phe*, im Jahre 1336 noch vollständiger *Ned-effe* (s. Arn.). Es giebt aber auch ein Nieder- und Obernetphen an der Netphe bei Siegen, im Jahre 1257 *Net-phe* lautend. Hieraus geht klar hervor, dafs Nemphe eine aus bequemerer Aussprache entstandene spätere Form für *Net-phe* ist und, wie *Ned-effe* beweist, aus **Nit-affa* hervorgegangen ist. Das e in Net-phe ist Trübung des i, veranlafst durch das folgende a. Über das Grw. *apa* bez. *affa* und seine Abschleifungen zu *phe*, *ef* u. s. w. s. Fr., Ortsn. S. 30.

[138] *Notanbeki* ist also = **Not-ana* und identisch mit dem Fln. *Not-inna.*

[139] Zuflufs der Frischen Nehrung, den ich Oest. entnehme.

wohl für verschiedene Bäche mit dem jetzigen Namen Nette, die ich in der Abh. bereits erwähnt, die Grundform bilden; sehr wahrscheinlich hat z. B. die osnabrückische Nette **Nit-isa* geheifsen, da das Grw. *asa* sich in der dortigen Gegend mehrfach findet.[140] Auch der Fln. Net (Ocker), den ich Oest. entnehme, hat sein Grundwort verloren.

Sehen wir nun einmal von den Ergebnissen der vorstehenden Untersuchungen, nach denen auch *asa* und *arna* Grw. sind, ab.

Zunächst geht aus einer Vergleichung der Fln. *Nid-â* bez. *Nit-â*, *Nit-orne*, *Nit-issa*, **Nit-affa*, *Net-ra* = **Nit-ara* klar hervor, dafs *nit-* ein allen diesen Flüssen gemeinsamer Wortbestandteil ist. Der hinter *nit-* folgende Wortteil könnte nun entweder eine sogen. blofse Bildungssilbe, ein Suffix, oder ein selbständiges Wort sein; im ersteren Falle wären die genannten Namen Ableitungen, im anderen Zstzg. Es kann aber *Net-phe* = *Nit-affa — im Jahre 1336 noch Ned-effe — keine Ableitung sein, denn affa ist ein ziemlich allgemein anerkanntes Grundwort für Flufs. Da wir nun für das -ra in *Net-ra*, wie geschehen, ohne Zweifel -ara setzen können und ara schon von Fr. als ein Grw. für Flufs gefafst wird, so ist es auch statthaft, das -ra in Net-ra = *ara* = Flufs zu deuten. Fafst man jetzt *-orne* und *issa* in *Nit-orne* und *Nit-issa* als Suffixa, so erhebt sich ein doppeltes Bedenken. Wie kommt es, fragt man mit Recht, dafs bei demselben Worte *nit-* zur Bildung von Namen derselben Gattung einmal Komposita, ein andermal Derivata geschaffen werden? Nehmen wir vorläufig an, dafs die unten begründete Deutung von *nit* = laut rauschend richtig sei, so hiefse also sicher **Nit-affa* und wahrscheinlich **Nit-ara* der laut rauschende Flufs, hingegen *Nit-issa* und *Nit-orne* die Rauscherin bez. der Rauscher. In **Nit-affa* ist also *Nit-* unzweifelhaft Bstw., in **Nit-ara* wahrscheinlich; **Nit-affa* ist also sicher eine Zstzg., **Nit-ara* wahrscheinlich. Sind nun *-issa* und *-orne* in Nitissa und Nitorne Suffixa, so kann Nit- kein Bstw. sein, Nitissa und Nitorne sind demnach Derivata. Dieser Annahme tritt aber als Bedenken die Thatsache entgegen, die sich mir überall bei meinen Untersuchungen ergeben hat, dafs alle nichtzsgs. Fln. auch als letzter Teil von Kompositen vorkommen, wie dies bei aha, apa (affa), *mana*, *trafa*, *alta* u. s. w. der Fall ist. Niemals begegnen aber Nitissa und Nitorne als zweiter Teil in Namen. Lassen wir aber auch dieses

140 S. Abschn. III.

Ergebnis meiner Untersuchung einmal als nicht vorhanden beiseite, so bliebe immer die auffällige und befremdende Thatsache, dafs ein doppeltes Bildungsgesetz bei der Schöpfung dieser Fln. stattgefunden: dasselbe Wort hat man einmal als Bstw. mit einem Grw. zu einem Kompositum verbunden, ein andermal hat man ein Derivatum gebildet vermittels eines Suffixes und zwar in uralter Zeit zur Bildung von Namen derselben Gattung. Eine solche zwiespältige Bildungsweise wäre nur dann anzunehmen, wenn es keine andere Erklärung gäbe. Eine solche ist aber vorhanden. Da sich nämlich *asa* und *arna* als Grw., d. h. als selbständig vorkommende Simplicia nachweisen lassen, wie in Abschn. III und VI geschehen, so werden die damit zsgs. Wörter doch wohl mit demselben Rechte als Zstzg. anzusehen sein, wie z. B. die mit -heit, -tum u. s. w. gebildeten Komposita. Nur vermöge der Thatsache, dafs sich -heit, -tum u. s. w. noch als selbständige Nomina nachweisen lassen, können wir die damit gebildeten Wörter als Komposita betrachten. Könnten wir aber -heit, -tum u. s. w. nicht mehr als selbständige Nomina nachweisen oder erschliefsen, so würden wir dieselben als sogen. Suffixa auffassen.[141]

Sind aber *asa* und *arna* in *Nit-issa* und *Nit-orne* Grw., so haben wir statt eines zwiespältigen Bildungsgesetzes bei den Namen dieser Gruppe ein einheitliches. Diese Ansicht hebt alle Schwierigkeiten und hat deshalb die gröfste wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit für sich, während die Annahme von Suffixen bei diesen Wörtern einmal etwas Unerklärtes, nämlich die Suffixa selbst, zurückläfst, sodann eine fast widerspruchsvoll zu nennende Bildungsweise von Namen derselben Gattung in sich schliefst.

Ich habe meine Anschauungen über die Flufsnamenbildung bei den Namen dieser Gruppe noch einmal und zwar eingehender auseinandergesetzt, um darzuthun, dafs ich in den Bt. nicht folgerichtig genug verfahren habe.

Was nun weiter die übrigen oben aufgeführten, nach meiner Ansicht mit demselben Bstw. zsgs. Fln. betrifft, welche nicht den Vokal i zeigen, sondern a, o und u, so fasse ich diese abweichenden Vokale als Ablaut. Ich nehme nämlich ein germ. Verbum **nata nôt nôtum natans* ertönen an und betrachte *nit* als dessen Abschwächung. Dieses Verbum bringe ich zusammen mit sskr. *nad* **ertönen,** brüllen,

[141] S. Anh. 16 Bopps Ansicht über die Suffixa sowie die Stellung Delbrücks zu derselben.

schreien, aus welcher Bedeutung zend. *nad* schmähen, eig. anbrüllen, anschreien sich entwickelt. „Aus *nad* schmähen ist das indogerm. *nid* schmähen durch blofse Vokalschwächung entstanden,[142] welches wir haben in germ. (*nit*) *nait* schmähen“,[143] got. *naitjan*, ahd. *neizen*. Wie nun den Stämmen *ban*, *kal* und *kar*[144] sowie dem urgerm. Verbum *kraind* wehklagen[145] in Fln. der ursprüngliche, in der uns überlieferten Sprache jedoch bereits verschwundene Begriff tönen noch innewohnt, so hat auch *nat* bez. *nit* in Fln. die uralte Bedeutung ertönen, gleichsam wie in einer Versteinerung, bewahrt.

Wie erklärt sich nun aber das u in den Fln. Nuttmecke und Nuthe?

Da die Flüsse dieses Namens sich im nd. Sprachgebiet finden, so nehme ich hier denselben Wechsel des langen o mit u an, den *Lübben* in seiner *mnd. Grammatik* S. 25 bespricht. Voraussetzung ist bei diesem Wechsel, dafs o aus uo entstanden ist, und das ist ja auch hier der Fall; denn germ. nôt müfste ahd. bekanntlich *nuot* lauten; auch as. kommt in der fünften Ablautreihe uo neben ô vor, s. Heyne S. 190. Als Beispiele der Art teilt Lübben unter anderen mit: *vuren* und *voren*, *huden* und *hoden*, *dûn* und *dôn*, *kû* und *kô*, *rûren* und *rôren*.

Bezüglich der Nuttmecke bemerke ich noch, dafs ich durch Erkundigung an Ort und Stelle erfahren, dafs dieser Bach einerseits ein überaus grofses Gefälle, also einen sehr rauschenden Gang hat, andererseits aber auch dicht mit Haselnufssträuchen bewachsen ist. Ich glaube aber nicht, dafs diese Haselnufssträuche die Namengebung veranlafsten, da sie sich in gleicher Häufigkeit auch bei anderen Flüssen finden, ohne dafs diese davon den Namen Nufsbach[146] bekommen haben; da ferner mehrfach auf die Thatsache hingewiesen ist, dafs bestimmte Begriffe bei der Flufsnamengebung sich bezüglich der Bstw. wiederholen. Eine solche überaus häufig bei der Namengebung zur Anwendung kommende Vorstellung ist die des Rauschens. Nuttmecke as. **Not-mana*, bedeutet demnach nach meiner Erklärung laut rauschender Flufs.

Weil nun in der näheren Umgebung von Altena fast ausschliefslich das Grw. *moina* vorkommt und zwar in der aus *me*, dem Reste

[142] S. F. I, 125.
[143] S. F. III, 163.
[144] S. Bt. S. 61 ff.
[145] S. oben S. 373 und vergl. F. III, 53.
[146] Nd. heifst die Nufs bekanntlich nüt, auch nôt.

von *mana*, + *beke*, also aus mebeke hervorgegangenen Form *mecke*,[147] so glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich als ursprüngliche Form der Nette (Lenne) **Nit-mana* annehme. Es ist aber auch möglich, dafs die Nette ursprünglich **Nit-isa* genannt ist, da das Grw. *usa*, überhaupt in Westfalen nicht selten, auch in der einige Stunden von der Nette fliefsenden Oese (Hönne, Ruhr) wahrscheinlich vorhanden ist, vergl. Abschn. III, bes. S. 380.

Die übrigen Grw. in den Fln. dieser Gattung sind ja klar: *ana* in *Not-ana* und *inna* in *Not-inna* ist das in Abschn. II behandelte Grw.; **Nit-ara* würde nach Abschn. VI aus **Nit-arna* entstanden und demnach identisch mit *Nit-orne* sein, desgleichen *Nat-er* = *Nat-ara* aus **Nat-arna*.

Was nun die sachliche Angemessenheit des Namens Rauscheflufs betrifft, so pafst derselbe vortrefflich auf die Nette[148] (Lenne), welche zunächst aus starken, nie versiegenden Quellen entsteht, sodann auf einem nur zweistündigen Laufe gegen 250 m Gefälle hat und deshalb mit weithin vernehmbarém Rauschen durch das nach ihr benannte Thal eilt. Das Nettethal ist mit gewerblichen Anlagen, welche die mächtige Wasserkraft ausnutzen, wie besäet. Auch für die übrigen Flüsse ist der Name angemessen, doch bemerke ich, dafs ich über *Notarbag* und *Notanbeki* nichts Näheres habe feststellen können. Besonders pafst der Name auch für die reifsende Nethe (Weser). — Die Nuthe (Elbe) und Nuthe (Havel) entspringen auf dem Fläming. Sie werden deshalb in ihrem Oberlaufe ein ziemliches Gefälle haben, weil sie nach der Karte da ihre Quellen haben, wo der Rücken des Fläming zur vorgelagerten Tiefebene abfällt. — Die Notte entspringt auf der Hochfläche, welche sich nordwärts von der Stadt Baruth erhebt. Von hier ergiefst sie sich in die Sumpfniederung, welche sich von Trebbin bis Königs-Wusterhausen hinzieht, vgl. Vofs a. a. O. S. 21. — Die *Notinna*

---

[147] Man vergl. folgende Neben- bez. Zuflusse der Lenne in der Umgebung von Altena: die Brachmecke, Höllmecke, Ismecke, Rüsmecke, Düsmecke, Haimecke, Völmecke, Möllmecke, Kirsmecke, Fismecke, Laasmecke u. s. w. Manche von diesen Namen, wie die Ismecke (Lenne, in Altena), Rüsmecke (Nette, Lenne), Möllmecke (Lenne), Fismecke (Rahmede, Lenne), sind fast nur noch den Besitzern der an diesen Wasserläufen belegenen Grundstücke bekannt.

[148] Von den Flüssen, welche in ihrem Namen das Bstw. *nit-* zeigen, habe ich nur den Lauf der Nette (Lenne) an Ort und Stelle untersuchen können.

— nach Fr. bei Münstereifel in die Erft einfliefsend — hat als Gebirgsflufs sicherlich einen rauschenden Gang.

b) Das Bestimmungswort *dul-*.

Da ich diese Auseinandersetzungen zugleich benutzen will, um solche Aufstellungen in den Bt., die ich jetzt für fehlerhaft halte, zu verbessern, so will ich hier nur möglichst kurz darlegen, warum ich das in den Bt. S. 116 behandelte Bstw. *dul-* bez. *dil-* in Fln. nicht mehr mit unserem nhd. Thal in Verbindung bringe. Völlig überzeugt war ich schon aus allgemeinen Gründen der Namengebung niemals von der Bedeutung Thalfluſs; denn schliefslich fliefst jeder Flufs in einer Bodendepression, in einem Thale oder in einer Mulde. Diese Eigenschaft kann also kein Merkmal sein, welches angewandt wird, um einzelne Flüsse durch einen Namen zu kennzeichnen.

Im Buche selbst hatte ich als mit diesem Bstw. zsgs. aufgezählt: **Dul-mana*, einen Fln., den ich in den Bt. S. 116 zu erschliefsen versucht habe aus *Dul-meni*, sowohl Dülmen südwestlich von Münster als Döhlen (Döllen) südlich von Oldenburg im Huntegebiet bezeichnend, — ferner die *Dol-aha*, j. Thalach (Schwarzach, Altmühl), die Del-me (Weser), die ich auf **Dil-mana*, bez. mit der durch das folgende a erfolgten Trübung auf *Dĕl-mana* zurückgeführt, — sodann die Dill (Lahn) mit fortgefallenem Grw., die *Thil-ia*,[149] j. Dyle, die Diel-fe (Weis, Sieg) zweifelsohne aus **Dil-affa*. Ich füge jetzt noch hinzu die *Tul-ba* oder *Dul-ba*, j. Tulba (fränk. Saale), ohne Zweifel aus **Tul-apa*[150] entstanden, — weiter die *Tull-ina*. j. Tullnerbach (Donau) — über das T statt Th bez. D s. unten — mit dem Grw. *ana*, — die Döl-s (Aller), welche bei Verden einfliefst. Da mit *Τουλ-ί-φουρδον* bei Ptol. wahrscheinlich Verden bez. Dörverden südlich von der Mündung der Aller gemeint ist, so bin ich der Meinung, dafs *Tul-i-phurdum* von der Döl-s den Namen bekommen hat. Dementsprechend nehme ich wegen des s in dem heutigen Namen Döl-s als ursprüngliche Form dieses Fln. **Thul-isa* an, woraus durch Wegfall des s **Thul-ia* entstanden ist, das nach meinem Dafürhalten dem Ortsn. **Tul-i-**phurdum*, d. h. Furt an der Tulia od. Dölsfurt, zu

---

[149] *ia* ist *vielleicht* wie in *Lupp-ia*, *Hlun-ia* u. s. w. eine Abschleifung aus *isa*; vergl. besonders den gleich folgenden Fln. Döl-s.

[150] Vergl. Bt. S. 27 über *Els-ba* oder *Els-pa*, sowie oben S. 388, Anm. 67 über Kal-ba(ha).

Grunde liegt.[151] Ferner ziehe ich hierher den Dahl-em-erbach (Kill), als dessen Grundform ich **Dal-mana* ansehe, — sodann den Thaalbach (Prims), woran Tholey. Wahrscheinlich gehört auch hierher das Toll- in dem Fln. *Toll-ense*, welcher bei Älteren auch *Toll-enze* heifst, s. Bt. S. 103. Vielleicht ist *-enze* in diesem Namen auf den Einflufs oberdeutscher Einwanderer zurückzuführen, so dafs die as. Form **Thul-anta* gelautet hat; doch soll dies weiter nichts als eine blofse Vermutung sein.

Nehmen wir nun einmal wieder an, dafs die von mir als Grw. gefafsten Wortbestandteile *asa*, *ana* und selbst *mana*[152] nur Ableitungssilben seien, so haben wir wiederum auch jene oben besprochene zwiespältige und fast widerspruchsvolle Bildungsweise, da *Dol-aha* — abgesehen von **Dil-affa* und **Tul-apa* — deutlich die Zstzg. mit *aha* zeigt; dem gegenüber müfste man demnach *Tullina* u. s. w. als Derivata fassen. Wollte man aber auch diese Willkür bei der Flufsnamenbildung annehmen, so entstände doch eine neue Schwierigkeit.

Angenommen, der gemeinsame Bestandteil *Dul-* bedeute, wie ich unten zu zeigen versuche, Berg,[153] welche Bedeutung soll dann bei der Annahme, *asa*, *mana* u. s. w. seien Suffixe, das so entstehende Derivatum haben? Ein Flufs kann doch nicht blofs „Berg“ heifsen oder, wenn man die vermeintlichen Ableitungssilben durch eine ähnliche ersetzt, der „Bergische“. Sagt man aber: die Erklärung von *dul-* ist nicht richtig, so erwidere ich: Gut, lassen wir die gegebene Erklärung von *dul* als nicht sicher beiseite. Wie werden aber diejenigen, welche sogar *apa*, bez. *affa* als Ableitungssilbe betrachten,[154] einen Namen wie *Pern-affa*, auch *Bern-uffe*, j. Per-f (Lahn), deuten, einen Fln., der von Fr., Arnold und überhaupt ziemlich allgemein als Bärenflufs erklärt wird? Kann ein Flufs „Bär“, bezüglich mit einem Suffix etwa der „Bärische“ heifsen? Denn dafs der erste Bestandteil von *Pernaffa* Bär heifst, darüber kann kein Zweifel bestehen.

[151] Vergl. die Kel-s, ahd. Chel-**asa**, wie man schliefsen mufs aus *Chel-as-gaue* und aus dem Ortsn. *Cel-eusum*, welches auch Öttling an der Kel-s bedeutet. *Kel-* nebenbei ist das Bstw. *kal-*, rauschen, das ich in den Bt. S. 64 besprochen. Vergl. ferner mit Döl-s die Mil-z, welche auf **Mil-isa* zurückgeht, s. oben S. 370.

[152] *mana*, *mina* als Ableitungssilben sind übrigens nicht nachweisbar.

[153] Es wird sich wohl schwerlich eine andere passende Erklärung finden lassen.

[154] Das thut z. B. der sonst so scharfsinnige Buck in seiner Abhandlung „Unsere Flufsnamen“ (Alemannia VIII, S. 148).

Also diese Theorie, die Endsilben fast durchweg als Ableitungssilben zu fassen, bringt den Forscher geradezu in eine Sackgasse.

Weshalb betrachtet man aber eigentlich ziemlich allgemein *aha*, *apa* als Grw. und nicht als Ableitungssilben? — Weil man diese Wörter als Simplicia, als selbständige Wörter nachweisen kann und besonders aha auch in der überlieferten Sprache in der Bedeutung Wasser erscheint, während apa nicht mehr als Appellativum vorhanden ist. Daraus folgt, dafs man berechtigt ist, überhaupt alle diejenigen Wortbestandteile am Schlusse von Fln. als Grw. zu betrachten, welche als selbständige Fln. vorkommen und von denen sich eine sprachliche Ableitung geben läfst, in denen der Begriff des Fliefsens oder des Wassers hervortritt. Diese beiden Forderungen sind aber von mir bez. *moina*, *asa*, *ana* u. s. w. erfüllt.

Das Bstw. *dul-* bringe ich nun zusammen mit nd. *Dülle* = Beule; ravensbergisch heifst *duls*, auch *tuls* Beule; süderländ. bedeutet *düllen* Beule. Ich weise ferner auf die Bergnamen Düllberg, sodann Döllenberg in der Nähe des Döllbaches (Flieder), Tollenberg,[155] ferner *Tviel*, *Twiela* und auch **Duellum**, j. Hohentwiel. Ich weise auch noch auf *Dullide* bez. *Tullida*, j. Tilleda am Kyffhäuser hin, wo ida das ortbezeichnende Suffix ist, über das Fr. S. 1435 zu vergleichen ist. *Dullide* hiefse also der Ort am Berge. Ferner füge ich noch an die das regelrechte Th zeigenden Namen *Thuliberch* und Thulliun, j. Norddöllen bei Visbeck, auch *Dulium*, *Tuilon* (vgl. Duellum) und *Thilliun* geschrieben, schliefslich *Thuli*, j. Thuil in den Niederlanden. Auch *-dal* in dem Bergnamen *Sunt-dal*, j. Süntel, kann unmöglich Thal bedeuten; ich sehe vielmehr darin eine abgeschwächte Form von *dul* bez. *dval*, so dafs *Suntdal* Südberg bedeutet; es kommt auch *Sundtal* in den Urkunden vor.

Bezüglich der Etymologie gehe ich auf die eur. W. *tal* bez. *tul* heben zurück,[156] die germ. *thal*, *thul* lauten müfste und in germ. *thulan* tragen, dulden wirklich vorhanden ist. Dafs nun in mehreren der aufgeführten Fln. T statt des zu erwartenden Th[157] steht, ist eine

[155] Auf Sekt. Dortmund der Karte von L. -berg ist in Düllberg u. s. w. späterer erklärender Zusatz.

[156] Vergl. sskr. *tul* aufheben; altlat. tulo, te-tul-i; tollo; gr. *τόλ-μα* u. s. w., s. F. I, 601.

[157] *Thil-ia* zeigt ja die regelmäfsige Lautverschiebung.

Erscheinung, die in den Urkunden bei Eigennamen nicht selten begegnet, worauf ich Bt. S. 93 hingewiesen habe. Die Formen mit D geben das Wort auf der oberdeutschen Lautverschiebungsstufe. Das Wort heifst also, wie auch kelt. *tul* Berg zeigt, ursprünglich Hebung; aus diesem Stammbegriffe zweigen sich dann die Bedeutungen Beule, Hügel, Berg ab.

Was nun den Vokalwandel in *dul*, *dil*, *dal* betrifft, so nehme ich an — es sei dies hier nur kurz angedeutet —, dafs auf das ursprüngliche u noch ein anderer Vokal gefolgt ist, bez. mit u mitgesprochen ist und dafs u vor diesem konsonantisch geworden, d. h. in w übergegangen ist. Demgemäfs möchte ich als ursprüngliche Form von Hohentwiel *Duellum* betrachten, worin *Duel-* aus noch älterem *Dul-* hervorgegangen ist; aus *Duel-* hat sich *Twiel* gebildet durch den Übergang des u in w. Indem nun aus der so entstandenen Neuform Twiel das w fortfiel, wie so oft,[158] erwuchs die Nebenform *Dil-*. Das a in der Nebenform *dal-* ist wohl weiter nichts als ein Afterlaut, der sich unter Anlehnung an Thal entwickelte, als man dies Bstw. nicht mehr verstand; darauf scheint *Dol-aha*, j. Thalach zu deuten, vergl. auch den Fln. Thaalbach; am Thaalbache liegt Tholey.

Es ist aber auch möglich, dafs die verschiedenen Formen mit u, a, i auf ursprachliche Vokalverhältnisse zurückgehen, denn es giebt in den urverwandten Sprachen nicht blofs Substantivbildungen von dem St. *tul*, sondern auch von dem St. *tal*. Der germ. Substantivstamm *thul* Berg wäre demnach mit kelt. *tul* Berg eine Sprofsform des Verbalstammes *tul* heben. Von dem St. *tal* ist aber eur. *tala* Fläche gebildet; s. F. I, 601. Diesem eur. *tala* würde ein germ. Substantivstamm *thal* entsprechen. Da *tal* eigentlich heben bedeutet, so ist die Annahme erlaubt, *tala* hiefse ursprünglich gehobene Fläche; auf diese Grundbedeutung dürfte auch preufs. *talus* Boden = Oberraum hindeuten. Aus dem Sinne gehobene Fläche, Hochfläche kann sich im Germ. die von Bergfläche, Berg entwickelt haben. Ags. *thell*, *thil*, ahd. *dil*, welches eine Abschwächung aus eur. *tala* ist,[159] würde dann ebenfalls ursprünglich gehobene Fläche, dann Fläche, Diele heifsen. Wir müfsten somit annehmen, dafs zur Zeit der Flufsnamengebung noch der Substantivstamm *thal* Bergfläche, Berg

---

[158] S. Anh. 2; vergl. noch besonders oben *Thullium* mit den Nebenformen *Tullon* und *Thillium*, ferner *Dullide*, j. Tilleda.

[159] Vergl. F. I, 601.

vorhanden gewesen sei und dafs das urgerm. Wort, welchem ags. *thell*, ahd. *dil* entspricht, auch noch Bergfläche, Berg bezeichnet habe.

Mag nun die eine oder die andere Erklärung der Vokalverschiedenheit die richtige sein, so glaube ich doch einmal, dafs dem in Fln. hervortretenden Bstw. *dul* die Bedeutung Berg zukomme, und zum anderen, dafs *dil-* und *dal-* von *dul-* weder begrifflich noch stammlich getrennt werden können.

Einer anderen Untersuchung behalte ich die Entscheidung der Frage vor, ob auch die *Del-v-unda*, j. Delvenau in Lauenburg, sowie die *Del-ch-ana*, j. Dal-ke (Ems),[160] hierher gehört. Es ist mir dies recht wahrscheinlich, indem ich anzunehmen geneigt bin, dafs das v in *Del-v-unda*, desgleichen das ch in *Del-ch-ana* ein Übergangs- bez. ein Bequemlichkeitslaut ist und zwar das v wegen des folgenden verwandten u und ch als eine Verdickung des Hauches, der sich leicht zwischen *Del-* und *ana* einschiebt, wenn man beim Aussprechen von *Del-ana* die Zusammensetzung hervorhebt. Diese Annahme gewinnt bezüglich des Fln. *Del-v-unda* dadurch an grofser Wahrscheinlichkeit, dafs sich, wie ich nachträglich bei Fr. sehe, bei Del-v-unda auch die Variante *Del-unda* findet und bei *Del-v-under*[161] die Variante *Del-under*. Für *Del-ch-ana* findet sich auch die Schreibung *Del-h-na*. Ich möchte jedoch für diesen aus lautphysiologischem Grunde erfolgten Eintritt des v bez. des ch noch anderweitige Beispiele erst herbeischaffen. Vergl. übrigens Anh. 3.

Da einige der oben genannten Flüsse — um das noch zum Schlufs zu bemerken — auf einer mäfsigen Bodenerhebung ihre Quelle haben, so nehme ich an, dafs *dul-* aufser Hügel, Berg auch eine flach ansteigende Bodenerhebung bezeichnet hat.

IX.

Das Bestimmungswort fiur- und im Anschlufs daran einiges über das Grundwort trawa sowie über die Flufsnamen Eider, Exter (Externsteine), Ocker, Haine (Hennegau).

In den Bt. S. 112 habe ich *Fior-menni* und *Vier-becke* als Vierflufs erklärt. Diese Deutung halte ich jetzt für falsch. Die Fln. *For-trapa*, *Farn-thrapa*, *Fir-ni-bach* — -bach späterer Zusatz —,

[160] Dal-ke aus Dal-beke würde auch auf *Dal-* als Bstw. deuten; über Dalke aus Dal-beke s. oben S. 358 und besonders auch S. 407.

[161] So heifst ein Wald an der Delvenau.

Ferr-e-bach,[162] desgleichen *Fior-menni* und *Vier-beche* bringe ich vielmehr zusammen mit ahd. und as. *fiur* Feuer, afr. *fiur*, *fior*, mnl. *vier*, mnd. und md. *vûr*, ags. *fŷr*, *fir*. Schon Fr. stellt *Fiurbach*, j. Fauerbach, zu *fiur ignis*.

Wie schon oben bei dem Bstw. *fin-* u. s. w. gezeigt wurde, geht sowohl got. *funa* Feuer als Feuer selbst auf den indog. St. *pu* rein, hell machen zurück,[163] wovon bekanntlich auch lat. *purus* herkommt. In diesen uralten Fln. tritt nun nach meiner Ansicht die ursprüngliche Bedeutung des zu Grunde liegenden Stammes, die des Reinen, Glänzenden, noch hervor, so dafs die oben aufgeführten Fln. in die grofse Gruppe derjenigen eintreten, die von dem reinen, glänzenden Wasser den Namen haben.

Das *trapa*[164] in *For-trapa* und *Farn-thrapa*[165] ist das von mir in den Bt. S. 5 besprochene Grw. *trapa*, welches in lautverschobener Form *trafa* heifst.

Ich bemerke jetzt noch, dafs besonders südlich vom Astenberge das Grw. *traf* sich findet, aber vermittels einer Umstellung, der sowohl Volksetymologie als bequemere Aussprache zu Grunde liegt, in der Entstellung -dorf; eine ähnliche Umstellung begegnet bekanntlich in as. *hros* und *hors*, mhd. *ros* und *ors*, in *verscanga* (Frischlinge) statt *vrescanga*, in *burnon* statt *brunnon*[166] u. s. w.; Dorf selbst, as. *thorp*, *tharp*, wird im Nd. sehr oft zu *-trup* verändert. So giebt es daselbst einen Fln. Elsendorf (Eder) = Elsen- oder Erlenflufs, sodann die *Ferndorf* (Sieg), offenbar gleich dem oben erwähnten *Farntrapa*, mit Anlehnung an fern; ferner die Am-dorf (Dill) = dem Fln. *Antrafa* (Anatrafa), der von mir in den Bt. S. 6 besprochen ist;[167] die Amdorf ist mir identisch mit En-dorf-er Bach;[168] weiter die As-dorf (Sieg) aus Astrafa und dies wohl aus *Asc-trafa* hervorgegangen, wie *Aspach* aus *Asca-bach* (s. Fr.) schon im 9. Jahrh. *Asbach* lautet, wie *As-loha* schon im 9. Jahrh. für *Asca-loha* und

[162] Das alte Grw. ist wohl ausgefallen und durch bach ersetzt.
[163] Vergl. F. I, 677 ff. u. III, 187.
[164] In -menni in Viormenni, dem Ortsn., habe ich schon in den Bt. das Grw. *mana* erkannt; vielleicht liegt in dem -ni- in Fir-ni-bach noch ein Rest des Grw. *ana* vor.
[165] n in *Farnthrapa* mufs ein späterer Zusatz sein.
[166] Vergl. Kemper, Münsterländische Götterstätten, S. 42 u. 43.
[167] Ich halte also Amdorf für eine Entstellung aus Andorf besonders auch wegen Endorfer Bach.
[168] Nbfl. der Röhr (Ruhr).

Asmeri schon im 9. Jahrh. für *Asc-meri* vorkommt; — Asdorf ist demnach gleich **Asc-trafa* bez. **Asca-trafa* und bedeutet Eschenflufs.[169]

Auch bei den Fln. *Dura,*[170] j. Thur (Rhein), Tyra[171] sowie bei dem *-dora* in *Egidora,*[172] j. Eider, nehme ich eine Umstellung an und halte *dora* für gleich mit *trawa, drawa,* wie ich in folgendem zu zeigen versuchen will.

Fr. führt unter dem St. drav an, dafs „Bopp Dravus mit sskr. *drawas* fluens“ zusammenstelle. Nun finde ich bei F. I, 347 *drapsa* Tropfen, Funken von dem St. *drap* laufen, der bekanntlich eine Weiterbildung von *drâ* laufen ist. Es erscheint aber, wie F. I, 809 unter *skap, skip* bemerkt, das urverwandte auslautende p im Germ. sehr oft unverschoben. Wir erhielten demnach statt des eur. St. *drap* den germ. St. *trap.*[173] In dieser Gestalt tritt das vorliegende Grw. nach meiner Ansicht in *For-trapa* und *Far-n-trapa* zu Tage, während die Fln. *Ana-trafa, Ben-trepha* u. s. w. — s. Bt. S. 5 — das Wort mit verschobenem Auslaut darbieten. Da nun f auch mit w wechselt und w wieder mit b,[174] so erklären sich die Formen *Tra***f***a, Tra***W***ena* und *Dra***b***onus.*

Wegen *-trapa,* das doch ohne Zweifel von *trafa* nicht getrennt werden kann und das ich aus einem St. *draw* nicht zu erklären vermag, gehe ich nicht auf die allgemeine Grundwurzel *dra* zurück, sondern auf die aus dieser erwachsene W. *drap,* die bekanntlich auch in

---

[169] Vergl. über die von der Esche den Namen führenden Flüsse S. 388, Anm. 65.

[170] Auch *Tura* und *Thuria.*

[171] In Thüringen; *Tyr-ungun,* j. Tyrungen, unweit des Kyffhäusers, an der Tyra.

[172] Die an. Form *Oegisdyr* = Thüre des Meeres betrachte ich als eine an. Volksetymologie, die an die Stelle des nicht mehr verstandenen eigentlichen Sinnes trat. Die Volksetymologie ist z. B. schon im Ahd. thätig, wie Andresen in seinem bekannten Buche zeigt.

[173] Urverwandtes dr erscheint übrigens nicht selten im Germ. unverschoben, z. B vergleicht F. germ. *dragan* tragen mit gr. *δράσσομαι,* ksl. *drŭža* halten, sskr. *darh,* — ferner urgerm. *dragja* Hefe mit preufs. *dragios,* — *draban* hauen mit ksl. *drob-lja* conterere, — *drastja* Trester mit ksl. *droštija,* — urgerm. *dreugan* trügen mit sskr. *druh* schädigen, zend. *druj,* — urgerm. *drauga* Trugbild mit sskr. *druh* = zend. *druj* Unhold; ferner bringt er urgerm. *dreugan* wirken, leisten, wovon urgerm. *druhti* Gefolge abstammt, mit lit. *draugas* = ksl. *drugu* Genosse zusammen. So erscheint es mir auch angänglich, dafs urgerm. *dreupan* triefen und *drupan* Tropfen (s. F. III, 155) stammverwandt sei mit sskr. *drapsa* Tropfen.

[174] Vergl. oben S. 394.

gr. *δράπων*, *δραπέτης* hervortritt. Deshalb genügt mir zur Erklärung des germ. *trapa* nicht die mir erst nachträglich bekannt gewordene Auseinandersetzung J. Wolffs über unser Grw. in seiner sehr gründlichen Abhandlung „*Zur Etymologie siebenbürgischer Flufs- und Bachnamen* (Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. Band XVII, Heft 3). Dazu kommt, dafs in der Sprofsform der W. *drap*, nämlich sskr. *drapsa* Tropfen, Funke,[175] schon auf die für ein Grw. wie *trapa, trafa* notwendige Bedeutung Fliefsen, Wasser klar hingedeutet ist und diese Bedeutung nicht erst aus dem allgemeinen Sinne der indog. W. *dra*, nämlich laufen erschlossen zu werden braucht.

Was nun die Doppelformen *trapa* und *trafa* bez. *trawa* betrifft, die ich nicht als nd. und oberd. Form, sondern als uralte, gleichzeitige Wortgestalten auffasse, so ist es ja auch sonst der Fall, dafs bei dem einen germ. Stamme in demselben Worte die Muta unverschoben erscheint, bei dem anderen verschoben: got. *luftus* Luft heifst an. *lupt*, got. *ufta* oft an. *opt*[176] u. s. w. Daher ist auch die Annahme gestattet, dafs bei dem einen Stamme die Form *trapa*, bei dem anderen *trafa* bez. *trawa* gebräuchlich war.[177]

Ich komme jetzt zur Erklärung des Fln. *Dura* bez. *Tura* und des *dora* in *Egidora.*

Ich gehe hierbei von der Form *drawa* bez. *trawa* aus und nehme zunächst die Umstellung in **darwa* bez. **tarwa* an,[178] auf der auch die oben mitgeteilte Entstellung in -dorf beruht. Wie nun F. (I, 115) ahd. *duna* auf *danva* zurückführt, wie er *δοῦρος* aus der Grundform *δόρϝος* erklärt, desgleichen *φαῦλος* aus *φάλϝος* (II, 70 und III, 209), ebenso möchte ich annehmen, dafs aus darwa dura entstanden sei. Es ist aber auch möglich, dafs w wie so oft einfach ausgefallen und die Rundung des Vokals a zu u[179] unter dem Einflusse der Liquida r entstanden ist, die oft eine Trübung des A-Lautes veranlafst, vergl. z. B. bei *Lübben, mnd. Gramm.* (S. 13) *sOlt* = Salz, ferner *olt, kolt, wold* (Gewalt und Wald), *holden*. Bezüglich der Stammver-

[175] Vergl. oben S. 364 sskr. *indu* Tropfen, Funke.

[176] Vergl. Heyne S. 144.

[177] Über das antretende Suffix *-ena* u. s. w. s. S. 362, Anm. 17.

[178] Buck bemerkt (Alemannia VIII, 170), wie ich nachträglich sehe, dafs der Fln. Tarbe sowohl *Tarba, Turba*, als *Travia* heifse; dieser Fln. ist offenbar identisch mit dem Grw. *trawa*, wie auch Buck meint.

[179] S. *Sievers, Grundzüge der Phonetik* über diese Rundung und Entrundung der Vokale S. 201.

wandtschaft von *-dora* in *Egi-dora* mit dem Grw. *trawa* fällt nun noch bedeutend der Umstand ins Gewicht, dafs dies Grw. gerade nördlich der Elbe auch sonst noch sich findet. Das beweist ganz besonders der Name des Flusses Treene, **eines Nebenflusses der Egi-dora.** Die Treene ist offenbar aber derselbe Name wie *Trawena*, j. Trave: der heutige Name Treene oder Treen erinnert durchaus an die Drän am Fichtelgebirge, die ahd. *Trewina* heifst, während der mittelalterliche Name der Treene, nämlich *Treya*,[180] auf die Form *Trewa* deutet, woraus der Diphthong durch Vokalisierung des w entstanden ist.[181] Dieselbe Vokalisierung habe ich bereits in den Bt. S. 11 bei dem Fln. Un-treu (Saale, oberhalb Hof) angenommen, den ich daselbst auf die Grundform **Un-trawa* zurückgeführt.

Es ist übrigens denkbar, dafs eine solche Vokalisierung auch dem Fln. Dura und dem -dora in *Egidora* zu Grunde liegt: aus *Drawa* und *Egi-trawa* wurde zunächst **Drau* und **Egi-drau*; vergl. aufser den eben angeführten Fln. *Treya* und *Un-treu* die *Drone* (Mosel), welche im 4. Jahrh. *Drabonus*, im Jahre 752 *Drona* lautet, ferner die Traun, ahd. *Drona* und *Truna*, an deren Zurückführung auf **Drawonus* ich festhalte, da das Beispiel von Drabonus = Drona unmittelbar darauf hinweist. Aus *Drau* ergab sich sodann durch Umstellung die Form *Daur*; hieraus bildete sich durch Verengung des au in ô *Dor*, ein Übergang, der im Ahd. und bes. im As. sehr gewöhnlich ist.[182] Obgleich ich den Fln. *Dravus*, j. Drau, nicht für germanisch[183] halte, so will ich doch beispielshalber auf die Nebenformen *Draus* und *Δάρος*[183] hinweisen; *Δάρος* statt *Δράβος* zeigt auch gänzlichen Ausfall des β und Metathesis. — Übrigens ist es mir nicht zweifelhaft, dafs auch *Drubenaha*, j. Traubenbach (Regen), aus **Drubena* entstanden ist.[184] Man verstand den Namen nicht mehr und deshalb verwandelte man, wie so oft, a in aha. — Dafs dies Grw. Trawa in der Gegend des Fichtelgebirges eine nicht unbekannte Bezeichnung für Flufs war, folgt aus dem Namen der oben erwähnten Untreu,

[180] S. Oest. unter Treen.

[181] Trewa, Treua, Treya; man vergl. das *Τρήουα* (Trewa) des Ptol. in der Gegend der Trawe. Die Form Treene mufs demnach zunächst auf *Trewina* und nicht auf *Trawena* zurückgeführt werden.

[182] Got. áu, ahd. in der älteren Schreibung noch au, dann ou, welches vor verschiedenen Konsonanten zu o wird, s. Heyne S. 35, 38, 45.

[183] Das vorliegende Grw. ist wie man besonders auch aus der Auseinandersetzung Wolffs a. a. O. sehen kann, ein indogermanisches Erbwort.

[184] Dasselbe vermutet, wie ich nachträglich sehe, Buck (Alem. VIII, 170).

sowie aus dem Fln. Thronbach (Selbitz, Saale), worin -bach späterer Zusatz ist; der Traubenbach, j. Altbach, fliefst in der Nähe von Cham in den Regen ein, also südlich vom Fichtelgebirge.

Wir haben demnach hauptsächlich vier Gegenden in Deutschland, wo dies Grw. vorkommt: nördlich der Elbe, südlich vom Astenberge, in Bayern und schliefslich zwischen Mosel und Nahe, wo vom Hochwald z. B. die Drone bez. Thron zur Mosel fliefst und die Traun zur Nahe und drittens bei Traben in die Mosel ein Bach einmündet, für den ich als alten Namen **Trawena* vermute. Aus dem ahd. Namen für Traben a. d. Mosel, nämlich *Travana*, schlofs ich, dafs dieser Ort von einem gleichnamigen Bache den Namen habe. Darauf fand ich bei Dechen S. 595 den bei Trarbach einmündenden Kautenbach mit den Nbfl. Kleinicherbach, Ilsbach, Trabenerbach, Waschbach. Auf der Karte von L. sah ich sodann, dafs der Kautenbach in seinem Quelllaufe Trabenerbach heifst. Hieraus sowie aus dem Umstande, dafs Traben gerade Trarbach, wo dieser Bach in die Mosel fällt, gegenüber liegt, schliefse ich, dafs der Bach ursprünglich **Trawana* bez. **Trawena* geheifsen und dafs Trawana von diesem Bache den Namen bekommen hat. — Aber nicht blofs Traben, sondern auch das gegenüberliegende Trarbach hat, und zwar wohl zuerst, von dem Bache den Namen erhalten. Dieser hiefs also ursprünglich *Trawana. Aber wie die holsteinische Trave ahd. Trawena, jedoch schon früh blofs Trawe genannt wurde — siehe Oest. —, so wird auch der Trabenerbach schon früh statt **Trawana* blofs *Trawe* genannt sein. Die Anwohner dieser Trawe hiefsen mit dem bekannten Ortssuffix die **Trawari*. Ähnlich nun, wie oben S. 377 bei der Hesper, ahd. *Hesapa*, gezeigt wurde, beeinflufste der Ortsname den alten Fln., der nicht mehr Trawa, sondern etwa *Trawerbach hiefs, woraus denn Trarbach durch Ausfall des w gerade so hervorging, wie Trier aus *Treweri*; Trier kommt in den Urkunden auch als *Trer*[185] vor. — Meine Meinung ist es nun auch, dafs der Volksname der Treveri, die im Moselthale wohnten, mit dem Grw. *Trawa* zusammenhängt. Die kleine Thron entspringt gar nicht weit von dem Trabenerbache, wie andererseits die grofse Thron unweit der zur Nahe gehenden Traun ihre Quellen hat. Hier hat demnach offenbar ein Volk gewohnt, welches zur Bezeichnung von Flufs das Wort *Trawena*

[185] S. Oest.

bez. *Trawa* anwendete. Da nun bei den genannten Fln., sowohl der Thron, in alter Gestalt *Drabonus,* als dem Trabenerbach, wie der Traun das N-Suffix am Ende erscheint, so mufs man entweder annehmen, dafs zur Bildung des Volksnamens das Wort Trawa ohne Suffix verwandt ist[186] oder, was mir wahrscheinlicher ist, dafs der Name ursprünglich *Trawenri lautete und das n vor r der bequemeren Aussprache halben ausgefallen ist. Daraus, dafs Glück in seinem Buche *Die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen* den Stamm „*Trêv*" nicht erklären kann, möchte ich gerade schliefsen, dafs der Name Treveri nicht keltischer, sondern germanischer Abkunft sei. Was die Form *Treveri* statt der zu erwartenden *Travari* betrifft, so erinnere ich an den bei Ptol. vorkommenden oben erwähnten Ortsn. *Τρῄουα, Trewa,* der ohne Zweifel mit dem Fln. *Trawe* zusammenhängt, ferner an den Fln. *Trewina* am Fichtelgebirge, sowie daran, dafs z. B. dem got. é in den Wurzeln meistens ahd. â entspricht.[187]

Am Schlusse dieser von -dora ausgehenden Bemerkungen über das Grw. *trawa* möchte ich noch darauf hinweisen, dafs wir in dem -dera in dem Fln. *Cruof-dera*[188] wohl eine abgeschwächte Form des *dora* haben.[189]

Da ich oben die Erklärung Thüre des Meergottes abgewiesen, so bleibt mir nach der Klarlegung des Grw. *dora* noch die Deutung des Bstw. *Egi-* übrig.

Das *Egi* bez. *Aegi-* bringe ich zusammen mit dem Bstw. in den Fln. **Agi**-*stra*,[190] **Ag**-*ara* und **Eg**-*ira*, j. Eger (Elbe),[191] **Ach**-*aza*, j. Esch-az (Neckar) = *Ach-asa unter Annahme der bekannten Verschärfung des s in z, sodann in **Ag**-*asta*,[192] j. Aist (Donau) =

[186] Ich neige mich der anderen Annahme zu, weil sicherlich zur Zeit der Treverer die betreffenden Flüsse die vollere Namensgestalt mit dem Suffix gehabt haben.

[187] Buck bringt gleichfalls (Alemannia VIII, 170), wie ich nachträglich sehe, den Namen *Treveri* mit dem Stamme *draw*, *traw* als „umgelautete Form" in Verbindung, ohne jedoch auf die Gebräuchlichkeit dieses Grw. in der Heimat der alten Treveri hinzuweisen.

[188] Nach Fr. in der Nähe von Königstein, nordöstlich von Wiesbaden.

[189] Über das Bstw. Kruf- einmal später.

[190] In Agi-ster-stein steckend. Fr. hat das Verdienst, Agi-stra bez. Egi-stra in Agi-stra-stein als einen Fln. erkannt zu haben, ohne freilich Agi- selbst zu deuten; s. über das von Fr. festgestellte Grw. stra Fr. unter *-stra* und vergl. Bt. S. 5.

[191] S. Fr. über die heutigen, dem alten *Ag-ara* entsprechenden Fln.

[192] asta fafst auch Buck (Alemannia VIII, 154) als identisch mit asa. Derselbe führt als eine solche „Umformung" auch an *Jag-st*, *Jag-ista* neben

Ag-asa = Ach-aza, weiter in *Og-ata*[193] = **Agata*, j. Oichten (Salzburg), ferner in *Acc-ussa-bach*[194] — auch *Ach-is-bach* ist überliefert —, *Ac-arse*,[195] j. Axe (Ems), *Ak-eda*, j. Acht, westlich von Koblenz.[196] Dieses Bstw. *ag-*, *ak-*, *ach-* bez. *eg-* stelle ich nun zu urgerm. *agja* Schärfe, Ecke, dann **Bergkamm, Berg, Egge**,[197] ahd. *ekka*, mhd. *ecke* und *egge*, an. *egg*, as. *eggja*. Wie nun das Thema *harja* den Themavokal a in Kompositen abwirft und das j zu i vokalisiert, z. B. in der Zstzg. *heri-zogo*, as. *heri-togo*, so auch *agja* in den Kompositen *Aegi-* bez. *Egi-dora* und in *Agi-stra*; vergl. noch as. *hellja-grund*, helli-grunt; hingegen vor einem Vokal fällt das i aus, wie in *Ach-aza* u. s. w.; übrigens ist auch neben *Egi-dora* wiederholt *Eg-dora* bez. *Eg-dore* überliefert.

Die Bedeutung Eggeflufs = Bergflufs pafst ganz vortrefflich auf die *Agi-stra*, von der die Externsteine den Namen haben. Dieser Bach, der an den Steinriesen vorbeifliefst, entspringt nämlich an der noch jetzt so genannten Kleinen Egge. Die Richtigkeit der Erklärung Eggenflufs ist wohl zweifellos; die übrigen Deutungen des Namens Externsteine, Steine von ehgestern[198] oder Elsternsteine,[199] müssen gegenüber der einfachen Deutung Steine an der Agi-stra oder Felsen am Bergbache aufgegeben werden. Die Exter — und das ist noch sehr wichtig

---

Jag-is (Fr. hat Jag-as), *Jag-ese*. Dieses Beispiel halte man noch zu den übrigen bei der Erklärung des t in Vis-t-ula oben S. 395 angeführten.

[193] So heifst die *Ag-ara* auch *Og-ra*. Die Form *Og-ina*, die Fr. für denselben Flufs neben Og-ete bietet, betrachte ich als eine Abschwächung aus *Og-inta*; diese Form würde wiederum dafür sprechen, dafs ata weiter nichts als eine Abschwächung aus anta sei, wie oben S. 366 angenommen ist.

[194] -bach ist späterer Zusatz; *Acc-ussa* ist = *Ac-ussa* = *Ac-asa* = *Ach-aza*. *Ac-ussa* zeigt, wie die folgenden Fln. *Ac-arse* und *Ac-eda*, das urgerm. Wort agja (s. F.), mit welchem ich dies Bstw. im Text zusammenbringen werde, auf der oberdeutschen Lautverschiebungsstufe; bei der auf nd. Gebiet fliefsenden *Ac-arse* — der Name ist aus dem 11. Jahrh. überliefert — möchte ich das oberdeutsche *ac-* auf den auf as. Gebiet eingreifenden Einflufs des Ahd. zurückführen, der den Schreiber veranlafste, die ihm vielleicht näherliegende ahd. Umformung des Namens zu wählen.

[195] Über *-arse* als Grw. s. Bt. S. 95 und vergl. oben S. 381. Wahrscheinlich gehört hierher auch der Fln. Arse in Ostpreufsen, den ich Oest. entnehme.

[196] *-eda* ist = *ada* = *ata*, *Akeda* demnach im Grunde = *Og-ata*.

[197] S. über die mannigfachen Bedeutungen, die Egge z. B. in der Schweiz hat, das Schweizerische Idiotikon von Staub und Tobler S. 157.

[198] Diese Erklärung stammt bekanntlich von Grimm.

[199] Diese Deutung knüpft an die nd. Form des Wortes Elster an; sie ist noch neuerdings wieder aufgestellt worden; die Elster heifst ravensberg. z. B. *iakster*, wo ia älterem a entspricht, s. *Jellinghaus*, *Westfäl. Gram.* S. 37.

für die gegebene Erklärung — ist auch ein Flufs, der in der Nähe von Rinteln in die Weser mündet; derselbe geht demnach auch auf die as. Form **Agi-stra* zurück. Er kommt vom Teutberge bei Alverdissen. In der Quellgegend dieses Flusses ist der Name Egge auch recht gebräuchlich; z. B. findet sich dort die Steinegge.

Egge bezeichnet aber nicht blofs einen einzelnen Berg, sondern auch einen Höhenzug. So heifst bekanntlich der südlichste Teil des Teutoburger Waldes, der nördlich bis zum Velmers-toot[200] reicht und das Randgebirge der Hochfläche von Paderborn bildet, die Egge. In der Schweiz bedeutet Egge auch eine langgestreckte Hochebene.[201] So konnte auch füglich der holsteinische Landrücken, auf welchem die Eider entsteht, als Egge bezeichnet werden und demgemäfs der von dort kommende Flufs als Eggenflufs. Es scheint mir nämlich nicht angänglich, das *Egi-* in Egidora von dem in den oben aufgeführten Fln. hervortretenden Bstw. zu trennen, ebenso wenig wie das -dora von dem Fln. Dura u. s. w. Deshalb kann ich nicht umhin, die Deutung „Thür des Meergottes", obgleich sie von bedeutenden Gelehrten gebilligt wird, für unrichtig zu halten, zumal da eine solche Bezeichnung für einen Flufs eine ganz vereinzelte und auffällige Benennung wäre, die sich auf keine Weise mit der sonstigen Flufsnamengebung in Einklang bringen liefse.[202]

Die Bedeutung Eggenflufs wird auch bei den übrigen Fln. passen, wie sie z. B. für die Axe oder Axel angemessen ist, welche auf den Höhen von Beckum entspringt. Nicht unwichtig erscheint es mir, dafs das von mir in *Ac-arse* angenommene Grw. ungefähr vier Meilen von der Quelle der Axe in der bei Hamm in die Lippe gehenden Ahse hervortritt, welche in alter Form *Ursena* lautet. Das U in *Ursena* steht im Ablautsverhältnis zu dem a in *-arse*.

Wie nun — um das hier anzuschliefsen — aus *Eg-dora* das

---

[200] So trenne ich und nicht Völmer-stoot, weil ich das -toot mit dem Teut- in Teutberg uud Teut-o-burger Wald zusammenbringe, worüber einmal später.

[201] S. Schweizerisches Idiotikon I, 157.

[202] Übrigens war ich sehr erfreut, nachträglich zu bemerken, dafs auch Buck (Alemannia VIII, 154) bezüglich des Fln. Egidora sagt: „Von *dora* = Thor kann keine Rede sein", — dafs er ferner gleichfalls alle die Fln., die ich aufgeführt, mit Ausnahme des fehlenden Agi-stra unter einem St. *ak*, *ag* zusammenstellt, freilich ohne diesen Stamm zu erklären; *-id-ora* fafst er als Doppelsuffix; über die Bedeutung desselben wird nichts gesagt.

heutige Ei-der wird, wie *hai-stalt* aus *haga-stalt* (Hagestolz, s. Wg. u. d. W.), wie aus *Hegibach* das jetzige *Heubach*, so ist auch nach meiner Ansicht das *Ard-ey*[203] = *Ard-egge* und dies mit weggefallenem H, wie so oft, = **Hard-egge* = Berg-zug = Haarstrang der Bedeutung nach. In Herd-ecke am Südfufse des Ard-ey oder der Hard-egge wäre demnach der alte Name bewahrt, und Herd-ecke = Hard-egge. Man vergl. das österr. Hard-egg, alt *Hard-ekke* und *Hard-eck*, sodann das steierm. *Hard-egg*, alt *Hard-eke*, sowie den Namen der nassauischen Ruine *Ard-eck* (s. Oest.).

Dementsprechend betrachte ich nun die Hai-mecke (Rahmede, Lenne, Ruhr), desgleichen die Hai-mecke (Nette, Lenne, Ruhr) als hervorgegangen aus **Hag-mana* und als identisch mit den Fln. Hach-mecke und Hech-mecke im Kreise Altena. Hagen aber, besonders in der Entstellung Hahn, ist auch im westfälischen Süderlande eine ganz gebräuchliche Bezeichnung für Bergwald, Berg.[204] Die erwähnten Fln. bedeuten demnach der Hag- oder der Bergwaldbach. Die zuerst genannte Haimecke entspringt an einem Bergzuge, der noch jetzt in dem nach Altena hin belegenen Teile der breite Hagen oder Hahn heifst, gegenüber liegt der dicke Hagen. — So erkläre ich auch den Fln. *Hag-na*, j. Haine,[205] als *Hag-ana* = Hag- oder Bergwaldflufs, indem ich *ana* als das Grw. fasse. Im Anschlufs daran deute ich *Hainnoum*, j. Hennegau, folgendermafsen.

Die Form *Hai-on-avius* (pagus) ist bei Fr. unter den ausdrücklich mit der Jahreszahl bezeichneten die älteste, danach *Hag-in-ao*. Das *Hai-* in der ersteren Form ist aus *Hag-* entstanden; die *Hag-na* kommt schon in der ahd. Zeit selbst mehrfach als *Hai-na* vor. Die folgende Silbe *on-* ist der Überrest des Grw. *ana* in der Abschwächung *on(a)* und *-avius* eine adjektivische Bildung von *-awa* Aue;[206] das Adjektiv ist wegen des folgenden Substantivs *pagus* gebildet. Als Name des Flusses ergiebt sich zunächst *Hag-ona*, daraus entsteht mit Anhängung von *awa* *Hag-on-awa* = Bergwaldflufs-Au.[207] Durch

[203] Bekanntlich ein Teil des Ruhrgebirges.

[204] Übrigens erscheint in Fln. nur das Stammwort Hag, von dem Hagen eine Ableitung ist.

[205] „Der Hennegau ist danach benannt“ (Fr. S. 692).

[206] S. bei Fr. in der Aufzählung der Zstzg. die verschiedenen Formen dieses Wortes.

[207] Wahrscheinlich ist *Haganowa*, j. Hagenau u. s. w., derselbe Name, falls nicht hier eine Ableitung von *hagan* vorliegt.

Ausfall des w[208] und Anfügung der ortbezeichnenden, dativischen Endung *um* statt des jüngeren *un* erklären sich sodann die Formen mit oum bez. aum in *Hai-n-oum* und *Hai-n-aum*, in denen aufserdem der Vokal vor n ausgefallen ist; das o in oum geht auf die häufig vorkommende Nebenform *owa* zurück.

In Anknüpfung an die obigen Fln. mit dem Bstw. *ag-* u. s. w. möchte ich meine jetzige Ansicht über den Fln. Ocker im Gegensatz zu der Erklärung in den Bt.[209] noch auseinandersetzen. Ich bin nämlich bezüglich eines dort vermuteten Grw. *acra* sehr zweifelhaft geworden und zwar erstens, weil in den oben aufgeführten Fln. das Bstw. *ag-* u. s. w. sich wohl nicht von dem Ag- in *Ag-ara* trennen läfst, mithin der Schlufs nahe liegt, dafs in Ag-ara ara das Grw. sei, — zweitens, weil sich nirgends sichere Beispiele finden, dafs dies vermeintliche Grw. in Kompositen auftritt, — drittens, weil für acra sich weder im Germ. noch im Indog. ein Wort bez. ein Stamm auffinden läfst mit der Bedeutung Wasser bez. Fliefsen. Gerade diese Forderung, dafs diejenigen Wörter, die man als Grw. betrachtet, auf ein Etymon zurückgeführt werden müssen, in welchem bereits der Begriff Wasser bez. ein verwandter Begriff zur Erscheinung komme, — eben diese Forderung habe ich in den Bt. nicht genügend berücksichtigt. Es war mir deshalb sehr lieb, dafs Herr Prof. Paul in Freiburg die Güte hatte, mich brieflich infolge meiner Bitte, mir sein Urteil über die ihm zugesandten Bt. nicht vorzuenthalten, auch auf diesen Punkt aufmerksam machte, wofür ich ihm meinen freundlichen Dank hier ausspreche. Ich möchte deshalb die Ocker, ad. *Ob-ac-ra* bez. *Oc-ok-are*, als eine Doppelzstzg. ansehen, wie ich schon in den Bt. die *Reth-rat-enza*,[210] die *Orc-unt-rura* und die *March-lupp-â* als solche gefafst habe. Diese Doppelzusammensetzungen finden sich besonders da, wo eine Unterscheidung von einem Quellflufse bez. Nebenflusse als notwendig erscheint, wie das der Fall sein dürfte nach der unten folgenden Darlegung bei der Ocker gegenüber ihrem Nbfl. der Ecker. Eine solche Differenzierung möchte ich nun auch bei der *Ob-ac-ra* annehmen. *Ob-* erkläre ich noch gerade so wie in den Bt., nämlich = ahd. *opa*, *oba*, *obe* = oben, oberhalb, über, — das *ac-* aber wie in *Ack-ara*, j. Agger (Sieg), in *Ak-eda*, *Acc-ussa*, *Ac-arse* u. s. w.

[208] Vergl. *Welan-ao* statt *Welan-awa* bei Fr.
[209] S. 115 Anm. 338.
[210] S. S. 31, S. 39 u. 81.

als Egge, Berg, — schliefslich *ara* = Flufs. So hiefse denn *Ob-ac-ra* Hoch-berg-flufs oder Hoch-eggen-flufs. Diese Bedeutung würde vortrefflich passen; denn die Ocker entspringt an dem über 3000 Fufs hohen Bruchberge und zwar nach der Karte von R. ziemlich nahe dem Hochrücken dieses Berges. Die Ecker entspringt am Abhange des Brockenfeldes und fliefst in die Ocker. Die alte Namensform von Ecker ist mir zwar nicht bekannt; ich vermute aber darin **Ak-ara*, so dafs ***Akara : Ecker = Ag-ara : Eger** sich verhalten würde; **Ak-ara* hiefse somit Bergflufs. Nun ist das Brockenfeld 992 m hoch, während der Bruchberg nur 975 m. Man sollte also meinen, dafs die Ecker mit gröfserem Rechte Hocheggenflufs genannt würde als die Ocker. Unsere Vorfahren kannten aber die genaue Höhe der Berge nicht. Da das Brockenfeld „eine über 7 km lange, etwa 5 km breite Sumpffläche mit mächtiger Torfbildung“ ist, demnach, wie auch der Name besagt, als ein Feld sich darstellt, so konnte es sehr wohl der Fall sein, dafs man die am Bruchberge entspringende Ocker als Hocheggenflufs, hingegen die Ecker einfach als Eggenflufs bezeichnete. Man ging sonach hierbei nur von der äufseren Gestalt, dem äufseren Anschein aus, nach welchem in sehr vielen Fällen ein an sich höher gelegenes Bergfeld niedriger erscheint als eine Bergspitze, vorausgesetzt, dafs beide Höhen nicht nebeneinander liegen, sondern, wie das bei dem Bruchberge und dem Brockenfelde der Fall ist, durch Höhen und Tiefen getrennt sind, demnach eine unmittelbare Höhenvergleichung nicht möglich ist.

Anhangsbemerkungen.

1.

Abkürzungen.

Anh. Anhangsbemerkung.

Bt. Lohmeyer, Beiträge zur Etymologie deutscher Flufsnamen.

Abh. Lohmeyer, Zur Etymologie hauptsächlich westfälischer Flufs- und Gebirgsnamen. (Abhandlung in Herrigs Archiv Bd. LXIII.)

Fr. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. 2. Bd: Ortsnamen. (2. Aufl.)

F. Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. (3. Aufl.)

Schade. Schade, Altdeutsches Wörterbuch. (2. Aufl.)

Kluge. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.

Wg. Weigand, Deutsches Wörterbuch. (3. Aufl.)

Heyne. Kurze Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Dialekte. (3. Aufl., 2. Abdruck.)

Oest. Oesterley, Historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters.
R. Reymanns topographische Specialkarte von Mitteleuropa.
L. Liebenow, Topographische Karte von Rheinland und Westfalen.
Arn. Arnold, Ansiedelungen u. Wanderungen deutscher Stämme.
D. Dechen, Orographische und hydrographische Übersicht der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen.
Grw. Grundwort.
Bstw. Bestimmungswort.
j. jetzt.
Lenne (Ruhr, Rhein) bedeutet z. B.: die Lenne, ein Nebenflufs der Ruhr, eines Nebenflusses d. Rheins.
Fln. Flufsname.
Nbfl. Nebenflufs.
u. d. W. unter dem Worte.
zsgs. zusammengesetzt.
Zstzg. Zusammensetzung.
indog. indogermanisch.
eur. europäisch. (Die europäisch-indogermanische Ursprache ist damit gemeint „vor der Spaltung der Europäer nach Nord und Süd, Tiefebene und Bergland". Fick, Wörterbuch.)
germ. germanisch.
got. gotisch.
ad. altdeutsch.
nld. niederländisch.
n. neu.
md. mitteldeutsch.
amhd. altmittelhochdeutsch.
nnd. neuniederdeutsch.
St. Stamm.
W. Wurzel.

Die übrigen Abkürzungen, wie ahd. u. s. w., sind bekannt.

2.

(Zu S. 357, Anm. 5.)

Der Übergang des *v* (= *w*) in *u*, der bei dem St. *swal* hervortritt, ist überaus häufig. Oft fällt auch das w einfach aus, wie z. B. germ. *kviva* = *kwiwa* (s. F.) ahd. *quëc* und *chëch* heifst, amhd. aber auch *choch*, wie ferner germ. *qvath* sagen (s. F.) ahd. *quëdan* und *chëdan* lautet. Für den Übergang des w in u erwähne ich noch folgende Beispiele, deren germanische Urform ich nach F. mitteile: germ. *kvam* kommen, got. *qiman* ist as. *kuman*; germ. *kverru* ruhig ist an. *kyrr* = *kurja*, mhd. *kürre* = *kurrja* aus älterem *kvirru*, germ. *hvota* Drohung ist an. *hôt*, dazu gehört as. *hôti* infensus, germ. *hvernja*, got. *hvairnei* ist ahd. *hirni* und zugleich ein Beispiel für den gänzlichen Ausfall des Spiranten; *hvôstan* Husten ist an. *hôsti*, ahd. *huosto;* germ. *dval* erscheint in an. *dul*, as. *dol*, engl. *dull*, ahd. *tol;* aus eur. *dhvan* tönen wird an. *dynr*, as. *dunjan* dröhnen, an. *duna* fragor; eur. *dhvas* zerstieben tritt hervor in ags. *dust*, engl. *dust* Staub, ags. *dysig*, nd. *dösig* besinnungslos, nd. Dusel; F. bemerkt (III, 324) unter *sunnan* Sonne: „erweitert aus *sun; sun* für *svan*, wie *hun* für *hvan* in *hunda* Hund"; germ. *svôtja* süfs wird an. *soetr* d. i. *sôtjas*, ahd. *swuazi* und gewöhnlich *suazi*; germ. *svath* sieden ist die Grundform zu *siuthan sauth* u. s. w. sieden; von germ. *svam* schwimmen kommt her germ. *sunda* das Schwimmen, Meerenge, Sund. — Aus eur. *svar* tönen, schwirren wird sowohl germ. *svaran* schwören und an. *sveri* Schwur als *svar* schwirren, und unser surren ist nicht, wie Wg. vermutet, aus mittellat. *surrare* für *susurrare* entstanden, sondern urverwandt mit diesem Worte, ebenso wie mit lit. *surma* Pfeife.

Mit diesem Verbum *svar* bringe ich jetzt auch zusammen abweichend von der in den Bt. S. 22, Anm. 71 ausgesprochenen Ansicht die Fln. *Sur-apa*, j. Sorpe (Lenne), — *Sur-â* — j. Sauerbach, südlich von Weifsenburg, und Sure (Mosel), sowie Sur (Salzach) — dessen Grw. wohl â = aha ist, es kann jedoch auch ein anderes Grw. bereits abgefallen sein —; sodann *Sor-na*, j. Zorn (Rhein) aus *Sor-ana*, ferner die *Sor-aha*, ein Bach bei Soisdorf, ad. *Soresdorf*, — schliefslich unter Annahme des Ausfalls des w *Sar-awus*,

j. Saar (Mosel), womit zu vergl. die Ortsnamen Sar-beck (Saerbeck, Sorbeck) im Kr. Münster, ad. *Sar-bikie*, und *Sarbach* (aus dem J. 839) in Schwaben. In *Sar-awus* fasse ich -awus als das Grw. *awa* Flufs, s. Fr. unter *awa*. Ich bringe diese Namen deshalb mit *svar* und nicht mehr, wie in den Bt., mit dem eur. *sar* (*sal*) gehen, eilen zusammen, weil eur. *swar* sich auch noch im Germ. als Verbum erhalten hat, dagegen nicht *sar*, *sal*, weil sich ferner das in den meisten Namen hervortretende u (o) durch den Übergang des w in u in *swar* auf die einfachste Weise erklären läfst. Wie bei den Stämmen *kar*, *kvain*, *ban* und *nid* — s. S. 411 — so tritt auch bei *swar* die ursprüngliche Bedeutung tönen in Flu. noch hervor.

Ich wollte aber in dieser Anhangsbemerkung nicht blofs den Übergang des w in u u. s. w. zeigen, sondern auch das Bstw. *swal-* in Fln. erklären.

Swal schwellen erscheint gleichfalls als *sul* in got. *sulja* Sohle, ferner in ags. *syll*, nd. *süll* Schwelle — vergl. lat. *solea*, gr. *ὕλια* —, weiter in an. *sullr* Geschwulst (am Fufse). Von *swal* kommt auch mhd. *swëlle* Geschwulst, ferner ahd. *swil* Schwiele, eig. die Schwellung, im Lat. aber aufser *salebra* auch *saltus*, eig. die Schwellung, woraus sich die Bedeutung Waldgebirge u. s. w. entwickelt (s. F. II, 286, vergl. I, 842 u. III, 363).

Auf Grund nun dieser letzten Bemerkungen und besonders in Anbetracht der Bedeutung von *saltus*, nämlich Gebirge, wurde ich darauf geführt, das *Swal-* in folgenden Bergnamen als eine uralte Bezeichnung für Berg zu fassen und in dem demselben oft angehängten Berg einen späteren erklärenden Zusatz, der gemacht wurde, als man das Wort *swal-* nicht mehr verstand. Bergnamen dieser Art sind: der Schwalenberg — südlich von Lügde bei Pyrmont — an dessen Südfufse der Ort Schwalenberg liegt, im Mittelalter *Svalenborgh* und *Swalenberg* lautend, — ferner der Saalberg bei Alverdissen, nordwestlich von Pyrmont, — weiter der Süllberg im Kr. Iserlohn und Suelberg bei Blankenese in Holstein, im Mittelalter *Sollonberg* und *Sulenberg* lautend, ein Name, den ich Oest. entnehme, — sodann der Solling, bei Oest. in den Formen *Sollingus*, *Solingk* und *Sullingswald* aufgeführt. Im Sollinger Walde liegt Sohlingen, ad. *Sulligi*; ich möchte deshalb vermuten, dafs in Solling das *ing*, *ig*, wie in *Osning*, wo wir aufser *Asnig* noch die klare, unzweifelhaft auf Egge deutende Form *Osneggi* haben, ich möchte glauben, dafs auch *ing*, *ig* in Solling = Egge sei. Da Egge auch — s. oben S. 425 — eine langgestreckte Hochebene bedeuten kann und der Solling von allen Seiten zu weiten Hochebenen schwach ansteigt, so wäre Berg-egge keine Tautologie. Oest. entnehme ich gleichfalls den Ortsn. *Sol-berg* im Kanton Bern, im Mittelalter *Solberc*. Auf der Karte von R. fand ich den Ort Sülldorf, südwestlich von Magdeburg, ad. *Sul-dorp*, an der Sulze, sowie an demselben Flusse den Ort Sohlen am Fufse der Sohlberge. Da nun die Schwale (Stör) nach Oest. im Mittelalter aufser *Svale* auch *Sala* heifst, da ferner der Gau Schwalefeld um die Schwale (Wernitz) in der vit. s. Bonif. auch *Salafeld* lautet und das w, wie oben gezeigt, überhaupt mehrfach ausfällt, so ziehe ich hierher auch den Namen eines Berges bei Plettenberg (Kr. Altena), nämlich Sal-ey, dessen -ey ich wie in Ardey — s. oben S. 426 — als Egge fasse; Saley wäre demnach = **Swaley* = **Swalegge* = **Sulegge* = *Soll-ing*.

Auf Grund dieser verschiedenen Bergnamen mache ich den Schlufs, dafs *Swal-* bez. *Sul-* in Schwalenberg u. s. w. Berg heifse und Berg selbst ein späterer Zusatz sei; diese Bedeutung entwickelt sich, wie *saltus* Gebirge, leicht aus dem ursprünglichen Sinne Schwellung. Man vergl. F. I, 507: „*ἴδη* = *Ἴδη* = Waldgebirg (Schwellung, wie lat. *saltus* von *swal* schwellen)"; ferner setzt F. (II, 33) bedeutsam zu *ἴδη* saltus als Erklärung Solling, womit er doch wohl die etymologische Ableitung des Namens Solling von swal andeuten will. — Somit möchte ich jetzt

nicht blofs die Fln. hierherziel en, welche *Swal-* oder *Sul* zeigen, wie in Abschnitt I die *Swal-mana* u. s. w. und den eben genannten Fln. Schwale, sowie die in den Bt. S. 22 ff. behandelten Fln., nämlich *Sul-aha*, bezeichnend sowohl die Suhla (Hasel, Werra), als die Suhla (Werra) und die Suhle (Hahle, Ruhme, Leine, Aller, Weser), die Sål-mecke (Verse, Lenne, Ruhr), die *Sol-anza*, j. Sulz (Altmühl), schliefslich die von einem Fln. herrührenden Ortsn. *Sul-beke*, j. Süllbeck bei Bückeburg, sondern ich möchte jetzt auch mit diesem Bstw. in Verbindung bringen die verschiedenen Flüsse des Namens Saale (s. Abh. 369 ff.), desgleichen die Selke (Bode, Saale). ad. *Sal-ica* — über eca vergl. oben S. 393 —, ferner die *Sal-mana*, j. Salm (von der Eifel), ein Fln, dessen sprachliche Gleichheit mit *Sval-mana*, j. Schwalm (Eder) wohl jedem einleuchtend sein dürfte. Ich bringe diese Fln. deshalb nicht mehr mit eur. *sal* gehen, eilen zusammen, weil dieser St. sich sonst im Germ. nicht nachweisen läfst. Seit ich nun von dem Vorhandensein eines Grw. *anta* bez. *ata*, seiner Abschwächung, überzeugt bin, deute ich auch nicht mehr die Fln. *Sul-zaha*, j. Sulzbach und *Sul-zi-bach* — s. Fr. —, sowie *Sal-ta*, j. Salza (Saale), westlich von Halle, desgleichen die verschiedenen Flüsse des Namens *Sal-zaha* als Salzbach, sondern ich betrachte in Sul-zaha und Sulzibach -aha und -bach als spätere Zusätze, wie auch in dem unten erwähnten *Zul-te-bach* und als Grundform der Namen mit *Sul-* *Sul-anta oder in der oberdeutschen Lautverschiebung *Sul-anza*, woraus Sul-aza, Sul-za sich entwickelte, sodann als Grundform der Fln. mit *Sal-* *Sal-anta* bez. lautverschoben *Sal-anza*, aus denen durch Abschleifung **Sal-ata*, *Sal-ta* bez. **Sal-aza*, *Sal-za* hervorging; für die Formen mit *Sal-* aber wie für die mit *Sul-* ist die Urform *Swal-*. Ich bemerke, dafs die *Sol-anza*, j. Sul-z, demnach derselbe Name sein würde wie die *Sul-z-aha*, j. Sul-z-bach, denen sich noch als identisch die Süel-z (Agger, Sieg), fur welche Oest. aus dem Mittelalter die Form *Sul-tze* bietet, anreihen läfst. Es verhält sich demnach *anta : ata* = *anza : aza*. Besonders lehrreich ist für die obige Auseinandersetzung der Ortsn. Sülldorf, ad. *Sul-dorp*, südwestlich von Magdeburg, an der *Sül-ze*. Man sollte nach dem Fln. Sül-ze meinen, Sülldorf müsse ad. etwa *Sult-dorp* heifsen und Sult- sei eine Nebenform von *salt* = Salz; da der Ort aber Sul-dorp lautet, so wird mir daraus klar, dafs weder das *Sul-* in *Sul-dorp* noch das Sül- in Sül-ze mit Salz zusammenhängt. Bei der Annahme eines sult als einer Nebenform zu salt bliebe überdies, da sult nicht als Verbalsubstantiv und dementsprechend u als Ablaut gefafst werden kann, das u ohne genügende Erklärung, während bei meiner Ableitung das an die Stelle eines ursprünglichen w getretene u vortrefflich begründet wird.

Da sich nun auch ein Ort *Soll-ern* im bayr. Kr. Moosburg findet, der im Mittelalter Soll-eren lautet — s. Oest —, so erscheint es mir recht wahrscheinlich, dafs auch der Bergname *Zol-ro*, bez. *Zol-ra*, *Zol-ron* aus *Zol-ra* vermittels des wiederholt in dieser Arbeit erwähnten Überganges des s in z entstanden sei. Ich sehe in dem *-ra* das Suffix *ari*, welches die Bewohner eines Ortes anzeigt. Die **Sol-ari* sind also die von der Suhle oder Schwale, d. h. die vom Berge. Demnach sind die Herren von **Schwal**enberg und die von **Zoll**-ern Namensvettern. Diese Erklärung erscheint mir viel einfacher als die aus dem keltischen *tul* = Berg, welche *Buck* in seinem *oberdeutschen Flurnamenbuche* S. 312 giebt, und zwar deshalb, weil wir in dem bayrischen *Solleren* eine Parallelform haben; auch scheint mir der Bergname *Sal-t-eri* — westlich von Gandersheim an der Leine — aus **Swal-eri* mit eingeschobenem t entstanden zu sein, demnach = Sol-ra = Zolra. Überaus wichtig ist ferner für die Deutung von *Zolra*, dafs ein Berg in Baden j. Grichts**zoller** heifst, aber im vorigen Jahrh. noch Gritz-**sohler**, s. Buck a. a. O. S. 311. Einen Übergang des s in z in dem eben behandelten Worte *swal* bez. *sul* haben wir, glaube ich, auch bei *Zull-inga*, j. Zollingen, welches ich für identisch mit dem oben erwähnten

Sohlingen halte, ad. Sul-ingen und *Sul-iggi.* — So ist mir auch das von Fr. aufgeführte *Zul-te-bach* sprachlich zusammenfallend mit dem oben erwähnten *Sul-ze-bach*, nur dafs dieses in der oberdeutschen Lautgestaltung erscheint.

3.

(Zu S. 366, Anm. 25.)

Es ist kein Zweifel, dafs auch das *Sinc-* in *Sinc-fala* dasselbe Bstw. ist, was in *Sinc-alta* hervortritt. Dieser Flufs heifst jetzt Zwin; vielleicht hat sich in der jetzigen Form noch das alte w erhalten.

-fala ist mir noch durchaus nicht klar; es ist auf jeden Fall eine Entstellung eines alten Grw., möglicherweise von *alta* in der Abschwächung ala unter Einschiebung eines f als Bequemlichkeitslautes, wie das w in Del-w-unda als solcher S. 417 angenommen wurde. Ist vielleicht aber zum Behufe leichterer Aussprache eine Versetzung des w in Dwel-unda zu Del-w-unda durch Analogien wahrscheinlich zu machen?[1] Dann würde auch ich eine solche Versetzung eines aus w entstandenen f — s. darüber S. 394 u. 419 — in *Swinc-ala zu Sinc-f-ala annehmen und einen ähnlichen Vorgang in dem sonst ganz unerklärlichen Fln. *Cas-p-enze* (Main), der in dem heutigen Namen Gersprinz noch eine weitere ganz auffallende Entstellung gefunden hat. Ich stellte dann das Bstw. Cas- zu den oben S. 400 behandelten Fln. mit dem Bstw. *kwis-*, **kwas-* und *Cas-* in *Cas-p-enze* unmittelbar zu dem Fln. *Cas-ella.* Die Urform würde demnach **Kwas-anta* bez. in verschobener Gestalt **Kwas-anza*, **Kwas-enze* lauten, woraus durch Versetzung der Spiranten **Kas-w-enza*[2] und durch Verhärtung des w zu p Kas-p-enze würde. Eine ähnliche Umformung des Spiranten w zu b haben wir in *Del-b-ende,* einer Nebenform zu *Del-w-unda.* Das p in *Cas-p-enze* könnte man auch so erklären, dafs man, ausgehend von der unverschobenen Form *Cas-w-ente, unter Annahme der Vertauschung von w mit dem verwandten f und der oberdeutschen Lautverschiebung des f in p zu der Form *Cas-p-enze* gelangte, bez. zu **Chas-p-enze*; diese Vermutung ist deshalb durchaus nicht eine haltlose, da wir wirklich die Form Gas-p-ensa schon aus dem J. 1012 haben, der Eintritt aber des G für Ch in den Urkunden nicht selten ist, vergl. *Crutheim*, *Chrutheim* und *Grutheim*, ferner *Grezzibach*, *Chresbach* und *Cresbach*, sodann *Griesinga* und *Chresinga*, *Groninpach* und *Chroninpah*, desgleichen *Guginhusa*, *Chuginhuson* und *Kuginhusir* u. s. w. — Die Kas-pau (Leine) wird wohl auf **Kas-apa* zurückgehen. Ich möchte die vorgetragene Erklärung eher für richtig halten, als *Casp-* für stammverwandt ausgeben mit dem nd. Kaspe = Leiste, welches wahrscheinlich zum germ. St. *kusp* knüpfen *gehört.* Es läfst sich wohl nicht nachweisen, dafs Kaspe = Leiste wie Leiste selbst die Bedeutung Halde, Berg gehabt und *Casp-entia* und *Casp-au* Bergflufs bedeuten. S. über Leiste = Halde, Berg Bt. S. 51 und über Kaspe = Leiste *Berghaus, Sprachschatz der Sassen* u. d. W.

4.

(Zu S. 366, Anm. 26.)

Ich bemerkte oben, dafs ich in verschiedenen Fln. den indog. St. *swap*, *swab*, germ. *swip*, *swif* heftig bewegen annähme. Zu diesen rechne ich den Σούηβος des Ptol., *Suevus* oder *Suebus*, von einigen als identisch mit

[1] Vergl. oben S. 413 ff. über *dul-; Del-* in Del-w-unda würde dann auf *dwel* zurückgehen, vergl. Hohentwiel, ahd. *Twiela* und *Duellum*, oben S. 415.

[2] Es ist ja keine Frage, dafs Del-w-unda und Cas-p-enze viel leichter auszusprechen ist als Dwel-unda und Cwas-enze.

der Warnow, von anderen als die Oder betrachtet.[3] Dazu gehört ferner die *Swab-aha* oder *Swab-â*, j. Schwabach (Rednitz); man vergl. bei Fr. den ad. Gaunamen *Suaba*, der auch *Suawa* und *Sueba* lautet. Unter Annahme des oben besprochenen Ausfalls des w stelle ich weiter hierher die *Sew-ena*,[4] j. Sewe (Elbe), die *Sew-ira*, j. Zeier (zwischen Unterösterreich und Steiermark), sodann die Sieb-er im Harz, die ich auf **Svib-ara* bez. **Svib-arna* zurückführe und für sprachlich gleich halte mit Seib-er-s-bach (Güldenbach, Nahe).[5] So erkläre ich auch den merkwürdigen Fln. *Zwiv-alt-aha*, nordöstlich von Sigmaringen, als entstanden aus **Swiw-alta* und *aha* als eine aftergelehrte Etymologie, wie sie als solche sich deutlich zu erkennen giebt in den Worten in *Ortliebi Zwifalt. chr.* (Pertz, Mon. Germ. XII, 72): nomen autem a duplici flumine accepit,[6] qui duplex fluvius Zwivaltaha vocatur". Dafs aha ein späterer Zusatz ist, geht auch daraus hervor, dafs es in den übrigen Formen bei Fr. nicht erscheint, sondern blofs das bekannte Grw. *alta* bez. in den Formen *ulda* und *ilda* oder mit dem Ortssuffix -un in *Zwiv-altun*. Auf den Übergang des s in z ist ja wiederholt hingewiesen.

5.

(Zu S. 368.)

Ebbegebirge erkläre ich nicht mehr als Wassergebirge, sondern sehe mich durch verschiedene Bergnamen, wie der kahle Eb bei Bielefeld und der zweimal daselbst begegnende Bergname der Eb u. s. w., veranlafst, ein Wort Ebbe = Abhang, Berg anzunehmen, welches ziemlich sicher auch wohl in *Hepin* erscheint mit unorganischem H, das so sehr oft vortritt, vergl. Bt. S. 46, Anm. 142 die urkundlichen Belege für diese unorganische Vorfügung des H. — *Hepin* bez. *Heppiun* ist übrigens ein Dat. Plur., der ja so oft zur Bezeichnung des Ortes gebraucht wird, und die ad. Form sowohl für Eppe im Fürstentum Waldeck als für Heepen bei Bielefeld, das auf einem besonders von den den Ort umgebenden Flufsthälern aus als Anhöhe sich darstellenden Hochfelde liegt. Ob dieses Wort mit Ebbe = Rückflut, Abflut zusammenhängt, welches Kluge mit got. *ibuks* zurück zusammenbringt, oder ob es von der indog. W. *abh* schwellen abzuleiten ist, mufs eine spätere Untersuchung lehren.

6.

(Zu S. 368, Anm. 29.)

Bruch = Sumpfboden erscheint in heutigen Namen in der Form -brück z. B. in Wallenbrück — bei Spenge, Kr. Herford —, welches in der ältesten Form *Waldenbrug* lautet und demnach *Waldsumpf* bezeichnet, ein Name, der vorzüglich auf die frühere und zum Teil noch auf die jetzige Beschaffenheit der Gegend pafst, wie mir Pastor Jellinghaus in Wallenbrück mitgeteilt. Auch Wiedenbrück an der Ems, ad. *Widen-*

[3] S. bei Fr. noch andere Meinungen. — Es ist übrigens sehr wohl möglich, dafs die **Sueben** von dem Suebus den Namen haben; die Erklärung „Schweifende" wird ja von mehreren als unwahrscheinlich betrachtet; vergl. oben S. 398, Anm. 99 darüber, dafs die Sueben Cäsars wahrscheinlich östlich der Elbe gewohnt haben.

[4] Aus *Sew-en-ones* kann *Sew-nones bez. *Semnones* entstanden sein, vergl. *Samnites* aus *Sab-nites* aus *Sabinites*.

[5] Wahrscheinlich steckt auch in Sobernheim, ad. *Sob-ern-heim*, ein Fln. **Swib-arna*, der durch Übergang des w in u bez. o zu **Sob-arna* wurde.

[6] Der Ort heifst nämlich ebenfalls *Zwiv-alt-aha*.

brugga und *Vitunbrucca* = Weidenbruch, zeigt Bruch als -brück. Vitunbrucca ist die nd. Form, denn der Bruch heifst nd. *brôk*, ahd. *bruoh*, md. *brûch*, — die Brücke aber bekanntlich ahd. *brucca*, nld. *brug*, nd. *brugge*. Zwischen diesen Wörtern konnte leicht eine Verwechselung eintreten.

7.

(Zu S. 372, Anm. 34.)

Den Bergnamen Brehloh bei Altena, sowie die Ortsn. Breeloh im Kr. Hagen, Brelon im Kr. Iserlohn, schliefslich den Stadtnamen Brilon im Rgbz. Arnsberg habe ich in der Abh. als leuchtender Wald gedeutet. Seitdem ich aber bei Fr. den Waldnamen *Braclog* gefunden, kann ich diese Erklärung nicht mehr aufrecht erhalten. *Brac-* in *Braclog* ist das nd. *brake* = Unterholz, Schlagholz, eig. wohl Holz zum Brechen, Abhauen bedeutend; *log* ist = Loh = Wald und lautet mhd. *lôch*, welches in den Urkunden aus der ahd. Sprachperiode auch in der Schreibung *log* erscheint. *Braclog* heifst demnach Unterholzwald. Gerade wie nun bei *Brac-bant* bez. *Bragbant*, j. Brabant, schon häufig in den Urkunden aus der ahd. Zeit das c bez. g fortfällt, so ist nach meiner Ansicht auch in *Bre-loh* u. s. w. das c abgestofsen zugleich mit Abschwächung des a in e bez. i. Es ist demnach *Breloh* = *Breeloh* = *Brac-loch*. In *Bri-lon* ist *lôn* kontrahiert aus *iohun*, dem ortsanzeigenden Dat. Plur. von *lôh*, s. Bt. S. 144, Anm. 338, wo ich *-lon* in *Uflon* bez. *Uflahun* als eine derartige Zusammenziehung nachgewiesen.

Es bedeutet demnach *Breh-loh* Unterholz-Wald, eine Bedeutung, die vortrefflich auf den hohen Brehloh bei Altena pafst, dessen Gipfel noch jetzt mit niedrigem Holze bestanden ist.

Auch in dem Fln. *Brach-ysa*, j. Brexbach bei Sayn im Rgbzk. Koblenz, ist Brach- dasselbe Wort nur in oberdeutscher Lautgestalt, und der Name bedeutet wie Brach-mecke (Lenne, Ruhr), *Brach-t-aha*, j. Bracht (Kinzig), Brach-t-pe u. s. w. — s. Abh. und Bt. S. 43 — Unterholz-Flufs; *-ysa* = *isa* = *asa* ist das Grw.

8.

(Zu S. 372, Anm. 35.)

Ich möchte in dem Bergnamen *Meli-bocum* in *Meli-* den oben S. 371 besprochenen St. *mel-* schwarz sehen. Da nun *buck*, mittellat. *bucus* „in Franken häufig, aber auch in Oberschwaben und um Oberrhein"[7] begegnet und zwar in der Bedeutung Berg (Waldberg), so deute ich *Melibocum* als Schwarzberg. Das Wort *buk* möchte ich als stammverwandt und im Ablautsverhältnisse zu *baka* Rücken stehend betrachten, s. über germ. *baka* Rücken F. III, 198. Über die Verwandtschaft mit ahd. *puhil* = Bühel = Hügel, nach meiner Ansicht der oberdeutschen, lautverschobenen und mit einer Ableitungssilbe versehenen Form von buc, gedenke ich einmal später zu sprechen.

9.

(Zu S. 378, Anm. 46.)

Auch die Lenne (Ruhr) möchte ich jetzt nicht mehr, wie in der Abh., auf **Hlin-aha*, sondern auf *Hlin-asa* zurückführen, denn *asa* als Grw. findet

---

[7] S. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch.

sich nicht blofs in Nord-, sondern auch in Mittel-[8] und Süddeutschland; bezüglich des Vorkommens von asa in Südwestfalen verweise ich besonders auf die Oese (Hönne, Ruhr), vergl. S. 380. Einen Fingerzeig, dafs *asa* und nicht *aha* das ursprüngliche Grw. von Lenne gewesen, möchte ich jetzt auch in dem Namen des **Astenberges** sehen, an dessen Kopfe die Lenne an mehreren Stellen aus den Steinen hervorquillt.

Möglich ist es zunächst, dafs Astenberg zurückgeht auf *As-ithi*, bez. *As-ide*, *As-ite*.[9] Diesen Namen haben wir in *As-ithi*, j. Oes-ede, einem Kirchspiel südlich von Osnabrück an den Abhängen des *Asn-ig*, des Osnings, nicht weit von den Quellen der *Asa*, j. Hase, und ihres Nbfl., der Düte. Am Abhange des Astenberges liegt die Ortschaft Astenberg. Diese müfste dann in alter Form As-ithi geheifsen und somit einen Ort bezeichnet haben — das liegt in dem Suffix —, der von dem Wasser, *asa*, seinen Namen erhielt. Es ist nun allerdings eine merkwürdige Erscheinung, dafs in dieser Höhe am Kopfe des Berges aus dem Gestein das Quellwasser der Lenne hervorbricht, so dafs es sehr natürlich erscheint, dafs der Ort bez. Berg nach dem Wasser benannt wurde. Dann hätte also der Berg von dem Orte As-ithi den Namen der *As-(i)thenberg* bekommen. — Eine zweite, möglicherweise richtige Erklärung ist jedoch folgende.

Der Bestandteil *-at*, *et* kommt nicht selten in Bergnamen vor. So heifst das Erzgebirge bez. der Böhmerwald *Sud-eta*, der Idt, südöstlich von Hameln, *Ig-ath*, ein Berg bei Attendorn der Ata-Hügel, ferner giebt *Woeste* in dem *Wörterbuch der westfäl. Mundart* einen Bergnamen *Eiden*, j. Ebberg. Ist dieses *at*, bez. *ait*, *et* wirklich ein selbständiges Wort, wie ich allerdings vermute, so könnte dasselbe mit dem eur. St. *id*, *aid* schwellen zusammenhängen, von der bekanntlich *ἴδη saltus*, eig. Schwellung, sowie der Bergname *Ἴδη*, ferner *οἶδος* Geschwulst u. s. w. herkommen.

F. setzt als urgerm. an *aita* Geschwür von dem St. *ait* schwellen; *aita* bedeutet demnach eigentlich die Schwellung, gerade so wie *ἴδη saltus*. Wie aber bei *ἴδη* die Bedeutung Berg aus der Grundbedeutung Schwellung hervorgegangen ist, so kann auch *aita* ursprünglich die Bedeutung Boden**anschwellung**, Berg gehabt haben. Ähnlich bedeutet an. *eitill* Drüse norweg. auch Knoten im Speck und isländisch Knorren am Baum, Bedeutungen, die sich sämtlich aus dem Sinne „Schwellung" entwickeln. Hat demnach *aita*, bez. in der Verdichtung *êta*[10] wirklich Berg geheifsen, so würde ich als ursprüngliche Form von Astenberg *As-at* annehmen = Wasserberg, an welches später -berg als Erklärung getreten. Aus **As-atberg* wurde so *As-t-berg* und daraus durch die Weiterbildung *Astenberg*. Astenberg würde dasselbe bedeuten, was ich auch in *Sud-eta* vermute, dessen Sud- ich mit mhd. *sôt*, ags. *seáth* fons zusammenbringe. Bei *Lübben* u. s. w. im *mnd. Lexikon* heifst es: „sôt aufwallendes Wasser, Quelle." Demnach wäre *Sud-eta* = Quellberg. Vielleicht steckt dieses Wort **aita* auch in den Ortsn. *Eiden-* oder *Eitenhusen* bei Minden, j. Eidinghausen, sowie in *Aidanthorp* und *Eitindorf*, ferner in *Eiteslebe*.[11] In der

---

[8] Hier besonders in Thüringen.

[9] S. die verschiedenen Formen dieses Ortsnamen-Suffixes bei Fr. S. 1435 an den Beispielen und vergl. über dasselbe überhaupt Förstemann, Deutsche Ortsn. S. 227.

[10] Wie sich at zu aita verhält, ist mir noch nicht klar. Hat sich aus ê â entwickelt, wie z. B dem got. ê im Ahd. und As. sehr häufig â entspricht?

[11] *-leiba*, *-leva*, *-lebe* bedeutet nach meiner Ansicht in den zahlreichen Kompositen Feld, eig. Abhang, da es, wie ich annehme, das so oft vor l ausfallende h eingebüfst — vergl. bei Fr. *Hleo*, in Zstzg. *-le*, zu ahd. *hlêo* gehörig — und mit got. *hlaiva* Hügel, ahd. hlêo, eig. die Lehne (vom St. *hli* lehnen siehe F. III, 88) zusammenhängt; Feld bedeutet auch *lar* in Zstzg., welches ich für

Abh. hatte ich Astenberg als Â-stên = Ahastein = Wasserfels gedeutet und -berg auch als späteren Zusatz gefafst.

Für wahrscheinlicher als die beiden vorgetragenen Erklärungen halte ich jedoch die Annahme, dafs der Berg ursprünglich *Asberg* geheifsen, wie der Quellberg der Hase — s. oben S. 368 —, wie ferner der Hohen-**Asperg** in Würtemberg, der in ahd. Form Assesberg lautet; das -es ist unorganische Genitivsendung, als ob von einem Personennamen die Rede wäre; s. darüber z. B. Fr. S. 34 u. *Förstemann*, *D. Ortsn.* S 188 ff. Hierher gehört auch wohl der Escheberg, ad. *Assiberg.* Am südlichen Abhange des Hohen-Aspergs entspringen nach der Karte von R. zwei Quellbäche, die einen in den Neckar fliefsenden Bach bilden; demnach würde die Deutung Wasserberg passen. Der Asperg heifst im Mittelalter auch **As-t-berg.** Dieser Name wäre ein unmittelbares Seitenstück zu As-t-enberg, nur dafs letzterer Name durch das ableitende -en weitergebildet ist. Dafs übrigens asa in der Umgegend des Hohen-Aspergs gebräuchlich war, ersieht man aus dem Fln Glem-s (Enz, Neckar), für welchen Fr. unter *Glem-is-gowe* als alte Form Glem-isa hinstellt Das *Glem-* in *Glem-isa* ziehe ich zu *glam*, das F. (III, 113) als W. von germ. *glomja* strepere bezeichnet. Man vergl. an. *glumra* dröhnen, md. *glumen* d. i. *glumjan* dröhnen u. an. *glam* heller Klang. Das e in *Glem-isa* ist der durch das i der folgenden Silbe bewirkte Umlaut von a. *Glemisa* heifst also Rauscheflufs.

10.

(Zu S. 379, Anm. 47.)

Der in Anh. 9 behandelte Fln. Glemisa zeigt auf das deutlichste, dafs das Grw. *asa* bez. isa mit specifisch deutschen Wörtern zsgs. ist, da, wie F. sagt, „die Basis *glam* sich sonst nicht nachweisen läfst". Dasselbe folgt aus dem Fln. *Lin-isa*, der nach meiner Ansicht ziemlich sicher mit *hlîna* Berglehne zsgs. ist; dasselbe ergiebt sich sodann aus dem Fln. *Hun-usa*, j. Hunse.[12] Das germ. Wort *han* tönen — s. F. III, 61 — habe ich in den Bt. S. 69 ff. in den Fln. *Han-afa*, *Hun-efa*, *Hun-asa* u. s. w. nachzuweisen gesucht.

11.

(Zu S. 381, Anm. 50.)

Dafs die *Isara*, j. Isère und Oise, keltischen Ursprungs sind, daran wird wohl keiner zweifeln. Auch die *Isara*, j. Isar in Bayern, wird wohl

identisch mit *Ileri* (Fr. S. 811) und *Ilara* (Fr. S. 809) und für eine Parallelbildung mit as. *hlior* Wange, engl. *leer* Backe halte, dem St. *hli* entsprossen. Ich werde später an den zahlreichen Zstzg. in Verbindung mit anderen Thatsachen zeigen, dafs *leiba* und *lar* die Bedeutung Feld gehabt haben, an dieser Stelle nur hinweisen auf die Bedeutung von germ. *hlida*, nämlich **Seite,** Halde, die sich aus der von Lehne, Bergseite entwickelt, sowie auf die Sprofsformen des germ. *vanh* schief gehen, von denen germ. *wanga* Feld heifst, hingegen *wangan* die Wange. Beide Bedeutungen entwickeln sich aus der Grundbedeutung „geneigte Fläche", gerade so wie bei germ. *hliura* Wange und *hlida* Seite. Man vergl. auch *campus* Feld von dem St. *kamp* = biegen. — In Fln. erscheint **hlaira* (hlara, lar, hleri, leri) noch in der Bedeutung Berghalde, Berg z. B. in *Lar-aha*, auch in der Nebenform *Lara* = *Lar-â*, j. Lohr (Main), ferner in *Larbach*, sodann in *Ler-na*, j. Lehre, östlich von Verden, mit dem Grw. *ana*, und in dem Ortsn. *Ler-biki* j. Lerbeck bei Minden.

[12] S. oben S. 390, Anm. 76 und Bt. S. 72.

keltischer Herkunft sein. Es fragt sich aber, ob nicht die Iser (Lahn), sowie der Iserbach (Sayn) germanischen Ursprungs sind und vielleicht ursprünglich **Is-arna* = dahinschiefsender Bach oder **Isc-arna Eschenbach*[13] gelautet haben; s. über ara aus arna Abschn. VI und über den Ausfall des c hinter *As-* z. B. S. 418. So wird auch die Is-mecke bei Altena, die gewöhnlicher Esmecke heifst, höchst wahrscheinlich Eschenbach bedeuten. Das keltische *Isara* hingegen würde ich mit dem cur. Worte *isara* kräftig, rege zusammenbringen und, wie bereits andere, als die Rasche erklären. Steht doch z. B. nach meiner Erklärung die deutsche *Amb-ra*, welche ursprünglich *Amb-riuna* lautet, vielleicht in gar keinem Zusammenhange mit dem gall. Fln. *Ambris*, der sehr wahrscheinlich mit sskr. *ambu* Wasser, gr. *ὄμβρος*, lat. *imber* zusammenhängt. Doch erkläre ich ausdrücklich, dafs ich über den Fln. Iser auf deutschem Boden noch keine auch nur einigermafsen mir selbst wahrscheinliche Meinung habe.

12.

(Zu S. 385, Anm. 58.)

Dys-aldes-husun, j. Delligsen, liegt nach der Karte von R. an einem Nebenbache der *Wispe*, die bei diesem Orte zusammenfliefsen. Von dem Nebenbache, der wohl den Namen **Dys-alda* bez. **Dus-alda*[14] gehabt hat, ist nach meiner Ansicht der Ort genannt. Dies Bstw. *dus-* bez. *tus-* mit der Abschwächung *dis-* bez. *tis-* zeigt sich in den Fl. *Tuss-ale* = **Tus-alda*, j. Düssel (Rhein), — in *Duos-na* — na = ana —, ferner in dem mit *Duos-na* identischen *Diuz-in-bach* = *Dius-ina* mit tautologischem *-bach*, — sodann in *Diezz-enten-bach*, worin *-bach* späterer Zusatz und *enta* das oben S. 365 behandelte Grw. ist, — weiter in *Düs-mecke* (Lenne), vermutlich = altem **Dius-mana* oder mit der Trübung **Diosmana*, — desgleichen in *This-arespach* mit Zusatz von *bach*, — auch in *Thyez-á*, j. Dies bei Nassau, — der Duse, auch Dase und Dause, sowie der Dause, beides Zuflüsse der Erpe (Twiste, Diemel) u. s. w. — Das vorliegende Bstw. ist nicht, wie Fr. und Buck — allerdings nur in Bezug auf Diezzentenbach bemerken —[15] mit ahd. *diozan* laut ertönen zusammenzustellen, sondern mit unserem nhd. tosen, welches Wg. unter tosen auf ein vorauszusetzendes ahd. Wurzelverb *diosan*[16] zurückführt. Beweisend für das ursprüngliche s nicht z ist die Düsmecke bei Altena auf nd. Sprachgebiet. Dieser Bach zeigt mit den überaus zahlreichen Abstürzen seines ziemlich steil vom Berge zu Thale sich ziehenden Bettes, wie passend der Name Tosebach ist. Auch bei der Düssel wird die Bedeutung auf den Oberlauf passen.

13.

(Zu S. 389, Anm. 72.)

Da ich diese Abhandlung benutzen will, um solche Aufstellungen in den Bt., die ich jetzt für unrichtig halte, zu berichtigen, so bemerke ich in Anknüpfung an *Velisena*, dafs ich ein Grw. *Sinna* nicht mehr annehme und

[13] S. über *Isc-* = Esche oben S. 388.

[14] Vergl. den Ortsn. *Dios-na*, der auch *Dissina* lautet.

[15] *Tuss-ale* u. s. w. erklärt Fr. nicht.

[16] u in *Tuss-ale* ist wohl eine Verdichtung aus iu, ie bez. blofs i Abschwächung aus iu. Vergl. übrigens S. 379 über *Liub-*.

zwar aus dem mehrfach erwähnten Grunde nicht, weil sich nirgends ein Wort findet mit der Bedeutung Wasser oder Fliefsen, worauf Sinna sich zurückführen liefse. Wie Sinna als Simplex zu erklären ist, darüber habe ich zur Zeit nur Vermutungen; ich möchte jedoch bereits die Vermutung jetzt aussprechen, dafs -sina als letzter Teil in Zstzg., ebenso wie die von Fr. mit dem Schlufsbestandteil *-sna* aufgeführten Fln. auf das Grw. Isana, Isna zurückgehen. So z. B. wäre der Fln. *Al-isna* = *Al-isana* = *Al-isa* = *El-ison*; die Ab-ens (Donau) heifst in der ältesten Form *Ab-usina* = **Ab-asana;* das u in Abusina zu vergleichen mit dem u in Fil-usa. *Ab* heifst vielleicht Berg, s. Anh. 5. — Die *Ant-isna*, j. Ant-isse (Inn), heifst noch *Ant-isina*, in den ältesten bei Fr. mit einer Jahreszahl bezeichneten Formen *Ant-esana*. Ant- würde ich für eine Weiterbildung von *an* halten, s. über *an anan ôn anana* hauchen bez. auch eilen, wie ich glaube, S. 383 und über das die Weiterbildung mit dem T-Laute bei diesem Verbum Bt. S. 2 ff. *Ant-isna* ist also im Grunde = *An-isa*. Diese Bemerkungen sollen eine blofse Andeutung enthalten; ich kann auf die übrigen Komposita jetzt nicht eingehen.

14.

(Zu S. 401, Anm. 110.)

In den Bt. S. 105, Anm. 303 hatte ich mitgeteilt, dafs *Kiepert* in seinem *Lehrbuch der alten Geographie* es als ganz bestimmt hinstelle, dafs „*die Römerfestung Mogontiăcum nach dem einfliefsenden Main benannt*“ sei und dieser ursprünglich *Moginos* geheifsen habe. Kiepert bemerkt nämlich a. a. O. S. 520, Anm.: „Römisch *Moenus*, altkeltisch, wie Glück nachgewiesen, *Moinos* und ursprünglich *Moginos*.“

Ich hatte aus diesen Worten Kieperts geschlossen, es sei auch Glücks Ansicht, dafs Mainz von dem Main benannt sei und dieser ursprünglich *Moginos* geheifsen habe. Nachdem ich mir aber die betreffende Schrift *Glücks*, nämlich *Rênos*, *Moinos* und *Mogontiâcon* u. s. w. angeschafft, war ich sehr erfreut zu finden, dafs es daselbst S. 14 heifst: „**Auffallen mufs es, dafs es noch in unseren Tagen selbst von anerkannten Sprachforschern für möglich gehalten wird, in dem Namen der Stadt *Mainz* stecke der Flufs *Main***“, — ferner S. 27: „*Mogontiâcon* hat seinen Namen von einem Gallier *Mogontios*, der sich dort ansiedelte und den Ort nach sich benannte ... *Mogontios* (ursprünglich *Mahantias*) heifst der Grofse, Mächtige, Starke.“ S. 14 beweist Glück sodann, **dafs der Main nicht ursprünglich *Moginos* geheifsen haben könne**, da „in der alten keltischen Sprache weder g noch sonst ein Mitlaut zwischen zwei Selbstlauten ausfällt“ — und sagt S. 13: „Im 11. u. 12. Jahrh. erscheinen die scheufslichen lat. Formen *Mogus* und *Mogonus*, die dem mittelalterlichen Einfalle, dafs die Stadt Mainz von dem Flusse Main den Namen habe, ihren Ursprung zu verdanken scheinen.“

Während ich also durchaus der Ansicht Glücks bin, dafs in Mainz nicht der Fln. Main stecke, sowie dafs der Main ursprünglich nicht *Moginos* gelautet habe, kann ich andererseits weder Glücks Meinung von der keltischen Herkunft des Namens Main annehmen, noch die a. a. O. S. 11 aufgestellte Ableitung des Fln. *Moenus* „von der zu *moi* gesteigerten W. mi, lat. *meare*“, nach welcher Main bedeute „Flufs als gehender, sich bewegender“. Main erscheint mir germ. Ursprungs, weil die mit diesem Grw. verbundenen Bstw. sich sämtlich aus dem Germ. erklären lassen — vergl. Bt. S. 105 ff. —; sodann halte ich die Etymologie Glücks nicht für wahrscheinlich, weil sich erstens die zu *moi* gesteigerte W. *mi* sonst nirgends nachweisen läfst — s. die Sprofsformen dieser W. bei F. I, 725 — und zweitens der Begriff des Fliefsens, bez. des Wassers, dessen Belegbarkeit wenigstens im Europäischen oder Indogermanischen ich für ein Grw. fordere, sich nicht

in der W. *mi minâti* treten, gehen, führen — s. F. a. a. O. — bez. in ihren Sprofswörtern aufweisen läfst.

Ich halte demnach an der in den Bt. S. 108 ff. gegebenen Etymologie fest.

15.

(Zu S. 407, Anm. 134.)

Dafs das Grw. *moina, mana* noch im 5. und 6. Jahrh. verstanden wurde, scheint mir aus folgendem hervorzugehen.

Im westfälischen Süderlande findet sich mehrmals der Fln. *Kirsmecke.* So giebt es eine Kirs-mecke (Else, Lenne, bei Plettenberg) und eine Kirs-mecke (Lenne, zwischen Werdohl und Altena). Mit *Kirs-* ist auch der Fln. *Kiers-pe*[17] zsgs., der ahd. *Kirs-upa* lautet, wie mir Professor Crecelius mitgeteilt. Ich selbst hatte Kierspe schon in der Abh. als Kirschbach erklärt. Als mir nun Crecelius seine Deutung, nämlich Kressenwasser, mitteilte, reiste ich nach Plettenberg, um an Ort und Stelle Untersuchungen anzustellen. Das Vorkommen der Kresse an diesem Bache habe ich nicht bemerkt. Hingegen fanden sich zunächst nicht weit von der Quelle ziemlich viele Kirschbäume, sodann ungemein zahlreich weiter abwärts in einer Schlucht, deren Enge das Ausrotten der Kirschbäume[18] verhinderte. In der Mitte des Flufslaufes, wo die Hänge der Thalmulde sehr flach zu dem Wasserlaufe verlaufen und wo deshalb Ländereien sich befinden, sind die Kirschbäume wahrscheinlich ausgerottet; vereinzelt stehen sie aber auch noch hier. — Desgleichen finden sich noch in der Thalmulde der Kirsmecke (Lenne) häufig Kirschbäume, aber nicht in der auffälligen Menge wie bei der Plettenberger Kirsmecke. An der Kierspe sowie der gleichfalls dort fliefsenden Kerspe finden sich dieselben nicht mehr. Es giebt bei Lüdenscheid auch einen Kerssiepen — ein Siepen ist eine wasserdurchzogene Schlucht —, ferner bei Altena den Kirshahn = Kirschhagen, wo noch vor ein paar Jahrzehnten, wie mir von Altenaern mitgeteilt, sehr viele wilde Kirschbäume gestanden haben.

Der Name Kirsche ist nun aber erst seit dem 5. Jahrh.[19] in Deutschland gebräuchlich geworden. Kluge bemerkt u. d. W. Kirsche: „Die Entlehnung ins Hochdeutsche fällt vor das 7. Jahrh., wie das Beibehalten des c als k im Hd. zeigt.“ Daraus kann man also schliefsen, dafs der Fln Kirsmecke erst in oder nach dem 5. Jahrh. entstanden ist, dafs demnach das Grw. *mana*, dessen Entstellung bekanntlich *mecke* ist, wenigstens im 5. oder 6. Jahrh. noch verständlich war.

16.

(Zu S. 410, Anm. 141.)

Bopp hat bekanntlich die Mehrzahl der Stammbildungssuffixe aus Pronominen, also aus selbständigen Wörtern abgeleitet und für einen Teil,

---

[17] Bei Lüdenscheid.

[18] Es ist die in den Bergen des Süderlandes recht zahlreich wild wachsende Vogelkirsche.

[19] Sofern ich die Zeitangabe bei *Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien* richtig behalten habe. Das Buch ist mir augenblicklich nicht zur Hand. — Die Kirsche heifst bekanntlich ahd. *kirsá*, mhd. *kërse, kirse*, auch im westfäl. Süderland noch *kirse*, bez. kirſse.

z. B. *tar*, die Zurückführung auf prädikative Wurzeln unternommen. Danach haben alle derartigen Suffixe ursprünglich eine ganz bestimmte Bedeutung. Unter allen Ansichten giebt *Delbrück* in seiner *Einleitung in das Sprachstudium* (S. 89) dieser den Vorzug, wenngleich er im Einverständnis mit Scherer sich nur die Herleitung von Suffixen aus prädikativen Wurzeln recht anschaulich machen kann.

Altena (Westf.). Th. Lohmeyer.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Friedrich Diez' kleinere Arbeiten und Recensionen herausgegeben von Hermann Breymann. München, Oldenbourg, 1883.

Unter diesem Titel liegt uns eine für jeden Romanisten sehr wertvolle Sammlung Diezscher Schriften vor, für welche wir Herrn Prof. Breymann um so mehr zu Dank verpflichtet sind, als die gröfsere Anzahl der darin enthaltenen kleineren Arbeiten entweder gar nicht oder nur äufserst schwer verschaffbar waren, und die Herausgabe mit gröfster Sorgfalt geschehen ist. Die Grundsätze, nach denen Breymann die Ausgabe besorgt hat, und die er im Vorwort klarlegt und rechtfertigt, verdienen vollste Anerkennung; wenn auch von einem Kommentar abgesehen wurde — es geschah dies ganz mit Recht —, so blieb für den Herausgeber immerhin noch sehr viel zu thun übrig: es gab eine Menge von Fehlern auszumerzen, welche sich in die Originalausgabe eingeschlichen hatten; alle Citate mufsten nachgeschlagen und verglichen, viele ergänzt werden u. s. f.

Da es bei dem grofsen Interesse, das wohl alle Fachgenossen diesem Buche entgegenbringen, erwünscht sein dürfte, über den Inhalt desselben genauer unterrichtet zu werden, so lassen wir hier das Verzeichnis folgen: 1) Silva de romances viejos publicada por Jacobo Grimm. 2) Depping, Sammlung spanischer Romanzen. 3) Le rime di Francesco Petrarca (Übersetzung von Karl Förster). 4) Ariosts Rasender Roland übersetzt von K. Streckfufs. 5) Choix des poésies originales des Troubadours par Raynouard und Observations sur la langue et la littérature provençales par A. W. de Schlegel. 6) Floresta di rimas antiguas castellanas ordenada por Don J. N. Böhl de Faber. 7) Petri Alfonsi Disciplina clericalis. Zum erstenmal herausgegeben etc. von Fr. Wilh. Val. Schmidt. 8) Fragmentos de hum cancioneiro inedito etc. Impresso a custa de Carlos Stuart. Auf diese Recensionen folgt als Einladungsschrift zu seiner in Bonn gehaltenen Antrittsvorlesung: 9) Antiquissima Germaniæ Poeseos Vestigia (Bonn 1831), darauf die weiteren Recensionen: 10) Der Roman von Fierabras, provenç. Herausgegeben von Imman. Bekker. 11) Altfranz. Grammatik, worin die Konjugation vorzugsweise berücksichtigt ist. Von Konrad von Orell. 12) Über die jetzigen roman. Schriftsprachen mit Vorbemerkungen etc. von L. Diefenbach. 13) Der Cid. Ein Romanzenkranz. Im Versmafse der Urschrift aus dem Spanischen übersetzt von M. Duttenhofer. 14) Teatro español anterior á Lope de Vega. 15) Die Lusiaden des Luis de Camoëns verdeutscht von Donner. 16) Elnonensia. Monuments des langues Romane et Tudesque dans le neuvième siècle publiés par Hoffmann de Fallersleben.

17) Chronica del Famoso Cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva Edicion por V. A. Huber. Hier reihen sich an: 18) die in Haupts Z. f. D. Altert. VII. Bd. 1849 erschienene Abhandlung: Über die Kasseler Glossen. und 19) eine andere: Gemination und Ablaut im Romanischen, welche 1851 in Höfers Z. f. d. W. d. Sp. veröffentlicht wurde. Weiter noch die drei Recensionen: 20) Ein altprovenç. Prosadenkmal herausgegeben von C. Hofmann. 21) Glossaire roman des chroniques rimées de Godefroid de Bouillon, du Chevalier au cygne et de Gilles de Chin, par E Gachet, und 22) Étude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française par Gaston Paris. Endlich die beiden Abhandlungen 23) Zur Kritik der altroman. Passion Christi aus dem Jahrbuch f. Rom. u. Engl. Lit. Bd. VII, und 24) Wiener Glossen, ebendaher Bd. VIII.

Die Seiten 235—351 werden von zwei Appendices und einem genauen Register ausgefüllt. Appendix 1 enthält einen von Prof. Breymann schon Ende vorigen Jahres in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung mitgeteilten, von Diez als sechzehnjährigen Gymnasiasten gedichteten Bacchischen Chor und ein kleines Gedichtchen an Schiller, ferner die Übersetzung von Byrons Corsar und Lara; Appendix 2 eine Übersicht der von Diez gehaltenen Vorlesungen und Auszüge aus den Vorlesungsverzeichnissen. Aus ihnen wird erst so recht klar, wie weitgehend und segensreich unseres Meisters Wirken als Universitätslehrer sein mufste; so las er z. B. in den Jahren 1823—1868 italienische Grammatik 69 mal, 1824—1869 althochdeutsche Grammatik 29 mal; mittelhochdeutsche Dichter des dreizehnten Jahrhunderts erklärte er 27 mal, Dantes Divina Commedia 26 mal u. s. f.

Nicht unerwähnt dürfen wir die besonders treffliche Ausstattung lassen, welche der Verleger dem Buche gab; das wohlgetroffene Porträt des unsterblichen Diez ist eine höchst willkommene Beigabe.

Augsburg. G. Wolpert.

Choix de lectures françaises à l'usage des Écoles secondaires, par H. H. Wingerath (Direktor der Realschule bei St. Johann in Strafsburg i. E.), deuxième partie: Classes moyennes; deuxième édition entièrement refondue. Köln, DuMont-Schauberg. VI u. 394 S.

Die Wingerathschen französischen Lesebücher sind bereits, trotz ihrer Neuheit, schon so oft besprochen worden, dafs eine eingehendere Betrachtung ihrer Anlage fast überflüssig erscheint. Indes bieten dieselben so viel des Guten, dafs sie nicht genug der Aufmerksamkeit der Fachgenossen empfohlen werden können. Wie Recensent seinerzeit in den „Pädagogischen Blättern für Elsafs-Lothringen" 1878, pp. 285, 286, und später in diesem „Archiv" LXVIII. Band, pp. 423—425 hervorgehoben, hat auch im LXIX. Band, 1. Heft, Ph. Plattner betont, dafs W., abweichend von ähnlichen früheren Leistungen, in seinem Lesebuche eine Konzentration des Unterrichts erstrebt. Ganz besonders beachtenswert ist die bei gröfster Reichhaltigkeit des Stoffes selten vermifste logische Ordnung, durch welche der Schüler nicht blofs sprachlich gebildet wird, sondern auch nebenbei noch tüchtige Kenntnisse zu erreichen vermag, ein Vorteil, der nur durch eine mit grofsem pädagogischen Geschick und gutem Geschmack veranstaltete Sammlung erstrebt werden konnte. Dabei verlor indes W., neben der Absicht der Weiterbildung des von dem Schüler bereits Gelernten, niemals den Hauptzweck aus dem Auge, auch nur wirklich Mustergültiges in Bezug auf die Sprache als solche zu bringen

Die zweite Auflage des für die Mittelklassen bestimmten zweiten Teils ist von 34 auf 25 Bogen reduziert worden, deren Seiten aufserdem noch eine geringere Anzahl von Zeilen enthalten. Die in der ersten Auflage gebrachten Caractères moraux und Dialogues, Physique et Chimie, Notions mathématiques sind vollständig weggefallen, die Abschnitte Religion, morale et philosophie und Sujets divers sind in gedrängter Weise unter letzterem Titel zusammengefafst; dieselben können recht gut als Muster zu ähnlichen von den Schülern anzufertigenden Arbeiten gebraucht werden. Für die vollständig ausgelassenen Stücke sind neue eingetreten; mancher Titel blieb stehen, während der Inhalt von einem anderen Verfasser herrührt (z. B. III, 16. 26, und teilweise 47), besonders aber sind viele von den der Geschichte zufallenden Auszügen in sehr bedeutendem Mafse gekürzt worden, ein Verfahren, das man nur billigen kann; doch vermifst Ref. nur ungern die auf S. 194 und 195 der ersten Auflage enthaltenen Briefe der Königin Luise. Trotzdem ist es W. gelungen, recht Tüchtiges von der Geschichte des Mittelalters bis auf die Neuzeit zu bieten; letztere Periode reicht bis zur Schlacht bei Sedan und der Kaiserproklamation zu Versailles (welche die zweite Auflage in durchweg neuer Übersetzung aus dem Staatsanzeiger bringt). Namentlich neu ist die Gestaltung der unter der Rubrik Géographie enthaltenen Lesestücke. Das Gebotene unterweist den Leser in schöner Reihenfolge in dem Wissenswertesten und Interessantesten über die einzelnen Länder, hauptsächlich Europas. Sehr erwünscht und dankenswert ist die Aufnahme einer Anzahl neuer Stücke über Land und Leute in Frankreich, welches durch folgende Abschnitte: La France, Les Français, La Provence, Le Dauphiné, La Franche-Comté, Ile-de-France, Paris, La Bretagne, La Touraine et les rives de la Loire, L'Auvergne, Les Landes in der ausführlichsten Weise besprochen wird: ein Beweis, wie sehr der Verfasser den vielseitig gehegten Wünschen (zuletzt Archiv, Ph. Plattner, a. a. O. p. 118 unten) gerecht zu werden weifs. Die Lettres sind nicht nur in geschichtlicher und litterarischer Beziehung recht interessant, sie bieten auch in elegantestem Stile Muster für allerlei Gelegenheitsbriefe.

Der poetische Teil ist besonders hinsichtlich der Narrations vermehrt, der Abschnitt Romances, élégies, hymnes, cantiques, chansons dagegen gekürzt worden. Dafs kein Auszug aus dramatischen Werken aufgenommen wurde, kann man für die betreffende Stufe nur billigen; dieselben gehören allenfalls unter Berücksichtigung der Litteraturgeschichte in die Oberklassen, auf welchen man überhaupt besser ganze Werke lesen lassen sollte: die richtige Auswahl zu treffen, dürfte keinem Lehrer grofse Mühe kosten.

Über welche Belesenheit übrigens der Verfasser verfügt, beweisen im prosaischen Teile die Auszüge von Schriftstellern aus allen, besonders aber aus den neueren Zeiten, unter letzteren hauptsächlich A. Dumas, Xavier Marmier, Ém. Deschamps, Aug. Thierry, Ségur, Michaud, Rémusat, Villemain, Michelet, Mignet, Lanfrey, Charras, Thiers, V. Duruy (für den geschichtlichen Abschnitt), Él. Rechis, Taine, Prévost-Paradol, A. de Vigny, Chateaubriand, Ampère (für die geographischen Bilder), P. L. Courier, Edg. Quinet, Ximenès Doudan, H. de Balzac, P. Mérimée (für die Briefe). Der poetische Teil bringt, abgesehen von den Classiques, eine stattliche Anzahl von Gedichten aus der neueren Litteraturperiode, darunter solche von V. Hugo, Legouvé, É. Deschamps, Reboul, Lamartine, G. Nadaud, Béranger, F. Coppée, um nur die Bekanntesten zu nennen.

Wer die abgedroschenen Lesestücke aus den besonders in Frankreich eingeführten, und nicht minder aus den für Deutschland bestimmten Chrestomathien (Plötz, Lüdecking u. a.) so und so oft durchgenommen und erklärt hat, der wird W. zu ganz besonderem Dank verpflichtet sein, dafs er einmal Neues gebracht und besonders auch die neuere Zeit berüchsichtigt hat; denn es ist gewifs nicht wünschenswert, dafs Menschenalter hindurch immer dasselbe gelesen werde, sowohl hinsichtlich des Lehrenden als des Lernen-

den, sonst geht der Lehrer schliefslich in einer Tretmühle, und was für den Schüler dabei abfällt, das kann man sich denken.

Das Buch weist für jeden Verfasser die allerdings nicht immer zutreffenden Angaben über Geburts- und event. Todesjahr desselben, sowie eine Reihe von Noten auf. Mit letzteren hat es seine eigene Bewandtnis: W. hat besonders die geschichtlichen Abhandlungen, darunter vorzugsweise die auf England bezüglichen, damit reich bedacht; manches durfte als zu weitläufig und geringfügig wegfallen, während — da einmal Noten beigefügt sind — vieles unerklärt bleibt. Nicht unerwähnt bleibe der Umstand, dafs durchweg die neue Orthographie mit all ihren eigentümlichen Widersprüchen (év*é*nement neben av*è*nement, *r*ythme, ph*t*isie neben *rh*éteur u. s. w.) angewendet wurde. Schliefslich mögen einige Kleinigkeiten aufgeführt werden, nach deren Beseitigung das Buch ganz gut stereotypiert werden könnte. Neben É steht häufig E (= é); die Franzosen setzen meistens keine accents auf Majuskeln. Warum p. 132 le grand Frédéric neben p. 139 Frédéric le Grand? Nur letzteres ist dem gewöhnlichen Gebrauche entsprechend. In einem der Briefe befindet sich die Unterschrift des Königs: *Fé*déric; eine Note dürfte erklären, dafs Friedrich der Grofse sich dieser dem Italienischen entlehnten Form seines Namens bediente. In dem 5. Abschnitte, Sciences naturelles, dürfte die Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke eine logischere sein: Le chien mufs offenbar zwischen 3 und 4, Le cygne nach 5 eingereiht werden. In dem poetischen Teil sollten Mort d'Hipolyte (Racine) und Combat du Cid contre les Maures (Corneille) mit Rücksicht auf den Inhalt und die Verfasser am Anfang des Abschnitts B (Narrations) stehen. P. 199 statt Guillaume I lies Guillaume I[er]; ähnlich pp. 254 und 317 statt 1 janvier, 1 décembre lies 1[er]; p. 339 „votre comprssion“: „votre compassion“; p: 341 Le charretier: Le chartier (so lautet bei La Fontaine der Titel, entsprechend der Form im Gedichte selbst); p. 237 steht effraye, p. 251 essayerai, p. 248 essaient: Der Dictionnaire de l'Académie française (1878) läfst bei den Verben auf -ayer nur noch die Form mit y zu (dagegen müfste p. 361 des Reimes wegen effraie gesetzt werden.) Einem etwas allzu übertriebenen pädagogischen Taktgefühl entstammen wohl die Änderungen in dem bekannten Gedichte Le Meunier de Sans-Souci. Statt ces malheureux rois ... ont du bon quelquefois schreibt W. toutefois, und später ist tout roi qu'il était in die eigentümliche Wendung grand roi qu'il était umgekleidet; auch schliefst das Gedicht mit den Worten ab: Ma foi, messieurs, je crois qu'il faut changer nos plans, offenbar um das der Republik zufallende Komplimentchen des Dichters nicht zur Geltung kommen zu lassen.

Den am Schlusse des Lesebuches angezeigten Druckfehlern füge ich noch folgende bei: p. 8 statt Epinaéthé lies Épiméthée, p. 30 nach lui dit-il fehlt das Komma; p. 43 le hauteurs (les hauteurs); p. 57 Boiens (Boïens); p. 93, Note, épitre (épître); p. 103 Epsagne (Espagne); p 104, Note, voyer (voyez); p. 106 huits (huit); p 110 quatre-vingt (quatre vingts); p. 132, Note, nach Ulriques Eléonore fehlt das Komma; p. 160 moitie (moitié); p. 165 toutes attitudes (toutes les attitudes); p. 211 à perte du vue (à perte de vue); pp 235. 238 rhythme (rythme [Acad. fr. 1878]); p. 234 ça et là (çà et là; cf. pp. 240. 256); p. 269 de Belgique (de la Belgique); p. 279 émotious (émotions); p. 285 nymyhes (nymphes); p. 336 avec que (avecque).

Um schliefslich auch die äufsere Seite dieser zweiten Auflage nicht zu übergehen, so mufs die ganze Ausstattung des Buches lobend hervorgehoben werden; Druck und Papier sind sehr schön, und auch der Preis ist ein bedeutend niedrigerer als derjenige der ersten Auflage (3 Mk. statt 5 Mk.).

Wie sehr übrigens der von W. eingeschlagene Weg von anderen befolgt worden ist, beweisen ähnliche, seitdem erschienene Werke, wie z. B. Wershoven, Französisches Lesebuch für höhere Lehranstalten, und Saure, Englisches Lesebuch, sowie dessen Französisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. Letzterer Verfasser hat offenbar W.s eigene Fufsstapfen be-

treten; abgesehen davon, dafs er mit derselben Interpunktion und sogar mit denselben Druckfehlern (!) Stücke wiedergiebt, die vor W. niemals in einem Lesebuch gestanden haben, wiegt der Umstand viel schwerer, dafs die ganze Anlage der beiden Saureschen Werke dem Herausgeber von W. geliefert worden zu sein scheint. So schreibt er ausdrücklich auf S. 8 seiner die Vorrede ersetzenden Broschüre „Methodik der französischen Lektüre“: „Der Inhalt des Lesebuches mufs sich dem Lehrplane der Schule harmonisch einfügen und seinen Beitrag zur Konzentration der Unterrichtsstoffe liefern“ etc., eine Methode, die doch zuerst von W. ausgesprochen und auch praktisch durchgeführt worden ist.

Doch nicht blofs in Deutschland hat das W.sche Werk Anklang gefunden: auch in unserem Nachbarlande wurde demselben die Anerkennung nicht versagt. Rec. glaubt daher diese Besprechung nicht besser beschliefsen zu können als durch Hinzufügung einer Empfehlung, wie sie nicht besser gewünscht werden kann. Die bekannte Pariser Revue critique etc. von Guyard, Havet, Monod und Gaston Paris (Nr. 8 vom 19. Febr. 1883) bringt eine sehr günstige Kritik über den besprochenen Band; es heifst darin u. a.: „Ce recueil est composé de morceaux intéressants; la prose a la part du lion, et il y a peut-être trop peu de morceaux de poésie. Mais en général, tous ces morceaux sont choisis avec goût; nous recommandons surtout la partie consacrée à l'histoire: on y trouve, à partir du XVI[e] siècle, les morceaux suivants qui feront juger de l'habileté de l'éditeur: ... Toute cette partie consacrée à la prose, est fort bien composée; un élève qui aura lu et traduit ces morceaux, y aura acquis, à la fin de l'année, à la fois beaucoup de mots et beaucoup d'idées, et nous comprenons que l'ouvrage ait été mis, dans les gymnases allemands, entre les mains des élèves.*

Somit kann der W.sche Choix de lectures françaises den Schulen nicht warm genug empfohlen werden; abgesehen von dem Umstand, dafs die meisten reichsländischen Anstalten sich bereits seit einer Reihe von Jahren der W.schen Werke bedienen, mag noch ganz besonders hervorgehoben werden, dafs dieselben u. a. in Berlin (Leibniz-Gymnasium) und an mehreren gröfseren preufsischen Lehranstalten eingeführt und auch von den Ministerien zu Strafsburg i. E., Berlin, Dresden, Stuttgart offiziell empfohlen worden sind. Dafs auch Ref. sich auf Grund mehrjähriger, genauer Bekanntschaft mit den beiden Teilen der Choix de lectures des Verfassers äufserst empfehlend über dieselben auszusprechen im stande zu sein glaubt, mag nur mit geringem Gewichte in die Wagschale fallen; wenn indes die genannten Werke von Hauschild (Frankfurt a. M.), Bechtel (Wien), Klotzsch (Borna), Bischoff (Bonn) u. a. in den bewährtesten Blättern lobend erwähnt wurden, so ist dies gewifs der deutlichste Beweis ihrer aufserordentlichen Tüchtigkeit.

Altkirch i. E. Th. Krafft.

M. A. Thibaut, Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 100. Auflage. Braunschweig, G. Westermann.

Wohl kein Schulwörterbuch dürfte sich im Laufe der Zeit einer so grofsen Verbreitung zu erfreuen haben wie das zuerst im Jahre 1786 erschienene französisch-deutsche und deutsch-französische Wörterbuch von M. A. Thibaut, dessen Absatz sich bis jetzt auf annähernd 480 000 Exem-

* Dieselbe Revue critique, Nr. 13 vom 26. März 1883, schreibt übrigens in einer kurzen Anzeige des ersten Bandes u. a. folgendes: Ce volume est composé avec le même goût que le précédent, et sera très utile. ... Il renferme un excellent Vocabulaire alphabétique qui forme un véritable petit lexique, etc.

plare beziffert. Im Jahre 1846 in den Verlag von G. Westermann übergegangen, wurde es durch eine lange Reihe von Auflagen und wiederholte Bearbeitung — zuletzt 1871 — auf der Höhe berechtigter Ansprüche zu halten gesucht. Allein ein Buch seiner Art überlebt sich rasch, und mehr denn je erhebt der erweiterte Horizont des Wissens und Schaffens unserer Tage fast übergrofse Ansprüche, wechselnd und steigend in fast überkurzer Zeit, an die Leistungen eines Wörterbuches, dessen Sprachschatz sich unter den Einflüssen der neueren Wissenschaften in unglaublicher Schnelle bereichert. Diese Erkenntnis und das Bestreben, das Buch auf der Höhe der Zeit und somit lebens- und konkurrenzfähig zu erhalten, vor allem aber der Umstand, dafs fast gleichzeitig vor mehreren Jahren in Frankreich und in Deutschland eine neue Orthographie eingeführt wurde, veranlafste die Verlagshandlung, abermals eine neue Bearbeitung und Vervollständigung vornehmen zu lassen. Als die reife Frucht mehrjährigen Fleifses liegt nun heute, nachdem fast ein Jahrhundert seit seinem ersten Erscheinen verflossen ist, diese neue Bearbeitung des Werkes vor, und wohl niemals hat dasselbe einen mehr berechtigten Anspruch machen dürfen, in der That zu sein ein Buch, das durch gründliche Forschung und kritische Behandlung des Gegebenen befriedige, was die Schule und das Leben bedürfen. Zum erstenmal finden sich in diesem Werke die beiden neuen Orthographien streng durchgeführt; die Aussprache ist überall da angegeben, wo für den Ausländer eine Schwierigkeit vorliegt, der Wortschatz und die Phraseologie sind vollständig nach den mafsgebenden Wörterbüchern von Littré, der Académie, von Sachs und Sanders gegeben; für die technischen Gebiete wurden Specialwörterbücher benuzt; die verschiedenen Bedeutungen der einzelnen Wörter sind streng logisch geordnet und durch zahlreiche Beispiele, sowie durch synonymische Erklärungen veranschaulicht. Die Zahl der Eigennamen ist bedeutend vermehrt; aufser der Übersetzung ist eine kurze Erklärung gegeben worden und auf die Grammatik ist gröfsere Rücksicht genommen. Das Hauptverdienst um diese neue treffliche Bearbeitung hat sich Prof. Dr. Wüllenweber erworben, welcher bereits für die früheren Ausgaben mit grofsem Fleifse und aufserordentlichem Geschicke thätig gewesen ist. Was die äufsere glänzende Ausstattung dieser Jubel-Ausgabe betrifft, so unterscheidet sich die neue Auflage von den bisherigen durch gröfseres Format und vermehrte Bogenzahl, durch deutlicheren Druck, der durch den gelblichen Ton des Papieres in einer für das Auge wohlthuenden Weise noch besser hervortritt, und endlich durch mancherlei typographische Einrichtungen, welche das Aufschlagen und Finden der Wörter wesentlich erleichtern. — Wir begrüfsen das Werk in seiner neuen Gestalt mit wahrer Freude und zweifeln nicht daran, dafs sich die Zahl seiner Freunde wesentlich vermehren wird.

Gallia. Kritische Monatsschrift für französische Sprache und Litteratur. Hrsgb. von Dr. Ad. Krefsner in Kassel. Bd. I, Nr. 1—6.

Diese neue Zeitschrift hat sich, wie aus dem Vorwort des Herausgebers hervorgeht, die Aufgabe gestellt, nur das Französische älterer und neuerer Zeit in Betracht zu ziehen und über die neuesten Erscheinungen zu orientieren, aber in den kritischen Beurteilungen nicht nur die französische Philologie, sondern auch Belletristik, Geschichte und Philosophie zu berücksichtigen. Durch dies im Vergleich zu anderen Zeitschriften geistreichere Programm ist die Gallia im stande, einen weiteren, nicht blofs aus Fachkennern bestehenden Leserkreis zu gewinnen. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, gilt auch hier. Wie reichlich der Stoff fliefst, geht aus dem Inhalt hervor. Der Herausgeber eröffnet (p. 1—7) den philologischen Teil mit einer Beurteilung von „Le Roman de Renart. Publié par Ernest Martin.

Première (sic!) Volume. Première Partie du Texte: L'Ancienne Collection des Branches. Strafsburg: Trübner 1882. XXVII, 484. 10 M." und giebt aufser einer Inhaltsangabe der 11 Branchen einige Bemerkungen zum Texte, dessen Druckfehler aufgezählt werden. Hierauf beurteilt der Herausgeber (p. 7—10) „Fables de J. de La Fontaine. Erklärt von E. O. Lubarsch. I. Teil, Buch 1—3. Berlin 1881." Hieran schliefsen sich (p. 10—13) Anzeigen von Programm-Abhandlungen, wie: 1) Pierre Corneille. Ein Beitrag zur Förderung des Studiums dieses Dichters. Von Dr. A. Reifsig. 2) Analyse et Critique des Satires de Mathurin Régnier. Von L. Laps. 3) Vie et Satires de Mathurin Régnier. Von Dr. Werneke. 4) Esquisse de la Poésie Satirique en France du Temps de la Renaissance. Par A. Schepkowski. In der nun (p. 13—19) folgenden Besprechung von Zeitschriften, so des Archivs für neuere Sprachen Bd. LXVII, Heft 1, der Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur Bd. III, Heft 3, der Zeitschrift für Romanische Philologie Bd. V, Heft 2—3, werden nur die Artikel über Französisch berücksichtigt. Unter dem Abschnitt über Belletristik, Geschichte, Philosophie (p. 20—32) wird besprochen Sauvageonne par André Theuriet, Paris 1881; dann A. Theuriet, Mme Heurteloup, Paris 1882; Ed. Rod, Les Protestants, I, Côte à Côte, Paris 1882: L. Gagneur, Le Roman d'un Prêtre, Paris 1882; E. Zola, Pot-Bouille, Paris 1882; Marie Colombier, Le Carnet d'une Parisienne, Paris 1882; G. Lafenestre, Bartoloméa, Paris 1882; D'Arnoldi, Natacha, Paris 1882; Catalogue de Journaux publiés ou paraissant à Paris, par Victor Gébé, IV. éd. Paris 1881; La France Lyrique, Album de meilleures poésies lyriques des auteurs fr. par Mme Pauline Fouré, IV. éd. par Otto Kamp, Gütersloh 1882. Weiter folgen Inhaltsübersichten der Revue des deux Mondes, 1. avril 1882 et 15. avril 1882 vom Herausgeber. Der III. Abschnitt (p. 32—36) ist betitelt: Neuere Publikationen und Recensionen. Endlich (p. 37—40) folgen noch Anzeigen. Aus den folgenden inzwischen erschienenen neuen Nummern geht hervor, dafs die in die Reihe der Fachzeitschriften getretene Gallia sich, von Mitarbeitern unterstützt, als lebensfähig erweist.

Französische Studien. Hrsgb. von G. Körting und E. Koschwitz. III. Bd., 3—4 Heft: Die Wortstellung in der altfrz. Dichtung „Aucassin et Nicolete" von Julius Schlickum. Heilbronn, Henninger, 1882. 45 S. Historische Entwickelung der syntaktischen Verhältnisse der Bedingungssätze im Altfranzösischen von Jos. Klapperich. Heilbronn 1882. 65 S.

Hatte H. Brunner in seiner Dissertation Über Aucassin et Nicolete, Halle 1881, sein Augenmerk hauptsächlich auf die Entstehungszeit, den Ursprung und die Quellen der altfrz. Dichtung Aucassin et Nicolete gerichtet, so bezieht sich die vorliegende grammatische Untersuchung von Schlickum auf die Wortstellung in diesem metrisch und prosaisch abgefafsten Sprachdenkmale des 13. Jahrh. In vier Abschnitten wird 1) die Stellung des Subjekts, Objekts, Prädikats und Adverbials zum Verbum; 2) die Stellung der von einem Infinitiv oder Particip des Präsens abhängigen Satzglieder; 3) die Stellung des Attributs zu seinem Bestimmungsworte und anhangsweise die Stellung der Sätze zu einander erörtert. Als Muster hat dem Verfasser bei Abfassung seiner Arbeit die Abhandlung von H. Morf, Die Wortstellung im altfrz. Rolandsliede in Böhmers Romanischen Studien III vorgeschwebt, die er zwar nicht erreicht, aber zu erreichen versucht hat. Die Untersuchung, in der auf den Gebrauch im Neufranz. gebührend Rücksicht genommen ist, bringt verschiedene neue beachtenswerte Beobachtungen bei. — Die ausführlichere Abhandlung von Klapperich über „historische Entwicke-

lung der syntaktischen Verhältnisse der Bedingungssätze im Altfrz." enthält wichtige Beiträge zur Erklärung mancher im Neufrz. nicht begegnenden Eigentümlichkeiten im Gebrauche der Konditionalsätze. Mit Berücksichtigung des Neufrz. wird hier auf Grund von 31 altfrz. Denkmälern zum erstenmale ein anschauliches Bild der Syntax der Konditionalsätze im Altfrz. gegeben, und zwar wird in acht Kapiteln über vollständige und unvollständige hypothetische Satzgefüge, Vertretung hypothetischer Nebensätze, Konditionalsätze in Vertretung verwandter Nebensätze, hypothetische Nebensatze als Beteuerungsformeln, negative Konditionalsätze, Anreihung konditionaler Nebensätze und über die Form der Bedingungssätze gehandelt und der Gebrauch durch zahlreiche Beispiele erläutert. Für seine Arbeit verdient der Verfasser, dessen Darstellung die Vorarbeiten von Diez und Mätzner sehr erweitert, volle Anerkennung. R.

Émile Zola. Au Bonheur des Dames. Paris 1883.

Wer im „Bonheur des Dames" ein Seitenstück zu den ekelerregenden Werken sucht, die man nur mit der Feuerzange anfassen möchte und trotzdem als bedeutend anerkennen mufs, wird das Buch enttäuscht weglegen. Obschon eigentlich eine Fortsetzung des berüchtigten Pot-Bouille, ist es in ganz anderem Tone geschrieben. Hier braucht Zola keine gewagten Exkursionen ins Gebiet des Grobsinnlichen mit dem Mäntelchen „Natur" zu verhüllen, er bewegt sich durchweg in anständigeren Stoffen und unter anständigen Leuten. In keinem seiner bisherigen Romane, selbst nicht im Assommoir, entwickelte er eine so erstaunliche Beobachtungsgabe und eine so gewaltige Kunst der Beschreibung und Malerei. „Au Bonheur des Dames" ist die Verkörperung des naturalistischen Programms ohne seine widerlichen Auswüchse: „Le naturalisme," hat Zola selbst gesagt, „c'est le retour à la nature, c'est cette opération que les savants ont faite le jour où ils se sont avisés de partir de l'étude des corps et des phénomènes, de se baser sur l'expérience, de procéder par l'analyse. Le naturalisme dans les lettres, c'est également le retour à la nature et à l'homme, l'observation directe, l'anatomie exacte, l'acceptation et la peinture de ce qui est" (Roman Expérimental, p. 115).

Hauptheld des Romans ist der als Allerwelts-Donjuan aus Pot-Bouille bekannte Octave Mouret, der Liebhaber der Frau Prinzipalin. Diese verunglückt durch einen Sturz beim Neubau und Mouret bleibt Inhaber der Firma. Jetzt erscheint der ehemalige Wüstling als Kaufmannsgenie ersten Ranges. Stück für Stück wird das Handelshaus erweitert, und schliefslich ist Mouret Besitzer einer jener grofsartigen Kaufhallen mit Tausenden von Angestellten und vielen Millionen Umsatz, wie die Magasins du Printemps, du Louvre, du Petit-Saint-Thomas und dgl. Den Verzweiflungskampf der kleinen Kaufleute gegen das unwiderstehlich anwachsende Ungeheuer, das sie zu verschlingen droht und zuletzt auch nacheinander verschlingt, hat Zola mit dramatischer Gewalt und mit düsteren Farben geschildert; in dem alten Onkel Denises, in dem alten Schirmmacher hat er lebenswahre und lebenswarme Typen geschaffen. Dem Hause „au Bonheur des Dames" hat er ähnlich wie der Schnapskneipe im Assommoir eine lebende Seele eingehaucht, wohl nach dem Vorbild in Notre-Dame de Paris. Denn wie in Hugos schönstem Roman, so ist hier der grofse Bau mit den Menschen, die ihn beleben, mit dem rastlosen Treiben, das ihn erfüllt, mit dem unaufhörlichen Summen und Drängen der Menge als ein lebendes Wesen dargestellt und die Personifikation in allen Einzelheiten fein ausgeführt. Auf diesem gigantischen Hintergrunde heben sich die einzelnen Menschengestalten scharf und klar ab Neben Mouret nimmt die junge Verkäuferin aus der Provinz, Denise, ihres reinen Charakters und ihrer seltenen Vorzüge wegen unser Interesse in Anspruch. Sie hat die Fürsorge für ihre Geschwister übernom-

men, sie mufs sich das Geld für die Vergnügungen des leichtlebigen Bruders abdarben, sie sieht Mourets unwiderstehliche Leidenschaft für sie erwachen, behält aber immer die Besinnung, um schliefslich vor der Versuchung zu entfliehen. Mouret schaut gleichgültig auf alle, über welche er unumschränkt gebeut und welche nur seines Winkes harren, da ihn Denise verschmäht, diese kleine Probiermamsell aus der Provinz. Wie ein schriller Mifsklang tönen die kalten Worte „Et elle ne voulait pas“ durch die Schilderung aller Herrlichkeiten des jungen Kaufherrn hindurch, wie am Schlusse von Nana das wilde Kriegsgeheul „à Berlin“ die Staffage zur Sterbescene abgiebt. Der Schlufs ist ein bei Zola unerwarteter: Denise zieht nach mancherlei Wechseln des Schicksals als Herrin in das Haus au Bonheur des Dames ein.

Wenn nun manche Kritiker in diesem etwas banalen Schlusse und in dem zahmeren Tone des Romans einen Rückschritt und ein Nachlassen der schöpferischen Kraft Zolas erblicken, so möchte Referent eher dieses jüngste Produkt des gefeierten Romancier für das reifste und am besten durchdachte von allen bisherigen erklären: nach der unruhigen Gärungsperiode wird Zola jetzt geniefsbar. Wenn er auf diesem Wege weiter wandelt, kann er sich in der Litteraturgeschichte eine hervorragende Stellung erringen und als wahrer Erbe Balzacs und Mérimées die Prosalitteratur in neue Bahnen lenken, wie Hugo der Poesie ihren künftigen Weg vorgezeichnet hat.

Dickmanns französische und englische Schulbibliothek. Leipzig, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). Preis durchschnittlich 1 Mk. 25 Pf.

Es existieren jetzt mehrere Ausgaben französischer und englischer Schulautoren, und darunter so brauchbare, dafs es als gewagtes Unternehmen erscheinen könnte, die Zahl dieser Sammlungen um noch eine zu vermehren. Wenn aber ein Unternehmen mit solchem Nachdruck lanciert wird und sich von vornherein so vorteilhaft einführt, dann mufs man seine Berechtigung anerkennen und darf ihm die gebührende Anerkennung nicht versagen. Jedermann kennt die grauen Hefte der Weidmannschen Sammlung und die eleganten gelben Bändchen der Prosateurs von Velhagen & Klasing; jeder Lehrer hat schon das eine oder das andere gern benutzt. Beiden Sammlungen ist jetzt ein gefährlicher Konkurrent erstanden.

Der Redacteur der neuen Schulbibliothek Otto Dickmann kämpft mit offenem Visier und bringt im Prospekt seine Grundsätze in Gegensatz zu denjenigen, die bei jeder der beiden obengenannten Sammlungen obwalteten. Im Gegensatz zu Weidmann, der womöglich ganze Werke bringt und darum oft viel zu viel bietet — man vergleiche z. B. die vorzügliche Ausgabe La Fontaines von Lubarsch in vier Heften! — will die neue Schulbibliothek in jedem Bändchen den Lesestoff für ein Semester geben, weil die Schüler nur dann Achtung vor der Lektüre haben, wenn sie auch a l l e s lesen müssen. Dieser Erwägung trug die Velhagen-Klasingsche Sammlung besser Rechnung, wenn sie von gröfseren Werken, Thiers, Barante, Erckmann-Chatrian u. a. Auszüge für die Schule veranstaltete. Die Rengersche Schulbibliothek veröffentlicht nur „Teile eines Ganzen, die in sich eine Art Ganzes bildend, eine hinreichende Bekanntschaft mit den bedeutendsten Geisteswerken und deren Verfassern ermöglichen“.

Was der Benutzung vieler von den praktischen und beliebten Bändchen von Velhagen & Klasing in der Schule und namentlich in obersten Klassen entgegenstand, war der Umfang des Kommentars, ein Umstand, der auf die doppelte Bestimmung derselben zum Schul- und Privatgebrauch zurückzuführen ist. Wenigstens schwebt strengeren Pädagogen trotz Überbürdungsgeschrei und trotz der Parole „Entlastung“ eine Sammlung französischer Schulautoren als Ideal vor, wie die Teubnersche Bibliothek von

Schriftstellern aus dem Altertum. Diese werden nun mit Freuden nach Dickmanns Sammlung greifen, da der Text so gut wie frei von Anmerkungen und der Kommentar, der meist sachliche Erklärungen enthält, als Anhang beigegeben ist.

Dem Referenten liegen drei Bändchen der französischen Abteilung vor: 1) Michaud, Hist. des Croisades; 2) Montesquieu, Considérations; 3) Duruy, Hist. de France. Die Auswahl ist als aufserordentlich geschickt zu bezeichnen. Von Michaud hat Franz Hummel die Partie mit der Belagerung von Antiochia und der Einnahme Jerusalems herausgegriffen und zu einem Bändchen von X und 86 Seiten vereinigt. Der Text umfafst 76 Seiten, 7 entfallen auf den Kommentar, je zwei auf die biographische Einleitung, die historische Vorbemerkung und die am Schlufs des Bändchens befindliche Zeittafel. Von den Considérations, deren Platz trotz etwas veralteter Sprache im Kanon unerschütterlich feststeht, hat B. Lengnick die ersten fünfzehn Kapitel und den Anfang des sechzehnten gebracht und den letzten Teil, der die spätere und späteste Kaiserzeit behandelt, als nicht mehr zum Gesichtskreis der Schule gehörig gestrichen. Naturgemäfs ist hier der Kommentar viel umfangreicher als bei Michaud: er geht von S. 85 bis 105, einschliefslich des Verzeichnisses der citierten Autoren. Ebenso mufsten am Fufse einzelner Seiten seltenere Wendungen erklärt werden. Aus Duruy hat Alfred G. Meyer den Abschnitt von 1560—1643 genommen, eine Zeit, die neben der Revolution mit Recht als die interessanteste bezeichnet wird; die einzelnen Teile sind mit kurzem deutschem Text verbunden, an einer Stelle ist ein Stück aus der Petite histoire des nämlichen Verfassers eingefügt. Die Anmerkungen, genealogischen Tafeln u. s. w. nehmen den gleichen Umfang ein wie beim vorhergehenden Bändchen. Überall sind sie nach den besten historischen Werken zusammengestellt und für Schüler und Lehrer gleich wertvoll.

Die Ausstattung läfst alles weit hinter sich, was bisher von Schulverlegern geleistet wurde. Noch nie sind Schulbücher so schön, so scharf und so korrekt gedruckt worden; — in Band I fand Referent bei aufmerksamster Durchsicht nur zwei Fehler, S. 2, Z. 8 Sarrassins und S. 9, Z. 1 ambuscade, die beiden anderen sind gänzlich fehlerfrei; — das Papier ist vorzüglich, der Einband sehr elegant und dauerhaft dabei. Karten und Skizzen jedem Bändchen beigegeben. Der Rengersche Verlag hat mit diesem Unternehmen den Konkurrenten einen empfindlichen Schlag versetzt und wird dieselben zu manchen Verbesserungen anspornen, die schliefslich der Schule am meisten zugute kommen müssen.

La France lyrique, Album des meilleures Poésies lyriques des auteurs français par Mme Pauline Fouré. Quatrième édition entièrement refondue et augmentée par Otto Kamp, Dr. etc. Gütersloh, Bertelsmann 1882.

Die erste Auflage der vorliegenden Anthologie erschien vor ungefähr zwanzig Jahren. Da seit dieser Zeit nicht allein neue Lyriker von Bedeutung aufgetreten sind — es genügt, François Coppée erwähnt zu haben — sondern der Lyrik durch die Arbeiten von Champfleury, de Gagnon und durch Ph. Kuhff („les Enfantines du bon pays de France") zwei neue Gebiete erschlossen wurden, die Volkspoesie und die Kinderpoesie, so war eine gründliche Umarbeitung und Vermehrung des besonders in Norddeutschland weitverbreiteten Buches notwendig und zeitgemäfs. Eine Aufnahme dieser jüngsten und bis jetzt sehr stiefmütterlich behandelten Kinder der Poesie kann man nur mit Freuden begrüfsen; dafs der neue Herausgeber in seiner Sammlung ihnen allzu reiche Gastfreundschaft gewährt hat, könnten nur

Pedanten finden, die für die leider so wenig durchforschten* und doch unendlich reichhaltigen Volksdichtungen in Frankreich kein Herz und keinen Sinn haben. Die sieben Abschnitte des Buches — 1) Nature, 2) Patrie, 3) Famille, 4) Jeunesse, 5) Amour, 6) Vie humaine. 7) Religion — enthalten zusammen nicht weniger als fünfundzwanzig Volks- und vier Kinderlieder im engeren Sinne, fast lauter kräftige Blüten, wie sie eben auf dem gesunden Boden französischen Volkslebens wachsen und gedeihen können. Sonst möchte man unter der Zahl der Lyriker — und sie ist in Frankreich gewaltig grofs — kaum einen bedeutenderen vermissen von Charles d'Orléans und Olivier Basselin an bis auf Victor Hugo und François Coppée. Béranger, Hugo, Lamartine sind mit je zwölf Stücken vertreten; für Gustave Lemoine aber sind dreizehn zu viel; auch gehören die vier Fabeln La Fontaines nicht in eine lyrische Anthologie. Ferner hätte — das ist aber lediglich Geschmacksache — das allzu kneipselige und dabei seichte Lied des biederen Olivier Basselin Seite 356 fehlen können.

Bei aller Anerkennung, die wir dem geschmackvoll zusammengestellten und auch sehr geschmackvoll ausgestatteten Buche zollen müssen, darf nicht unerwähnt bleiben, dafs der Herausgeber das prächtige Rondell Nr. 14 des Herzogs von Orléans (1391—1465) in unverantwortlicher Weise beschnitten hat. Wir stellen seinen Text mit dem ursprünglichen zusammen.

Kamp:	Bartsch (S. 453 der altfrz. Chr.):
Le temps a laissé son manteau	Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluie,	De vent, de froidure et de pluye,
Et s'est vêtu de broderie,	Et s'est vestu de broderye
De soleil luisant clair et beau.	De soleil raiant (*radiantem*) cler et beau.
Il n'y a ni bête ni oiseau	Il n'y a beste ne oiseau
Qu'en son jargon *ni* chante ou crie:	Qui en son jargon ne chante ou crye:
Le temps a laissé son manteau.	Le temps a laissié son manteau
	De vent, de froidure et de pluye.
	Riviere, fontaine et ruisseau
	Portent en livree jolye
	Goultes d'argent d'or favrerie;
	Chascun s'abille de nouveau.
	Le temps a laissié son manteau
	De vent, de froidure et de pluye.

Die orthographischen Verjüngungen waren allerdings unerläfslich. Der sechste Vers aber ist in Kamps Lesung grammatisch fehlerhaft und durch die Auslassung des letzten Verses des zu Anfang, in der Mitte und am Schlusse zu wiederholenden Refrain geht gerade das Charakteristische des prächtigen Rondells verloren.

Dr. Klöpper, Englische Phraseologie für höhere Schulen und Studierende. Münster, Aschendorff, 1883. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Durch seine früheren Werke hat Klemens Klöpper in Rostock sich unter den Fachgenossen einen guten Ruf als tüchtiger Sprachkenner erworben. Die französische Sprache beherrscht er in ihrem ganzen Umfang nicht minder als die englische, und seine drei Synonymiken befinden sich in

* Endlich bekommen wir ein wissenschaftliches Buch über franz. Volkspoesie. Der Dresdener Privatdocent Wilhelm Scheffler giebt bei Bernh. Schlicke (Balth. Elischer) in Leipzig ein gröfseres Werk unter dem Titel heraus: „Die franz. Volksdichtung und Sage, ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs.“

den Händen vieler Studierender.* Auf gleicher Höhe steht die englische Phraseologie, der eine französische alsbald folgen soll.** Quellen waren außer Roget, Thesaurus of English Words and Phrases umfangreiche Excerpte und Kollektaneen aus Gibbon, Gillies, Goldsmith, Hume, Macaulay und Robertson.

Der Stoff ist unter zehn Gesichtspunkte verteilt: 1) Der Mensch, mit fünf Abteilungen a) Körper, b) Eigenschaften und Zustände, c) Geist, d) Vorzüge und Fehler, e) allgem. menschl. Verhältnisse und Zustände. — 2) Familie und persönl. Verkehr. — 3) Religion und Kultur. — 4) Handel und Wandel. — 5) Bildung u. s. w. — 6) Staat. — 7) Rechtspflege. — 8) Heerwesen. — 9) Seewesen. — 10) Natur. — In diesen engen Rahmen sind auf 414 Seiten die gebräuchlichsten Phrasen so gut es ging untergebracht worden. An Fleiſs und Umsicht hat es dabei nicht gefehlt; Unrichtigkeiten vermochte Referent bei mehrfachem Gebrauch des Buches keine zu entdecken. Es ist demnach den bisherigen trefflichen Leistungen des Verfassers entsprechend und bestens zu empfehlen.

K. A. Oberle, Überreste germanischen Heidentums im Christentum, oder die Wochentage, Monate und christlichen Feste etymologisch, mythologisch, symbolisch und historisch erklärt. Baden-Baden, Sommermeyer, 1883.

Das Buch erschien anfangs dieses Jahres und fand in einer Menge politischer Tagesblätter jeder Parteischattierung Beachtung und (bis auf die schwärzesten Kaplanorgane) freundliche Beurteilung. Der Verfasser hat ein Laienpublikum im Auge, das muſs man bei einer Anzeige in dieser Zeitschrift berücksichtigen, und ist fern von dem Ehrgeiz, „Neues und Epochemachendes zu leisten" (cf. Vorrede). Darum hat Oberle die Umwälzungshypothesen von Bugge und Baug nicht behandelt und sich auf die näher liegenden Quellen und Wiedergabe der Forschungen von Gelehrten wie Grimm, Simrock, Holtzmann, Holder, Weinhold, Felix Dahn beschränkt. — Überhaupt scheint das Thema neuerdings beliebt zu werden. Denn seit Böhme (Unterricht über den Ursprung u. s. w., Zwickau 1817) hat Nover den Gegenstand in Virchow-Holtzendorffs Sammlung wissenschaftlicher Vorträge (Jahrg. 1880, Nr. 350; Berlin, Habel) und Durmayer in einem neuerdings erschienenen Broschürchen (Reste des altgermanischen Heidentums in unseren Tagen, Nürnberg, Korn, 1883) populär behandelt. Specielles Interesse verdient Oberles Buch deshalb, weil die volkstümlichen Bräuche des badischen Landes vielfach Gegenstand der Betrachtung sind, und darum bietet „die schlichte und anspruchslose Arbeit" des fleiſsigen und umsichtigen Verfassers vielleicht auch für Fachgelehrte manches Neue und Anziehende.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Rudolf Falb, Das Land der Inka in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift. Leipzig 1883, J. J. Weber. XXXVI und 455 S. gr. 8.

Rudolf Falb hat sich einen Namen als Naturforscher gemacht und seine Lehren von der Geschichte und Entwickelung der Erde besonders in den

* 1) Gröſsere englische Synonymik für Lehrer und Studierende. Rostock, Werther, 1881. 30 Bogen gr. 8. Preis 9 Mk. 2) Englische Synonymik für höh. Lehranst. 7 Bogen. 1 Mk. 60 Pf. 3) Französische Synonymik für höh. Schulen. Leipzig, Sengbusch, 1881. Preis 2 Mk. 80 Pf.

** Ein ähnliches Unternehmen hat Beauvais ins Werk gesetzt. Seine Phraseologie erscheint bei Zwiſsler in Wolfenbüttel in 30 Lieferungen à 50 Pf.

Werken „Gedanken und Studien über den Vulkanismus“, Graz 1875, und „Von den Umwälzungen im Weltall“, Wien 1881, niedergelegt. Auf vulkanische Ursachen führt er alle bedeutenden Veränderungen unseres Erdkörpers zurück, so namentlich auch die letzte grofse Eis- und Überschwemmungszeit, welche etwa auf 4000 vor Chr. zu setzen und sich vielleicht noch schärfer etwa um 6500 nach Chr. wiederholen dürfte. Auf Vulkan und Feuer führt er auch in diesem den Ursprung von Sprache und Schrift erforschenden Werke alle Anfänge von Mythologie, Religion, menschlichem Denken, Schreiben und Sprechen zurück. Das in jedem Sinne innerlich und äufserlich sehr fein angelegte und ausgestattete Buch, sieht man schon nach diesen wenigen Worten, mufs in hohem Grade anziehend und fesselnd sein; ich habe es, abgesehen von Nachschlagungen, Vergleichungen und dergl. einmal von vorn bis hinten gelesen, wie mancher ein feines Unterhaltungsbuch verschlingt, und kehre gewifs noch öfter zu ihm zurück.

Der Verfasser weilte nämlich vom 8. August 1877 bis zum 4. März 1880 auf amerikanischem Boden, anfangs um sich „über die Verteilung der Erdbeben der südlichen Hemisphäre nach den einzelnen Monaten des Jahres zu erkundigen und etwaige sismische und vulkanische Phänomene an Ort und Stelle zu beobachten“, dann aber, nachdem ein halbjähriger Aufenthalt in Chile diesem Zwecke gedient hatte, in Bolivien bei dem ältesten Indianerstamme, den Aimarà, einmal zu der Vorliebe seiner Jugendjahre, dem Sprachstudium zurückzukehren.

Der Ausgang und Mittelpunkt von allen diesen seinen Sprachforschungen wurde dem Verfasser das prähistorische Sonnen-Thor-Monument von Tiahuanaco am Titicaca-See und die Inschrift desselben. Den historischen Inka (welchen Namen der Verfasser mit *ἄνακτες* Herrscher zusammenbringt) hatte der Geschichtschreiber Garcilasso de la Vega trotz seiner Vorliebe, ihnen alles Schöne und Grofsartige zuzuschreiben, dieses Denkmal abgesprochen und es auch schon für prähistorisch erklärt. Schade, dafs dem typographisch prächtigen Werke nicht Gesamtbilder dieses Denkmals und der Umgebungen beigefügt sind. Die Inschrift auf der Brust des weinenden Sonnengottes in dem Bilde eines Schiffes besteht in folgendem. Zwei gleichseitige Dreiecke sind in der Art nebeneinander, dafs die Grundlinie des einen die Verlängerung von jener des anderen ist; mitten unter beiden aber befindet sich ein Kreis: alle diese drei Zeichen in einander entsprechender ungefähr gleicher Gröfse. Wie sehr nun freilich das Bild der weinenden Sonne auf Feuer und Wasser, auf Vulkan und unzählige an diesen sich anknüpfende Naturkräfte und Wunder hinweist, müssen wir doch gestehen, dafs uns die geistvollen, kühnen Versuche mit Hilfe von Vergleichungen von Formen und Schriftzügen aus allen Teilen der Erde diese Zeichen mit Tot, Hermes-Tôt, mit persischem dôd (Gerechtigkeit) und anderem zusammenzubringen wohl sehr anmuten, aber doch leider nicht endgiltig befriedigen können. Die Inschrift ist eben leider gar zu kurz, als dafs man auf eine einigermafsen sichere Deutung derselben hoffen dürfte. Was soll man machen, wenn nicht die Wiederkehr derselben Wörter und Zeichen einigermafsen unterstutzt? Den jetzigen Namen des Ortes Tiahuanaco erklärt der Verfasser einmal als Sitz des Schatzes, Schatzhaus, dann wieder als Sitz des Todes, dann als Sitz des Moloch, dann als Sitz des Phönix oder Phönicius, d. i. des Erzeugers, des Urmenschen, des wilden Menschen, des Kaninchens! Titicaca, der Name jenes Sees, wird als Flut und Ebbe gedeutet. Werke wie Faulmanns „Geschichte der Schrift“, Reinischs „Der einheitliche Ursprung der Sprachen der alten Welt“ haben den Verfasser offenbar begeistert und in ihm den Gedanken gezeitigt, dafs ein der Aimarà-Sprache abgelauschtes Gesetz der Lautlehre, aus einem „hua“, einem Hauche, einer Art Digamma, welches dieser Sprache eigen, entwickeln sich die übrigen Laute, der Schlüssel zum Verständnis aller Sprachen der Erde, dafs der Ursprung aller menschlichen Sprachen in Amerika zu suchen sei. Und

wohl mag er schön sein, dieser Gedanke, und wohl mögen ähnliche Bestrebungen noch eine grofse Zukunft haben. Dafs aber hier zunächst noch unendlich viel wild und blind herumgetappt wird, ist wohl auch nicht in Abrede zu stellen. Das ärgste Stück, welches die auf allen Gebieten unermüdliche Divinationsgabe unseres Verfassers zu stande gebracht hat, ist die Belehrung, dafs der Daktylus, der bekannte Versfufs der Griechen und Römer, phallisch sei. Da noch in früheren Jahren der Zusammenhang zwischen Vers oder Versfufs und diesem oder jenem Teile der Gottesverehrung bei den Griechen nicht wenig angezogen hatte, war ich nicht wenig begierig, hier etwas Neues zu erfahren, und bekam nach einigem Nachschlagen hier den Aufschlufs, dafs ja die Art, in welcher man diesen Versfufs zu malen pflegt, jeden Zweifel ausschlösse. Das sieht doch wirklich mehr wie ein loser, nicht sehr feiner Witz als nach wissenschaftlicher Untersuchung aus. Wie harm- und arglos geht der Verfasser seinen einmal gefafsten Meinungen nach, wenn er z. B. den Mond in folgenden Wörtern erkennt: nemo „kein Mond“, nihil „keine Helle (oder kein Faden — auch nicht die feinste Licht-Sichel mehr)“, niemand „kein Mond“, nessuno „kein Schein“, niente „keine Sichel“ (ente = ense = indu, inti), nade, nada „kein Tau = kein Faden“. Im Griechischen ist der Stamm ne-mo zu *νόμος* „Gesetz“ geworden. Venezia ist unserem Verfasser Phönicia, Kelten und Chaldäer sind ihm eins. Numa, Noah (= Schiff), Johannes, Oannes ist ihm dasselbe. Mit Schein und schön bringt er hebräisches schejn „Urin“ zusammen. Neben solchen überstürzten und bedenklichen Sachen finden sich aber auch nicht wenige ein fruchtbares Nachdenken anregende, sehr beachtenswerte. So stellt der Verfasser peruanisches urca „Berg“ mit Orcus zusammen, wozu auch noch die Vergleichung von umbrischem ukar, okar = Berg zu gehören scheint. Mit lateinischem rex bringt er wohl hebräisches rosch und resch = Kopf nicht übel zusammen. Wohl zu bedenken mag sein Peru = Ophir, sizilisches Enna = hebr. ain (Auge), Äschylos = Achill = Kyklops, zusammen gehören *χιτών* Kleid, *ὀθόνη* Leinen, Schleier, catena Kette, deutsch Faden, hebr. aethun Faden, arabisches othan Tauwerk, kaidun Kette, kasân Linnen, cotton Kattun und anderes.

Die Deutung mythologischer Sagen auf das Erwachen des Frühlings ist unserem Verfasser ein Mifsgriff: alles ist vielmehr auf Findung, Wiederfindung und eigene Bereitung des Feuers zurückzuführen. Dem Waldbrände erregenden Sturme lernte der Mensch diese letztere ab. Die Sage vom Phönix deutet auf eine grofse Weltperiode hin, der Fisch ist das Sinnbild der die Sündflut Überlebenden, daher des Erlösers. Die Umgebung des Titicacasees ist ein Ausgangspunkt für die Wiederbevölkerung der Erde nach der grofsen Eis- und Überschwemmungszeit gewesen, wie dieses Sonnenthor-Denkmal mit seiner Inschrift besagt, und sie kann es dereinst wieder werden, wenn sich die Menschen in einer neuen Eis- und Überschwemmungszeit in die Gebirge und womöglich in die Hochländer tropischer Gegenden retten.

Dieses Sonnenthor-Denkmal hat in seiner einfachen Gröfse bisher die Aufmerksamkeit der Reisenden in nur geringem Grade erregt, und glaubt unser Verfasser, auf dasselbe von Don Pedro José de Guerra in seinem Landhause Cotania am Fufse des Illimaki-Gletschers aufmerksam gemacht, ihm seine alle kulturhistorischen Denkmäler überragende Stellung angewiesen, seine wahre Bedeutung erkannt zu haben, und sieht voraus, dafs es samt seiner Umgebung noch seinen Schliemann finden werde.

H. Buchholtz.

Beitrag zu einer wissenschaftlichen Grundlage für etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der französischen Sprache. Von Heinrich August Schoetensack. Bonn, Commissions-Verlag von Emil Straufs, 1883. 626 S. 8.

Der Titel dieses Buches klingt einigermafsen überraschend. Entbehren wir denn etwa noch eine wissenschaftliche Grundlage für die Erforschung der Etymologie der französischen Wörter? Das Erstaunen wächst aber bei der Lektüre der Vorrede. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über etymologische Forschung auf dem indogermanischen Sprachgebiet geht der Verfasser nämlich zu den romanischen Sprachen über und nennt hier als seine Vorgänger Diez, Mahn, Atzler, Brandes, Mätzner und Schuchardt (Vokalismus). Damit schliefst nun seine Kenntnis der bisherigen Romanistik ab! Dabei ist Diez nur genannt, nicht einmal wirklich benützt! Um möglichst gerecht und vollständig zu sein, können wir höchstens noch folgende Bemerkung des Verfassers hinzufügen: „Manches auf die französische Etymologie Bezügliche von Wert findet sich auch zerstreut in gröfseren Werken der bedeutendsten Etymologen der neueren Zeit." Es versteht sich von selbst, dafs ein Buch, welches in solcher Weise unbekümmert um den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft verfahrt, so gut wie wertlos ist; und es ist nur zu verwundern, aber auch zu bedauern, dafs ein an sich zu fruchtbringendem sprachgeschichtlichem Studium durchaus nicht unbefähigter Mann in völliger Abschliefsung von der fortschreitenden Wissenschaft auf eigene Hand seine Forschung betreibt und die Frucht derselben nun in einem Werke der Öffentlichkeit übergiebt, dessen Aufnahme seitens der kompetenten Beurteiler ihn jedenfalls enttäuschen mufs.

Zur Begründung meines Urteils möge folgende Auswahl aus dem Inhalte des Buches dienen.

Muet, das eigentlich mute lauten müfste, soll durch Umstellung aus mutus entstanden sein (S. 7). Von der Entwickelung der lat. Endung or zu eur, wie dolor, douleur, soll cœur eine Ausnahme sein (S. 8). Oiseau wird von avicella, avicula und taureau von taurulus abgeleitet (S. 18). Die Bindung wird (S. 25) folgendermafsen erklärt: „Auf das in der französischen Sprache herrschende Bestreben, das Redetempo zu beschleunigen, deutet auch hin die Gewohnheit, auslautende Konsonanten bei der Aussprache mit einem anlautenden Vokale des folgenden Wortes in eine unmittelbare Verbindung zu bringen." Dies klingt, als wären die Endkonsonanten ursprünglich stumm gewesen und später hörbar gemacht worden. Die Endung *ich* in den deutschen Namen Biberich, Sinzich u. s. w. soll aus aha = aqua kommen (S. 32); es ist bekanntlich -iacum. Ai aus betontem a vor m, n und ai aus a + Guttural wird (S. 33) konfundiert, wo es auch sonst ganz gegen die Lautlehre heifst: „Auch erweitert sich ein fremdes a im Franz. gern zu ai, z. B. aimer (amare), aigu (acutus), aisse (assis), essaim (examen); doch durfte das a in den meisten Wörtern beibehalten werden, so in estran (Strand), état (status), escalin (Schale), estamper (stampfen) und vielen anderen." Fanage soll aus fœnum kommen, dessen œ zuerst é und dann a wurde (S. 33). Délivrer trennt der Verf. von libérer, dessen gelehrten Charakter er übersieht, und leitet es von livrer vom deut. leihen, got. leihvan her (S. 40). „Möglich wäre es, dafs poudre aus pulver in der Weise entstanden wäre, dafs man das lat. u zu o herabgestimmt, das v aber in der Gestalt von u an o gerückt, um ou zu gewinnen, und d von der Endung re eingeschoben hätte" (S. 67). In vingt aus viginti soll das (gelehrte) g umgestellt sein, damit Mouillierung des n möglich wurde (S. 115). Die Ableitung lætitia liesse wird verworfen (S. 150). In peur von pavor soll u aus v entstanden sein (S. 249). Laize wird von latus durch Verwandlung des t in z abgeleitet (S. 288). Vrai wird aus

ahd. wâri durch Metathesis erklärt (S. 310). „Als allgemeinster Grund für den Eintritt eines oi sowie auch eines ai statt ursprünglicher einfacher Vokale möchte sich der anführen lassen, dafs man für die Einbufse, welche so häufig die fremde Form bei der Aufnahme in die franz. Sprache teils durch Synkope, teils durch Apokope oder auch durch beide zugleich erlitten, eine Art Ersatz hat geben wollen durch Verwandlung des ursprünglichen einfachen Vokales in einen Doppelvokal, nämlich des o in oi, wie es z. B. geschieht mit o in oi bei poids aus pondus und Loire aus Liger. Aber selbst dieses trifft nicht immer zu; denn sonst müfste das aus nuptiæ gebildete noces lauten noices, wogegen sit nicht in soit, und sitis nicht in soif hätte verändert werden dürfen, da ja hier weder eine Synkope noch eine Apokope mit der lateinischen Form sit vorgenommen worden ist“ (S. 316). Diese zufällig herausgegriffenen Beispiele, welche sich beliebig vermehren liefsen, mögen genügen. Schliefslich kann ich nur mein Urteil wiederholen, dafs der fruchtlos gebliebene Fleifs des Verfassers zu einem Bedauern zwingt.

Grammatik der englischen Sprache nebst Übungsstücken von Dr. F. W. Gesenius. 6. Aufl. Halle, Hermann Gesenius, 1881.

Die Grammatik der englischen Sprache von F. W. Gesenius hat in verhältnismäfsig kurzer Zeit den Weg in viele Schulen gefunden und erfreut sich in ziemlichem Grade des Beifalles der Schulmänner. Und im ganzen und grofsen gewifs mit Recht. Die dargebotenen grammatischen Regeln sind durchweg korrekt, logisch, präcis und mafshaltend — in richtiger Würdigung des durch die Zwecke der Schule Gebotenen — im einzelnen, und ihre Verbindung und Anordnung ist sowohl klar und durchsichtig, als auch andererseits methodisch wohldurchdacht. Auch bieten die Beispiele gutes Englisch dar. Besonders verdient die Behandlung der Präpositionen, wie sie in der sechsten Auflage durchgeführt ist, Lob. Während in den früheren Auflagen nämlich die deutschen Präpositionen der Reihe nach abgehandelt und ihre verschiedenen Bedeutungen und Übersetzungen angegeben wurden, werden nunmehr die englischen Präpositionen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt und (auf zwanzig Seiten) sehr gründlich erörtert. Der erstere Weg bereitet zwar dem Schüler die gröfsere Bequemlichkeit für die Übersetzung, allein durch das letztere Verfahren wird, was höher zu schätzen ist, ein deutlicheres und genaueres Bild von der Individualität der englischen Präposition gewonnen. Dafs das Kapitel in seiner früheren Gestalt als Anhang unverändert abgedruckt ist, soll nicht getadelt werden, wenn auch freilich die Zahl derjenigen strebsamen Schüler, welche für die äufserst lehrreiche Vergleichung der beiden Seiten der Präpositionsbehandlung ein spontanes Interesse besitzen, ziemlich gering sein dürfte.

Im einzelnen möchten wir uns folgende Bemerkungen erlauben.

Im XVI. Kapitel heifst es gleich zu Anfang: „Während das Adjektiv die Eigenschaft eines Substantivs oder Fürworts angiebt“; das Adjektiv giebt aber die Eigenschaft eines Gegenstandes und nicht die seines sprachlichen Ausdrucks an. Im XX. Kapitel und ebenso in § 269 wird in einer Note zu to seek gesagt: „Nach etwas suchen heifst gewöhnlich to look for“; es hätte diese in solcher Allgemeinheit unrichtige Bemerkung entweder wegbleiben oder der synonymische Unterschied zwischen to seek und to look for angegeben werden sollen. In § 4 ist die Fassung der Regel 1 ziemlich schlecht. § 6, 1 ist in den Regeln darüber, ob Titel und Verwandtschaftsnamen vor Personennamen die Auslassung des Artikels bedingen, Lady nicht erwähnt, welches den Artikel nur vor sich hat, wenn dieser Titel der Dame durch Geburt, nicht durch Verheiratung zukommt. § 25 ist für letters die Bedeutung „Wissenschaften“ angegeben, dagegen die „Litteratur“ nicht erwähnt. § 27, wo die pluralia tantum in 1) „Namen von Dingen, die aus

zwei gleichartigen Teilen bestehen" und 2) andere eingeteilt werden, gehörte lungs in die erste Klasse. § 66, 1 ist das „deshalb" in folgender Regel schlechthin sinnlos: „Die Komparative elder und latter, sowie die von Adverbien gebildeten inner, outer, utter, upper, former, hinder werden nur attributiv, nicht prädikativ gebraucht. Sie können deshalb niemals mit than verbunden werden." § 68 lautet: „Ein sehr hoher Grad der Eigenschaft ohne Vergleichung wird durch most (nicht *the* most) ausgedrückt, welches dem deutschen höchst, äufserst, überaus entspricht A most able man ein äufserst tüchtiger Mann; most able men äufserst tüchtige Männer." Der Artikel ist aber nur bei most die meisten als Superlativ von many ausgeschlossen. Wenn § 86, 1 diese Fassung erhält, so wird dadurch der § 84, Anmerk. 2 angegebene Fall mit umfafst, so dafs es auch hier heifsen müfste: I am *so* u. s. w. § 95 wird gesagt, dafs in Verbindung mit Präpositionen die persönlichen Fürwörter statt der reflexiven stehen, wenn die Beziehung räumlich ist, und fortgefahren: „In diesem Falle ruht der Hauptton auf der Präposition (Beispiele 1—3 und 7), oder es wird im Deutschen ein mit der Präposition zusammengesetztes Verb ohne Reflexivpronomen gebraucht (Beisp. 4—6)." Das „oder" ist unrichtig, da sich die beiden Fälle nicht ausschliefsen; die Präposition hat vielmehr in allen diesen Fällen den Ton. Zu § 96 ist hinzuzufügen, dafs myself auch Prädikat sein kann; z. B. Dickens, Christm. Car.: „The figure fluctuated in its distinctness: being now a thing with one arm, now with one leg, now with twenty legs, now a pair of legs without a head ... And in the very wonder of this, it would be itself again." § 105 ist für that in Fällen wie: He had no fortune, but that of his friend was ample als deutsche Übersetzung „der-, die-, dasjenige" angegeben, während nur „der, die, das" sprachrichtig ist. § 109, 1 waren nicht die dort breit gedruckten Worte, sondern: aus einer Anzahl u. s. w durch den Druck hervorzuheben. § 113 hat sich das Beispiel: „Douglas was then ordained to be put into the abbey of Lindores, to which sentence he calmly submitted" unter die Beispiele zur Hauptregel verirrt, während es in die erste Anmerkung gehörte; denn which ist hier adjektivisch gebraucht, nicht jedoch auf den vorhergehenden Satz bezogen. Nach § 114 hat that nur Platz „in solchen Relativsätzen, welche die Stelle eines attributiven Adjektivs vertreten, die mithin für das Verständnis des Hauptsatzes wesentlich sind." Es ist durchaus nicht gesagt, dafs ein attributives Adjektiv oder ein dasselbe vertretender Relativsatz für das Verständnis des Satzes, bezw. Hauptsatzes wesentlich ist. § 116 sind die ersten Worte: „in ähnlicher Weise" unklar. § 126 wird gesagt: „Kein ohne Substantiv heifst none. Keiner, niemand = none, no one, nobody, not anybody." Das deutsche „kein" steht aber nicht ohne Substantiv. § 127, 2 ist die Fassung der zweiten Anmerkung schief. § 134, 3 heifst es, das Adjektiv well bleibe als Adverb unverändert (z. B. all is well that ends well)! § 138 ist die Unterscheidung zwischen Adverbien, welche zum Verbum gehören, und solchen, welche sich weniger auf das Verb als auf den Inhalt des ganzen Satzes beziehen, wenig deutlich. Nach § 141, 3 wird about um bei unbestimmter Angabe der Zeit gebraucht; deutsch „um 9 Uhr" ist aber nicht unbestimmte, sondern bestimmte Zeitangabe. § 147 b ist die Erklärung: „all besides me = alle, ich eingeschlossen" doch sehr mifsverständlich. § 151 hätten die beiden wesentlich verschiedenen Fälle: „Stellvertretung, Verwechselung" und „Vorteil" getrennt werden sollen, wie sonst stets. § 158, Anmerkung: „Over = bei, neben gieht den Gegenstand einer gleichzeitigen oder Nebenbeschäftigung an. She was singing over some household task." Hier ist wohl umgekehrt die Arbeit Haupt- und der Gesang Nebenbeschäftigung. § 167 sind die im Englischen transitiven Verben to follow und to meet fälschlich als Intransitiva, welche mit to have konjugiert werden, aufgeführt. § 172 wird nach den angeführten Beispielen gesagt: „In den vier letzten Sätzen scheint dem Subjekt eine Thätig-

keit beigelegt, von der es in Wirklichkeit das Objekt ist." Dies gilt aber nicht nur von den vier letzten, sondern von allen (sieben) vorangehenden Sätzen. Schief ist die Anmerkung zu § 182: „Man verkürzt, aber nur in der Umgangssprache, do not in dŏn't, he does not in he doesn't, he did not in he didn't. In der Schrift sind diese Abkürzungen nicht anzuwenden." Man schreibt gewöhnlich do not (aufser wenn man eine mündliche Unterhaltung schriftlich fixieren will), liest aber fast immer dŏn't; nicht Umgangssprache und Schriftsprache, sondern Aussprache und Orthographie sind einander gegenüberzustellen. F. L.

Englisch für Kaufleute. Unter Mitwirkung von Fachmännern von Prof. Dr. C. van Dalen. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1884.

In gewohnter Ausstattung und bei ihr üblichem Format, das allerdings etwas handlicher gewünscht werden könnte, hat uns die Langenscheidtsche Verlagshandlung wiederum um ein vorzügliches Lehrbuch mehr bereichert, welches wir ihrer und des rühmlichst bekannten Verfassers Sorgfalt in der Ausführung verdanken. Zwar wäre dem Bedürfnis der Schule und des Privatunterrichts noch mehr Rechnung getragen worden, wenn auch deutsche Briefe zum Übersetzen ins Englische im Buche enthalten wären, doch mufs die Verlagshandlung ihre Gründe zur Auslassung solcher gehabt haben, auch will sie ja, wie sie namentlich bei dem Systematical Vocabulary bittet, nur „das Gegebene, nicht das Fehlende" beurteilt haben. Alles was in dem knappen Rahmen geboten wird, kann ich nach sorgfältiger Prüfung als vorzüglich empfehlen. Es sind dies 1) die so nötigen Forms of directing, commencing, and concluding Letters, wobei ich nur gern der Erklärung des Esquire die Bemerkung hinzugefügt gesehen hätte, dafs es bei etwaigen dem Namen vorangehenden Titeln, namentlich akademischer Grade, nicht gebraucht werden darf, eine Regel, gegen welche Deutsche so oft verstofsen. 2) Inland Rates of Postage. 3) Musterbriefe und zwar Cards and Notes und Letters on various Subjects. 4) Mercantile Correspondence, jedoch, wie erwähnt, nur in englischer Sprache als Muster. Dann unter B. Buchführung: Single und Double Entry; unter C. Winke über den abgekürzten Stil der Telegramme; D. Annoncenstil; unter E. Englische Gewichte, Mafse und Münzen; Post-Portosätze zwischen Deutschland und England; alphabetisches Vokabular, zugleich Register des Ganzen und schliefslich das Systematical Vocabulary, welches sowohl juristische wie merkantilische Ausdrücke nach Art des Rogetschen Thesaurus enthält und so reichhaltig ist, dafs wohl kaum eine Lücke darin zu finden sein wird.

Als Beweis für die Sorgfalt, welche auf die Korrektur verwendet worden und die ich der Prüfung des Inhalts gewidmet, führe ich die einzigen Druckfehler an, auf die ich gestofsen bin. Sie befinden sich auf p. 76, wo unter dem Stichworte: „Staatspapiere" „stationery" (Schreibmaterialien) statt stationary (stillstehend) steht und unter „Stimmung" die sonst im Buche nicht gebrauchte amerikanische Schreibweise „favorable" statt favourable sich eingeschlichen hat. Wenn ich an dem sonst tadellosen Englisch in dem Buche etwas aussetzen soll, so wären es etwa folgende zwei oder drei Ausdrücke. Ich bemerke dabei zugleich, dafs selbst wenn sie englischen Quellen entnommen sind, sie nichtsdestoweniger zu mifsbilligen seien. Anderson, dem mehrere Briefe entlehnt sind, ist überhaupt etwas veraltet. In Brief 111, S. 22 gefallt mir also das „no other alternative save" nicht. Es hiefse richtiger: no alternative but, das other vor alternative wird von Grammatikern für pleonastisch erklärt und save ist etwas zu kanzleistilartig. S. 43: Mehrere der „Gesuche" enthaltenden Annoncen

beginnen nicht, wie es in englischen Zeitungen üblich ist, mit Wanted. Dieses Anfangswort erleichtert nämlich dem Setzer die Arbeit, da er dann gleich weifs, welcher Spalte er die Anzeige einzureihen hat, und dem Suchenden fällt es um so leichter ins Auge. S. 44 würde ich in der letzten Anzeige das einfache quiet dem dort gebrauchten „quietude“ vorziehen. S. 50 endlich vermisse ich bei „Bahnhof“ terminus neben dem gegebenen railway-station.

Histoire de la Civilisation en Europe depuis la chute de l'empire Romain jusqu'à la Révolution française par M. Guizot. Erklärt von Dr. H. Lambeck, Oberlehrer am Herzogl. Ludwigs-Gymnasium zu Köthen. Zweiter Band: Leçon VII—XIV. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883.

Indem ich den kürzlich erschienenen zweiten und Schlufsteil des obengenannten Werkes anzeige, beziehe ich mich auf das, was ich in meiner Besprechung des ersten Teils gesagt habe (s. Archiv Bd. 68, S. 427) und füge nur noch die Bemerkung hinzu, dafs es wünschenswert wäre, wenn die Lehrer, die französische Werke dieser Art in der Schule benutzen, sie nicht blofs als Unterrichtsmittel verwenden, sondern zugleich dem nicht minder hoch anzuschlagenden Zwecke dienen lassen möchten, ein besseres Verständnis zwischen den Deutschen und Franzosen anbahnen zu helfen. Ist einmal die Achtung vor einer Nation eingetreten, so kann sie nicht verfehlen, wie beim einzelnen, wenn auch nicht Liebe, so doch eine dieser sich nähernde Gesinnung zu erzeugen, und Achtung gebietend sind, das wird niemand leugnen, solche Werke wie Guizots und der vielen ihm ebenbürtigen Schriftsteller Frankreichs, von denen die obige Verlagshandlung Schulausgaben hat besorgen lassen, doch gewifs. Um nach Kritiker-Art doch etwas an diesem Bande zu tadeln, will ich nicht unerwähnt lassen, dafs mir S. 97 die Übersetzung „freier Schützen“ für francs archers statt Freischützen aufgefallen ist. Da ich aber sonst nichts weiter zu bemäkeln finden konnte, so wird sich der Herausgeber über meine Strenge wohl nicht zu beklagen haben und diese eine Ausstellung, die er übrigens durch die Entschuldigung, dafs er nur wörtlich übersetzt habe (Sachs thut es freilich nicht; siehe dessen Wörterbuch sub franc), leicht beseitigen kann, gewifs nur als eine Belobung ansehen. Und so sei dieses schöne Werk nochmals allen Lehrern und allen, die es noch nicht kennen, bestens empfohlen.

Leipzig. David Asher.

The real Lord Byron. New views of the poet's life. By John Cordy Jeaffreson. In three volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1883.

Durch eine nachträgliche, oft unerwartete Publikation archivalischen Quellenmaterials und lange verschlossen gehaltener Dokumente wird oft das Bild, das persönliche und litterarische Porträt einer in der Litteraturgeschichte bereits fixierten Erscheinung vollständig umgestaltet.

Das Leben kaum eines Dichters des 19. Jahrhunderts war mehr den Kontroversen und Konjekturen preisgegeben als dasjenige Lord Byrons. Wir besitzen in Deutschland die Biographien von Eberty und Karl Elze. Allein viele Lücken blieben in ihnen unausgefüllt resp. waren sie der Hypothese zugewiesen.

Unerwartet erscheint auf dem Büchermarkte eine englische Biographie

des grofsen Briten, welche die rührige und verdienstliche Tauchnitzsche Handlung zugleich in einer billigeren Ausgabe dem Publikum bietet. Hier sind ganz neue Schlaglichter auf das Leben des Dichters geworfen. Hier tritt er in seinem privaten Leben uns so entgegen, dafs der Verfasser des obigen Buches mit Recht demselben den Titel „The real Lord Byron“ geben durfte. Den Fabeleien und Schmähungen, wie sie so zahlreich über den Briten verbreitet waren, wird hier auf den Grund gegangen.

Wer sich über Byrons Leben in objektiver Weise und auf Grund der neuen Dokumente orientieren will, der wird des obigen Buches nicht entraten können. Die Byronforschung ist damit in eine neue Phase eingetreten und als Ergänzung zu Jeaffresons „The real Lord Byron“ glauben wir auf das von uns seltsamerweise gleichzeitig veröffentlichte Werk: „Lord Byrons Einflufs auf die europäischen Litteraturen der Gegenwart (Hannover, Arnold Weichelt)“ hinweisen zu dürfen, welches zugleich das neue Porträt des Dichters abzuschliefsen geeignet ist.

Hamm. Dr. Otto Weddigen.

Shakespeare für Schulen. Ausgewählte Dramen. Mit Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und Abrifs der Shakespeare-Grammatik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. K. Meurer. III. Macbeth. Köln, Römke & Comp., 1882. 114 S.

Nachdem im ersten und zweiten Bande des Shakespeare für Schulen The Merchant of Venice und Julius Cæsar erschienen waren, liegt jetzt als dritter Band Macbeth vor. In demselben wird nach einem kurzen Vorwort eine Inhaltsangabe des Macbeth gegeben und werden dann die Entstehungszeit, die Quellen, die Komposition und der Versbau des Stückes in übersichtlicher und für den Schüler auskömmlicher Weise erörtert. In dem Abdruck dieses mit Anmerkungen unter dem Texte versehenen Werkes sind die anstöfsigen Stellen, welche der Herausgeber dem Schüler oder der Schülerin vorenthalten zu mussen geglaubt hat, durch Punkte bezeichnet. Im übrigen ist die Einrichtung des Buches dieselbe wie in den ersten Bänden, auch insofern im Anhang ein Abrifs der Shakespeare-Grammatik des Macbeth zusammengestellt ist. C. Deutschbeins Shakespeare-Grammatik für Deutsche kennt der Herausgeber noch nicht. Für Schulzwecke ist diese Ausgabe des Macbeth zu empfehlen.

English Library. Zürich, Rudolphi & Klemm. 17 Hefte à 40 Pf.

Die vorliegende Sammlung verdient den grofsen Beifall, welchen sie bereits in weiten Kreisen gefunden zu haben scheint. Die Ausstattung ist sehr schön, der Druck recht korrekt (Ref. hat nur einige wenige Fehler bemerkt) und das Format aufserordentlich kompendiös. Wahrhaft angenehm ist es, dafs wir im Gegensatze zu den vielfach ganz fabrikmäfsig besorgten Konkurrenzarbeiten mit den sogenannten erklärenden Noten ganz verschont werden. Was den Inhalt betrifft, so sei bemerkt, dafs folgende Stücke unverkürzt geboten werden: 1) Mark Twain, Sketches. 2) W. Scott, The Lay of the Last Minstrel. 3) Goldsmith, She stoops to conquer. 4) Marlowe, Doctor Faustus. 5) Byron, Lara and the Prisoner of Chillon. 6) Martingale, Salt water bubbles. 7) Shakespeare, Sonnets. 8) Leland, Hans Breitmann's ballads. 9) Bret Harte, Tales of the Argonauts. 10) Sheridan, The Rivals. 11) Johnson, Richard Savage. 12) Jonson, Every man in his

humour. 13) Irving, Sketch book. 14) Aldrich, Marjorie Daw. 15) Massinger, A new way to pay old debts. 16) Shelley, Queen Mab. 17) Neele, Romances and tales.

In Vorbereitung ist eine Ausgabe von Neele's Lectures on English poetry.

Asher's Collection of English authors, british and american. Hamburg, Grädener & J. F. Richter. Vol. 204 and 205.

In den neuesten Bänden dieser Sammlung erhalten wir die New Arabian nights von L. Stevenson, welche sich gut lesen und viel Interessantes bieten, obwohl sich nicht leugnen lafst, dafs sich daneben auch manches recht Ungeheuerliche vorfindet. Die Ausstattung verdient gelobt zu werden, das Papier ist vortrefflich und die Schrift grofs und scharf. Ref. hat nur wenige Druckfehler bemerkt. Es ist erfreulich, dafs sich diese Sammlung auch neben der äufserst schätzbaren Tauchnitzschen halten kann, indem dadurch der Beweis dafür geliefert wird, wie sehr das Studium der englischen Sprache an Verbreitung zugenommen hat.

Miscellen.

Abgerissene Bemerkungen zu Goethes Faust.

Von Adalbert Rudolf.

Über Goethes Meisterschöpfung ist soviel des Besprechenden, Erläuternden und auch Bekrittelnden zusammengeschrieben worden, dafs schier unmöglich erscheint, wesentlich Neues zu Tage zu fördern. So auch beabsichtige ich durchaus keine Abhandlung über Goethes Faustwerk zu geben, sondern ich beschränke mich hier auf die Darbietung einiger abgerissenen Bemerkungen, um einzelne Züge und Worte der Dichtung zu erörtern, und ich glaube, dafs manche meiner Gedanken den Anspruch auf Neuheit werden erheben dürfen.

Mephistopheles (Hephästophilus*), der Freund des Hephästus-Lucifer, ist in der Volkssage ein Unterteufel, Unterthan des Satan, bei Goethe aber ohne Zweifel der Oberteufel, der Höllenfürst selber. Nur dieser kann die Wette mit dem Herrn eingehen, und auch am Schlusse der Faust-Dichtung kann unter Mephistopheles einzig der Beherrscher der Hölle verstanden sein. Man beachte ferner, dafs die Hexe in der Hexenküche ihn mit „Junker Satan" anredet (wobei keine Betonung auf „Junker" ruht), und dafs das Irrlicht in der Walpurgisnacht sagt:

(V. 3625.**) Ich merke wohl: Ihr seid der Herr vom Haus.

Aber seltsamerweise hat Goethe diesen Gesichtspunkt nicht immer scharf festgehalten; so sagt auf dem Blocksberg Faust, dem Mephistopheles widerstrebend:

(V. 3796 etc.) Dort droben möcht ich lieber sein! etc. etc.
Dort strömt die Menge zu dem Bösen.

und unter den Paralipomena findet sich das Bruchstück eines längeren Auftrittes, wo Mephistopheles den Faust auf den „Gipfel des Brockens" führt — „Der Satan auf dem Thron, grofses Volk umher, Faust und Mephistopheles im nächsten Kreise"; der Satan redet da vom Throne:

Die Böcke zur Rechten!
Die Ziegen zur Linken! u. s. w.

---

* Man vergl. die einschlägigen Abhandlungen: Archiv LXII, S. 289 „Der Name Mephistopheles"; LXV, S. 369 „Meister Hephästus-Lucifer"; LXVII, S. 241 „Theophilus-Faust und Mephistopheles" und LXVIII, S. 255 „Eutychianos-Faustus senior und junior".

** Nach meiner eigenen Verszählung: Ich zähle alles, was zur eigentlichen Handlung gehört, fortlaufend — Prolog im Himmel, Faust 1. Teil, 2. Teil —, im ganzen 11869 Verse; an mehreren Stellen weiche ich von den übrigen Zählungen ab.

Etwas die Gedankeneinheit störend erscheinen mir auch die Worte des Herrn:

(V. 95 etc.) Ich habe deinesgleichen nie gehafst:
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

sowie die Selbstdeutung des bösen Geistes:

(V. 1093 etc.) (Ich bin) ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

welcher sich allerdings gleich danach anschliefst:

(V. 1096.) Ich bin der Geist, der stets verneint.

Am liebsten möchte ich, um die Widersprüche zu heben, alle jene zweifelhaften Stellen — wenigstens bei Bühnendarstellungen, mit welchen man jetzt doch einmal zu rechnen hat — gestrichen oder leicht geändert sehen.*

In Faustens Monolog begegnet die Stelle:

(V. 176 etc.) Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land! etc.

(V. 184 etc.) Umsonst, dafs trocknes Sinnen hier
Die heilgen Zeichen dir erklärt — —
Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir —
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

Hierzu einige erläuternde Worte: Anstatt des doppelten Gedankenstriches hat das Fragment wunderlich nur ein Komma, für welches später ein Doppelpunkt gesetzt ward; mir schien die obige Änderung empfehlenswert. Der Gedankengang ist etwa folgender: Faust hat sich erhoben und will hinauseilen, in die freie Natur stürmen, weil er nur dort Heilung zu finden hofft. Plötzlich — er hat halbbewufst das Buch des Nostradamus aufgeschlagen — fährt er in Verzückung auf; er wähnt oder fühlt, dafs die Geister ihn bereits umschweben. Die Begeisterung, die Vorahnung und das Vorgefühl seines Glückes, welche an Stelle des trockenen Sinnens getreten war, hatte ihn für das geistige Gebiet empfänglich gemacht. Nur notdürftig läfst auf solche Weise der ursprüngliche Widerspruch sich heben, welchen die Stelle eigentlich enthält. Wenn sicher anzunehmen wäre, wie ich glaube, dafs Goethe den Faust ursprünglich für die Bühne beabsichtigt hatte, so würde ich ohne mindestes Bedenken sagen: Der Dichter hat hier der Bühneneinfachheit, Beschränkung der Scenerien die Gedankeneinheit zum Opfer gebracht. Für Aufführungen empfehle ich Streichung der Verse 184—187.

„Er (Faust) schlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.“

(V. 188.) Ha, welche Wonne fliefst in diesem Blick! u. s. w.

Das Zeichen des Makrokosmus, der Grofswelt, des Weltalls, Gottes? Was ist das für ein Zeichen? Wie wäre solches darzustellen? Etwas mufs geschehen, um dem Zuschauer, entgegen dem Leser, dies deutlich zu machen. Entweder müfste Faust ausrufen: „Makrokosmus!“ Oder besser vielleicht liefse die Buchfigur durch Bewerkstelligung eines Feuerzeichens an der

* Vielleicht werde ich mich einmal bei einer anderen Gelegenheit des Näheren hierüber äufsern.

dunklen Wand sich wiedergeben, durch ein sinnbildliches Zeichen oder noch einfacher und bestimmter durch das Wort „MARKO-KOSMUS". Die Kabbalistik des Zauberbuches mufs unter allen Umständen dem Zuschauer deutlich vor das Auge geführt werden; während der Erscheinung würde ein Melodram die zauberische Wirkung vorteilhaft erhöhen.

„Er (Faust) schlägt unwillig das Buch um und erblickt das Zeichen des Erdgeistes."

(V. 218 etc.) Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher. u. s. w.

Dieser Geist der Erde braucht nach dem Begriffe des Wortes „Geist" nicht gerade männlich zu sein; jedoch scheint Goethe ihn sich so gedacht zu haben. Die bei weitem meisten die Erde ausdrückenden Worte, sowohl im Deutschen und Nordischen als auch im Griechischen und Lateinischen, sind weiblich; mit dem Begriffe „Erde" war der Gedanke der weiblichen, mütterlichen Gottheiten auf das engste verknüpft (vergl. auch die „Mütter" des zweiten Teiles, welche als Erdgöttinnen, Todesgöttinnen aufzufassen sind). Man wende nicht ein, dafs der Erdgeist Goethes eine vielseitigere Bedeutung habe; es würde uns doch kaum über die Schwierigkeit hinweghelfen. Den irrtümlichen (?) Wechsel des Geschlechts wird der männliche Artikel vor dem Worte „Geist" bewirkt haben. Vielleicht könnte als schwacher Nothebelf der allgemeine Ausdruck „TERRÆ SPIRITUS" dienen, um gegenüber dem MAKRO-KOSMUS ein den Zuschauern sichtbares Zeichen zu haben, wenngleich die bestimmten Worte des Faust „Du, Geist der Erde" etc. etc. allenfalls genügen würden.

Später heifst es: „Er (Faust) fafst das Buch und spricht das Zeichen des Geistes geheimnisvoll aus" u s. w. Spricht aus? Das ist für den Leser! aber auf der Bühne? Goethe hat kein bezügliches Zauberwort überliefert; daher genüge einfacher: „Er fafst das Buch und macht eine beschwörende Gebärde." „Es zuckt eine rötliche Flamme, der Geist erscheint in der Flamme." Näher über die Art und Weise der Erscheinung sich auszusprechen, würde hier zu weit führen; nur ein flüchtiger Vorschlag sei mir gestattet: Könnte man es nicht einmal mit einer weiblichen Erscheinung versuchen und dem entsprechend vorher das Feuerzeichen „GÆA" anwenden?

Zum Schlusse komme ich zu der Frage: Wer ist der Erdgeist eigentlich in genauerer Feststellung? und wie erweitert der Begriff des Erdgeistes von dem rein-elementaren zum geistigen Wesen, wie Goethe es bietet?

(V. 266 etc.) So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Der Erdgeist ist also zunächst ein guter Elementar-Geist, welcher der Gottheit lebendiges Kleid, die Natur der Erde, schafft; er ist im Vergleiche mit dem Makrokosmus die auf unseren Erdball beschränkt gedachte Naturkraft, eigentlich nur ein Teil jenes. Das geistige Verhältnis zwischen dem Erdgeiste und Mephistopheles fasse ich kurz so: Der als „Erdgeist" bezeichnete Geist und Mephistopheles in seiner jetzigen Auffassung sind beide „Erdgeister", jener im guten, dieser im bösen Sinne, dieselben Kräfte aufser dem Menschen, welche im Menschen wohnen, als

(V. 870.) Zwei Seelen wohnen — ach! — in meiner Brust.

Beide Geister sind also schroff entgegengesetzt und sich feindlich — Theophilus und Hephästophilus. Der „Erdgeist" ist der himmlische, Mephistopheles der höllische Anteil an der Erde; so ist ersterer der Vermittler zwischen Himmel (Gott, Makrokosmus) und Erde, während letz-

terer in der Volkssage und im Puppenspiele zwischen Hölle (Urteufel) und Erde vermittelt. Wie Mephistopheles von sich sagt: „Ich bin ein Teil von jener Kraft“ u. s. w., so ist also der Erdgeist ein Teil des Makrokosmus, der göttlichen Kraft. Wenn der „Erdgeist“ sagt (V. 270 etc.): „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ so bedeutet dies: „Die Neigung zum Thatkräftig-Guten, Himmlischen ist dir bis dahin verschlossen; dein Herz ist noch ungereinigt: Die eine Seele, welche in derber Lebens- und Liebeslust sich und dich mit klammernden Organen an die Welt im schlechteren Sinne, an die Hölle, klammert, hat mächtig die Oberhand bei dir.“ Er verwirft ihn zunächst, wenigstens äufserlich; verloren aber giebt er ihn nicht. Wenn er auch des Herrn, des grofsen Gärtners, Zukunftsblick nicht hat —

(V. 68 etc.) — Weifs doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Dafs Blüt und Frucht die künftgen Jahre zieren. —

wenn er auch nicht wissen kann, ob nicht noch durch einen rauhen Sturmwind die Blüten werden verweht und die Früchte ungereift bleiben werden, so läfst er doch den Faust nicht aus den Augen, sondern ist unaufhörlich bestrebt, in seinem Schützling allmählich das bessere Teil, die bessere Seele, zu wecken. Er wendet ihm wiederholt, so in dem Auftritte „Wald und Höhle“ (V. 2976 etc.) sein Angesicht im Feuer zu, wie der Gott des alten Bundes dem Moses, und belehrt ihn, um ihn mit seinem Gotte zu versöhnen; ganz nackt ausgedruckt: Faust hält dann Zwiesprach mit seinem besseren Ich und schöpft Kraft aus der Betrachtung der grofsen, göttlichen Natur. In solcher Weise arbeitet also der Erdgeist dem Herrn in die Hände, dem Teufel entgegen, zwischen Himmel und Faust vermittelnd. Wenn auch Mephistopheles dem Faust verderblich werden könnte, so ist das doch nur eine scheinbare Gefahr; in Wirklichkeit ist jener bestimmt, wie er selber ironisch äufsert, Gutes zu wirken; und so hegt auch der Erdgeist die Hoffnung in demselben Sinne, wie der Herr sagt:

(V. 98 etc.) Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Drum geb ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und mufs, als Teufel, schaffen.

Eine sympathetische Kur! — Zum Schlusse: Der Erdgeist ist der „gute Geist, Ithuriel“ des Volksschauspieles. Schade, dafs Goethe gegen seine ursprüngliche Absicht den Gedanken des Erdgeistes nicht weiter fortgesponnen, sondern im Sande hat verlaufen lassen! Allerdings ist dieser Gedanke schon durch die Auffassung des Mephistopheles als Oberteufel in etwas getrübt worden.

(V. 392 etc.) Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.

Man hat vielfach hin- und hergestritten, ob „fremd und fremder“ Adverbial- oder Adjektivform, ob zwei Komparative, oder Positiv und Komparativ — ob also „fremd und fremder“ als Abkürzung stehe für „fremd(e)rer und fremd(e)rer“ oder für „fremder und fremd(e)rer“. Alles dies ist entweder unmöglich oder wenigstens gezwungen. Es liegen vielmehr zwei positive Adjektivformen vor: „fremd' und fremder Stoff“, welche durch Nebeneinanderstellen eine Steigerung wirken sollen, also in dem Sinne von „immer fremder und wieder fremder Stoff“. Man vergleiche hierzu Redefiguren wie „halb und halb“, „immer und immer wieder“, „es geht und geht nicht!“ u. s. w. So auch bei Goethe (V. 3135—3136):

Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

(V. 422 etc.) Was grinsest du mir, hohler Schädel, her,
Als dafs dein Hirn (wie meines, nicht verwirret)
Den leichten Tag gesucht und in der Dämmrung schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirret?

Kaum dürfte es hier einer Erörterung bedürfen. Allein weil man mehrfach für „leichten Tag“ „lichten Tag“ hat lesen wollen, sei es mit einigen Worten abgethan: Jeder, welcher den Satz mit Verständnis zu lesen weifs, mufs jene Auffassung als undenkbar zurückweisen. Der „leichte Tag“ ist der „Dämmrung schwer“ gegenübergestellt, wie denn der Gegensatz des leicht aufsteigenden Morgens oder Tages und der schwer sinkenden Dämmerung des Abends, der Nacht in der Volksanschauung wurzelnd häufig begegnet. Anderenfalls, wenn man anstatt „leicht“ „licht“ (= hell) behaupten wollte, würde der erwähnte Gegensatz verloren gehen; dann würde „schwer“ nur Adverbium zu „geirret“ sein können. Aber derartigem Gedankengang würde dann sofort die unmögliche, weil erschrecklich-unschöne, Häufung der Adverbien „schwer (mit Lust nach Wahrheit), jämmerlich geirret“ entgegentreten.

(V. 283.) Mephistopheles: Nun, Fauste, träume fort, bis wir uns wiedersehn!
Faust (erwachend): Bin ich denn abermals betrogen? u. s. w.

Dieser erste Abgang des Mephistopheles, dramatisch kaum begründet, scheint eine unbewufste Beibehaltung aus dem deutschen Puppenspiele zu sein, wo der Unterteufel abgeht, um von seinem Herrn, Lucifer, Pluto, die Erlaubnis zu dem Vertrage mit Faust einzuholen. Oder soll man so deuten: dafs Mephistopheles nicht gezwungen einen zu befürchtenden ungünstigen Vertrag eingehen wollte, während er später ganz frei wiederkehrt, um einen durch die Lage unbeeinträchtigten Bund abzuschliefsen!? — Ob Goethe dann zwischen dem ersten Abgange und dem zweiten Auftreten des verneinenden Geistes einen kürzeren oder längeren Zeitraum annahm, mufs dahingestellt bleiben; man beachte, dafs wir äufserlich zwei ganz getrennte Scenen vor uns haben, welchen mindestens die Nacht zwischenliegen mufs, vielleicht aber ein gröfserer Zwischenraum, um Fausts Begierde reger zu erhalten, obgleich letztere Wirkung nicht erzielt wird:

(V. 1288 etc.) Faust: Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen? u. s. w.

(V. 1421.) Aus dieser Erde quillen meine Freuden.

Das ungewöhnliche, mundartliche „quillen“ anstatt des schriftdeutschen „quellen“ begegnet auch sonst:

(V. 3550.) Regt sich's nicht quillend schon etc.

(V. 3008 etc.) So tauml' ich von Begierde zu Genufs;
Und im Genufs verschmacht ich nach Begierde.

Diese Verse in dem Auftritte „Wald und Höhle. Faust allein“ erscheinen nicht an ihrem Orte. Der Grund liegt darin: Die Reihenfolge der Scenen war in dem ursprünglichen Fragment eine andere als in der späteren Faust-Ausgabe. Während hier „Wald und Höhle“ noch dem Falle Gretchens vorausgeht, steht sie dort erst vor dem Zwinger-Auftritte — und selbst hier nicht ganz logisch, wenn man die Verse erwägt:

Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was mufs geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen,
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Obige Verse 3008 und 3009, oder vielmehr schon 3006–3009 können bei Veränderung der Reihenfolge nur aus Versehen stehen geblieben sein, weshalb sie für Bühnenaufführungen gestrichen werden müssen.

Scene „Dom; Amt, Orgel und Gesang; Gretchen unter vielem Volke, böser Geist hinter Gretchen“ V. 3535 etc.

Der „böse Geist“ ist — so seltsam es klingt — ein guter Geist, ungenaue Kürzung für „Geist des bösen Gewissens“. Ich nehme keinen Anstand, dafür den Erdgeist unterzuschieben; derselbe männliche oder weibliche Geist, welcher sich um Fausts sittliche Hebung bemüht, redet auch hier dem unschuldig-schuldigen Opfer in das Gewissen.

In dem Auftritte „Walpurgisnacht-Harzgebirg“ findet sich eine wunderliche Stelle, welche der Beachtung wert ist:

Hexenmeister. (Halbes Chor.)

(V. 3737 etc.) Wir schleichen wie die Schneck im Haus,
Die Weiber alle sind voraus.
Denn geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schritt voraus.

(Andere Hälfte.)

Wir nehmen das nicht so genau.
Mit tausend Schritten macht's die Frau;
Doch wie sie auch sich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Was soll man sich darunter denken? Unter „Andere Hälfte“ ist das andere Geschlecht, sind den Hexenmeistern gegenüber die Hexen verstanden. So erst erhält die Stelle ihren richtigen Sinn, indem sie eine muntere Neckerei der Geschlechter enthält. Es würde zu widersinnig und unnatürlich sein, dafs die eine Hälfte der Männer gegen die andere Hälfte die Frauen in Schutz nehmen sollte, sich selber herabsetzend; da liegt doch viel näher, dafs die Frauen mit ihrer Redefertigkeit sich selber verteidigen, und die Hexen besonders werden nicht in Verlegenheit sein, für sich selber zu sorgen. Ob „Andere Hälfte“ ein Versehen oder absichtlicher Scherz Goethes ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Streicht man „Halbes Chor“ und setzt einfach „Hexenmeister“ — „Andere Hälfte“, so ist schon das Verständnis viel sicherer. Wahrscheinlich ist „Halbes Chor“ erst nachträglich irrtümlich dem Bestimmungsworte „Hexenmeister“ angefügt worden, und so wäre auch die Verwirrung in der Bezeichnung der Chöre zu erklären. Es mufs also heifsen für „Hexenmeister (Halbes Chor)“ = „Chor der Hexenmeister“, und für „Andere Hälfte“ = „Chor der Hexen“, zusammengefafst als „Beide Chöre“.

Seltsam wunderlich steht inmitten der Poesie der Prosa-Auftritt „Trüber Tag, Feld“ da und hat vielfache Erwägungen des Warum? wachgerufen. Vielleicht erschien dem jungen Goethe die Stimmung zu gewaltig, um die

Gedanken in regelrechte Verse, geschweige denn Reime, einzuzwängen. Vielleicht war der Auftritt ähnlich dem folgenden „Nacht, offen Feld" in freiem Versmafse beabsichtigt, später aber prosaartig zusammengeschrieben; leichtlich kann man noch jetzt ein Einteilen in Verse vornehmen, z. B.:

Im Elend! Verzweifelnd!
Erbärmlich auf der Erde lange verirrt
Und nun gefangen!
Als Missethäterin im Kerker
Zu entsetzlichen Qualen eingesperrt,
Das holde, unselige Geschöpf!
Bis dahin! dahin! —
Verräterischer, nichtswürdiger Geist,
Und das hast du mir verheimlicht! —
Steh nur, steh!
Wälze die teuflischen Augen ingrimmend
Im Kopfe herum! Steh und trutze mir
Durch deine unerträgliche Gegenwart! u. s. w.

Die Stelle „Wandle ihn, du unendlicher Geist etc." darf nicht, wie geschehen, auf den Erdgeist bezogen werden; denn dieser ist nur ein endlicher, durch die Schranken der Erde gebundener Geist. Vielmehr ist mit dem „unendlichen" Geist, wie leicht zu verstehen, der unbegrenzte Geist des Makrokosmus, Gott selber, gemeint. Im Gegensatze dazu ist der „erhabene Geist" des Auftrittes „Wald und Höhle" zweifelsohne der Erdgeist, wie die Monologworte Fausts sofort erkennen lassen: Das grofse Makrokosmus war Faust verschlossen, aber der freie Einblick in die Natur der Erde war ihm vergönnt.

„Wandle ihn, du unendlicher Geist, wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weise gefiel, vor mir herzutrotten etc." — Nächtlicher Weise ist jedenfalls nicht richtig; ein Versehen, ein Flüchtigkeitsfehler wird vorliegen. Entweder mufs es heifsen, wie H. Düntzer empfiehlt: „näch*tlich*er Wei*l*e", d. i. zur Nachtzeit, oder: „nächt*ig*er Wei*s*e", d. i. nach Art der tagescheuen, nächtigen Geister.

Nacht. Offen Feld.

Faust, Mephistopheles, auf schwarzen Pferden daherbrausend.

(V. 4158 etc.) Faust. Was weben sie dort um den Rabenstein?
Meph. Weifs nicht, was sie kochen und schaffen.
Faust. Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.
Meph. Eine Hexenzunft.
Faust. Sie streuen und weihen.
Meph. Vorbei! Vorbei! —

Sind in dieser kurzen, grausig-packenden Scene unter den Geistern am Rabensteine, an der Richtstätte, böse Geister, etwa die Geister der Hingerichteten, Gespenster oder — wie Mephistopheles sagt — Hexen zu verstehen? Oder anderenfalls: Könnte Goethe an gute Geister, Engel gedacht haben? Letztere Ansicht hat schon seit längerer Zeit Vertreter gehabt, ohne jedoch jemals wirksam durchgedrungen zu sein.

Betrachten wir genau die Ausdrücke, welche Faust gebraucht: „um den Rabenstein weben, auf- und abschweben, sich neigen und beugen, streuen und weihen." Ich frage: Hat es Wahrscheinlichkeit für sich, dafs wirklich böse Wesen, Hexen gemeint seien? Herr Dr. G. v. Loeper

sagt zwar, dafs hier die kirchlichen Bräuche parodiert sein sollten; aber diese Auslegung erscheint mir sehr gezwungen. Wenn Mephistopheles die Geisterschar eine „Hexenzunft" nennt und von dem hexischen „Kochen" spricht, so bedenke man, dafs er der Geist ist, „der stets verneint"; dazu beachte man, was Goethe den Mephisto gegen Schlufs des 2. Teiles von und zu den Engeln sagen läfst:

(V. 11454) Es sind auch Teufel, doch verkappt. —
(V. 11527 etc.) Ihr schönen Kinder, lafst mich wissen:
Seid ihr nicht auch von Lucifers Geschlecht? —
(V. 11538 etc.) Ihr scheltet uns verdammte Geister
Und seid die wahren Hexenmeister.

Zieht man nun noch zur Vergleichung den Streit der Teufel und der zur Errettung von Faustens Seele gesandten, schwebenden, weihenden und Rosen streuenden Engel heran:

(V. 11434 etc.) Folget, Gesandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs!
Sündern vergeben,
Staub zu beleben;
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs. —
(V. 11457 etc.) Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden, etc. etc.
(V. 11463 etc.) Eilet zu blühn!
Frühling entspriefse,
Purpur und Grün!
Tragt Paradiese
Dem Ruhenden hin!

so mufs man unwillkürlich den Gedanken aufnehmen und festhalten, dafs auch dort, in der Scene am Rabensteine, unter den webenden, schwebenden, weihenden und streuenden Wesen gute Geister gemeint sein müssen, Engel, welche nach Vertreibung der nächtigen, bösen Geister die Seelen der hingeschiedenen Sünder zu erlösen bemüht sind, dichterisch die zukünftige Errettung Gretchens versinnlichend. Darum auch wird dem Mephistopheles unheimlich zu Mute, und er drängt den Gefährten, dessen Blicke er vergeblich abzulenken gesucht hat, zur Eile — „Vorbei! Vorbei!"

Bildliche Darstellungen des wirksamen Nachtstückes haben vielfach stattgefunden, schon zu Goethes Lebzeiten von Cornelius und Delacroix; seltsamerweise scheinen diese ohne Goethes Widerspruch die Geister als Gespenster behandelt zu haben, wenngleich die Sache nicht ganz sicher ist. Auf dem Bilde von Cornelius wird Gretchen von einem Geistlichen zum Richtplatze hinaufgeleitet, Martha und drei Teufel — diese gleichsam als Bedeckung — folgen, unheimliche Gestalten schweben darüber; das Kreuz, welches von der einen Person getragen wird, könnte gegen böse Geister sprechen, und wenn die Scharwache äufserlich mit Hörnern erscheint, so kann das den Hafs und die Verachtung ausdrücken sollen, welche den Häschern im allgemeinen dargebracht werden; Cornelius hat übrigens das „streuen und weihen" nicht ausgedrückt, aber ein Engel schwebt über Gretchen — (V. 4370:) „(Sie) Ist gerettet!"; die Absicht ging wahrscheinlich dahin, das darzustellen, was auf der roten Erde Westfalens ein Vorgesicht genannt wird. Über das Bild von Delacroix kann ich nicht näher urteilen, weil mir nur eine kurze Bemerkung Goethes und das in Ecker-

manns „Gesprächen mit Goethe“ Befindliche bekannt geworden ist. Goethe äufsert sich: „Zwei Probedrücke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen. Der eine davon stellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgerichte vorbeiströmenden Gesellen dar, wo, bei aller der entsetzlichen Eile, Fausts ungestüme neugierige Frage und eine ruhig abweisende Antwort des Bösen gar wohl ausgedrückt sind u. s. w.“ Sodann sagt über dieselbe Darstellung Eckermann in den „Gesprächen“: „,Da wir vom Mephistopheles reden,‘ fuhr Goethe fort, ‚so will ich Ihnen doch etwas zeigen, was Coudray von Paris mitgebracht hat. Was sagen Sie dazu?‘ — Er legte mir einen Steindruck vor, die Scene darstellend, wo Faust und Mephistopheles, um Gretchen aus dem Kerker zu befreien, in der Nacht auf zwei Pferden an einem Hochgerichte vorbeisausen. Faust reitet ein schwarzes, das im gestrecktesten Galopp ausgreift und sich sowie sein Reiter vor den Gespenstern unter dem Galgen zu fürchten scheint u. s. w.“, und im Anschlufs hieran legt er Goethe die unbestimmte Bemerkung in den Mund: „Da mufs man doch gestehen, dafs man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht hat.“ Der Ausdruck „Gespenster unter dem Galgen“ ist der hauptsächlichste Haken meines Deutungversuches. Aber vielleicht steht hier „Gespenster“ nur allgemein für „Geister“, und dann — was die gelegentlichen Äufserungen Goethes, wie sie gethan sein sollen und nachher geschrieben und gedruckt worden sind, anbelangt, so darf man nicht zuviel Gewicht auf dieselben legen: Wer kann da wissen, wieviel der Hörer, wenn auch unbewufst, trotz allen Bestrebens der Treue, hinweggenommen und hinzugethan hat? Auch nimmt ein flüchtiges Wort in die Fesseln der Buchstaben gekleidet sich oft ganz anders aus, als es gemeint war. — Man halte sich einfach an das, was in Goethes Buche selber steht; die Worte der Dichtung müssen entscheidend sein, und diese drücken ganz bestimmt und entschieden den Widerwillen des Mephistopheles gegen die Geister aus und zeigen, wie widerwillig er die Fragen Fausts beantwortet und schliefslich ablehnt. — Somit sind die Geister nach den Worten der Dichtung zweifelsohne als gute Geister, Engel zu verstehen.

In der klassischen Walpurgisnacht (2. Teil, 2. Akt) trifft Mephistopheles die Greife:

(V. 6857 etc.) Ein widrig Volk! Doch darf's mich nicht verdriefsen,
Als neuer Gast anständig sie zu grüfsen...
Glück zu den schönen Fraun, den klugen Greisen!
Greif: Nicht Greisen! Greifen! Niemand hört es gern,
Dafs man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, wo es sich her bedingt u. s. w.

Weder auf „Greisen“, noch auf „gern“ ist ein Reim vorhanden; reimlose Verse sind zwar bei Goethe häufig eingeflochten, aber diese aufeinanderfolgenden zwei reimlosen Verse geben der Vermutung Raum, dafs sie vielleicht untereinander reimen sollten. Auch erscheint das „Greisen“ nicht als scharfer Gegensatz zu „Fraun“. Die Stelle konnte gelautet haben:

Meph.: Glück zu den schönen Fraun, den klugen Herrn,
Den Greisen!
Greif: Greifen! — Niemand hört es gern,
Dafs man ihn Greis nennt.

Der Reim könnte zufällig, irrtümlich verloren gegangen sein. Man bedenke, dafs Goethe meistens diktierte; bei der späteren Durchsicht können einzelne Mängel leicht übersehen worden sein.

In der Unterredung zwischen Faust und Chiron, wo dieser über Helena Auskunft giebt, begegnet mitten unter fünf- und einigen wenigen vierfüfsigen, gereimten Jamben der wunderliche, schwerfällige sechsfüfsige, reimlose Vers:

(V. 7188) Die Brüder wateten, ich patschte, schwamm hinüber.

Ob Goethe nicht im Sinn gehabt hatte:

Die Brüder wateten, ich patschte, schwamm
Hinüber (, bis ich ans Gestade [an das Ufer] kam);
Da sprang sie ab etc. etc. ?!?

Goethe mochte seinem Schreiber diktiert haben:

Die Brüder wateten, ich patschte, schwamm
Hinüber —

und dann, nicht gleich des im Sinne gehabten Reimwortes mächtig, einstweilen zum nächsten Verse übergegangen sein. Bei der bekannten Lässigkeit und Bequemlichkeit Goethes in der Durchsicht seiner Diktate ist das Stehenbleiben der mangelhaften Stelle leicht erklärlich. Der anscheinend matte Reim „schwamm — kam“ läfst sich schriftsprachlich und mundartlich rechtfertigen.

Euphorion. (V. 9610 etc.) Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg ist das Losungswort!
Sieg! Und so klingt es fort. —

(V. 9618 etc.) Welche dies Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegrenzten Muts,
Verschwendrisch eignen Bluts,
Mit nicht zu dämpfendem,
Heiligem Sinn —
Alle den Kämpfenden
Bring es Gewinn!

Das sind so echt verquickte Verse, wie Goethe sie zuweilen liebte! Unbegreiflicherweise hiefs es ursprünglich:

etc. etc. Verschwendrisch eignen Bluts.
Den nicht zu dämpfenden etc. etc.

Die obige Änderung scheint gerechtfertigt, wenngleich dadurch der unreine Reim „dämpfende*m* — Kämpfende*n*“ hervorgebracht ward. Anstatt „Alle den Kämpfenden“ hätte man „Alle*n* etc.“ erwarten sollen. Der Gedankengang ist folgender: „Das Losungswort ‚Krieg — Sieg!‘ bringe allen Kämpfern (welche in Griechenland mit Lebensgefahr zu immer neuen Gefahren als freie Bürger geboren sind, stets einen grenzenlosen Mut bewährt und ihr Blut freigiebig zum Wohle des heifsgeliebten, heiligen Vaterlandes vergossen haben) Gewinn.“ Der Altmeister hätte leichter verständlich setzen können:

Krieg ist das Losungswort!
Sieg! Und so klingt es fort.
Allen den Kämpfenden,
Welche dies Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegrenzten Muts,
Verschwendrisch eignen Bluts,

Mit nicht zu dämpfenden
Heiligen Sinnen,
(Allen den Kämpfenden)
Bring es Gewinnen!

Die Wiederholung von „Allen den Kämpfenden“ ist geschehen, um nach den schleppenden Zwischenversen den Gedankengang wieder anzuknüpfen.

(V. 9809 etc.) Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fufs,
Betret ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum etc. etc.

Fausts Monolog auf dem „Hochgebirg“ ist in sechsfüfsigen Jamben geschrieben; nur Vers 9809 ist siebenfüfsig. Dies hätte leicht vermieden werden können:

Der Einsamkeiten tiefste schauend unterm Fufs.

V. 10351 etc.) Die rechte Flanke hält sich kräftig;
Doch seh ich ragend unter diesen
Hans Raufbold, den behenden Riesen,
Auf seine Weise rasch beschäftigt.

„Kräftig — beschäftigt“ ist kein Reim. Es mufs „geschäftig“ heifsen. Das Wort kann beim Diktat von dem Schreiber mifshört worden sein; wenn Goethe aber auch „beschäftigt“ gesagt hat, so ist es irrtümlich geschehen: Zweifellos hat er „geschäftig“ im Ohre und Sinne gehabt. Dem haben Dr. G. von Loeper und Professor Dr. K. J. Schröer zugestimmt; Letzterer hat die Änderung in den Text aufgenommen. Der Reim „geschäftig — kräftig“ begegnet auch in der „Hexenküche“:

(V. 2130 etc.) Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig,
Die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig.

(V. 10605 etc.) Mach fort und schleppe, was du hast!
Hier sind wir nicht willkommne Gast.

Trotz Düntzers Citat „Drei arme Kind“ wäre doch der allgemein singulare Ausdruck „willkomm*en* Gast“ vorzuziehen gewesen; denn in „Drei arme Kind“ liegt dem letzten Worte die ältere Pluralform „Kinde“ (anstatt „Kind*er*“) zu Grunde, so dafs nur das Endungs-e in Wegfall gekommen ist, während bei „willkomm*ne* Gast“ der Verlust des Umlautes sehr störend ist.

---

5. Akt. Offene Gegend.

(V. 10821 etc.) Ist es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die sturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!

„barg — warf“ kein Reim, aber Assonanz!

(V. 10857 etc.) Das Euch grimmig mifsgehandelt,
Wog auf Woge, schäumend wild,
Seht als Garten Ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch Bild.

Vor „Das Euch“ ist „Das Meer“ ergänzend zu denken. „mifsgehandelt — behandelt“ ist kein Reim. Man kann wohl mit Fug und Recht annehmen, dafs Goethe beabsichtigt hatte:

Seht als Garten Ihr verwandelt.
oder Seht zum Garten Ihr verwandelt.

Man vergleiche die Worte des Doktor Marianus:

(V. 11 858 etc.) Werde jeder bessre Sinn
Dir zum Dienst erbötig!
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

der Stelle des Sirenensanges:

(V. 7808 etc.) Dir zu jedem Dienst erbötig,
Schöne Luna, sei uns gnädig!

(V. 11 862 etc.) Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Erreichnis.

Ich nehme keinen Anstand, nach der Vermutung Julius Bodes (Sorau, Niederlausitz) für das in den Ausgaben befindliche Wort „Ereignis“ „Erreichnis“ einzusetzen. Bei Goethes Vorliebe für neue Wortbildungen darf das nicht verwundern; „Erreichnis“ entspricht dem Worte „Erlangung, Gewinnung“ und ist gebildet wie „Hemmnis, Wagnis“ u. a. Das Unzulängliche, d. i. das auf Erden nicht zu Erlangende, Erreichende, wird im Jenseits erlangt, erreicht, wird Erreichnis! So erscheint die Deutung ungezwungener, als wenn wir „Ereignis“ = „Thatsache“ festhalten.

Die „Zwölften“ in der Provence.

In vielen Gegenden Deutschlands beginnt der Bauer das neue Jahr keineswegs mit dem 1. Januar, sondern mit dem „grofsen Neujahr“, dem Dreikönigstag. Die Nächte von Weihnachten bis zum grofsen Neujahr — denn der Germane zählte, ebenso wie der Jude, nach Nächten, nicht nach Tagen — sind die sogenannten „Zwölften“, die zwölf Nächte, denen im Volksglauben eine besonders bedeutungsvolle Rolle zugewiesen ist.

Dies hängt mit dem grofsen altheidnischen „Julfest“ zusammen, an dessen Stelle die christliche Kirche nach Gregors des Grofsen klugem, tolerantem Grundsatz das Fest Christi Geburt treten liefs. In der That heifst „Weihnachten“ im Dänischen und Schwedischen „jul“, im Altenglischen „yule“, und in diesen nordischen Ländern flackert noch heute am heiligen Abend der heilige Julblock im häuslichen Herde. Das deutsche Wort „Weihnachten“ selbst hängt wiederum, wie aus der Pluralform hervorgeht, die mit der dänischen Nebenbezeichnung „julen“ (gleichfalls Plural) sich vergleichen läfst, mit dem heidnischen Wintersonnenfest zusammen: die Weihnachten sind die zwölf heiligen, geweihten Nächte, die auf jenes Julfest folgten. Weil dieses nun ein Fest der wiedergeborenen, zum Lenze sich hinwendenden Sonne war, so hatten besonders Wodan und Freya daran Teil. Wodan führt seine Braut Holda auf dem Lande umher und verbreitet

überall Segen; der Himmel öffnet seinen Schofs, und das wilde Heer, das von Wolken umgeben um den Herrscher Wodan schlief, darf während der Sonnenwendzeit frei schalten und walten.

Diesen heiligen zwölf Nächten mafsen unsere Altvordern eine grofse Bedeutung bei. Sie galten als vorbedeutend für das beginnende Jahr; wie das Wetter vom 25. Dezember bis zum Dreikönigstag ist, so wird es in den zwölf Monaten des kommenden Jahres sein. Wenn man zwölf Gefäfse mit Salz während dieser zwölf Tage aufstellt, so kann man das Wetter eines jeden Monats voraus verkünden: die Gefäfse, deren Salz Wasser zieht, bedeuten dann feuchte Monate. Darum nannten auch die Angelsachsen diese Weihnachtszeit „Modra necht“, Mutternächte, weil sie nämlich gleichsam die Mutter der zwölf kommenden Monate sind. Dies ist uns durch den ganz zuverlässigen Zeugen, Beda Venerabilis (672—735), ausdrücklich überliefert.

Wenn nun nach altgermanischem Glauben in der Wintersonnenwendzeit der „Kalender“ für das folgende Jahr gemacht wurde, so liegt die Frage nahe, ob ein ähnlicher Aberglaube bei den Romanen sich nachweisen läfst. Bei den Nordfranzosen tritt uns keine Spur desselben entgegen; jenseits der Loire aber, wo so manche alte Tradition weiterblüht, entdeckte man mehrere Anzeichen eines Analogon: Weihnachten heifst im Provençalischen nicht blofs „Nouvè“ = Noël (vom lat. natalia; cf. portugiesisch Dia de natal = Geburtstag), sondern auch „calèndo“; in dem Dauphiné heifst der bei dem Germanen gebräuchliche Julblock „chalendal“, in Marseille ähnlich: „calendeau“ oder „caligneau“. Diese Bezeichnungen haben eine augenfällige Verwandtschaft mit dem Kalender, so dafs man schon daraus die Vermutung schöpfen könnte, es habe im Volksglauben des Provençalen jene Sonnenwendzeit ebenfalls einen Einflufs auf den Kalender gehabt.

Diese Annahme wird bestätigt durch eine Bauernregel aus dem bei Roumanille in Avignon erscheinenden „Armana prouvençau“. Unter den prouvèrbi zum Monat Dezember lesen wir dort nämlich folgendes:

„Apèllon coumtié o calendriéu li douge jour d'avans Nouvè. N'i a qu'afourtisson qu'en remarcant lou tèms que fai dins chascun d'aquéli jour, se pòu saupre lou tèms que fara dins chascun di douge mes de l'an.“

Bemerkenswert ist, dafs bis heute noch niemand auf diese auffällige Übereinstimmung aufmerksam geworden ist.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Un autre „Übersetzungskuriosum“.

En feuilletant les derniers volumes de cette Revue, je trouve une traduction fantastique qu'une maison italienne ajoute aux circulaires destinées à ses clients d'Allemagne (Vol. 66, pag. 238). Le morceau est édifiant, je l'avoue. Mais qui est-ce qui exige sérieusement qu'un Italien écrive l'allemand avec perfection? Ceci me rappelle la parabole du fétu et de la poutre et m'engage à soumettre aux lecteurs de l'„Archiv“ un délicieux petit spécimen de prose française cueilli dans le prospectus d'une fabrique d'appareils de physique pour les écoles.

„Le chemin de fer électrique comme apparat pour servir à un cours.

On a construit, il est vrai, déjà beaucoup de chemins de fer électriques comme apparats pour servir à un cours, mais le plus nouveau, fait du mécanicien Ernecke à Berlin se distingue avantageusement de tous les autres. Il est petit et à bon compte, et il court dans une voie fermée et circulaire; un seul élément suffit, pour transporter la locomotive en un cours assez vite.

Figure 1 fait reconnaître la voiture électrique de même que les deux rails, où les fils de fer des pôles sont conduits. Figure 2 montre l'arrangement plus exact de la voiture. Une roue de fer *A* de six larges dents incisés profondément est en face de la substance de fer *K* d'un électromagnet *E*; la roue peut se tourner autour de son axe; les extrémités de l'axe sont aux couches des bandes de métal *m* et *m'*. Figure 3 montre la roue *A* vue du côté. Sur l'axe *a* il y a à un côté une impulsion *T*, qui s'engrène dans la roue dentée *r* et à l'autre côté une petite roue *r'* de peu de dents incisées profondément; en face de cette dernière roue il y a une plume *f*. L'axe de la roue *r* est en même temps celui de la roue de voiture *U*; quand *r* se tourne, il faut qu'*U* se tourne aussi; les trois autres roues de voiture courent simplement avec la roue *r*.

Le torrent positive va sur l'un des rails (à *p*), entre dans la roue *V*, va de son axe sur la bande de métal *i* et de là par le fil de fer *d* dans les tortillements de l'électromagnet *E*, court alors de l'autre extrémité des tortillements de fils de fer par *d'* à la plume *f* et, si celle-ci touche une dent de la roue *r'*, sur *r'* et *a* au porteur *m* de l'axe de la roue de voiture *U* au torrent négative, qui entre dans le deuxième rail à *n*.

Aussitôt que le torrent est fermé (si la plume *f* touche une dent de *r'*), la substance de fer *K* attire une dent de la roue *A*, ainsi qu'*A* se tourne un peu; par cela *r* se tourne en même temps tellement que la plume *f* vient maintenant entre deux dents de *r*; le torrent est alors interrompu; mais la roue *A* se tourne encore un peu selon l'inertie. Bientôt après, quant la dent de *A*, qui se trouvait fraîchement en face de la substance de fer de l'électromagnet, s'en est éloigné un peu, la plume *f* touche de nouveau une dent de r'; le torrent est fermé de nouveau, la dent suivante de *A* est attiré de la substance de fer etc. De cette manière *A* se tourne bien rapidement et cause par cela en même temps le tournoiement de la roue de voiture *U*; le mouvement progressif vient de la friction de la roue *U* au rail."

Dr. Krebs. (Tirage particulier du „Humboldt", avril 1882, page 146.)

Quel amphigouri! Enfoncés les „viri obscuri"!!! — Espérons pour l'honneur de ces „apparats" qu'ils valent mieux que la prose de ce bon Docteur Krebs ou de son traducteur.

Bade, Pentecôte 1883. Joseph Sarrazin.

Allerlei Sprachliches.

1. Die mit Präpositionen zusammengesetzten Verba bieten im Deutschen vielfach Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Dafs durch die Stellung der Präposition zu dem Verbum oft ein wesentlicher Unterschied in der Bedeutung desselben bedingt wird, ist allgemein bekannt (vergl. übersetz'en u. ü'bersetzen, umschrei'ben u. um'schreiben, durchbrech'en u. durch'brechen, unterhalt'en u. un'terhalten etc.). In dem einen Falle ist die Präposition bekanntlich trennbar von ihrem Verbum, in dem anderen nicht (vergl. „ich übersetze ein Buch", „ich setze einen Mann über etc."). Im Deutschen (wie in allen german. Sprachen) herrscht aber auf diesem Gebiete eine auffallende Freiheit, sowie auch ein durch die fortschreitende Sprachentwickelung bedingter Wechsel, indem z. B. Verba comp., die früher fur trennbar galten, später als untrennbar behandelt werden. Man denke an das Verbum „anerkennen", das jetzt vorwiegend als untrennbar gebraucht wird.* — Doch wir kehren zurück zu dem oben Gesagten und

* „Diese die Reichseinheit repräsentierende Fahne anerkenne er nicht" (Post v. 21 Okt. 1878, Beil.); „Stolz auf den eignen Sieg, anerkannte er doch auch neidlos etc. (Gartenlaube 1878 S. 720). So sehr oft.

geben zunächst einige Beispiele auffallender Anomalien: vergl. Schillers Gedichte I, 29 (Wo [scil. ist] das Aug den Abgrund durchzuschaun?); Schiller, Fiesko I, 4 (eine Heldin, die kühn genug ist, die Ringmauer des Ranges durchzubrechen), Göthe, Iphigenie V, 3 (Gebirg' und Wälder durchzustreifen); ib. V, 6 (Von tausend durchgeweinten Tag' und Nächten); Göthe, Tancred IV, 6 (Den ungeheuren Schmerzen lag ich unter); Wieland, Ges. Werke XII, 34 (... Läfst man dem Leser zu untersuchen über). Vergl. Wieland III, 40. Weniger auffallend ist Schiller IX, 313 (... Um auf seine eigene Person die Souveränetätsrechte überzutragen = hinüberzutragen — sensu proprio). Man vergl. ferner Henning, Gallerie hist. Erzählungen, I. Samml. S. 23 (Du hast alles durchgedacht = durchdacht). Ganz verschieden von den oben angeführten Beispielen sind diejenigen Fälle, wo die Trennung der Präposition von ihrem Verbum (die Diäresis) blofs dazu dient, die Präposition selbst mit gröfserem Nachdruck hervortreten zu lassen: Vergl. Chamisso, Schlofs Boncourt („Ich aber will auf mich raffen, mein Saitenspiel in der Hand“ etc.); Heinr. v. Kleist, Der zerbrochene Krug VII, 477 („Just da sie auf jetzt rasselt“); ib. 505 („auf sich rappeln“).

Merkwürdige Trennungen finden sich (wie wir hier gelegentlich bemerken wollen) auch bei anderen Kompositis: vergl. Schiller, Gedichte I, 37 (Liebgekost vom Balsam-West); ebenso Wieland, Ges. Werke III, 8 (liebzukosen), ibid. XIII, 11 (zu stehen oder liebzukosen); vergl. Wieland, Oberon XII, 12 (mifszutrauen).*

Übrigens ist auch die entgegengesetzte Erscheinung (dafs nämlich die Trennung unterbleibt, wo man sie erwarten würde) nicht ganz selten: Vergl. Rotteck, Weltgeschichte, neu bearb. von Dr. Zimmermann, Teil I, S. 148 („Sie übersetzten ihn“ scil. den Hellespont);** Rodenberg, Deutsche Rundschau V, 1 p. 29 („Eine falsche Erziehungsmethode angewöhnt häufig ein äufseres Benehmen“ etc.); vergl. Schiller, Gedichte S. 103 („Ach, sie widerhallen leer!“); Anastasius Grün, Der letzte Ritter, S. 177 („So, Fürst, aufragst im Leben du, kronumglänzter Mann!“), ibid. S. 178 („Und dem verlornen Hütlein nachläuft die Heiligkeit“).

2. In gewissen Schriften, deren nähere Bezeichnung ich dem Kundigen gegenüber mir ersparen kann, findet man (als Plur. von „Tochterloge“) nicht selten die Form „Töchterlogen“ statt des allein richtigen „Tochterlogen“. „Töchterlogen“ könnten sprachlich nichts anderes sein als Logen für Töchter. Mit Recht spricht man von „höheren Töchterschulen“, während „Tochterschulen“ (wenn das Wort vorkäme) nur solche Schulen sein könnten, die von einer anderen (Mutterschule) aus gegründet wären. In derselben Weise sind „Hausfreunde“ etwas ganz anderes als „Häuserfreunde“ und wiederum würden „Häuserdiebe“ etwas ganz anderes sein als „Hausdiebe“.

3. Eine wohl schon öfter besprochene Eigentümlichkeit der deutschen Umgangssprache ist der pleonastische Gebrauch des Pron. possess. der 3. Person (neben einem Genitiv): vergl. „In der Mutter ihrem Garten; an des Vaters seinem Geburtstage“ etc. Beispiele der Art werden sich in der Schriftsprache wohl nur selten finden: vergl. Schiller, Wallenstein S. 165 („Ich mach mir an des Illo seinem Stuhl deswegen auch zu thun“);*** ebenso Just. Kerner, Der heil. Regisw. von Lauffen: „Da safs Herrn

* Bei diesem Verbum ist jetzt die Untrennbarkeit durch den Usus vollkommen festgestellt.

** Nach der Analogie von „überschreiten“.

*** Die Worte spricht einer von den Bedienten, dem eine solche Ausdrucksweise wohl angemessen ist.

Ernsts sein Töchterlein." — Mehr fällt es uns auf, wenn bei Subst. verschiedenen Geschlechts das zu beiden gehörige Pron. poss. nur einmal und in einer Form gesetzt wird: vergl. Göthe XXII, 286 („Ihre Gestalt und Wesen" st. „und ihr Wesen").

Dafs das Pron. pers. von den Dichtern oft weggelassen wird, ist so bekannt, dafs es kaum der Erwähnung bedarf: vergl. Bürger, Leonore („Wie bist noch gegen mich gesinnt?"); Göthe, Fuchs u. Kranich („Wenn die Leute willst gastieren" etc.); Göthe IV, 2 („Will mich unter Hirten mischen"); ibid. („Wenn mit Karavanen wandle"); Simrock, Wieland der Schm. 3. Abent („Wenn aus dem Schofs der Erde die goldnen Schätze hebst").

Ldsb. a. W. A. W.

Variations in the use of words.

It will hardly be denied in any quarter that the speech of the United States is quite unlike that of Great Britain in the important particular that here we have no dialects. Trifling variations in pronunciation and in the use of a few particular words certainly exist. The Yankee „expects" or „calculates", while the Virginian „reckons"; the illiterate Northerner „claims", and the Southerner of similar class, by a very curious reversal of the blunder, „allows" what better educated people merely assert. The pails and pans of the world at large become „buckets" when taken to Kentucky. It is „evening" in Richmond while afternoon still lingers a hundred miles due north at Washington. Vessels go into „docks" on their arrival at Philadelphia, but into „slips" at Mobile; they are tied up to „wharves" at Boston, but to „piers" at Chicago. Distances are measured by „squares" in Baltimore. by „blocks" in Providence. The „shilling" of New York is the „levy" of Pennsylvania, the „bit" of San Francisco, the „ninepence" of old New England, and the „escalan" of New Orleans. But put all these variations together, with such others as more careful examination might reveal, and how far short they fall of representing anything like the real dialectic differences of speech that obtain, and always have obtained, not only between the three kingdoms, but even between the contiguous sections of England itself! It ought to be remembered also that the ordinary language of the United States includes not greatly more of what may be called caste variations than of those that are attributable to differences of localities. The speech of the lower orders of the people, whether examined in regard to its vocabulary, its construction, or its pronunciation, differs from what all admit to be the standard correctness by a much smaller degree than is the case in England. A comparison of slang dictionaries will reveal a far longer list of unauthorized words as current among British „codgers" than among their congeners in the United States. Grammatical rules are violated badly enough by the ignorant of our own cities every day, no doubt; but how often, after all, will you hear from intelligent and respectable working people of American descent quite such a solecism as the „I were" and „he were" that one so frequently notices in the mouths of lower middle-class Britons, accustomed all their lives to conversation with speakers of the purest English? And as for the pronunciation, we have our faults, of course, in abundance, but where, from the Atlantic to the Pacific, will you discover any such utter disability of hearing or discernment as can permit men to drop or multiply their h's or transpose their w's and y's.

Prof. Tucker, North American Review.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

B. Haushalter, Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Stafsfurt an der Bode. (Halle, Tausch & Grosse.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Steinthal, Über Wilhelm von Humboldt. (Berlin, Dümmler.) 60 Pf.

F. Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. (Leipzig, Reifsner.) 3 Mk.

M. Schreiber, Schrift und Sprache. Regelung der deutschen Orthographie. (Wien, Pichler.) 1 Mk. 60 Pf.

F. Kern, Zur Methodik des deutschen Unterrichts. (Berlin, Nicolai.) 1 Mk. 80 Pf.

Grammatik.

M. Trautmann, Über die Sprachlaute im allgemeinen und die englischen, französischen und deutschen im speciellen. (Leipzig, Fock.)

M. Reimann, Die Sprache der mittelalterlichen Evangelien. Ein Beitrag zur englischen Grammatik. (Berlin, Weidmann.) 3 Mk.

H. Ziegler, Der poetische Sprachgebrauch in den sogen. Caedmonschen Dichtungen. (Münster, Coppenrath.) 1 Mk. 50 Pf.

F. Körnig, Der syntaktische Gebrauch des Imperfekts und des historischen Perfekts im Altfranzösischen. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

A. Schneider, Die elliptische Verwendung des partitiven Ausdrucks im Altfranzösischen. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

F. Neumann, Zur Laut- und Flexionslehre im Altfranzösischen, hauptsächlich aus pikardischen Urkunden von Vermandois. (Heilbronn, Henninger.) 3 Mk. 60 Pf.)

J. Spelthahn, Das Genus der französischen Substantiva. (Amberg, Pohl.) 1 Mk.

H. A. Schoetensack, Beiträge zu einer wissenschaftlichen Grundlage für etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der französischen Sprache. (Bonn, Straufs.) 10 Mk.

E. Pariselle, Über die Sprachformen der ältesten sicilianischen Chroniken. (Halle, Diss.) 1 Mk.

Hjalmar Edgren, Quelques observations sur l'élément roman de l'anglais, considéré dans ses rapports au français moderne. Lund. 1 Mk.

Lexikographie.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 7. Bd. 4. Lfrg. bearbeitet von M. Lexer. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

C. Villate, Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. (Berlin, Langenscheidt.) 4 Mk.

L. Cluguet, Glossaire du patois de Gilhoc (Ardèche) suivi d'un essai grammatical. (Paris, Leroux.) 2 fr.

W. M. Grein, Kleines angelsächsisches Wörterbuch. Nach Greins Sprachschatz der angelsächsischen Dichter bearbeitet von F. Groschopp. (Kassel, Wigand.) 5 Mk.

F. Flügel, Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 2 Teile. 14. verbesserte Ausgabe. (Leipzig, Brockhaus.) 15 Mk.

J. Haller, Altspanische Sprichwörter. 2. Teil: Litteratur der Sprichwörter. (Regensburg, Manz.) 9 Mk.

Litteratur.

Otfrids Evangelienbuch. Mit Einleitung, erklärenden Anmerkungen und ausführlichem Glossar herausgeg. von Paul Piper. 2. Teil, Glossar 1. Lfrg. (Freiburg im Br, Mohr.) 3 Mk.

F. Hirsch, Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 1. Lfrg. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.

Johs. Crueger, Der Entdecker der Nibelungen. (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt.) 1 Mk.

F. Miklosich, Über Göthes Klaggesang von den edlen Frauen des Asan Aga. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 40 Pf.

A. Hagemann, Göthes Iphigenie auf Tauris. (Dorpat, Schnakenburg.) 1 Mk. 60 Pf.

Th. Frimmel, Beethoven und Göthe. Eine Studie. (Wien, Gerold.) 1 Mk.

E. Belling, Die Metrik Schillers. (Breslau, Köbner.) 8 Mk.

C. Fr. Michaëlis, Lessings Minna von Barnhelm und Cervantes' Don Quijote. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.

A. Wiskemann, Die Katastrophe in Lessings Emilia Galotti. (Marburg, Elwert.) 60 Pf.

Gustav Schwabs Leben. Erzählt von seinem Sohne. (Freiburg, Mohr.) 4 Mk.

E. Koschwitz, Überlieferung und Sprache der Chanson du Voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople. (Heilbronn, Henninger.) 3 Mk.

J. Banquier, Bibliographie de la chanson de Roland. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.

E. Freymond, Jongleurs und Menestrels. (Heidelberger Habilitationsschrift, Halle.)

E. Levy, Der Troubadour Bertolome Zorzi. (Halle, Niemeyer.)

C. Fischer, Der altfranz. Roman de Troie des Benoît de Sainte-More als Vorbild für die mittelhochdeutschen Trojadichtungen des Herbart von Fritzlâr und des Konrad von Würzburg. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk.

P. Genovesi, Molière e la commedia moderna. (Mantova, Mondovi.) 50 c.

E. Faguet, La tragédie française au seizième siècle. (Paris, Hachette.) 3 fr.

H. Cordier, Bibliographie des œuvres de Beaumarchais. (Paris, Quantin.) 10 fr.

J. Darmesteter, Essais de littérature anglaise. (Paris, Delagrave.) 5 fr.

M. Koch, Über die Beziehungen der englischen Litteratur zur deutschen im achtzehnten Jahrhundert. (Leipzig, Teubner.) 75 Pf.

A. Albrecht, Das englische Kindertheater. (Halle, Dissertation.) 1 Mk.

H. Brandes, Über die Quellen der mittelenglischen Paulus-Vision. (Halle, Dissertation.) 1 Mk.

F. Groschopp, Das angelsächsische Gedicht „Christ und Satan". Leipzig, Dissertation.) 1 Mk.

J. M. Garnett, Beowulf, an anglosaxon Poem, and the fight at Finnsburg, translated by J. G. (Boston, Quin, Heath & Co.)

George Peele, Untersuchungen über sein Leben und seine Werke von R. Lämmerhirt. (Lübeck, Dittmer.) 1 Mk. 50 Pf.

H. A. Lüder, Carlo Goldoni in seinem Verhältnis zu Molière. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.
F. Colagrosso, Studj sul Tasso e sul Leopardi. (Neapel, Detken & Rocholl.) 4 fr.
De Hassek, Delle tragedie d'Alessandro Manzoni. (Triest, Progr.) 1 Mk.
N. Bobowski, Die polnische Dichtung des fünfzehnten Jahrhunderts. I. Mariengedichte. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

Hilfsbücher.

A. Engelien, Leitfaden für den deutschen Sprachunterricht. 1. u. 2. Teil. (Berlin, Schultze.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Liermann, Übersetzungsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache. Grammatik und Stil. 5. Schuljahr. (Frankfurt a. M., Auffarth.) 40 Pf.
M. Laue, 270 Stilübungen für Mittel- und Oberklassen der Volksschule. (Langensalza, Schulbuchhdlg.) 40 Pf.
Deutsche Sprichwörter als Materialien zu Aufsatzübungen für die Oberklassen der deutschen Volksschule. 6. Heft. (Würzburg, Staudinger.) 80 Pf.
J. Gossel, Aufsatzübungen für Volks- und Mittelschulen. 2 Hefte. (Berlin, Th. Hofmann.) 90 Pf.
J. Gossel, Praktische Aufsatzschule und ausgeführte Beispiele zu den Aufsatzübungen. (Berlin, Th. Hofmann.) 2 Mk. 60 Pf.
A. Wagner, Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, zunächst für die luxemburger Schulen. (Luxemburg, Breisdorff.) 50 Pf.
C. Hoffbauer, Kurzer Abrifs der deutschen Litteraturgeschichte. (Frankfurt a. O., Harnecker.) 90 Pf.
K. Th. Kribitzsch, Zur Poetik. Anhang zu Lesebüchern für Seminarien. (Gotha, Thienemann.) 50 Pf.
H. Damm, Familien deutscher Wurzelwörter. Für den Schulgebrauch. (Berlin, Müller.) 3 Mk.
L. Gerlach, Theorie der Rhetorik und Stilistik. (Dessau, Baumann.) 1 Mk.
A. Glanz, La ruche. Abécédaire pour les enfants. (Wien, Sintenis.) 1 Mk. 60 Pf.
K. Meurer, Franz. Lesebuch. I. Teil für Quarta und Unter-Tertia. (Leipzig, Fues.) 1 Mk. 10 Pf.
K. Kaiser, Franz. Lesebuch in drei Stufen. Inhaltsverzeichnis der Mittelstufe mit Hinzufügung der wichtigsten Autoren der Unterstufe. Ergänzung zu dem Aperçu de la lit. franç. (Mülhausen, Bufleb.) 12 Pf.
K. Kaiser, A brief history of the english language and literature, arranged for the use of schools. (Mülhausen, Bufleb.) 1 Mk.)
A. Verron, Englisches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen der höheren Lehranstalten. (Münster, Coppenrath.) 2 Mk. 40 Pf.
R. Wilcke, Anleitung zum franz. Aufsatz. (Hamm, Grote.) 1 Mk. 40 Pf.
Biblioteca italiana. Für den Unterricht im Italienischen mit Anmerkungen. 2. Heft: Il cane del cieco. Herausgeg. von A. Scartazzini. (Davos, Richter.) 75 Pf.
L. Borghetti, Italienische Grammatik für den Schul- und Privatunterricht. (Leipzig, Hässel.) 3 Mk. 60 Pf.
F. Demattio, Libro di lettura ad uso della I—IV classe di tutte le scuole secondarie. (Innsbruck, Wagner.) 5 Mk. 20 Pf.
J. Bastos u. A. Schmidt. Portugiesische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Schlufsbrief. (Leipzig, Morgenstern.) 50 Pf.


Princeton University Library
32101 063601478

